Hochland

JOS. KÖSEL'SCHE BUCHHANDLUNG
· KEMPTEN · · MÜNCHEN ·

·H·B·G·

Presented to the

LIBRARY *of the*

UNIVERSITY OF TORONTO

by

ST. MICHAEL'S COLLEGE
LIBRARY

Hochland

Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens, der Literatur und Kunst

Herausgegeben von

Karl Muth.

Fünfter Jahrgang · Band II.
(April 1908 · September 1908.)

Kempten und München.
Druck und Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung.

LIBRARY
FEB 15 1994
UNIVERSITY OF TORONTO

AP
30
H67
Jg. 5
Heft 2

Inhaltsverzeichnis des II. Bandes V. Jahrgang.*

I. Romane, Novellen und Gedichte.

	Seite
Boßhart, Jakob: Das Pasquill	145
David, J. J.: Ein Poet?	266
Ernst, Paul: Das Gespenst	560
Gangl, Josef: Berti	497
Jörgensen, Johannes: U. L. Frau von Dänemark	26
Kröger, Timm: Auch ein Wanderlied	385
" " : Das höhere Gebot	645
Schönaich-Carolath, Prinz Emil von: Die Rache ist mein	416

* * *

Bernhart, Joseph: Welt und Seele	721
Henkel, Klaus: Zwischen Traum und Tag	456
Hofer, Fridolin: Die Glocken	353
Rafael, L.: Meereslieder	306
Stach, Ilse von: Christus und der Tod. Legende	185
Steinwarz, Sophie: Der Heiland	728
Witkop, Philipp: Ergriffenheit	592

II. Religion, Geschichte, Philosophie, Bildungs- und Erziehungswesen.

Dr. Foerster, Fr. W.: Grundfragen der Charakterbildung	1
Dr. Spahn, Univ.-Prof., Martin: Polenpolitik	83
Hasse, Else: Neue Waffengänge auf dem Felde der Pädagogik	339
Dr. Ettlinger, Max: Altersweisheit neuzeitlicher Denker	369
Roloff, E. M.: Die ägyptische Kultur zur Zeit der ersten Pyramidenerbauer	390
Laros, A.: Newman und die Kanzelsprache unserer Zeit	429

---

* Die mit Sternchen bezeichneten Beiträge stehen unter den kleinen Rubriken ‚Hochland-Echo', ‚Rundschau' und ‚Neues vom Büchermarkt'.

Seite
Telsing, F. X.: Erinnerungen eines Konvertiten 459
Mensi, Alfred Frhr. von: Vedanta und Buddhismus und ihre Schätzung durch die Gegenwart 505
Dr. Spahn, Martin: Die christlich-soziale Partei der Deutschen Österreichs 544
v. St.: Eine neue Weltgeschichte 597
Dr. Zdziechowski, Univ.-Prof., Marian: Die gegenwärtige Krisis in der russischen Kirche 625
Dr. Willmann, Hofrat Univ.-Prof., Otto: Die Heilpädagogik im Ganzen der Erziehungsarbeit 686
Dr. Knupfer, Eugen: Maria Stuart in der neuen englischen Forschung 729
* E.: Soziale Schulung und Arbeit der Studenten 109
* Dr. M. E.: Das Erstarken der Görresgesellschaft 112
* Adolph, Karl: Die neue Naturphilosophie 113
* Weigl, F.: Pädagogik eine Wissenschaft? 116
* **: The Catholic Encyclopedia 126
* -r.: Von der Erziehung zur Arbeitsgemeinschaft 221
* Dr. Seppelt, Fr. X.: Alois Knöpfler 228
* Dr. Ettlinger, Max: Schelling 230
* Dr. Merker, H.: Sexualpädagogik im 18. Jahrhundert . . 231
* Muth, Karl: Kulturmüdigkeit und Kulturbegeisterung . . . 348
* P.: Kodifikationen der Philosophie 354
* Dr. Ettlinger, Max: Das ‚zweite Gesicht' 356
* **: Furcht vor der Wahrheit? 462
* Muth, Karl: Schell-Commer 467
* Dr. Ettlinger, Max: Die Zukunfsaufgaben der Philosophie . 470
* M. E.: Ein Streit um Nietzsche 472
* E.: Die großen Aufgaben der Zeit 604
* Pötsch, Rektor J.: Strömungen auf dem Gebiete des Volksschulwesens 606
* Dr. M. E.: Kollegienhäuser für katholische Studenten . . . 610
* Dr. E.: Die Amira'schen Thesen über akademische Forschungs- und Lehrfreiheit 731
* r.: Wie ein Erzieher Lügen hindert 734
* Dr. Schmidt, J.: Kolonialgeschichte 736
* Dr. Seppelt, F. X.: Franz von Assisi als religiöser Erzieher . 739

III. Literatur, Theater, Kunst und Musik.

Dr. Popp, Josef: Fritz von Uhde 58
Dr. Volbach, Univ.-Musikdirektor Prof., Fritz: Das Wesen des Wagnerschen Musikdramas 68
Dr. Lange, Univ.-Prof., K. von: Grünewalds Stuppacher Madonna 104
Gmelin, Prof. Leopold: Vom ‚Kunstgewerbe' zur ‚Sachkunst' . 129
Dr. Bredt, E. W.: Etappen der Münchener Malerei 1876—1908 161
Dr. Riezler, Walther: Münchener Baukunst der Gegenwart . . 174

Seite
Heilmeyer, Alexander: Moderne Plastik in München . . . 187
Dr. Louis, Rudolf: München als Musikstadt 1872—1908 . . 194
Weiß, Konrad: Von der Entwicklung Münchens als Kunststadt . 212
Muth, Karl: Nochmals vom Gral und den Gralbündlern . . 217
Prilipp, Beda: Soziale Probleme im amerikanischen Roman . . 322
Dr. Doering, Oskar: Die Industrieschilderung in der modernen Kunst 330
Dr. Volbach, Fritz: Volkskonzerte in ihrer erziehlichen Bedeutung . 336
Roloff, E. M.: Die ägyptische Kultur zur Zeit der ersten Pyramidenerbauer 390
Behr, Max: Prinz Emil von Schönaich-Carolath 444
Strauß und Torney, Lulu von: ‚Aus der Welt der Arbeit‘ . 457
Muth, Josef: Sprachschönheit 460
Weiß, Konrad: Das künstlerische Lichtbild 518
Dr. Volbach, Fritz: Mein und Dein in der Kunst . . . 593
Dr. Steinle, Justizrat, Alphons Maria Ritter von: Edward von Steinles kirchliche Wandmalereien 671
Klein, Rudolf: Edward von Steinle 677
Weiß, Konrad: Ästhetische Kultur. Gedanken zur Ausstellung ‚München 1908‘ 694
Wörndle, Heinrich Ritter von: Edward von Steinle, seine Lebens- und Künstlerbahn 701
Dr. Volbach, Fritz: Musikfeste 725

* Literatur und Theater.

* Dr. Ettlinger, Max: Hebbels Briefe 117
* Dr. Hindrichs, Otto: Hermann Sudermann, Rosen . . . 120
* M.: Anton E. Schönbach 234
* Nordeck, Hans: Neues von Ernst Zahn 235
* Muth, Josef: ‚Vom Schaffen‘ 358
* Mumbauer, J.: Edmondo de Amicis 360
* Muth, Josef: Adolf L'Arronge 479
* Dr. Counson, Univ.-Prof., A.: François Coppée . . . 480
* v. St.: D'Annuncios ‚Nave‘ 482
* Muth, Karl: Das Theater und die Künstler 483
* „ „ : Theater und Literatur 600
* Muth, Jos.: Josef Gangl 612
* Weiß, K.: Heine-Briefe 613
* M. E.: ‚Aus sonnigen Tagen‘ 615
* Muth, Karl: Josef Ruederer 616
* Jörgensen, Johannes: Jonas Lie 741
* M. E.: Der Kampf gegen die Schundliteratur 742

* Kunst.

* **: Die Ausstellung ‚München 1908‘ 122
* Klein, Rudolf: Berliner Kunstausstellungen 363

Seite

* A. H.: Angewandte Plastik auf der Ausstellung ‚München 1908' . 485
* Muth, Karl: Hugo Ulbrich 487
* Klein, Rudolf: Die Berliner Sezession 618
* **: Zu einer Reform der Druckkunst 745
* **: Zum Studium von Steinles Persönlichkeit und Werk . . 746

* Musik.

* Dr. Schmitz, Eugen: Wagner-Anekdoten 123
* „ „ „ : Richard Wagners Briefe an Minna Wagner 237
* Dr. Volbach, Fritz: Aus dem Beethovenkreis 489
* Dr. Schmitz, Eugen: Musikalische Strafpredigten . . . 620

IV. Biographisches.

* Coppée, François. Von Univ.-Prof. Dr. A. Counson . . 480
* De Amicis, Edmondo. Von J. Mumbauer . . . 360
* L'Arronge, Adolf. Von Joseph Muth 479
* Schönbach, Anton E. Von M. 233
Schönaich-Carolath, Prinz Emil von. Von Max Behr . . 444
Steinle, Edward von. Von H. Ritter von Wörndle . . 701
Uhde, Fritz von. Von Dr. Jos. Popp 58
* Ulbrich Hugo. Von Karl Muth 487

V. Naturwissenschaft, Medizin, Länder- und Völkerkunde.

Dr. Ettlinger, Max: Tierbeobachtung im zoologischen Garten . 205
Dessauer, Direktor Ing. Friedrich: Neues von den Teslaströmen 448
Dr. Schönbach, Hofrat Univ.-Prof., Anton E.: Aus der Naturforschung des Mittelalters 453
Dr. Schulz-Hamburg, Stabsarzt, E.: Im Lande des ‚Giak' . 528, 709
* Dr. Thürmann, O.: Zur Chemie der Zukunft . . . 232
* Dr. Ziesché, H.: Die wirtschaftlichen Erfolge der Lungenheilanstalten 473
* Dr. Bumüller, Joh.: Pithecanthropus erectus . . . 475

VI. Volkswirtschaft, Rechtspflege, Militärwissenschaft und Technik.

Moedebeck, Oberstleutnant H. W. L.: Über den gegenwärtigen Stand des Luftschiffes 76
Dr. Jaeger, J.: Wie unser Volk wohnt . . . 241, 401, 572
Dessauer, Direktor Ing. Friedrich: Organisation technischer Arbeit . 288
Dr. Helmer, Paul Albert: Rechtsanwaltschaft und Advokatur . . 308
Dr. Pohl, Heinrich: Ein internationales Gericht für den Seekrieg . 438
Dr. Eckener, Hugo: Das Zeppelinsche Luftschiff und die Ergebnisse der Fernfahrt 722
* E.: Soziale Schulung und Arbeit der Studenten 109
* Bieberstein, Oberstleutnant Rogalla von: Maschinengewehre . 476

Seite

VII. Leuchtende Gedanken.

Blomberg, Hermann von: Aphorismen 466
Steinle, Edward von: Für Maler von einem Maler. Nachgelassenes Manuskript 676

VIII. Verschiedenes.

* **: Joseph von Führichs Lebenswerk 123
* **: The Catholic Encyclopedia 126
* Dr. Schönbach, A. E.: Der Untergang der ‚Allgemeinen Zeitung' 225
* W.: Vom ‚Sekundenzeiger der Geschichte' 747
* **: Bibliographische Genauigkeit 749

IX. Neues vom Büchermarkt.

127, 239, 367, 493, 623, 751

X. Unsere Kunstbeilagen.

128, 240, 368, 496, 624, 752

XI. Offene Briefe.

128, 240, 368

XII. Kunstbeilagen.

Bradl, Jakob: Winthir-Brunnen 224
Düll, H., und Pezold, G.: Brückenfigur 225
Fischer, Theodor: Elisabethenschule, Städtische höhere Töchterschule, Fassade und Eingang 144
Fischer, Theodor: Erlöserkirche. Innere Choransicht, links . . 145
„ „ : Teil der Max-Josef-Brücke 225
„ „ und Floßmann, J.: Auer-Brunnen. . . 224
„ „ und Wrba, G.: Wittelsbacherbrücke, Standbild . 224
Gräffel, Hans: Neuer nördlicher Friedhof in München . . . 129
„ „ : Westlicher Friedhof zu München 136
„ „ : Östlicher Friedhof zu München 152
„ „ : Festsaal in der Zentralfortbildungsschule zu München 176
„ „ : Städtisches Waisenhaus 209
Grünewald, Matthias: Madonna in Stuppach 96
Heilmaier, Max: Brückenfigur 224
Heilmann und Littmann: Kaufhaus Oberpollinger . . . 192
Hey, Paul: Herbst 369
Hildebrand, Adolf: Hubertusbrunnen und Wittelsbacher Brunnen . 224

Seite

Hocheder Karl: Karl Müllersches Volksbad. Neubau des Verkehrsministeriums. Pfarrhaus der Heiligkreuzpfarrkirche. Pfründnerhaus ‚St. Martin' . . 160
„ „ : Hauptfeuerhaus. Karl Müllersches Volksbad, Männer-Schwimmbad 161
Kallmorgen, Friedrich: An die Arbeit 336
Kurz, Erwin: Brückenfigur 225
Maas, Nikolas: Alte Frau beim Apfelschälen 497
Meunier, Constantin: Das Bergwerk 272
„ „ : Im Kohlenrevier (Borinage) . . . 304
Pleuer, Hermann: Ausfahrender Zug 241
Pruska, Anton: St. Anna-Brunnen 224
Seidl, Gabriel von: Deutsches Museum 208
„ „ „ : Bayerisches Nationalmuseum 208
„ „ „ : Wohnhäuser 208
Steinle, Edward von: Margareta von Cortona 625
„ „ „ : Der Winter 632
„ „ „ : Der Violinspieler. Der Türmer . . 640
„ „ „ : Heimsuchung Mariä 648
„ „ „ : Parzival bei dem Einsiedler Trevrezent . 656
„ „ „ : Shylock mit Antonio und Bassanio . . 664
„ „ „ : Schneeweißchen und Rosenrot . . . 672
„ „ „ : Vom Rhein und dem Müller Radlauf . 688
„ „ „ : „ „ „ „ „ „ . 704
„ „ „ : Auferweckung der Tochter des Jairus . . 720
Uhde, Fritz von: Das heilige Abendmahl 1
„ „ „ : ‚Lasset die Kindlein zu mir kommen' . . 32
„ „ „ : Trommelübung 64
Ulbrich, Hugo: Der Felsentempel von Abu Simbel . . 400
„ „ : Der große Tempel in Luxor 416
„ „ : Der Sphinx von Gize 448
„ „ : Die Memnonskolosse 480

Photographische Kunst, siebzehn Kunstproben und Beispiele 528, 560, 592

XIII. Besprochene Bücher und Theateraufführungen.

Seite

* Allo, Bernhard: Foi et système 462
* Barzini, Luigi: Peking–Paris im Automobil 494
* Baumberger, Georg: Grüß Gott! Juhu-Juhu! Questa la via! Blaues Meer und schwarze Berge. Aus sonnigen Tagen . 615
Blennerhassett, Lady Ch.: Maria Stuart 729
Bölsche, Wilhelm: Tierbuch . . . 208
Bredt, E. W.: München als Kunststadt 217
* Catholic Encyclopedia, the . . . 126
* Catholic hall, the 611
* D'Annuncio, G.: Nave 482
* David, Jakob Julius: Vom Schaffen 358
* Dessauer, Friedrich: Technische Kultur? 367
* Eucken, R.; Sinn und Wert des Lebens 604

Seite

* Ferrero, G.: Größe und Niedergang Roms 493
Foerster, Fr. W.: Schule und Charakter 339
* Fried, Alfred A.: Die zweite Haager Konferenz 494
* Goldmann, Paul: Vom Rückgang der deutschen Bühne . . 604
Gurlitt, Ludwig: Erziehung zur Mannhaftigkeit. — Mein Kampf um die Wahrheit. — Der Verkehr mit meinen Kindern 339
* Hebbels Briefe 117
Heilmeyer, A.: Die Stadt München 217
* Heine-Briefe 613
* Heuler, Raimund: A. Thibaut, ‚über Reinheit der Tonkunst' . 624
* Hompel, A. ten, Hellrath, H., Plaßmann, J.: Indexbewegung und Kulturgesellschaft . 469
* Kellen, T.: Das Zeitungswesen . 749
* Kerschensteiner, Georg: Grundfragen der Schulorganisation . 239
* Kiesl, F. X.: Die Stellung der Kirche zur Theologie von Hermann Schell 467
* Kloß, Erich: Wagner-Anekdoten . 123
* Kranz, Richard: Der Sonne zu . 752
* Krämer, Aug.: Hawaii, Ostmikronesien und Samoa 495
* Krogh-Tonning, Karl: Erinnerungen eines Konvertiten . . . 459
* Lemke, Hans: Die Reisen des Marco Polo im 13. Jahrhundert 623
* Marcus, Hugo: System des Monopluralismus 115
Meerwarth, H.: Lebensbilder aus der Tierwelt 210
Möbius, Karl: Ästhetik der Tierwelt 210
* Morawski, P. Martin S. J.: Abende am Genfer See 495
* Nietzsches, Friedrich: Werke . . 127
* Oer, P. S. v.: Unsere Schwächen 495
* Ostwald, M.: Prinzipien der Chemie 233
Palmieri, P. A.: La chiesa russa 627
* Pfeil, Graf J. von: Zur Erwerbung von Deutsch-Ostafrika 736
Pflug-Harttung, J. von: Weltgeschichte 597
* Pfordten, O., Frhr. v. d.: Vorfragen der Naturphilosophie . . 113

Seite

* Philosophie, die, im Beginn des 20. Jahrhunderts 355
* Philosophie, Systematische (Kultur der Gegenwart) 355
* Rosner, Karl: Sehnsucht . . . 496
* Ruederer, Josef: Das Wolkenkuckucksheim 616
* Savits, J.: Von der Absicht des Dramas 604
* Schelling: Vorlesungen über die Methode des akad. Studiums, neu herausgeg. von O. Braun . 230
* —: ‚Schöpferisches Handeln', eine Blütenlese, herausgeg. von E. Fuchs 230
* Schellings Werke. Herausgeg. von O. Weiß 230
Schmidt, F. A., Möller, K., Radcziwill, M.: Schönheit und Gymnastik 339
Schönaich-Carolath, Prinz E. von: Gesammelte Werke . . . 444
Schultze, E.: Die Eroberung von Mexiko von Ferdinand Cortez . 623
Schulz, Georg: Natururkunden . . 210
* Shaw, Bernhard: Sozialismus für Millionäre 751
Sinclair, Upton: Der Sumpf . . 323
* Steinitzer, Max: Musikalische Strafpredigten 620
* Steinle-Publikationen 747
* Stöcker, Helene: Die Liebe und die Frauen 751
* Sudermann, H.: Rosen 120
* Thalhofer, Franz X.: Sexualpädagogik im 18. Jahrhundert 231
* Uhde, Fritz von: Eine Kunstprobe 682
* Unsere religiösen Erzieher. Herausgegeben von B. Beß 739
* Wagners, R., Briefe an Minna Wagner 237
* Weber, Max Maria von: Aus der Welt der Arbeit 457
Weese, Arthur: München 216
Weise, Oskar: Ästhetik der deutschen Sprache 460
* Wolf, Ernst: Felix Mendelssohn-Bartholdy 752
* Zahn, Ernst: Lukas Hochstraßers Haus. — Firnwind 236
* Zurbonsen, Friedrich: Das zweite Gesicht 356

Fritz von Uhde pinx.

Das heilige Abendmahl.

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Berlin.

Fünfter Jahrgang. April 1908. 7. Heft.

Grundfragen der Charakterbildung.

Von
Fr. W. Foerster.

Charakter und Caritas.

Was ist eigentlich Charakter?

In einer Zeit, in der die Umwertung aller Werte auf der Tagesordnung steht und täglich neue Lebensideale produziert und publiziert werden, ist es von größter Wichtigkeit für den Pädagogen, sich diese Frage einmal gründlich zu stellen und sich zu fragen, ob sich hier nicht gewisse Feststellungen als ‚rocher de bronze' etablieren lassen.

Wir wissen ja im Grunde unseres innersten Menschen alle ganz genau, was das Wort Charakter eigentlich bedeutet; — aber gerade wenn wir andere erziehen wollen, ist es sehr wichtig, daß wir uns genaue Rechenschaft über seine eigentliche psychologische Zusammensetzung ablegen.

Vergegenwärtigen wir uns zunächst die doppelte Bedeutung des Wortes: Einmal verstehen wir unter Charakter etwas ganz Neutrales: die vorherrschende Willensrichtung, das seelische und sittliche Gepräge eines Menschen. Wir sprechen in diesem Sinne von guten und bösen, von beständigen und unbeständigen Charakteren.

Dann aber wenden wir das Wort auch in einem positiven Sinne an, der eins der allerwichtigsten Ziele aller innern Bildung ins Auge faßt. Wir

sagen: Dieser Mensch hat Charakter. Wir meinen damit, daß mitten in dieser Welt der Vergänglichkeit und Veränderlichkeit etwas Festes und Unberührbares erschienen sei, eine Persönlichkeit, die nicht von äußern Eindrücken aus bestimmt wird, sondern aus einem festen Kern von geistigen Überzeugungen heraus handelt und diesen die Treue bewahrt bis in den Tod.

Also dieses Selbständigwerden der Persönlichkeit gegenüber der Außenwelt im weitesten Sinn ist das erste Kennzeichen, die erste Ankündigung dessen, was wir in positivem Sinne Charakter nennen. Wir sehen in der indischen Philosophie und in der Erlösungslehre Buddhas diese Abberufung des Geistes aus der Außenwelt, diese Konzentration auf seine innersten Offenbarungen, diese Verpflichtung, nur aus dem tiefsten göttlichen Selbst heraus zu handeln und den Reizungen und Schickungen der äußern Welt gegenüber völlig unberührbar dazustehen. Wir beobachten ein Gleiches in der hebräischen Weisheit: diese Sammlung aller Lebenskräfte im Gottesgedanken, dieses Herausheben des Individuums aus allen irdischen Zusammenhängen, damit es ganz von Gott aus bestimmt werde, ganz aus dem Geist heraus handeln lerne und nicht Sklave irdischer Nötigungen bleibe. Angedeutet wird dieses Thema der göttlichen Führung der Seele — des göttlichen Anspruches auf die Seele — schon in den Worten Gottes an Abraham: ‚Gehe aus deinem Vaterlande und aus deiner Freundschaft in ein Land, das ich dir zeigen werde!‘ Das ist die Emanzipation des Individuums auch von der nationalen Gebundenheit an Nation und Familie: der Mensch wird gelöst von der Tyrannei dieser Zusammenhänge, und zwar durch den unbedingten Gehorsam gegen das, was die Gottheit in seinem tiefsten Innern verkündigt. Auch hinter der Erzählung von der Opferung Isaaks steht eine ähnliche Tendenz: die Menschenseele wird von der Anhänglichkeit an das Irdische gelöst, sie soll lernen, ihrem höchsten Urquell alles zu opfern, auch das Liebste und Teuerste, — dieser Gehorsam soll ihr das Liebste und Teuerste werden. Im Christentum finden wir diese Forderung der Lösung des Menschen von seinen menschlichen Zusammenhängen, diese Sicherstellung seiner Freiheit ihnen gegenüber zur höchsten Klarheit erhoben; und wer könnte so blind sein, zu verkennen, daß die Erziehung zu solcher geistigen Haltung die Gefühle und Verantwortlichkeiten der Liebe keineswegs geschwächt und getötet, sondern vielmehr bereichert und verstärkt hat? Jene starke Lösung des Menschen von der Außenwelt hat auch erst die unberührbare und unbeirrte Liebe geschaffen, jene vollkommene Hingabe an die geistige Welt hat erst alle Gefühle vergeistigt und über die Launen des bloß Naturhaften erhoben, jene absolute Treue gegenüber dem Gewissen hat die sittlichen Kräfte geschaffen, ohne welche die sozialen Bande des Menschen nur auf veränderliche Instinkte und Triebe angewiesen wären,* und endlich

* Das Wort Christi: ‚Wer nicht um meinetwillen Vater und Mutter verläßt, der ist meiner nicht wert‘ bedeutet darum — so paradox es klingen mag — erst den wahren Schutz des Familienlebens; denn es heißt in seinem tiefsten Sinne und in seinen Konsequenzen doch auch folgendes: Wer nicht die höchste Liebe über

hat jene völlige Unterwerfung des Menschen unter das Ewige und Göttliche, jene erhabene Überordnung eines höchsten Zweckes über alle andern Zwecke auch der Liebe erst die rechten Ziele und Mittel ihres Wirkens erleuchtet, ihr die rechte Festigkeit gegenüber einem kurzsichtigen Mitleid gegeben, statt sie zur rastlosen und haltlosen Sklavin des Bedürfenden und Verlangenden zu machen.

Betrachtet man die griechisch-römische Kulturentwicklung, so sieht man dort ebenfalls auf bestimmter Stufe diese Emanzipation der geistigen Persönlichkeit von der Bevormundung durch das Milieu und durch die eigene körperliche Sphäre klar zum Ziele der tieferen Bildung erhoben und als Fundament der eigentlichen Menschwerdung gefeiert. Denn was nützen dem Menschen alle höheren Seelenkräfte, wenn dieselben in den Dienst der organischen Triebe treten und eine bloße Resonanz körperlicher Zustände werden, statt der physischen Welt das Gesetz des Geistes aufzuprägen?

Vor allem die platonische Philosophie bedeutet den konsequentesten Versuch der Charakterbildung im obigen Sinne. Sie beschäftigt sich überhaupt weit mehr mit dem Charakter, mit der Emanzipation der Persönlichkeit von der Außenwelt, als mit der Metaphysik. Selbst in den Gesprächen über die Unsterblichkeit ist dieses pädagogische Interesse im Vordergrund. Der Gedanke der Unvergänglichkeit des Geistes wird eigentlich nur benützt, um die Seele auf ihren innersten Kern zurückzuwerfen, sie vor dem charakterlosen Zerfließen in die Außendinge und vor der Diktatur der Sinne zu bewahren dadurch, daß sie an ihre adlige Herkunft gemahnt wird und zu tieferem Erlebnis ihres eingeborenen Gegensatzes zur materiellen Welt geführt wird: ‚Löse dich von allen Vorspiegelungen der Sinne, höre nur auf dich selbst, sei nur dir selbst treu‘ — wer beobachtet nicht in diesen Worten des Sokrates im ‚Phädon‘ die Schöpfung des Charakters, der ‚übereinstimmt mit sich selbst‘?

Alle solche Vorschläge, die in der platonischen Sprache zur Lösung von der Außenwelt auffordern, werden heute als weltflüchtige Askese abgelehnt und bespöttelt. Man will nicht begreifen, daß die Befreiung der Persönlichkeit von der Außenwelt das unentbehrliche Mittel ist, die Außenwelt wahrhaft zu unterwerfen und gesetzgebend in sie einzudringen. Solange die äußern Dinge uns bevormunden, haben wir keine gestaltende Macht über sie. Ist nicht gerade der moderne Mensch, der so viel von der Freiheit redet, ohne ihre wahren psychologischen Bedingungen zu kennen, gerade deshalb wieder in so hohem Maße ein Sklave der Außendinge geworden, weil die Charakter-

alles stellt und ihr nachfolgt, auch dort, wo die eigensten Angehörigen uns ihr untreu machen wollen, dessen Liebe ist auch noch keine starke und reife Kraft und nicht fähig, menschliche Lebensgemeinschaft zu bauen und zu tragen. Wer Christus untreu wird um der Eltern willen, der wird auch den Eltern untreu werden um anderer Beziehungen und Versuchungen willen! Die Seele muß dem Herrn ihrer eigenen Vollendung treu bleiben bis ans Ende — erst von dieser Treue aus wird alle andere Treue gespeist und gesegnet.

bildung im obigen Sinne so vernachlässigt ist, und weil man unter ‚Emanzipation der Persönlichkeit' alles Mögliche versteht, nur nicht das Allerwichtigste, nämlich ihre Loskettung von der Tyrannei körperlicher Zustände und sinnlicher Triebe und Affekte? Es ist kein Zufall, daß gerade von Amerika aus, wo heute die atemlose moderne Arbeitskultur ihren Höhepunkt erreicht hat, eine Reihe von Schriftstellern auftaucht, die den Menschen zur Rückkehr in sein innerstes Selbst, zur Sammlung im Zentrum seiner seelischen Kraft auffordern, weil er sonst durch die Außenwelt aufgerieben und physisch und nervös zerstört werden müsse. Charakteristisch für diese Richtung sind besonders die Schriften von Ralph Waldo Trine, der am eindringlichsten diese Lösung von der Außenwelt, diese Treue gegen das wahre göttliche Selbst predigt, dessen Herrschaft allein unsere wunden Nerven heilen und unsere zerrissene Seele beruhigen könne. Nur übersehen alle diese Schriftsteller, und gerade auch Trine, daß solche Einkehr in das wahre Selbst nicht etwas Einfaches ist, sondern ein letztes Ergebnis tief eindringender Selbsterkenntnis, religiöser Erleuchtung und schwerer Willensübung. ‚Bleibe dir selbst treu!' — diese Parole hören wir auch von manchem Vertreter der Philosophie der Selbstsucht; es kann sich mit diesem Motto eben auch jede trotzige Eigensucht, jede Unterwerfung unter die Leidenschaft decken. Das, was wir Charakter nennen, das ist noch lange nicht erreicht, wenn das natürliche Selbst des Menschen sich irgendwo leidenschaftlich oder starrsinnig der Außenwelt gegenüber durchsetzt: nein, in dieses natürliche Selbst ist die Außenwelt und die Körperwelt noch tausendfach hineingewirkt, unsere besten Regungen und Motive sind durchsetzt mit so viel Hochmut und Eitelkeit, so viel Selbstsucht und Sinnlichkeit, so viel *Abhängigkeit von äußerlichen Dingen*, daß dieses verworrene Durcheinander nur durch einen furchtbaren Ernst des Wahrheitsverlangens und der Selbsterziehung gelöst werden kann. Und auch dann nur mit höherer Hilfe.

In Goethes Faust heißt es darum von der ‚geeinten Zwienatur' des Menschen, die so innig verwachsen und so schwer zu lösen ist: ‚Die ewige Liebe nur vermag's zu scheiden,' das heißt, im Lichte der ewigen Liebe allein löst sich der Starrkrampf der niederen Selbstbehauptung; wir erkennen klar, wo unser ewiges Selbst liegt, und wo wir von der untern Welt bevormundet werden.

Man mache sich diesen ungereinigten und unselbständigen Zustand unseres natürlichen Ich z. B. an der Psychologie des Rachegefühls klar: wie der Mensch, der davon besessen ist, seine Leidenschaft als Ausdruck seines innersten Selbst empfindet, ganz eins ist mit ihrem Wüten, — und doch befindet er sich dabei weniger als je in der ‚Selbstbestimmung', sondern durchaus in einer Gleichgewichtsstörung von außen. Diese kann nur beseitigt werden, wenn der Mensch durch eine ergreifende Mahnung aus der Welt der geistigen Vollendung ‚zu sich selbst' gebracht werden kann. Das gleiche gilt von jeder andern sinnlichen Leidenschaft.

Eine alte italienische Legende schildert uns diese Erleuchtung von oben, die den Menschen plötzlich zu sich selber bringt; sie hat einen tiefsymbolischen

Sinn auch für alle andern Gebiete, wo das Ich des Menschen ganz in Erregung verloren ist: Ein Mann hat einen andern erschlagen und muß flüchten, um der Rache des Bruders zu entgehen. Nach Jahren kehrt er zurück ins heimatliche Tal. Da begegnet ihm als erster der Bruder des Ermordeten und eilt mit gezücktem Dolch auf ihn zu. Er sinkt auf die Knie und ruft: ‚Um des Gekreuzigten willen erbarme dich!' Der andere läßt den Dolch fallen und gibt den Feind frei und schreitet weiter; dann eilt er in die nächste Kapelle, um sich niederzuwerfen und die ungeheure seelische Erregung auszuschütten. Da scheint es ihm, als ob der Gekreuzigte das Haupt neigt und ihm zunickt. . .

Im Lichte der weltüberwindenden Seelengröße kehrt der Mensch, dessen Selbst ganz eins war mit seiner Erregung, plötzlich zu seinem göttlichen Leben zurück — das Gelüst fällt von ihm ab wie etwas Fremdes, und er fühlt sich befreit wie von einem bösen Traum. In solchen Augenblicken ist die wahre Selbstbehauptung gelungen. Das Nachgeben an die Leidenschaft wäre Niederlage der Persönlichkeit, wäre ein Sieg der äußeren Dinge über die Seele gewesen.

Es ist kein Zufall, daß in den Gesprächen des Sokrates gerade die Überwindung des Vergeltungstriebes als unausweichliche Konsequenz des Gedankens der wahren geistigen Selbstbehauptung, als eigentliche Innenbestimmung gegenüber der Außenbestimmung gelehrt wird, wie wir überhaupt aus der antiken Philosophie sehr vieles für die männliche Seite der Charakterbildung, für die unberührbare Standhaftigkeit und Stetigkeit des persönlichen Wollens lernen können. Gewiß ist diese Willensseite im Christentum noch stärker und konsequenter entwickelt, aber ihre einzelnen Etappen und Bedingungen treten in der Antike deutlicher hervor, sind dort gleichsam isoliert veranschaulicht und darum pädagogisch von großem Werte. In anderem Zusammenhange wird die sokratisch-platonische Lehre von der Überwindung des Vergeltungsdranges eingehend psychologisch gewürdigt werden; innerhalb dieses Gedankenganges hier soll nur hervorgehoben werden, daß der platonische Sokrates tief und richtig erfaßt hat, daß alle Rachetriebe nur Fremdbestimmungen unseres Willens sind, Eindringen fremder Zustände in unsere Seele; und daß der wahre Widerstand gegen das Böse, die wahre Treue gegen unser Selbst darin zutage tritt, daß wir das böse Beispiel nicht im leisesten eindringen lassen in unsere eigene Seele, sondern ganz selbständig aus unserer eigenen Überzeugung heraus handeln, statt sich deshalb zu Niederem hinreißen zu lassen, weil ein anderer uns seinem niedern Standpunkt gemäß behandelt hat.

Neben der platonischen Philosophie ist es vor allem die stoische Schule, die mit Bewußtsein Charakter im obigen Sinne gebildet hat: Unerschütterliche Festigkeit der geistigen Persönlichkeit gegenüber den äußern Eindrücken sowie auch gegenüber den Zuständen und Bedürfnissen des eigenen Organismus. Der stoische Begriff der Autarkeia, des in sich selbst ruhenden Menschen, be-

zeichnet deutlich genug diese prinzipielle Emanzipation der Persönlichkeit von den äußern Dingen.

Wir möchten hier eine pädagogische Nutzanwendung machen. Man hat mehrfach die Ansicht ausgesprochen, daß der Erziehungsgang des Menschengeschlechtes maßgebend sein sollte auch für die Stufenfolge der pädagogischen Einwirkungen auf das einzelne Individuum. Nun kann dieser Gesichtspunkt selbstverständlich in ganz übertriebener und kritikloser Weise angewendet werden. Man darf ihn aber auch nicht ganz ablehnen. Denn in der Stufenfolge der geistigen Entwicklung der Menschheit sind doch psychologische Gesetze wirksam, die der Erzieher nicht unbeachtet lassen sollte. So sollte z. B. gerade die Charakterbildung nicht wahllos alle Richtungen der moralischen Kultur gleichzeitig anregen, sondern beachten, daß — genau so wie bei der Intellekt-Kultur — das eine das andere voraussetzt. Es ist doch kein Zufall, daß die große Caritas-Erziehung des Christentums vorbereitet wurde durch eine Philosophie, die das geistige Sein des Menschen zur Unabhängigkeit von der Außenwelt, zur Herrschaft über den Augenblick und zur höchsten Konzentration erhob. Wer nichts ist, kann nichts geben. Je inniger einst die Gemeinschaft werden soll, um so stärker muß das Individuum davor gesichert werden, daß es nicht ein willenloses Werkzeug der Kameradschaft, ein bloßer Reflex des sozialen Milieus sei, sondern als selbständige Kraft in das soziale Leben eingreife. Darum soll die Einwirkung im stoischen und platonischen Sinne in gewissen Jugendjahren stark in den Vordergrund treten und gerade auch der Selbsterziehung als bewußtes Ziel gestellt werden, besonders bei von Natur bereits sehr sozial angelegten jungen Menschen. Selbstverständlich soll dies nicht so einseitig geschehen, als sei das Christentum überhaupt noch nicht erschienen; wohl aber soll jene Seite der Askese und der persönlichen Standhaftigkeit, der Unabhängigkeit von den Menschen ganz besonders unterstrichen werden. Die alten Pädagogen des Christentums haben das von jeher getan; in der jesuitischen Erziehung ist es der herrschende Gesichtspunkt, und es wäre sehr zu begrüßen, wenn diese Seite der Einwirkung auch in der protestantischen Pädagogik mehr zu ihrem Recht käme, was gerade auf den höheren Stufen am besten im Anschluß an die antiken Philosophen geschehen kann. Mit Recht macht schon Hilty darauf aufmerksam, daß in der protestantischen Erziehung die unmittelbare Anleitung zur Standhaftigkeit, Selbstbeherrschung und Besonnenheit zu kurz käme, und daß man sich hier mit großem Nutzen der konkreten Anweisungen der stoischen Schule bedienen könne, in denen ein Gebiet der innern Bildung, was im Christentum ebenfalls enthalten ist, zum Gegenstand ganz spezieller Behandlung und Wegweisung erhoben wird.

Wir haben uns nun noch klar zu machen, durch welche tiefern Inspirationen denn nun die unantastbare Selbständigkeit und Festigkeit, die wir als das Wesen des Charakters im engeren Sinne bezeichnet haben, erzeugt und sicher gestellt werden könne. Vom psychologischen Standpunkte kann nicht bezweifelt werden, daß jene unerschütterliche Haltung der Persönlichkeit gegen-

über der Welt und Menschen nur durch ewige und unerschütterliche Wahrheiten begründet werden kann, die den Menschen über das Vergängliche erheben, weil sie selber über den Launen der Zeit stehen und in der tiefsten Erfahrung der Seele vom Ewigen ihre unausrottbare Wurzel haben. Welche hochmütige Vermessenheit würde dazu gehören, nur auf Grund einer subjektiven Meinung einer ganzen Welt standzuhalten! Nur auf dem Boden des Unvergänglichen ist man dem Vergänglichen gewachsen, nur die übermenschliche Wahrheit stellt uns sicher vor den tausend Einflüsterungen menschlichen Irrtums und eigener Torheit und Kurzsichtigkeit! Auch haben wir die Kraft zum Opfer nur gegenüber dem ganz Gewissen und Unwandelbaren: Für Hypothesen opfert niemand etwas, am wenigsten aber seine Wünsche und Leidenschaften.

Gerade die Philosophie des Sokrates beleuchtet das. Man hat seine Apologie mit Recht das männlichste Buch der Weltliteratur genannt. Diese unangreifbare Männlichkeit, diese Unerschütterlichkeit der Überzeugung aber ruhte darauf, daß er in seinem tiefsten Innern den Zusammenhang mit dem Ewigen gefunden hatte und von da aus der Autorität der vergänglichen Dinge gewachsen war. Es ist kein Zufall, daß die höchste Steigerung seiner persönlichen Stärke und Gewißheit stets im Zusammenhang mit seinem Bekenntnis zur Unsterblichkeit der Seele auftritt. Ihm ist die Entscheidung für das Gute nicht nur eine Entscheidung für soziale Wahrheiten, sondern in erster Linie eine Entscheidung für das Heil der Seele, für das ewige Leben des Geistes; damit ist alle Macht des Schicksals und aller Schrecken des Todes gebrochen: die Persönlichkeit ist zur völligen Freiheit gereift. Freiheit in diesem persönlichsten Sinne ist Charakter, ist völlige Unberührbarkeit gegenüber den äußern Dingen.

Wie großartig ist in den Dialogen diese Festigkeit gegenüber der Charakterlosigkeit seiner sophistischen Gegner gezeichnet, — diesen entwurzelten Intellekten, die von ihren Launen und Trieben und von den äußern Impressionen ruhelos hin und her gejagt werden, die keine feste Wahrheit kennen und heute dieser, morgen jener Mode nachlaufen, weil sie nicht bis zum Ewigen im geistigen Sein des Menschen vorgedrungen sind und ihr ganzes Ich nur auf die Welt des Wechsels gestellt haben!

Es ist nun klar, daß das ganze Ziel innerer Bildung noch keineswegs mit dem erschöpft ist, was wir im vorangehenden als Charakter im engern Sinne definiert und beschrieben haben. Die männliche Seite der Innenkultur, das Willenselement aller Erziehung bedarf der Erfüllung und Ergänzung durch das weibliche Element aller Seelenbildung, durch die Erziehung zur Caritas — genau so, wie diese letztere Seite nach dem Fundamente der männlichen Stärke und Unabhängigkeit verlangt.

Im wirklichen Leben finden wir jedoch leider diese beiden Elemente höchst selten vereint; sie scheinen auf entgegengesetzten Seelenkräften zu ruhen und daher einander auszuschließen, eine Gefahr für einander zu sein, — und doch ist jedes einzelne dieser Bildungselemente unzulänglich ohne das andere.

Wenn wir uns diejenigen Menschen vergegenwärtigen, die am ausgeprägtesten das Element der zielbewußten Energie, der unbestechlichen Festigkeit sowie der Standhaftigkeit gegenüber Leben und Schicksal verkörpern, so finden wir ihrem Wesen in den allermeisten Fällen eine gewisse Härte und hochmütige Menschenverachtung beigemischt: die Festigkeit ist mit Trotz und Starrheit, die Energie mit Rücksichtslosigkeit und die Standhaftigkeit mit Kälte, ja Apathie verbunden. Gerade am antiken Charakter bemerken wir diese Einseitigkeit. Vergegenwärtigen wir uns z. B. die Seele des Sokrates. Mögen wir für die Stärke und Freiheit seines Wesens noch so große Bewunderung haben, — wir vermissen doch den großen Zug der Liebe darin. Niemals vermöchten wir das Wort ‚Agnus Dei' auf seinen Märtyrertod anzuwenden. In seinen Entschluß, zu sterben, spielt nicht jenes tiefe Erbarmen mit den Menschen hinein, das die Unfreiheit der Kreatur durch einen hinreißenden Akt der vollkommenen Freiheit lösen möchte — nein, er steht ganz allein seinem Volke gegenüber, ohne Haß, aber auch ohne Liebe: das Wort ‚Vater vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun' können wir uns niemals von seinen Lippen gesprochen denken.

Und ebenso zeigen die größten Charaktere der Antike, die Stoiker, wohl die männliche Kraft geistiger Selbstbehauptung gegenüber Leben und Menschen, aber sie haben keine Caritas; sie lehnen sogar ausdrücklich das Mitleid als verweichlichend ab, sie leben in der ‚Autarkeia', der Selbstgenügsamkeit, die von oben auf die Menschen herabblickt und stets in Selbstüberhebung entartet. Gerade hier kann man deutlich erkennen, wie notwendig die tiefste Caritas gerade dann wird, wenn der Mensch sich auf sich selbst gestellt hat und über die mannigfache Knechtschaft Herr geworden ist, die von unseren sozialen Eitelkeiten und unseren sozialen Bedürfnissen herkommt. Diese Erhebung über die Abhängigkeit vom Mitmenschen führt unausweichlich zu selbstsüchtigem Dünkel, wenn nicht eine neue Verbindung zum Mitmenschen gefunden wird, eine Beziehung, die nicht aus irgend einem bloßen geselligen Triebe oder einer inneren Abhängigkeit von dem Menschen mehr kommt, sondern aus erlöster Selbstsucht und aus freigewordener Seelenkraft. Unabhängig sein von den Menschen und doch fest mit ihnen verbunden bleiben — das ist die wahre Aufgabe der Bildung, die allein den Forderungen des Lebens gewachsen ist und die allein auch alle Seelenkräfte im Menschen in gesundem Gleichgewicht entwickelt und ihn ebenso vor krankmachender Isolierung wie vor sozialer Sklaverei bewahrt.

Die männliche Selbstbehauptung, das Sichlösen von den äußeren Eindrücken und Einflüssen erschwert also zweifellos der Seele das, was wir Gemeinschaft und Caritas nennen, und ebenso ist das Vorwalten der sozialen Tendenz in einem Menschen zunächst gewiß eine Gefahr für das, was wir Charakter nennen. Wie selten treffen wir daher wahrhaft liebevolle Menschen, die zugleich Festigkeit und Konsequenz besitzen! Ihre Vertiefung in die Bedürfnisse des andern, ihr lebhaftes Mitfühlen, ihr Verlangen nach Harmonie

macht sie nur zu leicht ihren tieferen Überzeugungen untreu, macht sie bestimmbar von außen her, zersplittert ihr ganzes Wollen, — ja, das Verlangen ihrer Natur nach Übereinstimmung mit der Gesellschaft nimmt ihnen überhaupt den Mut zu jener großen Konsequenz, die den Menschen im Leben nur zu bald isoliert. ‚Gemeinschaft macht gemein‘ sagt Nietzsche in diesem Sinne. Und selbst Thomas a Kempis bekennt, daß er aus der Gesellschaft nie ohne Einbuße am inwendigen Menschen zurückgekehrt sei. Je feiner eine Natur organisiert ist, um so mehr unterliegt sie oft jener Untreue, die aus der Rücksicht auf die Empfindungen anderer folgt und die bis an die Grenze des Verrates gehen kann. Wer kennt übrigens nicht auch jene Art von Männern, die sich in Gegenwart von ungeistigen Frauen schämen, wahrhaft geistige Ideale zu verteidigen? Wie mächtig und mannigfaltig ist der Einfluß der Gesellschaft auf ein Individuum, das keinen festen Standpunkt gefunden hat über der Gesellschaft und über dem bloß Subjektiven! In wieviel Versuchung zur Unwahrhaftigkeit befinden sich ferner gerade die ‚sozialen‘ Naturen, die lebhaft von den Bedürfnissen und Verlegenheiten ihrer Umgebung bestimmt werden! Wie leicht nehmen sie oft eine Lüge, die zum Besten des andern gesagt ist! Alle diese Gefahren der Caritas beobachten wir besonders bei jenen Frauen, die nur zu oft von einem blinden und unkontrollierten Mitleid getrieben werden und eben dadurch leicht jede feste Innenbestimmung verlieren und nur durch äußere Eindrücke gelenkt werden. Für solche Naturen gilt gewiß das Wort Nietzsches: ‚Wehe allen Mitleidigen, die nicht noch eine Höhe über ihrem Mitleid haben.‘

Ist nun also Charakter und Caritas, das Sich-Verschließen und das Sich-Öffnen, das Element der Konzentration und der Expansion, des Männlichen und des Weiblichen in der Seelenbildung wirklich unvereinbar? Verhindert das eine die Entfaltung des andern? Dies war in der Tat Nietzsches Ansicht. Er glaubte, daß das weibliche Element in der Seele das Männliche töte, daß die Kultur des Willens und die Kultur der Caritas im Grunde nicht vereinbar seien, sondern daß durch das Mitleiden unrettbar die ungebrochene Energie, durch die ‚Rücksicht‘ das Vorwärtssehen und Vorwärtsgehen gehemmt werde. Und er, eine ganz aus frauenhafter Feinheit und Gewissenhaftigkeit gebildete Natur, verwarf darum alle ‚weiblichen‘ Tugenden und verlangte nach dem starken und harten Wollen, das von keinem Erbarmen und keinem sozialen Gewissensbedenken in seiner geraden Laufbahn gestört werde. ‚Nicht euren Nächsten sollt ihr lieben, sondern euer Werk und euren Willen!...‘ ‚Wie ist es nur möglich, auf *seinem* Wege zu bleiben! Fortwährend ruft uns irgend ein Geschrei seitwärts; unser Auge sieht da selten etwas, wobei es nicht nötig wird, augenblicklich unsere eigene Sache zu lassen und zuzuspringen!‘ In diesem Sinne gilt es Nietzsche als Zarathustras ‚letzte Sünde‘, daß er noch einmal nach dem ‚Notschrei der Menschheit‘ hinhorcht.

Niemand hat in der Tat die Gegensätzlichkeit der männlichen und weiblichen Seelenkräfte, ihre Gefahr für einander, bestechender geschildert als

gerade Nietzsche. Und der wirkliche seelische Zustand der meisten Menschen beweist ja auch, wie oben gezeigt, wie schwer jene beiden Tendenzen miteinander zu vermählen sind. Andererseits sprechen drei gewichtige Gründe durchaus gegen alle Einseitigkeit der Seelenbildung, besonders aber gegen den von Nietzsche vorgeschlagenen Weg. Erstens wäre das eine künstliche Verarmung der menschlichen Natur, und jede solche Verarmung ist ja doch auch wieder eine Verschüttung von Kraftquellen — gerade für den Willen. Welche ungeheure Inspiration und Ausdauer hat doch die Caritas dem Menschen gegeben! Zweitens ist darauf aufmerksam zu machen, daß gerade die überwiegende und einseitige Ausbildung des männlichen Elementes im antiken Charakter doch letzten Endes auch die Ursache davon war, daß die Antike den Aufgaben einer komplizierten gesellschaftlichen Kultur nicht gewachsen war. Die kriegerische Energie und die politischen Instinkte des Mannes vermögen gewisse äußere Formen der gesellschaftlichen Organisation zu schaffen; alle höhere, intimere Lebens- und Arbeitsgemeinschaft aber ist auf die große Inspiration der Caritas angewiesen, die allein die starre Isolierung des Individuums brechen und das Ich mit dem Du zu verschmelzen vermag. In einer Reihe großer industrieller Etablissements in Amerika sind seit einiger Zeit hochgebildete Frauen unter dem Titel ‚soziale Agentinnen' angestellt, die nichts anderes zu tun haben, als eben durch alle Mittel weiblichen Taktgefühls und Mitgefühls jedem Konflikte zwischen den Arbeitern und den leitenden Persönlichkeiten von vornherein vorzubeugen. Diese ‚soziale Agentin' ist geradezu ein Symbol für das Bedürfnis aller komplizierteren sozialen Organisation nach der Mitwirkung der verstehenden und heilenden Caritas.

Drittens: Beide oben bezeichneten Tendenzen wirken einander zwar oft diametral entgegen, andererseits aber sind beide auch durchaus auf Ergänzung durcheinander angewiesen, bleiben ohne das in der Halbheit stecken, werden eins nur durch das andere zu vollem Leben erweckt.

Wo der Weichheit und Zartheit der Liebe nicht auch ein starkes Element männlicher Standhaftigkeit und Willensstärke sowie männlichen Selbstvertrauens beigemischt ist, da fehlt eben auch der Liebe der Frau die wahre Sicherheit, Größe und Konsequenz. Es ist daher kein Zufall, daß wir im ganzen Altertum vergebens nach einer Frauengestalt suchen, in der die Caritas eine wirkliche Lebensmacht war; — das eigentlich Frauenhafte hat noch nicht den Mut zu sich selbst, der Liebe fehlen die härtenden und heroischen Eigenschaften des Mannes. Wohl gibt es heroische Frauen, ja sogar Amazonen, — sie alle aber sind heroisch auf männlichem Gebiete, nicht aber im Innersten des weiblichen Fühlens.

Auf der andern Seite bleibt aber auch die männliche Energie halb und lebensunfähig ohne die Vermählung mit dem weiblichen Seelenelement. Die höchste Stärke des Mannes kommt ja doch erst in dem zur Erscheinung, was man Ritterlichkeit nennt, und was seinem Wesen nach eine Verbindung von Kraft und Zartheit, von Männlichkeit und Mütterlichkeit ist. Erst die Unter-

ordnung des Mannes unter die Caritas macht seine ungestüme Kraft zur beherrschten Kraft, erst der Schutz der Schwachen, das Element der Fürsorge, mit allen seinen Anforderungen an Geduld und Selbstüberwindung mutet der männlichen Stärke die schwersten Übungen zu. Nicht die blinde und elementare Stärke, sondern die unendlich hellsichtige und umsichtige Stärke der selbstlosen Liebe mit all ihren Forderungen des Maßes und der Selbstbeschränkung gibt dem Manne seine eigene Männlichkeit erst wahrhaft in die Hand, erzieht sie zum beweglichsten Gehorsam und steigert sie durch einen Dienst, der ihrer angeborenen Natur so ganz entgegengesetzt ist. Alles selbstsüchtige Sichgehenlassen hingegen zersplittert und macht schwach; darum ist der Schutz der Schwachen zugleich die wahre Hygiene der Stärke, die Schule ihrer Sammlung und Bewahrung.

Das Mitgefühl der Frau ohne das männliche Element der besonnenen Festigkeit ist nur eine Gefahr und ein Verhängnis — und die Caritas ohne die männliche Kraft der Konsequenz nichts als Stimmung und eine Laune. Ebenso aber ist die Energie des Mannes nichts ohne das seherische Mitgefühl der Frau, und alle seine stolze Festigkeit nichts ohne den Geist der demütigen Selbstverleugnung. Großartig wird in diesem Sinne in dem bekannten Kapitel des Korintherbriefes von der Liebe das ganze Weltreich der Manneskraft vor unsern Blicken entfaltet, und dann heißt es: ‚Doch hätte ich die Liebe nicht .., so wäre ich ein tönendes Erz und eine klingende Schelle!'

‚Fest wie ein Diamant und zart wie eine Mutter,' so formuliert ein Pädagoge des siebzehnten Jahrhunderts das Ziel vollendeter Innenkultur.

Wie aber sind nun jene beiden Grundelemente und Grundtendenzen der Seele zu vereinigen? So, daß sie sich nicht stören und aufheben, sondern ergänzen und steigern?

Das Christentum allein hat diese Aufgabe gelöst, von der die Antike selbst in ihren größten Seelen noch kaum eine Ahnung hatte — das Christentum, dessen wunderbares Feuer sich gerade darin zeigte, daß es bisher unvereinbare Eigenschaften in der Seele zusammenschmolz: Festigkeit und Demut, Menschenkenntnis und Menschenliebe, Idealismus und Realismus — Energie und Milde.

Wie aber hat nun das Christentum das männliche und das weibliche Seelenelement miteinander vereinigt? Wie hat es Charakter und Liebe vermählt, ohne beide durcheinander zu lähmen? Einfach dadurch, daß es der Liebe Charakter verliehen, das Heroisch-Männliche in die Caritas hineingetragen und sie aus einem schwankenden Gefühlsereignis zu weltüberwindender Konsequenz und Stärke erhoben hat. So machte es die Caritas auch dem Manne annehmbar, machte es seinem Wesen möglich, sie in sich aufzunehmen, ohne an der Geschlossenheit und Selbständigkeit des persönlichen Charakters Schaden zu leiden. In der Persönlichkeit Christi ist das männliche und das weibliche Element der menschlichen Psyche in wunderbarer Weise miteinander verbunden — eine Liebe, die nicht aus der Weichheit, sondern aus der höchsten Kraft der Selbstüberwindung strömt, eine Liebe, die stark genug ist, um in

vollkommener Verlassenheit sich selbst treu zu bleiben, eine Liebe, die so eng mit dem welterobernden Willen verbunden ist, daß sie sich das Weltreich der Cäsaren unterwirft!

Lecky hat in seiner Sittengeschichte Europas den Übergang der antiken Kultur in die christliche so dargestellt, als sei das Ideal der Kraft, das vorher geherrscht, nunmehr durch das Ideal der Liebe und Milde abgelöst worden.* Auch Nietzsche sieht im Christentum den Sieg der weiblichen Tugenden. Diese Auffassung ist grundfalsch; das Ideal der Kraft verschwand nicht, sondern es nahm nur die Form der weltüberwindenden Liebe an, erfaßte die heroische Liebe als höchsten Ausdruck persönlicher Lebensfülle, lenkte alle Kräfte des Charakters auf den Kampf gegen die Ichsucht und trieb diese Ichsucht aus dem letzten Schlupfwinkel, den sie in der ‚Apathie' des stoischen Weisen gefunden hatte. Dieser Übergang des Kraftideals in das Ideal der Caritas war auch insofern nur eine natürliche Konsequenz der antiken Charakterkultur, als ja doch schon die platonische Philosophie die Idee der männlichen ‚Selbstbehauptung' genauer definiert hatte dadurch, daß sie das geistige Ich strenge vom Sinnen-Ich geschieden und nur jenes geistige Ich als das wahre Wesen des Menschen bezeichnet hatte, so daß das Heil dieses geistigen Selbst, seine volle Emanzipation von der Tyrannei der Sinnenwelt als wahre Selbstbehauptung erschien. Von hier bis zur christlichen Feier der Selbstverleugnung war nur ein Schritt; denn das, was die heroische Caritas vom Menschen verlangt, das vollkommene Opfer der Selbstsucht, die radikale Überwindung des niedern Selbst, das führt ja auch zur stärksten Befreiung und Behauptung seiner geistigen Persönlichkeit. Was uns charakterlos macht, was uns der Außenwelt unterwirft und zum Knechte der Menschen herabwürdigt, das sind ja nur die Triebe und Bedürfnisse, die sozusagen aus unserm organischen Selbst stammen, das doch nur zum Werkzeug und Wohnhaus unseres geistigen Selbst bestimmt ist, infolge der Intensität seiner Lebensäußerungen aber immer wieder die Führung an sich reißt. Die ‚selbstverleugnende' Liebe, durch die das Sinnen-Ich mit all seinen Launen, Eitelkeiten und Begierden in Vergessenheit getaucht wird, ist darum auch die höchste Hilfe zur Entfaltung eines starken und selbständigen Charakters; auch aus diesem Grunde hatte Nietzsche tief Unrecht, die Kultur der Caritas als tötenden Gegensatz zur Kultur der männlichen Tugenden zu bezeichnen. Christus vollendet, was Herakles versprochen: Herakles ist erst in Christus geläutert, gereinigt und in den Himmel erhoben. Höchste persönliche Kraft offenbart sich nur in der inwendigen Freiheit, — solche Freiheit aber ist nur in der Liebe.

* Wer in Rom die Reste der antiken Säulen und der antiken Quadern betrachtet, und in ihnen noch die ganze zielbewußte Energie, die fundamentale Stärke des römischen Willens erkennt und dann die Stätten des christlichen Martyriums und die Denkmäler christlicher Glaubenskraft und Liebesstärke besucht, der wird zugeben müssen, daß hier kein Nachlassen der Energie, sondern nur eine neue und reichere Form ihrer Erscheinung vorliegt.

Dadurch, daß nun im Christentum die Kraft in die Caritas überging, wurde aber, wie oben angedeutet, nicht nur der Kraft ihre höchste Vollendung zuteil, sondern ebenso erhielt auch die Liebe erst die große Lebensenergie, die ihr ganzes Wesen zur Entfaltung brachte.

Durch Verbindung der Liebe mit der unbeirrten Festigkeit entstand die unbeirrte Liebe, die Liebe, die den Tod überwindet, die nicht das Ihre sucht, die dem Gesetz ihrer eigenen Vollendung treu bleibt bis ans Ende. Das Christentum hat die männliche Selbstbestimmung mit der weiblichen Hingebung vereinigt, indem es eine Liebe lehrte, die unabhängig von aller Gegenliebe und allen Enttäuschungen wirkt, die überhaupt nicht angewiesen ist auf die Menschen und niemals fragt: ‚Wie werde ich geliebt?' — sondern stets nur: ‚Wie liebe ich?' — Ist meine Liebe etwas Halbes und Schwaches, ist sie abhängig vom Beispiel des andern, oder ist sie eine ‚freie' Liebe, die durch nichts berührt wird, was von außen kommt, — inspiriert durch jene Art von Liebe, die in den erhabenen Worten redet: ‚Segnet, die euch fluchen, tut wohl denen, die euch hassen!'

Es gibt leider nicht wenige Menschen, die nur eine ‚abwartende' Liebe haben, d. h. sie sind nur so lange gütig, als es der andere auch ist, sie sind aber keiner gereizten oder feindseligen Behandlung und Anrede gewachsen. Auch ist ihr ganzes Fühlen aufs intimste abhängig von all den zufälligen angenehmen oder mißliebigen Eindrücken, die vom Mitmenschen her in ihre Sinne und ihre Seele dringen. Solcher Liebe fehlt eben jenes Element der unberührbaren Selbständigkeit, das wir oben als die eine Seite menschlicher Seelenbildung bezeichneten. Von einer feinen Seelenkennerin stammt das Wort: ‚Die Liebe überwindet den Tod, — eine kleine schlechte Gewohnheit aber kann oft die Liebe überwinden.' Diese Bemerkung mag uns die ganze Schwäche und Hinfälligkeit unserer natürlichen Liebeskraft vergegenwärtigen! Und gerade die Frauen, die ja die stärkste natürliche Begabung zur Liebe haben, sind andererseits wieder durch die größere Nervosität und Sensibilität ihrer ganzen Organisation außerordentlich stark von äußeren Eindrücken beeinflußt und daher auch von dorther den größten Störungen ihres Gefühls ausgesetzt. Ihre Erziehung zur Liebe bedarf demgemäß in ganz besonderer Weise jener Loslösung von der Außenwelt, jener Stärkung der persönlichen Standhaftigkeit und Konsequenz, die wir weiter oben als die männliche Seite der Seelenkultur bezeichnet haben. Wo anders als im Christentum wird der Frau diese heroische Selbständigkeit und Ganzheit des Gefühls vorgelebt, welche die liebende Seele ganz abruft von ihrem Gegenstande, sie emporrichtet zu Gott, zur Idee der vollkommenen Liebe und sie dann erst unberührbar in die Welt zurückkehren läßt? ‚Gott gibt uns Liebe,' so sagt Tennyson, ‚er leiht uns einen Gegenstand für unsere Liebe. Aber wenn die Liebe reif geworden ist, dann wird uns der Gegenstand unserer Liebe genommen, und die Liebe steht allein.'

Diese Worte haben einen tieferen Sinn für alles Frauenschicksal überhaupt. Die Liebesfähigkeit der Frau ist im allgemeinen tiefer und dauernder

als die der meisten Männer, die obendrein durch den Beruf dem persönlichsten Leben entfremdet werden. Da kommen dann die großen Enttäuschungen, und alles hängt davon ab, ob nun die Liebe der Frau allein stehen kann, ob sie Kraft genug hat, ohne die holde Gegenseitigkeit des Empfindens ihr Wesen zu entfalten, oder ob sie abhängig ist von der Liebe des andern und mit ihr steht und fällt.

Gerade hier lernt man wieder die lebendige Bedeutung der christlichen Religion verstehen, die nicht bloß Liebe lehrt, sondern auch die unentbehrliche Hilfe für ihre Aufgaben gewährt, indem sie dem Menschen einmal die mächtigste Inspiration für das Zusammenleben gibt und ihn zugleich völlig vom Mitmenschen emanzipiert. So ensteht ‚charaktervolle Liebe', und nur so vereinigt sich Selbstbehauptung und Selbsthingabe, nicht aber so, wie manche Moderne wollen, welche die Hingebung so vorsichtig und sparsam üben wollen, daß man sie von der Selbstbehauptung kaum noch unterscheiden kann.

Die hier geschilderten Wirkungen der christlichen Religion in der Erziehung zur Liebe können vorbereitet und pädagogisch verstärkt werden dadurch, daß der Willenskultur gerade auch in der weiblichen Erziehung ein weit größerer Raum gegeben wird. Denn dadurch wird das Element der Stärke, der Beständigkeit und der Konzentration in das Gefühlsleben getragen und dieses vor Sentimentalität bewahrt; — diese Sentimentalität ist ja gerade charakteristisch für ein Jahrhundert, in dem jede ernsthafte Willensbildung aus Mangel an heroischen Idealen verloren gegangen ist.

Es ist höchst merkwürdig, daß man in der modernen Erziehungsliteratur die Unentbehrlichkeit des Willenslebens gerade für die höhere Ausbildung des Gefühlslebens kaum gestreift findet. Statt dessen sind vielgelesene Bücher wie die Ellen Keys ganz erfüllt von Polemik gegen alle asketischen Gedanken: Askese aber heißt gerade strenge Willensübung. Will man vor lauter Gefühlsseligkeit nicht mehr begreifen, daß die Askese auch gerade vom Standpunkt gesunder, starker, konzentrierter Gefühle gar nicht zu entbehren ist? Ohne die Schule starker Willenszucht führt das Gefühlsleben geradezu zur inneren Auflösung des Menschen und zu jeder Art von Charakterlosigkeit. Es entstehen ‚charakterlose' Gefühle, die von allen Zuständen des Subjekts und jedem beliebigen äußern Reize beeinflußt und geändert werden; es entsteht das Gegenteil von Persönlichkeit, auf die doch gerade die Modernen hinauswollen, ohne freilich ihre psychologischen Bedingungen zu kennen. Persönlichkeit entsteht nur durch starkes und konsequentes Wollen, das die Tyrannei der Umstände und Zustände durchbricht; solche Entschiedenheit fördert entschiedene Gefühle, solche Konsequenz ermutigt auch alle Größe im Fühlen, solche starke Stetigkeit trägt in alle Seelengebiete den Widerstand gegen die veränderliche Unruhe und erzieht zur Treue, ohne die alles Gefühl nur ein Spiel und ein Verrat ist.

Eine sehr erfahrene Dame des achtzehnten Jahrhunderts hat einmal gesagt: Um richtig lieben zu können, dazu gehöre mehr Geist, als um eine ganze Armee zu kommandieren. Man kann mit noch mehr Recht sagen: Um

richtig lieben zu können, dazu gehört vor allem Charakter, jene Willensstärke, welche unsere Gefühle vor weichlicher Zerfahrenheit bewahrt, und welche überhaupt erst die höheren Seelenkräfte frei macht, indem sie die Diktatur der bloßen Naturtriebe bricht. In diesem Sinne hängt nicht nur die Caritas, sondern auch Tiefe des erotischen Fühlens im höchsten Maße vom Willensleben ab. Gerade solche Bücher wie diejenigen von Ellen Key bringen uns einen schweren Übelstand unserer ganzen Kultur zum Bewußtsein: daß Mann und Weib in einem tiefern Sinne heute völlig auseinanderfallen und sich in ihre eigene natürliche Einseitigkeit verbohren. In der Behandlung von fundamentalen Lebensfragen sehen wir Frauen, die alles nur vom bloß weiblichen Gefühlsstandpunkte betrachten, ohne das Element des Charakters und der Willenszucht zu Worte kommen zu lassen, und ebenso sehen wir Männer, die mit einer unglaublich einseitigen Kulturbrutalität über alle feineren Seelenfragen hinwegtreten und hinwegreden, ohne ihre Männlichkeit auch nur im leisesten erzogen und ausgeglichen zu haben durch das, was das Ewigweibliche zur Lösung des Menschheitsproblems beizutragen hat. So stehen jene beiden Standpunkte, die das Christentum nicht künstlich, sondern organisch vermählt und in langen Jahrhunderten immer tiefer in den Seelen zu vereinigen gesucht hat, wieder in völliger Isolierung einander gegenüber und stören sich gegenseitig, anstatt sich zu ergänzen.

Wenn in den vorhergehenden Betrachtungen die Notwendigkeit hervorgehoben wurde, die weibliche Seelenkultur durch das männliche Charakterelement zur Stärke und Selbständigkeit zu erheben, so gehört zu diesem männlichen Element noch in ganz besonderem Sinne die religiöse Glaubensstärke, ohne die gerade die feinsten und zartesten Seelenkräfte gegenüber der ungeheuern Brutalität der Welt keine Widerstandskraft haben würden. Und dies ist eben die wunderbarste Leistung des Christentums, daß in ihm die Liebe als das Geheimnis Gottes, als der Weg, die Wahrheit und das Leben leuchtet, und daß sie dadurch der ganzen auf das Ewige gerichteten Kraft und der ganzen himmlischen Gewißheit dessen teilhaftig wird, der das Irdische überwunden und ‚eins war mit dem Vater'.

Auf den Bildern der alten Meister wird kaum ein Gegenstand häufiger dargestellt als die sogenannte ‚incoronazione della vergine' — die Krönung Mariä im Himmel durch Christus. Und dieses Symbol beleuchtet in der Tat den Kern des Christentums, weist darauf hin, daß das Christentum etwas Tieferes und Geheimnisvolleres als eine bloße Lehre der Nächstenliebe ist: die göttliche Kraft, der Wille, der die Welt überwindet, krönt die demütigste Frau, macht sie zur Führerin des Menschen nach oben; von dorther kommt auch über die Liebe die überirdische Sicherheit, daß das Göttliche in ihr redet, daß Kraft und Güte nicht Gegensätze sind, sondern daß die wahre Kraft sich immer in der Güte offenbart, und daß da, wo keine Güte ist, auch keine wahre Kraft lebendig ist. Im Feuer dieser Gewißheit beginnen in der Frau die natürlichen Liebeskräfte zu übermenschlicher Stärke und Vollendung emporzu-

wachsen; die Caritas wird aus einem bloßen natürlichen Gefühl zu einem hinreißenden Bekenntnis und zu einem Glauben, der das ganze Ich des Menschen von der Welt zu lösen und der Welt gegenüberzustellen vermag. Man vergleiche die Frau vor Christus und nach Christus. Welch ein Unterschied in der Seele der Frau selber!

Man wird hier vielleicht an die Gestalt der Antigone erinnern und an ihr Wort: ‚Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da.' Aber man vergißt dabei, daß Antigone keine wirkliche Gestalt, sondern der Traum eines Mannes war.* Die großen attischen Dichter waren schon über die einseitige Verherrlichung der männlichen Energie hinaus. Aber erst Christus offenbarte in ganzer Konsequenz die Liebe als die höchste Erscheinung der Kraft. Und erst von ihm nahm darum die Frau die große Kraft zur Liebe. Ist es nicht eine wichtige Tatsache, daß die Caritas nicht etwa durch eine Frauenbewegung in den Mittelpunkt des Lebens gestellt wurde, nicht durch eine Befreiung der Frau von den Wertmaßstäben des Mannes, sondern daß erst der weltüberwindende

---

* Man beachte übrigens auch, daß in Antigone selber noch nicht die volle und konsequente Caritas zu Worte kommt. Es ist noch eine einseitige Liebe; denn Kreon gegenüber verharrt sie in feindseligem Trotze, und man hat nicht mit Unrecht gesagt, daß gerade darin ihre tragische Schuld liege, daß sie übermütigen und nicht demütigen Widerstand leistet. Es gelingt ihr nicht, eine Versöhnung oder wenigstens einen Ausgleich zwischen den Mächten des Gewissens und der Staatsräson herzustellen; sie scheidet mit der Kriegserklärung. Und doch ist eine verbindende und versöhnende Weisheit gerade hier am meisten nötig, wo so große Gegensätze aufeinander prallen, die doch im Leben nebeneinander wohnen und miteinander rechnen müssen.

Wie anders hat in späteren Zeiten ein gläubiger Christ, Thomas Morus, der Kanzler von England, diesen Konflikt gelöst! Auch er widerstand seinem König aus Gewissensgründen, — aber noch auf dem Schaffot sandte er dem Träger der Krone den Ausdruck seiner tiefsten Ehrerbietung. Er wußte, daß die Religion nicht umsonst auch den Staat geweiht hat als eine Vorschule alles höheren Gehorsams, als eine erste Überwindung der bloßen Natur, und daß darum der Staat und seine Repräsentanten mit Ehrerbietung behandelt werden müssen, gerade im Namen der Caritas, die daran denkt, was die feste und geweihte Lebensordnung für das schwankende Subjekt bedeutet!

Liegt nicht hier auch ein Problem für unsere Zeit? Wieviel parteiische Caritas ist noch bei unseren Reformern! Burke sagte zur Zeit der französischen Revolution, man solle von den Mängeln des Staates stets wie von den Wunden eines Vaters reden. Gerade wer opponieren, verändern und reformieren will, der muß mit der zartesten und liebevollsten Geberde vor allem dort erscheinen, wo er Forderungen zu stellen, Operationen zu vollziehen oder Widerstand zu leisten hat. Brutale Energie und harter Trotz sind weitverbreitete Gaben; charaktervolle Unbeugsamkeit des Willens mit Geduld und Caritas zu vereinigen, das ist die Gabe des wahren Reformers, des sozialen Arztes, der dadurch in sich selber den Geist des Fortschritts mit dem Geist der Pietät vermählt und versöhnt und so ein Symbol und ein Vorbote des sozialen Friedens ist.

Wille des Mannes die Liebe heilig sprechen mußte, ehe das Weib den vollen Mut zu seiner eigensten Natur empfing? Daß der höchste Held erst eins werden mußte mit der höchsten Liebe, ehe die Liebe heldenhaft werden und aus weiblicher Zaghaftigkeit zu welterobernder Kraft emporwachsen konnte? So wie Eva aus der Rippe des Mannes geschaffen wurde, so entstand das Ideal des Ewigweiblichen aus der Seele des Mannes; es entsprang als höchste Blüte der heroischen Kraft selber, als diese auf dem Höhepunkt ihrer Reife angelangt war. Die Frau bedurfte dieser Verherrlichung und Verwirklichung ihres tiefsten Geheimnisses durch den Mann, ehe sie ganz sie selbst zu sein wagte. Darum ist auch Goethes Iphigenie mit ihrem heroischen Glauben an ihr weibliches Gewissen keine heidnische, sondern eine durchaus christliche Gestalt. Und gerade an ihr läßt sich die Vermählung von Charakter und Caritas in der Seele der Frau besonders klar illustrieren. Sie fragt: Hat denn zur unerhörten Tat der Mann allein das Recht? Aber ihre unerhörte Tat besteht gerade nicht in der Nachfolge des männlichen Heroismus, sondern in der unerschütterlichen Standhaftigkeit ihres eigenen tieferen Empfindens, in der Konsequenz, mit der sie selbst in erschütternden Konflikten ganz und gar Frau bleibt. Pylades, der Mann, erscheint ihr gegenüber als der Charakterlose, der mit dem Leben unterhandelt, der von außen bestimmt wird und nicht von innen. Iphigenie ist die schönste Darstellung der wahren Emanzipation der Frau, die darin besteht, daß die Frau den Mut zur Treue gegen sich selbst hat und im Ewigweiblichen die gleiche Stärke und Konsequenz entfaltet, die der Mann auf seinem Felde bewähren soll.

Im übrigen — was Iphigenie im Bilde darstellt, das haben die heiligen Frauen und Jungfrauen der Kirche im wirklichen Leben vollbracht und eine Gestalt, wie die Iphigenie, ist selber, mittelbar und unmittelbar, von dem Vorbilde der heroischen Weiblichkeit inspiriert, wie sie das Christentum ins Leben gebracht hat.*

Man betrachte das Antlitz der schlummernden Statue der hl. Katharina von Siena in der Kirche Santa Maria Maggiore in Rom: diese Zartheit und zugleich diese königliche Festigkeit aller Linien! So waren diese Frauen, und ihnen gegenüber versteht man Nietzsches Angriff auf die Menschenliebe unserer Zeit, die wieder aufs rein Natürliche zurückgesunken ist, und die nichts mehr von der heldenhaften Ganzheit und Konsequenz der großen christlichen Charaktere an sich hat, — es sei denn dort, wo sich noch ein feuriger Glaube charakterbildend betätigt hat. Ohne das Christentum fehlt der Caritas jener große Stil, wie er in den gotischen Domen wirksam ist und alles Einzelne nur zum Ausdrucksmittel der einen Grundkraft macht, die alles durchdringt und nach oben wendet.

* Goethe erzählt in seiner ‚Italienischen Reise' (Ferrara) von dem großen Eindrucke, den das Antlitz einer Heiligen (Raffaels hl. Agatha) auf ihn gemacht habe. ‚Ich habe ihr im Geist meine Iphigenie vorgelesen und meine Heldin nichts sagen lassen, was diese Heilige nicht aussprechen möchte.'

Wir können hier am besten den Gegensatz der echten christlichen Pädagogik zum Geiste der Rousseauschen Erziehung beleuchten, die nur mit dem Natürlichen bauen will: Rousseau bezeichnet es als Ziel der Erziehung, die guten Neigungen zu wecken und zu befestigen; — das Ziel aller wahren Erziehung aber muß sein, die natürlichen Kräfte selbst im Angesichte übernatürlicher Vollendung weit über sich selbst hinaus zu steigern, sie sozusagen nach allen Richtungen auszuarbeiten, sie nur als stammelnde Andeutungen einer höheren Vollkommenheit zu behandeln. Die Mutterliebe ist gewiß ein natürliches Gefühl; aber wie bleibt sie im Naturhaften, in Laune und Egoismus stecken, wie schwächlich und inkonsequent sieht sie aus, wenn sie nicht befruchtet ist durch die Idee der ganz gereinigten, ganz befreiten Caritas — die Liebe, welche die Kraft hat, sich von allem loszusagen, was nicht Liebe ist, weil sie wahrhaft an ihre eigene göttliche Wahrheit glaubt! So entsteht aus der bloß natürlichen Liebe, die mit so viel Gleichgültigkeit, Berechnung und Selbstsucht gemischt und so stark von Fleisch und Blut inspiriert ist, eine ‚allgegenwärtige' Liebe, in welcher das Licht der Vorsehung selber leuchtet und die Menschengesichter Engeln ähnlich zu bilden vermag. Von den Frauen, die sich solcher Liebe zu eigen geben und sich von ihr erziehen lassen, sagt der Dichter mit Recht: ‚Gemeiner Ton nur aus gemeiner Erde — von Gott durchwirket und mit Engelstränen gesänftigt zur vollkommen Form des Weibes.'

Diese Erziehung aber gilt nicht nur für die Frau, sondern auch für den Mann. Wir haben oben gezeigt, warum die Liebe auch die wahre Hygiene der Kraft ist. Aber allerdings nur die heroische Liebe im eben geschilderten Sinne, nicht bloße vage Gefühle und Sentimentalitäten. Wie notwendig die Erziehung zur Caritas an Stelle der bloßen intellektuellen und physischen Ausbildung auch für den Mann ist, das mag der Zustand unserer Kultur jedem Denkenden offenbaren. Es gibt im Grunde nichts Traurigeres als die sogenannte männliche Energie, die sich heute wieder in allen Lebensverhältnissen breit macht und durch ihr völliges Mißverhältnis zu der Natur der zu lösenden Aufgaben wahrhaft peinlich berührt. Wo die großen Ideale fehlen, welche die männliche Stärke durch Ritterlichkeit, Großmut und Zartgefühl mit dem Genius des Erbarmens vermählen und ihr aus dem brutalen und starren Selbstdrange heraushelfen, da hinterläßt der Mann trotz alles ‚Auftretens' stets nur den Eindruck der ungeberdigen und kindlichen Hilflosigkeit. Denn die wahre Umsicht des Handelns kommt nur aus der Liebe.

Auch nützt alle aufopfernde Tätigkeit nichts, wenn nur Geld, Zeit, Ruhe und Leben geopfert wird, aber nicht jene rücksichtslose Härte des Eigenwillens, die ‚selbstlose' Taten in einem ungeheuren *Selbst*rausche vollbringt und darum letzten Endes doch weit mehr Kultur zerstört als aufbaut; denn Kultur liegt eben doch immer nur im Persönlichsten und nicht in den abstrakten Zielen.

Würde man besser *lesen* können, so würde man niemals Goethes Faust so interpretiert haben, als sei Fausts Ingenieurtätigkeit die eigentliche Lösung des faustischen Menschheitsproblems. Gerade angesichts dieser Tätigkeit, bei

der Kleobis' und Bitons Eigentum in Flammen aufgeht, tritt die ganze tragische Einseitigkeit der bloß männlichen Energie klar zutage, und Sorge und Not, Schuld und Tod umschleichen gespensterhaft Fausts schaffende Tätigkeit.

Erst die Verherrlichung des Ewigweiblichen in den letzten Szenen enthält die eigentliche Lösung des Problems:

‚Höchste Herrscherin der Welt,
Laß mich im blauen ausgespannten Himmelszelt
Dein Geheimnis schauen!'

Nur soweit die hochstrebende Willenskraft von jenen höheren Seelenmächten geweiht und geführt wird, die in begnadeten Frauenseelen zum Leben erwachen und in der Religion zu himmlischer Klarheit entfaltet sind, nur dort wird die Energie des Mannes aus einem blinden Naturelement zu einer schöpferischen Lebenskraft.

Nicht umsonst sind die wunderbaren Schaffenskräfte der Mutter tief mit den Instinkten der Bewahrung und der zartesten Schonung verbunden — ein Gleichnis dafür, daß alle Hervorbringung neuen Lebens des Geistes der Mütterlichkeit bedarf. Und doch steht in der menschlichen Kultur noch immer alles Neuschaffen nur unter dem Zeichen der stürmischen Ungeduld und des gewalttätigen Eigenwillens.

Das Christentum hat noch ganz neue und unverstandene Wahrheiten für unsere Kultur, die man erst begreifen wird, wenn die Charaktere noch ärmer und einseitiger geworden sein werden — aus *Mangel an einer Pädagogik, die über aller menschlichen Einseitigkeit steht.*

Hieraus ergeben sich schließlich noch einige praktische Anregungen für das pädagogische Thema: Wie man Charakter und Liebe vereinen könne. Die Welt der Gnade und die Welt der Übung müssen sich auch hier entgegenkommen:

‚Es ist Verdienst, die Gnade zu empfangen,
Je mehr der Wille sich erschließt für sie.'
(Dante.)

Gewiß wird die Persönlichkeit Christi hier unmittelbar den größten verbindenden Einfluß auf beide Seelenkräfte haben, wird sie geheimnisvoll miteinander verschmelzen, so wie das keine künstliche Einwirkung vermag. Aber die Empfänglichkeit für das Geheimnis dieser Verschmelzung, das Verlangen danach kann stark vorbereitet und gesteigert werden dadurch, daß man gerade an der Hand der gewöhnlichsten Vorkommnisse und Konflikte des Lebens die Kinder für das schwere Problem interessiert, Energie und Gewissen, Kraft und Feinheit miteinander zu vereinigen, und ihnen zeigt, wie ohnmächtig alles Tun des Menschen ohne diese Vereinigung ist, wie unmöglich gerade menschliche Konflikte durch einseitige Männlichkeit und einseitige Weiblichkeit zu lösen sind, und wie eine universelle Behandlung menschlicher Dinge nur durch das Zusammenwirken beider Kräfte geschehen kann.

Man rege z. B. die Kinder an, Mittel und Wege zu finden, wie man charaktervolle Wahrhaftigkeit mit Liebe verbinden könne, statt von dem Axiom auszugehen, daß Liebe immer lügen und Wahrheit immer grob sein müsse. Es ist hier eine gute Gelegenheit, zu zeigen, daß die grobe Wahrhaftigkeit viel leichter ist als die liebevolle, und daß also in der Liebe auch die größere Stärke liege, weil sie mehr Nachdenken und Selbstzucht verlangt als die bloße Hingabe an den Wahrheitsdrang. Auch ergibt sich hier zwanglos der Gedanke, daß eine gute Regung wie die Wahrheitsliebe von sehr viel schlechten Regungen und ungereinigten Gefühlen begleitet sein und viel Unheil anrichten kann; — alle menschlichen Tugenden bedürfen erst der Weihe der Liebe, wenn sie wahrhaft gut sein und wahrhaft gut wirken sollen; — erst die Liebe befreit sie von ihrer Einseitigkeit und reinigt sie von den unreinen Mischungen, die sich ihr beigesellen. Ebenso ist andrerseits zu zeigen, wie die Gesundheit und Konsequenz der Liebe selber leidet, wenn sie nicht von Wahrhaftigkeit begleitet ist — erstens, weil der Mangel an Offenheit nicht selten auf Bequemlichkeit oder Feigheit oder auf innerer Gleichgültigkeit am andern beruht; zweitens, weil alles heimliche Wesen zur Charakterlosigkeit führt und damit auch die Liebe charakterlos macht; endlich, weil in der Lüge oft auch ein Mangel an Achtung vor dem andern oder ein Mangel an Vertrauen auf ihn liegt, der ebenfalls nicht mit dem Geiste der Liebe vereinbar ist. Man übe mit den Kindern die Kunst, Offenheit mit Schonung zu verbinden; man rege sie an, selber auf diesem Gebiete Versuche zu machen, Erlebtes und Beobachtetes zu berichten. Das ist eine große Anregung zur Selbsterziehung.

Eine andere einfache Gelegenheit, die Jugend für unser Problem zu interessieren, ergibt sich auch auf dem Gebiete der Pünktlichkeit. An anderer Stelle hat der Verfasser einmal darauf aufmerksam gemacht, wie ausgezeichnet gerade die Übung in der Pünktlichkeit zur Bildung eines unbeirrten Willens verwertet werden könne, eines Willens, der sich nicht von links oder rechts abrufen läßt, der sich nicht zum Sklaven der Umstände und Zufälle macht, sondern fest auf seinem Vorsatze beharrt und nach dem Satze handelt: ‚Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg.‘ Geht man dieser Aufgabe nach, dort, wo sie mit den konkreten Lebensverhältnissen in Konflikt gerät, da wird man scheinbar viele Fälle finden, wo man rücksichtslos oder unhöflich gegen Menschen sein muß, um eine Verabredung auf die Minute einzuhalten oder eine Arbeit pünktlich fertig zu stellen. Nun ist es sehr anregend, die Kinder solche selbsterlebte oder beobachtete Situationen sich vergegenwärtigen zu lassen und dann zu fragen, ob es für einen umsichtigen und geistesgegenwärtigen Menschen denn wirklich keine Möglichkeit gebe, die strenge Einhaltung der Zeit durchzuführen, ohne andere dabei zu verletzen, ob es also in solchen Dingen keinen Weg gebe, Festigkeit und Güte zu vereinigen, und ob nicht gerade darin die Kunst des wahrhaft gebildeten Menschen liege, daß er nicht kopflos bei einer Pflichterfüllung alles andere vergißt, sondern allen Seiten des Lebens gerecht zu

werden weiß.* An der Hand solcher ganz alltäglicher und einfacher Konflikte kann man schon Jüngeren das ganze Problem unserer obigen Darlegungen begreiflich machen und die betreffenden Situationen als Gleichnisse für alle großen Lebenskonflikte verwerten. Durch die Gewöhnung an das richtige Handeln in jenen einfachen Fragen gewöhnt man die Kinder daran, dereinst im Leben auch die großen Konflikte nach den gleichen Gesichtspunkten in Angriff zu nehmen.

Auf reiferer Altersstufe kann man das große Problem sehr fruchtbar im Anschluß an die Frage der Pietät erläutern: Wie man Charakter und Pietät, Treue gegen die eigene Überzeugung mit zarter Schonung der Widerstände verbinden kann, die aus der festgewurzelten Lebensanschauung teurer und verehrter Angehörigen kommen. Man zeige hier zunächst, etwa am Beispiel einer Tochter, die um gründlicher Berufsvorbereitung willen das Elternhaus verlassen möchte, oder an dem Beispiel eines Sohnes, dessen Überzeugungen im Gegensatz zu denen des Elternhauses treten, daß es zweifellos Fälle gibt, wo ein einfaches Nachgeben oder Sichopfern zur Charakterlosigkeit führen müßte. Nun aber gibt es Naturen, die in solchen Situationen in ungeberdiger Ungeduld und in hartem Eigenwillen alle Widerstände über den Haufen rennen und ganz nur von ihren eigenen Bedürfnissen und Vorsätzen erfüllt sind. Von ihnen wird man immer trotz alles äußern Erfolges sagen dürfen: ‚Sie haben gehabt weder Glück noch Stern, — sie sind gestorben, verdorben.' Denn eben ihre Blindheit und Ungeduld ist auch ein Fluch der Verblendung für ihr ganzes Leben, — sie sehen und hören nichts als nur sich selbst und sie müssen darum unrettbar scheitern durch jene ihre Unfähigkeit,

* Man nehme z. B. den Fall, daß man durch Besuch an einer bestimmten Zusammenkunft oder sonstigen präzisen Pflichterfüllung gehindert wird. Nun gibt es hier die schwachen Charaktere und die bloß sozialen Naturen, die durch das Dazwischentreten eines Menschen völlig aus ihrem Geleise gebracht werden und Zeit und Raum vergessen, oder die zu scheu und zu bequem sind, um sich mit Ernst und doch mit Liebenswürdigkeit freizumachen, oder deren Wille zur Präzision überhaupt nicht so stark ist, daß sie solchen Störungen umsichtig und rechtzeitig vorbeugen oder sich entsprechend auf ihre Überwindung vorbereiten. Andererseits gibt es energische Naturen, die in solchem Falle jedes Hindernis überrennen, ihrer schlechten Laune keine Zügel anlegen und gar nicht die Verpflichtung fühlen, auf die Stimmung und Situation des beiseite Geschobenen irgendwie innerlich und äußerlich einzugehen. Mehr als durch alle Lehren werden solche Menschen durch eine kleine richtige Gewohnheit erzogen; gerade sie müssen früh an drastischen Beispielen nicht nur zu dem ‚Eile mit Weile', sondern auch zu dem ‚Eile mit Liebe' erzogen werden; ihre erfinderische Energie muß angeregt werden, Präzision und Feinheit zu vereinen; sie müssen darüber aufgeklärt werden, daß die Feinheit auch eine Form der Präzision, des hochkontrollierten Wollens ist, und daß die Nonchalance auf einem Gebiete sich auf allen andern Gebieten rächt. Die rechte Präzision ist doch immer eine Gesamtleistung des Charakters und nie das bloße Ergebnis einseitiger und blinder Energie.

sich mit Sympathie in fremdes Leben hineinzuversetzen und ihr Handeln fremdem Empfinden schonend anzupassen. Man sollte daher junge Leute darauf aufmerksam machen, wie sehr sie durch die ganze Art, wie sie solche Konflikte behandeln, ihr ganzes späteres Lebensglück bestimmen. Man sollte ihnen zeigen, daß ihrer sogenannnten Energie selber noch die wahre Vollendung fehlt, wenn sie nicht die Selbstzucht haben, die Wahrung ihrer Überzeugung und die Durchführung ihrer Absichten mit der schonendsten und geduldigsten Behandlung der Widerstände zu verbinden. Oder welchen Wert und welchen Segen haben Überzeugungen und Beweise, die durch Roheit erobert worden sind? Wo man in solchen Beziehungen aber seinen Willen und seine Überzeugung durchzusetzen hat, da geschehe es in den feinsten Formen, in der ehrerbietigsten Tonart, im maßvollsten Tempo, und zugleich suche man die notwendige Festigkeit und die unvermeidliche Härte des Andersseins und Anderswollens durch eine Steigerung der dienenden Liebe und der persönlichen Rücksicht zu mildern und auszugleichen. Und was das Anderswollen selber betrifft, so gilt ja hier gewiß das Wort Christi: ‚Wer nicht um meinetwillen . . .‘. Andererseits aber hat man sich gerade in solchen Konflikten ernster als je zu fragen, ob hier auch wirklich das ‚Um Meinetwillen‘ zutrifft, oder ob nicht selbstsüchtige und eitle Motive oder Rechthaberei und Trotz die eigentlich entscheidenden Ursachen des eigenen Vorgehens sind. Schon durch die Anregung zu solcher Fragestellung wird die bloße Energie der Caritas untergeordnet.

Endlich sei noch hervorgehoben, daß es auch sehr wichtig ist, die Einseitigkeit der natürlichen Richtung bei beiden Geschlechtern durch ‚Übungen im Entgegengesetzten‘ auszugleichen. Es ist z. B. ganz irrig, daß man Knaben nur wilde und tobende Spiele machen läßt und Mädchen durch Puppenpflege und Handarbeit am besten für ihren weiblichen Beruf vorzubereiten glaubt. Bei weichlichen Knaben ist es gewiß in der Ordnung, sie durch spezifisch männliche Betätigungen abzuhärten; energische und temperamentvolle Naturen aber sollten daneben ein starkes Gegengewicht an Erziehung zur Caritas haben: Man sollte sie schon in jungen Jahren zu sorgfältiger Krankenpflege heranziehen, sollte ihre Freude daran sogar durch gelegentliche Kurse in den elementaren Handgriffen und Hilfsmitteln beleben; man soll ferner sehr intensiv darauf achten, daß sie sorgsam mit ihren und anderer Leute Sachen umgehen, soll ihnen Werkzeuge zur Reparatur halten, auch zur Reparatur mutwillig gerissener Löcher in Kleidern und Strümpfen, und endlich soll man sie gelegentlich zur Mithilfe in Haushaltungsarbeiten heranziehen, besonders wo es Gelegenheit zur Übung in der Sorgsamkeit gibt. Mit Recht hebt Pestalozzi einmal hervor, man ahne gar nicht, wieviel ‚Fundamente zu großen Zwecken‘ die Festhaltung solcher Kleinigkeiten gebe. Man gebe z. B. einem Knaben den Auftrag, den Tisch recht schnell zu decken oder abzudecken, und zeige ihm nun, wie wenig man dabei lernt, wenn man das mit viel Lärm und Geklapper macht, wieviel Energie und Geistesgegenwart aber dazu gehört, alle diese Handgriffe mit so wenig Geräusch wie möglich auszuführen und doch

dabei nicht zu trödeln. Solche Arbeit enthält viele Gleichnisse auch für die höheren Lebensfragen.*

Bei Mädchen andererseits wäre die Weckung und Übung konsequenter Willenstätigkeit, vor allem auch das Sichfreimachen von der Herrschaft äußerer Reize und Eindrücke sorgsam anzuregen (Selbsterziehung zum Schweigen). Wie schon gesagt: nicht um männliche Charaktere aus ihnen zu machen, sondern gerade im Gegenteil, um ihrer Weiblichkeit Stärke und Standhaftigkeit zu verleihen.

Der englische Pädagoge Reddie (Abbottsholme) hat vor einiger Zeit eine Enquête über ‚Koëdukation' veranstaltet und dabei mit Recht die Frage aufgestellt, ob es eigentlich das Ziel der Erziehung sein soll, den seelischen Unterschied der Geschlechter auszugleichen (neutralise) oder zu verstärken. Um diese Frage zu beantworten, mache man sich zunächst einmal klar, was eigentlich das Christentum auf diesem Gebiet vollbracht hat. Wir brauchen dabei nur unsere Betrachtungen zusammenzufassen. Wir werden dann sehen, daß es sich hier um ein schwer zu analysierendes psychologisches Geheimnis handelt: das Christentum hat beides getan — sowohl ausgeglichen wie auch verstärkt. Es hat, wie oben gezeigt, zunächst der weiblichen Seele ein männliches Element der Stärke und Konsequenz verliehen, indem es die Caritas einer gewaltigen Manneskraft zur Erzieherin des Weibes machte. Aber dieses männliche Element blieb nicht eine isolierte männliche Macht in der Seele des Weibes, sondern es wurde eine *Triebkraft der Caritas*; es gab der weiblichen Caritas eine Sicherheit und Energie, die sie aus sich selbst heraus nicht gehabt hatte, und weckte und konzentrierte alle verborgenen Kräfte des Weibes nach einer Richtung. So hat das Christentum das Weib noch weiblicher gemacht, seiner Weiblichkeit mehr Mut und Ganzheit gegeben, und zugleich hat es das Weib dem Manne näher gebracht durch das Element der Stärke und des Ernstes, das es in die weibliche Psyche gelegt hat.

Ebenso hat auch das Christentum zweifellos den Mann männlicher gemacht, indem es seiner Selbstzucht, ja seiner ganzen Willenstätigkeit gerade durch die Caritas viel kompliziertere und dauerndere Aufgaben stellte, als der vorübergehende Rausch des Kriegslebens vermag; andererseits hat es seine Seele aber auch dem weiblichen Empfinden näher gebracht, indem es in ihr ein weibliches Element weckte, das ihn fähig machte, die Frauenseele tiefer zu

* Man nehme auch Gelegenheit, gerade in den sogenannten Flegeljahren und später, junge Leute darauf aufmerksam zu machen, daß zur echten Männlichkeit ein Tropfen Mütterlichkeit gehöre; — in dem Begriff des vollendeten Mannes, in der Ritterlichkeit, liege die Fürsorge für die Schwachen und Unterdrückten, der Dienst der Kraft im Reiche des Erbarmens und der Hilfe. Man erläutere die äußeren Zeichen der Ritterlichkeit nur als Symbole einer ganzen Gesinnung, der man sich weiht, und bemühe sich, den tieferen Sinn dieser Ritterlichkeit in alle Konsequenzen zu verfolgen und auf diese Weise schon frühe die ungeberdige und naiv-selbstische Kraft des jungen Menschen durch Caritas zu adeln und zu erziehen.

verstehen und im Verhältnis der Geschlechter nicht nur die Anziehung der Gegensätze, sondern auch die beruhigende Wirkung der Seelengemeinschaft zu finden.

Liegt hier nicht die ganze Lösung des Problems? Eine höhere Seelenkultur, welche die Einseitigkeiten ausgleicht und zugleich gerade durch die neuen Kräfte, die aus ihr strömen, wiederum alle Verschiedenheiten zur höchsten Konsequenz emportreibt, allen eigenartigen Gaben neue Aufgaben stellt und damit ihre Eigenart vertieft und verstärkt!

Es ist merkwürdig zu sehen, wie blind fast alle die Denker, die dem Christentum fern gerückt sind, gegenüber der oben beleuchteten Notwendigkeit der gegenseitigen Ergänzung und Verstärkung der männlichen und weiblichen Seelentendenzen sind, wie ihre Ideale immer nur in Einseitigkeiten stecken bleiben, und wie sie andrerseits doch unbewußt für die christliche Lösung Zeugnis ablegen. So sehen wir gerade in Nietzsche einen Menschen, der sich ganz dem einseitig männlichen Ideal in die Arme wirft, weil er mit Recht in der modernen humanen Bildung den heroischen Zug, die übermenschliche Stärke und Konsequenz vermißt, und weil seine eigene Seele selber zu sehr das Produkt eines weichen und zarten Christentums war und zu wenig die Willensseite der christlichen Ideale kennen gelernt hatte. Er sah aber nicht, daß gerade die männliche Kraft um ihrer eigenen höchsten Steigerung willen nach der Verbindung mit dem Ewigweiblichen verlangt, und daß darum nicht umsonst gerade der männlichste Mann stets von dem weiblichsten Weibe angezogen wird, — worin auch zu Tage tritt, daß die Verehrung der Caritas gerade dem kraftvollen Menschen natürlich ist, während der Kultus der bloßen rohen Energie immer eine verborgene Ohnmacht verrät.

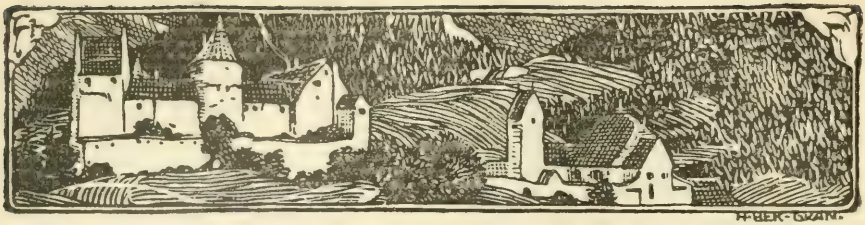
Eine mittelalterliche Legende erzählt einmal von einem Kriegsmann, der nach ruhmreichen Heldentaten in ein Kloster ging, um den Rest seines Lebens Gott zu weihen. Die Mönche waren hocherfreut über einen solchen Mitarbeiter und bemühten sich, ihm die höhere kirchliche Bildung beizubringen. Er aber konnte nichts fassen als das ‚Ave Maria‘; dieses aber betete er mit unerhörter Inbrunst und legte seine ganze Kraft in die geheiligten Worte. Als er starb, seien zehn Lilien voll wunderbaren Duftes aus seinem Grabe erwachsen, in jedem ihrer Kelche das Wort ‚Ave Maria‘ tragend.

Es liegt in dieser Legende ein tiefer Sinn; — die Lilien sprechen ein Geheimnis der großen Manneskraft aus, die auf der Höhe ihrer Reife nach dem Dienst einer übermenschlichen Liebe verlangt, weil sie über die groben Werke der Muskelkraft hinausgewachsen ist. Es ist kein Zufall, daß von dem großen Scipio berichtet wird, daß er auf den Trümmern von Carthago gesagt habe, eine einzige Träne zu trocknen sei ein größeres Werk als die Zerstörung einer ganzen Stadt.

Die psychologische Wahrheit, die in obiger Legende ausgesprochen ist, hat merkwürdigerweise auch Schopenhauer nicht begriffen, der in seinen Betrachtungen ‚über die Weiber‘ mit großem Temperament gegen die christlich-

germanische Weiberverehrung zu Felde zieht und nicht sieht, daß diese gerade aus seiner Philosophie am einfachsten zu erklären ist und den tiefsten Sinn erhält: Nach Schopenhauers Lehre kann der Mensch von seinem triebhaften Lebensdrange nur durch tiefes Mitleid erlöst werden. Erklärt sich daraus nicht gerade das Verlangen der ungestümen und leidenschaftlichen Mannesenergie nach der Caritas, die in begnadeten Frauenseelen leuchtet, und nach dem, was Goethe die ‚heilige Ruhe' der höheren Weibesseele nennt? Und welchen andern Sinn hat jene Verehrung des Ewigweiblichen, als daß sie Kräfte auf den Altar hebt, die von erlösender Bedeutung gerade für das blinde und einseitige Willensleben sind?

Gewiß gibt es zwei Arten der Frauenverehrung — die eudämonistische und die heroische. Die eine entspringt der sinnlichen Seite unseres Wesens, die andere unserer geistigen Natur. Die eine gilt der Eva, die andere der Maria. Die höhere Frauenverehrung spricht sich aus in dem Worte Carlyles: ‚Die Frau ist ein Symbol höherer Dinge.' Und es ist für den Mann von unendlicher Bedeutung gewesen, daß das Christentum im Weibe selbst das Gegengewicht gegen das Weib geweckt hat, indem es die höhere Seite der Frau so gesteigert hat, daß von dort aus der stärkste Appell an den Willen des Mannes kam, sich von der dumpfen Selbstsucht der Sinne zu befreien und zur Herrschaft über die rücksichtslose Leidenschaft zu reifen. Mögen darum gerade auch die Frauen bei aller berechtigten Abneigung gegen eine bloß äußerliche Galanterie nie vergessen, was die Übung der Ritterlichkeit für die ganze Erziehung des Mannes bedeutet: Es geht von dieser Übung eine segensreiche Suggestion auf alle seine Handlungen und Gewohnheiten aus. Ja, der Gehorsam gegen die feineren Mächte im Leben überhaupt wird gestärkt durch die ritterliche Dienstbarkeit gegenüber dem zarten und wehrlosen Geschlechte, weil sie den Mann auch unbewußt den zarten und waffenlosen Ansprüchen des Gewissens unterwirft.



U. L. Frau von Dänemark.

Von

Johannes Jörgensen.

(Schluß.)

XXI.

Zwei Jahre sind hingegangen.

Hermann Ronge hat sich unter Anleitung seines Vaters geduldig darangegeben, als einfacher Kontorist zu arbeiten, und hat alle seine Pläne aufgegeben, andere zu belehren und zu bessern. ‚Man muß erst selbst gut sein, ehe man andere gut machen kann,‘ pflegt er zu sagen, ‚und nur Heilige sind es, die Orden stiften.‘

Der alte J. F. Ronge hat vom Kloster und aus der langen Rekonvaleszentenzeit des Sohnes den besten Eindruck von der katholischen Religion und speziell vom Mönchsleben mitgenommen. Er wird aufgebracht, wenn jemand schlecht von Klöstern oder Klosterleuten spricht; er verteidigt aufs entschiedenste den Zölibat und weist allen, die es wünschen, nach, welche Bedeutung es hat, daß ein Priester unverheiratet ist, allein mit seinem Gott, frei von allen irdischen Rücksichten und weltlichen Sorgen. Er hat jetzt gefunden, was er früher entbehrt, — etwas, worin er und sein Sohn auf dem gleichen Boden stehen; er hat endlich einen Schlüssel gefunden, womit er sich in das Herz seines lieben einzigen Kindes einschließen kann. Oftmals frischen sie zusammen die Erinnerungen auf an die Zeit, da Hermann in Deutschland krank lag, und der alte Ronge kann gar nicht müde werden, insbesondere die Liebe und Selbstaufopferung des Pater Gregor zu preisen.

Niels Wiig arbeitet auf seinem Posten draußen in Amager; er hat eine Arbeiterküche gegründet und hält jeden Sonntag nachmittag Vortrag über ‚Das Evangelium und unsere Gesellschaft‘, ‚Soziales Christentum‘, ‚Christliche Arbeiterfreunde‘. So hat er vor seinem nicht allzu zahlreichen Zuhörerkreise Bischof Ketteler und Kardinal Manning geschildert neben Lord Shaftesbury, Dr. Bernardo und General Booth. Hie und da besucht er

Hermann Ronge; dieser verspricht immer, zu ihm hinauszukommen, hält aber niemals sein Versprechen; er ist bange davor, Else Wiigs Augen zu begegnen...

So sitzt an einem Abend zu Beginn des Frühlings der junge lutherische Geistliche am Fenster in Hermann Ronges Stube. Ronge ist eben vom Kontor heimgekehrt und steht und wäscht seine Hände; Niels Wiig betrachtet gedankenvoll den Garten der Villa draußen, wo goldene Osterlilien blühen und ein blankgefiederter Star von der Spitze einer Pappel herabflötet, die mit purpurroten Kätzchen behangen ist.

‚Mir scheint, du siehst heute abend so traurig aus?' fragte Ronge seinen Freund.

‚Tue ich das? Ich habe heute auch eine der traurigen Pflichten zu erfüllen gehabt, denen sich ein armer Pfarrgeistlicher in der Staatskirche nicht entziehen kann — ich habe ein paar Geschiedene getraut, von denen ich obendrein wußte, daß sie lange zu öffentlichem Ärgernis zusammengelebt — habe ihnen den Segen der Kirche zu ihrer neuen „Ehe" gegeben trotz des Wortes des Herrn, daß, wer eine Entlassene zur Ehe nimmt, die Ehe bricht.'

Wiig erhob sich und begann in der Stube auf- und abzugehen.

‚Ja, lieber Freund,' fuhr er fort, und seine sonst so ruhige, sogar etwas kalte Stimme klang heftig erregt, ‚glaube mir, es ist in mehr als einer Hinsicht eine sehr schwierige und gefährliche Stellung für einen gläubigen Menschen, der gerne wie ein wahrer Jünger Jesu leben und in seinen heiligen Spuren wandeln will, ein angestellter Geistlicher in der dänischen Volkskirche zu sein. Und der schwerste und gefährlichste Platz im ganzen Lande ist sicher Kopenhagen, wo die Gottlosigkeit und Zügellosigkeit des dänischen Volkes wirklich daran ist, über alle Ufer zu gehen.

Es kann einem ins Herz schneiden und ins Gewissen brennen, wenn man am Taufbrunnen steht und die Paten sieht, die da die kleinen Kinder heranbringen und versprechen, daß sie dieselben christlich erziehen wollen — Spötter, Zierpuppen, Betrunkene, Ungläubige jeder Art... Und ich weiß ja, zu welchen gottlosen Heimstätten, zu welcher hoffnungslosen moralischen Verkommenheit diese Kinder vom Taufbrunnen zurückkehren...

Dann kommt später die Konfirmation und das Abendmahl, das erste und für die allermeisten auch das letzte. Die alte geheime Beicht, die Luther doch bestehen ließ, ist ja längst abgeschafft und wird jetzt von unseren orthodoxen Fanatikern als eine „papistische Menschenerfindung" hingestellt, obschon der Herr so deutlich gesagt hat: „Welchen ihr die Sünden nachlassen werdet, denen sind sie nachgelassen, und welchen ihr sie behalten werdet, denen sind sie behalten." Aber wie sollten mir diese beiden Möglichkeiten anders vorliegen als durch das aufrichtige, freiwillige Bekenntnis des einzelnen?

Indessen — die Beichtstühle sind längst zu Brennholz gehauen, und da gehe ich, der Diener des Herrn, und teile wie blind an Würdige und Unwürdige den heiligsten Schatz aus, den die Kirche besitzt — unseres Herrn eigenen Leib und eigenes Blut. Und doch glauben wir an ihn, der gesagt hat: „Gebt nicht das Heilige den Hunden!“

Aber unsere Kirche ist ohne Macht und Autorität. Wir sind nicht mehr imstande, die Mitglieder der Kirche in Zucht zu halten. Sie erlauben uns ganz akkurat, die Kinder zu taufen und die Toten zu begraben; das letztere auch nur, wenn wir uns von vornherein verpflichten, nicht von Sünde und Strafe, sondern nur von Milde und Erbarmen zu sprechen. Denn heutzutage ist es ja klar, daß keiner mehr etwas Böses tut; in unserer wohlgekleideten und wohlerleuchteten Zeit gibt es nur feine, gebildete, ehrsame Menschen. Die Verstorbenen sind Herren und Damen in Eichensärgen und nicht arme Sünder, die vor dem furchtbaren Richterstuhl eines allwissenden und allgerechten Gottes stehen. . .‘

Hermann Ronge hörte voll Mitleid und Verwunderung auf dieses bittere Bekenntnis. Niels Wiig hatte früher niemals so geredet, aber er sprach wie aus langen Leiden, die sich endlich einmal in Worten Luft machen mußten. Als er nun schwieg, blieb er am Fenster stehen und sah hinaus in die Frühlingsdämmerung.

‚Ich habe mich selbst,‘ fuhr er fort, ‚mit der sozialen Arbeit getröstet, die ich tat; ich meinte, daß ich doch auf diese Weise ihm nachfolgte, der gesagt: „Mich erbarmt des Volkes.“ Bei mehreren Gelegenheiten bin ich in Verbindung gekommen mit der Sozialdemokratie und habe Unterredungen mit ihren Führern gehabt, zuletzt bei dem großen Maschinenarbeiterstreik im Winter. Aber je mehr ich mit ihnen sprach, desto mehr bemerkte ich, daß sie von einem anderen Geist waren. Das Ziel ist bei ihnen eigentlich dieses, den Arbeiterstand zu einer neuen Bourgeoisie zu machen, mit allen ihren Lastern und Fehlern, und von einem wirklichen, lebendigen Christentum als Grundlage für das persönliche und soziale Leben wollen sie gar nicht reden hören. Etwas verblaßter Rationalismus aus Großvater Renans Lager ist alles, worin sie sich finden können — und meist sogar aus polemischen und taktischen Gründen.

In England, in Amerika ist die Arbeitersache auf religiösen Grund gebaut, und der Kampf gegen allerlei Sünde und Laster, z. B. gegen die Trunksucht, geht Hand in Hand mit dem Kampfe für bessere ökonomische Verhältnisse. Aber hier bei uns dürfen sie dem lieben, selbständigen Volk keinen Strohhalm in den Weg legen; deshalb ist Genosse A. C. Meyer mit seiner Agitation für die Totalabstinenz so unpopulär in der Partei. Zum Entgelt sind alle Wirtshausbesitzer geschworene Sozialdemokraten; sollten sie nicht

eine so gute Sache stützen wie das Recht des armen Mannes auf seinen Schnaps? Die Führer sind mit anderen Worten ohne wirkliche Autorität; sie gehen nicht voran und zeigen den Weg, sie schleichen hinterher und passen auf, wo die Mehrzahl hinwill — erst wenn sie das entdeckt, springen sie rasch hervor und nehmen die Tête...

Ja, du hast ja seinerzeit auch Gelegenheit gehabt, hinter die Kulissen der Partei zu schauen und zu sehen, in wie hohem Grad sie dadurch wirken, daß sie das Böse im Volke unterstützen... Apropos, hast du die Abendblätter gelesen?'

‚Nein.'

‚Du hast also nicht gesehen, daß dein alter Redakteur tot ist?'

‚Wühler? Nein... Aber er war ja noch ein junger Mann!'

Niels Wiig wendete sich einen Augenblick am Fenster um. Sein scharfes, reines Profil zeichnete sich einen Augenblick gegen den silberklaren Abendhimmel draußen.

‚Wühler hat sich selbst das Leben genommen,' sagte er.

‚Herr Gott!' rief Ronge aus.

Es entstand ein kurzes Schweigen im Zimmer.

‚Er trank allmählich etwas viel,' sagte Niels Wiig, ‚jedenfalls deuten einige der kleinen Blätter das an. Zuletzt konnte er seine Arbeit nicht mehr versehen, kam an vielen Tagen gar nicht aufs Kontor oder erschien spät abends in betrunkenem Zustand, zum Spott und Lachen für alle... Dann ging gewiß auch der Literaturkritiker des Blattes heimlich hin und stellte ihm ein Bein; er wollte gern selber Redakteur des Blattes sein und wird es jetzt auch sicher... Jedenfalls hat er vorläufig die Redaktion des „Vorwärts" übernommen; Koch-Jensen heißt er... Kennt man ihn schon ein wenig?'

‚Ja,' sagte Ronge. ‚Jedenfalls kenne ich ihn ganz gut. Er ist ein unheimliches Exemplar der unheimlichen Art von Übermenschen, die man in früheren weniger philosophischen Zeiten rücksichtslose Streber nannte...'

‚Na so... das paßt ja ganz gut. Wühlers Tod wird mich übrigens ganz nahe angehen; er war gerade zum Ersten in meine Gemeinde hinausgezogen, in eine der kleinen Arbeiterlandhäuser, von denen jetzt überall so viele gebaut werden... Die Familie wird sich also zuerst an mich wenden, um eine Leichenrede zu verlangen, denn eine Leichenrede wollen sie ja immer haben...'

Niels Wiig schwieg mit einem Male; er fühlte sich offenbar zu dem traurigen Thema seiner gewöhnlichen Erwägungen zurückgeführt: zu seiner schiefen und falschen Stellung in einer Kirche, die zwei, bisweilen sogar drei Herren dienen sollte...

XXII

Kopenhagens Arbeiter folgten Redakteur Wühler auf seinem letzten Wege. Vom Turm der Friedhofskapelle aus sah man die nächste Gegend des Westkirchhofes mit einer schwarzen wogenden Menschenmenge bedeckt, aus der hier und dort rote Banner aufragten. Die große Kapelle und der schöne, klosterartige Hof draußen war dicht gefüllt; mit Blumen und prachtvollen Kränzen geschmückt, stand Wühlers Sarg mitten vor dem Altar, wo sich das Licht der Kerzen rot gegen das Tageslicht von draußen abhob. Es duftete von Blumen und Buchsbaum.

In der äußeren Pforte der Kapelle stand Niels Wiig in seinem langen schwarzen Kleid und mit dem steifen, runden Kragen um das junge Angesicht, das bleicher war als gewöhnlich. Die eine Abteilung Arbeiter nach der andern zog an ihm vorüber; hie und da war einer, der ihn grüßte; das waren seine Pfarrkinder vom Sund. Fahne auf Fahne wurde hereingetragen und bei dem Sarge aufgepflanzt, rote, blaue und grüne mit allen Abzeichen der Fachvereine; er ließ es ungehindert geschehen. Aber plötzlich, gerade als ein neues Banner sich unter den Eingang beugte, um den andern zu folgen, schritt er rasch gegen die Männer vor, die es trugen.

‚Die Fahne da dulde ich nicht in der Kirche . . .‘

Die Bannerträger blieben stehen mit einem halb verdutzten, halb ärgerlichen:

‚Warum denn nicht, Herr Pastor?‘

Wiig zeigte auf die Inschrift der Fahne.

‚Weil es sich nicht geziemt, daß man in Gottes Haus verkündet, daß ‚des Volkes Wille das höchste Gesetz‘. Nicht das Volk, sondern Gott ist der höchste Gesetzgeber, und er ist es, dem wir alle gehorchen sollen. Das Banner muß draußen bleiben!‘

Nach einigem Mucken und Knurren geschah es denn auch so, und Niels Wiig zog sich zurück; es war Zeit, die Feierlichkeit zu beginnen.

Ein Gesang brauste hin über die Köpfe der dichtgedrängten Versammlung; die Familie hatte gewählt: ‚Lehre mich, froh zu welken, o Wald!‘ — diese halbpantheistische Hymne Oehlenschlägers, die bei allen Freimaurer- und Heidenbegräbnissen verwendet wird. Dann trat Niels Wiig unter lautloser Stille vor den Sarg. Was bei der Tür geschehen, hatte sich bereits unter den Anwesenden herumgesprochen; man wußte also, daß man es mit einem ‚fanatischen‘ Geistlichen zu tun hatte, und betrachtete halb mit Angst und halb mit Haß das bleiche, nahezu weiße Angesicht des jungen Mannes. Die Nächststehenden sahen, daß sich seine Lippen leise bewegten, wie in stillem Gebet. Darauf begann er mit seiner lauten, klaren Stimme zu reden.

‚Wirket, so lange es Tag ist, denn es kommt die Nacht, da niemand mehr wirken kann!

So, meine Zuhörer, lehrt jener Mann, als dessen geringer Bote ich hier stehe und dessen Meinung über diesen Verstorbenen ihr hier zu hören erschienen seid.

Es steht ja nämlich so merkwürdig mit uns Menschen, was Jesus von Nazareth angeht, daß wir alle, mögen wir uns nun Christen oder Freidenker nennen, gern seinen Beifall haben wollen. Alle werben wir um ihn, alle versichern wir, daß er mit uns ist und daß er, wenn er noch unter uns wandelte, mit uns halten, auf unserer Seite stehen, unser Freund und unser Führer sein würde. Wir haben alle das Gefühl, daß es zu guterletzt sein Urteil ist, worauf es ankommt, und daß, wenn er nur mit uns ist, die ganze Welt gerne gegen uns sein kann. Und wenn ihr nun heute alle zusammen hierher gekommen und den entseelten Leib eures toten Gesinnungsgenossen hierher gebracht habt, so bedeutet das ja, daß ihr ihn vor Jesu Richterstuhl gebracht und gerne aus dem Munde des Nazareners einen guten und günstigen Spruch über diesen Menschen vernehmen wollt.

Einige von euch wissen vielleicht, daß es eine christliche Glaubensgemeinschaft gibt, die Anspruch darauf macht, die einzige, wahre und rechte Kirche zu sein, und daß diese Kirche niemals einen ihrer Priester gesendet haben würde, an diesem Sarge zu reden. Diese Kirche ist indes nicht die lutherisch-evangelische, als deren Diener ich hier stehe.

Als ich gefragt wurde, ob ich die Leichenrede für Redakteur Wühler halten wollte, antwortete ich deshalb den Männern der Arbeiterpartei, die zu mir kamen, daß ich mir meine volle Freiheit vorbehielte. Sie wüßten, sagte ich, daß ich bei mehr als einer Gelegenheit meine Stellung aufs Spiel gesetzt, um die Sache der Armen und Leidenden zu vertreten, so zuletzt bei dem großen Streik im Winter; und ich behielt mir dieselbe Freiheit vor hier in der Kirche wie draußen in der Gesellschaft. Man gab mir vollständig freies Wort. Ich sage das, um allem Mißverständnis vorzubeugen.

Unser Herr Jesus Christus — denn mit diesem Namen benenne ich ihn jetzt, ihn, in dem die meisten von euch nur einen Weisen, einen Propheten oder einen Volksführer sehen — unser Herr Jesus Christus hat von sich selbst gesagt, daß er der Weg ist, und daß keiner zum Vater kommt, als auf diesem Wege. Es ist der schmale Weg, sagt er an einer andern Stelle, der zum Leben führt. Aber das Leben, damit meint er das ewige Leben, den Himmel, das Paradies, die ewige Seligkeit, in die wir gern alle eingehen wollen.

Ich stehe hier nicht, um den Toten zu richten; Gott hat ihn schon gerichtet. Laßt uns hoffen, daß es ein Gericht in Gnaden geworden, ein

Gericht nach Gottes unendlicher Barmherzigkeit; laßt uns hoffen, daß dieser Mann in den schrecklichen Augenblicken seines letzten Todeskampfes, als er allein und von allen verlassen über dem furchtbaren Abgrund hing und fühlte, daß es keine Menschen gab, die ihm helfen konnten, und daß er sich auch nicht mehr selbst helfen konnte; laßt uns hoffen, daß er da seine bange und zitternde Hand nach ihm ausgestreckt, der imstande ist, zu retten, auch in der letzten Stunde, in der äußersten Minute... Laßt uns hoffen, daß diese unsterbliche Menschenseele, deren ewiges Schicksal jetzt entschieden, Gnade gefunden wie jener Sünder am Kreuze, an den die tröstlichen Worte gerichtet wurden: „Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein!"

Ich kannte den Toten nicht, aber man hat mir mancherlei Gutes von ihm erzählt. Er war ein fleißiger Arbeiter, ein eifriger Parteimann, ein treuer, freigebiger Freund. Es scheint, daß er eine hochstrebende Seele gehabt, eine Natur, die zugänglich war für das Gute; aber er scheint nie in seinem Leben lebendiges Christentum angetroffen, Angesicht zu Angesicht vor Jesus Christus gestanden zu haben. Das Gebot des Sohnes Gottes: „Folge mir nach!" hat ihn nur aus so weiter Ferne erreicht, daß er es kaum unterscheiden konnte im Geräusche der Welt, das ihn vom Morgen bis zum Abend umgab. Aber man hat mir Äußerungen von ihm erzählt, die nicht anders verstanden werden können, als daß er hie und da Reue über sich selbst fühlte, sein Leben bedauerte und gerne hätte besser leben wollen, hätte er nur gewußt wie. Der gerechte, genau rechnende Gott, der sogar alle unsere Haare gezählt, hat sicher diese Augenblicke guten Willens nicht unbelohnt hingehen lassen.

Aber es gibt etwas anderes, das auch zu bedenken ist. Er war ein fleißiger Arbeiter — aber *woran* arbeitete er? War es nicht so, daß er in seinem Blatte einen der zahlreichen Evangelisten machte für das traurige Evangelium der Zeit: „Lebe, wie du willst, und stirb, wie du kannst"? Es hilft nichts, diese Wahrheit zu verbergen.

Und es nützt auch nichts, diese andere Wahrheit zu verbergen, daß ein Mensch nach seinen Taten gerichtet wird. Die, welche Gutes getan haben, gehen ein zum ewigen Leben, aber die, welche Böses getan haben, gehen ein zur ewigen Pein. Das Wort der Schrift zwingt uns und kann nicht erschüttert werden.

Es gibt im Jenseits *zwei* Möglichkeiten — Himmel und Hölle. Viele haben sich gerade in unserer Zeit darüber aufgeregt; sie haben gesagt und geschrieben, daß ein allbarmherziger Gott seine Geschöpfe nicht zur Hölle verdammen könne. Aber keiner kommt in die Hölle *gegen* seinen Willen, das müssen wir nicht vergessen; Gott verdammt nur die, welche selbst ihre Verdammnis *wollen*, die, welche Sünde, Tod und Verderben lieben.

Fritz von Uhde pinx.

«Lasset die Kindlein zu mir kommen».

Man hat Jesu Namen in dieser Sache angerufen; man hat erklärt, daß er, der milde Lehrer, nur einen Vater im Himmel verkündet, dem Böse und Gute gleich lieb, keinen heiligen und gerechten Gott, der nichts Unreines in sein Reich eingehen läßt. Man hat gemeint und geschrieben, daß zuletzt alle, durch lange Leiden bekehrt, in die Seligkeit eingehen sollten; aber Gott wünscht nur freiwillige Diener, er will keinen dazu zwingen, selig zu sein.

Es gibt in der andern Welt, nach Jesu eigenem Zeugnis, außer der Stätte der ewigen Seligkeit auch eine andere Wohnung, das Haus des Dunkels und der Verzweiflung, das Heim der ewigen Pein und der ewigen Verdammnis. Das ist die Stätte, woran ein Christ nur mit dem tiefsten Entsetzen denkt und vor der er in Furcht und Beben einen gnädigen Gott um Errettung bittet — das ist die ewige Hölle, wo der Wurm nicht stirbt und das Feuer nicht erlischt. . .'

Während Niels Wiigs Rede war es stiller und stiller in der Kirche geworden. Eine Wolke trat vor die Sonne; es wurde fast dunkel unter den Wölbungen der Kapelle; die Altarkerzen flammten dunkel, ohne zu leuchten. Alles Licht schien sich gesammelt zu haben um das bleiche Angesicht des Geistlichen über dem weißen Kragen. Der Duft von Lilien und Buchsbaum wurde stark und drückend. Bei Wiigs letzten Worten hörte man ein lautes Weinen losbrechen in den vordersten Stuhlreihen, und gleichzeitig ging ein Murren durch die Versammlung.

Aber Wiig erhob seine Stimme:

‚Es gibt in unserer Zeit so viele falsche Propheten und falsche Christen, welche allerlei nachgemachte Evangelien verkünden, und einer in die Irre gehenden Menge den Himmel für billiges Geld versprechen. Er, bei dessen Leiche wir hier stehen, glaubte an jene falschen Propheten und lebte, um eine verderbliche Lehre auszubreiten. Er war ein unglücklicher Mann, und er arbeitete daran, andere ebenso unglücklich zu machen wie sich selbst.

Sein Urteil ist indes gefällt, sein Schicksal ist entschieden, seine Saga ist aus. Aber ich wende mich an euch, die ihr seiner Leiche hieher gefolgt, an euch, die ihr seine Partei- und Kampfgenossen gewesen, an euch, denen das Volk glaubt, wie es uns nicht mehr glaubt, der Kirche nicht mehr glaubt. Ich bitte euch um eurer unsterblichen Seele willen, sehet zu, was ihr tut! Denkt daran, daß ihr es seid, die jetzt die Autorität haben, und daß mit der Autorität die Verantwortung folgt. Verderbt nicht alle diese vielen, die an euch glauben; nehmt nicht ihren Gott und Erlöser von ihnen, um ihnen ein bleiches, leeres Blendwerk an die Stelle zu setzen!

Um des Volkes willen bitte ich euch: Kehrt um! Führt nicht die Scharen der Arbeiter zu demselben Abgrund des Verderbens, in dem die herrschende Klasse, von ihrem Unglauben irregeführt, schon längst begraben

liegt! Aus eurer Hand werden alle diese Seelen gefordert werden am jüngsten Tage, deshalb bitte ich euch: Wandert den guten Weg, während das Licht des Lebens noch leuchtet; das Dunkel des Todes kommt, bevor ihr es wißt, die Nacht, wo keiner mehr arbeiten kann — und wie der Tag gewesen, so wird auch die Nacht!

Auch an euch alle wende ich mich, ihr, die ihr mit Vertrauen und Glauben euren Führern folgt und ihrem geringsten Winke folgt! Ihr habt gelernt, an Menschen zu glauben und Menschen zu gehorchen, und ihr meint gute Früchte zu sehen, die euer Glaube und euer Gehorsam getragen. Ist es denn da so unsinnig, ist es denn da so entwürdigend, an Jesus von Nazareth zu glauben und ihm zu gehorchen? So viele, viele unter euch sehen zu ihm auf als zu dem großen Lehrer der Barmherzigkeit, dem Vorbilde aller guten Menschen, dem Ideale, das keiner von uns, die wir doch seine Schüler heißen wollen, jemals erreichen kann. Ich bitte euch — nehmt auch ihr ihn zum Vorbild und Ideal! Verlangt nicht nur von andern, daß sie ihm gleichen sollen! Versucht es auch selbst — und ihr sollt sehen, daß ihr selbst besser werdet, während ihr zugleich milder über andere urteilt!'

Während des letzten Teiles von Wiigs Rede hatte sich das gedämpfte Murren zu deutlichen Äußerungen des Unwillens gesteigert. Unten von der Türe her vernahm man heisere Rufe: ‚Was will der Schwarze?' — ‚Na, wir sind ihm nicht gut genug!' — ‚Er will uns wohl zur Preistierschau haben!' Wiig fühlte, daß er sich nicht mehr lange verständlich machen könnte, und machte deshalb rasch mit einem kurzen Gebete Schluß.

Langsam setzte sich das große Leichengefolge in Bewegung. Alle Gemüter waren erregt, und in den Reihen des Zuges war der Unwille zwischen den Leuten allgemein. Die Arbeiterführer, welche unmittelbar dem Sarge folgten, sprachen in ernsten Wendungen von ‚geistlichen Übergriffen'. Hinter ihnen kam zunächst das Redaktionspersonal des ‚Vorwärts' mit Koch-Jensen an der Spitze; der ehemalige Dekadent hatte sich jetzt in einen vollkommen ernsten Gesellschaftsumwälzer in hohem Hut und Diplomatenrock verwandelt. Er redete eifrig mit demjenigen Journalisten des Blattes, dem die Reportage des Tages anvertraut war. ‚Wir könnten uns keine bessere Gelegenheit wünschen, das Wählervolk aufzureizen,' erklärte er in eifrigem Geflüster. ‚Sie geben also dem Referat einen riesigen Kopf und viele mittelfette Überschriften: ‚Der Höllenhund Pastor Wiig. Verletzter Grabesfriede. Der Gottesmann verhöhnt den Verstorbenen. Die Tränen der Witwe' und mehr vom selben Sauerteig. Tragen Sie nur dick auf; es kommt einem nicht jeden Tag so eine Bestie in die Finger! Er nahm sich übrigens brillant aus da drinnen; es war wahrhaftig Stimmung über ihm. Aber das sollen Sie selbstverständlich nicht schreiben.'

Man kam zum Grabe. Niels Wiig war schon da und wartete, das Ritualbuch in der Hand. Unter düsterem Schweigen wurde der blumenbedeckte Sarg langsam in den offenen, mit Grün geschmückten Rachen hinabgesenkt. Dann hörte man das scheuernde Geräusch der Taue, die heraufgezogen wurden, und mit entblößtem Haupte trat Niels Wiig zum Rande des Grabes, um die drei Schaufeln voll Erde auf den Toten hinabzuwerfen.

Niemand hat später genau angeben können, was jetzt geschah, und in welcher Reihenfolge die Begebenheiten sich in den nächsten Augenblicken zutrugen.

Es sauste plötzlich ein Stein durch die Luft und traf Niels Wiig auf die eine Wange, gerade unter dem Auge. Sogleich folgte ein anderer, der seine Stirn verletzte. Und mit einem Male, ehe noch die Arbeiterführer Zeit gewinnen konnten, sich umzuwenden und, wenn möglich, die erregten Massen zu beruhigen, fiel ein Regen von Steinen und Kies und Erdklumpen über den jungen Geistlichen. Ein plötzliches Vorrücken ging wie eine Woge durch die Menge, die hinter ihm stand — Jungen pfiffen gellend auf den Fingern — man hörte wildes Schreien, Weiberkreischen und heisere Rufe: ‚Nieder mit dem Höllenhund! Nieder mit dem Schwefelpriester!', und bevor noch jemand recht die Dinge überschaute, lag Niels Wiig herabgestürzt auf dem Boden des Grabes, quer über Wühlers Sarg, und vom Rande des Grabes her deckten ihn mordlustige Hände zu mit Erde, Holzplatten und Steinen...

Der junge Geistliche hatte einen Schrei ausgestoßen, als er fiel; jetzt lag er unbeweglich, das bleiche, blutige Angesicht lautlos aufwärts gerichtet. Und vor dieser todesähnlichen Unbeweglichkeit ging jetzt mit einem Male ein Schaudern durch die Menge. Plötzlich waren da einige, die sich durch das Volk hindurchdrängten und zu laufen anfingen — wild und verwirrt, wie die Leute vor einer rauchenden Granate flüchten, die mitten unter ihnen niedergefallen. Sie liefen und vergaßen, die Steine wegzuwerfen, die sie in der Hand hielten, — sie liefen in größerer und immer größerer Zahl, — sie liefen, ohne aufeinander zu sehen, wie Jungen, die davonlaufen, um sich nach einem schlechten Streich zu verstecken. Es dauerte nicht lange, da liefen sie alle. Hin über den weitgedehnten Kirchhof flüchteten sie nach allen Seiten, sprangen über Gräber, knickten das Buschwerk, brachen durch die Hecke, stampften über die Blumenbeete, — flüchteten vor ihrer Untat und ihrer Verantwortung und machten nicht eher Halt, als bis sie in den entlegenen Villenstraßen von Valby oder draußen waren, mitten auf freiem Feld...

* * *

XXIII.

Niels Wiig war, als er herabstürzte, mit dem Nacken gegen eine Kante von Wühlers Sarg gestoßen und hatte deshalb gleich das Bewußtsein verloren. Er war noch ohnmächtig, als er heimgebracht wurde, und im Laufe der Nacht entwickelte sich eine heftige Gehirnentzündung. Entsetzt und verzweifelt saß seine Schwester die lange Nacht hindurch an seinem Lager; der Arzt hatte weder Ja noch Nein gesagt auf ihre Frage, ob das Leben des Bruders noch zu retten wäre. In ihrer Not erinnerte sie sich an Hermann Ronge und schickte ihm mit nächster Post einige Zeilen.

Der Brief war indessen kaum abgesandt, als Hermann Ronge auch schon an der Tür der kleinen Pfarrwohnung am Sunde schellte. Er hatte bereits am Abend in den Blättern von dem Überfall gelesen, den man auf seinen Freund ausgeführt; die Begebenheit kam ihm anfangs so unglaublich vor, daß er dem Berichte kaum trauen wollte. Zitternd vor Gemütsbewegung stand er jetzt da und wartete vor Niels Wiigs Tür.

Else kam selbst und öffnete, und ein Blick auf ihr Gesicht genügte, um ihm zu sagen, daß die Zeitungen die Wahrheit geredet. Es war das erstemal, daß sie und Ronge sich nach jenem Brief vor zwei Jahren sahen, aber der Ernst des Augenblicks blies jede Verlegenheit in ihrer Begegnung fort.

‚Wie geht es ihm?‘ fragte Ronge ängstlich.

‚Sie können ganz gut zu ihm hineingehen,‘ sagte Else Wiig mit gedämpfter Stimme, wie man in einem Hause redet, wo Kranke sind. ‚Aber er liegt da ohne Bewußtsein; er ist in der ganzen Nacht nicht einen Augenblick bei Besinnung gewesen.‘

Vorsichtig trat Hermann Ronge hinter Else Wiig in das Krankenzimmer. Das junge Mädchen zog die herabgerollte Gardine ein wenig zur Seite, so daß das klare Licht des Frühlingsmorgens in die enge Kammer hereindrang. Es herrschte da dieselbe Dürftigkeit wie in den anderen Stuben. Niels Wiig lag in einem niedrigen, einfachen eisernen Bett, und daneben stand ein gelbbemalter Tisch von Tannenholz und ein Stuhl mit Strohsitz. An sonstigen Möbeln waren da ein großer Kleiderschrank und ein Gestell mit alten Büchern. Auf einem Regal in der Ecke über dem Bett stand Thorwaldsens Christus und breitete seine Arme zu dem Kranken nieder.

Niels Wiig lag still da mit geschlossenen Augen und brennenden roten Wangen. Ronge beugte sich über ihn nieder; das Atemholen des Freundes war heiß und hastig. Er nahm seine Hand; sie war schlaff und willenlos wie die eines Schlafenden.

‚Was denken Sie von ihm?‘ kam es ängstlich von den Lippen der Schwester, die am Fußende des Bettes stand. Hermann Ronge hörte, daß sie nahe daran war, zu weinen.

‚Lassen Sie uns das Beste hoffen, Fräulein Wiig!‘ sagte er leise.

‚Das sagt der Doktor auch,‘ erwiderte das junge Mädchen und zwang sein Weinen zurück. ‚Aber was hilft mir das? Herrgott, daß es auch keine Menschen gibt, die etwas mit Bestimmtheit wissen und sagen können, was sie wissen!‘

Hermann Ronge sah verwundert auf sie hin. Es war auf einmal ein harter, ungeduldiger Klang in ihre Stimme gekommen. Er erkannte den Ton von jenem Briefe wieder, den sie einmal an ihn geschrieben, und er verstand, daß sie noch suchte und kämpfte, daß sie den Frieden noch nicht gefunden.

Sie gingen wieder ins Arbeitszimmer hinaus, und Ronge setzte sich, ohne etwas zu denken, an Wiigs Schreibtisch.

‚Da liegt das nun alles zusammen, abgebrochen und halbfertig,‘ sagte Else Wiig traurig, ‚alles das, wofür er lebte und woran er arbeitete. Da liegt die erste Hälfte eines neuen Vortrags für Sonntag, und da liegt die Kladde zu seiner Predigt von gestern. Es ist mir beinahe, als wäre er schon tot. Ach, nie hat ein Herz wärmer für die Armen geschlagen als das seinige; er ließ niemals einen vergeblich an seine Tür klopfen, er schenkte gleich bis auf das Letzte, das Notwendigste! Oftmals haben wir für unsere Mahlzeiten nichts anderes als trockenes Brot und Milch auf dem Tisch gehabt; er hatte alles weggegeben. Ich möchte wissen, ob einer der sogenannten Arbeiterführer etwas Ähnliches tun würde; die ziehen es schon vor, selbst gut zu leben und rührende Aufrufe an andere zu schreiben über die Not des Armen. Ach, es ist so bitter, daran zu denken, wie sie ihm das alles zusammen belohnt haben!‘

Hermann Ronge ließ das junge Mädchen sein Herz ausschütten. Es saß in ihm wie ein Rest von dem Egoismus seiner Vorzeit, eine gewisse Härte gegenüber den Gefühlen anderer, eine gewisse Unlust bei ihren Klagen, ein gewisser Mangel an Fähigkeit, zu trösten und zu ermuntern. Er hatte einen unwillkürlichen Drang, vor der Trauer zu flüchten wie vor Krankenstubenluft, und er mußte immer sich selber überwinden, um darinzubleiben und teilnahmsvoll und freundlich zu sein.

‚Lassen Sie uns das Beste hoffen!‘ wiederholte er jetzt. ‚Und lassen Sie uns, liebes Fräulein Wiig, daran denken, daß Ihr Bruder nur das Schicksal aller wahren Christen teilt! Es ist kein gutes Zeichen, wenn man von Gottes Feinden geehrt und geachtet wird. Selig dagegen der, welcher Verfolgung leidet, der, gegen den Steine geschleudert werden wie einstens gegen den heiligen Martyrer Stephanus.‘

Else Wiig erwiderte nichts, und Hermann Ronge fuhr deshalb fort, zu reden. Wie von einer plötzlichen Eingebung getrieben sagte er:

‚Ein Freund von mir hat einmal eine Reliquie dieses heiligen Martyrers, dessen Leib in der Sankt Laurentius-Kirche vor Rom ruht, mit heimgebracht. Ich trage diese Reliquie immer in einer kleinen Kapsel bei mir. Vielleicht gefällt Ihnen, als einer Protestantin, die Ehrfurcht und Andacht nicht, die wir Katholiken den Leibern der Heiligen erweisen? Ich bitte Sie indessen, zu bedenken, wie das Weib, das am Blutfluß gelitten, gesund wurde, indem sie nur den Saum an Jesu Gewand berührte, und ich bitte Sie, daran zu denken, daß die ersten Christen die Kranken heilten, indem sie die Schweißtücher und Gürtel des hl. Paulus auf sie legten. . .‘

‚Was sagen Sie da? Wurden die ersten Christen durch die Tücher des Apostels Paulus geheilt?‘

Else Wiigs Verwunderung war groß und ungeheuchelt. Hermann Ronge konnte ein Lächeln kaum unterdrücken.

‚Ja, so „heidnisch“ und „abergläubisch“ waren sie. Sie können selbst die genaueren Einzelheiten darüber in der Apostelgeschichte lesen.‘

‚Ist das wirklich Ihr Ernst?‘

Else Wiig erhob sich, offenbar in großer Bewegung.

‚Ja, ganz gewiß. Wollen Sie mir ein Neues Testament leihen?‘

Hermann Ronge erhielt das Buch und fand die Stelle nach einigem Suchen.

‚Es ist im neunzehnten Kapitel; da ist die Rede vom Aufenthalt des hl. Paulus in Ephesus. Es heißt hier: „Auch wirkte Gott nicht geringe Wunder durch die Hand des Paulus, so daß man auch auf die Kranken von seinem Leibe weg Schweißtücher und Gürtel legte, und es wichen die Krankheiten von ihnen, und die bösen Geister fuhren aus.“‘

Ronge ließ das Buch sinken und sah auf. Else Wiig stand am Fenster und starrte hinaus in den kleinen Garten vor der Villa.

‚Aber du großer Gott!‘ sagte sie dann plötzlich und wandte sich; ‚ist es wirklich möglich? Lassen Sie mich selbst sehen!‘

Ronge reichte ihr das Buch, und ihre Augen fuhren eifrig hin über die angegebene Bibelstelle.

‚Ja,‘ sagte sie dann endlich und legte das Testament fort. Ronge schwieg vorsichtig. Er verstand, daß große Dinge in der Seele dieses einfältigen und aufrichtigen Weibes vor sich gingen. Er fühlte, daß sie — ja er fand kein dänisches Wort dafür. Aber vor sich hin sagte er: ‚She is dreadfully in earnest.‘ Ihr Ernst flößte ihm nicht nur Ehrfurcht ein, er erschreckte ihn beinahe. Er fühlte aufs neue, ihr wie dem Bruder gegenüber, daß sie größere Persönlichkeiten, reinere Willen, stärkere Charaktere waren.

‚Lassen Sie mich Ihre Reliquie sehen!‘ sagte sie schließlich. Er gab ihr still die kleine Silberkapsel, worin die Reste des Martyrers eingeschlossen

waren. ‚Ex ossibus sancti Martyris Stephani' las sie halblaut die Inschrift.

‚Sie verstehen Latein?' fragte er.

‚Ja, Vater hat es mir beigebracht. Ich war die einzige Tochter daheim, und er lehrte mich so vieles.'

Ronge erhob sich, um zu gehen.

‚Aber ein Ding lehrte er Sie nicht, das, was Sie jetzt lernen sollen, zu sagen: ‚Heiliger Stephanus, bitte für uns!'

Else Wiig betrachtete ihn mit einem unbeschreiblichen Blick.

‚Nein, Hermann Ronge, das, was ich erst lernen soll, ist überhaupt zu beten... Ich habe Jahre lang nicht gebetet... Jetzt, wo mein Bruder da drinnen liegt und vielleicht nie mehr aufwachen soll, da fühle ich mich so unendlich schwach und ohnmächtig... Ich wage nicht, vor Gott hinzutreten, an den ich kaum glaube... Und weshalb sollte er auch meine von der Not erzwungenen Gebete hören? Weshalb sollte er meinethalben ein Leben schonen, das mir teurer ist als mein eigenes?'

‚Gerade deshalb, Fräulein Wiig, wenden wir uns ja an die guten Freunde des Herrn, an die, welche um seines heiligen Namens willen gelitten haben und welche jetzt mit ihm im Himmel herrschen! Ihnen versagt er nichts, ihre Fürbitte ist unsere Hilfe!'

Else Wiig sah Hermann Ronge fest in die Augen.

‚Glauben Sie das selbst?' fragte sie.

‚Ja,' sagte er. ‚Ich glaube es mit Gottes Gnade, und Sie sollen es auch glauben.'

‚Dann beten Sie mit mir, Hermann Ronge, beten Sie mit mir für das Leben meines teuren Bruders!'

XXIV.

Die Tagesblätter ergossen sich in Betrachtungen über die ‚Affäre auf dem Westkirchhofe'.

Von liberaler und sozialdemokratischer Seite wurde die Ansicht vertreten, daß der junge Geistliche, ‚einer von den Heißspornen der Inneren Mission,' selbst durch seine herausfordernde Haltung die üble Behandlung verschuldet, welche die gereizte Versammlung ihm hatte widerfahren lassen. Doch mußte man selbstverständlich beklagen, daß der Arbeiterstand der Hauptstadt sich in so hohem Grade hatte verleiten lassen, die Ruhe und Würde zur Seite zu setzen, womit er sonst immer auftrat. Im übrigen könne man nicht die Kopenhagener Demokratie für die Streiche verantwortlich machen, auf die mehr oder minder verkommene Subjekte verfielen. Der besonnene

Arbeiter könne deshalb mit Recht seine Hände waschen und sich unschuldig erklären an dem beklagenswerten Vorgang...

Auf konservativer Seite nagelte man fest, daß der Überfall auf Pastor Wiig sicher der systematischen Aufhetzung gegen die sogenannten ‚Höllenhunde' und ‚Satanspriester' zu verdanken sei, wie sie sich gewisse kleine Blätter, deren Mitarbeiter die Existenz der Hölle beträchtlich zu genieren scheine, zur Aufgabe gesetzt. Übrigens vermochte die Partei nicht, politische Münze aus dem Vorgefallenen zu schlagen, da neben den liberalen Schmutzblättern auch ein Organ bestand, das ‚Gott, König und Vaterland' auf die Beine helfen sollte durch unsaubere Geschichten, unzüchtige Bilder und Gratisverteilung von Variétébillets, und das, um dem Pöbel zu schmeicheln, an der Agitation gegen die ‚Schwefelpriester' wirksam teilgenommen.

Und nach diesem Meinungsaustausch wurde Niels Wiig sich selbst und dem Frieden der Rekonvaleszenz überlassen.

Denn Niels Wiig erholte sich. Eines Morgens schlug er die Augen auf und erkannte seine Schwester wieder, die bewegt an seinem Bette niederkniete.

‚Wie lange habe ich geschlafen?' fragte er.

‚Du hast vier Tage und vier Nächte ohne Bewußtsein gelegen!'

Der junge Geistliche schien einen Augenblick nachzudenken. Dann führte er langsam die Hand gegen seine Brust und fand die Reliquie, welche ihm seine Schwester an jenem Tage nach Hermann Ronges Fortgang um den Hals gehängt hatte. Einen Augenblick wurde sie bange, was er wohl sagen würde, aber zu ihrer großen Verwunderung betrachtete er sie gleichsam wiedererkennend und führte sie dann an seine Lippen. Als er dies getan, war es, als ob er noch einmal erwache, mehr als vorher; er strich sich über die Stirne, seufzte, sah sich um und sagte:

‚Wo ist Hermann Ronge? Mir kam es vor, als wäre er hier...'

‚Er kommt gewiß nicht vor Abend; er war morgens einen Augenblick an der Tür, um sich nach dir zu erkundigen, bevor er zur Messe ging.'

‚Schreibe ihm, daß er kommen soll!.. Schreibe auch, daß er einen Priester mitbringen soll — *seinen* Priester!..'

Niels Wiig hatte das letzte gesagt wie von einem fremden Willen getrieben. Jetzt, da es gesagt, fiel sein Haupt zurück, und er schloß die Augen, als wolle er aufs neue schlafen.

‚Niels, Niels,' klagte die Schwester, indem sie sich dicht über ihn beugte, ‚du mußt nicht wieder von mir gehen, du mußt nicht wegbleiben!'

Niels Wiig lächelte mit einem stillen, sanften Lächeln. ‚Nein, liebe Schwester, sei nicht bange! Ich *will* leben — ich *soll* leben! Aber erst muß ich meine Rechnung mit Gott in Ordnung bringen!'

Niels Wiig schwieg. Aber nachher sprachen die beiden Geschwister wieder miteinander, und da fuhr er fort:

‚Du weißt, wie oft ich über die Verhältnisse geklagt habe, unter denen die dänische Volkskirche ihren Geistlichen zu wirken befiehlt. Ich habe dir oft genug gesagt, es müsse ein falscher Weg sein, auf dem wir uns befinden; es könne nicht die Absicht des Herrn sein, daß seine Kirche so gespalten und geteilt werden solle, wie sie jetzt geteilt ist; ich konnte es höchstens als einen Notbehelf ansehen, wenn die oberste geistliche Autorität durch die Reformation in die Hand des weltlichen Herrschers gelegt war — aber ich konnte nicht glauben, daß Gott für immer wünschen sollte, daß der König des Landes auch sein oberster Bischof wäre, Papst wäre in der Kirche des Landes. . .

Gleichzeitig sah ich, wie unsere Kirche entchristlicht wurde, wie Rationalismus und offener Unglaube mehr und mehr Eingang in sie fanden, und ich fühlte, daß wir, ihre gläubigen Geistlichen, diesem Strome der Zeit gegenüber ohnmächtig waren, daß wir kein Mittel besaßen, zu hemmen und zu züchtigen, zu strafen und zu retten. Ich fühlte, daß wir, die wir uns doch selbst für Nachfolger der Apostel ansehen mußten, nicht mehr die Macht hatten, zu lösen und zu binden. Aber wo diese Macht nicht mehr ist, da ist keine wirkliche apostolische Kirche mehr.

Da wendete ich mich dahin, wo diese Macht sich noch findet — zu der alten Kirche, zu der, welche zur Zeit der Apostel war und noch ist, der, worin der Thron des Fischers steht, vom Sohne des Zimmermanns gebaut. Ich begann den Glauben der ersten Christen zu studieren, das Credo der Martyrer und der Kirchenväter, und ich fand als ein unentbehrliches Glied darin das Bekenntnis: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen.“ Ich fand, daß sie alle unter Petrus Petri Nachfolger verstanden, sozusagen Petri Inkarnation, den römischen Bischof — den Papst, den wir Protestanten als den Antichrist und das große Tier in der Offenbarung anzusehen gewohnt sind. . .

Ich sah das alles mit meiner Vernunft ein, aber ich konnte mich nicht selbst dazu überwinden, es mit meinem ganzen Herzen anzunehmen. Wir Protestanten haben einen Schrecken vor dem bloßen Worte „katholisch, Katholik“. Wir können alles andere anerkennen, mit allem anderen sympathisieren; ein Anglokatholizismus z. B. scheint uns sehr annehmbar. Denn in all dem gibt es ständig freien Spielraum für unsern Eigenwillen, unsere freie Wahl. Nur die katholische Kirche fordert absoluten Gehorsam; sie allein redet wie die, die Gewalt hat, und nicht wie die schriftklugen Sekten. Deshalb schauderte ich, wenn ich daran dachte, daß ich im Ernst Katholik werden sollte. . .

Aber in jenem Augenblick, da ich am Rande des Grabes in die unheimliche Tiefe hinabstürzte, ging es wie ein scharfes Schwert durch meine Seele. Alle meine Einwände waren in einem Nu fort; ich sah, daß sie alle zusammen leere Vorwände und feige Ausflüchte waren. Und ich versprach Gott, wenn er mein Leben schonen wolle, nicht länger gegen den Stachel auszuschlagen. Gott ist mir gnädig gewesen, und ich eile, mein Versprechen zu halten. . .'

XXV.

Es erweckte allgemeines Erstaunen, als es bekannt wurde, daß ‚der junge, von der Affäre auf dem Westkirchhofe bekannte Pastor Wiig' seinen Abschied aus dem Dienste der Volkskirche genommen, und die Verwunderung stieg zur Panik, als bald darauf verlautete, daß Expastor Wiig zusammen mit seiner Schwester in der kleinen St. Anna-Kapelle am Sunde in die katholische Kirche aufgenommen worden sei. Freundliche Seelen deuteten diese Glaubensveränderung als die Nachwehen der Gehirnentzündung, und in der Sommerrevue hieß es von Pastor Wiig: ‚Na, das war der, der seinen Weisheitskasten an Wühlers Kasten stieß und davon ganz katholisch im Kopf wurde.'

Hermann Ronge, Niels Wiig und Else Wiig bildeten seit der Zeit ein fast unzertrennliches Kleeblatt.

‚Suchen deine früheren Glaubensgenossen dich jetzt niemals zurückzubringen?' fragte Hermann Ronge an einem Spätsommerabend, da sie alle drei zusammen auf seinem Zimmer saßen.

‚Ja, ich bekomme eine Anzahl Briefe, meistens sehr schöne und rührende, aber ich lasse mich selten darauf ein, sie zu beantworten. Ich sammle indessen aus ihnen alle die Einwände, die mir einen gewissen Wert zu haben scheinen, um ihnen in der kleinen Broschüre zu begegnen, an der ich arbeite, und worin ich der dänischen Volkskirche ein öffentliches Lebewohl sagen will. Was absolut niemals Eindruck auf mich macht, was aber viele offenbar für sehr überzeugend ansehen, ist das Argument, daß die katholischen Länder arm sind, aber die protestantischen wohlhabend. Als ob der Herr auf die Erde gekommen wäre, um uns Reichtum zu bringen! Als ob er in der Bergpredigt gesagt hätte: „Selig seid ihr Reichen!" Als ob er gelehrt hätte, daß Lazarus in die Hölle kam und der reiche Mann in den Himmel, um sein Wohlleben fortzusetzen!

Ich habe mir gerade heute einen vortrefflichen Ausspruch eines englischen Konvertiten, des Kirchenhistorikers Allies, notiert. Hast du Lust, ihn zu hören?'

Ronge nickte, und Niels Wiig zog sein Taschenbuch heraus und begann darin zu suchen.

‚Allies zeigt zuerst,‘ erklärte er, ‚daß der Stuhl Petri vom Herrn zwei Aufgaben erhalten — die Einheit des Glaubens und die Einheit der Kirche aufrecht zu halten. Er fragt nun, ob diese Aufgaben auch gelöst worden sind.‘

‚Was den Glauben angeht,‘ schreibt er, ‚so kannst du innerhalb der Kirchengemeinschaft, die auf den Felsen Petri gebaut ist, gehen, wohin du willst, du wirst keine Abweichungen im Glauben finden. Weder Priester noch Laien sind untereinander uneinig in der Lehre von der Dreifaltigkeit, von der Menschwerdung und von der Kirche oder in einer der Schlußfolgerungen, die notwendig aus diesen drei Hauptlehren gezogen werden müssen. Der Pfarrer vollführt sein Tagewerk ohne jeden Zweifel, was er die Kinder lehren soll, wie er die Lebenden stärken, wie er die Sterbenden trösten soll. Bischöfe treten überall zusammen zu Konzilien und senden die Frucht ihrer Erwägungen und Gebete an die gemeinsamen Oberhirten, ohne Streit und ohne Verschiedenheit im Glauben, von einem Ende der Erde zum andern. Die Hostie wird einhergetragen in feierlicher Prozession, und alle Herzen erheben sich zum Quell der Erlösung, alle Häupter beugen sich in Anbetung, ein einziges feierliches Gefühl von Jesu wirklicher Gegenwart im Altarssakramente erfüllt eine ganze Domkirche mit Ehrfurcht. Heilige wachsen hervor aus dieser Kirche und leben in ihr; Gemeinschaften frommer Männer und Frauen werden von ihr entflammt zu allen Taten der Selbstaufopferung und Barmherzigkeit.

Im Protestantismus finden wir den verlassenen Altar, den Abendmahlstisch ohne Opfer, aber Wohlsein, honnettes Wesen, Ordnung, die Kräfte dieser Welt.

In der katholischen Kirche sehen wir ein Volk in stummer Anbetung, eine Wolke von Weihrauch und den gegenwärtigen Gott, aber Armut, Enthaltsamkeit, religiöse Gemeinschaften, die Kräfte der zukünftigen Welt.

Und was die Einheit der Kirche angeht durch alle Regionen der Welt, mit wieviel größerem Recht können wir nicht jetzt als damals, da St. Augustin schrieb, sein Wort anwenden: „Ich fühle mich an die katholische Kirche gebunden durch die Übereinstimmung der Völker und Rassen, durch eine Autorität, die grundgelegt in Wundern, aufgewachsen in Hoffnung, entfaltet in Liebe, bestätigt von altersher. Ich fühle mich gebunden durch die Bischofsreihe, die zu unserer Zeit herabreicht vom Apostel Petrus selber, dem der Herr nach seiner Auferstehung anvertraute, seine Schafe zu weiden.“‘

‚Ich verstehe nicht recht, was St. Augustin meint, wenn er sagt, daß die Autorität des apostolischen Stuhles sich in Hoffnung großgewachsen,‘ sagte Else Wiig.

‚Eigentlich steht da „aufgesäugt mit Hoffnung“, und man könnte dabei vielleicht an die drei Jahrhunderte der Verfolgungen denken, wo Petri

Stuhl im Dunkel der Katakomben stand, und wo das Papstsein gleichbedeutend war mit „des Martyriums gewiß sein". Damals haben Petri Nachfolger gewiß in der Hoffnung leben müssen — in der Erwartung der künftigen Herrlichkeit der Kirche und des Tages des Siegs, wo das größte Genie der Kunst über dem gekreuzigten Leibe des galiläischen Fischers Sankt Peters Kuppel erbauen sollte, und alle Völkerstämme der Erde von Osten und Westen kommen würden, um am Grab Petri zu knien.'

‚Es gibt doch nichts in der Welt, das so groß ist wie die katholische Kirche,' sagte Else Wiig.

‚Es gibt nichts, das so groß, und nichts, das so schön, und nichts, das so gut ist,' sagte ihr Bruder, ‚und gelobt sei der barmherzige Gott, der uns in ihre Tore geführt!'

Die beiden Geschwister erhoben sich, um Abschied zu nehmen, und Hermann Ronge folgte seinen Gästen nach unten. Während er mit dem Lichte in der Hand hinter ihnen hinabstieg, mußte er unwillkürlich an andere Abende denken in früherer Zeit, da er auch Freunde zur Tür begleitete; aber damals waren es ein Koch-Jensen oder seine Gesinnungsgenossen, und der Abend war hingegangen mit gegenseitiger Bestärkung im Bösen und hinterließ einen Durst nach Sünde und eine Unlust an allen einfachen und wahren Dingen. Er erinnerte sich an Nächte, wo sie Parfüms getrunken und sich in narkotischen Versen berauscht, — Nächte, die das Herz ausbrannten und den Willen durchschnitten, während er sich jetzt gereinigt fühlte durch die Nähe guter Menschen, im Guten bestärkt, erbaut... Erbaut, ach, wie würde er früher nicht über dieses Wort gelacht haben, er, der Verfall und Untergang liebte!

‚Wie wird es nun? Bekamst du die Stelle als Adjunkt, die du wünschtest?' fragte Hermann Ronge seinen Freund, als sie an der Tür standen und Abschied nehmen sollten.

Niels Wiig lächelte.

‚Nein, ich bekam sie nicht, und ich bekomme gewiß auch keine andere nach dem, was ich aus sicherer Quelle erfahren. Man wünscht nicht, einen Katholiken als Lehrer an einer Staatsschule zu haben.'

‚Aber Freidenker wohl!'

‚Ja, selbstverständlich. Man muß lieber zu wenig als zu viel glauben, das ist ein gutes protestantisches Prinzip.'

‚Es geht dir dennoch gut, Niels Wiig?'

‚Ich hoffe es. Na, gute Nacht!'

‚Gute Nacht! Gute Nacht, Fräulein Wiig!'

‚Gute Nacht! Gute Nacht!'

Hermann Ronges Gäste verschwanden draußen im Dunkel der August-

nacht, und er schloß hinter ihnen die Tür ab und ging allein mit seinem Licht die Treppe hinauf. Er trat in sein großes Zimmer, wo nach dem Besuch alles in Unordnung war; auf den Tischen lagen Blätter, Photographien und aufgeschlagene Bücher, die sie angesehen, und die drei Stühle, worauf sie gesessen, standen, als ob sie die Unterredung fortsetzten. Es war da seltsam leer nach ihrem Fortgehen, kam es Hermann Ronge vor, und er ging hin und öffnete das Fenster, um etwas Luft und Geräusch von draußen in die Stube hereinzubekommen. Dann setzte er sich auf die Fensterbank und sah zum Himmel hinauf, der voll war von goldenen Sternen.

Die Augustnacht war warm und still, mit einer Herbstesahnung, einem beginnenden Dufte welker Blätter. Die Sterne blinkten schwach, und eine Sternschnuppe strich hie und da über den Himmel hin. Es war gerade die Nacht nach St. Laurentius' Fest, es waren ‚St. Laurentii-Tränen', die er fallen sah.

Hermann Ronge wurde mehr und mehr wehmütig gestimmt, je länger er so dasaß. Er fühlte sich betrübt und einsam. Es schien ihm, er sei nicht mehr jung; er war traurig wie am Abend vor einer Reise in weite Ferne oder nach dem Abschied von einem teuren Freund.

Er nahm seinen Rosenkranz hervor, aber er fühlte, daß er jetzt nicht beten könne. Er fuhr fort, zu den goldenen Sternen hinaufzustarren, und alle Schwermut seiner ersten Jugend kehrte in seine Seele zurück. Er sehnte sich fort von der Stelle, wo er war; — er sehnte sich hinaus in die stille Nacht, — er sehnte sich nach den beiden, die eben gegangen waren, sehnte sich danach, sie zu begleiten, wie er so oft getan; — er sehnte sich danach, an ihrer Seite zu gehen, weiter mit ihnen zu reden, Niels Wiigs klare, männliche Stimme zu hören, und ach! seiner jungen, schönen Schwester reine, weiche Stimme. . .

Hermann Ronge saß verwundert da und starrte in sein eigenes Inneres. Also war er verliebt — also liebte er Else Wiig. . .

Es breitete sich mit einem Male ein großer Friede in ihm aus wie ein klarer See, der alle Sterne des Himmels spiegelte. Er fühlte kein Bedürfnis, weiter zu denken als an dieses eine: er liebte Else Wiig!

Er fuhr fort, lange in die Nacht hinauszustarren, in der Richtung, wo sie jetzt war. Sein Herz schwoll von einem starken und stillen Glück. Und als er sich zuletzt erhob, beugte er sich noch einmal weit aus dem Fenster, und es war, als könne er ihren leisen Schritt draußen in der Ferne hören. Und langsam und feierlich zeichnete seine rechte Hand ein großes Kreuz über die Himmelsgegend, wo sie jetzt wanderte, und still flüsterte er vor sich hin:

‚Gott segne dich, Else Wiig!'

Vom heiligen Franz von Assisi erzählt man, daß er einmal zu einer kleinen Stadt in Toskana kam, die Poggibonsi heißt, um dort zu predigen. Aber in derselben Stadt war ein überaus reicher Kaufmann, der hieß Luccheſio, und er hatte den Heiligen in seiner Jugend gekannt, vor seiner Bekehrung. Luccheſio und seine Gattin Bonadonna waren sehr wohl begüterte Leute, aber auch sehr hartherzig. Nie klopfte ein Bettler an ihre Tür, denn alle wußten, daß sie hier nicht die geringste Brotkruste erhielten. ‚Ich muß arbeiten, und meine Gattin muß arbeiten,‘ pflegte Luccheſio zu sagen, ‚sonst hätten wir nichts. Geht ihr hin und tut desgleichen!‘

Da nun der hl. Franziskus zu der Stadt kam, strömte das ganze Volk zusammen, um den großen Heiligen zu sehen und zu hören. Auch Luccheſio ging fort, während seine Frau daheimblieb, um den Kaufladen zu besorgen. ‚Francesco ist Pietro Bernardonis Sohn; ich habe viele gute Geschäfte gemacht mit seinem alten, ehrenwerten Vater. Francesco war ein geschickter und vergnüglicher Bursche; er scheint jetzt etwas Großes im geistlichen Stande geworden zu sein; ich will doch hinuntergehen und ihn hören. Er predigt wahrscheinlich in der Domkirche!‘

Damit küßte Luccheſio seine Gattin Bonadonna auf die Stirn und begab sich, angetan mit seinem besten Samtwams, auf den Weg zur Domkirche. Aber als er den Marktplatz erreichte, sah er dort eine große Versammlung von Menschen. Er dachte, daß jemand dort raufte, oder daß es ein fahrender Gaukler sei, der da aufträte, und wollte verächtlich vorbeigehen; aber in demselben Augenblick hörte er, wie einige Weiber zu der Menge hineilten mit den Worten: ‚Laß uns hingehen, Bernardonis Sohn zu hören!‘

Verwundert sah Herr Luccheſio hin auf den zusammengeströmten Haufen und entdeckte jetzt, daß in der Mitte ein Mann auf einem Steine stand und redete. Er hatte ein bleiches, mageres Angesicht und war mit einem langen, grauen Gewand bekleidet. Als der reiche Kaufmann näher trat, sah er, daß das einfache Kleid des Fremden beschmutzt und zerrissen war, und daß er statt eines Gürtels von Leder oder Tuch mit einer Schnalle von Silber oder Elfenbein einen groben Strick um den Leib gebunden, und daß seine Füße nackt waren, nur von ein paar festgebundenen Sohlen gegen Steine und Schmutz geschützt. Voll Verwunderung starrte Herr Luccheſio auf die seltsame Gestalt, die er gar nicht wiedererkennen konnte, und fragte endlich einen feinen Mann, der in seiner Nähe stand:

‚Ist dieser wirklich der Heilige, von dem da so viel gesprochen wird? Ist dieser Francesco von Assisi, Pietro Bernardonis Sohn?‘

‚Ja, das ist er selbst,‘ erwiderte der Mann, ‚das ist der kleine Arme Gottes von Assisi!‘

Jetzt wurden sie von den Umstehenden zum Schweigen gebracht, denn St. Franziskus redete. Der Heilige sagte:

‚Liebe Brüder, trauert nicht, weil ihr arm seid! Unser Herr sagt in dem heiligen Evangelium: „Selig seid ihr Armen!“ Und wieder sagt er: „Weh' euch, ihr Reichen, denn ihr habt euren Trost dahin!“ Und wiederum: „Häuft euch nicht Schätze an auf der Erde, wo Rost und Motte zehret, und wo Diebe einbrechen und stehlen! Denn wo dein Schatz ist, da ist auch dein Herz.“

So sprach und lehrte unser Herr und Erlöser Jesus Christus und folgte auch selber seiner Lehre. Denn er stieg von seinem überschwenglichen Reichtum im Himmel und seiner Allmacht und seiner Seligkeit nieder und wollte ein kleines, nacktes und frierendes und weinendes Kind sein, in einige wenige arme Lappen gewickelt und in eine Krippe gelegt. Und sein ganzes Leben hindurch war er arm und hatte nicht, wohin er sein Haupt legen konnte. Und als er seine Jünger aussandte, sagte er zu ihnen: „Nehmet nichts mit auf den Weg, weder Stab noch Tasche noch Brot noch Geld!“ Und als er sterben sollte, wurde er nicht in ein weiches, kostbares Bett gelegt, das mit gestickten Teppichen belegt, sondern er wurde aller seiner Kleider beraubt und auf dem harten Kreuze ausgestreckt und zwischen Himmel und Erde erhoben. Und als er endlich ausgeatmet, wurde er nicht mit großer Pracht und Herrlichkeit in einem Monument von Marmor und Porphyr begraben, sondern er wurde in das Grab eines fremden Mannes gelegt, und keiner folgte ihm zur Bestattung als seine Mutter und Nikodemus und Joseph von Arimathäa, und außer St. Johannes war keiner seiner Schüler zur Stelle.

Eine so große Armut sehen wir bei unserem Herrn und Erlöser und bei seinen heiligen Jüngern und Aposteln und bei seiner gebenedeiten Mutter. Denn glaubet nicht, daß sie eine reiche und begüterte Jungfrau war, weil sie aus Davids königlichem Geschlechte stammte! Nein, überaus arm war sie und besaß nichts als ihre lautere Reinheit und ihre unbefleckte Heiligkeit; und der heilige Greis Joseph war auch arm und hatte nichts anderes, als was er durch seiner Hände Arbeit verdiente. Und er war alt und konnte nicht mehr so gut arbeiten wie früher, und unsere liebe Frau mußte deshalb oft helfen, das tägliche Brot zu beschaffen mit Nähen und Spinnen und auf andere Weise.

Und als das liebe Jesukind seine fünf, sechs Jahre alt wurde, da mußte es, könnt ihr mir glauben, oft für seine Mutter Wege besorgen, denn sie hatte keine Diener oder Mädchen oder aufwartende Jungfrauen. Und

oftmals holte und brachte er die Arbeit, die sie fertig bekommen, und verlangte dafür, was es kostete, und viele Male wurde er angeschnaubt und ausgescholten von rasenden Weibsmenschen und erhielt kein Geld oder auch nur die Hälfte von dem, was er verlangte. Aber unser Herr antwortete nichts darauf, sondern fuhr fort, milde und sanft zu sein; denn er war ja nicht in diese Welt gekommen, um sich selbst von solcher Behandlung auszunehmen, sondern sich darein zu finden und es alles zusammen mit Geduld und Liebe zu tragen, uns zum Vorbild und zur Nachahmung.

Deshalb muß jetzt der, welcher groß und reich im Himmel sein will, erst klein und verachtet und arm sein auf Erden. Der, welcher demütig und geduldig ist und von den Menschen für nichts gerechnet wird, ist überaus groß bei Gott und soll viel Ehre von ihm erlangen. Und aus dem Grunde ist es über die Maßen nützlich für uns, andächtig an unseres Herrn Jesu Leben in Armut und Verachtung zu denken; das nimmt Hochmut fort und löscht Begierlichkeit und zerstreut Eitelkeit und unnütze Wissenslust. Sei deshalb klein mit dem kleinen Jesukind, damit du auch wachsen und groß werden mögest mit ihm!

Ihr habt gehört, wie arm und ärmlich er und seine gebenedeite Mutter es hatten, und ihr müßt nicht meinen, daß sie viele Zimmer hatten oder große Säle und Küchen, denn alles das streitet wider die heilige Armut. Auch müßt ihr euch nicht denken, daß die selige Jungfrau künstliche Dinge nähte und stickte, so wie viele heutzutage, die sich nichts daraus machen, die kostbare Zeit zu vergeuden. Sie wollte ihr Leben nicht mit Eitelkeit verschwenden, weil sie wußte, daß sie es nur erhalten hatte, um Gott zu loben und zu preisen, und der, welcher seine Zeit mit eitlen Arbeiten verbringt, sündigt gröblich gegen Gott. Und die, welche sich mit solchen Künsten abgeben, fallen auch leicht in Eitelkeit und Hochmut, wenn sie sehen, daß ihre Arbeit schön wird und ergötzlich zu schauen, und damit entflammen sie ihren Stolz. Denn einfache und ärmliche Dinge nähren die Demut, aber feine und seltene Dinge geben dem Hochmut Wachstum und ziehen die Seele fort von Gott. Und deshalb sagen die heiligen Lehrer St. Hieronymus und St. Gregor, daß ein Mensch, so weit er nach den weltlichen Dingen geht, gerade so weit auch von Gott geht. . .'

Dieses und vieles andere sagte der hl. Franziskus, und er rief mit lauter Stimme und wandte sein Angesicht gen Himmel, und sein Angesicht strahlte wie eines Engels Angesicht, und er begann zu beten:

‚O heiligster armer Erlöser und du, arme Muttergottes, und alle ihr armen Freunde und Schüler und Apostel und Martyrer und Heiligen des Herrn, wir beten und flehen darum, daß ihr uns lehren und uns helfen wollet, so daß wir den grenzenlosen Schatz der allerheiligsten Armut erlangen

und besitzen und ihn in einem würdigen Herzen bewahren mögen! Denn durch diese himmlische Tugend ist es möglich, daß alle irdischen und vergänglichen Dinge unter die Füße getreten werden und die Seele von allen Banden befreit wird, so daß sie frei Gemeinschaft suchen kann mit dem armen Erlöser. Dies ist die Tugend, die wirkt, daß die Seele schon hier auf Erden im Himmel mit den Engeln weilen kann; dies ist die Tugend, welche Christus ans Kreuz folgte, mit Christus begraben wurde, mit Christus auferstand und mit Christus zum Himmel auffuhr. Diese Tugend befreit von der Pein der Hölle und führt uns durch die Flammen des Fegfeuers und öffnet uns die Pforten des Himmels. Denn sie ist wahrer Demut und ungeheuchelter Liebe Wächterin und Wehr. Und deshalb bitten wir jetzt die allerheiligsten Apostel Christi, welche alles verlassen haben, um jene klare evangelische Perle zu gewinnen, daß sie bei unserem Herrn Jesus Christus die Gnade für uns erlangen mögen, daß wir durch seine allerheiligste Barmherzigkeit werden und sein mögen wahre Liebhaber, demütige Diener und gehorsame Schüler der allerheiligsten, liebenswürdigsten evangelischen Armut. Amen.'

So sprach und betete der hl. Franziskus, und als er schwieg, weinten viele vor Rührung und Freude. So lieblich und köstlich schien ihnen die evangelische Armut, daß sie alle wie ein Mann mit Tränen St. Franziskus anflehten, ihm jetzt im selben Augenblick folgen zu dürfen. Und ganz vorne unter den Knienden und Bittenden kniete und bat der reiche Herr Lucchesio, und er nahm die schwere Goldkette von seinem Halse und den Gürtel mit der Silberschnalle von seinem Leibe und legte sie hin zu den Füßen des Heiligen und sagte: ‚Nimm das, Vater, und gib es den Armen und gib mir die Erlaubnis, arm zu sein wie du!'

Da sah Sankt Franziskus sehr milde auf den reichen Mann und sagte zu ihm:

‚Steh auf, Lucchesio! Jetzt kenne ich dich! Ich kannte dich früher nicht!'

Und Lucchesio stand auf, und da er sich umsah, ward er seine Gattin Bonadonna gewahr. Als niemand kam und kaufte, hatte sie den Kaufladen geschlossen und war all den anderen nachgegangen. Und sie nahm ihre Ringe und ihren Ohrenschmuck und ihre Halsketten und reichte sie dem heiligen Franziskus und sagte: ‚Vater, nimm all diesen eitlen Tand, mit dem ich Christus in seinen Armen gekränkt, und gestatte auch mir, dir nachzufolgen!'

Aber der Heilige Gottes, Franziskus, sah noch milder auf sie beide und sagte:

‚Nein, nicht also! Kehrt alle zurück zu euren Häusern und Heimstätten! Denn ich habe schon lange daran gedacht, einen Orden zu stiften,

worin verheiratete Leute und andere, die in der Welt leben, Gott in Vollkommenheit dienen und ihre Seele retten können. In diesen Orden, meine ich, tretet ihr alle am besten ein!'

So stiftete der hl. Franziskus den Orden der Bekehrung, und Lucchesio und Bonadonna waren die ersten, die in ihn eintraten. All ihre Habe gaben sie den Armen und führten ein gottesfürchtiges Leben in Barmherzigkeit und Entsagung. Und so entrannen sie mit Hilfe des hl. Vaters Franziskus der Schlinge des Mammons und retteten sich nackt aus dem Schiffbruch dieser Welt und warfen sich dem Gekreuzigten in die Arme, der hochgelobt und gepriesen sei in saecula saeculorum. Amen.

XXVII.

‚Warum wollten Sie diese schöne Legende gerade mir allein vorlesen?' fragte Else Wiig, als Hermann Ronge schwieg.

Sie saßen in der kleinen Stube, welche ihr Anteil an einer Dreizimmerwohnung war, die das Geschwisterpaar nach Wiigs Abschied bewohnte, weit draußen in einer von Kopenhagens Vorstädten. Und sie richtete ganz verwundert ihre klaren blauen Augen auf den jungen Mann.

‚Fräulein Wiig,' sagte Hermann Ronge und schöpfte zugleich Atem und neuen Mut. ‚Sie wissen, daß ich vor längerer Zeit allerlei große Gedanken und hochfliegende Pläne hatte. Ich wollte ins Kloster gehen, einen Orden stiften, eine neue Mönchsgenossenschaft gründen, welche die Welt reformieren sollte... Ich lernte damals, daß ich es zuerst und vor allen Dingen selbst war, der reformiert werden sollte — und so steht es gewiß auch jetzt noch...

Sie schrieben mir damals und baten mich um Hilfe in Ihrer Not, und ich konnte Ihnen nicht helfen. Sie sind seitdem so gut gewesen, mir zu sagen, daß ich später das Glück gehabt, Ihnen von Nutzen und Vorteil zu sein. Jetzt komme ich zu Ihnen und bitte Sie um eine viel größere Hilfe, eine unendlich größere Wohltat.

Sie wissen, daß mein Vater alt ist, und daß die Zeit vielleicht nicht fern ist, wo ich allein seine große Tätigkeit übernehmen soll. Aber Sie wissen nicht, welch ein schwacher Wille, welch ein unstetes Herz, welch ein wankelmütiger Mensch ich bin. Ich vermag nicht allein des Tages Bürde und Hitze zu tragen. Zum Klosterleben taugte ich nicht, aber ich vermag auch nicht, meiner Zukunft entgegenzusehen ohne eines andern Menschen Trost und Stütze, ohne liebevollen Rat und kluge Hilfe. Zuletzt würde der Friede meiner Seele gebrochen werden; ich würde aufs neue voll Unruhe anfangen, irdischen Trost zu suchen — und mein Heil würde in größerer Gefahr schweben als je zuvor... Ach, ich kenne mich ja selber allzu, allzu gut!

Deshalb bitte ich Sie jetzt, liebes, liebes Fräulein Wiig, mir zu Hilfe zu kommen, mir beizustehen... Ich bitte Sie, lassen Sie mich an Ihrer Hand den Weg der Buße und Barmherzigkeit wandeln, den der heilige Franziskus vor Lucchesio und Bonadonna eröffnete... Seien Sie mir eine Bona Donna, seien Sie mir ein gutes und starkes Weib, seien Sie mir eine Gattin!'

Bei den letzten Worten war Hermann Ronge auf die Knie gesunken; jetzt lag er mit gebeugtem Haupte Else Wiig zu Füßen. Die ganze Welt verschwand rings um ihn her, und er nahm nur dieses eine wahr, daß sein ganzes Leben in diesem Augenblicke auf dem Spiele stand. Es war ihm, als ob lange Minuten hingingen...

Da fühlte er eine Hand, die sanft über sein Haar strich, und eine Stimme, die so mild war, daß er sie kaum erkannte, sagte:

‚Mein armer, lieber Freund!.. Mein guter Freund!...'

Einen Augenblick später standen sie drinnen bei Niels Wiig, noch mit Tränen in den Augen, aber aus ihren Angesichtern leuchtete der stille, lächelnde Friede des tiefen Glückes.

‚Jetzt wirst du aber nicht dazukommen, uns zu trauen,' sagte Hermann Ronge, der sich mit einem Male von einer ausgelassenen, knabenhaften Munterkeit ergriffen fühlte. ‚Du wirst nicht dazu kommen, Schwager,' sagte er und schnalzte in der Luft mit den Fingern vor Niels Wiig.

‚Nein, denn sieben Jahre wollt ihr wohl nicht warten?' erwiderte dieser mit einem Lächeln.

‚Sieben Jahre?'

‚Ja, dauert es nicht solange, um Priester zu werden?'

Es wurde mit einem Male still und feierlich in der Stube. Dann umfaßte Else Wiig das Haupt ihres Bruders und küßte seine Stirne.

‚Lieber Niels,' sagte sie gerührt.

Und ehe Niels Wiig es hindern konnte, hatte Hermann Ronge seine rechte Hand ergriffen und sie geküßt.

‚Das ist nur ein Vorschuß,' sagte er.

XXVIII.

Nach einiger Zeit wurden Hermann Ronge und seine Braut zusammen in Sankt Francisci dritten Orden aufgenommen.

Frieden war St. Franziskus' wie St. Benedikts großes Wort -- Friede mit Gott im wahren Glauben, Friede im Herzen durch evangelische Armut, Friede unter den Menschen durch Barmherzigkeit und Liebe. Deshalb versprachen Hermann Ronge und Else Wiig jetzt vor Gottes Altar, alle Pflichten des katholischen Glaubens zu erfüllen, der römischen Kirche und

dem heiligen apostolischen Stuhl zu gehorchen, der Welt und aller ihrer Pracht zu entsagen und im Geist der Bußfertigkeit und Armut zu leben, untereinander Liebe zu bewahren und überall, wo es möglich wäre, Zank zu enden und Frieden zu bringen.

Und aus der Hand des Priesters empfingen sie jetzt die franziskanische Bußtracht — das Skapulier aus dem grauen, groben Tuch und die Schnur mit den drei Knoten zu Ehren der heiligen Dreieinigkeit. Der Priester betete, indem er die Tracht segnete:

‚Unser Herr Jesus Christus, du, der du dich herabgelassen, unsere vergängliche Natur anzunehmen und, in Windeln gewickelt, in einer Krippe zu liegen, siehe, wir rufen demütig deine unendlich reiche Barmherzigkeit an, daß du diese Kleidung segnen und heiligen wollest, die der hl. Franziskus seinen Mitkämpfern, den Brüdern vom Orden der Bekehrung, gegeben, um sie als ein Zeichen der Buße und eine starke Rüstung gegen Welt, Fleisch und Teufel zu tragen, so daß dieser dein Diener, der heute andächtig diese Tracht entgegennimmt, Christum anziehen und im Geist der Demut treu bis zum Tode den Weg deiner Gebote wandern möge.‘

Und weiter bei der Einweihung des Leibgürtels:

‚O Gott, du, der du, um Sklaven loszukaufen, gewollt hast, daß dein Sohn von den Händen Gottloser gebunden werden sollte, segne diesen Gürtel der Buße und vergönne uns, daß derjenige, der damit umgürtet wird, stets erinnert werden möge an die Bande desselben unseres Herrn Jesus Christus und sich immer gebunden erkennen möge zu deinem Dienste!‘

Dann wendete sich der Priester zu den beiden jungen Postulanten und sagte mit der vorgeschriebenen Formel:

‚Der Herr ziehe euch den alten Menschen aus mit allen seinen Handlungen und wende euer Herz vom Pompe der Welt, der ihr entsagtet in eurem Taufbunde.‘

Darauf legte er ihnen, jedem insbesondere, das Skapulier und die Schnur an und sagte weiter:

‚Der Herr ziehe euch den neuen Menschen an, der geschaffen ist nach Gott in Gerechtigkeit und Heiligkeit der Wahrheit. Der Herr umgürte euch mit dem Gürtel der Reinheit und lösche die Glut der Begierde in euren Lenden, daß Kraft der Keuschheit uud Enthaltsamkeit in euch wohnen möge.‘

Endlich reichte er ihnen — wie bei der Taufe und bei der Konversionsfeierlichkeit — ein brennendes Licht und sagte dazu:

‚Empfanget Christi Licht zum Zeichen eurer Unsterblichkeit, daß ihr, tot für die Welt, für Gott leben und alle Handlungen der Finsternis fliehen möget! Stehet auf von den Toten, und Christus soll für euch leuchten!‘

Die schöne Feier war zu Ende, und Hermann Ronges herannahende Verbindung mit Else Wiig hatte den mächtigen Segen des großen Heiligen empfangen. Ronge erinnerte sich unwillkürlich an seine eigenen Gedanken in der schon längst vergangenen Nacht, da er mit Koch-Jensen von dem Auflösungsschmaus einer radikalen Ehe heimging. Er erzählte seiner Braut davon, während er sie zur Straßenbahn begleitete, und es grauste ihnen beiden bei diesem plötzlichen Blick von den sonnenlichten Höhen der Religion in den hoffnungslosen Abgrund menschlicher Verirrung.

‚Wie sind wir glücklich vor Tausenden und Zehntausenden!‘ sagte Hermann Ronge. ‚Denke dir, daß ich jetzt wirklich erlangen soll, was damals vor mir stand wie ein Idyll aus alter Zeit, daß meine Ehe werden soll wie die unserer frommen Väter, „des Friedens Wohnung“, „der Gesellschaft Grundstein“, „Gottes Haus!“ Ach, du Liebe, wie sind wir glücklich, wie bin ich dir dankbar, und wie müssen wir beide Gott danken!‘

Und mitten auf Kopenhagens schmutzigen Straßen, unter dem milden, blauen Himmel eines zeitigen Frühlingstages war es, als fühlten diese beiden jungen Christen Gottes Segen über sich herabsteigen in dem warmen, reinen Sonnenschein. . .

Mit dem Frühjahr näherte sich auch die Hochzeit, und endlich kam der feierliche letzte Tag. Die Sonne, die Woche aus Woche ein geschienen, zog sich gerade an diesem Morgen hinter Wolken zurück, und der Himmel war mit einem Male kalt und grau. Hermann Ronge hatte keine Ruhe, zu Hause zu bleiben; alle Vorbereitungen waren getroffen; seine Eltern und Niels konnten sorgen für unvorhergesehene Fälle — er ging allein fort, hinaus zum Walde.

Über dem großen, nackten Buchenwald weilte eine drückende Schwermut. Hermann Ronge schweifte auf und ab über die gelben, welken Hügel, wo noch kein neues Gras war, drängte sich in das rotbraune Gestrüpp der Hainbuchen, kam so weit herum wie nie zuvor. Der Himmel fuhr fort, schwer und grau herabzuhängen, ohne den geringsten Sonnenblick, und die großen Grasebenen waren trist und öde, und alle Wege und Pfade waren leer. Es war, als ob die Natur betrübt war, daß sie aufs neue grünen und blühen sollte, als ob sie müde war bis zum Tode und doch nicht sterben durfte; und ihr Kummer schlich sich hin über Hermann Ronges Seele, langsam und leise wie eine Wolke. Er fühlte, daß diese Betrübnis der Natur seine eigene Betrübnis gewesen sein würde, wenn sich Gott nicht über ihn erbarmt und ihn aus dem Lande der Finsternis zum Reiche seines liebenswürdigen Sohnes hinübergeführt hätte. Er verstand, daß er in dieser Stunde noch einmal seiner Vorzeit gegenübergestellt wurde — daß dieser Tag ihm das Leben zeigte, von dem er erlöst war, das düstre Wetter, dem er ent-

sagt, um sich zum Sonnenschein zu bekehren. Er erinnerte sich an Hellos schöne Worte, die er gerade aufs neue gelesen: ‚Viele Menschen glauben, daß man sich aus Tugend des Glückes enthalten muß, weil das Glück gefährlich ist. Die Wahrheit ist, daß man sich aus Tugend des Unglücks enthalten muß.‘

Denn das war ja der Kern im Christentum — willst du glücklich sein? Willst du in deinem Dunkel, in deiner Unwissenheit, in deiner Sünde, in deinem Überdruß, in deiner Verzweiflung, in deiner Hölle bleiben — oder willst du auf das alles zusammen verzichten und es vertauschen für das Licht und den Glauben und die Kraft und den Frieden und die Freude und den Himmel? Christus war gekommen, der Welt diese Frage zu stellen — und die Welt zog es vor, in der Nacht ihres Unglücks zu bleiben... Man sollte sich darüber wundern und darüber entsetzen und darüber weinen. Mit Schaudern erinnerte sich Ronge an die Worte, die er einmal von einer modernen jungen Frau gehört: es wäre im Grunde viel amüsanter, unglücklich zu sein. Ach, wüßten sie nur, welches Glück es war, einzustimmen in den Jubel des Psalmisten: ‚Exspectans exspectavi Dominum. Sehnsüchtig harrte ich auf den Herrn, und er merkte auf mich. Und er erhörte mein Gebet und zog mich heraus aus der Grube des Elends, aus schlammigem Kote; und stellte meine Füße auf einen Felsengrund und machte meine Schritte sicher.‘

Hermann Ronge hatte bestimmt, daß seine Hochzeit in der kleinen katholischen Kirche in Ordrup gefeiert werden sollte. Da war er zum ersten Male bei der heiligen Messe zugegen gewesen, da hatte Gottes Finger zum ersten Male gnädig in sein Leben eingegriffen. Da sollte auch seine Jugend enden und sein Mannesalter beginnen. Der Weg führte ihn gerade dort vorbei, und er ging hinein, um in einsamem Gebete seinem Gott für alle empfangenen Wohltaten zu danken und ihm und seiner heiligen Mutter sein ganzes künftiges Leben anzubefehlen...

In derselben Nacht hatte Hermann Ronge einen furchtbaren Traum. Er sah sich selbst in jener Weihnachtsnacht in München, einherwandernd an dem Arm des fremden Weibes. Und die Glocken begannen zu läuten wie damals, aber er kümmerte sich nicht um ihr Läuten. Er folgte berauscht dem jungen Mädchen und ging weiter mit ihr, bis sie in ihrer Kammer waren...

Dann war es ihm, als seien lange Jahre hingegangen, aber er weilte noch in derselben Kammer. Es war nicht länger Nacht, sondern grauer, unerbittlicher Tag, der von einem schmutzigen Hofraum durch schmutzige, gardinenlose Scheiben drang und ihm Wände zeigte, wo die Tapete in Fetzen herabhing, und Möbel mit gelöchertem und zerrissenem Bezug, und

Tische, denen die Beine fehlten, und Stühle, deren Strohsitze entzweigetreten, daß das Flechtwerk nach allen Seiten starrte. Und er war ständig zusammen mit jenem fremden Weibe; ungekämmt und ungewaschen, häßlich und halb angezogen, stand sie am Ofen ihres einzigen Zimmers und bereitete ein übelriechendes Mahl, und ringsumher auf dem Boden liefen schmutzige, zerlumpte Kinder, die sich schlugen und schrien und fluchten, und deren Mutter sie war, und deren Vater er war. Er erhob sich vom Fenster, wo er mühsam in einem fettigen Buch zu lesen suchte, um die Kinder zu bestrafen, aber das Weib mischte sich darein und verbot ihm zornig, sie anzurühren. Er wollte sich nicht nach ihr richten, sondern gab eine bissige Antwort, und ein tiefer Haß, der, wie er fühlte, alt und tiefgewurzelt war bei ihnen beiden, kochte plötzlich auf. Sie bespien einander mit Hohn, sie schalten einander auf das roheste und gröbste; zuletzt fuhr sie auf ihn los und schlug ihn ins Gesicht, und er vergalt rasend ihre Schläge. Und während die Kinder noch mehr schrien als vorher, sah er draußen vor den schmutzigen Fenstern schadenfrohe Nachbarn, die das Gesicht platt gegen die Scheibe drückten, um sich an ihrer Schlägerei zu ergötzen. . .

Zugleich hörte er aufs neue die Glocken in St. Bonifaz läuten — stark und dröhnend und lange — und er wußte mit einem Male, daß Else Wiig ihn dort in der Kirche erwartete, ihn vergebens erwartete, ihn in ihrem Brautschleier erwartete, ihn mit Angst und bittern Tränen erwartete. Er eilte zur Tür, aber das Weib stellte sich davor und lachte ihm höhnisch ins Angesicht und beschimpfte ihn. . . Und er wußte selbst, daß er für immer bei ihr bleiben mußte, daß Else Wiig und er sich nie mehr begegnen sollten, und er warf sich stöhnend auf den Boden des Zimmers und verfluchte sein Geschick. . .

Das Angesicht in Tränen schwimmend und die Seele voller Pein, erwachte Hermann Ronge. Einen Augenblick lag er verwirrt und starrte umher auf die bekannten Gegenstände seines Schlafzimmers und auf den blauen Frühlingshimmel, der draußen vor der Scheibe leuchtete.

Dann ging es mit einem Male wie ein Feuer der Freude durch ihn. Die lichte Wahrheit stand vor ihm, daß jenes fürchterliche Schicksal nicht das seinige, daß es nur ein Nachtgesicht und ein Traum gewesen, und daß heute sein Hochzeitstag war, und daß es die Glocken seines Glückes waren, die läuteten. . .

Aber er verstand auch, wer ihm jenes Gesicht und jenen Traum gesandt, und mitten in seiner Fülle von Freude und Frieden zitterte er bei dem Gedanken an das Gewürm der Finsternis und die Gefängnisse des Abgrunds. Überwältigt von Gottes Güte und Gnade stammelte er noch einmal mit einem Blick zu der strahlenden Höhe: ‚Du zogst mich heraus aus der Grube des Elends, aus schlammigem Kote; du stelltest meine Füße auf einen Felsengrund!‘

XXIX.

Es ist der erste Maitag im zwanzigsten Jahrhundert — der erste Mai 1901.

Die Sozialdemokratie feiert wie gewöhnlich den jährlichen Auszug aus der Knechtschaft Ägyptens, und alle Arbeit ruht in Kopenhagen.

Auf einem grünen Platze, der von einem Lattenzaun umgeben ist und ein gutes Stück vor der Stadt liegt, auf einem Hügelzug, wo Wind und Sonne des Frühlingstages freies Spiel haben, ist eine kleine Gesellschaft versammelt. Es ist der alte J. F. Ronge, Hermann Ronge, seine Gattin einige Geistliche, eine kleine Gruppe Arbeiter und endlich ein paar Berichterstatter.

Das, was heute vor sich gehen soll, ist die Grundsteinlegung zum Kloster ‚U. L. Frau von Dänemark' und zur Arbeiterkolonie desselben Namens. Hermann Ronge hat zusammen mit Niels Wiig, der jetzt in England weilt, um zu studieren, und dort in den Benediktinerorden eingetreten ist, diesen großen Plan entworfen. Neben dem Kloster und seiner Kirche, bei deren Namen die Absicht ist, jetzt wie in früheren Tagen Dänemark unter den milden Schutz der Gottesmutter zu stellen, soll ein weitgedehnter Komplex von Fabrikgebäuden und dazu gehörigen Arbeiterwohnungen gebaut werden. Die von Manning und anderen katholischen Nationalökonomen verfochtenen Prinzipien werden hier zur Anwendung gebracht; jeder Arbeiter empfängt einen Lohn, der groß genug ist, ihn und seine Familie auf eine ehrsame und anständige Art zu ernähren, und nach einer gewissen Reihe von Jahren erhält er Anteil an der Ausbeute der Fabrik. Die Sonntagsruhe wird streng beobachtet und der Normalarbeitstag durchgeführt. Der Zugang zur Fabrik soll allen Arbeitern offen stehen; für die Katholiken, von denen Hermann Ronge sich einen kleinen Stab gesichert, wollen die Patres des Klosters mit Gottesdienst und geistlicher Hilfe sorgen. Zum Entgelt wird ein Teil von den Überschüssen der Fabrik als Almosen dem Kloster überwiesen.

Hermann Ronge erklärt dies den eingeladenen Journalisten, die er umherführt und denen er die zukünftige Lage der verschiedenen Gebäude zeigt. Sie kehren zurück zu dem mittleren Grundstück, da, wo die Kirche und das Kloster einst die romanischen Bogen und Wölbungen und Türme zum Himmel erheben sollen.

‚Meine Hoffnung ist,' sagt er, ‚daß ich die Benediktiner dazu bringen werde, dieses Kloster zu übernehmen. Es waren Benediktiner, die dereinst das dänische Heidentum bearbeiteten und es in christliche Erde verwandelten, und ich glaube, daß mit der Rückkehr des alten Ordens die Liebe zum alten Glauben im Volke erwachen würde. Ich nähre zugleich die nicht ganz eitle

Hoffnung, daß einst ein Däne die Leitung dieses Klosters wird übernehmen und mit seinem Krummstab diese kleine Gemeinschaft dänischer Arbeiter leiten und schirmen können als Abt in „U. L. Frau von Dänemark".'

Die Berichterstatter drängen sich neugierig an Hermann Ronge heran und wollen wissen, wen er meint. Aber er lächelt nur und bedauert, daß er mehr nicht sagen kann. Seine Gattin drückt ihm stumm die Hand...

Mitten auf dem grünen Bauplatz ist ein großes, verhülltes Kreuz errichtet. Und bevor die Grundsteinlegung vor sich geht, tritt Hermann Ronge unter das Kreuz und redet.

‚Ich bitte nur um einige Minuten der Aufmerksamkeit,' sagt er. ‚Unser geistlicher Vater, der Oberhirt der katholischen Kirche, Papst Leo XIII., hat auf die feierlichste Weise das neue Jahrhundert, in das wir jetzt eingetreten sind, dem göttlichen Erlöser geweiht, und wir haben in der Neujahrsnacht in unseren Kirchen der ergreifenden Zeremonie beigewohnt, womit diese Weihe stattfand. Das neunzehnte Jahrhundert hat dem Antichrist gehört, ist beseelt gewesen vom Geiste des Unglaubens und des Aufruhrs und der Welt. Laßt uns hoffen, daß das zwanzigste Jahrhundert ein Jahrhundert der Bekehrung werden möge, — daß es die Tracht der Buße anlegen möge, die sich so gut mit der Arbeitstracht verträgt, — daß es nach all den mannigfaltigen Irrungen seines Vorgängers bekennen möge, daß die Wahrheit eine ist, und daß es außerhalb dieser einen Wahrheit kein Leben, kein Licht, kein Glück gibt, sondern Dunkel, Verzweiflung und Tod.

Ich weihe deshalb diese Stätte, wo so viele Menschen wohnen sollen, und wo ein so großes Stück Zukunft geschaffen werden soll, dem gekreuzigten Erlöser, dem ewigen König aller Jahrhunderte, indem ich dieses Kreuz enthülle, dessen Inschrift bekennt und bezeugt, daß Jesus Christus, wahrer Gott und wahrer Mensch, lebt und Herr und Herrscher ist über uns und über die ganze Menschheit durch alle Zeiten.'

Hermann Ronge schweigt. Auf einen Wink seiner Hand fällt die Hülle nieder von dem mächtigen Kreuze. Und in der Maisonne strahlt die goldene Inschrift gegen den blauen Himmel:

Jesus Christus, Deus, Homo, vivit, regnat, imperat!

Fritz von Uhde.

Ein Begründer der modernen Malerei Deutschlands.

Von

Jos. Popp.

Mit den 80er Jahren begann für Deutschland, zumal in München, der Kampf um die neue Malerei. Nach etwa zehnjährigem Ringen hatten sich die Gegensätze unter den Künstlern so verschärft, daß sich die Jungen zu einer ‚Sezession' zusammentaten, die heute noch ihren Stolz darein setzt, allem Eigenartigen eine Stätte zu bereiten. Das Publikum blieb nicht teilnahmslos. Angestachelt von einer Kritik, die zumeist den auftauchenden Problemen nicht gewachsen war, nahm es leidenschaftlich Partei für die Alten. Erst Helferichs Schrift ‚Die neue Kunst' (1887) schuf hierin Wandel. Sogar in den Landtagen wurde heiß über die neue Kunst debattiert; speziell vom bayerischen meinte Fr. von Ostini, daß ‚sich die Ignoranz der Rückschrittsmänner in ihrer ganzen Abgrundtiefe enthüllte'. Komischerweise vergaß er aber ganz und gar, daß er bei der gleichen Gelegenheit schmerzlich zugestehen mußte: selbst eine liberale Koryphäe, die überdies Kenner und Mäcen war, habe sich ‚mit stolzer Sicherheit' gegen die Kunst von Stuck und Uhde erklärt.

Und doch war dieser erschreckliche ‚Realismus', der einige Jahre später als ‚Naturalismus' der Inbegriff alles Häßlichen und Gemeinen unter dem Deckmantel der Kunst wurde, zunächst nichts anderes als die wohlberechtigte, gesunde Reaktion gegen einen schaal gewordenen Idealismus, der diesen Namen nie vollauf verdient hatte.

Überhaupt Idealismus nnd Realismus — zwei uralte Etiquetten für einen stets wechselnden Inhalt! Den Klassizisten galt die großzügig und treuherzig empfundene Kunst der Nazarener als Barbarentum. Diese selbst fühlten, allzubald auf den Kothurn gekommen, das frische Element in Schadows Farben nicht mehr. Was unter dessen Leitung an Historien- und Genrebildern zu Düsseldorf erstand, war ihnen ein Abfall des Jugendfreundes vom gemeinsamen Idealismus. Nach zwei Jahrzehnten war auch dieser Realismus in Farbe und Auffassung ‚akademisch' geworden. Die Belgier Gallait und Bièfve feierten durch ihr frischeres Kolorit wie die kostümliche Treue einen außerordentlichen Triumph. Ihre Nachfolger: Piloty, Werner, Makart wurden bis in die siebziger Jahre hinein in gleichem Sinne bewundert und geschätzt. Ebenso beliebt war die ‚moderne' Fortsetzung des Düsseldorfer Genre durch Knaus, Defregger, Vautier, Grützner und ähnliche.

Da öffneten uns die Sezessionisten die Augen, wie wenig vom Geist der Geschichte in all den Historienbildern lebe, wie sie zumeist nur die ‚lebenden Bilder' geschickter Regisseure seien. Am Sittenbild zeigten sie, wie diesem alle künstlerischen Qualitäten der alten Holländer, ihrer Vorbilder, fehlten; mittelmäßige Maler verbargen hinter Anekdoten und sentimentalen Erzählungen ihr mangelhaftes Können.

Man hatte sich in der Tat eine schärfere Beobachtung der Wirklichkeit und damit eine bessere Charakteristik des Typischen wie Individuellen erworben. War man auch vom Idealen weit entfernt, so leugnete man deshalb nicht die Macht des Ideellen — es durfte sich nur nicht auf Kosten rein künstlerischer Entfaltung geltend machen; es sollte sich deren Ausdrucksmittel anpassen. Diese aber waren eben in der Revolutionierung begriffen. Man hatte den sogenannten Gallerieton satt, der die Bilder wie Werke alter Meister erscheinen ließ. Man verlangte nach Helle. Zunächst wurde diese dadurch erreicht, daß man nach dem Beispiele Leibls die reinen Farben breit und voll in saftigen Tönen nebeneinander hinsetzte. Damit kam man auf die Holländer, vor allem auf Pieter de Hooch und den Delfter Vermeer, deren Vorliebe für das Licht bald Nachahmung fand. War dies ein Fortschritt im Sinne der Natürlichkeit, so doch kein Anfang für eine zukunftsreiche Fortsetzung. Die Erneuerung der Kunst vollzog sich allezeit nicht durch das bloße Weiterbilden der Tradition, sondern durch einen neuen Anschluß an die Natur. So auch in der jüngsten Zeit. Hier waren es die französischen Impressionisten, die den Sinn für das Spiel des freien Lichtes und später für die Atmosphäre erschlossen. Wer eine Ahnung hat von der Bedeutung des Handwerklichen in der Kunst, wird es einigermaßen verstehen können, daß diese Entwicklung wie eine Offenbarung wirkte; daß sie alle, die Eigenes zu bieten hatten, faszinieren, fanatisieren mußte.

Liebermann und Uhde wurden ihre Apostel für Deutschland. Jener, nur ein Jahr älter als Uhde, war bedeutend früher zur Kunst gekommen. Auch hatte er einen höher entwickelten Sinn für das Technische, für alles ‚nur' Malerische. Als wesentlichem Verstandesmenschen von geringer Phantasiekraft wurde ihm die Wirklichkeit Lehrerin für das Handwerkliche und Stoffquelle zugleich.

Liebermann zeigt Natur und Menschen in ihrer farbigen Erscheinung, ihrer Bewegung, ihrer Raumwirkung und Atmosphäre. Der Inhalt ist ihm gleichgültig — alles ist malenswert, was nach diesen Gesichtspunkten Qualitäten aufweist. Diese bringt er stets so in das Gesichtsfeld, daß mit einem Blick das Ganze wie die Einzelheiten übersehen werden können. Um dies zu erreichen, darf er aber nicht einen beliebigen Naturausschnitt geben, sondern muß dessen Synthese bieten. Darin ist er Meister wie wenige und deshalb ganz gewiß einer der ersten Maler unserer Zeit.

Diese Auffassung und Arbeitsweise hat auch Uhde zur Seinigen gemacht, nicht in Abhängigkeit von Liebermann, sondern aus der gleichen Erkenntnis des künstlerischen Schaffens heraus. Als feinfühliger, gemütsreicher Mensch gab er sich aber damit nicht zufrieden: ‚Ich wollte nicht bloß Naturstudien geben;

ich suchte Inhalt... Die Impressionisten wollen nur eine neue malerische Formel, ich suchte so etwas wie Seele.' Das macht Uhde zum Künstler im höheren Sinn, während Liebermann im besten Werke der geniale Handwerker bleibt.

Einer alten sächsischen Adelsfamilie entsprossen (geb. 22. Mai 1848 zu Wolkenburg), in der viel Dilettantismus getrieben wurde, erhielt Uhde seine ersten Anregungen aus Menzels Zeichnungen zum siebenjährigen Krieg; für den alten Schadow waren sie nur ‚die Griffonagen eines gewissen Menzel'. Dennoch stand Uhdes künstlerische Entwicklung, die er als Gardeleutnant bei dem Schlachtenmaler Schuster und später in der Art Makarts nahm, in keinerlei Zusammenhang mit jenen lebensvollen Illustrationen. Später hat ihn der gedämpfte Realismus Munkacsys für ein paar Jahre beeinflußt. Zu sich selbst kam er, als Liebermann durch sein erstes Freilichtbild (1882) auf Holland hinwies.

Im Spätsommer zog auch Uhde in das Land der Kanäle und weiten Ebenen, deren feuchte Luft sich schmiegsam um die Sonnenstrahlen legt und mit verhaltenem Glanz alles umsäumt. Uhde erfaßte dies alles sehr schnell und gab ihm in flotten Skizzen Ausdruck. Manche sind so weich und locker im Strich, so warm und flockig im Ton, so blitzend im verhaltenen Lichte, daß man hier *schon* den Meister der neunziger Jahre erkennen kann. Langsamer ging die Entwicklung der ja an sich auch schwereren Farbe vor sich. Zunächst hellt sich seine Palette bedeutend auf. Uhde sah durch die hohen Fenster zwar noch nicht die Sonne und die von ihr belebte Luft hereindringen, wohl aber sah er den Raum in seiner Helligkeit. Diesen Eindruck malte er als eine grausilbrige Atmosphäre, die die Zimmer weitet, ihre Einrichtung und Bewohner leichter und freier erscheinen läßt. Zugleich beobachtete er deren überlegt-bedächtige Arbeit, die breitspurige Behäbigkeit ihrer Ruhe, ihre Beweglichkeit in der naiven Hingabe an die kleinen Freuden des Daseins. Er empfand und erlebte die Poesie des Alltags. Aus solchen Beobachtungen schuf Uhde die ‚holländische Nähstube' und ‚der Leierkastenmann kommt'; dies letztere Motiv sogar zweimal.

Auf den ersten Blick haben wir das gewohnte Genre vor uns; der genauere Beobachter aber erkennt bald an der frischeren, echteren Farbe wie an dem ehrlichen Vortrag, daß der Künstler auf das Koloristische einen besonderen Wert legt. Noch deutlicher zeigt sich das neue Element im Aufbau der Bilder. Alles Gefällige ist vermieden, die Gruppenbildung wird nicht auf irgend eine Pointe hingearbeitet. Der Vorgang erscheint durchaus natürlich aufgelöst und wird nur dadurch zusammengehalten, daß seine äußersten Flanken noch in *ein* Gesichtsfeld fallen, mit einem Blick überschaut werden können. Das verleiht dem Ganzen eine stärkere Unmittelbarkeit und gibt zugleich eine künstlerisch interessantere Lösung, als die bisher beliebte Darstellung solcher Vorwürfe.

Nun verabschiedet sich Uhde von Holland und seinen stofflichen Anregungen. Sie hatten ihren Zweck an ihm erfüllt: Er war zur Natur gekommen und damit zu sich selbst. Auf diesem Weg ging er in der Heimat weiter, bis zur Meisterschaft.

Das erste Werk aus dieser Welt sind die ‚Trommler' (1883). Wir sehen eine Truppe Soldaten, die ihre Signale und Wirbel auf einem mit dünner Grasschicht bestandenen Exerzierplatz im hellen Frühlingslicht üben. Die Szene wirkt wie eine Momentaufnahme, so zerstreut und aufgelöst verteilen sich die einzelnen Figuren über die Fläche — dennoch liegen die Köpfe alle in einem Horizont. Durch diese Anordnung kann jeder in seiner persönlichen Eigenart und im Verhältnis zu seinem Instrument dargestellt werden: Wir sehen einen wahrhaftigen Künstler im Wirbeln; einen anderen, der seine Trommel sorgfältigst stimmt, daneben einen stümpernden Anfänger, dazwischen einige, die ihre Aufgabe schon zum hundertsten Male durchprobiert haben und nun gelangweilt rein mechanisch das Kalbsfell abklopfen. Durch dieses Kunterbunt wird aber auch zugleich das Unzusammenhängende, der ganze Wirrwarr von Bewegungen und Tönen in einer solchen Übung zur Anschaulichkeit gebracht. Wir können es den umstehenden Kindern gut nachfühlen, daß dieser tolle Lärm so ganz nach ihrem Sinn ist. — Des weiteren versucht Uhde hier zum ersten Male, das Licht im Freien festzuhalten. Ist es auch nach unseren heutigen Begriffen noch kreidig, kühl, luftleer und sonnenlos, so hellt es doch das spröde Blau der Uniformen auf und bringt in das Ganze eine naturwahrere Note.

Das Bild erregte bei seiner Ausstellung den allerlebhaftesten Widerspruch. Man vermißte so ganz und gar die Art der älteren Genremaler, die sich hier die Gelegenheit nicht hätten entgehen lassen, im Sinne der ‚fliegenden Blätter' oder Illustration das Witzige zu unterstreichen, das Typische drastischer herauszuarbeiten. Uhde läßt dies uns selbst finden, indem er die Grundelemente hiefür in der getreuen Wiedergabe der Wirklichkeit bietet.

Darin aber beruht die neue Auffassung des Genre, daß das Bild nicht im literarischen Sinn etwas erzählen oder schildern will, sondern nur das gibt, was sich speziell durch Umriß und Farbe charakteristisch im Raume darstellen läßt. Dies allein nennt der Künstler einen malerischen Stoff und erschließt uns damit das Leben und seine Gestalten nach einer neuen, d. h. nach ihrer künstlerischen Erscheinungsweise, die das Typische schärfer und das Individuelle reizvoller hervorhebt.

Vor allem hat Uhde dies in seinen Kinderbildern gezeigt, in denen er gewiß zu den ersten Meistern der deutschen Kunst überhaupt gehört. Welch gewaltiger Unterschied ist zwischen seinem jungen Volk und jenem von L. Richter. Richters Kinder sind alle Geschwister einer großen Familie, bürgerlich-behäbig idealisiert, sehr brav und, entsprechend der Biedermeierzeit, von allem Temperamentvollen möglichst befreit. Sie wirken wie die wohlerzogenen Babys eines Kindergartens. Jene von Uhde sind durchaus Individualitäten. Jedes ist anders in seiner Freude, seiner Arbeit, seiner Hingabe an das Spiel, seinem Erstaunen gegenüber dem Ungewohnten, seiner Zutraulichkeit und Drolligkeit. Ebenso persönlich sind sie in ihrer Kleidung: Hier die Kokette, die auf ihr Exterieur viel gibt, dort die Schlampine mit den herabhängenden Strümpfen, dann wieder die säuberlich Gekämmte und Gestriegelte neben dem verwilderten

‚Haideprinzeßchen‘, das wie ein junger Igel im Ährenfeld steht. Auch der Jugend Ernst und ihre Andacht kennt Uhde; man denke nur an die ‚Bergpredigt‘ oder an den ‚Kinderfreund‘. — Je mehr Gewalt er über das Licht und die Bewegung bekommt, desto stimmungsvoller werden seine Kinderstuben, desto ungezwungener deren einzelnen Gruppen, desto lebendigeren Anteil nehmen Licht und Luft und die tanzenden Schatten an den tollenden Kindern, um zu anderer Zeit sie in eine beruhigende, stille, verinnerlichende Atmosphäre einzuweben. Hat Uhde dies Thema nie ganz aufgegeben, so drängte es ihn doch, das neue Können an einem tieferen Inhalt zu betätigen. So kam er zur religiösen Malerei.

Uhde ist nicht religiöser Maler von Beruf; diese ganze Richtung bildet nur eine Episode, allerdings die bedeutungsvollste in seinem Schaffen. Er kam zunächst nur aus dem Bestreben ‚Seele‘ zu geben auf den christlichen Stoffkreis, der ihn aber bald in seiner Eigenart gefangen nahm: ‚Man wird im Leben immer mehr geschoben, als daß man schiebt. Es ging ganz nach und nach, und dann packte mich eben der Stoff und die Gestalt (Christi) selber.‘ — Als realistischem Künstler widerstrebte ihm alle äußerliche Idealisierung, an die wir durch die Italiener immer noch so sehr gewöhnt sind, daß wir diese unseren treuherzigen, innigen, nachdenklichen deutschen Meistern vorziehen. Und doch war vieles, was wir dort als wirklichkeitsfern bewundern, für die damalige Gegenwart krassester Realismus. Ghirlandajos berühmte Geburt Mariä in der Apsis von St. Maria Novella ist nichts anderes als eine florentinische Wochenstube mit dem üblichen, teilweise sogar porträtgetreuen Besuch. Ähnlich steht es mit den berühmtesten Werken unserer einheimischen Frühkunst. Das Übernatürliche an sich läßt sich eben nicht darstellen, nur andeuten. Und auch hierin kann nicht alles zugleich geschehen; deshalb gab es neben der ernsten und erhabenen Kirchenkunst stets Raum für ein christliches Genre, das selbst in die Altarbilder eindrang.

Dies alles ist für die richtige Wertung der Kunst Uhdes zu bedenken. Er will das Evangelium nicht im dogmatischen Sinn gestalten, auch nicht als historische Erscheinung erstehen lassen, noch für eine liturgische Anbetung Stimmung erwecken. Er verehrt, als durchaus moderner Mensch, die Religion vor allem wegen ihres höheren Lebensgehaltes, aus dem er ihre Kraft und Wahrheit inne wird. Darum vermeidet er alles Kirchlich-traditionelle und stellt die biblischen Persönlichkeiten wie Geschehnisse unmittelbar in unsere Gegenwart hinein. — Nicht um sie zu profanieren, sondern um zwingender zu unserm Herzen zu reden, uns ahnen zu machen und dadurch zu vertiefen. Ein andermal behandelt er den heiligen Stoff wie eine Legende, so wie die Altdorfer, Cranach, Dürer u. a. dies auch liebten, um uns die menschlich rührende Seite des Heiligen in poetischer Weise erleben zu lassen. Überhaupt wird ihm die Bibel gerne Quelle einer feinfühligen Lyrik. Zuletzt benützt Uhde, ähnlich Rembrandt, die hl. Schrift nur mehr zur Darstellung des menschlichen Lebens und Leidens, indem er die Gestalten und ihr Schicksal ins Allgemeine, Typische erhebt.

Zunächst die religiös betonten Werke: Geburt Christi, Jünger zu Emmaus, das Abendmahl, Noli me tangere, Bergpredigt und Predigt am See, Grablegung und Himmelfahrt — um nur die hauptsächlichsten zu nennen.

Die Geburt Christ (1888/89) weckte einen solchen Sturm der Entrüstung, daß Uhde das Mittelbild übermalte und die beiden Flügel neu schuf — nicht zu ihrem Vorteil. Heute gehört das Werk zu den Perlen der Dresdener Galerie. Wohl erscheint Maria durchaus als Frau aus dem Arbeiterstand, wohl ist das Christkindlein buchstäblich in Lumpen gewickelt und möchte sich frierend wie ein armes Erdenwürmlein in der Mutter Schoß verkriechen; wohl sitzt der heilige Josef abseits, zusammengekauert auf einer Stiege — aber wie es in dieser Scheune geheimnisvoll leuchtet, wie es um Maria in einer Aureole schimmert, nicht in äußerlichem Heiligenschein, der als goldener Teller oder Reif über ihrem Haupt angebracht ist, sondern als der Abglanz ihres ganz in Andacht versunkenen Wesens. Auch muß es etwas Besonderes um dies Kindlein sein, daß seine Mutter so inbrünstig die Hände darüber faltet, daß eine solche Seligkeit und Versenktheit über sie gekommen ist, daß Josef wie zu tiefster Nachdenklichkeit in einen Winkel sich zurückgezogen hat. Was hier vorgeht, muß eine ganz erlesene Freude auch für die Welt bedeuten, sonst würden in dem zerrissenen Dach die Engelein nicht in dieser Seligkeit und dem kindlichem Eifer, so ganz gehoben, ja verzückt ihre Lieder singen, indes von der anderen Seite, mitten in der Nacht, mit schwerem, aber fast feierlichem Schritt einfache Hirten nahen, schon außerhalb der Türe in Ehrfurcht ergriffen.

Es ist jedenfalls unendlich schwerer, in solche Wirklichkeit solche Poesie, solch weihevolle Stimmung, einen solchen Strom von Innerlichkeit hineinzumalen, als auf ein italienisches Madonnengesicht, dessen Anmut, Liebreiz und ‚klassische' Form an sich schon gewinnen.

In der Erkennungsszene zu Emmaus fällt das Frühlingslicht durchs offene Fenster auf den Herrn, dessen Antlitz in noch hellerem Leuchten erstrahlt. Allmählich ergreift es die ganze Gestalt. Da falten sich des einen rauhe Arbeitshände beinahe krampfhaft zum Gebet, während der andere, schwerfälliger von Fassungsgabe, wie gebannt auf den sich Verklärenden schaut.

Im ‚Abendmahl', dessen Apostel man als ‚stupide Gesellschaft von Streckenarbeitern, Handwerksburschen und Sachsengängern' bezeichnete — selbst als ‚Verbrecherbande' — hat Christus wohl von seinem Abschied gesprochen, aber auch von seinem Wiederkommen, von seinem Leiden, von der geheimnisvollen Hingabe seines Leibes und Blutes und von noch manch anderem unbegreiflich Hohen, Wunderbaren — sonst wären sie nicht so tief erschüttert, diese von der Arbeit zermürbten, herben, rauhen Menschen, denen über dem Kampf um das tägliche Brot der Hunger nach den geistigen Gütern zurückgedrängt wurde, deren Innerlichkeit erst geweckt werden muß. Und doch, wie sie im tiefsten Herzen gepackt sind! Welche Gewalt müssen die Worte dieses schlichten, stillen, blassen Menschen, der wie sie ‚Knechtsgestalt angenommen', über sie gewonnen haben! Ihm zunächst legt einer den Kopf auf die Stuhllene, so hat ihn der

Schmerz zusammengedrückt; ein anderer greift nach der Brust, so fühlt er sich ergriffen; der neben ihm faltet die Hände bittend, betend. Gegenüber sehen wir ein Paar im angestrengtesten Lauschen; über die anderen kommt es wie die unsichtbare Welle einer sie überströmenden Macht; immer mehr drängt die Bewegung nach links, um an der von rückwärts gesehenen, breiten Gestalt mit dem vornüber gebeugtem Kopfe sich zu Christus herabzusenken. — Wohl sind diese Männer nicht die Helden des Pfingsttages, noch die späteren Märtyrer und Säulen der Kirche, aber die Andacht der heiligen Stunde ist erschütternd dargestellt. — Die zweite Fassung desselben Themas ist in den Typen gemildert; das Geheimnisvolle wird ganz in die Wirkung des Lichts verlegt, das den Raum durchströmt.

Im ‚Noli me tangere' wirkt Christus durchaus verklärt. Das Überirdische seiner Erscheinung kommt nicht bloß in dem leuchtenden Leib und der sanft gleitenden, abwehrenden Bewegung zum Ausdruck, sondern auch in dem zitternden Verlangen Magdalenas, die den Herrn bannen zu müssen glaubt.

In der ‚Bergpredigt' versammeln sich oberbayrische Bauern um einen Wanderprediger. — Hier wie in der ‚Predigt am See' erscheint Christus nicht ganz geglückt, insbesonders nicht im letzteren Bilde, worin er mehr Erzähler als Prediger ist. Aber die Andacht des Volkes! Und in jedem Hörer anders — volksmäßig unbeholfen knien und stehen sie umher, als würden sie den Segen erwarten oder schon empfangen; ihre Seele ist geweckt zum Nachdenken und Mitschwingen; ihr Herz ist Bereitwilligkeit und Sehnsucht — man sehe ihre Augen an, ihre Hände, die Haltung des ganzen Menschen. Auch die auf dem Steg sitzen und am Ufer stehen, sind ganz Anteilnahme — und nicht bloß im Sein eines weltlichen Interesses, des Gespanntseins, sondern des innerlichst Beteiligten.

Die ‚Grablegung', ein Monumentalwerk im Stil des italienischen Barok, läßt ziemlich kalt wie die meisten ihrer Vorbilder. In der ‚Himmelfahrt' ist der übernatürliche Vorgang in keiner Weise bezwungen, auch gibt sich die Jüngerschaft zu deklamatorisch. Andere Schöpfungen, wie die ‚Verkündigung an die Hirten' und ‚Um den Rock Christi' fallen noch mehr ab. Uhde gelingt nur, was er an der Wirklichkeit studieren kann, darum mißraten meist alle seine Engel, wie das Visionäre und Wunderbare.

Auch liegt ihm das Lebensgroße weniger; dafür ist er eine zu stille, intime, nachdenkliche Natur. Überdies mangelt ihm, wie allen Modernen, die christlichen Maler nicht ausgenommen, die Tradition, um jenen großen Zug in die Konzeption zu bringen, der den alten Kirchenbildern eigen ist.

Aus dieser seiner Anlage erklärt sich wohl des Künstlers Vorliebe für eine mehr legendarische Darstellung der heiligen Geschichte. Er will damit so wenig Bibelkritik treiben, als er in der ersten Gruppe das Evangelium sozialistisch auszudeuten versuchte. Lediglich der Poet in ihm wird gewissen Seiten des Heiligen gegenüber lebendig. So schildert er den Fischfang des Tobias, das Erscheinen der heiligen drei Könige in der Hütte Marias oder auf ihrem nächtlichen Zug aus dem Wald; anderes verlebendigt er uns so

Fritz von Uhde pinx.

Trommelübung.

Mit Genehmigung der Photographischen Union in München.

sehr, daß wir es im Alltag meinen sehen zu können: ‚Lasset die Kindlein zu mir kommen!‘ und ‚Komm, Herr Jesu, sei unser Gast!‘

In einer holländischen Stube, durch deren halbverdeckte Fenster die Sonne Glanz und Wärme hereinschickt, sitzt auf hochlehnigem Stuhle eine schlanke Gestalt von langem, weitem Gewand umhüllt. Das Licht küßt des Heilands Scheitel und rieselt über ihn herab, hinein in die Hände. Die Rechte umfaßt ein kleines Mädchen, das den Kopf in seinen Schoß gelegt hat, die Linke hält die Hand eines größeren, gar zutraulich-treuherzigen Bauernkindes. Ringsum stehen noch andere in loser Reihe und lauschen den freundlichen Worten, schauen dem Gütigen in die Augen, indessen die Eltern ehrfurchtig, scheu, zögernd im Hintergrund sich halten. — Es ist bezeichnend, daß Uhde die erste Anregung für diesen Vorwurf durch Kinder erhielt, die einen Geistlichen zu freundlichem Gruß umdrangten. — Dort will man das Tischgebet sprechen, da kommt Christus herein — die Kinder sind zaghaft, wie sie immer scheuen, wenn etwas ihnen Neues, Seltsames geschieht; die Erwachsenen beugen sich demütig und andächtig. In der zweiten Fassung segnet der Herr das Mahl. Jung und Alt stehen im Bewußtsein und Gefühl dessen, was geschieht, ergriffen um den Tisch. Beide Male hat Christus sogar die Aureole, um das Hereinragen der höheren Gewalten noch zu verdeutlichen.

Reine Poesie im Sinne des Idylls ist sein ‚Abschied des jungen Tobias‘, ‚Die Wanderschaft der Emmausjünger,‘ eine ‚Flucht nach Ägypten‘ durch das dämmernde Gehölz oder ‚Die Rube‘ auf sommerlich leuchtender Waldblöße. Hier gibt die Beziehung zu den biblischen Gestalten nur mehr der Titel, der unsere Phantasie in eine bestimmte Richtung leiten möchte, ohne daß im Bild selbst etwas derartiges wahrzunehmen wäre. Auffallend mag es erscheinen, daß Uhde bei seiner Begabung die Gleichnisse des Herrn nicht in den Bereich seiner Darstellung zog — außer im ‚Barmherzigen Samariter‘.

In dem Grad, als Uhde durch den eigenartigen Gehalt seiner biblischen Vorwürfe in den Ausdrucksmitteln spiritueller wurde, so daß seine Formgebung immer leichter, klarer und sensibler sich gestaltete, als er für die leiseste Seelenregung noch eine Linienführung fand und mit Hilfe des Lichtes das Dargestellte in eine höhere Sphäre zu erheben vermochte, zog ihn das rein menschliche Schicksal in seinen Kreis. Jetzt kommt des Künstlers ursprüngliche Freude an realistischen Stoffen zu neuer Geltung, wird aber vergeistigter in der Auffassung und seelenvoller in der Darbietung. Nun wird der ‚Gang nach Bethlehem‘ der ‚schwere Gang‘ einer schlichten, zarten Frau aus dem Volk, die sich an einen kernigen Arbeiter lehnt, seiner rührenden, sagen Fürsorge sich anvertrauend. Es überkommt uns vor diesen zwei Menschen eine heilige Ehrfurcht vor der Gattenliebe und der Mutterschaft, ihrer Würde und Bürde. Als ‚Flucht nach Ägypten‘ bezeichnet Uhde die ebenso tief empfundene Wanderschaft des gleichen Paares. ‚Heiliger Abend‘ nennt er eine ärmliche, aber überaus edle, jugendlich schlanke Frauengestalt, die frierend und schmerzvoll an einem Wegzaun lehnt, bis ihr Begleiter, den wir im nächtlichen Nebel

verschwinden sehen, Herberge gefunden hat. Trotz ihrer Armut und Verlassenheit aber umleuchtet sie ein Schimmer des Erhabenen, so daß hier die Aureole wirklich als entbehrlich erscheint. ‚Frauen vom Grabe kommend' zeigt ein junges Mädchen, das in seinen Schmerz versunken wie im Traum wandelt und wankt. Vor ihr gehen, gefaßter, aber innerlich vielleicht noch verwundeter, zwei sich aneinander schmiegende Ältere, die für ihr gemeinsames Leid nur ein vielverstehendes Schweigen haben.

In diesen letzteren Werken benutzt Uhde die Landschaft überaus glücklich, um die Stimmung noch zu steigern. So sehen wir dort eine kahle, fahle, herbstlich neblige Landstraße, hier sich weitdehnende Schneefelder, dann wieder die hereinbrechende Dämmerung mit ihrem geheimnisvollen Phosphoreszieren oder einen kühlen Vorfrühlingsmorgen, dessen kalter, grauer Himmel sich wie eine bleierne Decke über die ganze Situation legt. Nur am fernen Horizont leuchtet das leichte Anglühen der aufgehenden Sonne wie ein leise glimmender Hoffnungsstrahl.

Mit dem Jahre 1900 entsagte Uhde vollständig den religiösen Motiven in der überaus charakteristischen ‚Atelierpause', einem glänzend gemalten Bild. Mit spielender Pinselführung ist der Raum behandelt und alle Behaglichkeit eines gemütvollen Interieurs hineingemalt. Vor der Staffelei steht eine Frau mit ihrem Säugling und ein pilgerähnlicher Mann, während sich ein paar Kinder, als Engel angezogen, auf Tisch und Stühlen herumtummeln. — Uhde zeigt uns damit die Requisite seiner biblischen Malerei. Der Oberflächliche wird heute noch sagen: ‚Ja, damit hat er in der Tat alles gemacht' und glauben, den Künstler durch sich selbst ad absurdum geführt zu haben. Er übersieht aber dabei das Wesentliche, das der Künstler in stolzer Bescheidenheit nicht sagen wollte: ‚Der Geist ist's, der lebendig macht!' Daß Uhde aus solch einfachen Volkstypen heraus seine Innerlichkeit zu gestalten vermochte, darin eben unterscheidet er sich von allen, die jemals durch eine geschichtliche und geographische Treue oder sonst etwas Äußerliches das Heilige eindrucksvoll geben zu können meinten.

Uhde ist immer Seele. Das zeigt er auch in seiner letzten Periode, die vorzugsweise rein malerischen Problemen im Sinne des Impressionismus gewidmet ist. Schon seit der Mitte der 90er Jahre hatte Uhde hierin eine erstaunliche Meisterschaft erreicht. Nun ist er sogar Liebermann nach der rein technischen Seite hin ebenbürtig geworden. Daß seine Naturausschnitte jenen an Eindrucksfähigkeit bedeutend übertreffen, liegt an Uhdes Innerlichkeit. Die Wiedergabe seines Lichtes in der freien Natur wird ihm ebenso eine Gelegenheit, diesen Ausschnitt uns seelisch nahe zu bringen, wie es uns früher zu Christus führte. Damit wird Uhde ein allererster Repräsentant des Impressionismus überhaupt.

Es ist nicht zufällig, daß die Franzosen, und früher schon ein paar innerlich gestimmte Deutsche wie Wasmann, Friedrich u. a., auf die Licht- und Luftmalerei kamen. Es entspricht dies durchaus ihrem Esprit und ihrer lyrischen Naturbetrachtung. Deshalb wurde diese Malweise in ihren besten Vertretern, wie etwa Monet, eine neue Art poetischer Naturschilderung. Als reine Technik, die durch die Wiedergabe des Momentanen, persönlich Geschauten und eine oft erstaunliche Lichtwirkung blendet, ist der Impressionismus wie jede Technik

erlernbar. Er vermehrte die Zahl der ‚Nur-Maler' ins Ungeheure. Als poetisches Ausdrucksmittel setzt er eine besonders feine, überaus sensitive Seele voraus. Diese aber ist heutzutage ebenso selten, wie sie es immer war. So erklärt es sich, daß nur verhältnismäßig wenige impressionistische Werke uns tiefer zu fesseln vermögen. So erklärt es sich aber auch, warum Uhde einer ihrer Meister ist — selbst im unscheinbarsten Motiv.

Da schauen wir in zwei vom Garten aus beleuchtete Zimmer, die wie in einen Regenbogen getaucht erscheinen. Das Licht quillt aus allen Ecken, tanzt auf jedem Überzug, flimmert im Kleide der beiden Mädchen am Fenster und huscht zitternd über Wände und Zimmer, mit den Reflexen einen lustigen Tanz wagend. Alles ist aufgelöst in Daseinsfreude und Sonnenjubel. Man vermag unmöglich mit weniger Prätension eine packendere Wirkung derart zu erzielen. Vor solchen Bildern — und Uhde malte deren viele das letzte Jahrzehnt — kann man verstehen, warum seine ‚Kollegen' ihn als einen der ersten deutschen Maler bewundern und verehren. Ein andermal zeigt er uns die Poesie des Weihnachtsbaumes. Drei Mädchen verlieren sich ganz an Spiel, Gesang und Anhören des ‚Stille Nacht, heilige Nacht'. Draußen ist es dunkel, wie ein schützender Mantel breitet sich die Finsternis um die beleuchteten Fenster. Des Tannenbaumes Lichter gehen mit dem Lampenschein am Klavier in eins zusammen und schaffen eine heimlich-trauliche, innige Stimmung reiner, kindlich-heiliger Freude. — Höchstleistungen impressionistischer Malerei sind Uhdes Gartenbilder, in die er mit Vorliebe seine Töchter hineinstellt. Da funkelt wirklich jedes Blatt in einem anderen Ton von Grün, ohne daß es Dissonanzen gibt. Darüber und darunter huschen und hüpfen, schäckern und kosen Licht und Wärme in ausgelassener Fröhlichkeit. Dann wieder ist es, als ob die Sonne mit tausend glitzernden Fingern durch das Geäste blitzende Lichter streuen würde. Trotz dieses gesteigerten Lebens und der momentanen, zufälligen Situation ist das Ganze doch zu einer ruhigen, in sich abgeschlossenen Bildwirkung bezwungen.

Daß ein so eminenter Beobachter und Seelenkünder auch ein brillanter Porträtist sein kann, wird kaum überraschen. Uhdes Bildnis von Liebermann oder jenes des Münchener Hofschauspielers Wohlmuth, beim Studium einer Rolle und als Richard III., sind überaus charakteristische Schöpfungen. Dennoch ist unser Künstler in diesem Fache nur vorübergehend und gleichsam bloß aus Freundschaft tätig gewesen. Sein Bestes hat er, auch wenn es ihm jetzt vielleicht etwas anders erscheinen mag, doch in seinen religiösen Bildern gegeben. Heute schon ist die Zahl ihrer Gegner ungleich geringer, jene ihrer bewundernden und ergriffenen Freunde, auch in durchaus gläubigen Kreisen, außerordentlich gewachsen. Dieser Erfolg ist aber nicht ein billiger Sieg der Zeit, die alle Gegensätze mildert, er ist vor allem die Frucht eines durch die moderne Kunst schärfer ausgebildeten künstlerischen Sehens; er ist noch mehr die langsame, aber sichere Erkenntnis auch der Laien, daß Uhde zu unseren innerlichsten und besten Künstlern gehört, weil er zu unserer Seele spricht.

Das Wesen des Wagnerschen Musikdramas.

Von

Fritz Volbach.

‚Die Musik in ihrer höchsten Veredelung muß Gestalt werden.‘ Dieser Satz bildet das Leitmotiv der Kunst Beethovens, das Ziel, worauf sein ganzes Lebenswerk gerichtet ist. Beethoven hat die Ausdrucksfähigkeit des rein Musikalischen bis zu den äußersten Grenzen gesteigert; ja er geht sogar über diese hinaus, indem er — um mit Schiller zu reden — die spezifischen Schranken zu entfernen weiß, ohne jedoch ihre spezifischen Vorzüge mit aufzuheben. Denn gerade darin, meint unser Dichter, zeigt sich der vollkommene Stil in jeglicher Kunst.

Im höchsten Ringen findet Beethoven die Erlösung im Worte, um das ‚Reich der Willkür‘ der absoluten Musik zu durchbrechen und in das Reich der ‚Notwendigkeit‘ einzutreten. ‚Die IX. Symphonie,‘ sagt R. Wagner, ‚ist die Erlösung der Musik aus ihrem eigensten Element heraus zur allgemeinsamen Kunst. Sie ist das menschliche Evangelium der Zukunft. Auf sie ist kein Fortschritt möglich, denn auf sie unmittelbar kann nur das vollendete Kunstwerk der Zukunft, das allgemeinsame Drama folgen, zu dem Beethoven den künstlerischen Schlüssel geschmiedet hat.‘ [1])

Aber indem Beethoven glaubte, durch des Wortes Verbindung mit der Musik die höchste Ausdrucksfähigkeit dieser erlangen zu können, irrte er. ‚Denn wir wissen,‘ sagt Wagner, [2]) ‚daß nicht die Verse des Textdichters, und wären es die Goethes und Schillers, die Musik bestimmen können, dies vermag allein das Drama, und zwar nicht das dramatische Gedicht, sondern das wirklich vor unseren Augen sich bewegende Drama, als das sichtbar gewordene Gegenbild der Musik, wo dann das Wort und die Rede einzig der Handlung, nicht aber dem dichterischen Gedanken mehr angehören.‘

Dadurch aber, daß Beethoven uns das unerschöpfliche Vermögen der Musik offenbarte, indem er ‚durch sein unerschrocken kühnstes Bemühen das künstlerisch Notwendige in einem künstlerisch Unmöglichen zu erreichen, die unbegrenzte Fähigkeit der Musik als Kunst des Ausdruckes bewiesen hat‘, [3])

1) G. Schr. III. 115 ff. 2) IX. 135. 3) III. 343.

schuf er die Grundlage für das Musikdrama Richard Wagners. Aus Beethovens ‚urkräftigem Irrtum' ist es geboren, erstanden aus dem Geiste der Musik. Damit kehrt das Drama zu seiner Uridee zurück; denn die Überlieferung sagt uns mit aller Entschiedenheit, ‚daß die Tragödie aus dem tragischen Chore entstanden ist und ursprünglich nur Chor ... nichts als Chor war.'[1])

In ihrer Verbindung mit dem Worte und der Handlung im Drama erlangt die Musik ihre höchste Ausdrucksfähigkeit, vermag sie gleichsam selbst handelnd zu werden. Wie ist nun aber eine wirkliche Verbindung zunächst zwischen Wort und Ton möglich?

Das den Menschen innewohnende Streben und Bedürfnis sich mitzuteilen oder auch nur sich selbst im Klang zu offenbaren, fand seinen Ausdruck ursprünglich weder in der Musik noch in der Sprache. Musik war es nicht, denn ihm fehlte die Bestimmtheit des Tones und Rhythmus, Sprache nicht, da ihm die begriffliche Bestimmtheit fehlte. Die Doppelbegabung des Menschen rang sich erst allmählich einerseits zu gefühlsmäßigem Enthusiasmus, andererseits zu verstandesmäßiger Nüchternheit durch. Damit entstand die Scheidung von Musik und Sprache. Beide Wege verlaufen so entgegengesetzt, daß Sprache und Musik nicht mehr miteinander gemeinsam haben als irgend ein anderer Teil der Erscheinungswelt.

Gleichwohl vermögen nun aber alle diese Teile der Erscheinungswelt — Berg, Tal, der grüne Wald, der murmelnde Bach, der schöne Mensch — uns in eine Stimmung zu versetzen, die nach musikalischem Ausdruck ringt. Es ist klar, daß zwischen diesen Erscheinungen und dem musikalischen Klang zunächst keinerlei Gemeinschaft besteht, sondern nur die Stimmung, in die uns diese Gegenstände versetzt haben, will die Musik ausdrücken. Das ist ‚absolute Musik', die als Unterlage nur die Stimmung hat.

Genau ebenso fremd kann sich Sprache und Musik gegenüberstehen. Wenn mich ein in der Sprache ausgedrückter Gedanke in Stimmung versetzt, so kann ich mich rein an diese Stimmung halten, so daß die aus dieser Stimmung resultierende Musik eine ‚absolute' ist. Ungemein groß ist sicherlich die Zahl der Werke, die ihren Ursprung einer solchen stimmungsvollen Anregung durch eine Dichtung verdanken.

Teilt der Komponist dem Hörer den Gegenstand seiner Stimmungsanregung in Worten mit, und entwickelt er dabei seine Musik formal dem Wortgedankengang entsprechend, so entsteht die ‚symphonische Dichtung'. Es ist sicher kein Zufall, daß gerade um die Zeit, da Richard Wagner die höchste Ausdrucksfähigkeit der Musik im Drama erstrebt, auch diese Form in der Konzertmusik die herrschende wird.

So verschieden nun alle die oben genannten Erscheinungen von der Musik sind, so gibt es dennoch zwischen ihnen und der Musik gemeinsame

1) Nietzsche, Geburt der Tragödie, S. 50.

Momente, die der Musiker aufgreifen kann, um so eine innigere Verbindung herzustellen. Im Rauschen des Waldes, im Murmeln des Baches, im Vogelgesang liegen bestimmte musikalische Momente, die sich durch die Musik festhalten lassen. Diese Elemente sind rhythmische, melodische und klangliche, die nur durch die Musik zu größerer Bestimmtheit und Reinheit geführt werden. Ich brauche nur an Beethovens Pastoralsymphonie zu erinnern.

Es ist uns klar, daß solche Elemente rhythmischer und klanglicher Art auch die Sprache mit der Musik gemein hat. Der rhythmische Fall, die Hebung und Senkung in der Stimme beim Sprechen, sind rein musikalische Elemente und bilden schon an und für sich die Grundlage einer musikalisch melodischen Linie, jenen cantus obscurior, den Cicero als das Wesentliche der schönen Rede erkennt. Diese Grundlage gibt der Musiker in der absoluten Musik auf, während er sie in der vokalen beibehält.

Die große Aufgabe der gesungenen Musik ist es nun, die in ihrer Linie an die rhythmischen und klanglichen Eigenschaften der Worte gefesselte Melodie zugleich zu der Höhe des Stimmungsgehaltes absoluter Musik zu erheben. —

Diese Verbindung ergibt sich am leichtesten dort, wo es sich um bloße Stimmung handelt, z. B. im Volkslied und in der Stimmungslyrik.

Tritt nun zu dem Wert noch die Handlung, so ist es unmöglich, das die Handlung begleitende Wort zur Musik zu erheben, ohne zugleich die Handlung selbst mit in bloße Stimmung aufzulösen. So lange also im Drama die Handlung, sich entwickelnd, läuft, muß die Musik zurücktreten. In dem Moment aber, wo sich die Handlung in Konflikte verwickelt und zu leidenschaftlichen Gefühlen der Handelnden führt, in diesem Augenblicke setzt die Musik ein, Wort und Handlung in Stimmung auflösend.

Die alte Oper verwischte den Unterschied zwischen Handlung und Stimmung. Sie löst die ganze Entwicklung der Handlung in ein Nebeneinander von Stimmungen auf. Gluck, der große Reformator der Oper, fühlte bereits das ‚undramatische' dieser Form und ahnte auch den Grund des Übels, wenn er z. B. sagt: ‚Ich habe mich wohl gehütet, den Schauspieler im Feuer des Dialogs zu unterbrechen und ihn ein langweiliges Ritornell abwarten lassen, oder plötzlich mitten in einer Phrase bei einem gewissen Vokale aufzuhalten, damit er entweder in einer langen Passage die Beweglichkeit einer schönen Stimme zeigen könne, oder abwarten müsse, bis ihm das Orchester Zeit lasse, Luft zu einer langen Fermate zu schöpfen.' Auch er will, daß an Stelle schönrednerischer Vergleiche und Sentenzen Handlung und Leidenschaft trete. Die Handlung als ein dramatisches Ganze bedeutet ihm die Hauptsache. ‚Bin ich erst' — sagt er — ‚mit der Anlage des Ganzen und mit der Charakterisierung der Hauptpersonen im Reinen, so betrachte ich die Oper als fertig, obgleich ich noch keine Note geschrieben habe.' Bevor er arbeitet, will er vor allem vergessen, daß er Musiker sei. Darum

hat selbst die Erfindung eines neuen musikalischen Gedankens für ihn nur Wert, wenn dieser von der Situation selbst herbeigeführt und dem Ausdruck angemessen ist.

Trotzdem aber blieb Gluck der Zauberschlüssel versagt, der ihm den Weg zum musikalischen Drama aufschließen konnte. Indem er an den Formen der alten Oper festhielt, vermochte er wohl innerhalb dieser Formen die Ausdrucksfähigkeit seiner Musik aus den Gedanken der Rede heraus zu steigern, sie durch das schärfere Betonen der Akzente dramatischer zu gestalten, nicht aber zu verhindern, daß auch seine Werke sich in eine Vielheit nebeneinanderstehender Stimmungen auflösten. — So ist Gluck wohl ein Wegweiser auf dem Wege zum Musikdrama hin, und zwar der bedeutendste, aber dieses selbst zu schaffen, dazu war die Zeit noch nicht gekommen.

Auch Carl Maria von Weber richtet in seiner Euryanthe seine Schritte nach demselben großen Ziele, aber auch er blieb aus demselben Grunde hinter demselben zurück.

Erst mußte die gewaltige Erscheinung Beethovens in seinen letzten Werken lebendig werden, um durch die unerhörte Steigerung des Ausdrucksvermögens der Musik die Vorbedingungen für das neue dramatische Kunstwerk, das allgemeinsame Drama zu schaffen. Nur aus Beethovens Kunst heraus konnte es geboren werden und aus Beethovenschem Geiste hat es Richard Wagner geschaffen. Seine große Tat war es, die Oper gewissermaßen von der Musik zu befreien.

Wagner läßt die Handlung als solche frei heraustreten und sich entfalten, indem er während ihrer eigentlichen Entwicklung den Sänger gleichsam auf bestimmten Tönen sprechen läßt in scharf akzentuiertem, dramatischem Sprechgesang. Die aber während der Handlung und durch diese erzeugte Stimmung musikalisch zu schildern, überträgt er dem Orchester. Erst dann, wenn die Handlung auf der Bühne zu leidenschaftlichen Gefühlen führt, erhebt er den Sprechgesang selbst zum ausdrucksvollen musikalischen Gesang, zur Melodie. Diese vereint er dem Orchester, als ‚dem Boden unendlichen, allgemeinsamen Gefühls, aus dem das individuelle Gefühl des einzelnen Darstellers zur höchsten Fülle herauszuwachsen vermag.‘ [1]) So bedeuten dann diese Stellen die eigentlichen Höhepunkte des Wagnerschen Dramas, die trotz ihres Verharrens die Handlung nicht stören, sondern gerade durch ihr Verweilen dieselbe gefühlvoll vertiefen. Einem Flusse, der ruhelos zwischen herrlichen Ufern dahingleitend, sich bald zum tiefblauen, weiten See ausdehnt, der durch seine eigene Schönheit fesselnd, den Blick von den sich entfernenden Gestaden abzieht, bald wieder in enger Rinne eingeengt fließt, selbst zurücktretend vor der Schönheit der Uferlandschaft, so erscheint Wagners dramatischer Gesang.

Löste die alte Oper alles in ein Nebeneinander von Stimmungen auf, so scheint mir die modernste Oper R. Strauß' dem engegengesetzten Pole zu-

* III., 186.

zustreben. Sie vermeidet fast jedes Verweilen und Verharren zum Zweck gefühlvoller Vertiefung in der Führung des Gesanges, und erkennt nur den Stimmungsausdruck im Orchester an, diesen allerdings bis in Unglaubliche steigernd. —

Bei der Stellung des Gesanges im Bühnenkunstwerke R. Wagners erhielt das Orchester eine ganz neue, ungeahnt selbständige Bedeutung, die ihm die Möglichkeit weitester Betätigung gestattete.

Die musikalische Form aber wird naturgemäß durch die Handlung selbst gegeben. Die Einheit dieser, die Szene, muß auch zur musikalischen Einheit werden. Die auf- und absteigende Gefühlslinie auf der Bühne muß auch in der Musik eine gleiche Bewegung erhalten. Da nun aber die formbildenden Elemente in Dichtung und Musik nicht die gleichen zu sein brauchen, so ergibt sich die Notwendigkeit, daß der Dichter den Aufbau und die Entwicklung der Szene sowohl, wie des Ganzen, so gestaltet, daß er zugleich die Grundlage für die musikalische Form abzugeben vermag. Wie so die Musik aus der Handlung und dem Worte herauswächst und durch sie bestimmt wird, so hängt umgekehrt die Gestaltung der Handlung von der Musik ab. Ein solches Gestalten und Schaffen ist aber nur denkbar, wenn der Musiker zugleich der Dichter und der Dichter zugleich der Musiker ist. Die herrliche Vereinigung beider in der Person Richard Wagners war zugleich die Möglichkeit seines Kunstwerkes. —

Indem so Wagner die Szene zur Einheit erhebt und aus ihrem Verlaufe heraus die Form bestimmt, schaltet er die Möglichkeit vorherbestimmter, fester Formen, wie sie das Wesen der alten Oper ausmachten, vollständig aus. An die Stelle der abstrakten Formen tritt nun eine Unendlichkeit der Formen, jedesmal abhängig von dem dramatischen Verlauf der Szene. Eine solche musikalische Szene ist, wie die Fuge, eine einseitig begrenzte, nur abhängig von der Triebkraft ihres thematischen Gehaltes. In den musikalischen Motiven liegt daher das Grundelement der ganzen Entwicklung. Sie sind die musikalischen Träger der Handlung, aus dieser geboren und berufen, die einzelnen Momente derselben in ihrem Verlauf zu einander in Beziehung zu setzen und zu einer Einheit musikalisch und dramatisch zusammenzufassen.

Wie der ganze Verlauf des Dramas abhängt und bestimmt wird durch kräftige Willensakte der die Handlung führenden Personen, so erkennen und empfinden wir umgekehrt aus dem ‚Tun' dieser einzelnen, aus ihren Worten, Gebärden und Handlungen, ihr Wesen, ihren Charakter. Der Wille, nicht der Zufall ist es, der das Drama schafft, seine Urtriebkraft. Von der Auffassung und Charakterisierung dieser Willensträger hängt somit in erster Linie Gestaltung und Bedeutung des Dramas ab. Diese muß der Komponist in sich, — wenn ich so sagen darf — stimmungsvoll erleben, um aus diesem Erlebnis eine Musik zu erzeugen, die in höchster Ausdrucksdeutlichkeit gleichsam aus sich selbst zu uns redet und handelnd wirkt. Richard Wagner

selbst hat uns nach dieser Richtung hin einen bedeutsamen Einblick in das Innerste des Wesens der Urelemente seines Schaffens gestattet und den metaphysischen Vorgang ihres Entstehens in seltener Klarheit entwickelt. ‚Der Komponist,' sagt er, ‚sehe sich z. B. die eine Person, die ihn gerade heute am nächsten angeht, recht genau an, und er stelle sie sich in ein Dämmerlicht, da er nur den Blick ihres Auges gewahrt; spricht dieser zu ihm, so gerät die Gestalt selbst jetzt wohl auch in eine Bewegung, die ihn vielleicht sogar erschreckt, — was er sich aber gefallen lassen muß; endlich erbeben ihre Lippen, sie öffnet den Mund, und eine Geisterstimme sagt ihm etwas ganz Wirkliches, durchaus Faßliches, aber auch so Unerhörtes (wie etwa der steinerne Gast, wohl auch der Page Cherubin aus Mozart sagte), so daß er darüber aus dem Traume erwacht. Alles ist verschwunden, aber im geistigen Gehöre tönt es ihm fort: er hat einen Einfall gehabt, und dieser ist ein sogenanntes musikalisches Motiv. Gott weiß, ob es andere auch schon einmal so oder ähnlich gehört haben? Gefällt es dem, oder mißfällt es jenem? Was kümmert ihn das! Es ist sein Motiv, völlig legal von jener merkwürdigen Gestalt und jenem wunderlichen Augenblicke der Entrücktheit ihm überliefert und zu eigen gegeben.' —

Man hat diese Motive ‚Leitmotive' genannt. Der Name ist schlecht gewählt. Sie bilden nicht den leitenden Faden für das Verständnis der Handlung, sie sind auch kein Gleichnis, kein Symbol derselben, sondern sie sind das Wesen selbst, die Idee. Als die Urkeime des Werdens sind ihre Motive von einer Einfachheit und Eindringlichkeit, von einer Klarheit und Deutlichkeit des Ausdruckes, die ohnegleichen ist. (Man denke nur an das Schwertmotiv, Siegfriedsmotiv ꝛc. ꝛc.) Beethoven war der erste, dessen inneres Erschauen in solchen blitzartig auftauchenden Motiven in die Erscheinung trat. Rein formal betrachtet, losgelöst von Werken, bedeuten diese Motive — man denke nur an das aus vier Noten bestehende Hauptmotiv der V. Symphonie — gar nichts, oder doch nur sehr wenig. Im Zusammenhang des Ganzen aber wachsen sie empor zum eigentlichen Wesenskern. So erhalten auch die Motive Wagners direkt aus dem Drama heraus durch ihre Stellung im und zum Ganzen ihre zeugende Kraft.

Eine Kunst, die sich auf derartige Motive aufbaut, zwingt ganz von selbst zu einer symphonischen Art der Behandlung des Orchesters. Nicht zur abstrakten Form des Symphoniesatzes, zu dem sich die Wagnersche musikalische Szene genau so verhält wie die Fuge; denn wie bei dieser hängt ihre formale Gestaltung nur von der Triebkraft der Motive ab. Wie aus einem Kerne wächst sie empor, ohne vorher ahnen zu lassen, wie hoch und wie mächtig sie ihre Wipfel himmelwärts zu strecken die Kraft haben wird.

Indem Richard Wagner unter heißem Sehnen und Drängen nach dem neuen Ideal rang und strebte, stand plötzlich eine lichte, hehre Gestalt vor seiner Seele. Indem sie seine Augen öffnet, zeigt sie ihm ein herrliches, blühendes Land als das Ziel seiner Sehnsucht. Hellas, das leuchtende,

steigt vor ihm auf, das Land ewiger Jugend, schöner, ewiger Kunst. Als die bedingende Kraft aber dieser höchsten Kultur erkennt er den ‚tätigen Menschen', den freien, an sich selbst vollendeten Menschen, wie er sich im Kampfe gegen die Sprödigkeit der Natur entwickelt hatte. Als das schönste Ergebnis der Kultur aber, als ‚die Blüte hellenischen Selbstbewußtseins, die reinmenschliche Kunst, d. i. die Kunst, die an dem wirklichen, sich als das höchste Produkt der Natur erkennenden Menschen, ihren Stoff und Gegenstand fand'.[1])

Im ‚Reinmenschlichen' erkennt Wagner, ‚was das Wesen der menschlichen Gattung als solcher ausmacht,'[2]) das von aller Konvention Losgelöste.[3]) Es bedeutet ihm das Natürliche, eine Rückkehr zur Natur.

Aber erst durch die Liebe vermag diese, in den Tiefen der Volksseele schlummernde edle und schöne Menschlichkeit geweckt und zur Entfaltung gebracht zu werden. ‚An ihm nährt sich', — wie Richard Wagner sagt, — ‚das Männliche wie das Weibliche, das durch die Liebe verbunden erst Mensch ist'.

Einen solch reinmenschlichen Inhalt kann weder die Geschichte noch die Sage geben. Die Geschichte nicht, denn ‚das Ungegenwärtige' ihrer Handlungen steht der Idee des allgemein gültigen Reinmenschlichen direkt entgegen; die Sage nicht, denn auch bei ihr liegt das Hauptinteresse in erster Linie in dem Historischen, wenn auch dem erdichteten. Als das Allgemeingültige, Allgemeinwahre, als den sichersten Ausdruck des Höchsten, Wahrsten, dem Menschen überhaupt Ausdruckbarsten findet es Wagner einzig und allein im Mythus. ‚Wollen wir', — sagt er selbst, — ‚das Werk des Dichters nach dessen höchstem, denkbarem Vermögen genau bezeichnen, so müssen wir es den aus dem klarsten menschlichen Bewußtsein gerechtfertigten, der Anschauung des immer gegenwärtigen Lebens entsprechend neu erfundenen und im Drama zur verständlichsten Darstellung gebrachten Mythus nennen'.[4]) Nur aus dem Mythus konnte das neue Kunstwerk erstehen. Die Frage aber, wie das geschehen soll, beantwortet uns Nietzsche in tiefsinniger Weise. ‚Zwischen die universale Geltung der Musik und den dionysisch empfänglichen Zuhörer', lautet seine Ansicht, ‚stellt die Tragödie als ein erhabenes Gleichnis den Mythus, erweckt bei jenem den Schein, als ob die Musik nur ein höchstes Darstellungsmittel zur Belebung der plastischen Welt des Mythus sei. Dieser edlen Täuschung vertrauend, darf sie jetzt ihre Glieder zum dithyrambischen Tanze bewegen und sich unbedenklich einem orgiastischen Gefühle der Freiheit hingeben, in welchem sie als Musik an sich, ohne jede Täuschung nicht zu schwelgen wagen dürfte. Der Mythus schützt uns vor der Musik, wie er uns andererseits erst die höchste Freiheit gibt. Dafür verleiht die Musik als Gegengeschenk dem tragischen Mythus eine so eindringliche und überzeugende metaphysische Bedeutsamkeit,

1) III, 256. 2) IV, 127. 3) IV, 388. 4) IV, 169.

wie sie Wort und Bild, ohne jene einzige Hilfe, nie zu erreichen vermögen, und insbesondere überkommt durch sie den tragischen Zuschauer gerade jenes sichere Vorgefühl einer höchsten Lust, zu der der Weg durch Untergang und Verneinung führt, so daß er zu hören meint, als ob der innerste Abgrund der Dinge zu ihm vernehmlich spräche'.[1])

In dem Gefühle dieser durch Untergang und Verneinung führenden ‚höchsten Lust' liegt zugleich das ‚reinigende Element des Dramas, die Katharsis, als der notwendige Übergang vom pathologischen Affekt zum ästhetischen Genuß'.[2])

Ein solches höchstes Kunstwerk, wie es Wagner erträumte, war den Griechen erstanden in den unsterblichen Werken eines Aeschylus und Sophokles, als ‚der Ausdruck des Tiefsten und Edelsten des Volksbewußtseins'. Aus ‚den Ergebnissen höchster, gemeinschaftlicher Bildung zog der Grieche seine Kunstwerke; seine Erziehung machte ihn selbst zum Gegenstande künstlerischer Behandlung und künstlerischen Genusses, an Leib wie an Geist'.[3])

Diese hohe, reine Kunst neu erstehen zu lassen, war das Ideal Richard Wagners. Zu erreichen war dieses durch das innigste Verständnis der Antike. ‚Denn durch dieses', — sagt Wagner, — ‚ist der deutsche Geist zu der Fähigkeit gelangt, das Reinmenschliche selbst wiederum in ursprünglicher Freiheit nachzubilden, nämlich nicht durch die Anwendung der antiken Form einen bestimmten Stoff darzustellen, sondern durch eine Anwendung der antiken Auffassung der Welt die notwendige, neue Form selbst zu bilden'.[4]) In der Wiedergeburt des klassischen Geistes findet so Wagner einzig die Erfüllung seiner Hoffnung auf eine ‚Erneuerung und Läuterung des deutschen Geistes durch den Feuerzauber der Musik' (Nietzsche).

Eine deutsche Kunst soll sein Werk schaffen; eine Kunst, die selbstlos ‚das Schöne und Edle nicht um des Vorteils, ja selbst nicht um des Ruhmes und der Anerkennung willen, in die Welt treten läßt. Eine solche Kunst heißt ihm „deutsch", und nur, was in diesem Sinne gewirkt wird, kann zur Größe Deutschlands führen'.[5]) Dieser Geist hat in der Kunst J. S. Bachs seine Neugeburtsstätte; als Goethes ‚Götz' erschien, jubelte es auf: ‚Das ist deutsch!' ‚Aus diesem Geist erstand die Erkenntnis Shakespeares; der Deutsche entdeckte der Welt, was die Antike sei, er zeigte dem menschlichen Geist, was die Natur und Welt sei. Diese Taten aber vollbrachte er aus sich, aus seinem innersten Verlangen, sich seiner selbst bewußt zu werden.' Und aus diesem Verlangen ist auch Wagners Werk erstanden. Im nordischen Mythus fand er den gewaltigsten Inhalt für seine Dramen, die Welttragödie, die sich in dem Herzen Wotans, des Gottes abspielt. In der ‚Nibelungentrilogie' trat sein Werk in die Erscheinung. Mit ihm aber wurde dem neu erstandenen deutschen Reiche eine neue, heilige, deutsche Kunst zuteil.

1) Nietzsche, Geb. d. Trag. S. 147. 2) E. Heyfelder, Ästhet. Studien II. 3) VII, 30. 4) X, 58. 5) X, 67.

Über den gegenwärtigen Stand des Luftschiffes.

Von

H. W. L. Moedebeck.

Aus der langen Zeitperiode unfruchtbarer Projektenmacherei, aus der schweren, mit verschiedenen Menschenopfern verbundenen Leidensperiode der ersten Erfinder, sind wir seit Ende des Jahres 1906, seit den ersten schlagenden Erfolgen des Grafen von Zeppelin, herausgetreten.

Wir befinden uns heute in der Lage, behaupten zu können, das Luftschiff, oder wie man früher im Gegensatz zum Freiballon sich auszudrücken beliebte, das lenkbare Luftschiff ist eine Tatsache geworden, es steht fertig vor uns, es beherrscht den Luftozean bei Winden bis zu 15 m in der Sekunde oder 54 km in der Stunde, und man kann mit seiner Verwertung für verschiedene wissenschaftliche und militärische Zwecke bald rechnen.

Während noch vor einem Jahre die Zahl derjenigen, welche an die Zukunft der Luftschiffahrt glaubten, eine verhältnismäßig geringe war und jeder mißlungene Versuch die Zweifler bestärkte, sind seit dem letztverflossenen Jahre 1907 alle Zweifler verschwunden. Die Teilnahme an der Entwicklung des Luftschiffes ist eine allgemeine geworden. Getragen von den Hoffnungen der gesamten Kulturwelt kann sich nunmehr das Luftschiff konstruktiv nach und nach zu immer besseren Leistungen entwickeln.

Was wir bereits erreicht haben, wird, wenn es auch noch nicht allen unseren Ansprüchen genügt, im allgemeinen noch viel zu wenig gewürdigt. Am klarsten tritt es bei der erreichten Luftschiffgeschwindigkeit hervor, wenn wir die größte bisherige Eigengeschwindigkeit des Luftschiffes einmal vergleichen mit der Geschwindigkeit unserer schnellsten Schiffe. Letztere werden mit rund 30 Seemeilen angegeben. Auf unser Metermaß übertragen wäre das ein Weg von 55,6 Kilometer in der Stunde. Wenn also die Maximal-Eigengeschwindigkeit beim Zeppelin-Luftschiff mit 54 Kilometer festgestellt worden ist, so darf man mit einem solchen Resultat ganz gewiß zufrieden sein. Man kann es um so mehr, als feststeht, daß jetzt erst die gesamte Technik anfängt, die Frage der Verbesserung der Triebkräfte für Luftschiffe in die Hand zu nehmen, und daß die von Zeppelin noch verwendeten Motore schon einige Jahre alt waren und von modernen Konstruktionen übertroffen worden sind.

Die Förderung des Luftschiffbaues ist heute auch nicht mehr beschränkt auf seine beiden Ursprungsländer Deutschland und Frankreich. In allen Kulturländern, in England, Amerika, Italien, Spanien, Belgien, Österreich, Rußland, und vielleicht im stillen noch unbekannt auch anderswo wird fleißig am Luftschiffbau gearbeitet. In wenigen Jahren wird der Himmel sich füllen mit diesen neuen Fahrzeugen, und der Mensch der Zukunft wird wahrscheinlich nicht nur auf Automobile allein ängstlich beim Passieren der Straßen achten, sondern ebenso besorgt auch in die Luft schauen, ob nicht von dorther irgend ein herabfallendes Stück sein fortgesetzt gefährdetes Leben bedroht. Freilich wird es allzu schlimm mit den Gefahren seitens der Luftschiffe nicht werden, wenn über ihre Bewegung im weiten Raume unter normalen Verhältnissen bestimmte Vorschriften erlassen werden. Man kann beispielsweise verlangen, daß sie Städte, Örtlichkeiten, Gehöfte *nicht* überfliegen. Die Gefahren werden dann auf eingetretene besondere Umstände wie Havarien, bei denen sie steuerlos geworden sind, beschränkt bleiben, für die man nicht immer jemand verantwortlich machen kann.

Alle diese Fragen werden sich erst klären, sowie in den nächsten zwei Jahren große Fahrversuche über Land, vielleicht anschließend auch über Meer, unternommen werden, wie solche durch die Fahrten des Lebaudyluftschiffes, 1906, und des inzwischen verschollenen Luftschiffes La Patrie, 1907, mit gutem Erfolge bereits begonnen hatten. Erst die weitere Ausbreitung derartiger Versuche auch in Deutschland wird die ganze Tragweite der Bedeutung der Luftschiffahrt allen klar machen.

Aber wir müssen uns unbedingt davor hüten, von vornherein mit allzu sanguinischen Hoffnungen an einen Verkehr in der Luft zu denken. Der Luftschiffer muß fortgesetzt mit Wind und Wetter rechnen, genau so wie der Seemann. Er hat es dabei viel schwieriger als der Seemann, weil er sich nicht auf einer *Fläche*, sondern im *Raume* bewegt, in welchem die für ihn hauptsächlich in Betracht kommenden Windverhältnisse nach der Höhe stets verschieden sein können. Zur Beurteilung derselben stehen ihm aber nicht immer zuverlässige Anhaltspunkte zu Gebote. Sicherlich wird aber in Zukunft damit gerechnet werden können, daß die Aerologie, die Physik der Atmosphäre, welche in den letzten Jahren große Fortschritte zu verzeichnen hat, dann auch in der Lage sein wird, analog der Seewarte eine *Luftwarte* einzurichten, lediglich zu dem Zweck, der Luftschiffahrt zu dienen.

Auf die Luftschiffahrt können wir auch nicht die Verkehrsverhältnisse des festen Landes und des Wassers übertragen, weil man bei ihr niemals die Tragfähigkeit von Eisenbahnen und Schiffen erreichen kann. Dafür wird sie dem Landverkehr und der Schiffahrt eine größere Geschwindigkeit bei ziemlicher Sicherheit voraus haben; man muß ihr auch zugute halten, daß schlechtes, windiges Wetter ihr *nicht immer* hinderlich ist, sondern ebenso oft sogar nützlich werden kann, denn wenn die Windrichtung zufällig nach jener Richtung hingeht, wohin das Luftschiff fahren soll, so erhöht sich seine Geschwindigkeit noch um

die Windgeschwindigkeit, wie ja doch auch Graf v. Zeppelin über dem Bodensee mit dem Winde mit 80 km Geschwindigkeit gefahren ist. Beim Schiffe ist das Wasser ein sich ziemlich gleichbleibendes Medium, während die Luftbewegungen, der Wind, beim Luftschiff fördernd oder störend hinzutreten. Das in der Luft schwimmende Luftschiff fährt nur, wenn es gegen den Wind gerade noch ankämpfen kann, mit Rücksicht auf sein sicheres Landen.

In bezug auf das Landen von Luftschiffen herrscht heute auch noch sehr wenig Klarheit. Man verwechselt Landen mit Stranden, weil der Begriff des Landens beim gewöhnlichen Freiballon in den weitaus meisten Fällen wenigstens bei mittlerem Wind ein richtiges Stranden ist, bei dem der Ballon absichtlich zerrissen und zur Fortsetzung seiner Fahrt vorläufig unbrauchbar gemacht wird. Diese Strandung schadet dem Freiballon nichts, sie geschieht zum Wohle des Ballonfahrers, damit der Ballon bald zusammenfällt und nicht erst eine oft mehr als kilometerlange gefährliche Schleiffahrt über verschiedene Geländehindernisse macht. Dabei wird dann allerdings ab und zu auch das Ballonmaterial hart mitgenommen. Dieses ‚Stranden' nennt man luftschifferlich ‚Landen', und nun verlangte man von einem mit Motoren und Propellern versehenen, immerhin mehr oder weniger kompliziert konstruierten Luftschiffe, daß es ebenso unbeschadet ‚stranden' sollte?

Parseval hat dieses Kunststück mit seinem Prall-Luftschiff freilich fertig gebracht. Das Parseval-Luftschiff erweist sich damit als eine vortreffliche Übergangsform zu konstruktiv feineren Bauten, als welche die versteiften und ganz starr gebauten Luftschiffe zu gelten haben. Das Parseval-Luftschiff braucht keine Landungsvorrichtungen, Luftschiffhäfen, aber es verzichtet bei seiner Strandung, sobald es auf sich allein angewiesen ist, auf die Weiterfahrt; ausgenommen vielleicht diejenigen Fälle bei ruhigem Wetter, in denen auch ein Freiballon auf den Erdboden niedergehen und bald wieder aufsteigen könnte.

Andererseits aber braucht das Parseval-Luftschiff gar nicht zu stranden, es kann genau ebenso wie versteifte und starre Luftschiffe unter Zuhilfenahme von Motor und Propeller an einem Platze, wo hilfsbereite Menschen und Vorkehrungen zum gesicherten Befestigen des Fahrzeuges vorhanden sind, unter Erhaltung seiner Gasfüllung landen.

Sozusagen könnte man auf das Parseval-Luftschiff einen zoologischen Ausdruck anwenden und es als eine ‚aeronautische Amphibie' bezeichnen, die zwischen dem gewöhnlichen Freiballon und dem konstruktiv verfeinerten Luftschiff steht. Es bleibt auf jeden Fall eine hochinteressante Konstruktion, eine Übergangsform, die für den Sport wie geschaffen erscheint. Sie verkörpert in vieler Beziehung die ersten Gedanken, welche der General Meusnier 1785 über ein Luftschiff veröffentlichte und auch auszuführen versuchte. Damals gab es aber noch keine Mercedes-Motore, und auch die technische Anbringung der im Innern des Ballons zur Prallhaltung angebrachten Luftblase ließ so viel zu wünschen übrig, daß man nach zwei mißlungenen Fahrten den Versuch 1786 aufgab.

Diese Luftblase, eine Erfindung Meusniers, ist ein wichtiger Teil für die nicht vollständig starr gebauten Luftschiffe; der unvermeidliche allmähliche Gasverlust des Stoffballons würde ein Schlafferwerden der Ballonhülle veranlassen, wenn nicht die zunächst leere Lufttasche im Balloninnern (das Ballonet) durch Einpumpen von Luft nach und nach mehr aufgebläht würde. Der eingetretene Gasverlust wird also hier durch die eingepumpte Luft ersetzt, das Gas dauernd unter Druck und die Ballonform damit prall erhalten, wie es zur leichteren Überwindung des Luftwiderstandes notwendig ist.

Starre Luftschiffe, wie dasjenige des Grafen v. Zeppelin, brauchen solche Luftblasen nicht. Die äußere Starrheit sichert die Form unter allen Umständen. Bei ihnen muß nur beachtet werden, daß das Gas in den ebenso schlaffen Ballons nicht durch Hin- und Herfließen Schwankungen oder gar ernstliche Störungen der Stabilität der Längsachse hervorbringt. Die versteiften und starren Luftschiffe sind dem Parseval-Luftschiff gegenüber in dem Vorteil, die Lasten näher an den Ballonkörper heranbringen und besser und leichter auf die Längsachse verteilen zu können. Das lange Traggerüst unter dem Ballon, bezw. der starre Ballonkörper selbst, bieten vortreffliche konstruktive Stützpunkte zur zweckmäßigen Unterbringung der Propeller in Höhe der Luftwiderstands-Resultante des Querschnitts, sowie zur Befestigung der vielfachen wagrechten und senkrechten Steuer- und Schwanzflächen. Sie gewähren die Möglichkeit, mehrere Gondeln mit mehreren Motoren unter dem langen Ballon, starr mit ihm verbunden, aufzuhängen, und so eine vielfache starke Motorkraft in einem Luftschiff zu vereinigen. Welche Bedeutung hierin aber für die aeronautische Praxis liegt, haben uns schon verschiedene Unfälle gezeigt, bei denen infolge Versagens des einzigen, in einem Falle auch zweier Motore die betreffenden Luftschiffe steuerlos wurden und einfach strandeten.

Der Gedanke unseres ersten deutschen Luftschiff-Ingenieurs Paul Hänlein (er erbaute ein Luftschiff 1872 in Wien, welches im Dezember in Brünn versucht wurde), möglichst viele Gondeln als starrer Kiel unter dem Ballonkörper, und viele Motore in denselben anzubringen, wird jetzt als richtig erkannt und gewürdigt werden.

Wie die Entwicklungsgeschichte des Luftschiffes darlegt, waren auch die horizontalen Schwanz- und Steuerflächen für den Erfolg von weittragendster Bedeutung. Sie waren das hauptsächlichste, zwanzig Jahre hindurch gehütete Geheimnis des im Jahre 1884 mit damals großem Erfolge versuchten Luftschiffes von Renard und Krebs. Keiner hatte auf jene Stabilisationsflächen beim Luftschiff La France geachtet, weil man ihren Zweck nicht verstehen konnte. Als aber Santos Dumont und Lebaudy ihre ersten Erfolge zu verzeichnen hatten, und im Jahre 1904 an der Überwindung der Schwankungen der Längsachse ihrer Luftschiffe die weiteren Fortschritte zu scheitern drohten, ließ Renard an der Akademie der Wissenschaften durch den Akademiker Maurice Lévy seine Entdeckung von der ‚kritischen Geschwindigkeit' der Luftschiffe veröffentlichen. Renard hatte nämlich gefunden,

daß Luftschiffmodelle, im Schwerpunkt in einem zylindrischen Windtunnel aufgehängt, bei bestimmten Geschwindigkeiten des Windes erheblichen Pendelungen ihrer Längsachse ausgesetzt waren. Diese Pendelungen traten *je nach der Form* des Luftschiffes bei *verschiedenen* Geschwindigkeiten ein, und da solche für ein wirkliches Luftschiff mit großen Gefahren verbunden sind, nannte er sie eben die ‚kritische Geschwindigkeit' der betreffenden Luftschiffe. Renard zeigte gleichzeitig, daß man nur durch Anbringung von horizontal liegenden Schwanzflächen auch größere Geschwindigkeiten ohne Stampfen der Längsachse erreichen könnte.

Das war eine großartige Aufklärung für unsere Luftschiffkonstrukteure, die *Julliot*, der Erbauer des Lebaudy-Luftschiffes, sofort richtig auffaßte und sich zunutze machte, Santos Dumont, ein reiner Empiriker, begriff sie nicht, *Graf v. Zeppelin*, dessen Versuche gleichfalls größtenteils an den Längsschwankungen scheiterten, glaubte 1905 noch durch die von ihm eingeführten horizontal liegenden Höhensteuer dem Übel abhelfen zu können, mußte aber auch schließlich das System der Schwanzflächen annehmen, und hat erst seitdem seine Erfolge aufzuweisen gehabt.

Heute werden alle Luftschiffe, die eine größere Eigengeschwindigkeit anstreben, von vornherein mit Schwanzflächen versehen; wir finden sie daher auch beim Parseval- und beim deutschen Militärluftschiff.

Wir wollen aber nicht vergessen, daß wir diesen Fortschritt nur *Charles Renard* verdanken, der sie kurz vor seinem plötzlichen Ableben gewissermaßen als Vermächtnis der Welt hinterlassen hat, was wir gerechterweise würdigen und anerkennen müssen.

Eine weitere Neuerung brachte *Graf von Zeppelin* mit seinen Höhensteuern. Sein Gedanke war, von vornherein beim Aufsteigen die Spitze des langen Luftschiffkörpers zu heben, was die französische Luftschiffschule ängstlich vermied, vielleicht in der Besorgnis, der alsdann dorthin zunehmende Gasdruck könnte zum Zerplatzen des Ballonkörpers führen, oder die Stabilität der Längsachse lasse solche Schwankungen nicht ungestraft zu, oder aber die Aufhängung der Gondel gestatte es nicht. Bei Graf v. Zeppelins starrem System mit der Schotteneinteilung für die 16 innerhalb gelagerten Gasballons lagen aber solche Befürchtungen von vornherein gar nicht vor. Darum führte er Höhensteuer ein, und er hat uns auch bewiesen, daß man mit ihnen recht gut das Fahrzeug ohne Ballast und Gasverlust, ausgenommen den unvermeidlichen Verbrauch am Beginn und das naturgemäße Abblasen des sich beim Hochfahren ausdehnenden Gases, Höhenunterschiede bis zu 400 Meter erreichen lassen kann.

Beim ‚*La Patrie*' waren die Höhensteuer auch eingeführt, jedoch bleibt man in der französischen Schule dabei, das mechanische Aufsteigen mit *horizontaler* Längsachse des Luftschiffes beizubehalten.

Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß auch das Parseval-Luftschiff mit schräger Längsachse aufsteigt; es erreicht denselben Erfolg, welchen Graf Zeppelin seinen Höhensteuern verdankt durch die originelle Verschiebbarkeit seiner

Gondel und damit seines Schwerpunktes. Wenn man sich nun die Frage vorlegt, welche Art des Aufsteigens zweckmäßiger ist, so darf man wohl behaupten, die von Zeppelin und Parseval erreicht viel schneller die angestrebte größere Höhe, weil sie dem Luftwiderstande einen kleineren Querschnitt entgegensetzt als der mit horizontaler Längsachse aufsteigende Le Patrie; darin liegt aber unbestreitbar ein Vorzug.

Eine schwierige und noch nicht vollkommen gelöste Frage ist diejenige der Verankerung von Luftschiffen im freien Felde. Auf die Notwendigkeit von Luftschiffhäfen ist ja bereits hingewiesen worden, aber gleichzeitig haben wir die Erfahrung gemacht, daß bei ruhigem Wetter und bei Anwesenheit von hilfbereiten Menschen es nicht unmöglich ist, für fast alle Luftschiffarten auch auf festem Erdboden zu landen. Graf v. Zeppelin wird eben dasselbe für sein starres System in absehbarer Zeit nachweisen, und es liegt auch gar kein Grund vor, diese Möglichkeit gerade bei ihm abzustreiten. Die Flucht von ‚Le Patrie' bei Verdun hat uns aber in recht drastischer Weise vor Augen geführt, wie schwer es ist, ein derartiges Fahrzeug bei windigem Wetter am Boden zu halten.

Wie bei Dampfschiffen, die ohne Dampf auf einer vom Sturm gepeitschten Reede liegen, sind natürlich in allererster Linie Luftschiffe sehr übel daran, die nur einen Motor besitzen, wenn dieser, wie bei Le Patrie, havariert ist.

Für das Festhalten kommt auch hier in allererster Linie in Frage, ob das Luftschiff noch imstande ist, seine Form zu behalten. Beim starren System versteht sich das von selbst, so lange seine innen angebrachten Ballons gefüllt sind; bei Luftschiffen mit Ballonet fragt es sich, ob der Hilfsmotor betriebsfähig ist, welcher das Ballonet mit Luftzufluß versieht. Ein Schlaffwerden des Ballons ist auf jeden Fall gefahrdrohend.

Weiterhin ist selbstredend das Halten um so schwieriger, je größer das Luftschiff ist, denn wenn es keine Motorkraft mehr hat, ist es sehr schwierig, seitliche Windstöße von einem größeren, längeren Schiffe abzuhalten.

Endlich kommt erschwerend für das Festhalten in Betracht, wenn der Ballonkörper nicht starr mit der oder den Gondeln verbunden ist, und wenn letztere nicht mit ihrer breiten Unterfläche auf dem Boden aufliegen. Der Patrie stand nur mit einer Pyramidenspitze, die unter der Gondel angebracht war, auf dem Erdboden, er war zum Hin- und Herpendeln unter Windstößen ganz wie geschaffen. Außerdem aber war seine Gondel nicht starr mit der festen Plattform unter dem Ballon verbunden, letzterer konnte also unter den Windböen auch auf- und abstoßen, wobei seitliche Schwankungen der Längsachse sich von selbst ergeben; er war somit für das Halten auf dem Boden recht ungünstig konstruiert.

Das Parseval-Luftschiff würde sich so schwierigen Verhältnissen durch Benützung der Reißvorrichtung leicht entziehen können, aber das wäre gar nicht einmal nötig, denn es ist überdies im Vorteil dadurch, daß man

seinen Ballon ohne Umstände seitlich der Gondel bis tief auf den Erdboden herabziehen und dort mit Sandsäcken festlegen kann. Beim Patrie wie bei jedem halbstarren Luftschiff, das unter dem Ballonkörper seine Gitterkonstruktionen zur Versteifung besitzt, ist ein derart tiefes Herabziehen kaum möglich; man läuft bei dem bei Windböen natürlichen dauernden Stoßen auf dem Erdboden Gefahr, daß jenes Tragegerüst vernichtet wird.

Bei dem Patrie wollte man im letzten gefährlichen Augenblick ja allerdings auch die Gashülle zerreißen; die Leine hatte sich aber verneſtelt und machte das Reißen unmöglich, ein unglücklicher Zufall, der wohl der künstlichen Leinenführung über Rollen zuzuschreiben ist.

Unsere Erfahrungen sind jedenfalls in dieser Beziehung noch recht lückenhafte, und die Einrichtungen noch mancher Verbesserungen fähig. Vor uns steht die Zeit der großen Verwendungsversuche der Luftschiffe, die in Frankreich bereits begonnen hat. Sie werden uns über alle die noch schwebenden Fragen bald Licht bringen.

Hoffen wir, daß wir hierbei keine so üblen Nackenschläge erfahren wie unsere westlichen Nachbarn, bedenken wir aber, daß bei unseren bisherigen Versuchen die gebotene weise Vorsicht uns günstiges Wetter abwarten ließ, was bei größeren Verwendungsversuchen, wenn die Luftschiffe unterwegs sind, sich ändern kann.

Dann aber wollen wir weiter hoffen, daß auch bei üblen Zufällen die Aufklärung bei uns so um sich gegriffen hat, daß wir solchen Umständen nur die Bedeutung von aeronautischen Kinderkrankheiten beimessen, die eben überwunden werden müssen und mit der Zeit auch überwunden werden.

Polenpolitik.

Von

Martin Spahn.

Unsere innerpolitische Entwicklung steht sowohl im Reich wie in Preußen vor so bedeutungsvollen Entscheidungen wie seit langem nicht mehr. Probleme, mit denen sie schon Jahrzehnte lang ringt, heischen eine erneute Stellungnahme und eine Lösung. Im Reich ist die Finanzfrage drohend geworden, es genügt nicht mehr, neue Steuerquellen aufzufinden, sondern es bedarf tiefgreifender Neukonstruktionen innerhalb der Reichsverfassung. In Preußen ist die Polenpolitik in ihre Krisis eingetreten. Beide Probleme erscheinen gleich dringend. Dennoch hat die Reichsregierung, angesichts der verwickelten und verfahrenen Parteiverhältnisse des Reichstags, das Finanzproblem noch einmal um einige Monate vertagt. Dagegen hat die preußische Regierung das polnische Problem angefaßt, da der preußische Landtag wesentlich handlungsfähiger ist. Sie hat dem Landtag im November die sog. Enteignungsvorlage unterbreitet und sie im Grundsatz gegen bedeutungsvolle Widerstände zuerst im Abgeordnetenhause, dann im Herrenhause zur Annahme gebracht. Dabei haben die Beratungen des Herrenhauses die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Während die zweite Kammer außer durch die Rede des Grafen Praschma und in etwa durch die des Herrn von Heydebrand über Parteireden nicht hinaus kam, fand im Herrenhause eine eindringende, sachkundige Verhandlung statt. Auch im folgenden wird mit Vorliebe auf sie Bezug genommen werden.

Die Polengefahr besteht für den preußischen Staat. Wer sie noch leugnet, hat entweder keinen Einblick in die Verhältnisse der östlichen Provinzen, oder es geht ihm die Fähigkeit ab, die politische Lage und die Erfordernisse eines Staates zutreffend zu erwägen.*

* Aus der Literatur der letzten Monate sei erwähnt: 1) Bernhard, Das polnische Gemeinwesen im preußischen Staat; 2) Belgard, Parzellierung und innere Kolonisation in den sechs östlichen Provinzen Preußens 1875—1906; 3) W. von Massow, Die Polennot im deutschen Osten, 2. Aufl. — Von Bernhard ist die Rede im Text; Massow kennt die östlichen Verhältnisse und ist gescheit, jedoch voll von Voreingenommenheit gegen den Katholizismus und dadurch beirrt.

Preußen hat es zur Zeit mit einer polnisch redenden Bevölkerung von mehr als $3\frac{1}{2}$ Millionen Köpfen zu tun; die Zahl vermehrt sich rasch. Der Kern dieser Bevölkerung sitzt in dem ehemaligen Großherzogtum Posen, besonders dicht gedrängt in dessen südlichem Teile. Nächstdem sitzen Polen in festen Massen im Weichselgebiet der Provinz Westpreußen. Umfangreiche polnische Enklaven gibt es in Ostpreußen. Neuerdings greift die polnische Ansiedlung in zu beachtender Stärke auch in die der Provinz Posen benachbarten Kreise der Provinz Schlesien hinüber. Abgetrennt von diesem Hauptstock polnischer Gebiete und ohne traditionelle Beziehungen zu ihm, lebt die polnische Bevölkerung Oberschlesiens. Sie ist erst in jüngster Zeit der Bewegung zugänglich geworden, die von ihren einst zum Königreich Polen gehörigen Sprachverwandten ausgeht. Durch Abwanderung gibt es außerdem eine erhebliche polnische Diaspora im niederrheinischen Industriegebiet. Nicht zu übersehen ist, daß sowohl das Land der oberschlesischen Polen wie die preußisch-polnischen Kerngebiete unmittelbar an Russisch-Polen grenzen. Blickt man nur auf die Landkarte, so hat sich an dem Bestande des Polentums in der Ostmark seit der Übernahme durch den preußischen Staat wenig geändert. Schaut man aber genauer zu, so bemerkt man, daß sich tatsächlich alle Verhältnisse, die für die Stellung des Polentums zum preußischen Staat wie zur deutschen Bevölkerung maßgebend sind, verschoben haben. Einmal hat sich die Kopfzahl der Polen erheblich stärker vermehrt als die ihrer deutschen Nachbarn. Sodann ist die wirtschaftliche und soziale Macht, über die die Polen in der Ostmark verfügen, unvergleichlich größer als vor hundert Jahren.

Früher galt das Polentum in der Ostmark überhaupt nur soviel, als der Adel galt. Die anderen Schichten spielten keine Rolle. Der Adel aber lebte mit Vorliebe im Ausland, namentlich in Paris; er bemühte sich fast nur gelegentlich darum, auf die Heimat einzuwirken. Sein Besitz war stark verschuldet und zumeist mangelhaft bewirtschaftet. Allmählich aber ist der Adel landsässig geworden. Seine wirtschaftlichen Verhältnisse sind geordnet. Seine soziale Stellung ist inmitten der polnischen Bevölkerung vielleicht nicht mehr so überragend wie ehedem; dafür ist sie im Gesamtleben der Ostmark fester geworden.

Sehr stark vermehrt und ebenso sehr gehoben hat sich der Kleinbauernstand. Auf ihm beruht die Hauptkraft der polnischen Bevölkerung. Unter dem polnischen Adelsregiment des 17. und 18. Jahrhunderts war er niedergedrückt und abgestumpft worden. Unter preußischem Regiment hat er sich wieder aufgerichtet. Er wird zusehends sozial selbstbewußter und entfaltet nun in immer höherem Grade die ihm angeborenen wirtschaftlichen Anlagen. Sein deutscher Nachbar, nicht zuletzt die seit 1886 eingerichtete preußische Ansiedlungskommission hat ihm gezeigt, wie er steigende Erträge aus seinem Boden ziehen kann; die Schutzzollpolitik des Reichs kommt ihm zugute wie unserer gesamten Landwirtschaft treibenden Bevölkerung. Spottete der Deutsche ehedem mit Recht über die ‚polnische Wirtschaft', so hat der Spott jetzt aufgehört. Statt dessen redet

man mit Achtung von den guten Eigenschaften wie der wirtschaftlichen Tüchtigkeit des polnischen Bauern.

Hinter dem polnischen Großgrundbesitzer und polnischen Kleinbauern steht das Heer der polnischen Landarbeiter — jenes ‚schlafende Heer', das Clara Viebig vor einigen Jahren in einem ihrer Romane mit Meisterhand schilderte. ‚Der polnische Arbeiter ist', so sagte der Posener Oberbürgermeister im Herrenhause, ‚als ein zufriedener, zuverlässiger, im allgemeinen auch recht fleißiger Mann zu bezeichnen, mit dem auch der deutsche Großgrundbesitz im Osten bislang zufrieden gewesen ist.' Diese Arbeiterschaft ist aus dem schlimmsten Elend eines Landarbeiterproletariats, in dem sie früher steckte, heraus. Sie kann Ersparnisse zurücklegen, der Trieb ist in ihr rege geworden, sich selbst anzusiedeln, Land zu erwerben. Man spricht von einem ‚Hunger nach Land', der grade diese Schicht der polnischen Bevölkerung ergriffen habe und von dem polnischen Parzellierungsgeschäft zugleich gestillt und ausgenutzt werde.

So ist es denn verständlich, daß sich die Polen nicht nur der Kopfzahl nach vermehren, sondern daß auch ihr Anteil am Boden der östlichen Provinzen in den letzten Jahren mehr und mehr wächst. 1886 übertraf der deutsche Großgrundbesitz in der Provinz Posen den polnischen um rund 30000 Hektar. Gegenwärtig dürften die Teile trotz aller Anstrengungen der Ansiedlungskommission gleich sein, und im selben Verhältnis verschieben sich auch die Teile des kleineren Grundbesitzes. Der preußische Finanzminister hat sich auf eine Berechnung berufen, wonach die Polen in den letzten zwei Jahrzehnten 80 □ Meilen Land gewonnen haben würden, wenn die preußische Regierung ihnen nicht gewehrt hätte. Fast ist kein Stück Boden mehr aus polnischer Hand von Deutschen frei zu erwerben. Zäh halten sie fest, was sie an Land ihr Eigen nennen. Mit leidenschaftlicher Anstrengung suchen sie Scholle für Scholle neu in ihren Besitz zu bringen. Sie leben gleichsam alle dafür, ihrem Volkstum die wirtschaftliche Herrschaft über das Land, das die Provinz bildet, zu erobern.

Indessen würden die Polen nicht hoffen können, daß sie diese Herrschaft je erlangten, wenn sie ein rein agrarisches Volk wie ehedem blieben. Die Städte und Marktflecken, die früher den geringen Austausch und Verkehr der Provinz vermittelten, gehörten noch vor einem Menschenalter den Deutschen und den Juden. Jetzt gibt es einen polnischen Mittelstand. Es gibt polnische Handwerker, polnische Kaufleute. Das ist der wichtigste Umschwung, der in der wirtschaftlich-sozialen Entwicklung unserer Polen zu verzeichnen ist. Sie dringen in die bis dahin unbestrittenen Bollwerke des Deutschtums der Ostmark, die Städte, ein. Der Posener Oberbürgermeister hat darauf hingewiesen, daß sich die Stadt Posen im letzten Jahre um 4000 Köpfe vermehrt hat: 3175 davon waren Polen. Und doch bedeutet dieses zahlenmäßige Wachstum der in Städten lebenden polnischen Bevölkerung wenig gegen die Zunahme an wirtschaftlicher und geistiger Energie! Mit der bürgerlichen Schicht und mit der städtischen Kultur sind in dem Polentum auch die freien Berufe erstanden und mächtig geworden.

Es ist ein in seiner Art bewundernswertes Schauspiel, das die Entwicklung unserer Polen in den östlichen Provinzen uns gewährt. Die polnische Nation schien in ihrer organischen Ausgestaltung für immer hinter den übrigen abendländischen Kulturnationen, deren ebenbürtiges Glied sie einstmals war, zurückgeblieben zu sein. In der großen adlig-agrarischen Reaktion, die Ende des 15. und im 16. Jahrhundert das ganze östliche und nördliche Abendland traf, konnte ihre gesellschaftsentwickelnde und staatsbildende Kraft als zugrunde gegangen gelten. Sie zeigte sich überlange unfähig, die reicheren und höheren Formen nationaler Entfaltung, namentlich ein kräftiges Bürgertum, diesen Hauptträger des neueren Staats- und Kulturfortschritts, hervorzubringen. Heute sind die Polen in vollem Zuge begriffen, das Versäumte nachzuholen. Sie gliedern sich so mannigfaltig wie ihre Nachbarn. Vornehmstes Organ des nationalen Lebens sind der Bauernstand und der werdende Bürgerstand geworden. Die proletarischen Schichten arbeiten sich empor. Geführt wird die nationale Entwicklung außer vom Adel, der noch immer erheblichen Einfluß ausübt und dessen soziale Stellung fester als je erscheint, von dem wohlhabenden Mittelstand. Jene beweglichen Elemente, die in der abendländischen Geschichte des 19. Jahrhunderts allenthalben eine so wichtige Rolle bei der Umbildung der sozialen, wirtschaftlichen, politischen Verhältnisse und Kulturanschauungen spielten, die Rechtsanwälte, Ärzte, Redakteure, Lehrer, sehen wir in beträchtlicher Zahl inmitten dieser Bevölkerung tätig. Ihr Aufkommen ward durch die literarische Regsamkeit des Polentums wesentlich gefördert. Die polnische Literatur blüht wie kaum einmal zuvor, und auch die polnische Presse hat sich durch das Lesebedürfnis der breiteren Schichten weithin ausgebreitet; dieses wieder wird durch die Errichtung polnischer Volksbibliotheken unablässig genährt.

Dieser Aufschwung der polnischen Bevölkerung Preußens ist so allgemein, geht so systematisch vorwärts, erreicht so viel, daß er nicht nur das Ergebnis des freien Vorwärtsdringens unzähliger Einzelner sein kann. In der Tat liegen ihm eine umfassende genossenschaftliche Organisation im Dienste des Volkstums und die stete moralische Überwachung aller Volksangehörigen zugrunde. Den ersten tieferen Einblick in ihr Gefüge hat uns vor kurzem das Buch des Nationalökonomen Bernhard in Kiel verschafft. Mag immerhin, was nur ein mitten in den Dingen Stehender beurteilen kann, manches an den Aufstellungen des Verfassers zu berichtigen sein, der Gesamteindruck, den das Buch dem Leser vermittelt, scheint zutreffend. Das Buch möge deshalb auch in Süd- und Westdeutschland viel gelesen werden. Da sehen wir, wie sich die Polen schon einmal ums Jahr 1840 und dann wieder mit unermüdlicher Ausdauer von 1860 an für die mannigfaltigsten Zwecke organisierten. Sie retteten ihren Grundbesitz aus der Überschuldung. Sie faßten die kleineren Besitzer zu günstigerem Einkauf des landwirtschaftlichen Bedarfs und zu besserem Absatz des Ertrags zusammen. Sie förderten die Entstehung eines gewerblichen Mittelstandes. Sie brachten die Mittel auf, um begabte junge Volksgenossen für die freien Berufe vorzube-

reiten. Selbst Banken, diese großen Hebel wirtschaftlichen Aufschwungs, durch die allein die höchsten Leistungen neuzeitlicher Wirtschaft zu erzielen sind, gründeten sie mit Erfolg. Seitdem können sie den Wettbewerb mit den Deutschen bestehen. Ihr Großgrundbesitz konnte mit Hilfe der Banken durchgreifend saniert, mit der Anlage industrieller Unternehmungen vorgegangen werden. Die Banken gewähren ihnen aber auch den Rückhalt für die erobernde Bodenpolitik, durch die sie der staatlichen Ansiedlungspolitik Preußens bisher ein Paroli zu bieten vermochten. Nur eine die Einzelheiten gruppierende Schilderung wie die Bernhards ist imstande, von diesem Vorgang eine mit seiner Bedeutung übereinstimmende Vorstellung zu vermitteln. Nur sie vermag vor den Augen Fernstehender das ‚polnische Gemeinwesen' erstehen zu lassen, durch das heutigen Tags die große Masse der polnischen Kräfte zusammengehalten, immerwährend gesteigert und national verwertet wird.

Wäre nun die hier in einigen Hauptzügen angedeutete Entwicklung auf jene Polen beschränkt, die preußische Untertanen sind, so könnte sie uns durch ihre Energie Achtung, durch die Stärke, die sie dem Polentum gegenüber dem Deutschtum der Ostmark verleiht, ein nationales Bedauern einflößen. Staatliche Sorge brauchte sie uns nicht notwendigerweise zu bereiten. Sie würde uns vielmehr ein neues beredtes Zeugnis für die kulturelle Anregungs- und Leistungsfähigkeit des preußischen Staates sein. Sie ist es in der Tat. Ohne die ordnende, erziehende und Mittel herbeischaffende Wirksamkeit des preußischen Staates wäre der Aufschwung unseres Polentums nicht erfolgt. Aber es ist doch nicht allein der Einfluß Preußens, der ihn verursachte. Ein Blick auf das Leben und Treiben der außerpreußischen Polen genügt, um das zu erweisen. Auch sie sind von der wirtschaftlichen und sozialen Bewegung ihrer preußischen Volksgenossen ergriffen worden. Auch sie haben sich emporgearbeitet, vor allem die russischen, in ziemlichem Abstand, wie es scheint, die galizischen. Deutsche, die sich in Warschau umgesehen haben, sprechen mit größter Anerkennung von dem dort Gesehenen. Die Organisation, die wir in unserer Ostmark kennen lernten, dehnt sich mehr und mehr über alle Teile der Nation aus. Freilich wird sie von ihren Leitern so eingerichtet, daß sie die politischen Grenzen, die das Gesamtgebiet des einstigen Polen zerteilen, wahrnimmt, um Reibungen mit den Staatsgewalten möglichst zu meiden. Aber sie ist darum doch in ihren Absichten und auch in wichtigen Organen einheitlich, und an dem Zusammenwirken der führenden Persönlichkeiten wird kaum ein Zweifel obwalten können. Damit aber bekommt unser Urteil über das, was in unserer Ostmark vorgeht, eine ganz andere Grundlage, der Vorgang selber eine politische Bedeutung. Die polnische Nation in ihrer Gesamtheit hat sich im letzten halben Jahrhundert erhoben und wirtschaftlich wie in Hinsicht auf ihre soziale Gliederung die anderen abendländischen Nationen wieder eingeholt. Es ist keine provinziale Bewegung, die bloß von irgend einem staatlichen Organismus angeregt, gleichsam von außen her veranlaßt worden ist; es handelt sich um eine nationale Bewegung ganz von der

Art, die zuerst durch Frankreich, dann durch Deutschland und Italien und auch durch kleinere Nationen, wie die belgische und dänische, geflutet ist und überall einen vollständigen Umschwung nach sich zog. Das Merkzeichen all dieser Bewegungen, die Ausbildung des Mittelstandes, das Hervortreten des Bürgertums, der Einfluß der freien Berufe, die glühende Begeisterung für das nationale Wesen zeigt sich an der polnischen Bewegung so deutlich wie an irgend einer anderen. Niemand darf sich daher leichtfertig gegen das Eingeständnis sperren, daß das heimliche Sehnen der von der Bewegung ergriffenen polnischen Bevölkerung auf die Herstellung der politischen Einheit und Selbständigkeit Polens gerichtet ist. Überall hat sich die nationale Bewegung des letzten Jahrhunderts auf dieses einer Nation so natürliche Ziel gelenkt. Auch haben sich die politisch tätigen Polen nicht verleiten lassen, gleich dem übrigen abendländischen Slaventum, ihre nationalen Wünsche je zugunsten einer allgemeinen slavischen Rassebewegung zurückzustellen; ihr politisches Selbstgefühl war dafür selbst in trostlosen Jahren zu sicher. Die polnische Nation hat lange, lange einen eigenen Staat besessen und durch ihn eine angesehene Stellung innerhalb der abendländischen Kulturnationen innegehabt. Der Drang nach staatlichem Eigenleben kann nicht als erloschen in ihr betrachtet werden. Die Polen wissen freilich, wie unwahrscheinlich es ist, daß ihnen je eine Machtverschiebung in Europa wieder zu einem Staate verhilft. Inzwischen aber schaffen sie sich einen Ersatz in ihrer gegenwärtigen Organisation. Durch diese Organisation verfügen sie für ihre wirtschaftlichen, sozialen und Kulturanliegen über eine Selbstverwaltung, die ihnen, bei aller staatlichen Abhängigkeit von Rußland, Preußen und Österreich, ein verhältnismäßig großes Maß von Selbstbestimmung ermöglicht. Der ausgesprochene Zweck der Organisation ist — auch Fürst Radziwill hat es im Herrenhause mit all seiner Wahrhaftigkeit gesagt — die Erhaltung und Pflege der polnischen Nationalität — genau der Zweck, dem die Errichtung eines besonderen Königreichs Polen dienen würde. Durch sie auf sich gestellt, lösen die Polen die altgewohnten gesellschaftlichen Beziehungen zu den deutschen Nachbarn, führen sie im Wirtschaftsleben rücksichtslos den Boykott gegen die deutschen Kaufleute und Handwerker durch, um sie aus den Städten zum Weichen zu bringen wie den deutschen Grundbesitzer vom Lande. Was sie auch tun, sie tun es im großen und ganzen ohne Leidenschaft, aber gleichmäßig und angestrengt, nicht für den Tag und nicht nur heute oder morgen, sondern wie Leute, die einen Acker bestellen und da wissen, daß die Saat erst ihren Nachkommen reifen wird.

Der preußische Staat befindet sich der auf wirtschaftliche und soziale Entwicklung begründeten großpolnischen Bewegung gegenüber in einer Stellung besonderer Art. Er hat durch seine großen Leistungen auf dem Felde materieller Kulturförderung im Laufe des 19. Jahrhunderts zwei nationalen Bewegungen zur vollen Entfaltung verholfen: der deutschen durch den Zollverein und die Bismarckische Politik, der polnischen durch seine Kulturarbeit in den östlichen Provinzen. Der deutschen Nationalitätsbewegung hat sich Preußen

bedient, um zur ersten Großmacht des Festlands zu werden. Die polnische dagegen wird mehr und mehr zu einer im Körper des preußischen Staats brennenden Wunde. Sowohl in dem ungemeinen Aufschwung wie in der Organisation der Polen liegt die Gefahr für Preußen. Durch jenen wird der deutsche Bevölkerungsteil, auf den sich der preußische Staat in der Ostmark unbedingt verlassen kann, bedenklich zurückgedrängt. Durch die Organisation aber wird die polnische Bevölkerung dem Einflusse der preußischen Verwaltung entrückt.

Betont jemand die Gefahr der polnischen Bewegung, so pflegen die Polen sofort zu versichern, daß sie als Untertanen der preußischen Krone niemals an ihr Verrat üben würden. Es ist zuzugeben, daß ein solcher Verdacht gegen sie schwer zu rechtfertigen ist. Die Tatsache, daß die preußische Regierung den Polen für den Fall eines Krieges nicht traut, zwingt uns noch nicht, ihr Mißtrauen für begründet zu halten. Mit welchem Verdacht französischer Sympathien hat sie nicht einstmals die Rheinländer verfolgt? Welche auswärtigen Verbindungen mußten sich nicht die Katholiken von ihr nachsagen lassen? Die aufrührerische Sprache der radikalen polnischen Presse, von der die deutschen Blätter wieder und wieder Proben geben, beweist ebenfalls nicht viel. Wann hätten die Radikalen aller Nationen nicht den Mund zu voll genommen? Überdies finden wir dieselben Redensarten schon in den polnischen Blättern der 60er Jahre, ohne daß sie damals während der Kriege eine Wirkung ausübten. Die Polen haben sich in jenen Kriegen als brave Soldaten gezeigt, auch 1866 im österreichischen Kriege haben sie nicht gewankt, wie lebhaft es auch befürchtet wurde. Sie haben ebensowenig je revolutionäre Gesinnung an den Tag gelegt. Bismarck selbst, der nach den Worten Fürst Bülows im Herrenhause ‚den ganzen Ernst des Ostmarkenproblems tiefer erkannt hat als die meisten seiner Zeitgenossen', hat der Masse der polnischen Bevölkerung wiederholt — ich verweise nur auf die Rede vom 19. Februar 1878 — das beste vaterländische Leumundzeugnis ausgestellt. Aber allerdings: die Verhältnisse haben sich im letzten Menschenalter so sehr geändert, daß die auf zurückliegende Erfahrungen gegründeten Urteile nur noch einen bedingten Wert besitzen. Die Stimmung unserer polnischen Bevölkerung ist aufs äußerste gereizt, die großpolnische Bewegung hat eine unberechenbare Macht über sie, ihre Zentren liegen jenseits unserer Grenze und sind der Einwirkung des preußischen Staats entzogen. Weder können die Führer der polnischen Bevölkerung eine Bürgschaft dafür übernehmen, daß sich die Massen in der Stunde der Versuchung nicht werden fortreißen lassen, noch kann die preußische Regierung ruhig darüber sein. Eben das scheint das Bedenklichste an der Lage! Es ist sehr wohl möglich, daß unsere Polen im Augenblicke eines Krieges mit Rußland — auf ihn kommt es an — wieder wie ehedem unsere treuen Waffengefährten sind, oder auch, daß ein Aufstand sofort unterdrückt wird. Aber bis dahin bleibt die Unsicherheit und beunruhigt unsere Diplomatie. Herr v. Dziembowski hat im Herrenhause einen treffenden Vergleich gebraucht, um diese Lage zu bezeichnen: ‚In der festen, ich möchte beinahe sagen, korporativen Geschlossenheit der Polen muß die K. Staats-

regierung eine Gefährdung erblicken, eine Art fremden Kapitals, das auf dem preußischen Staate lastet. Es liegt die Gefahr nahe, daß es sich bei äußeren Komplikationen des Staates als ein kündbares erweist, und es darf der K. Staatsregierung nicht entgehen, daß dieses Kapital wächst, daß die Zinsen dem Kapitale zuwachsen.' Denken wir zurück an die Monate vor Ausbruch des Krieges 1866! Damals traute die österreichische Regierung den preußischen Liberalen zu, daß sie im Kriegsfall der Politik Bismarcks ernste Schwierigkeiten bereiten, verräterische Handlungen begehen würden. Auch in der preußischen Regierung rechnete man damit. Diese Sorge hat starken Einfluß auf die diplomatische Entwicklung jener Zeit ausgeübt. Auch jetzt kann es sich wiederholen, daß das Ausland eine polnische Aufruhrbewegung gegen Preußen mit in Rechnung setzt. Preußens Stellung aber an seiner Ostgrenze, also in einem Kriege mit Rußland, ist ohnehin schwierig. Die Ostgrenze zieht sich in bedenklicher Nähe der Hauptstadt des Staates und Reiches in weitem Bogen durch ebenes Land, ohne der Verteidigung natürliche Hilfsmittel von Bedeutung darzubieten. Wien, Moskau, Petersburg liegen ganz anders günstig zur polnischen Grenze als Berlin.

An der natürlichen Ungunst der Grenzen kann keine Staatskunst etwas ändern. Um so begreiflicher und nötiger ist es, daß die preußische Regierung gegen jede weitere Verschlechterung ihrer Stellung Maßregeln trifft und die ethnographischen Verhältnisse dort nicht ebenso gefährlich werden lassen will wie die natürlichen. Sie muß also Polenpolitik treiben. Sie kann die Dinge nicht gehen lassen, nicht mehr das tun, was man in preußischen Kreisen unter dem Worte ‚Versöhnungspolitik' versteht — eine Politik des Lockens und Umwerbens der Polen, wie Wilhelm II. sie in den Anfängen seiner Regierung übte. Will sie überhaupt das Polenproblem anfassen, so muß es energisch, zielbewußt und stetig geschehen. Das erfordert die Größe des Ostmarkproblems; das folgt auch daraus, daß der Staat sich gegenüber den Polen schon in der Defensive befindet.

Welcher Mittel soll sich die Polenpolitik nun bedienen? Wie weit darf, wie weit muß sie gehen?

Die zweite Frage drängt sich im gegenwärtigen Augenblick voran, da die preußische Regierung gegen die Polen sogar mit Enteignungen vorgeht und durch den Minister von Arnim bei der endgültigen Erledigung der Enteignungsvorlage im Abgeordnetenhause am 4. März drohte, daß sie, wenn nötig, noch weiter gehen werde. Die Forderung des Enteignungsrechts durch die Regierung für den Nationalitätenkampf hat das Rechtsbewußtsein der weitesten Kreise des deutschen Volks beunruhigt und verletzt. Am ausführlichsten hat Graf Oppersdorff im Herrenhause den Gründen nachgespürt, woher das starke Widerstreben des Rechtsgefühls in der Nation rühre. Er meinte zu bemerken, daß das Reichsgesetz von 1874 die Enteignung nur für gemeinnützige Zwecke erlaube, und daß als gemeinnützige Zwecke von dem Gesetz wie von der Judikatur nur wirtschaftliche Zwecke zugelassen würden. Graf Oppersdorffs Ausführungen

decken sich im wesentlichen mit dem Tatbestande. Aber vielleicht überlegt auch er noch einmal, daß jenes Gesetz von 1874 ein echtes Erzeugnis der rein liberalen Periode unserer Reichsgesetzgebung ist. Es erwuchs aus einem Geiste, der den Staat in seiner Handlungsfreiheit dem Individuum gegenüber möglichst einzuschüchtern versuchte, außer wo ihn die kapitalistische Bourgeoisie für den ‚wirtschaftlichen Fortschritt' gebrauchte. Es ist auf stärksten liberalen Einfluß zurückzuführen, wenn unser Rechtsbewußtsein heute die Begriffe ‚gemeinnützig' und ‚liberal' gleich setzt. Ein konservativ gesinnter Politiker wird bei fortgesetzter Prüfung zu einer weiteren Auslegung des staatlichen Enteignungsrechts kommen. Freilich, soweit wie der preußische Justizminister in seiner Herrenhaus-Erklärung vom 30. Januar ging, wird er nie gehen können; er wird nie deduzieren, daß, wenn der Staat ein Eigentum brauche, ‚die Rechtslage höchst einfach' sei. Es muß für ihn ausgeschlossen bleiben, daß die Enteignung zur Durchführung von Aufgaben der inneren Politik angewandt wird, es sei denn daß das Rechtsbewußtsein der Nation unwillkürlich und einhellig ihre ‚Gemeinnützigkeit' anerkennt. Die Art, wie die Regierung in den jüngsten Verhandlungen mit dem Begriffe des ‚Öffentlichen Wohls' zur Rechtfertigung der Enteignung umgegangen ist, mahnt zu aller Vorsicht in dieser Hinsicht. Wo es sich dagegen um die ‚Sicherheit' des Staates handelt, wo seine Verteidigung in Frage steht, wird man das Enteignungsrecht nicht enge fassen dürfen. Für militärische Zwecke hat von jeher jeder Staat enteignet. Von dem Standpunkte der staatlichen Sicherheit aus würde also auch die Berechtigung der letzten preußischen Vorlage nicht ohne Erörterung von der Hand zu weisen sein. Die Regierung erklärte, nur noch mit Hilfe des Enteignungsrechts dafür Sorge tragen zu können, daß unser ‚lebendiger Verteidigungswall' an der Ostgrenze, die deutsche Bevölkerung, durch die Ausdehnung des polnischen Besitzes nicht bis auf den letzten Mann beseitigt oder richtiger: nicht aus der Provinz Posen bis unmittelbar vor die Tore Berlins zurückgeschoben wird. Die Minister sprachen darüber sehr ernste Worte. Fürst Bülow meinte, daß ohne ein unbeschränktes Enteignungsrecht ‚eine Niederlage des Deutschtums in dem Kampf um den Boden der Ostmark auf die Dauer nicht abgewehrt werden' könne. Herr von Arnim aber legte in Übereinstimmung mit Herrn v. Rheinbaben dar, daß die Regierung die ursprünglichen Versuche, den Kampf um den Boden auch in den südlichen Teilen Posens zu führen, wo die polnische Bevölkerung weit überwiegt, als undurchführbar aufgegeben habe und nur noch um die nördlichen Teile und um die benachbarten westpreußischen Kreise, um diese freilich um so entschiedener kämpfe. Sie hält also im Lande schon nicht mehr die wirkliche Grenze, sondern hat der polnischen Bewegung ein breites Stück Landes preisgegeben. Unberechenbar, wie die großpolnische Bewegung einstweilen ist, wird man sehr wohl den Standpunkt als zulässig anerkennen können, daß der Rest der Provinz so entschlossen als möglich der staatlichen Sicherheit wegen deutsch gehalten werden müsse. Diese Erwägung hat auch offenbar das Herrenhaus — weit mehr als das Abgeordnetenhaus — in seinen Beratungen be-

einflußt, die Opposition gelähmt und gar manchen konservativen Mann bestimmt, trotz aller Bedenken für die Forderung des Ministeriums zu stimmen.

In der öffentlichen Meinung der Nation ist der Gesichtspunkt der nationalen Sicherheit nur wenig zur Geltung gebracht worden; er hat auf die Orientierung ihres Rechtsbewußtseins nicht eingewirkt. Das erklärt sich daraus, daß die Regierung ihn keineswegs allein betonte, sondern ihn immer nur neben anderen wirken lassen wollte. Die preußische Polenpolitik ist in ihren Absichten unklar, widerspruchsvoll und deshalb zweideutig. Das hat sich auch an ihrem jüngsten Erzeugnis wieder erwiesen und ihm die Stimmung im Volke so gründlich verdorben. Das erweist sich an allem, was sie bisher geleistet oder wenigstens versucht hat.

Sie kann grundsätzlich nicht nur eine Politik zur Sicherung des Staates, also nicht nur eine von Gesichtspunkten der auswärtigen Lage bestimmte Politik sein, sich nicht auf den Grenzschutz beschränken. Sie muß auch, sogar in höherem Maße noch und in der Regel, innere Politik, Kulturförderungs- und Nationalitäten-Politik sein. Wie in jeder ihrer Provinzen, wird die Regierung in der Ostmark dafür zu sorgen haben, daß alle Bürger dem Staate und seinen Gesetzen gehorsam sind, daß die einzelnen Schichten der Bevölkerung in ein gutes, möglichst auf dem Gleichgewicht der Kräfte beruhendes Verhältnis zueinander kommen, daß die wirtschaftliche und soziale Kultur auf das Niveau der Kultur des Gesamtstaates sich erhebt, und daß der dem Reiche und dem preußischen Staate wesentlich anhaftende Charakter eines deutschen Gemeinwesens allmählich in allen Teilen des Landes mehr und mehr durchgebildet wird. Aber zweierlei wird dabei immer festzuhalten sein. Der Staat widmet sich Aufgaben wie den eben bezeichneten nicht, um zu germanisieren, sondern um seiner Selbsterhaltung willen, von staatlichen, nicht von alldeutschen Gesichtspunkten aus, und er darf für sie als für Aufgaben innerer Politik nicht dieselben Mittel gebrauchen und rechtfertigen wie bei der Fürsorge für die Sicherheit des Staates. Beide Voraussetzungen erfüllt die gegenwärtige preußische Regierung nicht.

Bei der Sicherung des Staates überwiegen die staatlichen Notwendigkeiten jede andere Rücksicht; bei ihr kann daher auch ein Teil der Bevölkerung vom Standpunkte des staatlichen Interesses aus für den Staat wertvoller sein als der andere, und ebenso kann Anwendung von Gewalt, selbst Aufhebung des Eigentums gerechtfertigt werden. In der inneren Politik dagegen ist der Bereich des Zwanges sehr beschränkt. Vor allem stehen hier alle Bürger dem Staate gleich nahe, hat er sich ihrer Interessen gleichmäßig anzunehmen, gehen ihre individuellen oder korporativen Bedürfnisse den Staatswünschen voran, muß Recht und Gerechtigkeit den Ausschlag geben. Es erscheint als ein arges Übel an der Polenpolitik der preußischen Regierung, daß sie nicht auseinanderhält, was ihr unter dem Gesichtspunkte der auswärtigen und was ihr unter dem der inneren Politik ihren polnischen Untertanen gegenüber erlaubt ist. Sie überträgt den Geist der Gewaltsamkeit in die innere Politik, begründet Maßregeln, die ihr für die Sicherheit des Staates nötig erscheinen, wie die Ent-

eignung, getrost auch mit Wünschen, die die inneren Aufgaben ihr eingeben, und macht bei deren Erledigung aufreizende Unterschiede zwischen Deutschen und Polen. Sie handelt hierbei unter dem Drucke jener ihr von je eigentümlichen Neigung zu bureaukratischer und polizeilicher Gewaltanwendung, durch die sie, bei all ihrer großen staatlichen Leistung, in der Gesamtheit der deutschen Nation stets unbeliebt geblieben ist. Es ist das ‚Stockpreußentum', was sich, wie bei so vielen Unternehmungen der preußischen Politik, auch in der Polenpolitik geltend macht.

Aber mehr noch als die Tatsache, daß die Regierung dort, wo es nicht gerechtfertigt ist, Gewalt gebraucht, ist die Richtung zu beklagen, in der sie den Zwang ausübt. Gerade gegen wesentlich geistige Güter und Eigenschaften der Polen wendet sie sich, wenn sie schmerzhaft treffen will: gegen die Selbständigkeit ihrer Bildung, gegen ihre religiöse Erziehung, gegen ihre Sprache und ihr Heimatsgefühl. Germanisiert sie nicht, so entpolonisiert sie wenigstens. Da unterliegt sie offensichtlich den Einflüssen liberalen Denkens, wie sie im Laufe des 19. Jahrhunderts immer mehr Macht über das höhere preußische Beamtentum gewonnen haben. Liest man die Reden der preußischen Minister, gleichviel welcher, so ist man erstaunt, wie sehr sie bei der Erörterung innerpolitischer Probleme von liberalen Anschauungen beherrscht sind. Das altpreußische Beamtentum in seinen Glanzzeiten war gewiß derb und rücksichtslos, in der Regel jedoch nur von Fall zu Fall und gegen einzelne Persönlichkeiten und Interessen, zur Wahrung staatlicher Gesichtspunkte; im übrigen ließ es jeden Untertanen seine Sprache sprechen und auf seine Art selig werden. Jetzt schlägt es, wenn es schlägt, ‚systematisch' zu, auf ganze Bevölkerungsschichten und allgemeine Zustände. So ist es die Natur des Liberalismus, der immer gegen Prinzipien ankämpft und Prinzipien ‚stabilieren' will. Wohl empört sich die der preußischen Regierung in Fleisch und Blut übergegangene Erfahrung und ihr gesunder Sinn für das im Staatsleben Erreichbare häufig gegen die neue Weise. Grundsätzlichen Erklärungen der Minister folgen vernünftig begrenzte Zielabsteckungen auf dem Fuße. Aber es verlieren dadurch nur ihre Gedankengänge an Stetigkeit; die liberale Theorie behauptet die Herrschaft.

Besonders ist es die grundfalsche doktrinäre Anschauung vom Wesen und von der Entwicklungsfähigkeit der Nationalität und ihrer Beziehungen zum Staat, welche die Regierung vom Liberalismus übernommen hat* und durch die sie zu ebenso aufregenden wie vergeblichen Anstrengungen bestimmt wird. Der uns durch die geschichtliche Erfahrung gegebene, zutreffende und zur Grundlage einer erfolgreichen Staatspolitik geeignete Begriff der Nationalität lehrt uns, daß Nationen keine natürlichen Stammesgemeinschaften sind,

* Sehr treffend macht Walther Schücking diesen Punkt zum Hauptgedanken einer lesenswerten kleinen Schrift: ‚Das Nationalitätenproblem' (Neue Zeit- und Streitfragen, 5. Jahrg., 2. und 3. Heft, Dresden 1908).

als deren unentbehrliche Merkmale gemeinsame Herkunft und Sprache erscheinen, sondern allmählich gewordene Gebilde, deren Entwicklung allerdings an einen von Anfang an einheitlichen und eigentümlichen Kern sich anschließt, deren Wachstum sich aber ganz wesentlich durch fortwährende Anziehung und Eingliederung fremder Bestandteile vollzieht. Sehr oft ist staatliche Zusammengehörigkeit das die Verbindung entscheidend fördernde Mittel, immer spielt wirtschaftliches Zusammenleben eine wichtige Rolle. Geistige Einheit besteht dagegen nie von vornherein, sondern ist immer erst ein Ergebnis der Entwicklung. Sie kann eintreten, ohne daß sie sich äußerlich, d. h. durch Herstellung der Gemeinsamkeit auch in Sprache und religiösem Bekenntnisse beweist. Eine Nation ist, so bestimmt Jellinek in seiner hoch angesehenen Allgemeinen Staatslehre ihr Wesen, eine Nation ist ‚eine Vielheit von Menschen, die durch eine Vielheit gemeinsamer, eigentümlicher Kulturelemente und eine gemeinsame geschichtliche Vergangenheit sich geeinigt und dadurch von anderen geschieden weiß'. Der vulgärliberale Nationalitätsbegriff faßt hingegen das Wesen der Nationalität viel enger. Er legt nur den elementarsten geistigen Merkmalen, die sich im nationalen Dasein gewöhnlich wiederholen, zumal der Sprachgemeinschaft eine die Nation erhaltende Bedeutung bei und schätzt andere Merkmale wie die Gemeinschaft der wirtschaftlichen Interessen, das Leben in derselben Staatsordnung gering ein. Ganz allgemein sieht er jede Nation nicht sowohl als etwas Werdendes und sich immer weiter Bildendes an, sondern setzt es als etwas Unveränderliches, fest Gegebenes voraus. Der vulgäre Liberalismus ist deshalb auch grundsätzlich gegen nationale Minderheiten im politischen Machtbereich einer großen Nation unduldsam und spricht herrisch mit ihnen; er verhält sich nicht abwartend gegen sie, und hat keine Augen dafür, daß sie in der Regel durch die stille Wirkung jedes Tages der Mehrheit näher gebracht werden. Er verübelt ihnen, wenn sie sich von der Überspanntheit seines Nationalitätsbegriffes anstecken lassen und daraufhin die der Verschmelzung widerstrebenden Instinkte in ihrer Seele nicht zügeln. Gleichzeitig tut er aber selber alles dazu, diese Instinkte aufzupeitschen durch die Mittel, die er anwendet, um die dauernde, unerschütterliche Unterordnung der Minderheiten unter die Mehrheit zu erzielen. Verbietet er den Minderheiten nicht gleich den Gebrauch ihrer Muttersprache, so sucht er sie doch darin möglichst einzuschränken und mehr noch die Fortpflanzung ihrer Sprache auf die künftigen Geschlechter durch harten Druck zu erschweren. Er nimmt keine Rücksicht auf pädagogische Notwendigkeiten ihrer Erziehung zu sittlich reifen Menschen und ihrer Durchdringung mit den Wahrheiten des christlichen Glaubens, wo es ihm darauf ankommt, die Besonderheiten ihres geistigen Wesens zu zerstören. Es ist ihm unerträglich, daß sie Stammeserinnerungen, literarische und künstlerische Güter festhalten, die nicht aus dem Bereich des staatlichen oder nationalen Verbandes erwachsen sind, worin sie gegenwärtig leben. Er empört sich darüber, wenn sie sich eines Besitzrechts an der von ihren Vätern ererbten, ihnen gehörigen Scholle rühmen, welches nicht aus ihrer Mitgliedschaft in jenem Verbande abgeleitet ist, wenn die

Polen etwa das Posener Land auf Grund internationaler Verträge als Polen für sich beanspruchen. Da der vulgäre Liberalismus immer nur das Geistige ins Auge faßt, was von dem Verschmelzungsprozesse nationaler Minderheiten mit der Mehrheit am spätesten und unter den heftigsten Widerständen ergriffen wird, fühlt er sich geradezu herausgefordert, um dennoch etwas zu erreichen, Zwang zu gebrauchen, wo es sich doch um Dinge handelt, die dank ihrer geistigen Natur allein von innen heraus umzubilden, nicht von außen her durch Polizeidruck und Machtgebot zu meistern sind.

Gerade die geschichtliche Entstehung des preußischen Nationalstaates im 17. und 18. Jahrhundert ist vielleicht die schlagendste Widerlegung jenes doktrinären Nationalitätsbegriffs, die sich aufweisen läßt. Wie stark muß also der Einfluß sein, den die liberalen Meinungen auf die Urteilskraft des preußischen Beamtentums erlangt haben, daß selbst er von ihm bewußt oder unbewußt angenommen worden ist und nun die preußische Polenpolitik beherrscht! Hier liegt sicherlich der Kardinalfehler der preußischen Polenpolitik. Alle anderen Mängel, die an ihr zutage treten mögen, gelten nicht mehr wie alle die Fehler, die regelmäßig irdischem Tun anhaften und den endlichen Erfolg nicht in Frage stellen. Dagegen der Ausgang von einer die Vergangenheit des Staats verleugnenden und in sich unrichtigen Auffassung des Problems kann unmöglich zu dem erstrebten Ziele führen. Je ernster jemand das Polenproblem ansieht, je dringender er wünscht, daß die preußische Regierung energisch und unnachgiebig seine Lösung verfolge, desto mehr wird er danach verlangen müssen, daß ein Wandel in den ihre Maßnahmen bestimmenden Begriffen eintritt.

Über die Art dieses Wandels kann, die Notwendigkeit einmal zugegeben, kein Zweifel herrschen: kein Zurückweichen, wo es die Sicherheit des Staates gilt, kein Liegenlassen der Aufgaben, über deren zentrale Bedeutung keine Erörterung mehr gerechtfertigt ist, die Stärkung des Deutschtums in der Ostmark und die Polenpolitik im engeren Sinne des Worts, die Bindung der preußischen Polen an den preußischen Staat und das deutsche Gemeinwesen; aber bei allem, was man überlegt und unternimmt, fort von den liberalen Ansichten und Mitteln und statt dessen eine Politik nach christlich-konservativen Grundsätzen und mit praktischen Zielen.

Immer werden von christlich-konservativen Politikern die weitest reichenden Vollmachten zu erlangen sein, wo die Regierung das auswärtige Interesse, die Sicherheit des Staates geltend machen kann. In dem Maße, als sie allein die hierfür in Betracht kommenden Urteilsmomente kennt und überschaut, würden die Kammern ihr, ebenso wie es in Heeresangelegenheiten und in der allgemeinen auswärtigen Politik geschieht, alles Wesentliche bewilligen. Nur ein Unterschied gegen heute würde sich vielleicht herausstellen. Heute ist es politisches Dogma in Deutschlands öffentlicher Meinung, daß nie wieder ein selbständiges Polen erstehen darf. Gustav Schmoller bekannte sich dazu im Herrenhause mit den Worten: ‚Ich tue als Deutscher alles, um die Wiederherstellung Polens

unmöglich zu machen, denn die Wiederherstellung Polens bedeutet den Ruin Deutschlands.' Auch für eine christlich-konservative Beurteilung dieser Frage versteht sich freilich, daß Deutschland keine Hand rührt, um einen polnischen Staat wiederherzustellen; denn er kann nur entgegen den Verträgen entstehen, und Deutschlands Stellung in der europäischen Diplomatie beruht auf deren Achtung. Kommt der Staat aber aus eigener Kraft der Polen oder durch von uns unabhängige Ereignisse der europäischen Politik wieder zustande, so brauchen wir, vom christlich-konservativen Standpunkte aus, uns nicht davor zu fürchten. Polen war ehedem in der Kultur- und Staatsgemeinschaft des christlichen Abendlandes ein wichtiges und edles Glied; sein Verlust bedeutete keine Erhöhung ihrer Kraft, seine Wiederherstellung könnte ihr zugute kommen. Nur daran haben wir ein Interesse, daß nicht auch Posen, Westpreußen oder Oberschlesien in die neue Staatsbildung hineingezogen werden. Das sind Gebiete, die Preußen aus militärischen Rücksichten durchaus nötig hat, die für einen polnischen Staat dagegen nicht unentbehrlich sind. Wir unsererseits denken ja auch nicht daran, Österreichs deutsche Provinzen für uns zu nehmen oder die deutschen Teile der Schweiz zu besetzen, weil wir nicht daran zu denken brauchen. Denn so gewiß wie sie durch Kulturgemeinschaft uns innig verbunden sind, so wenig ist ihr Besitz für uns eine politische oder nationale Notwendigkeit. Nicht anders würde es sich mit unseren polnischen Gebieten für ein polnisches Reich verhalten. Preußen hat 1815 von der polnischen Beute nur behauptet, worauf es als Staatsnotwendigkeit nicht verzichten konnte. Daran wird es festhalten. Darüber hinaus ist kein Grund ersichtlich, warum Deutschland polnisch-nationaler Sehnsucht nach einem eigenen Staate unter allen Umständen Widerstand leisten, die Polen bis ins Innerste durch die Meinung verletzen muß, daß sie als Nation politisch sterben müssen, damit wir leben können. Es ist auch hier liberaler Doktrinarismus und Fanatismus, nicht praktische Erwägung, was unserer öffentlichen Meinung einen solchen Grundsatz eingab.

Im Hinblick auf die Aufgabe der inneren Politik würde durch eine christlich-konservative Politik allem anderen voran ein Grundsatz wieder zu Ehren gebracht werden, der zum Schaden des Staats seit einem Menschenalter in den Wind geschlagen wird. Graf Oppersdorff hat auf ihn in seiner großen Rede dankenswert hingedeutet. So kompliziert wie das Polenproblem ist, so sehr wie es die deutsche und die polnische Seele aufrührt, kann es nur aussichtsreich angefaßt werden, wenn es als Verwaltungsangelegenheit möglichst lautlos, ohne allen Prinzipienstarrsinn und ohne Festlegung auf ein System angefaßt wird. Dadurch verliert seine Behandlung die bisher so schädliche aggressive Spitze. Dadurch erhält sie die Geschmeidigkeit, die ihr jetzt fehlt, und wird wieder in die Hand des Ministers gelegt, während sie jetzt in der Gewalt des ostelbischen Beamtentums und der subalternen preußischen Bureaukratie ist. Es ist bezeichnend, daß Bismarck zur selben Zeit das Polenproblem systematisch, d. h. liberal und bureaukratisch anzugreifen sich entschloß, als er den gleichen

Matthias Grünewald pinx.

Madonna in Stuppach.

Entschluß auch gegen die katholische Kirche faßte. Im Kampfe gegen sie ist er vorwiegend durch diesen Entschluß gescheitert; im Kampfe gegen die Polen werden seine Nachfolger gewiß erst vorwärts kommen, wenn sie davon lernen.

Eine Politik, die den Unterschied der Kräfte in der Bevölkerung möglichst ausgleicht, wie es die zur Stärkung des Deutschtums in der Ostmark im tiefsten Wesen ist oder sein soll, entspricht christlich-konservativer Staatsanschauung wie kaum etwas anderes. Wie diese aus innerstem Drange Sozialpolitik befürwortet, so wird sie auch in der Nationalitätenpolitik die Fürsorge für den völkisch schwächeren Teil verständnisvoll fördern. Der schwächere Teil ist in der Ostmark das Deutschtum. Es ist das eine Schwäche, die nicht von heute stammt, sondern so alt ist wie das ostelbische Deutschtum selber. Wir haben dereinst vor mehr als einem halben Jahrtausend die Gebiete östlich der Elbe mit Deutschen besetzt, deutscher Herrschaft unterworfen, zivilisiert und christianisiert; aber es ist nicht so, daß sich daraufhin auch ein kulturstarkes Deutschtum dort entwickelt hätte. Ein solches erblühte nur in den Hansestädten, und in ihnen ist es durch die agrarisch-adlige Reaktion der Ostseeländer während der Reformationszeit in der Blüte geknickt worden. In der Landbevölkerung und im Adel fließt viel slavisches Blut; aber auch, wo die Blutmischung keinen Einfluß auf die geistige Disposition der angesiedelten Deutschen ausgeübt hat, regte sich in ihnen kein Wille und keine Kraft, selbsttätig die deutsche Kultur weiter zu entwickeln. Sie sind ein tüchtiger, aber kein national kampffähiger Menschenschlag. Die Polen konnten ihn von je, so oft sie wollten, kulturell leicht in die Abwehr drängen. In dieser hielt und hält sich am ehesten der Großgrundbesitz, die Säule der gesamten Wirtschafts- und Gesellschaftsverfassung des deutschen Ostens. Doch auch über ihn wird heute geklagt. Die Ansiedlungskommission hat selbst den Besitz deutscher Fürsten in der Ostmark ankaufen müssen, um ihn für die deutsche Sache nicht verloren gehen zu lassen! Sehr schlecht behauptet sich das Bürgertum unserer Tage. Es ist besonders stark dem Druck der Polen ausgesetzt. Sie entziehen ihm, wo sie nur können, die Kundschaft; darum wandert es ab. Demgemäß ist denn auch die Anziehungskraft, welche die Ostmark auf die übrigen Deutschen ausübt, gering. Der Ostmarkenverein hat am 1. Januar 1906 eine Gewerbe-Auskunftsstelle eingerichtet, die brauchbare deutsche Handwerker und Gewerbetreibende systematisch in den Ortschaften des nationalen Kampfgebiets ansetzen soll. Nur 81 der sich meldenden Leute haben in zwei Jahren als tauglich angenommen werden können; einige davon sind schon wieder zugrunde gegangen. Dem Handwerker kann der Staat im Osten nicht wie dem Bauern das Nest bereiten, er muß sich selber vorwärts bringen — da mißtraut er der Ostmark und ihren Verhältnissen. Jederzeit hat das Deutschtum östlich der Elbe nur geleistet, wozu es von Staatswegen angehalten wurde und wobei der Staat ihm half. Schon die größte Kulturleistung seiner Geschichte, das Werk des Deutschen Ordens, ist, wenn man sie recht würdigt, eine Leistung durch staatliche Kräfte gewesen. Alles später Geleistete ist unter der Anleitung des preußischen Staates oder durch ihn geschehen. Ihm verdankt unsere nationale Kultur, daß sie seit dem

17. Jahrhundert auch von jenseits der Elbe her eine gewisse Förderung erfahren und daß der Boden dort in Stand gesetzt wurde, sogar einige geniale Naturen, wie Kant und Herder, zu erzeugen. Nicht Volks-, sondern Staatskultur ist die deutsche Kultur unserer Ostmark. Eine Volkskultur erwächst in jenen Landen nur aus der polnischen Bevölkerung. So ist es denn unerläßlich, daß der preußische Staat die Deutschen dort unterstützt, und zwar intensiver unterstützt als ihre polnischen Nachbarn. Darüber gibt es unter Ortskundigen keine Meinungsverschiedenheit. Wohl aber fragt es sich, ob seine Maßnahmen zur Stärkung des Deutschtums nicht mehr den Polen zuleide als uns zu Nutzen getroffen werden, ob die Ostmarkenpolitik nicht ihrer ganzen Tendenz nach Politik gegen die Polen statt für die Deutschen geworden ist.

Es ist eine alte unselige Leidenschaft des Liberalismus: er kämpft immer gegen irgend etwas und fühlt sich immer angegriffen; selbst wo er bestrebt ist, nicht zu agitieren, sondern aufzubauen, ist der treibende Gedanke in ihm, etwas abzuwehren und zu zerstören. So wird auch die Politik zum ‚Schutze' des Deutschtums erst wahrhaft werden, was sie sein möchte, erst wirklich das Deutschtum stärken, wenn sie nicht mehr von liberaler Seite beeinflußt wird. Die Ansiedlungspolitik z. B. ist grundsätzlich nicht anzufechten. Aber wird sie heute nicht überwiegend unter dem Gesichtspunkt des Kampfes um den Boden geführt? Sie hat dadurch einerseits den Gütermarkt völlig demoralisiert, so daß die gesamte Landwirtschaft des Ostens gefährdet ist, und sie vernachlässigt andererseits viele Aufgaben, deren Erledigung nicht unmittelbar dem Kampfe dient, aber zur Stärkung des deutschen Grundbesitzes dringend ist. Wie bitter wird, um nur davon zu sprechen, von diesem geklagt, daß man seine Verschuldung ungeregelt fortschreiten läßt und daß die Landarbeiterfragen immer mehr überhand nehmen! Freilich ist an solchen Versäumnissen nicht nur die Einseitigkeit der preußischen Ostmarkenpolitik schuld, sondern auch ihr bureaukratischer Geist, ihre Bevormundungssucht. Sie möchte alles selber machen und beweist sich bedenklich wenig schmiegsam und rücksichtsvoll. Die Klage darüber ist einhellig. Der Posener Oberbürgermeister wies im Herrenhause auf die Beschwerde des Verbandes der amtlichen Handelsvertretungen Posens hin, wonach gerade die preußische Ansiedlungskommission durch ihre Tätigkeit ‚die wirtschaftliche Schädigung und teilweise den Ruin vieler deutscher Handel- und Gewerbetreibenden' herbeiführe, und Freiherr von Mirbach lenkte noch jüngst im ‚Tag' die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Hemmnisse, die das Staatsministerium der Entschuldungsaktion bereitete, welche von der ostpreußischen Landschaft im großen Maßstab eingeleitet und anerkannt aussichtsvoll ist. Er hat allerdings hinzugefügt, daß die Landschaft, ohne sich entmutigen zu lassen, unter der Leitung ihres Direktors auch eine (inzwischen ebenfalls bekannt gewordene) Kolonisations- und Landarbeitervorlage ausgearbeitet habe. Aber nicht immer werden sich die schwachen Anlagen der Ostmark-Deutschen zu genossenschaftlicher Initiative gegen den bureaukratischen Druck behaupten, und doch ist ihre Pflege ebenso bedeutsam und durchaus notwendig wie die Durchführung der inneren Kolonisation der Ostmark in Land und Stadt mit dem

Ziele einer allgemeinen Entwicklung des dortigen Wirtschaftslebens. Es ist unverkennbar im letzten Menschenalter zur inneren Kolonisation alles ostelbischen Gebiets Großartiges in die Wege geleitet worden; es fehlt nicht mehr an Erfahrungen und auch nicht mehr an Ideen, um im nächsten Menschenalter noch Größeres zum Abschluß zu bringen. Aber zu hoffen ist darauf nur, wenn die Regierung sich nicht von ihrem Kampfe wider die Polen gegen alle anderen Aufgaben in der Ostmark blenden läßt, und wenn inskünftig der liberale und bureaukratische Geist in ihrem Beamtentum wahrhaft konservativem, zu organisatorischer Arbeit geschaffenem Geiste weicht.

Auch die Polenpolitik im engeren Sinne des Wortes wird erst dann praktisch leistungsfähig werden. Ist es die innerste Neigung des Liberalismus, stets sogleich den letzten Schritt in der Politik tun zu wollen, weil er in seiner doktrinären Art nur das Ziel sieht, wohin er strebt, so entspricht es konservativer Gesinnung, zunächst nur das unbedingt Erforderliche im Staatsleben zu betreiben, alles Weitere, nur Wünschenswerte allmählich zu fördern, so daß es gleichsam von selbst, aus der inneren Natur der Entwicklung heraus einzutreten scheint. Ebenso entspricht es ihr, stets die staatlichen Gesichtspunkte zu wahren, während dem Liberalismus unablässig Staat und Nation, Weltanschauung und Politik durcheinander fließen.

Unbedingt erforderlich ist nach konservativer Staatsanschauung in der Polenpolitik, soweit sie sich nicht auf die äußere Sicherheit des Staatwesens und den Anteil am Boden, sondern auf das Verhalten der Personen bezieht, nichts als der staatsbürgerliche Gehorsam der polnischen Bevölkerung. Auf ihm zu bestehen, ist Pflicht der Regierung, Pflicht der Regierung auch, nach Möglichkeit Unternehmungen und Vereinigungen zu hindern, die ihn untergraben.

Würde die Regierung sich auch heute schon hierauf beschränken, so würde sie die Polenfrage vermutlich kühler angreifen, als sie es tut; denn den staatsbürgerlichen Gehorsam leisten ihr die Polen genau so, wie ihn die Katholiken ihr im Kulturkampf nicht versagt haben. Sie würde dann auch die innere Ruhe finden, alle die Maßregeln der gegenwärtigen Stunde zu vermeiden, durch die sie selbst den Polen den Gehorsam immer mehr erschwert, indem sie sie radikalisiert. Der Fortschritt des Radikalismus unter ihnen seit 1886 ist nach der Meinung sachverständiger Männer die bedenklichste Erscheinung der gesamten preußischen Polenbewegung, auch unter dem Gesichtspunkte unserer auswärtigen Lage. Eine Bevölkerung radikalisieren, das heißt ihre ethischen Kräfte verwüsten, ohne die sie auch die Pflichten gegen den Staat nicht mehr erfüllen kann.

Die Polen unterliegen dieser Verwüstung zur Zeit in erschreckendem Maße. Jedoch macht sich ein Unterschied dabei geltend, je nachdem ihren einzelnen sozialen Schichten und nationalen Gruppen mehr oder weniger ethische Kraft innewohnt. Im Posener Gebiete, dem Mittelpunkte des nationalpolnischen Lebens und der seßhaften polnischen Landbevölkerung, ist der Radikalismus noch heute vorwiegend Stimmung und Erbitterung, hat er das Mark des Volkes noch nicht angefressen. Dagegen in der geschichtlich von Polen längst getrennten oberschlesischen Proletarierbevölkerung, in welche die polnische Be-

wegung durch radikale Agitatoren, denen sie ein Vorwand ist, künstlich verpflanzt wurde, und in welcher keine angeborene nationalpolnische Kraft sich regt, beherrscht der Radikalismus die Gemüter; sie wird im Toben des Kampfes mit der Bureaukratie verwahrlost, da sie nicht durch eine starke idealistische Begeisterung wie ihre Posener Landsleute hochgehalten wird. Ähnlich ergeht es der in das deutsche Industriegebiet abgewanderten Arbeiterbevölkerung. Von der heimatlichen Scholle losgelöst, wird sie durch die deutsche Gesetzgebung darin behindert, durch Eintritt in die christlichen Gewerkschaften sich aufs neue sozial zu binden und zu festigen, und verdirbt.

Sollte nun nicht grade der Unterschied in dem Fortschritte radikaler Gesinnung, den wir an den Polen beobachten, der Regierung am eindringlichsten klar machen, daß sie sich in ihren Mitteln der polnischen Bevölkerung gegenüber völlig vergreift und daß der Liberalismus hier sie ärger als auf irgend einer anderen Seite des großen Problems berät? Vom Liberalismus beeinflußt, drückt sie, aus vermeintlich deutsch-nationalen Beweggründen, fortwährend auf jene ethischen Kräfte in der polnischen Bevölkerung, die unentbehrlich sind, um diese im staatlichen Gehorsam zu erhalten. Den Weg zur preußischen Staatsgesinnung, so urteilt selbst ein so scharfer konservativer Gegner der Polen wie W. v. Massow, müssen wir den Polen offen halten. Heute verrammelt man ihn ihnen.

Es war doch eine furchtbare Anklage, die Fürst Radziwill im Herrenhause gegen die preußische Regierung erheben konnte: ‚In dem Bericht über die Auslassungen der sämtlichen Herren Staatsminister in den Kommissionsverhandlungen vermisse ich jede Spur eines ethischen Gefühls der Verantwortlichkeit für das Wohl und Wehe des betreffenden Volksstamms. Ja, in materieller Beziehung heben die Herren immer hervor, welche Wohltaten die preußische Administration dem betreffenden Landesteile gebracht hätte, und in der Beziehung begegnen Sie allerdings unserer Anerkennung. Wir leugnen gar nicht, daß die preußische Verwaltung in wirtschaftlicher Beziehung diese Landesteile gehoben hat; aber hier möchte ich an das Wort der Schrift erinnern: Nicht vom Brote allein lebt der Mensch, sondern von jedem Worte, das aus dem Munde des Herrn kommt. In der Beziehung habe ich allerdings im Gegensatz zu meiner Anerkennung der wirtschaftlichen Fürsorge eine schwere Anklage gegen die preußische Verwaltung dahin zu richten, daß sie für die kulturelle Hebung dieses Volksstamms in dessen speziell nationalen Bedürfnissen im ganzen Jahrhundert seit der Besitzergreifung der Landesteile durch Preußen nicht das Erforderliche in richtiger Weise getan hat, sondern im Gegenteil ihre ganze administrative Kraft dafür eingesetzt hat, daß die geistige Entwickelung der speziellen nationalen Bedürfnisse dieses Landesteils möglichst hintangehalten wurde.‘ Vielleicht besteht eine verschiedene Meinung über das Maß der Anforderungen an die preußische Regierung, das der greise Vertreter der polnischen Bevölkerung bei seinen Worten im Auge hatte, und das ein Deutscher für nötig und zulässig hält. Worauf es ankommt, ist das Grundsätzliche, und in ihm hat der Fürst das Recht auf seiner Seite.

Die preußische Verwaltung fragt unter der Herrschaft eines falschen Nationalstaatsbegriffes nicht oder nicht ernst genug danach, ob unter einem seelischen Drucke, wie sie ihn auf die idealen Empfindungen ihrer polnischen Bevölkerung ausübt, eine Bevölkerung ethisch entwicklungsfähig bleibt. Sie hat in die Ostmarken all die hochentwickelten Bildungs- und Erziehungsmittel eingeführt, deren sich das preußische, das deutsche Volk erfreut. Die Polen sehen es alle Tage vor Augen, wie bedeutsam diese Mittel wirken. Aber kommt auch nur eines davon ihrem inneren Leben zugute? Der preußische Staat kann bei seiner Kulturpolitik nie außer Augen lassen, daß sie zuletzt der engeren Verbindung der Polen mit den Deutschen nützen soll. Aber dies ist nicht ihr einziger und nicht ihr erster, ich will sagen, ihr niederster Zweck. Der kann immer nur sein, das polnische Volk in der Entfaltung seines einfachen geistigen Lebens zu unterstützen, ihm seine geistigen Bedürfnisse befriedigen zu helfen, indem sein Sprachvermögen gepflegt, seine Religiosität vertieft, seine sozialen Gefühle gestärkt werden. Heute dient die Schule in der Ostmark in zahllosen Fällen gerade zum Gegenteil. Indem sie aber ihren ersten, niedersten Zweck nicht erfüllt, kann sie auch dem höheren der geistigen Annäherung der Polen an die Deutschen nicht dienen. Wenn ein kleines Kind durch seine Unfähigkeit, mit erlernten Brocken deutscher Worte einen tieferen Sinn zu verbinden, in einem deutsch erteilten Religionsunterricht an seiner Seele Schaden leidet, wenn es dazu kommt, nach Kinderart mit dem deutschen Gebet, das ihm keine religiösen Vorstellungen vermittelt, keine gläubigen Gefühle weckt, Allotria zu treiben, so wird es unbrauchbar für jedwede nachhaltige Beeinflussung durch das deutsche Geistesleben wie durch die christliche Religion.

Es ist einer der schönsten Züge christlich-konservativer Staatsgesinnung, daß sie Ehrfurcht vor allen ethischen Kräften besitzt und doch von der Überzeugung getragen wird, daß sie überall dort, wo solche lebendig sind, durch kluge und stete Beeinflussung, durch Wirkung von Seele auf Seele ihre staatlichen und nationalen Zwecke auf die Dauer immer erreichen wird. Sie wird nie von dem beschämenden Vorwurfe erreicht werden, den ein Mann wie der Feldmarschall Graf Häseler gegen die liberal inspirierte heutige Polenpolitik richtete, indem er auf die oft gehörte Entschuldigung unserer Liberalen hinwies: wir lebten mit den Polen im Kriegszustande. ‚Der Krieg ist ein durchaus berechtigter Ausgleich entgegenstehender Interessen: Wehr auf der einen Seite, Gegenwehr auf der anderen. Bei der Enteignung aber ist der eine Gegner wehrlos.‘ Der Pole ist es in dem ganzen System der Polenpolitik von heute geworden. Christlich konservative Politik würde ihm seine geistige Wehr wiedergeben, aber ihn dazu bringen, daß er sie allmählich mit der der deutschen Preußen im freien Dienst desselben Staats und derselben Kultur vereinigt.

Ihre Mittel, die Polen geistig mit uns zu verknüpfen, können in dem Anfangsstadium, in dem sich die nationale Annäherung der Polen an uns noch befindet, und bei der Krisis, durch welche ihr nationales Empfinden durch die großpolnische Bewegung gegenwärtig erschüttert wird, nur darin bestehen, daß sie unablässig ihren Kontakt mit der deutschen Bildung und dem preußi-

schen Staatsleben offen erhält, daß sie ihren gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Absonderungsbestrebungen entgegenwirkt. Sie wird sich hier, mit anderen Worten, vorzüglich defensiv verhalten, Rückbildungen verhindern. Um so mehr wird sie sich anstrengen, die Ostmark auf ein Niveau wirtschaftlicher Kultur zu erheben, das den anderen von Polen bewohnten Gebieten weit überlegen ist, und die preußischen Polen immer mehr anzuweisen auf die Erhaltung der preußischen Staatsordnung und ihrer Vorzüge. Sie wird ihnen die Teilnahme an der preußischen Staatsordnung und dem deutschen Wirtschaftsleben unentbehrlich machen. Allgemeine Wehrpflicht und allgemeine Schulpflicht sind ihr dabei getreue Helfer von langsam wirkender, aber unwiderstehlicher Kraft. Wer schärfer zusieht, bemerkt, daß unsere Polen durch die Macht der natürlichen Entwicklung an uns schon viel fester gebunden sind, als es von den Streitenden zugegeben wird.

Bis 1886 war es immer der Adel, der hochverräterischer Gesinnung geziehen wurde und sich vielfach auch offen zum Streben nach der Herstellung Polens bekannte. Alle die anderen Polen wurden als brave Staatsbürger gerühmt. Dieser Adel, landsässig geworden, wird heute ob seiner staatstreuen Gesinnung laut gepriesen. Wenn es sich nur um den Adel handelte oder wenn er wenigstens noch den maßgebenden Einfluß besäße, so sagt man, dann brauchten wir nicht wider das Polentum zu kämpfen. ‚Ja, wenn alle Polen,‘ rief Gustav Schmoller im Herrenhause aus, ‚so wären wie Seine Durchlaucht Fürst Radziwill, ich würde ihm gleich um den Hals fallen und sagen: Nun gut, sofortige Versöhnung!‘ Mittlerweile sind die unteren Schichten die aufgeregteren Parteigänger der polnischen Nationalität geworden. Der Kulturkampf — das wird von allen Seiten zugegeben — hat sie dazu gemacht. Aber in absehbarer Zeit werden auch ihre dem Mittelstande dienenden genossenschaftlichen Organisationen an die preußische Staatsordnung sich anlehnen müssen, so sehr sie gegenwärtig noch der großpolnischen Bewegung sich zuneigen. Vollzieht sich die Ansiedlung der polnischen Landarbeiter durch die polnischen Banken und Güterschlächter wirklich unter so bedenklichen wirtschaftlichen Voraussetzungen, wie es immer wieder behauptet wird, so werden wir auch sie durch einen rettenden Eingriff an uns ziehen können. Hier bietet sich die Gelegenheit, sogar jenen Stand, der dem deutschen Einfluß am ehesten sich entwinden kann, den Klerus näher an uns heranzubringen. Der polnische Klerus ist der Hauptträger des polnischen Geisteslebens, er ist am tiefsten, innerlichsten von der nationalen Sehnsucht ergriffen und am wenigsten durch wirtschaftliche Interessen von ihr abgelenkt. Er hat anderseits Außerordentliches im letzten Menschenalter für die Erziehung der Bevölkerung zur Arbeit getan; sie ist durch ihn nüchterner geworden, sie hält ihre Sinnlichkeit einigermaßen im Zaum, sie ist fleißig und sparsam. Wie soll er es da ertragen, daß die preußische Polenpolitik alles wieder aufs Spiel setzt, was er mit heißer Mühe und unterstützt von dem guten Willen seiner Leute erreicht? Kann er es ruhig hinnehmen, daß sein Volk, mit dem er verwachsen ist, dem Radikalismus, der ethischen Verwilderung verfällt? Seine Abwehr, seine Entrüstung geht vielfach über das hinaus, was

billig ist; er läßt die einzelnen Deutschen entgelten, was ihn an der Regierung ärgert. Aber man braucht das Vertrauen zu ihm trotzdem nicht zu verlieren, daß auch er uns die Hand reichen wird, wenn sein Volk nicht mehr durch unsere Politik aufgereizt wird, und wenn wir anderseits ihm als die besten Verbündeten erscheinen, um die Kulturerziehung seiner Bevölkerung dauernd zu sichern. Dafür ist er eben — das hoffen wir von ihm — katholischer Klerus.

Die Fülle der allmählich geknüpften wirtschaftlichen Beziehungen, die Gemeinsamkeit der wichtigsten öffentlichen Institutionen, insbesondere auch des Bildungslebens, der Rückhalt an unserer Staatsordnung, der Ausgleich, den die sich häufende Zahl mit uns gemeinsamer geschichtlicher Erinnerungen den altpolnischen gegenüber bewirkt: dies alles kann und wird dafür sorgen, daß unsere polnische Bevölkerung auf den Gedanken an die staatliche Gemeinschaft mit ihren Stammesgenossen verzichtet und auch geistig sich immer mehr mit uns verschmilzt, mag gleich ihre Sprache und ihre Religiosität von unserer unterschieden bleiben. Will denn die Mehrheit der Deutsch-Österreicher, wollen die Deutsch-Schweizer sich mit dem deutschen Reiche vereinigen? Sind die Vlamen nicht fest mit den ihnen so wesensfremden Wallonen zur belgischen Nation verwachsen? Je ruhiger die Regierung dem Problem mit ihrer Verwaltung zu Leibe rückt, je wirksamer sie den Übereifer und den Geist der Chikane in ihrer Bureaukratie bändigt, je mehr sie dafür sorgt, daß der Widerspruch gegen ihre Polenpolitik im Reich verstummt und die deutsche Nation sich ohne Zweifel hinter sie stellt, desto eher werden wir zum Ziele kommen. Auch die Parteien haben da eine Aufgabe zu erfüllen, das Zentrum und die Konservativen vor allem.

Die innerpolitische Lage ist nicht derart, daß man sich leichten Herzens hoffnungsvoll äußern kann. Aber sie ist doch auch nicht verzweifelt. Es kann mit der Zeit gelingen, Konservative und Zentrum wieder zu gemeinsamem Einfluß auf die Regierung zu bringen und sie selbst zu immer tieferem Erfassen ihrer politischen Grundanschauungen, energischerer Durchführung derselben anzutreiben. Heute muß für jeden wirklich christlich konservativen Preußen hinsichtlich der preußischen Polenpolitik die Klage des Grafen Praschma gelten: ‚Uns bangt für unser geliebtes preußisches Vaterland, uns bangt für unser preußisches Volk, und uns bangt für unser preußisches Königtum.‘ Dann aber wird aufs neue sich bewahrheiten, was ein so mutiger und um Sachkunde sich bemühender Kritiker der Polenpolitik wie Hans Delbrück kürzlich schrieb: ‚Der König von Preußen wird mit dem zehnten Teil seiner Untertanen in ewigem Kriege leben? Die moralische Verwüstung und Verwilderung, die dieser Kampf bei den Deutschen wie bei den Polen erzeugt hat, soll weiter und weiter fressen? Das ist unmöglich. So schwer das Problem, Bruchstücke verschiedener Nationalitäten in einem Staate zu vereinigen, zu lösen ist, so sehr die Völker allerwärts in allen Erdteilen dadurch beunruhigt werden, ich lebe des Glaubens, daß gerade Preußen-Deutschland der Staat ist, der in der Fülle seiner Kraft und Gesundheit das Problem schließlich zu lösen berufen ist.‘

Grünewalds Stuppacher Madonna.

Es ist nur gut, daß noch nicht alle großen Kunstwerke entdeckt sind. So blüht doch einem arbeitslustigen Kunsthistoriker zuweilen noch einmal eine Freude, wie sie mir am 18. September des vergangenen Jahres beschieden worden ist. An diesem Tage entdeckte ich nämlich die Madonna, die unsere Tafel im Bilde zeigt.

Daß es mir jemals vergönnt sein würde, in einer kleinen württembergischen Dorfkirche eine lebensgroße Madonna von Matthias Grünewald zu finden, hatte ich gewiß nicht gedacht. Ich war ganz auf die alten Schwaben eingestellt, als ich mich daran machte, die Kirchen unseres Ländle auf bisher unbekannte Altarbilder abzusuchen. Wußte ich doch, wie viel da noch zu finden sei, und konnte ich doch hoffen, die Stuttgarter Galerie, die ich damals noch verwaltete, um einige wertvolle Bilder der heimischen Schule zu bereichern. Ich fing im äußersten Norden des Landes an, und das erste Bild, das ich fand, war — ein Grünewald. Es war ja fränkisches Gebiet, das ich mit Mergentheim betreten hatte, und nicht gar weit von dort lag Tauberbischofsheim, wo die bekannten Karlsruher Bilder Grünewalds herstammten. Aber wer konnte sich dessen gleich erinnern? An Grünewald hätte ich am letzten gedacht. Wie viele würdige und von mir hochverehrte Gelehrte hatten sich mit diesem ‚deutschen Correggio' schon beschäftigt! Wie hatte man alle Museen und Kirchen auf Bilder von ihm durchsucht, und was war das Resultat gewesen? Nur sieben ganz sichere Gemälde, wenn man den bilderreichen Isenheimer Altar in Kolmar als eins rechnet. Wie gering war da die Aussicht, in einer württembergischen Kirche noch ein Bild des Meisters zu finden!

Es war nicht das erste Mal, daß der große Aschaffenburger meinen Weg kreuzte. Vor etwa zwanzig Jahren hatte ich schon einmal eine Probe mit ihm gemacht. Damals zeigte mir mein Kollege, Prof. Ehlers in Göttingen, eine in seinem Besitz befindliche Zeichnung, die in seiner Sammlung dem Lehrer Dürers, Wolgemut, zugeschrieben wurde. Ich sagte ihm damals gleich: Das ist kein Wolgemut. Diese Formen sind viel reifer und entwickelter. Anfang des 16. Jahrhunderts, die Technik breit und malerisch. Warten Sie, ich bringe Ihnen morgen die Photographie des Bildes, zu dem das die Studienzeichnung ist. Im kunsthistorischen Apparat der Universität holte ich mir dann gleich die Grünewald-Mappe und aus dieser nahm ich eine der Braunschen Photographien nach dem Isenheimer Altar heraus, und siehe da, die Zeichnung

stellte sich dar als ein Studienblatt nach dem Gewande des Eremiten Antonius und dem nackten Oberkörper des Sebastian auf diesem Bilde. Sie ist schon früher hie und da und jetzt wieder in H. A. Schmids Grünewald-Werk publiziert worden. Ein wundervolles Blatt! Ich hatte damals die Verwertung meiner Entdeckung anderen überlassen; so weiß eigentlich niemand, daß ich der Entdecker bin. Im Grunde kommt auch nicht viel drauf an.

Diesmal schien mir nun aber die Sache wichtig genug, um sie selbst zu publizieren. Und so habe ich denn seit vorigem Dezember mehrmals in der schwäbischen Chronik, dann im Archiv für christliche Kunst, zuletzt auch im Jahrbuch der preußischen Kunstsammlungen über das Stuppacher Bild berichtet. Wenn ich hier noch einmal darauf zurückkomme, so geschieht es, weil die Redaktion Gelegenheit hat, eine gute Abbildung des Gemäldes zu bringen und weil sie einen Text von mir dazu wünscht.

Der Leser wird vor allem neugierig sein, zu erfahren, wo denn eigentlich Stuppach liegt. Es ist ein kleines katholisches Dorf, 6 km südsüdwestlich von Mergentheim, an der Landstraße nach Künzelsau. Ein Dorf von 361 Einwohnern. Kein Mensch wird in der kleinen Kirche, die übrigens erst aus dem Jahre 1607 stammt, ein Altarbild von Grünewald vermuten. Wie sollte auch der Lieblingsmaler des Kardinals Albrecht von Brandenburg, Erzbischofs von Mainz, der berühmte ‚Mathis von Ochsenburg', dazu gekommen sein, für ein solches Kirchlein oder eine solche Kapelle — denn die Vorgängerin der jetzigen Kirche war gewiß nur eine Kapelle — ein solches Bild zu malen? Und woher hätten die Stuppacher Bauern das Geld nehmen sollen, dasselbe zu bezahlen?

Dazu kam, daß ich nirgends von einer Madonna Grünewalds in dieser Gegend gelesen hatte. Wohl war mir bekannt, daß sich auf dem Altar der Dorfkirche eine gute altdeutsche Madonna befinde, ein Bild, von dem mir übrigens gesagt wurde, daß es restaurationsbedürftig sei. Aber Grünewalds Namen hatte ich dabei weder gelesen noch gehört. Nicht in Kepplers kirchlichen Kunstaltertümern Württembergs, nicht in der Oberamtsbeschreibung von Mergentheim, in keinem Reisebuch oder Führer, in keiner der mir bekannten Monographien über den Meister. Ich trat also wirklich ohne die geringste Ahnung, ohne eine Spur von Direktive in die damals stets geöffnete Kirche ein, nachdem ich an einem wunderschönen Herbstnachmittag zu Fuß von Mergentheim nach Stuppach hinausgepilgert war.

Um so größer war die Überraschung, die ich erlebte. Ich kann wohl sagen, daß ich niemals einen unerwarteteren und künstlerisch bedeutenderen Eindruck gehabt habe als in diesem Augenblick, wo ich vor den modernen holzgeschnitzten gotischen Altar trat und in ihn eingefügt eines der schönsten altdeutschen Bilder sah, die mir jemals vor Augen gekommen sind. Daß es an einer so abgelegenen Stelle noch ein den Kunsthistorikern entgangenes Bild von dieser Qualität geben könne, hätte ich wahrlich nicht für möglich gehalten.

Lebensgroß, in ganzer Figur, saß die Madonna, eine feierliche schöne Gestalt von idealen Gesichtszügen, auf einer Steinbank, mitten in einem blühenden

Garten. In breiter Masse fiel ihr das flachsblonde, sorgsam in der Mitte gescheitelte Haar auf Hals und Schultern herab, an ihrer linken Seite bis zu den Hüften niederhängend. Auf ihrem Schoße stand, mit merkwürdig gondelnder Bewegung der Füße, das völlig nackte Kind, das mit den lebhaft gespreizten Fingerchen nach einer Frucht griff, die Maria ihm mit ihrer übertrieben zierlich bewegten Hand darbot. Ich habe erst gedacht, es wäre eine Feige. Später bin ich, mit Hilfe eines Kollegen von der Botanik, darauf verfallen, daß es ein Granatapfel sein könne, zumal da der Baum, der neben Maria steht, augenscheinlich ein Granatbaum ist. Die Frucht ist zwar etwas klein und hat nicht die bekannte Krone der Granatäpfel, aber ihre Farbe (rötlich) und ihre Form paßt nur zu dieser Annahme. Und da der Restaurator des Bildes neuerdings unabhängig von mir auf denselben Gedanken verfallen ist, so darf man wohl annehmen, daß unsere jetzige Deutung das Richtige trifft. Der Granatapfel in der Hand Mariens oder als Spielzeug des Kindes kommt auf Madonnenbildern auch sonst vor, wenn auch, soviel ich mich erinnere, mehr in der italienischen als in der deutschen Kunst.

Die lebhafte Gestikulation der Hände erinnerte mich sofort an etwas, was ich schon gesehen hatte, ohne daß ich es doch im ersten Augenblick namhaft machen konnte. An zweiter Stelle fiel meine Aufmerksamkeit auf die seltsame Art, wie die Gesichter der beiden Personen fahlgelb und mit ganz schwachen grauen Schatten aus der dunklen farbigen Umgebung herausleuchteten. Auch das war ganz individuell und wies meine Phantasie in eine bestimmte Richtung. Grünewald, allenfalls Baldung, kamen mir in die Erinnerung. Ein seltsamer Gegensatz, diese beiden Gesichter! Das des Kindes lebhaft im Ausdruck, ein wenig verzeichnet, auch der Kopf nicht ganz tadellos auf dem Körper aufsitzend. Maria dagegen zart und milde, mit reinem fast italienischen Oval, die Züge von einem Hauch göttlicher Ruhe und mütterlicher Liebe übergossen. War das wirklich der herbe Grünewald, der rücksichtslose Naturalist, der das Leiden Christi in so brutaler Weise, mit so verzerrten Gesichtern zu schildern wußte? War es nicht vielleicht doch ein Schüler oder Nachahmer, der sich ihm nur in einigen äußeren Dingen näherte?

Aber nein, wie hätte denn ein Nachahmer dieses Leben, diese nervöse Ausdruckskraft in der Zeichnung und Pinselführung, diese Breite und Sicherheit der malerischen Behandlung erreichen können? Mein Erstaunen und meine Bewunderung wuchs von Minute zu Minute, als ich zu den Gewändern und der Landschaft überging. In die hergebrachten Farben war Maria gekleidet. Aber wie waren diese gemalt! Ein karminrotes goldbrokatenes Ärmelkleid, dessen goldene Verzierungen breit und mit vollem Pinsel hingesetzt sind, umhüllte die Glieder und legte sich am Erdboden in große schwungvolle Falten. Mit kurzgeschnittenem, hellgrauem Pelz war es gefüttert, dessen Vorstoß am Halse und am unteren Saume zutage trat. Eine goldene Agraffe hielt es an der Brust zusammen. Darüber legte sich, ebenfalls von einer kleineren Agraffe zusammengehalten, ein blauer, violett gefütterter Mantel, dessen bauschige Falten im Schoße liegend als Unterlage für die Füße des Christuskindes dienten. Von

dem rechten Unterarme der Madonna hing schräg nach rechts ein zarter durchsichtiger Schleier herab. Das sagt sich alles so nüchtern. Aber wie waren diese Dinge gemalt! Wie weich der Schleier, wie fein gebrochen der goldene Saum des Mantels, wie breit und fast impressionistisch die Goldverzierungen auf dem Brokatkleide! Wie viele Maler gab es denn in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts, die so etwas malen konnten? Die etwas so malen konnten, die so sicher und virtuos mit den Farben umzugehen wußten?

Und nun erst die Landschaft. Was war da alles zu sehen! Weiße Lilien von naturalistisch stilvoller Zeichnung, Rosen und Margariten in einem großen bauchigen Blumentopf. Ein Rosenkranz von roten Korallen links in einer weißen Schüssel. Dabei ein Krug, dann rechts eine mir unbekannte violette Blume in einem zweiten Blumentopf. Wilde grüne Feigensträucher, die hölzerne Stange eines Stackets, ein Bienenstand und eine Art Falle oder Schleuse, rechts eine gotische Kirche mit einem offenbar zweischiffigen Querschiff, zu dessen Freitreppe Beter emporwallten, links im Hintergrunde ein altdeutsches Städtchen mit einem Walde und Bergen und darüber am Himmel eine rötlichgelbe Glorie, darinnen Gott Vater mit dem Szepter und der Weltkugel, umgeben von fliegenden Engeln, von denen zwei eine Krone hielten, die sie zu Maria hintragen wollten. Wahrlich genug Motive, um daraus mindestens fünf Bilder zu machen!

Schon ehe ich jede Einzelheit des Bildes gesehen hatte, stand für mich die Autorschaft Grünewalds fest. Die Ähnlichkeit mit der Isenheimer Madonna, die zwar nach einem anderen Modell gemalt, aber in der Haltung sehr ähnlich ist, mußte sich mir sofort aufdrängen. Nur Grünewald von allen damaligen deutschen Malern war imstande, die Farbenprobleme so malerisch aufzufassen, den Pinsel so meisterhaft und in so großem Zuge zu handhaben. Und wer außer ihm hätte ein so intensives Gefühlsleben zum Ausdruck bringen können, wie es sich hier im Spiel der Hände und in der Auffassung besonders des Kindergesichts äußert?

Unbegreiflich war mir nur, daß niemand bisher den Namen genannt hatte. Sollten die Stuppacher wirklich keine Ahnung davon haben, welchen Schatz ihre kleine Kirche barg? Sollte keiner der Kunsthistoriker, die über Grünewald arbeiteten, den Weg hierher gefunden haben? Freilich, das Bild stand ziemlich hoch und in zweiseitigem, nicht sehr günstigem Licht. Vielleicht war es früher von Restaurationen entstellt und nicht gut erkennbar gewesen. War mir doch in Stuttgart gesagt worden, es sei noch jetzt restaurationsbedürftig. Davon konnte ich nichts erkennen. Das Bild schien gut erhalten zu sein. Alle Zweifel konnten nur durch eine genauere Untersuchung gelöst werden. Eine solche wurde dadurch ermöglicht, daß der junge Kirchenmaler, der die Kirche kurz zuvor ausgemalt hatte, Herr Ettle aus Ellwangen, gerade zufällig ortsanwesend war und geholt werden konnte. Er ließ mir das Bild auf meine Bitte zur genaueren Besichtigung herausnehmen und erzählte mir, daß er selbst es vor ein paar Monaten restauriert habe und dabei auch auf den Namen Grünewald verfallen sei. Dieser war übrigens im Dorfe, wie ich später er-

fuhr, schon vorher nicht unbekannt gewesen, wahrscheinlich hatte ihn zuerst 1880/81 bei Gelegenheit einer Restauration, die damals in Ulm stattfand, der dortige Restaurator Dirr genannt.

Es läßt sich nachweisen, daß das Bild im ganzen mindestens fünfmal restauriert worden ist, daß es aber immer bald nach einer Restauration durch Einschlagen und Bildung einer Schmutzkruste ziemlich unkenntlich wurde. So erklärt sich, daß niemand den Meister bis dahin entdeckt hatte. Der Restaurator, der das Bild zum ersten Male in seiner ursprünglichen Farbe bewundern konnte und außerdem Gelegenheit hatte, es mit der gerade damals erschienenen Kunstwart-Publikation der Isenheimer Madonna zu vergleichen, konnte sich der Ähnlichkeit des Stils schon auf Grund dieses ungenügenden Vergleichungsmaterials nicht verschließen und wollte seine Überzeugung auch in einem Zeitungsartikel niederlegen, war davon aber zurückgekommen, als zwei deutsche Galerien, denen er (schlechte) Photographien der Madonna geschickt hatte, ausweichende Antworten über ihren vermutlichen Urheber gegeben hatten. So blieb es denn mir vorbehalten, das entscheidende Wort zu sprechen, das jeder Kunsthistoriker, der die Madonna im restaurierten Zustande gesehen hätte, an meiner Stelle ebenso gesprochen haben würde.

Nun kam natürlich die Hauptarbeit, d. h. der historische Nachweis der Echtheit, die Einreihung des Bildes in das Werk des Meisters und die Nachforschungen über die Zeit seiner Entstehung. Damit will ich aber den Leser nicht weiter behelligen. Genug daß das Bild aus Mergentheim, der alten Deutschordensstadt stammt und — wahrscheinlich 1809/10 — aus der dortigen Schloßkirche nach Stuppach verbracht worden ist. Nimmt man an, was ja wohl das Wahrscheinlichste ist, daß Grünewald, ein streng katholischer Maler, sie für den Deutschorden gemalt hat, und daß sie ursprünglich das Mittelstück des Altargemäldes der Schloßkirche bildete, so kann seine Entstehung nur in die Jahre 1527/28 fallen, wo das Schloß, das 1525 von den Bauern verwüstet war, durch den ersten Deutsch- und Hochmeister Walter von Cronberg restauriert und neueingerichtet wurde. Das Bild würde danach ein später Grünewald sein, der nachweislich späteste, den wir haben, und würde damit eine fühlbare Lücke in der Entwicklung des Künstlers ausfüllen. In den Mergentheimer Akten des Deutschordens, die ich bisher durcharbeiten konnte, habe ich keine Erwähnung des Bildes gefunden. Doch steht die Nachprüfung der Münchener und Wiener Akten noch aus. Ich habe die Hoffnung noch nicht aufgegeben. Wenn man heutzutage noch einen echten Grünewald finden kann, braucht man auch nicht an der Entdeckung des Briefes zu verzweifeln, in welchem er als der Urheber eines an Walter von Cronberg in die Mergentheimer Schloßkirche gestifteten Altarbildes genannt wird.

Konrad Lange.

Soziale Schulung und Arbeit der Studenten.

Schwarzseher beklagen gerne das Schwinden des Idealismus unter der akademischen Jugend. Die so sprechen, blicken nur auf veraltete Ideale, die freilich im Absterben begriffen sind, aber nicht auf die neuen, die frisch auflebend an die Stelle treten. Ein neuer Geist hält seinen Einzug in die deutsche Studentenschaft, der freilich ihrem mehr oder minder idyllisch abgesonderten Eigenleben und auch manchem hier und dort eingenisteten Eigendünkel ein Ende macht; der aber gerade durch die regere Fühlung, in die er den Akademikerstand wieder mit dem gesamten Volksleben bringt, reiche Quellen neuer Kraftbetätigung und darum neuen Eigenwertes erschließt.

Den katholischen Studenten wird man es inskünftig noch einmal zur Ehre anrechnen, daß sie sich den neuen Idealen als die ersten freudig zu erschließen beginnen. Gerade der Verteidigungskampf, den jetzt die auf gemeinsame ideale Überzeugungen gegründeten katholischen Korporationen gegen ältere, ideallos gewordene Verbindungsformen auszufechten haben, ist ein Zeichen der bestehenden Krisis. Und auch sonst ist die tiefgehende Erregung der Studentenschaft durch die Weltanschauungskämpfe — mag sie auch stellenweise in noch so unerquicklicher Art zum Ausdruck kommen — ein erfreuliches Merkmal der idealheischenden Selbstbesinnung, die im Gange ist.

Aber die abstrakten Weltanschauungskämpfe allein, so sagt Dr. Karl Sonnenschein mit Recht,* würden nur aufregend wirken.

> ‚Als zusammenfassende schöpferische Kraft kommt für das Studententum nur etwas Positives in Frage, und dieses Positive erhalten die philosophischen Debatten erst durch ihre Beziehung zum Volkstum, zu den Mitmenschen. Die Philosophie wird erst aktiv, wenn sie sozial wird.‘

Auch in dieser Hinwendung zur gründlichen sozialen Schulung und praktischen sozialen Arbeit marschieren die katholischen Studenten in Deutschland mit an der Spitze. Innerhalb ihrer Korporationen und über diese hinausgreifend organisiert sich eine stets wachsende Zahl ‚sozial caritativer Vereinigungen‘, ‚Studentenzirkel,‘ ‚Ferienzirkel,‘ ‚akademischer Vinzenzvereine‘ und wie sie alle heißen mögen. Die Gründe, welche zu diesen Neubildungen nötigen, legt Sonnenschein ebenso überzeugend klar, als er die erhobenen Bedenken widerlegt: Die gediegene Kenntnis volkswirtschaftlicher Verhältnisse liegt ebenso im

---

* In seiner sehr empfehlenswerten Broschüre: ‚Kann der moderne Student sozial arbeiten?‘ München-Gladbach 1908, im Volksvereins-Verlag. Preis 50 Pfg.

Eigeninteresse der Akademiker, als sie dem aufwärtsstrebenden Bildungsdrang der Arbeiterklasse entgegenkommt. Und kein kritikloser Sozialoptimismus ist das Ziel:

‚Soziales Empfinden soll nicht heißen, die Individuen der arbeitenden Klassen verhimmeln und für die Fehler, die vorhandenen, blind werden, sondern heißt: Ehrlich die Fehler auf allen Seiten sehen, sie aber erklären und verstehen. Leider Gottes liegen oft schwere Schatten über dem Leben arbeitender Volksschichten. Alkoholmißbrauch, Mißtrauen gegen Gebildete und Besitzende, falsche Wertung der geistigen Arbeit, Brutalität in den Umgangsformen, Verrohung des Gefühlslebens, Materialisation der Ehe, alles das sind konstatierbare Tatsachen, oft in recht starkem Maße vorhanden. Aber sie sind da, um überwunden zu werden. Gerade weil es vielfach in unserm Volke noch so aussieht, ist ein volles Einsetzen aller Volkskräfte notwendig, damit es anders werde. Es gilt zu verstehen, wie derartige Zustände geschichtlich entstehen mußten aus innerer Notwendigkeit und bei der Vernachlässigung der sozialen Pflichten seitens unserer Gebildeten, wie der Vorwurf, wenn er nun einmal erhoben werden soll, in weit größerem Umfange die da oben als die da unten trifft. Die Worte sollen ihre rechte Bedeutung behalten: Laster bleibt Laster und Gemeinheit Gemeinheit. Aber damit ist die Untersuchung nicht abgeschlossen. Wir müssen schon in dem Studenten, der einst objektiv über seine Volksgenossen denken soll und von dessen Denken die ganze Richtung der Mitarbeit der obern Volksschichten abhängt, die schwere Frage wachrufen: wie erklärt sich diese Psychologie und diese Lage der Dinge? Wir müssen ihn sozial im kritischen Sinne des Wortes zu denken anleiten, damit er fürchten lerne, zu verurteilen und an persönliches Verschulden zu denken, damit er ein hohes Pflichtgefühl für die Arbeit am Volksganzen und seine Bildungspflichten erhalte, damit er bereit werde, die beste Kritik, die der Reform, durch hingebende Mitarbeit auszuüben. Wir wollen also kritisch-soziales Denken, damit positiv-soziale Arbeit später folgen könne.

Warum die Verwirklichung dieses Ideals eine praktische Notwendigkeit ist, mag man im einzelnen in Sonnenscheins übersichtlicher Zusammenstellung nachlesen. Darauf sei wiederholt verwiesen. Vielleicht hätte er nur eines der Motive noch stärker hervorheben können: Das ist die erleichterte Verbesserung der eigenen wirtschaftlichen Existenzbedingungen, die sich aus sozialer Schulung ergibt. Auch unter den studierten Berufen fehlt es nicht an solchen, die der wirtschaftlichen Organisation im eigenen Interesse bedürfen. Man gedenke etwa nur der Kämpfe, welche die Kassenärzte jetzt zu führen haben, oder der zahlreichen technischen Angestellten, die oft von den Arbeitern der gleichen Fabrik soziale Praxis lernen könnten. Auf die unzureichenden Existenzbedingungen vieler studierten Chemiker hat ja erst jüngst wieder die ‚Köln. Volksztg.‘ (in Nr. 193 vom 2. März) mit Recht die öffentliche Aufmerksamkeit gelenkt.

Aber wichtiger als die praktischen Beweggründe bleiben in unserer Frage die idealen: von diesen sich am meisten leiten zu lassen ist das glückliche Vorrecht der Jugend, und darum Sonnenscheins idealistischer Weckruf eben auf den rechten Ton gestimmt. Er weist mahnend darauf hin, wie die sozialen Bestrebungen der katholischen Studenten zusammentreffen mit den entsprechenden andersdenkender Kommilitonen und hebt besonders die studentischen Arbeiterkurse

der ‚Finkenschaft' (d. i. der Nichtinkorporierten) als vielfach vorbildlich hervor. Diese studentischen Arbeiterkurse sind übrigens nur eine Nachahmung der in England und Amerika längst üblichen. Wie hoch man sie dortzulande schätzt, das hat Friedrich Wilhelm Foerster in einem Züricher Vortrag (laut ‚Hochschulnachrichten', Januar 1908) unlängst in markanten Worten gesagt:

‚In England und Amerika betrachtet man das Bekanntwerden des Studenten mit den sozialen Zuständen und der sozialen Bewegung geradezu als das Fundament der Berufsbildung, . . . ja, wenn England heute im Vergleich zum Festland auf dem sicheren Wege zum sozialen Frieden sich befindet, so verdankt es das in erster Linie der sozialen Versöhnungsarbeit seiner Universitäten.'

Mit einer bloßen Nachahmung dieser fremdländischen Einrichtung wird sich aber die deutsche Studentenschaft schwerlich zufrieden geben. Ihrer Eigenart entspricht es, neben den praktischen Zwecken auch stets die idealen Ziele grundsätzlich zur Geltung zu bringen. Mit Recht betont Sonnenschein — ohne der englisch-amerikanischen Analogien zu erwähnen — für unsere deutschen Verhältnisse:

‚Der Gebildete will nicht nur vor Tatsachen stehen und in die Schule der Massenorganisation gehen, sondern es drängt ihn, die Beziehungen all dieser Dinge zu seinem sonstigen, besonders seinem religiösen, Denken zu klären. Solange soziale Arbeit nur imponierende Tatsache oder kluge Taktik ist, werden verhältnismäßig wenige Gebildete innerlich mittun. Sobald sie aber in ihrem Zusammenhange mit einem wuchtigen Kulturideal vor ihm wirksam wird, wird er lebendig mit ihr und in ihr arbeiten.

Wir sehen es an der faszinierenden Kraft des sozialistischen Kulturideals auch in akademischen Kreisen. Und nicht den schlechtesten. Wir erleben es zum Teil an den nationalsozialen und jungliberalen Schulen mit ihrem Anhange gerade unter den jungen Akademikern. Was fesselt in diesen beiden Bewegungen die jugendlichen Intelligenzen? Nichts anders als die Zügigkeit, die Geschlossenheit einer Gesamtauffassung des Kulturideals. Das wird auch auf unserem jugendfrischen christlichen Standpunkte, der in keiner geschichtlichen Epoche versagen kann, da er die kräftigste Kulturauffassung in sich trägt, wirksam gemacht werden müssen.' E.

Zeitgeschichte.

Das Erstarken der Görresgesellschaft, deren Mitgliederzahl laut Jahresbericht 1907 von 3000 auf 3600 (nebst 900 Teilnehmern) gestiegen ist, gibt ein erfreuliches Anzeichen dafür, daß die Notwendigkeit einer intensiven Pflege und Förderung der Wissenschaft im katholischen Deutschland immer weiteren Kreisen zur Erkenntnis kommt. In der Tat gibt es keine bessere Widerlegung der angeblichen Kultur- und Wissenschaftsfeindlichkeit der katholischen Kirche, als daß ihre Söhne durch die Tat sich jederzeit als eifrige Mitarbeiter und Förderer des wissenschaftlichen Fortschritts bewähren. Der Vorwurf der mangelnden Freiheit zu echter wissenschaftlicher Arbeit kann nicht besser zunichte gemacht werden, als durch die vielseitige werktätige Bestätigung des von Bischof Schneider auf der Paderborner Generalversammlung der Görresgesellschaft aus tiefer Seelenkenntnis geprägten Satzes: ‚Wer mit seiner Welt- und Lebensansicht grundsätzlich im reinen ist, der ist frei für alle Forschungsgebiete.‘

Der Görresgesellschaft schwebt das ideale Ziel vor, ‚die gesamte katholische Gelehrtenwelt unseres Vaterlandes zu vereinigen auf dem Boden einträchtigen, wetteifernden Zusammenwirkens.‘ Und mit den Gelehrten will sie alle diejenigen zusammenführen, die ohne Möglichkeit eigener wissenschaftlicher Betätigung doch anderen hierzu hilfreiche Hand bieten wollen, der gemeinsamen Sache zu Ehr und Nutz.*

Die Frage des vorjährigen und diesjährigen Jahresberichts: ‚Ist die Hoffnung zu kühn, daß alle, die guten Willens sind, die Görresgesellschaft als neutralen Boden betrachten werden, auf dem alle gleichberechtigt willkommen sind, denen alles menschlich erworbene Wissen die Bestätigung und Erläuterung des von Christus uns Gegebenen ist?‘ wird hoffentlich angesichts der ernsten Zeitlage unter Zurücksetzung kleiner und kleinlicher Meinungsunterschiede immer allseitigere Bejahung und Erfüllung finden.

Das ist um so mehr zu wünschen, da die Görresgesellschaft nunmehr ihre Organisation ausgebaut und auf alle Gebiete weltlichen Wissens ausgedehnt hat. Zu den bisherigen beiden blühenden Sektionen für Geschichte und für Philosophie und zu der neubelebten Sektion für Rechts- und Sozialwissenschaften sind hinzugetreten diejenigen für Naturwissenschaften und Mathematik und für Altertumskunde; gerade diese letztgenannten beiden suchen in den letzten Monaten durch Spezialaufrufe die besonderen Fachinteressenten immer allseitiger für ihre Arbeitsziele zu ge-

* Der jährliche Mitgliedsbeitrag beträgt M. 10.—; für Teilnehmer, die auf den freien Bezug der populärwissenschaftlichen Vereinsschriften und sonstige Bezugsermäßigungen verzichten, M. 3.—. Anmeldungen an Herrn Generalsekretär Dr. H. Cardauns, Bonn, Arndtstr. 10.

winnen. Unter den ‚Hochland'lesern ist gewiß gar mancher hilfsbereit, den diese Aufrufe noch nicht zu erreichen vermochten.*

Die Görresgesellschaft hat bereits im verflossenen Jahr nicht weniger als rund M. 50000 zur Unterstützung mannigfacher wissenschaftlicher Arbeiten und Einrichtungen aufgewendet; diese Zahl besagt mehr als viele Worte. Wenn aber die neu aufgenommenen Arbeitsfelder gegenüber den bisher erschlossenen nicht zu kurz kommen sollen, muß fortan besagte Summe noch ganz erheblich anwachsen. Großmäzene amerikanischen Stils hat die Görresgesellschaft bisher noch nicht gefunden; um so mehr bedarf sie der organisierten Gemeinschaftshilfe aller gleichgesinnten Gelehrten und Wissenschaftsfreunde.

Ein Beispiel und Vorbild weitdenkender Mithilfe geben allen Kreisen die zahlreichen Mitglieder aus geistlichem Stande, die sich der Görresgesellschaft trotz des wohlbegründeten programmäßigen Ausschlusses der Theologie von ihrem Betätigungsfeld angeschlossen haben. Mögen sich von diesen Männern die wissenschaftlich interessierten katholischen Laien nicht allzusehr beschämen lassen. Nicht enges Fachinteresse, allein oder vornehmlich, kann für die Unterstützung einer so allseitigen Organisation maßgebend sein; zumal jetzt, wo namentlich durch die Sektionen für Rechts- und Sozialwissenschaft und für Naturwissenschaften der Grund gelegt ist zum stärkeren Zurgeltungkommen derjenigen Wissenszweige, denen das zeitgenössische Laieninteresse am meisten sich zuwendet. Neben den wissenschaftlichen Doktorfragen verlangen jederzeit auch die wissenschaftlichen Tagesfragen ihr Recht. Möge durch kräftigen Weiterausbau und stetes inneres Erstarken die Görresgesellschaft immermehr in die Lage kommen, zu jeder Frage und auf jedem Gebiete jederzeit ihren Mann zu stellen!

Dr. M. E.

* Spezialanmeldungen für die naturwissenschaftlich-mathematische Sektion an Herrn Universitätsprofessor Dr. E. Weinschenk in München, Flüggenstr. 11, für die Sektion für Altertumskunde an Herrn Universitäts-Professor Dr. Dreyer in München, Kaiserstr. 33.

Philosophie.

Die neue Naturphilosophie, deren kräftiges Aufblühen im Novemberheft konstatiert worden ist, begann ihren Gang weit vorsichtiger als ihre beiden Vorgängerinnen des 19. Jahrhunderts, die idealistisch-phantastische und die materialistische. Sie ist vor allem zu der Erkenntnis gekommen, daß sie ohne gründliche logische Vorschule sich weder hypothesen- noch phantasiefrei erhalten kann. Mit kühnem Sprung von irgend einem Ausgangspunkt sich in die Höhen der Spekulation zu wagen, betrachtet sie jetzt als sinnlos. Es gilt sich zunächst zu besinnen, welche mögliche Aufgabe einer Philosophie der Natur zufallen kann und sich methodologisch umzutun nach den zulässigen und zuverläßlichen Mitteln zur Lösung der gestellten Aufgabe. Insbesondere muß das Verhältnis zwischen Naturwissenschaft und Naturphilosophie klargestellt werden; kurzum, es sind zur ersprießlichen Inangriffnahme naturphilosophischer Arbeit eine Reihe wichtiger Vorfragen zu lösen. Einen beachtenswerten Beitrag hierzu liefert Otto Freiherr v. d. Pfordten in seinen ‚Vorfragen der Naturphilosophie'.* Die wissenschaftliche Berechtigung einer Naturphilosophie wird, allerdings für die grundlegende Wichtigkeit dieser Frage etwas kurz, in der Einleitung erörtert. Gewiß ist, daß sich eine Trennung zwischen Empirie und Spekulation niemals wird vollziehen lassen, daß beide Geistestätigkeiten ineinandergreifen, ‚um wie Kette und Einschlag das Gewebe der Wissenschaft zu erzeugen.' Darüber herrscht heute unter den Führern in der Naturforschung eigentlich kein Streit mehr, wäh-

* Heidelberg, Karl Winters Universitätsbuchhandlung. Mk. 3.80.

rend die führenden Erkenntnistheoriker längst überwältigend nachgewiesen haben, wie spekulativ belastet schon die einfachsten Begriffe sind, mit denen die Positivisten der Machschen Schule arbeiten. Gerade aus den Kreisen der modernen Forscher auf naturwissenschaftlichem Gebiete sind naturphilosophische Überlegungen zuerst wieder an die Resultate der Forschung geknüpft, ist das Interesse für tätige Naturphilosophie wieder wachgerufen worden, während die eigentlichen Fachphilosophen sich zurückhaltend verhielten. Darin liegt allerdings die Gefahr, daß die Spekulation, wenn auch auf der induktiven Grundlage des Erforschten, durch Experiment Erprobten, doch nicht kritisch genug im logisch-erkenntnistheoretischen Sinne verläuft, daß sie allzu kühn werde. Für die philosophische Bearbeitung des von der Forschung Gebotenen bedarf es einer gründlichen philosophischen Schulung. In dem langen, sieben Kapitel umfassenden erkenntnistheoretischen Teil hat v. d. Pfordten den Mut, für die Naturphilosophie dasjenige als Fundament zu verlangen, was stillschweigende Voraussetzung aller naturwissenschaftlichen Forschung war und noch ist; nämlich den erkenntnistheoretischen Realismus, nicht den naiven, aber Realismus; er hat den Mut zur Transzendenz. Wer den Stand und die Strömungen innerhalb der speziellen Erkenntnistheorie und Logik überblickt, weiß, was das heißt. Er geht die erkenntnistheoretischen Standpunkte der eigentlichen Vertreter der Einzelwissenschaften durch von Helmholtz bis Poincaré, und weist überzeugend die Schwächen und Widersprüche ihrer Äußerungen nach. Indessen zeigt sich leider hier schon auch bei ihm der erhebliche Mangel, daß er die logischen Termini nicht genügend klarstellt vor dem Gebrauch. Der Ausdruck ‚Phänomenalismus' ist lange nicht so eindeutig bestimmt, wie der Verfasser anzunehmen scheint. Auch Denker wie Rickert, Windelband u. a. lehnen jeden Phänomenalismus ab, ob sie auch zu dem von dem Verfasser geforderten Realismus sich nicht bekennen mögen. Es ist mit besonderem Nachdruck von Edmund Husserl in seinen ‚Logischen Untersuchungen' darauf hingewiesen worden, daß wir immer noch gar sehr unter der schillernden Vieldeutigkeit von Begriffsbezeichnungen leiden. Ehe man so vieldeutige Worte, wie ‚Natur', ‚Gesetz', ‚Kraft', ‚Energie', ‚Wert' usf. niederschreibt, sollte man sie sozusagen dreimal umdrehen und sich fragen, ob in diesem Zusammenhang der Terminus genügende Klarheit und eindeutige Bestimmtheit besitzt. Auch die Untersuchungen über den Erkenntniswert der chemischen Synthese sind, obzwar sehr beachtenswert, für mich in ihrer Triftigkeit nicht überzeugend. Es ist nicht einzusehen, daß der Chemiker die Transzendenz mehr benötige als der Physiker, Biologe und Psychologe, daß ihm die Synthese einen unmittelbaren Einblick in die Verhältnisse des ‚Dinges an sich' gewähre, während andere sich nur mit Verhältnissen der Dinge oder Erscheinungen befassen. Sind die chemischen Reaktions- und Verbindungserscheinungen etwas anderes als Verhältnisse der Dinge zueinander? Nein, das Problem der Transzendenz kann nur auf dem Boden der Erkenntnistheorie selbst gelöst werden, hier kann nur die transzendentale Logik sich selbst korrigieren. Sehr beachtenswert ist dagegen wieder die vom Verfasser aufgestellte Theorie des Konformismus, die den alten Gedanken in neuer Form und mit neuen Belegen bringt, daß unser Erkennen zwar niemals absolute Identitäten ergibt, wohl aber Konformitäten mit dem hinter der erscheinenden Wirklichkeit verborgenen Wesen. Auch der Lippsche Gedanke wird hier gestreift, daß unser erkennendes, bewußtes Ich mit dem wahren Sein der Dinge wesensverwandt sein muß. Ein entschiedener Dualismus wird verlangt, und es ist dafür belanglos, ob man ihn als eine Kategorie unseres

Denkens bezeichnen will, genug, daß er für unser Welterfassen gültig ist, Wahrheitswert besitzt. Es würde hier zu weit führen, wollte ich alle einzelnen Kapitel nach ihrer Bedeutung würdigen, obwohl die volle Würdigung dieser gedankenreichen, naturphilosophischen Vorarbeit nur auf diese Weise möglich wäre. Die einzelnen Kapitel enthalten noch viele wichtige Einzelheiten, aber auch vieles Problematische und Uneindeutige. Soviel ist gewiß, zur gedeihlichen Entwicklung der Naturphilosophie bedarf es gründlicher erkenntnistheoretischer Überlegungen.

Nur von stiller, tiefgehender Einzelarbeit kann etwas Gründliches erhofft werden, und es ist eine Gefahr, wenn hier ‚nur geistreiche' Köpfe an die Arbeit gehen, um in kühnem Wurf ein rundes System der Naturphilosophie vor die Augen der erstaunten Gelehrtenzunft zu stellen. Ein ähnlicher Wurf ist versucht von Hugo Marcus, ganz ohne begriffsklärende und zielbestimmende Vorarbeit. Das Buch führt den merkwürdigen griechisch-lateinischen Namen ‚System des Monopluralismus' mit dem Untertitel ‚Grundzüge einer analytischen Naturphilosophie und eines A B C der Begriffe im Versuch.'* Die zweite Hälfte des Untertitels kann nicht ganz ernst gemeint sein, denn über Begriffe und ihre Bedeutung bekommen wir herzlich wenig, nahezu nichts zu hören. Ebenso trifft auch die Bezeichnung ‚Naturphilosophie' nicht ganz zu, man müßte denn auch alle Gebiete der Kulturwissenschaft, also die schroffsten Gegensätze zur Natur, mit einbeziehen. Fast über alle Wissensgebiete wird ungefähr gleichviel ‚philosophiert' und ein jedes unter dem Blickpunkte seiner ‚Monopluralität' beleuchtet.

Eine Reihe von Grundgegebenheiten, Kategorien, wird aufgestellt, ohne daß wir erfahren, wie sie gewonnen sind, was sie logisch für einen Wert haben. Wie die Vorsokratiker aus einem Grundstoff, so baut der Verfasser die Welt der Mannigfaltigkeit aus seinen Gegebenheiten auf, ohne zu bemerken, daß man aus reinen Abstraktionen eine Welt ehrlicher Wirklichkeit eigentlich nicht gut konstruieren kann. Man fühlt sich hier in Platos Parmenides versetzt, wo das Eine und Viele sich in ihren logischen Konsequenzen kraus verschlingen. Daß in der Welt — nicht nur in dem, was wir Natur nennen — eine Vielheit und Einheit sich allenthalben findet, ist ein alter Gedanke; aber daß die gesuchte Einheit in diesem Zugleichsein, das der Verfasser seltsamerweise ‚Antinomie' nennt, bestehe, darauf ist allerdings noch niemand verfallen, aus dem einfachen Grunde, weil noch niemand glaubte, Einheit und Vielheit zugleich sei auch eine Einheit, oder die Tatsache der ‚Monopluralität' an sich besitze einen Erkenntniswert.

Das Buch will eine Überwindung des Monismus sein. Gewiß kann die echte Naturphilosophie diese bringen. Aber ich glaube, nicht einmal der letzte von den Anhängern des Häckelschen Populärmonismus wird sich durch das ‚System des Monopluralismus' überwunden fühlen. Wenn der Laienwelt durch den einsamen Nachzügler Häckel und seine Jünger ein falscher Begriff von der Leistungsfähigkeit der Naturwissenschaft und der Wissenschaft überhaupt, für die andern Lebenswerte aber eine Unterschätzung beigebracht worden ist, so ist hiergegen schon ein gründliches Gegengewicht die wichtige naturphilosophische Vorfrage nach den Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung, die gegenwärtig in philosophischen Gelehrtenkreisen lebhaft debattiert wird. Hier gilt es mitzuarbeiten. Denn schließlich kommt die Überwindung des Monismus und Positivismus nicht durch die populärphilosophische Gegenliteratur, sondern von oben.

Karl Adolph.

* Konkordia, Deutsche Verlagsanstalt, Berlin. 1907. Mk. 4.—.

Pädagogik.

Pädagogik eine Wissenschaft? Es war an einem schönen Augusttag vor wenig Jahren; ein wolkenloser tiefblauer Himmel hatte sich über Salzburg aufgetan. Da bin ich hinausgewandert gen Mülln, zu einem schlichten sauberen Landhaus, nahe dem reizvollen Kirchlein und bin eingetreten in die Werkstätte des größten meiner Zunft, bei Otto Willmann. Wir saßen beisammen in seiner Studierstube, die in den ‚Ruhe'tagen des Meisters neue Arbeit füllt. Und in diesem traulichen Raum ist mir noch einmal die Schönheit des unendlichen Himmels aufgegangen, wie ich sie im Herweg freudevoll geschaut, mit dem Blick in die Weite unserer Berufsarbeit, die geleistet ist und noch weiter zu betreiben sein wird.

Ich verwies mit einem Dankeswort auf die ‚Didaktik als Bildungslehre', dieses groß angelegte Werk, das schon bei Lebzeiten des Meisters den Ruf der Klassizität sich erworben hat, und bedauerte nur die schwere Fassung, die dieses Edelgestein gefunden hat. Wie viele katholische Lehrer, denen allen die Vertiefung in die ‚Didaktik' zu wünschen wäre, lassen sich durch die harte Schale abhalten, bis auf den Kern zu dringen! Da hörte ich zum erstenmal den Grund, warum die Didaktik gar so schwer verständlich aufgebaut ist.

Willmann hat dieses Werk geschaffen als Professor für Pädagogik an der Prager Universität, um zu beweisen, daß die Pädagogik wirklich eine Wissenschaft ist. Mit dem ganzen wissenschaftlichen Apparat — um nicht zu sagen Raffinement — hat er die pädagogische Theorie und Praxis dargestellt. Der Leserkreis, an den er zunächst dachte, waren die Prager Universitätsprofessoren, Männer, die mit gründlicher wissenschaftlicher Bildung ausgestattet, eine tiefe philosophische Darstellung finden wollten, wenn sie sich vom wissenschaftlichen Charakter der Pädagogik überzeugen wollten.

Der Eindruck, den die Didaktik machte, war denn auch ein großartiger; gar mancher, der vorher zweifelnd beiseite gestanden, hat sich der Gewalt der Darstellung und dem wissenschaftlichen Aufbau gläubig beugen müssen und den Charakter der Wissenschaft der Pädagogik zugesprochen.

Willmann ist allerdings zu bescheiden, dies zuzugestehen; wir plauderten daher weiter von anderen, die auch an die wissenschaftliche Darstellung der Pädagogik gingen, besonders von den Herbartianern, denen Willmann die erste junge Liebe treu gehalten, von dem Verfasser der ‚Pädagogik in systematischer Darstellung', Prof. W. Rein, mit dem Willmann gegenseitige Sympathien immer zusammengehalten haben und von den verschiedenen Praktikern, die auf solidem, wissenschaftlichem Boden in der lebensvollen Praxis bauen.

An jenes Zusammentreffen und die ernste Plauderei mit dem Altmeister christlicher Pädagogik habe ich inzwischen oft gedacht, wenn ich wieder Angriffe auf die Pädagogik und wegwerfende Ableugnung ihres wissenschaftlichen Charakters hören mußte.

Aber noch eine andere Episode tritt dabei in die Erinnerung zurück, die an die Schlußworte bei Willmann anknüpft Einige Monde nach der geschilderten Begegnung, an einem jener Oktobertage, die uns die Schwere des Erntesegens so recht fühlen lassen, fuhr ich, vorbei an den Bergen des Frankenlandes, dem Norden zu. Am andern Morgen stand ich im Auditorium maximum der Berliner Universität, bei der Eröffnung des 1. Kongresses für Kinderforschung und Jugendfürsorge. Geheimrat Professor Dr. Münch entwickelte in großen Zügen die Aufgaben in der Anwendung der wissenschaftlichen Pädagogik auf die lebensvolle Praxis und dann sprachen Meumann, der Experimentalpädagoge, Rein, der Inhaber des Jenenser Lehr-

stuhls für Pädagogik, Ufer, Trüper, Heller, Kemsies, Dr. Pabst, alle die wohlbegründete Theorie auf ein Gebiet der Praxis anwendend. Ich selbst habe ein praktisches Problem, das der Schwachsinnigenerziehung auf Grund exakter Untersuchungen zu behandeln versucht.

Als ich am Abend zusammensaß mit den genannten Trüper, Dr. Pabst und weiter mit Seminardirektor Dr. Andreae, dem Psychopathologen Dr. Spitzner, dem Mannheimer Schulrat Dr. Sickinger, und als jeder von den reichen erziehungspraktischen Erfolgen erzählte, aber auch von der wissenschaftlichen Vorarbeit, die nicht versäumt werden dürfe, da ist mir klar gewesen, daß ihre Erntearbeit ohne die läuternde Sonnenglut der Wissenschaft so wenig möglich gewesen wäre, als die Frankentrauben hätten reifen können, ohne des Sommers Hitze.

Aus der Tafelrunde heraus wurde ausgesprochen, es wäre doch ein gutes Omen, daß die Universität der Reichshauptstadt den spezifisch-pädagogischen Kongreß in ihren Hallen aufgenommen habe, die Erkenntnis werde doch immer mehr allgemein, daß der Theorie der Erziehungsarbeit der wissenschaftliche Charakter nicht fehle.

Inzwischen hat man es freilich gar mannigfach wieder anders gehört. Die Universitäten Bayerns haben geglaubt, der Pädagogik den wissenschaftlichen Charakter absprechen zu sollen. Aber in solch schweren Zeiten fehlt gewöhnlich der Trost nicht, und er ist auch diesesmal gekommen. Während ich diese Erinnerungen niederschreibe, legt mir die Post Meumanns ‚Vorlesungen zur Einführung in die experimentelle Pädagogik' auf den Schreibtisch. Ich schlage auf und lese:

‚Die Pädagogik ist weder „angewandte Psychologie" noch angewandte Ethik, Logik oder dergleichen; sie ist unzweifelhaft eine selbständige Wissenschaft: die Wissenschaft von den Erziehungstatsachen. Mag sie noch soviel von den Resultaten der allgemeinen Psychologie, Pathologie, der Kinderforschung, Logik, Ethik, Ästhetik für ihre Zwecke gebrauchen, sie rückt doch alle diese Resultate unter einen neuen, nur von ihr angewandten Gesichtspunkt: den der Erziehung und infolgedessen verändern sich auch alle scheinbar psychologischen, ethischen und anderen Probleme, wenn sie zu Erziehungsfragen werden... Die Pädagogik ist daher ebensowenig angewandte Psychologie, wie die Physik angewandte Mathematik oder die Biologie angewandte Chemie und Physik ist. Sie gleicht in ihrer weiten Benutzung anderer Wissenschaften vielleicht am meisten der Geographie, die auch in der Lage ist, die Resultate fast aller anderen Wissenschaften benutzen zu können und doch eine selbständige Wissenschaft bleibt.' (S. VIII f.)

Kommen noch einige ähnliche Werke wie Willmanns ‚Didaktik', Reins ‚Pädagogik in systematischer Darstellung' und Meumanns ‚Vorlesungen', dann müssen wohl allmählich allen die Augen aufgehen, und man wird dann von jener entschwundenen Zeit reden können, wo die Pädagogik darauf angewiesen war, als jung aufstrebende Kraft sich erst ihren ‚Platz an der Sonne' zu erobern.

F. Weigl.

Literatur.

Hebbels Briefe liegen nun als dritter Teil der mustergültigen Gesamtausgabe R. M. Werners in acht Bänden vereinigt vor* und ermöglichen gar manchen neuen Einblick in die unerschöpfliche, überströmende Gedankenfülle dieses an Eigenart wie an Seltsamkeit gleichermaßen so reichen Geistes. Für Hebbel war das Briefschreiben weit mehr als die Erledigung einer Korrespondenten-

* Berlin 1904–1907. B. Behrs Verlag. Mit wertvollen Nachträgen und umfassendem Register. Durch diese kritisch-historische Ausgabe ist nun Bambergs Ausgabe von 1890—1892 nebst den Werner'schen beiden Nachtragbänden von 1900 veraltet.

pflicht oder ein wohltuender gegenseitiger Gedankenaustausch; ihm war es oft genug und zumal in seiner Werdezeit die notwendige Entladung innerer Spannungen, Ausbruch eines Denktemperaments, das so manche Ideen nur ausspricht, um sie einmal vom Herzen zu haben, gleichgültig ob es sie selbst in nächster Überlegung noch für richtig halten könnte, und gleichgültig auch, ob sie der andere, der Briefempfänger, wirklich zu fassen vermag.

Solche Briefe sind eigentlich nicht für die Öffentlichkeit bestimmt und Hebbel sagt das auch gelegentlich selbst. Was ihm aus seinen Briefen des geistigen Fortlebens wert schien, hat er stets mit emsiger Ausführlichkeit alsbald seinen Tagebüchern eingereiht und aus deren Geistesschatz wurde deshalb auch vornehmlich von uns geschöpft, als es Hebbels Welt- und Kunstanschauung, wie sie ihm selbst eigentlich vorschwebte, zu schildern galt (im Oktober- und Novemberheft 1904 des ‚Hochland'). Um so größer aber ist der Reiz der Briefe, wie sie nun vorliegen, für den nach innerlichsten Ursachen und Veranlassungen spürenden Psychologen, der ja grade aus den unabsichtlichen und unbefangensten Seelenäußerungen oft seine wichtigsten Schlüsse ziehen muß.

Über den Dichter, wie über den Menschen Hebbel geben diese Briefe, wenn man sie nun so im wohlgeordneten Neben- und Nacheinander auf sich wirken läßt, eine Menge neuer, folgenreicher Einsichten. Es ist merkwürdig, wie sehr bei Hebbel der Mensch im Dichter aufgeht, nachdem er nur einmal — durch die Heirat mit Christine Enghaus — die äußere Möglichkeit gewonnen hat, sich ganz seinen Werken zu weihen. Seit 1846 (also vom Schluß des dritten Briefbandes an) findet sich kaum ein Schreiben eigener Initiative mehr, das nicht irgendwie dem Werden oder dem Wirken und Zurgeltungbringen seiner Dichtungen gewidmet wäre. Die Menschen, mit denen er umgeht, sind ihm meist nur noch ein Mittel hierzu; er nennt sich selbst einen ‚Menschenfresser'. Auch die großen Vorgänge in der Welt draußen berühren ihn, soferne er nicht für seine Zwecke daraus lernen kann, wenig mehr: Während der letzten die Wiener Unruhen beendenden Kanonade dichtet er auf der Straße an ‚Herodes und Mariamne' weiter. Für das Literaturleben um ihn hat er wenig direktes und förderndes Interesse: Dingelstedt, Holtei, Kühne u. a. weiß er als Theaterdirektoren oder Herausgeber von Zeitschriften zu schätzen; Otto Ludwig dagegen, Geibel, Mörike und sonst mancher ebenbürtige Bruder in Apoll sind ihm gleichgültig oder geradezu verhaßt. Solches Verhalten rechtfertigte Hebbel vor sich selbst durch den hohen Beruf, den er seinen eigenen Werken und aller hohen Kunst zuspricht. Es war ganz gewiß kein niederer Egoismus, der ihn so schroff und ausschließlich werden ließ, sondern die Überzeugung, als Dichter der traumgestaltende Vorausempfinder einer höheren und besseren menschlichen Ordnung zu sein. Ihm war jedes Werk, — und eben hierdurch fühlte er sich von der überhandnehmenden Vielschreiberei ringsum abgestoßen — ‚Ergebnis eines mehr oder minder bedeutenden Lebensprozesses' und zwar nicht nur eines individuellen, sondern eines solchen, in dem der Dichter an sich selbst den Puls der Menschheit fühlt. Die streitsüchtige Tendenzpoesie des Jungen Deutschland stößt ihn trotz mancher Geistesverwandtschaft deshalb so sehr ab, weil er nicht niederreißen, sondern aufbauen, alle ‚Nacht in Morgenrot auflösen' will. In einer erst jetzt bekannt gewordenen höchst bedeutsamen Selbstschilderung, die Hebbel dem französischen Schriftsteller Saint René Taillandier für dessen Aufsatz in der ‚Revue des deux mondes' zur Verfügung stellte (Briefband VIII, S. 32 ff.), bezeichnet Hebbel im Jahre 1852 sein Hoffen auf die Zukunft und sein eigenes dichterisches Mitarbeiten an ihrem Werden also: ‚Ich lebe und sterbe der Überzeugung,

daß die Welt sich zu reineren und höheren Formen durcharbeiten wird, wenn auch nicht auf dem Wege des Communismus und der dissoluten, alles auflösenden Kritik; die Bildung wird von selbst dazu führen, aber freilich verstehe ich unter Bildung nicht die freche Entwicklung einer einseitigen Verstandes-Richtung, deren traurige Frucht eben das gegenwärtige zentrumslose Chaos ist, sondern die reine Entfaltung des ganzen Menschen, die nach meiner Überzeugung in der Pietät wurzelt und mit ihr schließt, da ohne diese die Emanzipation des Atoms in der Gestalt des schrankenlosesten Egoismus ja nicht ausbleiben kann, ein solcher Egoismus sich aber doch hoffentlich nicht für die Spitze der Menschheit ausgeben will. Vielfach bin gerade ich in meiner Weltanschauung gemißdeutet worden; zum Teil, weil die Wenigsten es begreifen, daß das Drama mit dem Kreis wohl schließen, aber doch mit der krummen verbogenen Linie anfangen muß; zum Teil aber auch, weil ich persönlich im Leben Gottes Menschen grade so behandle wie die des Dichters, und ebensowenig, wie ich, wenn ich den Shakespeare lese, die Herren Percy, Othello, Falstaff und Hamlet auf andre Gedanken zu bringen suche, im Umgang den Prediger oder den Bekehrer spiele. Die ruhige, objektive Hinnahme eines Individuums in seinem Tun und Lassen wird auf untergeordneten Bildungsstufen nur zu leicht für Übereinstimmung gehalten.'

Sehr bemerkenswert ist auch die Charakteristik des literarischen Publikums, die Hebbel im gleichen Briefe gibt. Die Erfahrung habe ihm gezeigt, daß seine Dramen nur dann einen sicheren Bühnenerfolg hatten, wenn sie dem Publikum bereits aus der vorherigen Lesung vertraut waren:

‚Ich halte diesen Umstand für ein Zeichen der Zeit, insoferne man in unseren Tagen nämlich, durch Effekt-Hascherei und Pointen-Jagd verwöhnt und verdorben, die Fähigkeit, sich einem organisch gegliederten Gebilde mit Vertrauen auf die endliche Lösung eines rätselhaften Prozesses hinzugeben, im allgemeinen verloren hat, und nur, wenn man voraus weiß, daß man ein solches erwarten darf, die nötige Unbefangenheit und Hingebung mitbringt.' Derartige Briefstellen sind nicht nur für das Verständnis von Hebbels Werk von Bedeutung, sondern ganz allgemein lehrreich für das rechte Verhalten zur Dichtkunst. —

Daß bei Hebbel der Mensch so ganz im Dichter aufgeht, geschieht freilich doch nicht ohne einen Eintrag am Menschlichen, der dann auch in den Werken notwendig zu Gewaltsamkeiten führt. Hebbel erlangt seine innere Festigung nur mit Hilfe einer gleichzeitigen Verhärtung; in keiner anderen Lebens-Krisis wird dies so deutlich als in seinem Verhalten zu Elise Lensing, von der er sich nach langjähriger Gewissensehe (so nennt er oft selbst das Verhältnis) lossagte. Leider sind grade die Briefe aus der Scheidungszeit durch F. Bamberg vernichtet worden, dem verstorbenen Freunde zu Gefallen. Was aber aus der vorausgegangenen Zeit erhalten blieb, spricht entschieden mehr für Elisen; gerade ihr hat Hebbel in herrlichen Briefen sein ganzes Fühlen und Denken offenbart wie fürderhin keinem anderen Menschen mehr und ihr darin auch eine einzigartige Achtung und Verehrung gezollt, die in dem Ausdruck ‚Schutzengel meines Lebens' nur eine schwache Zusammenfassung findet. Wenn er daher nach der Lösung an Gurlitt schrieb, ‚seine Korrespondenz werde es dereinst bezeugen', daß jenes Verhältnis jahrzehntlang seinen Horizont verfinsterte, so täuscht er sich selbst über die Beweiskraft dieses Zeugnisses. Hebbels Verhalten läßt sich aus seiner Notlage begreifen und einigermaßen entschuldigen, aber nimmermehr billigen gegenüber einem Wesen, dem er einstmals schrieb: ‚Gegen Dich bin ich wahr, so wahr wie gegen mich

selbst; man kann es sein gegen einen umfassenden Geist, man muß es sein gegen ein umfassendes Gemüt.' Dieses höchste Wahrsein gegen sich und andre hat Hebbel sonst in seinen Briefen nur selten noch geübt; es fehlt in ihnen sogar keineswegs an Selbstwidersprüchen und zweckbewußten Entstellungen, als deren Motive dann Stolz oder Ehrgeiz kenntlich sind. Hebbel war sich der Mängel seines Charakters auch wohl bewußt und hat sich oft genug gegenüber Elisen als den geringeren an selbstloser Güte bekannt. Eben darum soll man ihn nicht, wie mancher blinde Verehrer, zum makellosen Heroen machen wollen, sondern als einen Menschen verstehen, dem nichts Menschliches fremd blieb.

Der Wunsch, die Schöpfer bewunderter Werke auch nach ihrer menschlichen Seite von jedem Fehl weißzuwaschen, ist ein natürliches Nebenresultat jener kunstliebenden Begeisterung, die auf der anderen Seite so erfreuliche Früchte zeitigt und auch gar manche Gesamtausgabe von Dichterbriefen und anderen wertvollen Literaturdenkmälern erst möglich macht. Wenn aber jene Begeisterung nicht im Schwärmen verharrt, trägt sie ihr eigenes Korrektiv schließlich in sich. Wer immer Hebbels Briefe nicht nur zu gelegentlichem Naschen seiner Bücherei einverleibt, sondern sich mit einigem Überblick in sie versenkt, wird schon aus ihrem Inhalt die Mahnung zu kritischem Verständnis mit herauslesen und darum gewiß ihre geistige und menschliche Bedeutung nicht geringer schätzen.

Dr. Max Ettlinger.

Hermann Sudermann, Rosen.* Jedem, der das Schaffen Sudermanns verfolgt hat, konnte es schon lange nicht mehr verborgen bleiben, daß die Kunst dieses Dichters nur eine Scheinkunst ist, und daß er uns auch selbst in seiner Art wohl kaum noch etwas zu offenbaren hat. Und wirklich enttäuscht denn auch der neueste Einakterzyklus in dieser Hinsicht nicht. Es ist der allbekannte Theatraliker Sudermann, der aus den vier Werken spricht.

Zum zweiten Male beschert uns Sudermann einen Einakterzyklus. Während er uns aber in den ‚Morituri', namentlich in ‚Teja', wohl seine besten Werke schenkte, geht es in den ‚Rosen' weiter bergab auf der abschüssigen Bahn, auf die er schon in ‚Sodoms Ende' geraten und auf der er im ‚Blumenboot' in voller Fahrt war. Der Titel Morituri war ein innerlich berechtigter — waren doch die Helden Totgeweihte —, aber der Titel Rosen ist ganz äußerlich und willkürlich von den Rosen hergenommen, die nach des Dichters Willen die Regie in jedem der Stücke zu verwenden hat. Im ersten Drama ist ‚der ganze Raum mit Rosen geschmückt. Jeder Platz, der Blumen tragen kann, ist mit Rosen bedeckt'; im zweiten Drama steht auf dem Schreibtisch ‚eine schlanke Vase mit dunklen Rosen'; im dritten Drama haben wir ‚einen mit Blumenschmuck beladenen Sarg' und die tief verschleierte Dame, die ‚einen Strauß weißer Rosen in der Hand hält'; im vierten Drama endlich stehen Blumen auf den Tischen, die ferne Prinzessin wirft ‚schluchzend dem Sänger nieder die Rose von ihrer Brust', und die anwesende Prinzessin ‚reißt eine von den Rosen der Garnitur herunter', hier haben wir also gar künstliche Rosen. In den vier Dramen sind also hinreichend Rosen, einen Kranz daraus zu winden, den Einakterzyklus. Denn die Rosen sind das einzige Gemeinsame der grundsätzlich verschiedenen vier Stücke. Oder sollte Sudermann im Ernste die vorgeführten Frauengestalten als Rosen symbolisieren wollen? Daran wage ich nicht zu glauben. Wenn man ja auch von Sudermann viel gewohnt ist, eine solche Geschmacksverirrung traue ich ihm doch nicht zu.

Doch was sagen uns die vier Dramen: ‚Die Lichtbänder', ‚Margot', ‚Der letzte

* Vier Einakter. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. Stuttgart und Berlin 1907. 1.—10. Aufl. 192 Seiten, geh. 3,00 M., geb. 4,00 M.

Besuch' und ‚Die ferne Prinzessin'? Der Titel des ersten Dramas ist eben so abgeschmackt wie der Gesamttitel: ‚Durch die schief gestellten Jalousiebretter der Tür und des rechten Fensters dringen als Lichtbänder die Sonnenstrahlen in das Halbdunkel des Raumes.' In diesem Raume, dem Pavillon eines Schlosses, vollzieht sich der letzte Akt eines Ehebruchsdramas. Pierre, ein Bursche von zwanzig Jahren, hat mit der etwa fünfundzwanzigjährigen Julia, der Frau des vierzig Jahre alten Wittich, Ehebruch getrieben und sie in dem Pavillon, der seit Jahren verlassen steht, untergebracht. Doch ist er ihrer fast schon wieder überdrüssig. Der Gatte Juliens, der das Treiben seiner Frau ahnt, kommt hinzu, es gibt einige geradezu possenhafte Auftritte; Wittich will Julia verzeihen, wenn sie den Verkehr mit Pierre abbricht, findet sie aber hierzu nicht bereit. So ersticht er sie. Also nichts als eine abgeschmackte Ehebruchsgeschichte, ganz oberflächlich behandelt, ohne den Versuch irgend einer Motivierung. Was Julia gegen ihren Mann hat, erfahren wir nicht. Oder soll etwa in den Worten Julias: ‚Du weißt doch, wie ich nach Rosen lechze. Von Kartoffeln allein wird man nicht satt. Rosen will ich. Daß ich Rosen will, das kannst du doch verstehen' eine Andeutung eines Problems — das Verhältnis des alten Mannes zur jungen Frau — liegen? Das scheint mir nicht wahrscheinlich. Denn zu dieser symbolischen Auffassung passen Julias übrige Worte über ihre Liebe zu den Rosen nicht.

In ‚Margot' versucht Sudermann das Leben eines Mädchens, das in jungen Jahren von einem Wüstling vergewaltigt worden ist, von diesem Zeitpunkte an psychologisch zu entwickeln. Außer den Beteiligten wissen von dieser Vergewaltigung nur Margots Mutter und der Rechtsanwalt Dr. Ebeling. Die Mutter will den Verführer zwingen, Margot, die seit dem Vorfall eine strenge Erziehung erhalten hat, zu heiraten. Der Verführer ist aber selbst verheiratet. Den Bemühungen Ebelings gelingt es, diese Ehe zu lösen, aber nun will Margot den Wüstling nicht heiraten. Die Mutter sucht bei dem Rechtsanwalt Rat und Hilfe, erfährt aber von ihm, daß er Margot liebt. Er, der schon einmal unglücklich verheiratet war, bittet um Margots Hand. Mit dieser hat er eine längere Auseinandersetzung, in der Sudermann uns das ganze Innenleben dieses Mädchens enthüllt; wenigstens will er das, aber das hier Geschilderte ist nicht die Psychologie eines streng erzogenen Mädchens, — für die Vergewaltigung ist Margot ja nicht verantwortlich zu machen — sondern höchstens einer Straßendirne. Nach all dem Widerwärtigen, das wir hier hören, können wir es Margot nicht glauben, daß sie ihre Worte ‚wenn wir uns wiedersehen, werden sie (nämlich ihre Hände) rot und häßlich sein' wahr machen wird, daß sie sich also durch eifrige Arbeit aufrichtet.

‚Der letzte Besuch' gibt einige Szenen am Sarge eines Rittmeisters, der im Duell einer verheirateten Frau wegen gefallen ist. Diese Frau, die ‚ungenannte Dame', kommt, um dem Toten einen Strauß weißer Rosen auf den Sarg zu legen. In Wahrheit ist es ihr aber wohl hauptsächlich darum zu tun, die Briefe, die sie an den verstorbenen Rittmeister geschrieben hat und die sie vielleicht kompromittieren könnten, wieder zu erlangen. Nachdem sie diese vergeblich in dem betreffenden Fach des Schreibtisches gesucht hat, erscheint Daisy, die siebzehnjährige Tochter des Trainers des verstorbenen Rittmeisters, und händigt ihr die Briefe aus. Die Erklärung, wie sie zu denselben gekommen, hören wir bald. Sie fordert die Dame auf, die für den Rittmeister bestimmten Rosen wieder mitzunehmen, da sie nicht auf den Sarg gehörten. Erstaunt über diese Frechheit sagt die Dame entrüstet zu Daisy, sie benehme sich ja, als sei sie die Hausfrau. Daisy erwidert: ‚Das bin

ich auch. In der Nacht vor seinem Tode bin ich — seine Frau geworden,' worauf alle in ‚langes Schweigen' versinken. Das hätte keiner von ihnen erwartet und — wir auch nicht, wenigstens nicht bei dem rätselhaften Wesen Daisys im ersten Teile des Dramas. Was soll nun das ganze Stück? Soll es ein Thema der ‚Ehre', die Unsinnigkeit des Duells, wieder aufnehmen, soll es uns klar machen, daß der sich wegen eines Weibes Duellierende oft nur für ein Phantom, dem er innerlich längst fremd ward, kämpft? Die Antwort hierauf gibt uns Sudermann ebensowenig als eine andere. Es steckt eben schließlich überhaupt nichts hinter dem Ganzen.

‚Die ferne Prinzessin' ist eine harmlose Dramatisierung eines allerdings ziemlich unbedeutenden Stoffes. Der cand. phil. Strübel schwärmt für eine ferne Prinzessin, die er durch ein Fernrohr an einem Fenster des Schlosses beobachtet. In Wirklichkeit ist es aber nicht die Prinzessin, sondern höchstens eine Näherin. Die wirkliche Prinzessin kommt zu dem Gasthof, in dem das Fernrohr aufgestellt ist. Sie hat unerkannt eine Unterredung mit Strübel, der ihr von seiner fernen Prinzessin vorschwärmt, von der er gerne eine Rose haben möchte. Schließlich erfährt er, wen er vor sich hat. Sie will ihm die Rose geben, die er von der fernen Prinzessin ersehnt, aber Strübel ‚(will sie ergreifen, läßt aber die Hand wieder sinken): Bei der fernen da — (weist hinunter) hätt's gestimmt, bei der — (schüttelt den Kopf, leise, ergriffen) nein, danke, — lieber nicht! (Verbeugt sich. Ab)' Irgend einen tieferen Wert hat das Stück nicht.

Rein künstlerisch bedeuten diese vier Einakter so gut wie gar nichts. Gott sei Dank stellen wir doch höhere Anforderungen an die Kunst, so daß wir solche Machwerke entschieden ablehnen müssen. Und auch das Theaterpublikum jauchzt solcher Scheinkunst nicht mehr zu. Bei der ersten Aufführung am Wiener Burgtheater am 3. Oktober, wo ‚Margot', ‚Der letzte Besuch' und ‚Die ferne Prinzessin' aufgeführt wurden, hinterließen diese Einakter einen sehr ungleichen Eindruck; das Publikum stand den Vorgängen auf der Bühne ziemlich teilnahmslos gegenüber. Auch bei der Erstaufführung in Deutschland, die am 26. Oktober in Stuttgart stattfand, bei der alle vier Stücke über die Bretter gingen, war der Erfolg ein äußerst geringer. Das erste Drama, die Lichtbänder, wurde sogar förmlich ausgezischt. Sudermannsche Scheinkunst scheint sich eben überlebt zu haben.

Dr. Otto Hindrichs.

Kunst.

Die Ausstellung ‚München 1908' wird im kommenden Sommer die Freunde der Kunst und Industrie in die südliche Kunstzentrale des deutschen Reiches ziehen. Wird es unter den vielen Ausstellungen eine mehr sein? In der führenden Stadt des Kunstgewerbes veranstaltet, verspricht sie mehr, für die Tage der Ausstellung wie für die Zukunft; denn sie will ein Programm verkörpern, das für die Zukunft der Kunstindustrie und des Kunstgewerbes neue Wege weist. Es handelt sich um die ästhetische Durchdringung der Alltagskultur. Der Nutzbau, das Hausgerät, der gewöhnliche Gebrauchsgegenstand soll nicht bei der Solidität und Richtigkeit des Materials, der Technik, des Zwecks stehen bleiben, sondern ein Plus von künstlerischer Betätigung aufweisen. Damit soll aber in keiner Weise die von der ernsten Industrie kaum überwundene ‚stilechte' Stillosigkeit, in der man alles und jedes mit ‚historischen' Stilzieraten überlud und überklebte, unter irgend einer Form zu neuem Leben erweckt werden. Die Ausstellung steht vielmehr ganz auf dem Boden der modernen Errungenschaften im Kunstgewerbe. Aber sie will einen bedeutungsvollen Schritt vorwärts tun. Als eine Reaktion gegen die Trennung von Kunst-

industrie und Kunstgewerbe will sie das Recht des Künstlerischen in beiden ungeschmälert beweisen. In unserem nächsten Heft werden wir ausführlich auf Tatbestand und Ziele zu sprechen kommen und machen uns hier einstweilen die Ausführungen Franz Geigers in der neuen Zeitschrift ‚Die Raumkunst' (Heft 2, München, Verlag der ‚Raumkunst') zu eigen:

Die prinzipielle Unterscheidung zwischen Kunstgewerbe und Kunstindustrie war eine Folge der alles überschwemmenden Maschinenproduktion. ‚Nachdem es vergeblich gewesen war, gegen die Maschine und ihre ungeheure Produktionskraft anzukämpfen, lernte man sie allmählich sogar für gewisse Gebiete schätzen. Am Maschinenprodukt suchte man Qualität in schlichtexakter Materialbeschaffenheit und Zweckerfüllung. In der „technischen Schönheit und geistreichen Logik" sollten die Entwicklungsmöglichkeiten der Kunstindustrie liegen. Am kunstgewerblichen Erzeugnis dagegen suchte man die individuell belebte Handarbeit, die Lust am Fabulieren, das Ornament. Als Richtschnur für die Weiterbildung in beiden Gebieten dachte man sich das bewußte Aufsuchen der Verschiedenheiten. Diese reinliche Scheidung war von Nutzen, um jene schädliche Kunstindustrie ins richtige Licht zu setzen, die anstelle der künstlerischen Handarbeit mit Talmidekorationen aufwarten wollte... Was aber in München 1908 in letzter Linie erstrebt werden soll, ist die Beseitigung von Gegensätzen, wo bisher solche gesucht wurden. In einer durchaus gesunden Produktion verwischen sich die künstlich geschaffenen Grenzen zwischen Kunstgewerbe und -Industrie. Massenprodukte und einfachste Gebrauchsgegenstände dürfen zu gutem Material und exakt zweckmäßiger Ausführung noch eine Beigabe anmutender Schönheit erhalten, die in Gesamtform und schmückendem Beiwerk, in Form und Farbe, in der besonderen Anordnung zu Gleichem und Zugehörigem einen höheren Reiz, einen besonderen Geschmackswert darstellt. Künstlerische Gesichtspunkte sollen bei jeder Art von gewerblicher Produktion die gebührende Berücksichtigung finden.'

Der nüchterne Zweckgedanke an sich ist noch nicht Schönheit, reicht nicht aus zu einer ästhetischen Kultur. ‚Dort spricht man von Kultur, wo die Bemeisterung aller Lebensformen und -bedürfnisse soweit fortgeschritten ist, daß sie sich überall in einer freien schönen Gestaltung Ausdruck verschafft.'

Also nicht nur, was München produziert, eine lokale und kommerzielle Sache, soll auf der Ausstellung ‚München 1908' gezeigt werden, sondern eine künstlerische Durchdringung der gesamten Produktion, eine nationale und ideelle Sache. Das wird das spezifisch Münchnerische sein.

* *

Josef v. Führichs Lebenswerk, das wir den ‚Hochland'-Lesern im Septemberheft unseres vierten Jahrganges von verschiedenen Seiten vorgeführt haben, soll dem religiösen Kunststreben seiner Zeit in einem eigenen Unternehmen eingegliedert werden. Zu diesem Zwecke bittet Herr Heinrich von Wörndle in Innsbruck, Kaiser Josefstraße 1, alle Freunde des Meisters, ihm von wenig bekannten Bildern Führichs oder von Schriften über ihn Mitteilungen zukommen zu lassen. Wörndle ist als Neffe Führichs damit betraut, in dem von Kustos Dr. M. Dreger im Auftrage des ‚k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht' herauszugebenden Werke über die ‚Religiösen Romantiker Österreichs' unter anderem die Zusammenstellung der Werke Josef Ritter von Führichs und der Arbeiten über den Meister zu verfassen. Wir glauben, daß die ‚Hochland'-Leser dieser Bitte gerne entsprechen.

* *

Musik.

Wagner-Anekdoten. So betitelt sich ein geschmackvoll ausgestattetes Bändchen, das der bekannte Wagnerschriftsteller

Erich Kloß im Verlag von Schuster und Löffler (Berlin) soeben erscheinen ließ, und das eine mannigfaltige Sammlung kleiner meist heiterer Episoden aus dem Leben des Bayreuther Meisters bietet. Es wird kaum einen zweiten Künstler geben, dessen Biographie in so hohem Maße der Anekdotenbildung verfallen ist, wie die Wagners, und in der minderwertigen Wagnerliteratur hat sich eine ganze Kategorie gebildet, die lediglich mit pikantem Anekdotenklatsch arbeitet. Ganz im Gegensatz dazu steht das vorliegende Büchlein von Kloß. Der Verfasser hat es sich zum strengen Grundsatz gemacht, nur authentisch Verbürgtes aufzunehmen, und überall strengste kritische Sichtung walten zu lassen. Dies verleiht dem Schriftchen einen über das bloße Unterhaltungs- und Kuriositätsinteresse hinausgehenden Wert. Dem belesenen Kenner der biographischen Wagnerliteratur, namentlich der Briefsammlungen Wagners, wird diese Anekdotensammlung ja nicht allzuviel Neues bieten, allein für das größere Publikum bedeutet sie eine dankenswerte Gabe, einen wertvollen populären Beitrag zum Studium der so viel und schwer verkannten liebenswürdigen Menschen- und Künstlernatur Wagners.

Die Anekdotensammlung umfaßt die ganze Lebenszeit Wagners; sehr reizvoll und für die Entwicklung des Künstlers und Menschen Wagner sehr interessant sind namentlich einige Histörchen aus der Jugendzeit, so etwa einige kleine Details über das oft genannte ‚erste Trauerspiel' des Knaben Wagner. Wagner meinte davon in seiner späteren Erinnerung, es sei ungefähr aus ‚Hamlet' und ‚Lear' zusammengesetzt gewesen. ‚Der Plan war äußerst großartig; 42 Menschen starben im Verlaufe des Stücks, und ich sah mich bei der Aufführung genötigt, die meisten als Geister wieder kommen zu lassen, weil mir sonst in den letzten Akten die Personen ausgegangen wären', sagt Wagner mit fröhlicher Selbstironie in seiner autobiographischen Skizze (Ges. Schr. I, Seite 5). Der Titelheld des merkwürdigen Stückes nannte sich ‚Leubald'. Dieser Leubald wird nach seinem Tode von einem Überlebenden mit höchst unfreiwilliger Komik durch folgende Verse charakterisiert:

‚Ein Mann, der geliebt und gehaßt
Im Morde gerast
Doch machte ihn Reue verrückt,
Qual hat ihm Wahnsinn geschickt.'

An einer besonders dämonischen Stelle soll ein Lebender auf einen Geist zugeschritten sein, dessen dumpfe Grabesstimme ihm aber ein ‚Zurück' geboten habe: ‚Rühre mich nicht an, den meine Nase zerfällt zu Staub, sowie man sie anfaßt!' — Einer besuchenden Freundin soll der Jüngling auf die Frage, wieweit er mit seinem Trauerspiele sei, geantwortet haben: ‚Nun bis auf einen habe ich sie alle tot!' Doch ist diese Anekdote nicht voll beglaubigt (Kloß. Seite 29). Für Wagner den Menschen sind die zahlreichen kleinen Geschichtchen zwischen ihm und seiner jüngeren Schwester Cäcilie, genannt ‚Cile', sehr charakteristisch. Namentlich machte sich in jener frühen Zeit schon die Bereitschaft Wagners geltend, jedem der es bedurfte, nach Kräften zu helfen, sei es nun daß er einem Schulkameraden die aufs Dach geworfene Mütze mit Lebensgefahr wieder herunterholte, sei es, daß er die barfußlaufende Schwester durch brüderliche Teilung seiner Fußbekleidung vor der Unbill des Wetters schützt. Gar manche ähnliche Züge weiß unsere Anekdotensammlung aus dem späteren Leben des Meisters zu berichten; so namentlich auch von seinem Verkehr mit Dienstboten und Untergebenen, die er nie mit der stolzen Herablassung des überlegenen Herrn, sondern stets mit freundschaftlicher und väterlicher Güte und Milde behandelte: ‚In meinem ganzen Leben habe ich keinen Menschen getroffen, der für alles, was man ihm erwies, so voll Dankbarkeit war, wie er,' sagte denn z. B. eine seiner ältesten und treuesten Dienerinen, Frau Verena Stocker, genannt ‚Vreneli', von dem Meister.

Einen reizenden Zug dieser Art, dessen Erwähnung ich bei Kloß vermisse, weisen die unlängst veröffentlichten ‚Bayreuther Briefe' Wagners auf. Hier schreibt der Meister unterm 20. September 1873, während des Baus des bayerischen Festspielhauses an Freund Feustel, den ‚Kassier' des Unternehmens, folgendes: ‚Sollte ein Maurer mit zerquetschter Nase sich mit einer Karte von mir einstellen, so bitte ich ihm von meinem Baufonds ein Benefiz von 10 fl. auszuzahlen; er hat von der Grundsteinlegung an Tag für Tag an meinem Bau gearbeitet, und ist mir durch seinen Fleiß und freundliches Benehmen immer vorteilhaft aufgefallen. Er ist seit heute Abend von meinem Bau entlassen und nahm sehr anständigen Abschied.' —

Offenbarte sich der goldene Kern von Wagners bei oberflächlicher Betrachtung oft schroff und rücksichtslos erscheinender Natur in den verschiedensten Situationen und Kreisen, so trat der göttliche Humor des Meisters in ganz besonders glänzender Weise im Verkehr mit den Künstlern zu Tage. Namentlich in der Zeit der Proben zu den Bayreuther Festspielen trat nach Erledigung der ernsten strengen künstlerischen Arbeit die Fidelitas in ihr Recht. So wurde einmal bei einem Gartenfest zu Ehren der Wagnersängerin Frau Materna ein veritabler Tingeltangel etabliert, und man sah bei dieser Gelegenheit Lilli Lehmann mit dem Balletmeister Fricke ein regelrechtes Pas de deux tanzen, das von Mottl am Klavier und von Levi auf der großen Trommel begleitet wurde. Über solche lustige Improvisationen sagte dann Wagner: ‚Wir Künstler sind eine explodierende Bande; ein solcher Abend, ein solches Zusammensein ist für andere vollkommen unverständlich und wird falsch beurteilt. Deshalb bleiben wir auch am liebsten unter uns.' Ein andermal verschmähte es der Meister nicht, bei einem Künstlerfest in Wahnfried am Schlusse der Proben mit seinen beiden großen Hunden Marke und Brange einen feierlichen ‚Gänsemarsch' durch den Garten zu eröffnen, wobei alle Teilnehmer bunte Papierlaternen in der Hand hielten. (Kloß, S. 118 f.) Auch während der Proben selbst versiegte Wagners Humor nicht, namentlich wenn es galt, mit drastischer Anschaulichkeit irgend ein darstellerisches Moment zu demonstrieren. So warf sich z. B. bei einer Walkürenprobe Fräulein Scheffsky, die Darstellerin der Sieglinde bei den Worten: ‚Wehre dem Kuß des verworfenen Weibes nicht', nach Wagners Ansicht dem Siegmund (Niemann) nicht inbrünstig genug an den Hals. Wagner machte es ihr vor. Mit einem Schlage hing der kleine Wagner an des großen Niemann Halse, daß dieser beinahe schwankte; — die Fußspitzen Wagners berührten kaum noch den Boden in diesem Momente. Er sang dazu die betreffende Stelle, riß Siegmund herum und sagte: ‚Hier wechselt Ihr beide zugleich auch die Plätze.' — Wagner ließ los und sagte dann: ‚Das machen die Frauenzimmer nicht gern, sie denken, sie kriegen keinen Mann.' (Kloß, S. 112). Eine lustige Episode anderer Art ereignete sich später bei den Parsifalproben, wo der Meister dem Darsteller des Amfortas, Theodor Reichmann, der seine Aufgabe nach seinen Vorschriften sehr glücklich gelöst hatte, ein — Zehnmarkstück verehrte und dabei bemerkte, er solle es nur ruhig nehmen: Schnorr habe seinerzeit in München für den ‚Tristan' nur einen Taler bekommen. (Kloß, S. 103). Wieder ein andermal in einer Lohengrinprobe, als das Orchester eine Stelle im zweiten Akt ganz besonders schön gespielt hatte, wendete sich der Meister zu den Musikern mit den originellen Worten: ‚Sie haben das ja viel schöner gespielt, als ich es komponiert habe.' (Kloß, S. 98.)

Auch in Wagners Privatverkehr mit den Künstlern fehlt es nicht an drolligen Szenen. Als einst Anton Bruckner zu Besuch in Wahnfried weilte und von der Begeisterung der Wiener über ‚Lohengrin' erzählte, wehrte dies Wagner launig mit

den Worten ab: ‚Ach, lassen Sie das, ich kenne das, da kommt ein Schwan mit einem Ritter, das ist einmal etwas Neues und Anderes — hier trinken Sie lieber, das ist ein herrlicher Trank: Weihenstephan‘ — und dabei hielt Wagner ihm ein großes volles Glas hin — ‚auf Ihr Wohl!‘ — ‚Um Gottes willen, Meister, das kann ich ja nicht, es wäre mein Tod, ich komme soeben von Karlsbad!‘ — ‚Ach was‘, rief Wagner, ‚das macht Sie gesund, trinken Sie!‘ Und er schenkte von neuem das Glas voll, und der gute Bruckner trank und trank, trotz Jammer und Gegenwehr, die seine musikalischen Gespräche immer von neuem in komischer Weise unterbrachen. Und zu Wilhelm Kienzl, dem nachmaligen Komponisten des ‚Evangelimann‘, der als junger Musiker in Wahnfried nichts vom Buffet nehmen wollte, äußerte Wagner, indem er alles mögliche Eßbare (Fleisch, Salat, Saucen, Süßes) in unglaublicher Mischung auf dessen Teller häufte: ‚Essen Sie doch! Nur keinen Genierer nicht, sagt schon der Lateiner.‘

Doch genug der Einzelheiten. Sie sollen dem Leser Lust zur Lektüre der kleinen neuen Sammlung von Kloß machen, nicht sie ersetzen. Wagner, der Schöpfer des ‚Hans Sachs‘, der sich für sein Leben ‚den Geist einer ruhig lächelnden Resignation‘ gewonnen hat, wird dann, um die Worte des Herausgebers zu gebrauchen, während dieser Lektüre dem Leser entgegentreten, so daß der Leser zuletzt einstimmen kann in des Meisters eigene bei lustigen Scherzen schalkhaft getane Äußerung: ‚Ja, so war Wagner.‘

Dr. Eugen Schmitz.

Verschiedenes.

The Catholic Encyclopedia. Obwohl in den englischen Konversationslexiken katholische Verhältnisse und Anschauungen vielfach eine weit erheblichere und unbefangenere Berücksichtigung finden, als in den entsprechenden deutschen, entbehrte die englischsprechende Welt bisher doch eines Werkes, in dem man sich allseitig und mit unbedingter Zuverlässigkeit unterrichten konnte über alle katholischen Angelegenheiten im weitesten Sinn, über kirchliche Lehre und Ordnung, über zugehörige Organisationen und hervorragende Persönlichkeiten jeder Art, über alle einschlägigen Interessen, Leistungen, Binnen- und Grenzfragen. Ein solches Werk im großen Rahmen bieten nun die Katholiken der Vereinigten Staaten aller Welt dar und mit Fug und Recht durften sie es ein internationales nennen; denn wenn auch naturgemäß angloamerikanische Angelegenheiten besonders ausführliche Berücksichtigung erfahren, so sind doch die leitenden Gesichtspunkte echt universellkatholische und führen in der Themenwahl auch erheblich über den Interessenumkreis eines spezifischen Kirchenlexikons hinaus. Im Vorwort heißt es deshalb von dem Lexikon:

‚Es berücksichtigt auch alles, was Katholiken geleistet haben, nicht allein auf caritativem und moralischem Gebiete, sondern ebenso für die intellektuelle und künstlerische Entwickelung der Menschheit, es verzeichnet, was katholische Künstler, Erzieher, Dichter, Gelehrte und Männer der Tat auf ihren verschiedenen Gebieten vollbracht haben. In dieser Beziehung unterscheidet es sich von den meisten anderen katholischen Enzyklopädien. Die Herausgeber sind sich völlig klar darüber, daß es keine spezifisch katholische Wissenschaft gibt, daß Mathematik, Chemie, Physiologie und die anderen Zweige menschlicher Erkenntnis so wenig katholisch wie jüdisch oder protestantisch sind; aber wenn so oft behauptet wird, daß die katholischen Grundsätze ein Hindernis seien für den wissenschaftlichen Fortschritt, so scheint es nicht nur geziemend, sondern notwendig, zusammenzustellen, was und wieviel die Katholiken zu jedem Zweige der Wissenschaft beigetragen haben.‘

Universell wie Stoff und Programm ist auch der Kreis der Mitarbeiter: Von

deutſchen Namen fielen uns in dem erſten Band beſonders G. Gietmann, J. P. Kirſch, M. Spahn und O. Willmann auf. Die gute Sitte, daß jeder Beitrag mit vollem Namen gezeichnet wird, iſt ausnahmslos durchgeführt.

Auf 15 Bände mit rund 30000 Artikeln nebſt 2000 Tafeln und Illuſtrationsbeigaben iſt das ganze Werk berechnet.* In die Herausgabe teilt ſich Prof. Dr. Charles George Herbermann in New-York mit vier anderen Gelehrten. Eine ſehr anſehnliche Zahl von Gönnern und Subſkribenten hat von vornherein ſicheres und raſches Erſcheinen gewährleiſtet. Drei Monate nach dem erſten Band kommt uns bereits der zweite vor Augen, ein jeder im ſtattlichen Umfang von rund 800 Seiten, illuſtrativ wie typographiſch erſtklaſſig ausgeſtattet.

* Verlag der Robert Appleton Company, New-York; Vertrieb für Deutſchland und Öſterreich durch die Herderſche Verlagshandlung, Freiburg. Geſamtpreis je nach dem Einband 405, 525 und 975 M., pro Band 27, 35 und 65 M.

Aus dem reichen Inhalt ſeien für diesmal nur einzelne Sparten herausgehoben. Die ausgiebige Erörterung aller religiöſen und kirchlichen Fragen, ſeien ſie nun dogmatiſcher oder ethiſcher, hiſtoriſcher oder rechtlicher, exegetiſcher und nicht zuletzt liturgiſcher Natur, iſt ſelbſtverſtändlich. Bei den apologetiſchen Themen iſt auf die Zeiterforderniſſe (z. B. in dem 4½ſeitigen Artikel über Agnoſtizismus) beſonders Rückſicht genommen, auf die beſonderen nationalen Fragen z. B. in dem achtſeitigen Aufſatz über die anglikaniſchen Weihen. Beſonders glückliche und ausführliche Erörterung finden alle Themen der kirchlichen Kunſt (über den Altar z. B. finden ſich 21 Seiten mit 8 Abbildungen) und kirchlichen Geographie, die ſich in den jeweils beigegebenen Anſichten der hervorragendſten Kathedralen und Kloſterbauten verſchwiſtern. Auf weitere Einzelheiten einzugehen, wird ſich bei den folgenden Bänden noch reichlich Anlaß bieten. * *

Neues vom Büchermarkt.

Friedrich Nietzſches Werke. Taſchenausgabe. Leipzig 1907. C. G. Naumanns Verlag. Broch. M. 37.50, geb. M. 45.—.

Dieſe bereits im Februarheft 1907 vom ‚Hochland‘ an Hand der erſten Bände ausführlich beſprochene Ausgabe liegt nun vollſtändig vor und zeigt auch im ganzen die dort bereits gerühmten Vorzüge: Chronologiſche Anordnung mit Einreihung der Nachlaßfragmente, ſchöne, handliche Ausſtattung, verläſſige bio- und bibliographiſche Angaben; wie die damals beanſtandeten Mängel: Überflüſſiges Vordrängen der Herausgeberin Frau Förſter-Nietzſche in den weitausgeſponnenen Einleitungen; Ausſchaltung der beiden Schriften gegen Wagner. Die ernſten, prinzipiellen Bedenken gegen dieſe verhältnismäßig wohlfeile Nietzſcheausgabe für die ‚Vielen, Allzuvielen‘ werden in keiner Weiſe widerlegt durch den in der Einleitung des Schlußbandes verſuchten Nachweis, Nietzſche ſei dem Chriſtentum (zumal katholiſchen Bekenntniſſes) nicht mit kleinlicher Gehäſſigkeit, ſondern mit großdenkendem Zorn gegenübergeſtanden. Angebrachter wäre anſtatt eines dieſe Auffaſſung unterſtützenden ſiebenſeitigen Zitates aus Raoul Richters Nietzſchewerk jedenfalls die ausführliche Nachweiſung geweſen, daß Nietzſche innerlich das Chriſtentum niemals gänzlich überwunden hat, was ja dann in den Wahnvorſtellungen ſeiner Krankheit erſchütternd zutage trat. Man ſollte aber auch ſolche Geſtändniſſe aus geſunden Tagen mehr betonen, wie ſie z. B. ein Brief an Peter Gaſt enthält, wo Nietzſche vom Chriſtentum ſagt: ‚Es iſt aber doch das beſte Stück idealen Lebens, welches ich wirklich kennen gelernt habe.‘ M. E.

Fritz von Uhde. Eine Kunſtprobe für das deutſche Volk mit einem Geleitwort von Alexander Troll. Herausgegeben von der Freien Lehrervereinigung für Kunſtpflege. Mainz 1908, Verlag von Joſ. Scholz. 1 Mk.

Nur langſam und unter Kämpfen hat ſich Uhdes Kunſt, ſeine religiöſe wie ſeine rein maleriſche, Sympathien erworben. Dieſe zu mehren, iſt vorliegende

Kunstgabe besonders geeignet. Sie ermöglicht durch eine geschickte Auswahl einen Einblick in das Schaffen des rein impressionistischen wie religiösen Malers. Der letztere wird dem großen Publikum immer am meisten zum Herzen sprechen, an das sich das Werkchen wendet. Schon unter diesem Gesichtspunkt erscheint das Geleitwort einseitig. Wer möchte glauben, daß das Problem des Rein-Malerischen ausreichte, Uhde zur Darstellung solch innerlicher religiöser Stoffe zu veranlassen, denen er einen so bedeutenden Teil seiner Lebensarbeit widmete. Uhdes religiöse Malerei ist ein wesentlicher Teil seiner Künstlerpersönlichkeit und gehört zum Kern seines Schaffens. Der unbefangene Betrachter fühlt das ohne Interpreten aus den Bildern. Die Reproduktionen sind groß und gut. Einige Skizzen vervollkommnen die Anschauung. Eine solche Kunstgabe verdient Dank und Verbreitung wie auch die anderen schon erschienenen Werkchen dieses Unternehmens, auf die wir hier gerne hinweisen. Es liegen in gleicher Anordnung und Ausstattung vor: Hans Thoma, ein Buch seiner Kunst mit einer Einleitung von W. Kotzde; Wilhelm Steinhausen, Göttliches und Menschliches mit einem Geleitwort von G. Krügel; Vom Heiland, ein Buch deutscher Kunst, enthaltend 18 Reproduktionen alter und moderner Meister, und Alfred Rethel, 16 Zeichnungen und Entwürfe mit einer Einleitung von W. Friedrich. Preis je 1 Mk. W.

Unsere Kunstbeilagen.

Die Bilder ‚Das heilige Abendmahl', ‚Lasset die Kindlein zu mir kommen' und die ‚Trommelübung' von Fritz von Uhde werden nach ihrer kunstgeschichtlichen und künstlerischen Bedeutung in dem Artikel von Dr. Jos. Popp über diesen Künstler im Zusammenhang gewürdigt. — Die ‚Stuppacher Madonna' von Matthias Grünewald bespricht der Entdecker, Univ.-Professor Dr. Konrad von Lange selber in dem gleichnamigen Artikel.

Offene Briefe.

J. D. in M. u. andere. Das Werk von Ernest Hello, von dem in dem Roman ‚U. L. Frau von Dänemark' von Johannes Jörgensen die Rede ist, heißt ‚L'homme' (Paris, Perrin & Cie., mehrmals neu aufgelegt, Frs. 3.50) Weitere Werke vom selben Verfasser sind ‚Le siècle', ‚Les plateaux de la balance', ‚Physionomies de saints', alle bei Perrin. Vgl. Joseph Serre, Ernest Hello (ebenda 1899). Deutsch liegt nichts vor.

Niederrhein. Als guten Faustkommentar empfehlen wir Ihnen das Werk ‚Goethes Faust' von Univ.-Prof. Dr. Georg Witkowski, 2 Bde. à M. 1.80 geb. Max Hesses Verlag, Leipzig.

Neuere Literatur über Jesus Christus. Der Wunsch, den Pfarrer Johannes Mumbauer in seinem so betitelten Aufsatz im Märzheft S. 742 gegenüber der Rührigkeit der protestantischen, hauptsächlich negativ tätigen Bibeltheologie mit ihrem populärwissenschaftlichen Schrifttum und ihren periodischen Traktaten dringend ausgesprochen hat, ‚wir müßten unter allen Umständen einen ähnlichen Broschürenzyklus haben, dessen einzelne Hefte, bewaffnet mit dem Rüstzeug der ganzen modernen Wissenschaft, ein gläubiges Gegengewicht' gegen diese Literatur bilden, geht bereits in Erfüllung. Seit Februar ist ein derartiges populäres bibelwissenschaftliches Unternehmen ins Leben getreten. Es nennt sich ‚Biblische Zeitfragen', ein Broschürenzyklus herausgegeben von Univ.-Prof. Dr. Johannes Nikel und Univ.-Prof. Dr. Ignaz Rohr. Von der ersten Folge — zwölf Hefte bilden eine Folge — sind die ersten vier sehr empfehlenswerten Hefte erschienen. (Preis je 50—60 Pfg.) (Münster i. W., Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung.) In diesen ist von Dr. Nikel ‚Alte und neue Angriffe auf das Alte Testament' und ‚Der Ursprung des alttestamentlichen Gottesglaubens', von Dr. Rohr ‚Der Vernichtungskampf gegen das biblische Christusbild' und ‚Ersatzversuche für das biblische Christusbild' behandelt. Eine Reihe Themen aus dem Alten und Neuen Testament ist weiterhin vorgesehen.

Herausgeber und verantwortlicher Chefredakteur: **Karl Muth, München-Solln.**
Mitleiter für Musik: Univ.-Musikdirektor Prof. Dr. **Fritz Volbach, Tübingen.**
Verlag und Druck der **Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.**
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.

Nachdruck sämtlicher Beiträge im Hauptteil untersagt. Der Nachdruck aus den Rubriken Hochland-Echo und Rundschau nur bei genauester Quellenangabe gestattet.

Architekt Theodor Fischer.

Elisabethenschule.

Architekt Theodor Fischer.

Städtische höhere Töchterschule.

Architekt Theodor Fischer.

Städtische höhere Töchterschule.

Eingang.

Architekt Theodor Fischer.

Erlöserkirche.

Innere Choransicht, links.

Hans Grässel, Architekt.

Neuer nördlicher Friedhof in München.

Mittelhaus des Leichengebäudes.

Fünfter Jahrgang. Mai 1908. 8. Heft.

Vom ‚Kunstgewerbe' zur ‚Sachkunst'.

Eine entwicklungsgeschichtliche Studie zur Ausstellung ‚München 1908'.

Von

Leopold Emelin.

Erwartungsvoll sehen München und seine Gäste der Ausstellung ‚München 1908' entgegen. Seit bald einem Jahr begegnet man den unvermeidlichen Vorläufern und Herolden in der Presse, und das Diezsche Plakat mit dem vom Zahnrad, Merkursstab 2c. begleiteten Wahrzeichen der Stadt, den Frauentürmen, mahnt in allen Größen, auf der Straße und in jedem Lokal, sei's auch nur im Trambahnwagen, an das kommende Ereignis. Was wird die Ausstellung bringen? Wird sie die Hoffnungen erfüllen, die verheißen wurden? Wird sie zu einem Markstein in der Entwicklung des produktiven Schaffens der Stadt werden? Das sind die Fragen, die da und dort auftauchen und die je nach der Stellung des einzelnen zur Ausstellung sehr verschieden beantwortet werden.

Das eine steht jedenfalls fest, daß die Ausstellung in ihrer Art neu ist. Denn es ist das erstemal, daß München einen Überblick nur über sein eigenes Schaffen, aber nach jeder Richtung gibt — ausgenommen die reine Kunst, die im Glaspalast ihr Stelldichein hat, — und daß bei diesem Überblick die Kunst die Aufgabe übernommen hat, die ganze Veranstaltung mit künstlerischem Geist zu durchtränken, also auch da ihre sichtende, ordnende, verschönernde

Hand walten zu lassen, wo man ihr sonst keinen Zutritt zu gewähren pflegt, und wenn es noch so nötig gewesen wäre. Mit Regentenbüsten aus Schokolade und ähnlichen Spottgeburten wird uns diese Ausstellung also verschonen.

Das vormundschaftliche Amt stellt der Kunst um so verantwortungsvollere Aufgaben, als es sich dabei um den Ruf Münchens als erster deutscher Kunststadt handelt, — und gegenüber der Dresdener Ausstellung vom Jahr 1906 ist die Münchener von vornherein entschieden dadurch im Nachteil, daß sie es nicht ausschließlich mit künstlerischen Betrieben zu tun hat, wie es in Dresden fast allein der Fall war, sondern ebenso mit Maschinen, Feinmechanik, Kassenschränken, Likören usw. Auf diesen Gebieten kann der Kunst nur die Aufgabe zufallen, die Aufmachung bei der Ausstellung selbst zu überwachen und zu leiten, so daß nirgends versäumt wird, auch dem gefälligen Aussehen, dem guten Geschmack eine Verbeugung zu machen und die Oberhoheit der Kunst anzuerkennen.

Mit der Erlangung dieser vormundschaftlichen Sonderstellung hat die Entwicklung der in erster Linie praktischen Zwecken dienenden Kunst einen Gipfel erreicht, nach welchem schon die Gründer des Bayerischen Kunstgewerbevereins sehnsüchtig aufgeschaut haben. In dem Augenblick, da dieser Gipfel erklommen wird, ist es wohl am Platze, Rückschau zu halten und zu verfolgen, wie sich im Verlauf eines halben Jahrhunderts die Einwirkung von Münchens Kunst auf das Kunstgewerbe vollzogen hat, — wie man zuerst von der Absicht geleitet wurde, dem Gewerbe, dem Handwerk ein Kunstmäntelchen anzulegen (‚Kunstgewerbe' oder ‚Kunsthandwerk') — wie man später durch die Namen ‚dekorative Kunst' oder ‚angewandte Kunst' die Ebenbürtigkeit des Kindes mit der ‚hohen' oder ‚reinen' Kunst zum Ausdruck zu bringen suchte — und wie dann schließlich in der ‚Sachkunst' die volle Gleichberechtigung mit der hohen Kunst erreicht wurde. Das Wort ‚Sachkunst' will erstens sagen, daß es sich dabei um eine Kunstäußerung handelt, deren Aufgabe in der Gestaltung, Ausschmückung ꝛc. von Sachen besteht, die ihrem Wesen nach nicht rein ideale Vorwürfe sind, wie bei der Bildhauerei und Malerei, sondern von Sachen, die einem bestimmten Zweck dienen, der durch künstlerisches Eingreifen zwar idealisiert, niemals aber darin beeinträchtigt werden darf; der Begriff Sachkunst umschließt daher in gleicher Weise die gesamte Baukunst, die Raumkunst und überhaupt alle Sachen, die einer künstlerischen Ausgestaltung fähig sind. Zweitens weist das Wort ‚Sachkunst' auch auf die erstrebte Sachlichkeit in bezug auf Bekennen und Behandeln des Materials hin. Sie tritt dadurch in Gegensatz zu der früher so häufigen Anschauung, als habe das Kunstgewerbe die Aufgabe, zu zieren, als sei es nur eine ‚Zierkunst'; ein Nachgeschmack von dieser Anschauung steckt noch in den Bezeichnungen ‚dekorative' und ‚angewandte Kunst'. Einst wollte man mehr von außen, von der Oberfläche her reformieren — viele meinten, es sei mit der Schminke getan; die ‚Sachkunst' will von innen heraus auf gesundes Aussehen hinwirken durch Verbesserung des Blutes.

* * *

Es mag auffallend erscheinen, daß König Ludwig I. neben seinem einzigartigen Interesse für die hohe Kunst so gar nichts übrig hatte für das Gebiet des später mit dem Namen Kunstgewerbe bezeichneten Tätigkeitsfeldes; und doch erklärt sich diese Tatsache einfach aus dem damaligen Tiefstand der Kleinkunst, die so gut wie nichts hervorbrachte, was das Interesse des Königs erregt hätte. Wer mit dem Handwerk in Fühlung trat, kannte die Mängel, und daher kam es, daß es Bauleute — besonders Oberbaurat v. Voit, Erbauer der neuen Pinakothek — waren, welche zuerst erkannten, wo das Übel sitzt und was zu seiner Beseitigung not tut. Die Gründung des Bayerischen Kunstgewerbevereins mit Männern an der Spitze wie Oberbaurat v. Voit, Maler Eugen Nep. Neureuther, Maler Moritz v. Schwind, Maler Herm. Dyck, Erzgießer Ferd. v. Miller war die Folge jener Erkenntnis. (November 1850.) Die Annäherung der sich gegenseitig entfremdeten Künstler und Handwerker, die Durchdringung des Handwerks mit Kunst, das war die Aufgabe, die man sich stellte; denn es mangelte weniger am handwerklichen Können als an Geschmacksbildung, am künstlerischen Verständnis für Aufgaben, die über das Alltägliche hinausstiegen. (Vergl. die Festschrift anläßlich des 50jährigen Bestehens des Bayer. Kunstgewerbevereins 1901.)

Diese Annäherung herbeizuführen war gar keine so leichte Sache; denn auf der einen Seite standen die von der königlichen Gunst besonnten Großen der Kunst, die den notdürftig sein Brot verdienenden Plebejer sehr von oben herab behandelten, — auf der anderen Seite die an enge Verhältnisse gewöhnten Handwerker, die in berechtigtem Meisterstolz den zwar wohlgemeinten, aber der Handwerkstechnik oft genug zuwiderlaufenden, künstlerischen Vorschlägen und Entwürfen ein begreifliches Mißtrauen entgegenbrachten. Im Laufe der Jahre bahnte sich aber doch nach und nach ein gegenseitiges Verständnis an, gefördert durch regelmäßige Zusammenkünfte, sowie durch Zeichensaal, Zeichenschule, Zeitschrift und Verkaufshalle.

Der Wille war jedenfalls gut; aber die Wege, die man einschlug, waren wenigstens im Anfang verfehlt. Indem man sich bewußt ‚an die reichen, schönen, lebendigen, entwicklungsfähigen Formen des romanischen und germanischen Stils in Deutschland' anschloß und ‚durch geeignete Ausschmückung des kirchlichen und bürgerlichen Gerätes gegen die Nüchternheit und Poesielosigkeit zu kämpfen' sich bemühte, geriet man bald in die Sackgasse der ‚Stilzopferei', wie man im Jahre 1853 die blinde Nachahmung alter Arbeiten nannte.

Damit war natürlich dem Kunsthandwerk, das vielfach zur oberflächlichen Nachahmung, zur ‚Zierkunst', nicht zum Verständnis für den Zusammenhang zwischen innerem Organismus und äußerer Erscheinung erzogen wurde, nicht gedient. Erst nachdem ein Stamm von Handwerks-Künstlern herangewachsen war, von Leuten, die, der mehr und mehr überhandnehmenden Arbeitsteilung zum Trotz, erfindende Künstler und ausführende Meister in einer Person vereinigten, konnte man von einem wirklichen Erfolg kunstgewerblicher Erziehung reden, die Dauer versprach. Dahin war die Entwickelung

gediehen, als der Bayerische Kunstgewerbeverein sein 25jähriges Bestehen mit der ersten deutschen Kunstgewerbeausstellung im Jahr 1876 zu feiern sich anschickte, die nach Anlage, Durchführung, Erfolg die hervorragendste Ausstellung geworden ist, die München je gesehen hat.

Wirklich hatte es den Anschein, als hätte man endlich nach langem Suchen das Heil für unser Kunstgewerbe im engen Anschluß an die Kunst vor 3—400 Jahren erreicht. Man entdeckte erst wieder, welch unerschöpflichen Formenschatz ‚Unserer Väter Werke' bargen und beeilte sich, als lachende Erben die so unverhofft zugefallene Erbschaft anzutreten; und während man sich das beschämende Urteil über die deutsche Abteilung der gleichzeitigen Philadelphia-Weltausstellung — ‚billig und schlecht' — gefallen lassen mußte, schöpfte man aus der Münchener Ausstellung frohe Hoffnung für die Zukunft.

Die Wirkung erstreckte sich auf ganz Deutschland. Überall erwachte das Interesse für das Kunstgewerbe, zahlreiche Kunstgewerbevereine traten ins Leben, jede Ausstellung wollte von jetzt an neben dem Können der Gegenwart auch das der Vergangenheit zeigen,* und der Buchhandel entfaltete eine fieberhafte Tätigkeit, um mit Hilfe der neuen, viel billigeren und besseren, Reproduktionsverfahren den Motivhungrigen immer frische Nahrung zuzuführen.

Es war eine glückliche Schaffenszeit, so etwas wie Flitterwochen. Sorglos freute man sich der ererbten Schätze und hielt sich für alle Zeiten geborgen, wenn man nur auf den wieder entdeckten Wegen ruhig weiterschritt. Vollends unter Führern wie Franz v. Seitz, Lorenz Gedon, Rudolf Seitz, Gabriel Seidl und noch manchen anderen konnte man nicht fehlgehen, und als am 1. Oktober 1878 das neue Kunstgewerbehaus eröffnet wurde, da begann in den traulichen Räumen ein überaus reges Vereinsleben, bei dem Künstler und Handwerker im lebhaften Meinungsaustausch unter Ernst und Scherz verkehrten; der Wetteifer Aller trieb überraschende Blüten und mit der Einführung der Lehrlingsprüfungen wußte man den Nachwuchs zu gewinnen. Das im Jahre 1879 in Kraft getretene Schutzzollsystem, an dessen Zustandekommen der Vereinsvorsitzende, Ferdinand v. Miller († 1887) als Reichstagsmitglied, im Interesse des Kunstgewerbes tätig mitgewirkt hatte, gab der inländischen Produktion neuen Aufschwung; mehr Vorteil aber hatte das Münchener Kunsthandwerk von den großartigen Aufträgen, die König Ludwig II. ihm zuwandte und durch die sich die Zahl der im Kunsthandwerk Tätigen so vergrößerte, daß durch das plötzliche Versiegen dieser Arbeitsquelle — nach des Königs tragischem Tod — eine ansehnliche Reihe von Künstlern und Kunstgewerblern in ihrer Existenz ernstlich bedroht wurde.

Zum Teil um diesem Mißstand entgegenzuwirken und namentlich um der nach Betätigung auslugenden Meisterschaft Gelegenheit zur Anknüpfung

* In Paris hatte man schon anläßlich der Weltausstellung von 1867 eine solche retrospektive Ausstellung gemacht, und 1875 hatte Dresden alte sächsische Arbeiten ausgestellt; von 1876 an verging bis jetzt kaum ein Jahr, in welchem nicht eine oder mehrere solche Begleitausstellungen stattfanden.

neuer Geschäftsverbindungen zu verschaffen, rief man für das Jahr 1888 das gesamte deutsche Kunstgewerbe — einschließlich der deutschen Teile Österreichs und der Schweiz — zu einem erneuten friedlichen Wettkampf, zur ‚zweiten deutsch-nationalen Kunstgewerbeausstellung' nach München zusammen.

Mit sehr beträchtlichen Kosten wurden am Isarufer weite Hallen errichtet, in denen sich Schätze über Schätze häuften; es wurde eine riesige Arbeit geleistet im ganzen und einzelnen, aber es ruhte kein Segen darauf. Was Menschenwitz erstrebte, das vereitelte der überaus regnerische Sommer, und der Bayerische Kunstgewerbe-Verein büßte von seinem Vermögen über 31000 Mark ein. Hatte sich auch das Münchener Kunstgewerbe bei dieser Gelegenheit als unzweifelhaft tüchtig bewährt, so zeigte doch das überaus starke Hervortreten des Rokoko allzu deutlich, daß man schon nahe am Ende seiner Weisheit angelangt war, indem die historischen Stilarten nun der Reihe nach fast völlig aufgebraucht waren. Die Zeit des bequemen Arbeitens ‚nach berühmten Mustern' ging zur Neige, und nur noch einmal sah man das eklektische Schaffen in größerem Umfange aufflackern, bei der Weltausstellung in Chicago, für deren Münchener Kunstgewerbe-Gruppe der Kunstgewerbeverein die Leitung übernommen hatte — mit über 16000 Mk. Einbuße.

Hatte die intime Beschäftigung mit den alten Arbeiten eine tüchtige technische und künstlerische Schulung gezeitigt, so hatte man sich doch nicht vor Fehltritten bewahrt. Vor allen Dingen hatte man übersehen, daß, was uns an Mobiliar und Geräte überliefert worden ist, fast nur die Auslese des Besten aus alter Zeit darstellte und daß wir also folgerichtig diese Kunstäußerungen nicht verallgemeinern durften, ohne sie zu entweihen. Das Schlimmste war aber, daß mit der verallgemeinerten Kenntnis eben dieser bessern Arbeiten alter Zeit das Bedürfnis nach Ähnlichem gereizt, dieses aber mangels der nötigen Geldmittel nur mittels Surrogaten befriedigt werden konnte. Man fertigte ‚alte' Waffen aus Gußeisen und Papiermaché — es kam ja nur auf den dekorativen Effekt an, — man imitierte Holzintarsien durch Einbrennung, Einpressung oder gar durch aufgeklebtes, bedrucktes Papier; die teure Bronze ersetzte man durch Zink oder ließ vergoldetes Holz an ihre Stelle treten, — man imitierte Holzschnitzereien durch bemalten Stuck und Vergoldermasse, man verwandelte Fichtenholz durch Ölfarbanstrich in Eichenholz, putzte Tapeten wie Goldbrokat oder Lederbezüge heraus, fertigte täuschend gemalte Gobelins, verwendete bunten Stuck unmittelbar neben echtem farbigem Marmor, — man beglückte die Welt mit den unsäglich schandbaren Diaphaniebildern als Ersatz für die teuren Glasbilder, — lauter Vorwürfe, die allerdings München selbst nur in beschränkterem Maß treffen.

Was bei den Führern heiliger Ernst war, was bei ihnen im engsten Zusammenhang mit ihrem ganzen sachlich-zwecklichen Denken stand, das wurde von der Masse der Nachtreter — wie immer — gedankenlos und in übertriebener Weise, ohne wirkliches Verständnis für den Zusammenhang der Dinge wiederholt. Aus der Wirklichkeit wurde Schauspielerei. Ja, wenn wenigstens das

Kunstgewand selbst immer echt gewesen wäre! Wie oft aber begnügte man sich mit dem Vorhemdchen anstelle des weißen Linnen?! Aufrichtig: ist es nicht besser, das zweckmäßig Gestaltete unverhüllt zu zeigen, als ihm ein unpassendes Gewand zu geben? Theaterkunst, Maskerade — alles zu seiner Zeit, am rechten Platz; wo aber nicht gemimt, sondern ernst gelebt wird, da gehören solche aufgeputzten Statisten nicht hin!

Gegen all diese Auswüchse, insbesondere gegen die Stilsklaverei mußte über kurz oder lang eine Reaktion oder eine Revolution hereinbrechen. Und sie kam. Der Hauptfehler war gewesen, daß man im Freudentaumel über die entzückenden Schönheiten der alten Arbeiten ganz vergessen hatte, sich klar zu machen, daß doch all diese Dinge in ihrer Erscheinung auf Voraussetzungen beruhen, die in praktischer, technischer, wirtschaftlicher, sozialer Hinsicht für heutige Verhältnisse gar nicht mehr zutreffen, daß wir also schon von vornherein in unserem Schaffen auf andere Wege angewiesen sind.

Was für ein weiträumiges Schloß des sechzehnten Jahrhunderts recht war, paßte deshalb noch lange nicht in ein bürgerliches Heim des neunzehnten. Nur allzu häufig besaß das, was man in der Blütezeit des Eklektizismus der achtziger Jahre zu sehen bekam, gewissermaßen nur ein übergeworfenes Kunstgewand, das jederzeit gewechselt werden konnte, nicht eine mit dem Gegenstand innig verwachsene Haut, die sich als das Erzeugnis der darunter wirkenden Kräfte darstellte. Eine solche Scheinschönheit, die nicht auf innerer Wahrhaftigkeit beruht, erregte wachsenden Widerwillen. Die Geister erwachten nach und nach aus ihrem Stilrausch und besannen sich auf die Aufgaben *ihrer* Zeit.

Ist denn nicht alles, was wir gestalten, abhängig von einer Menge äußerer Umstände? Kann die künstlerische Phantasie so ganz unabhängig beschließen, einen Raum, ein Gerät, ein Möbel so oder so zu gestalten, ohne dabei die Umstände des Werdens im Auge zu behalten? Und wie so ganz anders sind unsere künstlerischen, gewerblichen, wirtschaftlichen, sozialen Verhältnisse als die des Mittelalters oder der beginnenden Neuzeit? Kann man da verlangen oder erwarten, daß unsere kunstgewerblichen Produkte denen aus Altväterzeit völlig gleichen? Nicht als ob aus diesen nichts zu lernen wäre! Im Gegenteil! Man muß sich aber eben nicht damit begnügen, die äußere Erscheinung an sich zu studieren, sondern muß immer alle die Entstehung beeinflussenden Momente durchdenken und sie nur insoweit zum Vorbild nehmen, als ihre Entstehungsweise mit der von heutzutage parallel geht. Das hatte man übersehen gehabt und sich unter Selbstsuggestion seiner Freiheit begeben, auf den Grundlagen von heute zu erfinden. Jetzt war der Drang nach Freiheit, ohne die weder Schöpferfreude noch gesunde Kunstschöpfungen gedeihen können, erwacht und man fragte sich: Warum in den ausgefahrenen Geleisen der Überlieferung sich mühen, wenn man sich sinnenklar und kräftig genug fühlt, sich seinen eigenen Weg zu bahnen?

Ganz ohne Einwirkung von außen vollzog sich die Abkehr von der ‚Stilkunst' allerdings nicht, Schon auf der 1888er Ausstellung waren —

von Dresden aus — Zimmereinrichtungen gekommen, die sich in ihrer Enthaltung von alten Stilformen gegenüber dem sonstigen Ausstellungsgut recht fremdartig ausnahmen, und deren schlichte, sachliche Gestaltung auf englische Vorbilder zurückging; und aus England herüber brach denn auch bald nachher eine Sturmflut herein, die um so gründlichere Arbeit machte, als die Dämme schon durch die Beteiligung an der Weltausstellung zu Chicago, die auch zu Vergleichen mit den amerikanischen Schaffensverhältnissen Anlaß gegeben hatte, bereits vielfach schadhaft geworden waren. Überdies war ja selbstverständlich nicht unbekannt geblieben, was jenseits des Kanals Männer wie William Morris, Walter Crane, Burne-Jones, Ashbee, Voysey erstrebt und errungen hatten; und es ist bezeichnend für den Einfluß Englands, daß für eine Faschingszeitung des Bayerischen Kunstgewerbevereins (1897) das Titelblatt seiner Zeitschrift in der Weise umgestaltet worden war, daß darauf ‚Unsrer Väter Werke' — u. a. durch ‚The Studio' ersetzt waren unter der umgestellten Bezeichnung ‚Unsrer Werke Väter'.

Langsam, aber stetig und unaufhaltsam hatten sich inzwischen Anschauungen Bahn gebrochen, die noch vor einem halben Menschenalter als vollständig indiskutierbar betrachtet worden wären, wenn jemand hiezu sich zu äußern gewagt hätte. Diese Anschauungen betrafen die berechtigte Mithilfe der Maschine an Schöpfungen des Kunstgewerbes. Es war geradezu Axiom, daß Maschinenarbeit mindestens keinen wahrnehmbaren Einfluß auf Werke haben könne, die auf das Ehren-Epitheton ‚Kunst' Anspruch erheben wollten; und so lange man dabei etwa die mechanischen Maschinenschnitzereien, die eingepreßten Intarsien, gestanzten Bleche, die geprägten Holzreliefs für Vertäfelungen im Auge hatte, bestand das Axiom zu Recht.

Und doch mußte man sich bei genauerem Überlegen sagen, daß schon seit langem auch bei Werken des Kunstgewerbes maschinelle Vorrichtungen in Gebrauch waren, die genau auf das hinzielten, was man heute der Maschine in künstlerischer Hinsicht vorwirft, nämlich auf Massenproduktion und Gleichmacherei zahlloser Stücke, womit natürlich jeder individuellen Durchbildung der Boden entzogen wird. Drehbank und Töpferscheibe freilich lassen individuelle Varianten zu; aber in den ältesten Erzeugnissen der Buchdruckerkunst, in den Geweben (besonders des Jarquard-Stuhles), dann wieder in den in Buchsholz geprägten runden Brettsteinen des sechzehnten Jahrhunderts, ja schon in den antiken Münzen haben wir Beispiele von Maschinenarbeit, denen gewiß niemand künstlerischen Wert absprechen wird.

Manche Kunstforscher und Philosophen gehen sogar soweit, schon im reinen Ingenieur- oder Maschinen-Bauwerk Künstlerisches zu finden; so hat Jakob von Falke schon 1889 dem Eiffelturm — vom Standpunkt der Kunst aus — ein Loblied gesungen, und der kürzlich verstorbene Julius Lessing eröffnete eine größere Artikelreihe über die Chicagoer Weltausstellung in der Nationalzeitung mit einer von künstlerischen Gesichtspunkten ausgehenden, während der Überfahrt auf der ‚Augusta Viktoria' niedergeschriebenen, begeisterten

Huldigung an die Schiffsmaschine, deren Gestaltung in all ihren einzelnen Teilen so ganz der Ausdruck ihres inneren Wesens ist. Von Paul Wallot ist uns eine Äußerung bekannt, wonach ihm die Betrachtung einer Lokomotive ein ästhetischer Genuß sei und van der Velde will in Zukunft dem Ingenieur die Hauptrolle in den technischen Künsten zuweisen. Das mag manchem künstlerisch Empfindenden zu weit gehen; immerhin aber deuten diese Äußerungen auf die allmähliche Umwandlung des Begriffs ‚schön' innerhalb der Formenwelt hin. Welche Stellung man aber auch einnehmen mag, das eine steht fest, daß es im Bereich der Formenwelt keine wirkliche Schönheit geben kann, wenn gegen die Übereinstimmung von Wesen und Erscheinung gesündigt wird.

Jedenfalls war die Maschine schon viel länger von sehr maßgebender Bedeutung im kunstgewerblichen Schaffen als uns in der Regel bewußt ist. Beispielsweise erhalten unsere Tischlerwerkstätten schon seit Jahrhunderten das Holz nicht mehr in Gestalt von Baumstämmen, sondern aus der Säge als Bohlen, Bretter, Latten etc., und der Ebenheit der Hauptbegrenzungsflächen verdanken wir die ebenen Holzfußböden, Decken, Tische etc., wie sie uns andererseits unmittelbar zur Anordnung ebener Flächen bei Gestaltung der Möbel zwingt, wenn wir nicht Arbeit und Material verschwenden wollen. Oder: welche Mühe machte es einem Schlosser des fünfzehnten Jahrhunderts, die Eisenstäbe für ein Gitter zurecht zu hämmern, während man sie heute in gleichmäßigen Stangen bezieht? Daß sie bei der Handbearbeitung nicht ganz gleichmäßig wurden, darin liegt freilich der eigene Reiz individueller Arbeit, der unsern heutigen Werken abgeht. Aber solche Verluste bringt die Entwicklung unvermeidbar mit sich; umsomehr müssen wir darauf sinnen, auch den Werkzeugen der Gegenwart, wozu auch die Maschine gehört, ihren Anteil an der Gestaltung zu gönnen und sie ihrer Eigenart gemäß eingreifen zu lassen.

In unserer Zeit des allgemeinen Stimmrechts hat auch die Maschine Anspruch darauf, gehört und nicht achtlos beiseite gelassen zu werden, wenn es sich um Dinge handelt, an deren Schaffung sie mitberufen ist. Lange genug schon hatte sie treu und ehrlich nach ihrem Vermögen mitgeholfen, an allem, was Gewerbe betrifft; oft genug ist sie zu Sklavendiensten gebraucht worden, denen sie nicht gewachsen war, während ihre Fähigkeiten nicht entsprechend ausgenützt wurden. Es gibt ja eine große Menge von Artikeln, die ohne die Massenproduktion der Maschine einfach nicht mehr zu machen, bezw. zu bezahlen wären; wollte man Polsternägel, Knöpfe, Borten, Stahlfedern, Löffel ꝛc. noch ohne Maschinen herstellen, wo bliebe die erstrebte Gleichmäßigkeit, und welcher Zeitaufwand gehörte dazu? Aber Maschinen, welche künstlerisch gestaltete Dinge ebenso reproduzierten wie etwa der Phonograph eine Tenorarie, gehören mit ihrer ‚Auch-Kunst' allerdings nicht in die Gesellschaft der Ehrlichen und Aufrichtigen, die sich anständig verhalten. Und ‚anständig ist ein Gegenstand nur dann, wenn er auf alle Täuschungsabsichten Verzicht leistet, wenn er ganz im Geist des Materials gedacht ist und nur solche Ornamente trägt, die die Hauptform des Ganzen unterstützen.'*

* Aus einem Vortrag von Richard Riemerschmid.

Es ist ganz besonders bemerkenswert, daß es ein Maler ist, der sich der Maschine mit den Worten annimmt: ‚was die Maschine erzeugt, muß nicht geschmacklos sein' und dann das Eingeständnis folgen läßt: ‚wir fangen erst an, aus dem Geist der Maschine heraus die Form zu erfinden.'* Die Teilnahme der Maschine am Werk könnte sogar erzieherisch wirken, indem sie direkt zu sachlicher Behandlung nötigt; sie befolgt genau ihre Gesetze und läßt nicht mit sich spaßen. Daß sie im Bereich der ‚Sachkunst' in München je die Herrschaft erlangen könnte, oder daß sie einer Massenproduktion die Wege ebnet, ist nicht zu befürchten. Denn zweifellos steckt im oberbayrischen Volke ein gut Stück künstlerischer Veranlagung, und der hohe Prozentsatz an ausgebildeten Künstlern drängt im Zusammenhalt mit den geringen zur Verfügung stehenden Naturkräften — in ganz Südbayern lassen sich nur etwa eine halbe Million Pferdekräfte von elektrischer Energie gewinnen — geradezu von der Massenindustrie ab zur Veredlungstätigkeit, zur Kleinkunst. Je weiter wir diese Veredlungstätigkeit ausbilden, je weniger werden wir fürderhin den Wegzug tüchtiger, in München geschulter Kräfte zu beklagen haben. Und doch darf man auch diese Verluste nicht zu tragisch nehmen; denn all diese Sendlinge, die besonders zahlreich nach Berlin, Dresden, Stuttgart gegangen sind, werden zu Aposteln und Herolden des Münchener Kunsttreibens und -Schaffens und ein Nachlassen des Nachwuchses wird schwer nachzuweisen sein.

Der junge Nachwuchs war es natürlich auch, der in der Mitte der 90iger Jahre die Alleinherrschaft der historischen Stile brach; aber freilich nicht mit einem Schlag — unter langem hartnäckigem Ringen eroberten sich die neuen Männer ihre künstlerische Daseinsberechtigung. Die englische Sturmflut hatte — wenigstens in München — wenige Spuren zurückgelassen; man wollte durchaus etwas Selbständiges, Neues, Eigenartiges. Man meinte, durch einen künstlerischen Willensakt einen neuen Stil, den Stil unserer Zeit erzeugen zu können. Vergebliches Mühen! Man wollte völlig voraussetzungslos schaffen, aber man durchstöberte dabei doch die Pflanzenwelt, naschte ab und zu bei exotischen oder sonst wenig bekannten Erzeugnissen, berauschte sich an Phantasie- und Zufallslinien etc., und die Extremen gerieten schließlich in den Taumel des entsetzlichsten aller Stile, des ‚Jugendstils', bei welchem die Logik des Organismus ausgeschaltet, Ornament und Konstruktion vertauscht schienen. Die vergötterte Linie wurde ungebärdig; man wurde die gerufenen Geister nicht los. Daß dieser Stil direkt aus Hirths ‚Jugend' (seit 1896) hervorgegangen, kann nicht behauptet werden; er mag wohl schon in der Luft gelegen haben, — jedenfalls fand er in der ‚Jugend' den kräftigsten Nährboden, wie sie auch neben den eigentlichen Fachzeitschriften seine epidemische Ausbreitung förderte und seiner Ausartung vorarbeitete; der Fehler lag aber an denen, die das in der ‚Jugend' gebotene Ideen-Material am falschen Fleck anwandten. Was als Buchschmuck noch gestattet sein mag, schickte sich nicht immer auch für Möbel und geschmiedete

* Richard Riemerschmid in ‚Südd. Monatshefte' 1907, S. 611.

Gitter etc. Übrigens sind die ernster Strebenden von dieser Seuche ziemlich verschont geblieben.

Das erste größere, öffentlich bekannt gewordene Anzeichen, daß eine neue Generation auf neuen Wegen neue Ziele sucht, war die flüchtige Ausstellung von Stickereien, die den Bildhauer Hermann Obrist zum geistigen Urheber hatten (Winter 1896) und die nach Komposition und Technik neue — wenn auch nicht unumstrittene — Wege wiesen. Auch im Kunstgewerbeverein regte sich ein neuer Geist, der zunächst in einer Art Wettbewerb um kunstgewerbliche Entwürfe zum Ausdruck kam (Sommer 1896), nach und nach aber zu einer revolutionären Bewegung hintrieb, die bald einen Wechsel in der Vereinsleitung und eine Umgestaltung seiner Zeitschrift — jetzt ‚Kunst und Handwerk' — herbeiführte (Frühjahr 1897). Um die gleiche Zeit trat eine Gruppe von Künstlern — darunter Theodor Fischer, Hermann Obrist, Richard Riemerschmid, Martin Dülfer, Bernh. Pankok, F. A. O. Krüger, Otto Eckmann — zusammen mit der ausgesprochenen Absicht, in der Kunstausstellung des Glaspalastes d. J. 1897 ein paar Räume zu gewinnen und da ausschließlich die neue dekorative Kunst zu Wort kommen zu lassen.

Wirklich wurden dieser Künstlergruppe zwei Räume im Glaspalast zur Verfügung gestellt; damit war zum erstenmal das Kunstgewerbe unter der Bezeichnung ‚angewandte' oder ‚dekorative' Kunst als ebenbürtige Kunst offiziell anerkannt. Trotzdem die Vorbereitungszeit sehr knapp war, gelang diese kleine Ausstellung über alle Erwartung gut, und der errungene Erfolg machte die Bahn zu weiterer Arbeit frei; als im darauffolgenden Jahr diese Gruppe, der sich u. a. Peter Behrens, H. E. v. Berlepsch zugesellt hatten, mehr wie den doppelten Raum einnahm, wobei der Kunstgewerbeverein die Oberleitung und die rund 4000 Mk. betragenden Kosten übernommen hatte, da war das Eis gebrochen; das Publikum begann an die neuen Gedanken zu glauben.

Freilich von einer völligen Klärung konnte noch nicht die Rede sein; noch war nicht alles schlackenrein und es gährte noch gewaltig. Es mußte noch viel Opfermut, Selbstzucht, Tatkraft aufgewendet werden, um das ersehnte Ziel zu erreichen, zumal die Kunst-Ausstellungsleitung der unbequem gewordenen dekorativen Kunst die fernere Zulassung versagte. Der Sezession, welche vom Sommer 1899 an der obdachlos gewordenen Künstlergruppe gastliche Aufnahme gewährte, gebührt das Verdienst, auch im Gebiete der dekorativen Kunst den Fortschritt unterstützt und deren Vertretern das Durchhalten ermöglicht, sowie sie zum Ausharren ermutigt zu haben.

An Entgleisungen fehlte es allerdings nicht. Von dem Joch der Sklaverei, in das das Stildogma die freiheitlich und selbständig fühlenden Geister gespannt hatte, fühlte man sich endlich frei, und da war es kein Wunder, daß nun der seiner Fesseln ledige Renner, unerzogen wie er war, sich vor Übermut nicht zu halten vermochte, und die verwegensten Seitensprünge machte. Es war ein absonderliches Treiben und für den unbeteiligten Zuschauer possierlich anzusehen, wie man sich anarchistisch zu bemühen schien, die gerade Linie

und die ebene Fläche abzuschaffen, weil man sich ihrer schämte, während man sich bei einigem Nachdenken sagen mußte, daß z. B. bei einem Schreibtisch gerade Linie und rechteckige Ebene Naturnotwendigkeiten sind. Von den Büchern bis herab zu den Briefmarken — alles rechteckig und all unser Schreibgerät geradlinig; daß auch das launige, von den Neuen aus Herzensgrund verworfene Rokoko auf solche Dinge nicht Rücksicht genommen, hätte man schwerlich als Entschuldigungsgrund für die gleiche Marotte anführen dürfen. Machen läßt sich schließlich alles; es frägt sich nur, ob es vernünftig ist; ausnahmsweise kann man auch auf den Händen gehen, aber es geschieht in der Regel nicht, weil die Hände Besseres zu tun haben als die Füße abzulösen.

Zögernden Schrittes schloß sich die Architektur der neuen Bewegung an. Noch entstanden Bauten, — Künstlerhaus, Augustinerbräu, Hofbräuhaus, Korpshäuser, Volksbad, Friedhofbauten, Nationalmuseum usw. —, welche die fortdauernde Gesundheit und Lebensfähigkeit der alten Kunstformen bezeugten; andere aber — der Bismarckturm am Würmsee, die städtischen Schulen, die Erlöserkirche, die neuen Isarbrücken ließen schon eine deutliche Abschwenkung aus der alten Richtung erkennen. Daneben entstand — als erste große Tat der neuen Innenkunst — das Schauspielhaus von Rich. Riemerschmid (1900), ein Werk, das im ganzen wie im einzelnen epochemachend war und das die Grundsätze der neuen Raumkunst hoffähig machte. Aber zu einer Beruhigung, zu einer Abklärung war es damit noch nicht gekommen, wenn man sich auch von den Orgien des Jugendstils erholt hatte.

Inzwischen war auch der Bayerische Kunstgewerbeverein nicht müßig gewesen; ganz abgesehen davon, daß seine Zeitschrift, die in der Monatsschrift ‚Dekorative Kunst' seit Oktober 1896 eine gleichstrebende Genossin erhalten hatte, den neuen Verhältnissen angepaßt worden war, zeigte auch die Verkaufshalle, daß im Verein selbst die neuen Gedanken sich festgewurzelt und Früchte getrieben hatten. Aber man begnügte sich damit nicht; man wollte das halbhundertjährige Bestehen des Vereins durch eine Tat von dauernder Bedeutung für das Kunstgewerbe feiern. Eine Ausstellung besonderer Art sollte es sein, in wirklichen, für die Dauer berechneten Bauten, die nach der Ausstellung dem Kunstgewerbe geweiht bleiben sollten als kunstgewerbliche Zentrale mit Lehrwerkstätten, technologischen Sammlungen, Bibliotheken, Lesesaal etc., in engem Zusammenhang mit einer großen Stadthalle, die gleichzeitig Ausstellungszwecken dienen konnte. Mit großen Hoffnungen war das besonders vom Vereinsvorstand Friedr. v. Thiersch und von Theod. Fischer betriebene und ausgearbeitete Projekt für die Bebauung der Kohleninsel begrüßt worden, und von den Delegierten der anderen deutschen Vereine, die bei der Jubiläumsfeier im Juli 1901 damit bekannt wurden, konnte man nur Worte freudigen Dankes darüber vernehmen, daß eine solche Zentrale und daß diese in München errichtet werde.

Die Stadtbehörde schien dem Gedanken geneigt, zumal die geplanten Lehrwerkstätten sehr wohl zu den in Neugestaltung begriffenen städtischen Fachschulen paßten und sich das Bedürfnis nach einem Saalbau schon lange empfindlich

fühlbar gemacht hatte, — man bemühte sich um die Finanzierung des Unternehmens durch Gründung eines Vereins, da erschien — mitten in den Vorbereitungen zur Turiner Ausstellung, dessen deutsche Gruppe dem Bayrischen Kunstgewerbeverein (unter spezieller Leitung von H. E. v. Berlepsch) anvertraut war — am 1. März 1902 der Erlaß des Prinzregenten, in welchem für das Jahr 1904 eine Kunstgewerbeausstellung vorgeschlagen und dafür die Räume des Glaspalastes in Aussicht gestellt wurden. Man atmete erleichtert auf, weil man so früher zu der Gelegenheit zu kommen hoffte, eine Umschau über das neueste deutsche Kunstgewerbe zu halten, als mit dem Kohleninselprojekt; dieses mußte allerdings einstweilen zurückgestellt werden, und mit fieberhafter Eile ging man an die Vorbereitungen zur Ausstellung 1904. Aber die Künstlergenossenschaft wollte und konnte auf den Glaspalast, ihren Bildermarkt, nicht verzichten und war auch nicht zu einer Einschränkung des Umfanges zu haben; so zerschlugen sich die Verhandlungen, und all die schönen Projekte, samt dem ausgezeichneten Ausstellungsprogramm — von Wilhelm Bertsch — waren vergebliche Arbeit gewesen. Und als in letzter Stunde der Vorschlag gemacht wurde, das zu Beginn des Jahres 1904 seiner Vollendung entgegengehende Armeemuseum samt Umgebung der Ausstellung zu überlassen, da war es für die Bearbeitung geeigneter Ausstellungsprojekte zu spät geworden, während andererseits die Kohleninsel dem inzwischen geborenen Gedanken des ‚deutschen Museums für Naturwissenschaften und Technik' — jetzt ‚deutsches Museum' — geopfert worden war. — In welcher Stimmung man dann die Zurüstungen zur Weltausstellung in St. Louis (1904) traf, läßt sich denken; glücklicherweise blieben davon die dortigen Erfolge der Münchener Raumkunst — die sich an die Namen Adelbert Niemeyer, Karl Bertsch, Bruno Paul, Rich. Riemerschmid, Gebr. Rank, M. Ballin, vereinigte Werkstätten für Kunst im Handwerk knüpfen — unberührt.

Es ist begreiflich, daß Niedergeschlagenheit und Mißmut sich des Vereins bemächtigten, der trotz der tatkräftigen Leitung F. v. Thiersch's seine Bemühungen, seine materiellen Aufwendungen (zusammen fast 8400 M.) und die viele freiwillige Arbeit so schlecht belohnt sah. Thiersch, dem damals die Planung des Wiesbadener Kurhauses übertragen worden war, legte bald nachher das Amt des Vereinsvorsitzenden nieder, und Theodor Fischer vertauschte München mit Stuttgart, wo seine bedeutenden Fähigkeiten sich reicher entfalten und auf Anerkennung hoffen durften.

Kaum hatte sich der Vorhang nach diesem Trauerspiel geschlossen, da erging von Dresden (Ostern 1904) die Einladung zur ‚III. deutschen Kunstgewerbe-Ausstellung 1906', die so ziemlich das verwirklichen sollte, was das Münchner Programm für 1904 vorgesehen hatte, — und nun galt es, diesem Schachzug, der um so gefährlicher für das Münchener Kunstgewerbe werden konnte, als dieses im Jahre 1906 zur Beteiligung an der Landesausstellung in Nürnberg verpflichtet war, zuvorzukommen. Mit großer Energie machte sich die ‚Vereinigung für angewandte Kunst', unter Leitung J. J. Scharvogels

daran, in aller Eile für das Jahr 1905 eine kleine Ausstellung — überwiegend Raumkunst — vorzubereiten, für die ihr auch alsbald das Studiengebäude des Nationalmuseums eingeräumt wurde. Der Augenblick war insofern günstig, als die Stilstürme sich gelegt, die wilden Wasser sich beruhigt und einigermaßen geklärt hatten; ja die Ruhe schien nach dem tollen Faschingstreiben des Jugendstils wie eine Art Aschermittwochsstimmung. Hübsch brav und solid wollte man jetzt sein, man verschrieb sich der Temperenz und der Askese. Aber auch von diesem Extrem war man bereits im folgenden Jahre fast ganz geheilt; weder in Nürnberg noch in Dresden, wo die ‚Vereinigten Werkstätten' beinahe ausschließlich die Münchener Wohnungskunst vertreten hatten, war etwas von Nüchternheit zu verspüren. So steht zu hoffen, daß in München die Sachkunst, speziell die Raumkunst sich bis zur Eröffnung der Ausstellung 1908 vollständig erholt hat und darlegen wird, daß sie nicht nur Sache, sondern auch Kunst sein will.

Welche Wandlungen in dieser Hinsicht sich im einzelnen vollzogen haben, wird die Ausstellung selbst erweisen; heute kann nur ganz im allgemeinen darüber gesprochen werden. Überblickt man das Verhältnis zwischen Kunst und Gewerbe, so kann etwa gesagt werden: Zur Zeit, als man vom ‚Kunstgewerbe' sprach, wollte die Kunst die uneingeschränkte Herrscherin sein, ja sie war — infolge mißverstandener Auffassung ihrer Aufgabe — mitunter die Tyrannin, die den entgegenstehenden Willen der Sache unter ihr Joch zwang. Zweck, Stoff, Werkzeug hatten nicht mehr mitzusprechen, als eben gar nicht zu umgehen war; heute haben diese Stimmrecht. Die ‚Sachkunst' verfährt parlamentarisch unter dem Präsidium der Kunst.

Hat somit die Kunst an Absolutismus eingebüßt, so darf sie dafür umsomehr hoffen, mit dem Gewerbe einen friedlichen Verkehr zu pflegen, ja sie hat ein Recht darauf, daß man ihr Vertrauen entgegenbringt, auch wenn die Entwickelung unserer Kultur dem Industrialismus noch weiter entgegentritt. So wird sich die Sachkunst damit zu versöhnen haben, daß auch bei ihr — namentlich in der Wohnungskunst — die Kleinbetriebe mehr und mehr zur Ausnahme werden und daß die größeren, unter künstlerischer und kaufmännischer Leitung stehenden Betriebe, welche Kleinmuster aus verschiedenen Fachgebieten in sich schließen, an deren Stelle treten. Das Ideal für die Werke der Sachkunst ist freilich jener Zustand, in welchem der Meister sein Werk selbst ersann und ganz ausführte, wie es z. B. bei den Goldschmieden des Mittelalters der Fall war; wo aber die Natur des Werks ein Zusammenarbeiten mehrerer nötig macht, da zeigen sich schon die mittelalterlichen Bauhütten als Vorbilder für korporative Arbeit unter künstlerischer Oberleitung. Zu welcher Bedeutung sich solche Großbetriebe im Bereich der Raumkunst, der Sachkunst entwickeln können, lehren die Beispiele der ‚Vereinigten Werkstätten für Kunst und Handwerk', der ‚Deutschen Werkstätten für Handwerkskunst, Karl Bertsch' und neuerdings die im Anschluß an die Debschitz-Schule entstandenen ‚Ateliers und Werkstätten für angewandte Kunst'.

An den Wandlungen der Praxis nahmen auch die kunstgewerblichen Lehranstalten teil, wenn auch in langsamerem Schritt und unter Vermeidung der Extreme; sowohl die K. Kunstgewerbeschule wie auch die trefflich eingerichteten städtischen Gewerbeschulen und zahlreiche kleinere Privatschulen haben den Zeitströmungen Rechnung getragen. Eine eigene Stellung nimmt die Privatschule von Wilhelm von Debschitz ein; suchte sie im Anfang (seit 1902, zuerst mit Herm. Obrist zusammen) durch fast rein abstraktes Zeichnen und Komponieren der Praxis vorauszueilen, so scheint sie auf diese nunmehr Einfluß zu gewinnen, seit sie mit ihr in engere Berührung getreten ist.

* * *

Von den Änderungen, die in den einzelnen Fachgebieten vor sich gegangen sind, kann hier nur in gedrängtester Kürze gesprochen werden. Das Mobiliar mag den Anfang machen. Der Zug nach Einfachheit ist nicht nur als Reaktion gegen hohlen Prunk aufzufassen, sondern z. T. auch als einfache wirtschaftliche Folge der teurer werdenden Lebenshaltung; daher das Vermeiden kostbarer Schnitzereien, daher vielleicht sogar die Vorliebe für die geometrischen Intarsien, bei denen es weniger Abfall gibt. Umso mehr Wert legt man jetzt bei aller Einfachheit der Formen auf Gediegenheit der Ausführung, auf Güte und Schönheit des Materials. Das tritt vielleicht nirgends deutlicher zutage als bei der Raumkunst. Mit am meisten leidet unter dem Zug nach Einfachheit der Stuck, der ohne reiche, üppige Betätigung ein trauriges Dasein führt; die vor einigen Jahren aufgetauchte Technik, Naturblumen mit Stuck zu überkleistern, ist glücklich wieder in der Versenkung verschwunden; um so erfreulicher ist es, daß die Kunst des freien Auftragens — auch an Außenwänden — wieder in Blüte gekommen ist.

Von einem bedeutenden Aufschwung kann man beim Plakat- und Inseratenwesen sprechen, überhaupt bei Drucksachen und der ganzen Buchkunst, von den Straßenplakaten angefangen bis zu den Exlibris und Bucheinbänden, Vorsatz- und Kleisterpapieren. Der früher hochangesehene Lederschnitt fristet nur noch ein bescheidenes Dasein; er ist zu sehr auf reichen Flächenschmuck angewiesen, der an sich heute nicht in hoher Geltung steht. Dagegen ist die inzwischen eingeführte farbige Beizung des Leders eine willkommene Bereicherung der Ledertechnik. Wo das Leder bei Polstermöbeln in Gebrauch tritt, verzichtet man jetzt auf jede Zier. — Die starke Beteiligung der Frauenarbeit an der Sachkunst macht sich u. a. in der Aufnahme der Batiktechnik, besonders aber in einer starken Zunahme künstlerisch bedeutsamer Stickereien bemerklich, zum Teil im Gefolge der Lehr- und Versuchswerkstätte von Debschitz. Die Einführung der Kurbelmaschine hat ein ganz neues Tätigkeitsfeld eröffnet, während die Versuche mit Handweberei vereinzelt geblieben sind.

Mit der keramischen Kunst scheint München kein rechtes Glück zu haben trotz seines Überschusses an Malern. Die Familie v. Heider, deren

Kunstkeramiken im Jahre 1896 im Glaspalast sehr achtbar vertreten waren, ist durch Berufungen nach außerhalb zerstreut worden, und J. J. Scharvogel, dessen Feinsteinzeug und Fliesen stets eine so erfreuliche Erscheinung waren (seit 1899), wurde nach Darmstadt gezogen. — Das Glas, das als Hohlglas schon bald nach der 76er Ausstellung künstlerisch sich zu ganz bedeutender Höhe emporgeschwungen hat, kann wenigstens insofern seine Zugehörigkeit zu München ausweisen, als es zwar im bayerischen Wald gemacht, in München aber entworfen und auf den Markt gebracht wurde. Die Glasmalerei oder besser die Bleiverglasung hat infolge Einführung des amerikanischen Opaleszentglases ganz neue Wege eingeschlagen; die Ausschaltung des Pinsels und das mehr musivische Verfahren leiteten von selbst auf das wirkliche Glasmosaik hin, das nun in München sich nicht mehr auf einen Vertreter beschränkt. Die kirchliche Glasmalerei hat sich, wie überhaupt die kirchliche Kunst, wenig verändert; doch verdient die rührige Tätigkeit der ‚Gesellschaft für christliche Kunst' den Dank für ihre Bemühungen, die konservativ-kirchlichen Forderungen mit modernen Bestrebungen zu versöhnen.

Neben der Raumkunst ist wohl das Edelmetallgewerbe Münchens die bedeutsamste Erscheinung; hier hat noch mehr wie auf einem anderen Gebiete die persönliche Arbeit noch volle Geltung, besonders in Ehrengaben und Frauenschmuck. Aber auch in Bronze (Plaketten), Messing, Kupfer, Zinn, Schmiedeisen sind achtbare Fortschritte zu verzeichnen. Reich getriebenen Kleinarbeiten aus Kupfer begegnet man zur Zeit allerdings weniger; dagegen wird vielfach das Email zur Ausschmückung herangezogen (auch auf Eisen). Ihren Gipfelpunkt erreicht die Kupfertreiberei allerdings in der figürlichen Plastik, zu deren Betätigung mancherlei Gelegenheit geboten wurde (Bekrönungsfiguren und Reliefs am Café Luitpold, am Rathaus, an der Isarbrücke, Reichstagsgebäude in Berlin).

* * *

Ob es gerade ein Bedürfnis war, eine Ausstellung zu veranstalten, welche über alle Tätigkeitsgebiete Münchens Rechenschaft ablegte, mag fraglich sein; daß sie für das Ansehen der einheimischen Sachkunst eine Notwendigkeit war, kann nicht bezweifelt werden, wenn man sich klar macht, daß die anderwärts gemachten Anstrengungen allerdings die Wirkung haben könnten, München seiner Vorzugsstellung in Kunstdingen zu berauben. Und nachdem sich die Stadt nach langem Besinnen endlich zur Anlage des Ausstellungsparks und zur Errichtung von Dauerbauten entschlossen hatte, lag es nahe, die Neubauten gerade mit einer Münchener Ausstellung zu eröffnen und dazu mit Rücksicht auf die 750. Wiederkehr des Gründungsjahres der Stadt das Jahr 1908 zu wählen.

Das Programm der Ausstellung ist so weitherzig wie möglich. Es hat alles Zutritt, was von den verschiedenen Fachkommissionen gutgeheißen wird; bei dem Verzicht auf jede Prämiirung soll schon die Aufnahme in die Ausstellung eine Auszeichnung bedeuten.

Was deren künstlerische Durchbildung betrifft, so will man namentlich dem Wahn entgegentreten, als ob die Wohlgefälligkeit eines Gegenstandes von dem Aufputz abhängt, mit dem er ausgestattet ist, — und man will gleichzeitig zeigen, daß auch die an und für sich nüchternen Dinge, deren Daseinsberechtigung auf der bloßen Zweckerfüllung beruht, zum mindesten so dem Auge dargeboten werden können, daß sie einen wohlgefälligen Eindruck hinterlassen. Gelangt dieser Grundgedanke zur glücklichen Durchführung, dann können wir die Unglückspropheten ruhig ihr trauriges Amt ausüben lassen, — dann wird München weiter als je von dem oft angesagten Niedergang entfernt sein und fürderhin die Wallfahrtsstätte aller Kunstjünger und Kunstdurstigen sein.

Darauf hinzuwirken war wohl eine der schwierigsten, verantwortungsvollsten Aufgaben, und es verdient ganz besonderen Dank, daß ein Künstler sich dieser dornenvollen Aufgabe unterzogen hat. Wahrlich, es gehört eine große Opferfreudigkeit und ein felsenfester Glaube an das Gelingen der Sache dazu, wochen- und monatelang eine aufregende und aufreibende Werbearbeit zu leisten, in Versammlungen der verschiedensten Gewerbe die Bedeutung der Ausstellung klar zu machen, den Ausstellungswilligen die Wege zu weisen, die Widerstrebenden mit fortzureißen und für die Erreichung des gesteckten Zieles zu begeistern. Es kann dem Maler-Architekten Richard Riemerschmid nicht hoch genug angerechnet werden, daß er der Ausstellungssache zuliebe für Monate bereitwillig seine geliebte Kunst zurückgestellt, daß er die Stille der Atelierzelle verlassen und sich auf die Wanderschaft im Stadtbereich begeben hat, um für das Unternehmen zu wirken und zu werben. Der Erfolg sei sein Ehrensold!

Wenige Wochen nur trennen uns noch von der Eröffnung der Ausstellung. Möge sie auf dem Gebiet der ‚Sachkunst' einen Markstein in unserer Kulturentwicklung bedeuten. Die Voraussetzungen dafür sind gegeben, und so darf man hoffen, daß damit auch den Unkenrufen über den Niedergang Münchens als Kunststadt endgültig der Garaus gemacht werde. Das Ausland scheint auf diese Unglückspropheten nichts gegeben zu haben und nach wie vor an München als Kunststadt zu glauben; denn wie käme sonst die ‚Union Provinciale des Arts Décoratifs' dazu, unter dem Protektorat des französischen Ministers des Auswärtigen, Pichon, ihren zweiten Kongreß am 6.—8. August in München abzuhalten? Kann man sich einen größeren Vorerfolg denken, der zugleich von nationaler und internationaler Bedeutung ist? Vivat sequens!

Das Pasquill.

Von

Jakob Boßhart.

Ich hatte vier Jahre das freundliche Grünfelden und den Landſchreiber des Fleckens, meinen Univerſitätsfreund Berger, nicht mehr beſucht. Es gibt Erlebniſſe, die einen Ort für uns in einen Magneten verwandeln und andere, welche den Weg dorthin ſperren. Seit ich Augenzeuge geweſen, wie das Söhnchen meines Freundes, ein lieber Junge, an einem Sommertag, da die Luft von nichts als Freude erfüllt ſchien, von einem Baum herunterbrach und tot liegen blieb, ſah ich Grünfelden ſtets unter einem Trauerflor und mied es, obſchon Bergers Einladungen immer ungeduldiger wurden. Endlich überwand ich mein Widerſtreben und fuhr hinaus. Natürlich ließ es ſich nicht vermeiden, jenes Unglückstages zu gedenken, und nachdem ich ohne viel Luſt in Bergers Baumgarten den Kirſchen nachgeſtiegen war, begleitete ich ihn auf den Friedhof, wo ſeine beſte Hoffnung unter der Erde lag. Da fiel mir ſeltſam auf, daß auf dem Grab zwei faſt gleiche Grabſteine ſtanden, ein alter und ein ihm nachgebildeter neuer. Ich mochte meine Verwunderung nicht ganz bemeiſtert, oder Berger das Bedürfnis empfunden haben, mich aufzuklären, kurz, als wir uns in der Stube der Landſchreiberei beim Wein gegenüberſaßen, ſagte er zu mir: ‚Du wirſt vorhin gedacht haben, ein Grabſtein ſei für einen Toten genug. Aber wenn der eine die Laſt des andern erleichtert, warum nicht zwei?‘

‚Du machſt mich neugierig‘, erwiderte ich.

‚Es iſt eine ganze Geſchichte, eine Kindergeſchichte.‘

‚Um ſo beſſer, erzähle ſie.‘

‚Nun, wenn dich das nicht abſchreckt, ſo ſei's. — Ich muß dich mehr als dreißig Jahre zurückführen, in die Zeit, da ich in der Primarſchule das zweite oder dritte Paar Hoſen verrutſchte. Ich verbrachte, wie du weißt, meine Jugend nicht hier im Flecken, ſondern droben, im Steinbühl, einem einſamen Bauernhof, wo nur ein paar Wohnhäuſer und Scheunen bei

einander stehen. Jenen lieblichen Erdenwinkel solltest du dir nun vorstellen können und dazu einen Frühlingsmorgen hell an allen Enden. Die Sonne zündete mir längst ins Bett, als lautes Durcheinanderreden mich aus meinem Halbschlaf aufweckte. Ich streckte neugierig den Kopf durch das Schiebfensterchen und sah die ganze erwachsene Menschheit des Weilers bei unserm Nußbaum versammelt. Am Stamme des Baumes leuchtete etwas Weißes, ein Stück Papier, in der Morgensonne. Daran hingen alle Augen und darnach streckten sich alle Hälse. Meinen Vater aber, der vermöge seiner Größe dem Ding am nächsten war, hörte ich vernehmlich sagen: ‚Das ist eine Pasquille!‘ In dieser Form ist das Wort auf den Höfen gebräuchlich. Die Frauen fuhren entsetzt zurück und riefen: Behüt' uns Gott, eine Pasquille!‘ Die Männer lachten ob des Schreckens und zeigten ihre Überlegenheit.

Mit klappernden Schuhen eilten in dem Augenblick mein älterer Bruder Willi und Nachbars Fritz dem Nußbaum zu, wurden aber zurückgetrieben, wie man Hühner aus dem Hanfacker stäubt, und mein Vater riß nun das Papier herunter, faltete es mehrfach zusammen und barg es in der Tasche seines Kittels.

Ich warf mich hastig in meine Kleider und stolperte hinunter. ‚Was ist los? Was heißt das, eine Pasquille?‘ fragte ich meinen Bruder. Er machte ein geheimnisvolles Gesicht und erwiderte wegwerfend, so ein kleiner Bub' dürfe nicht alles wissen. Man denke doch, er war drei volle Jahre älter als ich! Ich hatte ihn im Verdacht, selber im Ungewissen zu tappen, und tröstete mich mit dem Gedanken, auf unserem langen Schulwege werde sich das Geheimnis schon lösen.

Willi und ich warfen die aus rauhem Zwilch geschneiderten Schulsäcke über die Schultern, riefen unser ‚Adie‘ in Stube und Küche und verließen das Haus. Draußen warteten die Nachbarskinder schon auf uns, und nun setzte sich das Trüppchen Schulzwang in gemächliche Bewegung. Sobald wir den Weiler im Rücken hatten, erhob sich unter uns zunächst ein schüchternes Geflüster und dann ein lautes Geschnatter und Gefrage über das seltsame Ereignis des Morgens. Fast ein jeder fühlte in sich den Beruf, es zu deuten, aber es kam dabei nicht viel Gescheites an den Tag, das merkten wir wohl. Als wir das Bachtobel, das als tiefer Einschnitt den Hof auf der einen Seite abgrenzt, überschritten hatten und in den schwarzen Tannenwald einbogen, stand Nachbars Fritz, der bis jetzt geschwiegen hatte, still und gab uns ein Zeichen, uns um ihn zu versammeln.

‚Ihr wißt alle miteinander nichts‘, begann er mit wichtiger Miene, ‚mir aber hat unser Knecht darauf geholfen. Er hat zu meinem Vater gesagt: „Er ist hier dem Teufel vom Karren gefallen, jetzt wird er ihn, denk' ich, bald wieder abholen.“ Versteht ihr das? Nicht? Nun, der Brief ist

vom Teufel geschrieben und an den Nußbaum genagelt worden und einer von den Höfen wird jetzt in die Hölle spazieren müssen.'

Fritz ließ seiner Phantasie Flügel wachsen und fuhr fort: ‚Er kommt in der Nacht auf einem roten Wagen mit schwarzen Rossen, die Hufe und die Räder sind mit Lumpen umwickelt, damit niemand nichts hört. Hinten am Wagen ist ein großer Vogelkäfig angebunden, in den wird der andere gesteckt und dann geht es hüst und hott der Hölle zu.'

Die Ältern fingen bei dieser Beschreibung an zu lachen und machten dem Geflunker ein Ende. Indessen wurden wir den Teufel nicht so bald wieder los und nach einer Weile sagte Gritli, Fritzens kleine Schwester, in ängstlichem Tone: ‚Wenn er mich holen will, so krieche ich nur unters Bett.'

‚Warum sollt' er dich holen? Was hast du denn wieder gemacht?'

‚Ich habe nichts gemacht', erwiderte sie unsicher. Die andern Mädchen aber merkten ihr das schlechte Gewissen an, begannen sie in die Enge zu treiben und ihr die Hölle zu heizen, bis ihr Bruder Fritz ihr tröstend beisprang: ‚Du hast wieder einmal den Finger in den Honigtopf gesteckt, gelt? Aber sei nur ruhig, dich holt er nicht, du bist ihm viel zu klein.'

‚Ja, aber wen holt er denn?' wunderten wir.

‚Was fragt ihr lange?' meinte einer in trockenem Ton.

‚Wen meinst du, Dolfi?'

‚Nun, doch den Ärgsten, den Schulmeister.'

‚Du Wüster du', riefen die Mädchen, lachten aber über den Einfall nicht weniger laut als wir Buben, denn für den Geßler — so nannten wir unsern Lehrer — hatten wir allesamt keine zärtlichen Gefühle. Er war ein lebendiger Prügelstock. Ließ einer an einem Schultag nichts als ein Büschel Haare in seinen Fingern, so dankte er heimlich dem Himmel für solche Gnade. Der Gedanke, daß er in die Hölle spazieren müsse, versetzte uns alle in fröhliche Stimmung und wir Kleinen schauten mit Respekt auf den Erfinder des, wie uns schien, trefflichen Einfalls. Der aber ging trocken seines Weges, wie er trocken geredet hatte. Dolfi nannten wir ihn und Adolf hieß er.'

‚Adolf Demut', unterbrach ich den Erzähler.

‚So ist es, du hast den Namen auf dem Grabstein gelesen. Dolfi ist der Inhalt meiner Geschichte. Er war ein Waisenknabe. Die Mutter war kurz nach seiner Geburt gestorben und der Vater, ein allzeit hilfbereiter Mann, fünf Jahre später bei einer Feuersbrunst, als er schon verloren geglaubte Habe retten wollte, von einem Balken erschlagen worden. Das kleine Heimwesen wurde verkauft, unvorteilhaft, wie es zu gehen pflegt, sodaß der Erlös gerade hinreichte, um die Schulden zu decken. Der kleine Dolfi wurde von seinem Vormund, unserem Nachbar Rusterholz aufgenommen und fand

bei ihm eine gute Tischdecke und ein warmes Bett. Es war ein seltsamer Junge. Wir hielten ihn manchmal für etwas beschränkt und doch hatten wir Respekt vor ihm, fast wie vor einem Mann und alle mochten ihn wohl leiden. Es war keine Falschheit und nichts Krummgebogenes an ihm. Er war unfähig zu lügen und etwas zu verdrehen, nie versuchte er sein Ziel durch einen Winkelzug oder auf einem Umweg zu erreichen. Bewarfen wir uns im Winter mit Schneebällen, so fiel es ihm nicht ein, sich mehr zu bücken oder auf die Seite zu drehen, als man es unwillkürlich tut: war der Ball gut gezielt, so sollte er auch treffen. Beim Fangspiel sah man ihn selten durch Ränke und Zickzacksprünge dem Verfolger ausweichen; er lief gradaus, und wer flinkere Füße hatte als er, war sicher, ihn einzuholen. Bei andern hätten wir solches Betragen weidlich belacht, bei Dolfi kam es uns immer mehr als selbstverständlich vor, denn wie er es im Spiel hielt, so hielt er es in allem Übrigen, das war nun einmal sein Wesen. Kein Wunder, daß wir Kleineren ihn gern als Schiedsrichter und Schutzherrn gegen die Großen anriefen und nicht begriffen, daß der treuherzige Kamerad in der Schule so wenig galt. Denn wenn er auch mit Buchstaben und Zahlen nicht ungeschickter umging, als wir andern, so konnte er es dem Geßler doch nie treffen, und es gab Zeiten, da er in der Ohrengegend fast keine Haare mehr trug. Jetzt verstehe ich, warum zwischen den beiden ein eigentlicher Haß bestand: sie konnten nicht zusammengeh'n, wie eine gerade und eine krumme Linie nicht mit einander ziehen können. Damals freilich, als wir mit dem Pasquill beschäftigt unsern Schulweg dahinschlenderten, reichten meine Überlegungen nicht so weit, ich war nur von dem Unrecht erfüllt, das der Geßler an uns allen schon verübt hatte und es kam mir der unfromme Gedanke: ‚Wenn der Teufel ihn nur schon geholt hat, dann haben wir heute frei!'

Jenseits des Waldes, den wir durchqueren mußten, lag die Affolterscheuer, ein einsames Bauernhaus, das von zwei alten Frauen, Mutter und Tochter, bewohnt wurde. Schon von weitem fiel uns etwas Helles an dem sonnverbrannten Hause auf, und wie der Wind flogen wir darauf zu. Wir fanden uns nicht getäuscht: an der mit Brettern beschlagenen Wand, für unsere Hände nicht erreichbar, war mit groben Schuhnägeln ein Blatt Papier angeschlagen. Wir mußten den Fetzen haben. Fritz, der Längste von uns, stellte sich gebückt an die Wand, ein anderer kroch ihm auf den Rücken, dann richteten sich beide langsam in die Höhe und der obere löste mit langgestreckten Armen das Papier los. Uns klopfte das Herz vor Aufregung, als er mit der Beute auf den Boden setzte. Wir eilten aus dem Bereich des Hauses und der alten, uns übel gesinnten Weiber und machten uns über den Zettel her. Der Teufel führte eine seltsame Hand, die Buchstaben waren wie mit

Streichhölzern geschmiert und standen in allen Richtungen zu einander, als wäre die Windsbraut dreingefahren. Wir waren nicht sonderlich erstaunt, gleich in der ersten Zeile den Namen unseres Lehrers, etwas entstellt, aber doch kenntlich zu entziffern. Ein gelinder Schrecken jedoch überlief uns, als gleich dahinter Frau Temperli, die Schulverwalterin, genannt wurde. ‚Also die auch‘, dachten wir.

Frau Temperli war die Schulhofbäuerin. Sie war eine kleine, robuste Person, mit apfelrunden Backen und kieselweißen Zähnen. Aus den gesteiften Hemdärmeln quollen ihr zwei starke Arme heraus und wehe dem, der beim Spiel durch ihren Krautgarten lief oder ihre Hühner zersprengte, er hatte, wenn sie ihn fassen konnte, ein paar schwere Minuten zu überstehen. Kein Wunder, daß wir eine heilige Furcht vor ihr hatten. Ihr Mann dagegen, der Schulverwalter, war unser aller Freund, nicht nur, weil er am Examen die duftenden Wecken unter uns verteilte, sondern noch mehr, weil er für uns, bis vor kurzem wenigstens, immer ein freundliches Wort oder doch ein freundliches Gesicht bereit hatte. Einige Jahre früher war ihm die erste Frau gestorben, und um seinen drei kleinen Kindern wieder eine Mutter und wohl auch, um seinen Äckern eine gute Hacke zu geben, hatte er die Magd mit den rüstigen Armen und den gesunden Backen geheiratet. In sein Haus nistete sich einige Zeit später der Geßler ein, als er von den Behörden zur Strafe für schlechte Verwaltung einer Dorfschule auf den einsamen Bauernhof versetzt worden war. Aus ihren dunkeln Redensarten zu schließen, mußten unsere Eltern manches über den Lehrer und seine Vergangenheit wissen; wir Kinder konnten uns nur zusammenreimen, daß seine Familie in Brüche gegangen war, und daß seine zwei Töchter mit ihrer Mutter im nahen Städtchen wohnten und ihr Brot in einer Fabrik als Zwirnerinnen verdienten.

Wie wir nun die Schulverwalterin und den Schulmeister auf einem Blätt Papier zusammenfanden, ging uns die Ahnung auf, die beiden müßten durch eine gemeinsame, uns freilich unbegreifliche Schuld, durch irgend etwas Unrechtes verbunden sein. Und unser Gedächtnis bestätigte diese Vermutung, denn wir hatten von den Erwachsenen die beiden gar manchmal im gleichen Atemzug nennen hören und immer mit einem seltsamen Ton der Stimme und mit Blicken, die uns zu denken gaben. Wir suchten nun in dem verworrenen Gekritzel des Pasquills dem Geheimnis auf den Grund zu kommen, wurden aber nicht klug daraus. Die Altern freilich taten, als ob ihnen das seltsame Aufsätzchen bis auf den letzten Haken und Schnörkel klar wäre, warfen sich vielsagende Blicke zu, und ließen bald ein ‚mhm‘, bald ein ‚aha‘ oder sonst eine dunkle Andeutung fallen; einzig Dolfi war ehrlich genug, zu erklären: ‚Das mag der Teufel, der's geschrieben hat, verstehen, ich versteh's nicht!‘

Nun erhob sich die Frage, was wir mit dem Zettel anfangen sollten. Fritz nahm ihn großtuerisch in die Hand, faltete ihn sorgfältig über dem Knie und barg ihn in einer Tasche, wie er es an meinem Vater gesehen hatte. Dabei prahlte er: ‚Das Papier reibe ich heut' Morgen dem Geßler um die Nase und sage ihm: Das, Herr Lehrer, schickt euch der Teufel, riecht daran!' Wir überschütteten ihn mit Worten und malten ihm die Gefahren eines solchen Beginnens aus, obgleich wir wohl wußten, daß ihm seine Ohren viel zu lieb waren, als daß er das Wagnis hätte bestehen wollen. Als er sich immer mutiger gebärdete, sagte Dolfi, wie zu sich selber: ‚Ja, gefährlich ist's schon, so ein Ding in der Tasche zu haben, es kann einem mit dem Nastuch herausfallen und vielleicht grad dem Lehrer vor die Schuhe, oder so ein kleines Plaudermaul kann das Geheimnis auskrähen, das würde eine hübsche Prügelsuppe absetzen.'

‚Wie könnte es mir aus der Tasche fallen?' rief Fritz, ‚und so ein Knirps soll mir nur . . .!'

‚Oho', ertönte es um ihn. Auch die weniger Pfiffigen und mit ihnen Fritz selber, begriffen, daß er seine Feigheit unfreiwillig zugestanden hatte. Er ward ärgerlich und warf das Blatt in die Luft: ‚Da, macht mit dem Teufelsbrief, was ihr wollt!'

Der Fetzen lag eine Weile von allen begafft, aber von keinem berührt am Boden, da hob ihn Dolfi auf und steckte ihn zu sich. Etwas weniger laut, aber im alten Schlendergang setzten wir unsern Weg fort, der uns durch einen zweiten Wald und an dessen Ende an einer damals nicht bewirtschafteten Sennhütte vorbeiführte. Wie wir unter den Buchen und Eichen an's Licht hervortraten, sahen wir jemand um die Hütte streichen, den Blick an die Wände geheftet. Es war unser Schulverwalter.

‚Was gilt's, er sucht auch einen Brief', flüsterte einer von uns, und wir standen still, um den Mann zu beobachten. Er aber gewahrte uns auch, drückte sich unsicher dem Waldrand entlang und verschwand unter den Bäumen. Er ging so gebeugt, als hinge ihm ein voller Säesack am Hals. Einer unserer Kameraden sprach aus, was wir alle, von Mitleid mit ihm ergriffen, bei diesem Anblick dachten: ‚Daß er so geduckt geht und nicht mehr mit uns spaßen und plaudern mag, das kommt alles vom Geßler!'

In der Tat hatten wir mit unsern scharfen Kinderaugen längst entdeckt, daß der Schulverwalter allmählich ein anderer geworden war und daß überhaupt die Dinge auf dem Schulhof nicht mehr ihren rechten Gang gingen. Denn auf dem Land lernt man früh Lolch vom Weizen und einen gepflegten Acker von einem verlotterten unterscheiden. In Temperlis Garten und Feldern wurde immer mehr das Unkraut Meister, das Korn von den Disteln gefressen, das Gras in den Wiesen zur Unzeit gemäht, das Vieh

schlecht gefüttert und gestriegelt, der Pflug dem Regen und Rost, das Brennholz im Wald der Fäulnis überlassen. Der Knecht trieb sich gerne in der Nähe des Hauses herum und in den Pausen, wenn der Lehrer drüben sein zweites Frühstück nahm, sahen wir den Burschen oft am Brunnenstock stehen, zum Schein sich die Hände waschen oder den Durst löschen, in Wirklichkeit aber mit lauernden Augen in des Meisters Stube spähen. Der Schulverwalter selber, ein sonst regsamer Mann, stand oft müßig auf seinen Karst gestützt in einem Acker, starrte vor sich hin und schien wie angewurzelt. Es kam auch vor, daß er etwas wackelig aus dem Dorf zurückkehrte, und sich dann, wie wenn es ihm zuwider wäre, in sein Haus zu treten, irgendwo unter einem Baum oder hinter einem Busch ins Gras streckte.

Da wir an jenem Morgen alles Schlimme auf den Geßler bezogen, ward es uns wie eine Erleuchtung, er sei der böse Geist, der das viele Unkraut und den Müßiggang auf dem Schulhof säte. Mit einem trotzigen Haß näherten wir uns dem Schulhause und machten uns kein Gewissen daraus, verspätet zu sein. Hiebe würde es ja setzen, aber was lag uns heute daran, von ‚dem' gehauen zu werden.

Die ganze Schuljugend der umliegenden Gehöfte wurde, in sechs Klassen eingeteilt, im nämlichen Zimmer unterrichtet. Es herrschte eine unheimliche Stimmung in dem Raum, als wir eintraten; unser Trotz schmolz deshalb jetzt schon etwas zusammen und wir eilten mit gerundeten Rücken an unsere Plätze. Jeder meinte, der Stock zische schon über ihm. Zu unserem Erstaunen blieb das Rohr ruhig an seinem Platze liegen. Der Geßler saß hinter seinem Pult und schaute mit stechenden Augen auf seine Untertanen herab, wie wenn er jedem einzelnen die Gedanken hätte aus dem Kopf grübeln wollen. Man hörte weder das Kratzen der Griffel und Federn, noch das trockene Geräusch gewendeter Blätter, selbst die sonst widerspenstigen Füße machten sich nichts an den Fußleisten zu schaffen. Ich blickte mich neugierig um. Es wurde nirgends gearbeitet, man schien etwas zu erwarten und alle Köpfe neigten sich auf die Tische. Nur da und dort drehte sich einer langsam zum Nachbar und vorsichtig stießen etwa zwei Ellbogen gegen einander. Mein Auge begegnete demjenigen des Lehrers und nun duckte auch ich mich. Gleich nachher schob mir mein Nachbar Heinz seine Schiefertafel behutsam zu, worauf die Worte standen: ‚Weißt du es auch von der Base Kille?' Ich wollte ihm triumphierend antworten, aber da war auch schon das Verhängnis über uns. Mit einem Sprung war der Geßler da, riß die Tafel an sich und las die Worte, wobei sich seine Zornader füllte. Er schleuderte die Schiefertafel auf den Fußboden, wo sie zerschellte, ergriff den armen Heinz am Kopf und führte ihn unsanft auf den Gang hinaus, woher noch lange sein Schluchzen tönte.

Drinnen herrschte wieder die drückende Stille und der unheimliche Blick des Lehrers. Die Untätigkeit, das Gefühl der Unsicherheit machten uns die Zeit unerträglich lang. Endlich schlug die Uhr an der Wand ihre neun Streiche, und der Geßler rief sein bellendes ‚Pause!' Wir stürmten hinaus und hielten erst an, als das Schulhaus in beträchtlicher Entfernung hinter uns lag; denn wir hatten uns Dinge zu sagen und zu fragen, die der Schulmeister nicht zu hören brauchte.

Auf fast allen Höfen hatte man die Schmähbriefe gefunden und nun wurde eifrig zusammengetragen, was man von den Erwachsenen darüber aufgeschnappt hatte. Einer berichtete, man müsse den ‚Schandal' am rechten Ort anzeigen, ein anderer, nun werde ‚er' schon von selber gehen, ein Dritter, man sollte ‚ihn' mit dem Ochsenziemer aus der Gemeinde jagen. So ging es weiter und wir wurden immer überzeugter, daß wir zum letztenmal beim Geßler in der Schule saßen, dafür würden die ‚Großen' schon sorgen. Als wir so recht im Zuge waren, erschien die Schulverwalterin unter der Türe ihres Hauses und schritt mit einem Kessel breitspurig dem Brunnen zu. Einer fing laut zu kreischen an und wir alle stimmten wie auf Verabredung aus Leibeskräften ein. Da trat die Frau, als hätte sie ein Gespenst gesehen, eilig ins Haus zurück, worauf wir noch lauter schrien, wußten wir nun doch, daß wir sie getroffen hatten.

Bei dem Lärm erschien der Lehrer unter einem Fenster der Schulstube und pfiff durch die Finger; dieser scharfe Pfiff war uns wohlbekannt, er schnitt immer unsere Pausenherrlichkeit ab. Der Geßler mußte sich unterdessen einen Plan zurecht gelegt haben, um den Urhebern des Pasquills auf die Spur zu kommen. Nachdem er jeder Klasse eine Aufgabe zugebelfert hatte, nahm er Fritz, den Größten und Geschwätzigsten der ganzen Schar, am Ohrläppchen und ging mit ihm vor die Türe hinaus. Erst nach einer geraumen Weile ließ er ihn wieder eintreten, um einen andern zu rufen.

‚Es setzt ein Verhör ab', raunte uns Fritz zu. ‚Was der alles wissen wollte! Ob mein Vater und mein Bruder Hans gestern zu Hause gewesen seien. Ob wir am Abend keinen Besuch gehabt und niemand hätten ums Haus stolpern hören. Ob man auf unserm Hof nichts gefunden, am Brunnenstock, am Scheunentor, an der Haustüre. Was die Großen beim Frühstück gesprochen hätten?'

‚Und was hast du ihm geantwortet?'

‚Ich habe kein Härlein verraten, so dumm war ich doch nicht', sagte er pfiffig, ‚was glaubt ihr denn, er hätte mich ja ungespitzt in den Erdboden hineingeschlagen'.

Da ließ sich Dolfi Demut in seiner langsamen Art hören: ‚Aber, wenn er es doch wissen will?'

Östlicher Friedhof zu München

Frontansicht.

In diesem Augenblick wurde die Türe aufgestoßen und als Dritter Dolfi gerufen, sei es, daß der Lehrer ihn noch hatte sprechen hören, sei es, daß er sich an seine Wahrheitsliebe erinnerte, die ihm diesmal zustatten kommen konnte.

Das Schulzimmer wurde kirchenstill, man hörte die Nachbarn atmen und, durch die Türe gedämpft, abwechselnd die beiden Stimmen, die hohe, langsame und die tiefe, schnarrende. Das Verhör dauerte lange und wurde, wie wir deutlich vernahmen, immer lebhafter.

Plötzlich klatschte es draußen, es mußte einer Backe übel ergangen sein. Und darauf brach es los wie ein Hagelwetter, Schlag auf Schlag. Wir kannten diese Musik und wunderten uns nur, daß wir von dem armen Dolfi nichts hörten, keinen Schrei, kein Schluchzen, kein Stöhnen. Dieses Zerbeißen des Schmerzes, das wir ahnten, machte uns ganz aufgeregt und mochte auch den Geßler reizen, denn immer schneller fielen die Hiebe.

Endlich mußte der Schulmeister müde sein; er warf die Türe auf und stieß Dolfi so roh in's Zimmer, daß er auf den Boden hinschlug. Er erhob sich langsam und taumelte an seinen Platz. Kein Laut kam über seine Lippen, seine Fäuste waren krampfhaft geballt, das Gesicht vom Schmerz verzerrt, die Zähne fest zusammengebissen, die Augen aber blieben trocken.

‚Schert euch nach Hause,' schnauzte der Geßler uns an, und wir stoben wie Spatzen auseinander. Als der Wald uns deckte und das Schulhaus unsern Augen entschwunden war, warf sich Dolfi in den Straßengraben und ließ nun dem verhaltenen Schmerz freien Lauf. Wir durften seine Tränen schon sehen und sein Schluchzen hören, nur er, unser aller Feind, nicht.

Wir schalten ihn: er hätte eben nicht so dumm sein sollen, dem Lehrer alles zu erzählen. Der Fritz habe geschwiegen und könne jetzt auf den Stockzähnen lachen, was habe er seinen Rat nicht befolgt! Die Worte wurden im Tone des Vorwurfs gesagt, aber Dolfi konnte wohl merken, daß wir ihm in dem Augenblick noch mehr zugetan waren als sonst. Auch tröstete er sich rasch, und indem er mit dem Ärmel über die Augen und Wangen strich, entgegnete er uns: ‚Ich mußte es ihm doch sagen!' Das klang so natürlich, daß wir wohl merkten, er könne sich ein anderes Verhalten gar nicht denken.

‚Aber was hat ihn denn so wild gemacht?'

‚Er wollte alles wissen, was ich heute Morgen von den Erwachsenen gehört, und ließ mich nicht aus der Zange, bis ich ihm auch ausschwatzte, was unser Knecht Ruedi zum Meister gesagt hat. Er hat ihm gesagt, so einer gehöre zu den andern in den Saustall. Darauf gings los.'

Wir stellten uns den Geßler in einem Schweinestall vor, und fanden das sehr lustig. Auf dem ganzen Heimweg trösteten wir uns mit dem Ge-

danken, lange könne der Zwingherr nicht mehr regieren, dafür würden nun unsere Väter schon sorgen. Groß war deshalb unser Erstaunen und Unbehagen, als wir am Nachmittag wieder zur Schule geschickt wurden, obgleich wir beim Mittagessen nicht unterlassen hatten, haarklein zu berichten, was am Morgen vorgefallen war. Unsere kindliche Phantasie hatte uns schon vorgemalt, Frauen und Männer, Mägde und Knechte würden diesmal zur Schule marschieren, ein ganzer Landsturm, mit Dreschflegeln, Kärsten, Sensen, Heugabeln und sonstigem Kriegsgerät, um den Landvogt zu verjagen wie in der alten Zeit. Wir bedachten den Respekt zu wenig, den die Hofbauern vor der Schule hatten. Sie selber schlugen ihre Kinder selten, den Schulmeister aber konnten sie sich nicht ohne Stock denken und ließen ihn gewähren.

Da die erhoffte Hilfe ausblieb, beschlossen wir nach dem rühmlichen Beispiel der Väter uns selber zu helfen. Nach der Schule versammelten wir uns alle auf einer uns wohlbekannten Waldwiese, wo es, der Sache entsprechend, recht ernst und gemessen zuging. Man stellte sich in einen Kreis, die drei Größten traten als die drei Eidgenossen in den Ring und fingen an zu reden und zu raten.

Fritz Rusterholz, der die Rolle Melchtals übernommen hatte, erklärte uns, daß es bei solchen Anlässen Brauch sei, einen Schwur zur tun. Wir fanden das in der Ordnung und schwuren zur Eröffnung der Tagung wie Männer. Einigen von den Kleinen mußte man allerdings das seltsame Fingerspiel erst beibringen; als aber alles klappte und wir in den Wald hineinriefen: ‚Wir schwören!', da war uns allen zumute, als hätten wir auf einmal etwas Mächtiges zu bedeuten. Durch diesen ersten Erfolg ermuntert, rief Melchtal: ‚Unsere Väter haben den Geßler erschossen, wie wollen wir es anstellen? Wenn jeder, der eine Armbrust hat, sie mitnimmt, was gilt's, der wartet nicht, bis wir abdrücken!' Er fuhr noch fort, uns mit breiten Worten die Sache auszumalen, wir aber kannten unsere meist selbstgefertigten Armbrüste zu genau, um von ihnen unser Heil zu erwarten.

Werner Stauffacher sagte ihm endlich, er solle doch das Maul halten — eine Ausdrucksweise, die der Feierlichkeit etwas Abbruch tat, — und da er selber nicht über kräftige Arme verfügte, riet er uns eindringlich, von allen Gewalttätigkeiten abzustehen, was die meisten gerne hörten. Er machte den Vorschlag, wir sollten einfach nicht mehr zur Schule gehen und uns als Jäger und Räuber im Wald herumtreiben. Anfänglich leuchtete uns das ein, als aber Walter Fürst daran erinnerte, daß wir freilich jetzt Eidgenossen seien, aber zu Haus Vater und Mutter und diese allerhand Hartholz und Seilerwaren hätten, da verging allen die Lust zu dem Wagnis. Diese Stimmung nützte Walter Fürst geschickt aus und gab uns den Rat, wie

sonst zur Schule zu gehen, aber nichts mehr zu arbeiten, keinen Strich mit Feder, Griffel oder Bleistift zu machen, auf keine Frage mehr zu antworten, kurz, vom Anfang bis zum Ende wie Stöcke dazusitzen. Dieser Vorschlag fand allgemeinen Beifall, denn einigen war die Rolle, die sie da zu spielen hatten, sehr vertraut, und auch den übrigen lag sie gut, war uns doch, seitdem der rote Geßler den Stock über uns schwang, alles Lernen und Händerecken zur Unlust geworden. Der Beschluß wurde also feierlich beschworen, und als wir auseinandergingen, hielt sich jeder für mindestens einen Fuß höher als zuvor. Wir waren ja jetzt Verschwörer und hatten zweimal die drei Finger gen Himmel erhoben.

Vor aufregender Erwartung schliefen wir kaum in der folgenden Nacht.

Am Morgen waren wir eine halbe Stunde früher im Schulzimmer versammelt als sonst. Wir standen in Gruppen beisammen, stärkten uns gegenseitig in unserem Vorsatz und bearbeiteten besonders die ganz Kleinen, ja recht tapfer zu sein. Viele rieben sich die Hände mit Knoblauch ein, denn wir waren des Glaubens und kannten aus unserer Schulgeschichte Beispiele dafür, daß an so behandelten Fingern das Meerrohr des Lehrers zerspringe. Besonders die Mädchen mit ihrer empfindlicheren Haut rieben sich fast wund und bald roch das Zimmer betäubend nach diesem ‚Geheimmittel'. Es war wie ein Rausch über uns gekommen. Als aber die Türe aufgeschnellt wurde und ein grimmiger Bart und unheimliche Augen hereinfuhren, da wurden wir mit einem Schlage nüchtern und beklommen. Der Lehrer zog die Knoblauchluft geräuschvoll ein, rümpfte die Nase, riß die Fenster auf und sah noch erzürnter drein; aber er sagte nichts. Die obern Klassen erhielten eine Aufgabe und blieben einstweilen ihrem Worte treu. Die Keckſten saßen lümmelhaft da und sahen durchs Fenster oder im Zimmer herum; die meisten jedoch hielten Griffel und Feder in der Hand, taten, als ob sie schrieben, oder wollten sich doch für alle Fälle dazu bereit halten. Aber nun die Kleinen! Es war eine Rechenstunde. Der erste, der an die Reihe kam, hielt sich brav: ‚Eins und eins, Hansli?' Keine Antwort. ‚Wie, das weißt du nicht, du Schwerenöter?' Die Frage wurde laut wiederholt, erfolglos. ‚Wart, ich will dir helfen!' rief der Lehrer und maß dem armen Sünder zwei über den Rücken. ‚Da hast du eins und noch eins, wieviel sind das?' ‚Zwei!' heulte Hansli und streckte seine nach Knoblauch duftenden Händchen hin, wie um den Lehrer einzuladen, daran sein Rohr zu probieren. Der Geßler aber ließ sich nicht auf den Handel ein, maß ihm noch eins auf den Rücken und sagte spottend: ‚Ja, siehst du, du kannst es schon, wenn du willst, Bübchen, aber du willst nicht immer.'

Nun war der Mut der Kleinen gebrochen; die andern antworteten, als hätten sie noch nie auf einer Waldwiese geschworen, und als der Lehrer

mit dem Rohr unter dem Arm zur zweiten Klasse schritt, stieß er auch dort auf keinen Widerstand mehr. So steckte eine Klasse die andere an. In den hintern Bänken gingen nach und nach die Federn und Griffel von ihrer Scheintätigkeit zu ehrlicher Arbeit über, und selbst die drei Eidgenossen fingen an, sich mit ihrem Schreibgerät etwas zu schaffen zu machen; sah man sie an, so gaben sie einem freilich mit Blicken und Gebärden zu verstehen, daß sie noch lange nicht daran dächten, ihrem Wort untreu zu werden; als aber der Geßler auf seinem Lehrgang zu ihnen kam, da brauchte er nur mit dem Stock ein paarmal bedrohlich auf die Bank zu klopfen, um das ganze Tellentum über den Haufen zu werfen. Es war ein Jammer!

So blieb nur noch Dolfi übrig. Der Lehrer hatte ihn zuerst übergangen, wohl weil er in der Erinnerung an das Verhör mit ihm heute nichts zu schaffen haben wollte. Aber er besann sich eines andern und rief ihm unfreundlich zu: ‚Geh an die Wandtafel und schreib die folgende Nummer an!‘ Alle Köpfe drehten sich nach den beiden. Dolfi tat, als hätte er nichts gehört und blieb ruhig an seinem Platz.

‚Soll ich dich erst wecken, du Schlafmütze?‘ schnaubte Geßler und schlug ihm das Aufgabenbuch um die Ohren. Dolfi, der entschlossen schien, es über sich ergehen zu lassen, klammerte sich an die Bank an, wie um in ihrer Festigkeit eine Stütze zu suchen.

Doch was soll ich den Vorgang lange schildern. Ich höre jetzt noch Geßlers immer unheimlicher werdende Stimme und sehe den Staub aus dem Kittel des guten Jungen fliegen und bis zum Fenster, durch das die Sonne fiel, ein leuchtendes Band bilden. Auch diesmal zeigte uns Dolfi, wie man seinen Schmerz verbeißt und die Tränen in die Augen zurückkneift. Zum Schlusse jagte der Wüterich sein Opfer zur Türe hinaus, warf ihm die Kappe nach und rief:

‚Lauf, so weit es Lümmel gibt!‘

Unter uns herrschte eine große Niedergeschlagenheit. Wir schämten uns, daß Dolfi der einzige war, der ein Fetzchen von unserer Tellenehre gerettet hatte. Am Abend tagten wir wieder auf der Waldwiese. Aber die Versammlung verlief kläglich. Die drei Eidgenossen traten wieder in den Kreis, etwas bescheidener als das letztemal, machten allerhand ohnmächtige Vorschläge, von denen niemand etwas wissen wollte, und als gar Fritz uns aufforderte, zur Abwechslung wieder einmal einen vaterländischen Schwur zu tun, da entstand eine wüste Empörung, die sich erst legte, als einer laut rief: ‚Der Dolfi soll seine Meinung sagen!‘ Man sah sich nach ihm um, aber er war nirgends zu finden. Eine Erleuchtung kam uns: Der Tell war auch nicht auf dem Rütli gewesen, ja Dolfi mußte unser Retter sein, wenn einer etwas ersinnen und es auch ausführen konnte, so war er's.

Tags darauf suchten wir ihm seine Rolle begreiflich zu machen und ihm in allen Farben auszumalen, wie notwendig die Vertreibung des Zwingherrn sei, wie verdienstlich es wäre, wenn gerade er die Tat vollbrächte. Es war gewiß unrecht von uns, ihn so in eine Heldenlaufbahn hineindrängen zu wollen, aber es glaubte eben keiner von uns an eine ernstliche Tat, da wir selber keiner fähig waren. Es steckte in uns allen ein gutes Stück hohler Prahlsucht und die Ansicht, es sei alles mit ein paar Worten abzutun. Auf Dolfi schienen unsere Aufstachelungen zunächst keinen großen Eindruck zu machen. Er ging still wie sonst oder vielleicht noch stiller seines Weges und wir, immer überzeugter, daß unser Hetzen nichts Unerhörtes zeitige, schwatzten jeden Tag volltöniger auf ihn ein. Wir maßen ihn eben an uns selber, und das war ein Irrtum. Es lebte in ihm das Blut seines Vaters, der sich um anderer Willen von einem Balken hatte erschlagen lassen. Er empfand das Unrecht, das in Geßlers Gestalt in unserer Schule sein Unwesen trieb, wurde immer mehr von dem Gedanken besessen, er müsse etwas für uns tun und mochte sinnen und sinnen, wie ers vollbrächte. Er wurde von Tag zu Tag wortkarger, spielte nie mehr mit uns und sah uns manchmal ganz feindlich an. Wir glaubten, er habe es satt, von uns fortwährend gehetzt zu werden, und ließen ihn seine Wege gehen. Er aber hat wohl in jenen Tagen wie ein kleiner Held, der er war, gelitten und gekämpft und gehofft, es möchte an ihm vorbeigehen, denn wie hätte er nicht ahnen sollen, daß das Wagnis, das er sich vorgenommen, übel enden, daß der Knabe an dem Mann, mit dem er sich messen wollte, zerschellen müsse. Aber nachdem einmal die Überzeugung, er habe zu handeln, sich in ihm festgesetzt hatte, konnte er nicht mehr anders, er war das Werkzeug dieser Idee geworden und mußte etwas Verzweifeltes unternehmen. An einem Nachmittag hatte er die Schule geschwänzt und uns nachher alle Auskunft verweigert. Da mochte er den letzten Kampf, sein Gethsemane, gekämpft haben.

Am folgenden Morgen, als wir den stachligen Schulweg wieder unter die Füße nahmen, sahen wir uns umsonst nach Dolfi um; er sei schon vor einer Weile davongegangen, sagte uns Frau Rusterholz, und wir dachten, er treibe das Schwänzen doch etwas zu bunt. Zu unserer Verwunderung fanden wir ihn schon im Schulzimmer. Er stand vor der Wandtafel aufgepflanzt, diese gegen eine Schar zudringlicher Kameraden verteidigend. Wir traten neugierig näher. Mitten auf der Tafel hatte er mit Schuhnägeln ein zerknittertes Blatt Papier angeschlagen, das wir sofort erkannten; es war das Pasquill von der Affolterscheuer, das er all die Zeit wohl als schwere Last mit sich herumgetragen hatte. Uns alle erschreckte der Anblick. Etwas so Durchgreifendes hatten wir nicht erwartet. Wie mochte er auf dieses wahnwitzige Mittel verfallen sein, um den Geßler in der Schule un-

möglich zu machen? Wohl weil dem Ohnmächtigen kein anderes zur Verfügung stand. Wir bestürmten ihn, den Fetzen wieder herunter zu reißen, und da er nicht Miene dazu machte, wollten einige andere zugreifen. Da aber erfaßte der sonst so zahme Dolfi den zwei Fuß langen Holzzirkel, der auf einem Brett unter der Wandtafel lag, und verteidigte sein Werk wie einer von Sempach oder Morgarten. Er war mit sich im reinen und wich erst von der Tafel, als man den Geßler die kleine Steintreppe emporkommen hörte. Unter lautloser Stille trat der Lehrer ein. Das ungewohnte Wohlverhalten fiel ihm auf und er warf einen mißtrauischen Blick über die Bänke. Wir zitterten für unseren Dolfi, alle hatten das Gefühl, nun müsse etwas Entsetzliches kommen. Der Geßler schritt langsam die Klassen entlang und musterte jede einzelne Bank. Wie er vorn anlangte, fiel sein Blick auf die Wandtafel. Es war, als treffe ihn ein Peitschenhieb. Er zuckte zusammen und seine Augen und Wangen fingen an zu brennen, sein roter Bart sträubte sich, seine Hände zitterten. Ein Mädchen der untersten Klasse, das ihm ängstlich mit den Augen gefolgt war, stieß einen halb unterdrückten Schrei aus. Er wendete sich um und preßte mit vor verhaltener Wut heiserer Stimme hervor: ‚Wer, wer war's?' Wie zu erwarten, kam keine Antwort. Er fragte wieder, er schrie: ‚Wer tat's?' Im ganzen Raum wurde kein Atem gezogen, nur in den hintersten Bänken regte sich etwas: es war Dolfi, der sich erhob.

‚Du, und immer du!' Kaum fanden die Worte durch die zugebissenen Zähne ihren Ausgang.

Nie in meinem Leben habe ich den Jähzorn so am Werke gesehen wie damals; die Züge des Mannes verzerrten sich zu einer wilden Fratze, seine Augen quollen gläsern unter der Stirne hervor, ich meinte, er wolle über die Bänke hinweg auf Dolfi losspringen. Schon im Lauf erhob er die wuchtige Faust, die einen Augenblick später auf den bleichen, aber gelassen blickenden Kinderkopf niedersauste. So maßlos war die Züchtigung gewiß nicht gemeint, aber Farner war ein Roter und verlor im Zorn jede Besinnung. Das ganze Zimmer schrie bei dem Schlage auf, während Dolfi lautlos unter die Bank sank.

Vor Wut und Aufregung keuchend ging der Lehrer auf und ab und riß im Vorbeigehen seine Schande von der Wandtafel. Hinten in der Klasse vernahm man schüchterne Stimmen: ‚Er ist wie tot!'

‚Laßt ihn liegen!' gab der Geßler zur Antwort.

Wir aber traten aus den Bänken und umringten unsern Kameraden, der mit geschlossenen Augen, bleichen Lippen und grünlichen Wangen dalag.

Nach einer Weile kam auch der Lehrer, dessen Augen unterdessen wieder in ihre Höhlen zurückgetreten waren, herbei, sah über uns weg nach

dem Regungslosen und hieß uns Wasser holen. Bald war ein Becken voll zur Hand, und Farner ließ nun Guß auf Guß auf Dolfis Kopf plätschern.

‚Er wird ja ganz naß!‘ flüsterte Gritli Rusterholz.

Geßler warf ihr einen bösen Blick zu und, um sie für ihr Mitleid zu strafen, schüttete er gleich den ganzen Inhalt des Beckens über den Ohnmächtigen aus. Das war übel gemeint, tat aber seine Wirkung. Dolfi öffnete die Augen, sah wirr um sich und suchte sich zu erheben. Er taumelte aber gleich wieder zurück und mußte sich brechen.

Nun erschien die Sache auch dem Lehrer bedenklich. Er bog sich zu dem Mißhandelten hinab und sagte in einem Tone, durch den etwas wie Abbitte, Güte und Furcht klang: ‚Ist dir übel, Adolf?‘ Da er keine Antwort bekam, befahl er den Stärksten, Dolfi nach Hause zu tragen.

Auf dem Estrich des Schulhauses wurde die Tragbahre aufbewahrt, auf der die Hofbauern ihre Toten ins Dorf hinunter trugen. Wir betteten unsern Kameraden darauf. Dann ging es wie ein Leichenzug unserem Hofe zu, denn es schloß sich fast die ganze Schülerschar an, ohne daß der Lehrer etwas dagegen eingewendet hätte. —

Dolfi sollte sich von dem rohen Faustschlag nicht wieder erholen; es befiel ihn eine schwere Gehirnentzündung, und als er davon genesen war, fing er an, langsam zu verblöden und zu verfallen. Das Jahr darauf, zur Zeit der Birn- und Apfelblüten trugen wir ihn auf unsern Schultern auf der nämlichen Bahre in den Kirchhof hinab. Wir hatten den Sarg mit Kränzen und Blumen, so gut wir es vermochten, geschmückt und sangen dem lieben Toten zum Abschied noch ein Lied. Von mir weiß ich, daß ich in der folgenden Nacht im Bett bitterlich weinte.

Was wir von der Tat, in die wir Dolfi hineingetrieben hatten, erhofften, geschah. Der Geßler war seit dem Tage seines unglücklichen Zornes verschollen, er hatte sich der Strafe durch die Flucht entzogen. Die Hofschule atmete unter einem blutjungen Menschen, der aber ein warmes Herz für die Jugend besaß, wieder auf und gedieh wie ein Feld, über das nach langer Dürre der Regen sich ergossen hat. Der neue Lehrer brauchte kein Rohr, um uns die Trägheit aus den Kitteln zu klopfen, ein einziges Wort von ihm konnte uns für einen Tag glücklich oder auch unglücklich machen.

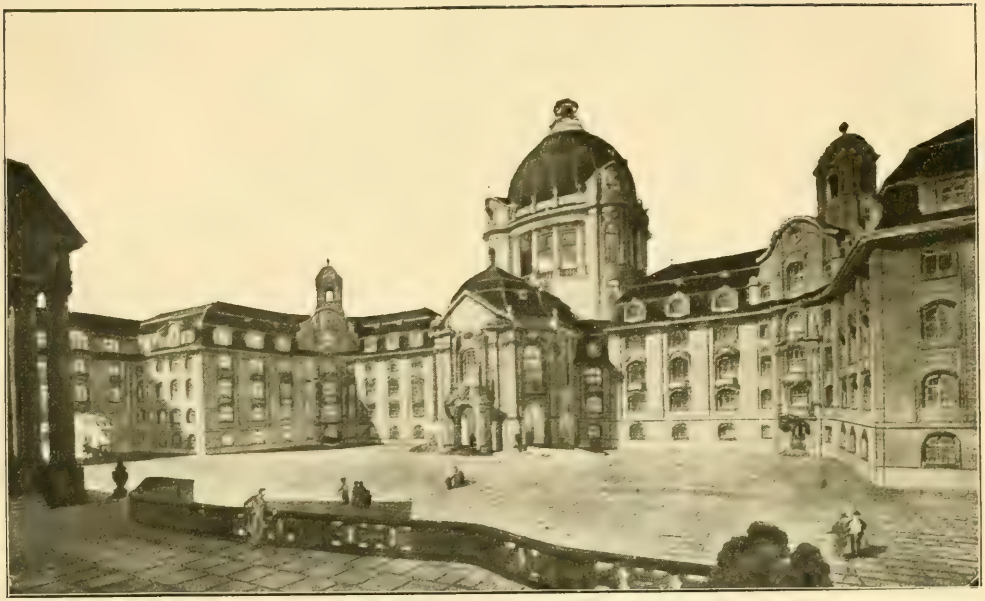
Und wie die Schule, so gedieh auch der Schulhof wieder. Die Schulverwalterin ging kurz nach Geßlers Flucht davon und niemand forschte ihr nach; der gute Temperli aber fing wieder an mit uns zu plaudern und mitunter auch zu scherzen. Die Disteln auf seinen Äckern mißrieten und der Weizen schoß dafür umso schwerer in die Ähren. Die Pflugschar war allezeit blank und das Vieh kam glatt und wohlgepflegt zum Brunnen: es schien, als ob auf einmal ein schwerer Fluch vom ganzen Heimwesen ge-

nommen worden wäre. Der Schulverwalter mochte wissen, wer sein Haus erlöst hatte: Als wir Geld zu einem Grabstein für Dolfi zusammenlegten, ergänzte er das Sümmchen derart, daß ein Denkmal entstand, wie es sonst nur Kindern zuteil wird, denen vermögliche und zärtliche Eltern nachweinen.' —

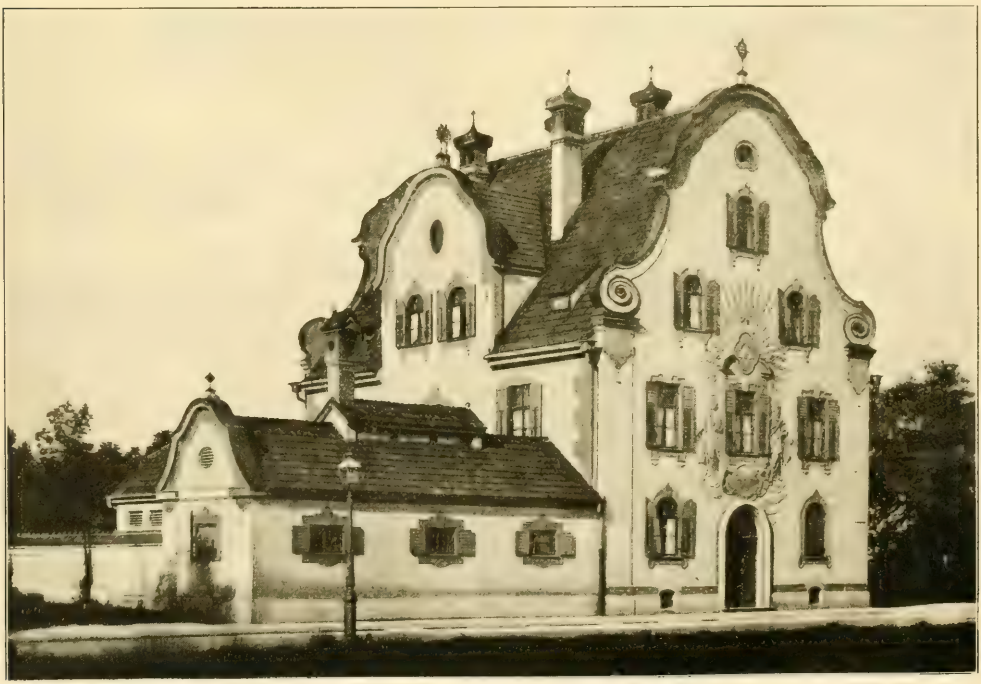
So schloß mein Freund Berger seine Erzählung, griff aber nach einer Weile den fallen gelassenen Faden wieder auf, um noch ein bißchen daran weiter zu spinnen: ‚Nun ist seither bald vierzigmal Gras gewachsen und verdorrt; in dem nämlichen Grabe, in das wir einst den Adolf Demut eingesungen, ruht jetzt mein Hans und so liegen mir dort zwei Freuden und zwei Schmerzen unter dem Erdboden. Es ist mir wie ein Trost, daß es meinen armen Kleinen gerade in jenes Grab traf. Mir will bedünken, er teile sein Stübchen mit einem treuherzigen Kameraden, der alle Zeit zu ihm sieht und dafür sorgt, daß ihm nichts Übles zustößt. Hans kannte seinen Grabgenossen längst, als wir ihn in die Erde betteten: Ich hatte ihm manchmal von Dolfi Demut erzählt und mit Freuden bemerkt, daß dessen Geradheit ihm vorbildlich wurde. Damit meinte ich ein gutes Erziehungswerk getan zu haben, denn wer im Menschen die Liebe zur Wahrheit weckt oder besser wach erhält, gibt ihm einen guten Kompaß fürs ganze Leben. Manchmal in meinen Träumen sehe ich die beiden Knaben sich im Grabe emporrichten, sich bei der Hand fassen, um von der Welt zu reden, die sie so früh verlassen mußten; dann strecken sie sich wieder hin, zufrieden mit ihrem Los. Denn, wären die beiden glücklich geworden in einer Welt, wo der Gedanke oft so verschieden ist vom Wort, das Gesicht von der dahinterhausenden Seele, die Überzeugung vom Bekenntnis? Ich bezweifle es; und doch hätten sie leben und die Schar derer vermehren sollen, die beide Füße fest auf die Wahrheit gestellt haben, und die einmal, dies ist mein Glaube, die andern höher tragen werden. Dannzumal wird man wieder Menschen finden, denen es in ihrer Haut und in der Gesellschaft, in der sie leben, wohl ist, die, vom Joch der Lüge und Heuchelei befreit, in allem der Klarheit zustreben und sich zu einer Weltanschauung bekennen, die gebaut ist wie der Mensch selber: Die Füße sicher auf der Erde, das Haupt nicht über den Wolken, aber doch dem Staube abgewandt.'

Architekt Karl Hocheder.

Karl Müller'sches Volksbad.



Architekt Karl Hocheder. **Neubau des Verkehrsministeriums.**



Architekt Karl Hocheder. **Pfarrhaus der Heiligkreuzpfarrkirche.**

Hoch Land

Architekt Karl Hocheder.

Pfründnerhaus „St. Martin“.

Architekt Karl Hocheder.

Hauptfeuerhaus.

Architekt Karl Hocheder.

Karl Müller'sches Volksbad.

Männer-Schwimmbad.

Etappen der Münchener Malerei 1876—1908.

Von

E. W. Bredt.

Die fremdländischen Neigungen in München vor 1870.

Die Zahlen 1876—1908 bedeuten für Münchens Geschichte der Malerei eine Epoche internationaler Kunstausstellungen und starken fremdländischen Importes in die deutsche Kunsthauptstadt überhaupt. Die internationalen Kunstausstellungen bezeichnen den entschiedenen Gegensatz zu der großen künstlerischen Epoche unter Münchens königlichem Neuschöpfer Ludwig I. Denn diese Epoche Ludwigs I., die erst mit dem Tode des Königs recht eigentlich abschließt, war ihrer allgemein gefühlten Aufgabe, ihrer gewollten Wirkung nach durchaus deutsch und national. Andererseits war freilich das Gebiet künstlerischer Befruchtung, im aktiven wie im passiven Sinne, frei und kosmopolitisch. Etwa so wie die Züge der Kreuzfahrer alle der einen Sache des Christentums dienen sollten, so war des Königs und seiner Künstler Verehrung für Hellas und Rom einer echten freistaatlichen Vorstellung der schönen Künste erwachsen. Nur war die Vorstellung eine herrenmäßige. — Verpönt war dem Könige und der Schaar seiner größten Künstler bis zuletzt der Gedanke vasallenhaften Dienens deutscher Kunst und der Nachahmung fremder Art.

König Ludwig I. starb 1868 auf fremder Erde.

Ein Jahr darauf fand die erste große internationale Kunstausstellung im Münchener Glaspalast statt.

Mit beiden Ereignissen wird Ende und Anfang zweier verschiedener Epochen bezeichnet.

Der Erfolg der Ausstellung war glänzend. Äußerlich gemessen wenigstens. Aber ein anderer Geist herrschte da in den bildervollen Sälen deutscher und spanischer, englischer und nordamerikanischer, skandinavischer und italienischer, belgischer, schweizerischer und — nicht zuletzt französischer Kunst.

Wie wirkte die Ausstellung? Was brachte sie an künstlerischem Gehalt?

Pecht in seiner inhaltreichen Geschichte der Münchener Kunst gibt darüber gute Auskunft. — Doch dürfte es heute bei einem Rückblick aus weiterer Ferne richtig sein, zunächst über diese erste Münchener internationale

Kunstausstellung nicht das Urteil eines Mitkämpfers wie Pecht, sondern das eines Ausländers, eines Franzosen, zu hören.

Hatte doch Frankreich die Ausstellung nicht nur aus künstlerischem Ehrgeiz heraus reichlich beschickt, sondern auch mit offensichtlichen politischen Absichten. Es wollte Bayern schmeicheln — um der Isolierung Preußens, im Falle eines Krieges, sicher zu sein. — Vielleicht war die Probe noch feiner durchdacht — und die Schlüsse, die aus dem Gebahren deutscher Künstler Frankreich gegenüber von der Diplomatie gezogen werden sollten, können französische Kriegslust nur gefördert haben.

Ein Mitglied der französischen Akademie Charles Blanc hat sich über München und die Münchener Ausstellung 1869 ausführlich geäußert.

Es wird ihm schwer, sich sogleich mit der Ausstellung zu beschäftigen. Lieber will er seine Leser über die deutsche Schule und die Not, die sie leide, unterrichten. Er geht den Wirkungen der großen künstlerischen Revolution unter Cornelius nach und findet ihre Spuren verwischt. Er hat feinen und freien Blick für die Fresken, die auf des Königs Geheiß entstanden. Er rühmt die Effektlosigkeit der Cornelianischen Fresken der Ludwigskirche — denn nur Effekt sei ein Zeichen der Dekadence. Er feiert das Fanatische der Kunst des Cornelius und tadelt nur das, was wir alle tadeln müssen, das einzelne. Die Glyptothekfresken stören ihn nur der ‚wilden' Farbengebung wegen, er möchte sie lieber in einem Stiche sehen, dann würden sie den Ruhm des Cornelius steigern. Man würde ihn dann einen deutschen Luca Signorelli nennen oder einen deutsch gewordenen Michelangelo, in den Stich übersetzt von Sadeler oder Goltzius.

Auch die Fresken in der Residenz beschäftigen Blanc vielmehr als die Bilder der Ausstellung und für das Schönste, was in München zu sehen sei, erklärt er die Allerheiligenhofkirche wegen der Malereien des Heinrich Heß. Es sei ganz unmöglich, für die dekorative Ausgestaltung einer Kirche besseres Verständnis zu zeigen und den Plan besser durchzuführen. ‚Alles in allem ist in diesem großen Werke eine Kraft der Erfindung, die ganz von deutscher Art, und ein Gefühl für Maß, wie es mehr dem französischen Geschmack eigen zu sein scheint.'

Aber wie ist nun das Urteil Blancs, der doch offenbar für deutsche Art und Gabe feines Verständnis besitzt, über die erste der vielen internationalen Kunstausstellungen Münchens?

‚Deutschland glänzt kaum. Kaulbachs Salamis erhält noch die Ehre der Schule — Kaulbachs Rivalen und Kollegen aber sind zumeist traurige Maler.' Nur Zeichnung und Erfindung sind bei einzelnen gut, so die Zeichnungen Rambergs für die Illustrationen zu Hermann und Dorothea und die Karl Pilotys zu Shakespeareschen Dichtungen. Er nennt aber die Zeichnungen Grisaillen — wie die Mehrzahl der deutschen Gemälde von damals.

Doch scharf und bitter für uns ist Blancs Gesamturteil. ‚Heute gibt Deutschland gern seine Würde preis und sucht das zu verwischen, was

es groß gemacht. Es hatte sich vorgenommen, große Dichtungen in Bildern zu schaffen, und Symbole und Mythen und eine Großheit primitiver Kunst. Es hatte sich berufen gefühlt, das Fresko zu rehabilitieren, Zeichnung und Stil. Jetzt wird es von einem Exzeß zum andern getrieben und sucht herabzusteigen. Es bemüht sich eifrig, unseren Genremalern, unseren Landschaftern zu gleichen. Jetzt zieht es kleine sentimentale Szenen, die unsere Händler der rue Lafitte schon nimmer wollen, den apokalyptischen Reitern vor, den Menschheitskarawanen unterm Turmbau zu Babel, den Helden der Nibelungen, den Göttern Homers und den Engeln Jehovas. Es möchte gern sich zurückziehen in die Beobachtung des wirklichen Lebens, wo unsere Künstler Anmut und Geist zeigen, während das deutsche Genie dort oft albern und plump wird. Aber der höchste deutsche Ehrgeiz ist jetzt, Farbe zu zeigen, nicht etwa den Griffel zu handhaben wie Cornelius oder den Pinsel wie Heinrich Heß, sondern das Palettenmesser wie Courbet. — Ja, da steht das deutsche Völkchen nun in Ekstase vor dem Hallali und vor den Steinbrechern Courbets' — Blancs bitterer und kühler Tadel trifft ganz das Richtige. Er hält sich nicht darüber auf, daß die Münchener Künstler nun entschiedenes Bedürfnis nach Farbe fühlten — aber darüber lächelt er wie über einen, der sich selbst verleugnet, daß die deutschen Künstler blind und erfolglos Fremdes anbeten, indem sie die fremde Gabe von fremder Art lösen und meinen, deutsche Art könne fremde Art oder fremde Gaben ohne Schaden an eigener Kunst nachahmen.

Das war der Zustand deutschen Kunstempfindens ein Jahr nach des deutschen Königs Tod, ein Jahr vor Deutschlands einmütiger Erhebung.

Solche Zustände mußten jenseits der Vogesen die Kriegslust fördern, denn hier war der Herrengeist erstorben, der in Ludwigs baukünstlerischen Schöpfungen — unbekümmert um der Zeiten Geschmack — weiterleben wird.

Denn das darf nicht vergessen werden, der Klassizismus unter Ludwig I. war neben den klassizistischen Strömungen anderer Länder eine wesentlich selbständige Erscheinung; der Idee wie der Gabe nach wurde die unverkennbare Einseitigkeit jener monumentalen Schöpfungen gehoben durch die Wucht volkseigenen Willens.

Freilich hätte Blanc etwas genauer die deutsche Kunst anschauen sollen, er hätte, wenn die Ausstellung hierin versagte, in den Ateliers der Maler ein etwas günstigeres Urteil gewinnen können.

Entschieden machte sich gerade damals zu deutlich und unmittelbar das Bedürfnis deutscher Maler bemerkbar, fast für einen Belgier oder Franzosen gehalten zu werden. Die Imitationslust der Deutschen dem Gefühl, der Technik der Farbengebung nach mußte auf Fremde damals — es war das Jahr, da Leibl bei Courbet studierte — wenig charaktervoll und wenig schmeichelhaft für Deutsche wirken.

Hätte Blanc sich weiter umgeschaut, so wäre sein Allgemeinurteil über das bisher in Deutschland Erstrebte allerdings günstiger geworden. Denn fast

gleichzeitig wie jenseits der Vogesen, an den Ufern der Seine, jenseits sogar des Kanals war in Deutschland dasselbe Programm einer großen meteorischen Malerei verfolgt worden, wie von den Meistern von Fontainebleau oder etwas früher von Turner.

Und diese meteorische Malerei, der Morgenstern, der Schleich und Lier war in gleicher Weise so kosmopolitisch wie der Klassizismus, so deutsch und so echt wie die einseitig farblosen monumentalen Malereien, die Ludwig I. werden ließ. Ihr Wert wird noch besser erkannt werden, wenn erst die Zeit vorbei, in der wir jetzt die direkt von Fontainebleau, von Antwerpen und Paris beeinflußten Maler allein glauben hochschätzen zu müssen.

Deutsche Bestrebungen der Münchener Malerei nach 1870.

Ein Lustrum nach dem großen Siege wurde in München ein bedeutendes künstlerisches Ereignis gezeitigt: die (erste) allgemeine deutsche Kunst- und Kunstgewerbeausstellung.

Die Ausstellung, deren Gebiet und unmittelbarer Erfolg dem Kunstgewerbe angehörte, hatte einen künstlerischen Fortschritt der Münchener Architekten und Maler bewiesen, der beim Verfolg auch der rein malerischen Ereignisse Münchens nicht außer Acht gelassen werden darf: hervorragendes Geschick in der Veranstaltung einer Kunstausstellung. Darin übertraf Münchens Ausstellung alle vorher in Deutschland gesehenen. Es war ein Erfolg, über dessen lockende, aber kostspielige Wirkung erst später ein Urteil zu gewinnen ist.

Die Malerei selbst trat in der Ausstellung wenig hervor. Von Meistern, deren Werke besonders auffielen und Gefallen erregten, sind zu nennen: Lindenschmit (Venus und Adonis), Makart (Niljagd), Feuerbach (Iphigenie und Amazonenschlacht), Defregger (Rückkehr der Sieger), Lenbach und Faber du Faur (Champigny). Der Klassizismus, dessen Haupt Wilhelm von Kaulbach schon 1874 der Cholera zum Opfer gefallen war, war überwunden. Den Freunden der Farben und unmittelbar gesehener Natur, die schon 1869 sich als siegesgewisse vorgestellt, gehörte nun das Feld. Die Epoche farbfreudiger Malerei wurde eingeleitet.

Damals nannte man die von Piloty, dem neuen Direktor der Münchener Akademie, recht eigentlich und feierlich geförderte Malerei Realismus. Unter diesem Namen wurde sie gerühmt und — leidenschaftlich bekämpft. Für uns sagt das Wort Realismus gar nichts. Es ist ein zu relativer Begriff — wie ja die moderne Malerei von heute glänzende Werke jener Richtung Theatermalerei und Gliederpuppenkunst nennt. — Und wenn für uns auch der von Vischer geprägte Ausdruck „eigentliche Malerei" der Pilotyschule gegenüber versagt, so trifft er doch etwas Wichtiges, das nun in München, vielleicht nur zu blendend, hervortrat: Die Maler lernen nun wieder ihr eigentliches Handwerk: die Malerei.

Wie wir uns auch immer persönlich zu dieser oder jener Malerei einer Epoche stellen mögen — gründlicher Vergleich wird uns doch zuletzt zu

einer gewissen objektiven Richtigkeit auch der Kunst gegenüber führen, zu dem historisch bleibenden Wert. Sicher war es Pilotys Verdienst, daß er — unterstützt von anderen und begleitet von Künstlern gleichen Willens — die Maler vor allen Dingen auf das malerische Handwerk verwies. So hatte die Ausstellung 1876, neben den jetzt wieder veralteten Geschmacksinaugurationen, auf dem Gebiete der Malerei den gleichen tatsächlichen Erfolg errungen, wie auf dem der angewandten Kunst: Achtung vorm Handwerk in der Kunst.

Doch wäre es historisch ungerecht, diesen Sieg der Pilotyschule allein zuzuschreiben. Die Landschafter hatten wenigstens von Karl Rottmann und Morgenstern an bereits auf ihrem Felde den Sieg errungen. — Die Historienmalerei, die große Malerei allein hatte geglaubt, des malerischen Handwerks entbehren zu können — Piloty belehrt sie eines besseren durch Forderung und Tat.

Wie merkwürdig selbständig erscheint aber nun gerade ein Künstler wie Anselm Feuerbach in dieser Strömung. Gerade er kommt von der Antwerpener Akademie, der Hochschule der Malerei von damals, sein Name ist mit dem des führenden malerischen Landschafters Frankreichs eng verbunden, und doch ist er schon ein Erster, dessen Bilder künden: die Malerei allein ist nicht ausschlaggebend.

Drei Münchener internationale Kunstausstellungen. 1879. 1883. 1888.

Auf der Pariser Weltausstellung von 1878 hatte die Münchener Ausstellungstechnik nicht allein Erfolg. Auch die Gemälde wirkten und wurden in Frankreich anerkannt. Von den Porträtisten wurden Franz Lenbach und Fritz Aug. Kaulbach gerühmt. Von den Geschichtsmalern und Malern des Sittenbildes, Gabriel Max (Auferweckung von des Jairus Töchterlein), Wilhelm Diez, Piglhein, Defregger (Hofers letzter Gang), Löfftz, Schraudolph, Matthias Schmid, Räuber, Anton Seitz und Leibl. Von den Landschaftern Lier, Heinlein, Wenglein, Dill.

Die Mehrzahl der hier genannten Maler war schon bekannt. Es war nicht eigentlich eine Ausstellung gärender, drängender Jugend. Jüngere, wie Leibl und Dill fielen nicht auf, sie gaben sich ganz und gar nicht revolutionär. — Und doch wollte man einen malerischen Fortschritt dokumentieren. Dafür ist eines allein bezeichnend: Piloty war schon umgangen worden!

Vielleicht galt diese Abwendung mehr der zu diktatorischen Herrschernatur des Akademiedirektors, nicht so der Malerei Pilotys. Immerhin auch malerisch fielen mehr und mehr Junge von Piloty ab und schlossen sich einem seiner — faulsten Schüler an: Wilhelm Diez.

Eine erste Wendung der Richtung machte sich auf der internationalen Kunstausstellung 1879 in München bemerkbar.

Die Vorbilder waren jetzt weniger die alten italienischen Meister der großen Gebärde, als Rembrandt und andere Maler mehr heimisch volkstümlichen Wesens. Statt der großen Historienmalerei herrscht das Sittenbild.

Humor oder soziale Regungen machen sich nun mehr geltend als Pathos und Pose. Vielen war unangenehm genug der neue plebejische Zug gerade in religiösen Schöpfungen aufgefallen.

Der Einfluß der Diezschule und der starke mitteilsame, von allem Kunstdespotismus freie Geist des Wilhelm Diez dürfte damals schon sehr mitgewirkt haben, den Münchener Bildern neben denen der Franzosen und Engländer und anderer fremder Völker einen einheitlichen nationalen Charakter verliehen zu haben.

W. Dietz hatte von Piloty als Hilfslehrer an der Akademie eingeschmuggelt werden müssen unter dem Vorwande der Tiermalerei, die zunächst in einer Holzbude im Glaspalast betrieben wurde. — Der Erfolg der ersten Diezausstellung war ein großer. Die Namen Löfftz, Ernst Zimmermann, Duveneck, Fröschel, Holmberg waren auf aller Lippen. Gysis, Defregger und Kurzbauer, Schüler Pilotys, hatten in diesem Falle allerdings weniger Recht als Gelegenheit, ihren Lehrer zu rühmen, indem sie sich über das Lehrtalent des W. Diez freuten.

Wie sehr viele tüchtige Meister aus der Schule des W. Diez hervorgegangen, hat die erst kürzlich hier veranstaltete Ausstellung der Diezschüler glänzend bewiesen.

Sonderbarerweise ging aber die Kritik auch der Ausstellung von 1879 nicht ganz richtige Wege. Sie pries das, was zwar glänzend, aber bedenklich war, und sie schüttelte bedenklich das Haupt über eine Erscheinung, die nur Zeichen der Gesundung war.

Man vergaß bei der noch nie erreichten Höhe der Einnahmen aus Verkäufen (etwa 600000 Mk.) die außerordentlichen Kosten des ‚Arrangements' — man glaubte andrerseits ernstlich der Kunst zurufen zu müssen, sie solle nicht von der Darstellung vornehmer Welt sich abwenden, der Neigung zur Darstellung sozialer und plebejischer Themata müsse entgegengearbeitet werden.

Die eine Erscheinung, über die man sich in München aus lokalpatriotischen Gründen freuen durfte, war jedoch keine einer wirklichen Gesundung der Kultur: Die Kunstausstellung war etwas wie ein Jahrmarkt geworden, viel mehr eine Stätte der Zerstreuung, des Paradierens, der lauten Erregung als stiller Vertiefung und fruchttreibender Anregung.

Aber wenn nun Ernst Zimmermann die Anbetung der Hirten nicht mehr malte wie ein Renaissance-Drama des Hoftheaters, sondern darin eine wirklich wundergleiche Nacht schilderte, die die armen Hirten zu himmlischer Lichterscheinung lockte, wenn Wilhelm Diez 1883 das gleiche Thema behandelte wie ein Erlebnis, an das auch wir in der Heimat ganzen herzlichen Anteil nehmen konnten, wenn nun gar Uhde 1884 in seinem Bilde ‚Lasset die Kindlein zu mir kommen' Christus als Kinderfreund erfaßte, der auch für unsere Kinder und in unseren Waisenhäusern lebt — so war der Gewinn nicht nur ein neues Sehen, für das die Augen erst nach und nach eingestellt werden konnten, sondern eine neue Tat. Piloty hatte die Kunst an das Hand-

werk der Malerei erinnert — nun gewann die Kunst wieder Beziehung zum Leben der Gegenwart. Ganz entschieden ein Wiedergewinn, der mehr gab als alle dekorativen Geschicklichkeiten der internationalen Münchener Ausstellungen.

Man wird nach und nach erst die ganze Bedeutung der Aufeinanderfolge dieser Erscheinungen kennen lernen. Das neue Sehen in der Natur der Heimat ging voran. Dann erwachte der Sinn für all das Malerisch-Freudige, das auch uns umgibt in der Welt und den Räumen des Alltags. Sicher: Malerisch stand Diez dem Piloty noch sehr nahe, aber nun mußte Diez siegen; ihm stand ein frischer Humor zur Seite, der führte besser in neu gesehene Welten als das kühle und bleiche Pathos seines Lehrers.

Aber auch die Künstler, die nicht gleichsam wie Lachende schufen, z. B. Gabriel Max oder Ludwig Löfftz oder Albert Keller, der von Arthur von Rambergs Lehrgabe noch zeugt, zeigten nun mehr Hingabe als Geste. Und mit keckem Sinne für Farbe und Licht und eigentliche Malerei rückten auch sie auf meist schon vereinfachten Szenen, die Welt der Darstellung unserem Empfinden näher.

Das Jahrzehnt des Einsetzens großer sozialer Gesetzgebung, des Ineinandergreifens von Politik und Wirtschaft, von Herz und Gesetz hat in der Münchener Malerei eine eigene Spiegelung gefunden.

Wieder ein Schritt vorwärts zur Verbindung von Kunst und Leben — und nur unter solcher Verbindung gedieh noch immer und reifte die Kunst zu größten unvergleichlichen Schöpfungen.

Das letzte Jahrzehnt des letzten Jahrhunderts. Regeneration und Krise.

Ist das letzte Jahrzehnt wie eine Weiterentwickelung der soeben festgestellten Gesundung anzusehen? Ist Konsequenz der Entwickelung von einer Epoche zu erwarten, in der doch immer und immer wieder alle möglichen und unvorherzusehenden Bemühungen um neue Einflüsse mehr als bemerkt sein wollen?

Wurde gerade auf der Berliner Ausstellung von 1886 die Gemeinsamkeit der Art Münchener Malerei sehr vorteilhaft fühlbar, waren die neueren Münchener Maler, wie Uhde und Herterich, Dill und Dürr, Hugo König und Peter Paul Höcker gleichzeitig bedeutend durch malerisch neue Qualitäten wie in der unverkennbaren Verstärkung gemütlicher, aber nicht etwa sentimentaler Anschauung, so wollte offensichtlich das letzte Jahrzehnt eine Reaktion zu dieser Strömung.

Das letzte Jahrzehnt steht im Zeichen der Sezession. Das Zeichen der Sezession war Pallas Athene, wie ein klassisches Mosaik, in klaren Linien vom jungen niederbayerischen Maler Franz Stuck gezeichnet.

Die Münchener Sezession wurde gegründet von einer Gruppe von Künstlern, die zu den allerbesten zählten unter den alten und jungen. Das

sagt schon, daß sie nicht wie auf einmal entstand, sondern aus einem langsam sich steigernden Protest.

Protest gegen was oder gegen wen?

Die Malerei hatte ungemein an populärer Art gewonnen. Manche Künstler erschreckten mit einem Male vor dieser Volkstümlichkeit. Man fühlte die Notwendigkeit der Separation der Kunst vom Volke und seinen zu materiellen Instinkten. Man suchte mehr Distanz. Hatte das Jahrzehnt vorher mit seiner freudigen und erfolgreichen Anerkennung des Handwerklichen in der Malerei, mit seinem Willen, aus unserem Volke und unserer Zeit heraus Aufgaben und künstlerische Probleme zu entwickeln, fast schon eine gewisse Ähnlichkeit mit den Kunstanschauungen und den tüchtigen kunstwirtschaftlichen Zuständen des Quattrocento gewonnen, so regte sich nun der Drang nach Befreiung vom Volke, nach voller künstlerischer Unabhängigkeit. Im Jahre 1893 kam es zur Trennung, zur Auswanderung aus der kaum gewonnenen Heimat. Unter der Devise ‚l'art pour l'art' setzte sich diese Sezession nach geheiligteren Gefilden unabhängiger Kunst in Bewegung.

Äußerlich war die Gründung der Sezession nichts weiter als die Bildung einer Künstlergruppe, die nicht mehr gemeinsam ausstellen wollte mit der Mehrzahl jener Maler, die allzusehr Malerei und Thema, Gegenständlichkeit und Kunst verquickten.

Diese äußere Sache war fast eine künstlerische Notwendigkeit, sicher war sie etwas künstlerisch Wohltuendes, eine vorzügliche Tat im Dienste der Kunst. Denn was für die Großen und Starken künstlerisch befruchtend war, wurde für die Menge der kleineren Geister unter den Malern, wurde für die Volksgeschichten-Erzähler, die grauslichen wie die humoristischen, Geschäft. Die Produkte solcher geschäftsmäßigen Volks- und Sittenschilderer wurden um so unerträglicher, je weniger malerisches Sehen und Können dahinter war.

So lag es nahe, der Devise ‚l'art pour l'art' zu folgen. Das lag viel näher, als konsequent das fortzusetzen, was die zuvor hier genannten Führer der Münchener Malerei, wie Diez und Uhde, wie Löfftz und Piglhein und so viele der Aller-Tüchtigsten der Maler — die zum Teil eben dieser Sezession angehörten — in die Wege geleitet hatten, ohne sich auch nur im geringsten einer unkünstlerischen Liebedienerei schuldig gemacht zu haben.

Seltsam folgt hier also Reaktion auf Aktion. Und doch kann man hier nicht von einer Berührung der Extreme reden. Ganz und gar nicht. Die besten der Aktion waren dann die Männer der Reaktion.

Ohne das Vorhergehen von Diez und seiner Schüler alle, ohne Uhde zumal war der Ruf des Jahrzehnts zuvor ‚Die Kunst für Alle!' — der bald in einem ebenso gesunden wie breiten kunstfördernden Unternehmen Gestalt fand, undenkbar — wie denn die von der Sezession eingeleitete Reaktion undenkbar wäre, ohne den allzu stark und rasch angeschwollenen Strom von Malern, die Bilder ruhmrediger Reichsallegorien oder brutaler Sensationen der Straße, die Bilder des bitteren Leides oder derber Schwänke, die Bilder

der Mode oder religiöser Andacht nicht aus künstlerisch starkem Wollen und Empfinden heraus schufen, sondern malten, weil es die Masse packen konnte, weil es auch den Massen gefallen konnte, die die malerische Unzulänglichkeit nicht im Entferntesten fühlte.

So war die Gründung der Sezession eine Regeneration. Und wenn sie später viele Spötter fand und manchen ernsten Tadel verdiente, so hat das Begründung in Erscheinungen, die zu dem Regenerationsakte nicht gehörten.

Wenn aber andrerseits die Worte ‚Sezession' und, sezessionistisch' jetzt in der breiten Menge der Unkultur wie Schlagwörter des Spottes über alles Übertriebene, Gesuchte und Gequälte gebraucht werden, so muß das — selbst im Hinblick auf ungünstigste Veranstaltungen der Sezession — zurückgewiesen werden.

Alle reaktionären, alle reformatorischen Institutionen setzen als Mittel der Wirkung Übertreibung und Einseitigkeit voraus. — Sah man in den weiteren Ausstellungen der Sezession mehr als anderwärts nun das ganze Gegenteil von Gegenständlichkeiten, trat die malerische Fertigkeit so stark hervor, wurde so sehr damit gepost, daß man vor lauter Farbstrichen breiter und voller Pinsel nichts erkennen konnte, so war das als Protest energischster Art einseitigster Verfechter der neuen Devise ‚l'art pour l'art' doch verständlich.

Wie Cornelius ein ausgemachter Farbenhasser und ein Fanatiker der einfachen Linie war, so fand er seine künstlerischen Antipoden nicht nur in der Sezession, dem Kulminationspunkte nur der Bewegung, sondern in der ganzen Malerei des letzten Jahrzehnts seines Jahrhunderts.

Dort Linie und epischer Gehalt und eine ideale, vom räumlichen losgelöste Welt, hier Farbe und Natur und Wirklichkeit. Dort große ruhige Komposition, eine geruhige Anschauung, hier ein rasches Erfassen der Umgebung, der flüchtigsten Eindrücke, anscheinend rasch wiedergegeben und absichtlich dargebracht, nicht wie etwas Ausgeklügeltes, sondern — scheinbar — wie ein momentanes Bild, wie ein zufälliger Ausschnitt aus Zeit und Natur.

Solche innere Konsequenzen werden zu gern übersehen, und müssen sie auch nicht notwendigerweise einen Stil zeitigen, so sind sie doch zweifellos Voraussetzungen, ohne die wir uns eine große Kunst nicht denken können.

Übrigens war der Pleinairismus, Lust und Wille, die Dinge im Freien zu malen und im freien Lichte zu zeigen, vielmehr Fortsetzung der malerischen Auffassung als etwas oppositionell Neues. Auch hier war die große Münchener Landschafterschule, die Zeitgenossin der Freskanten und Klassizisten, schon längst vorausgegangen, die anderen Maler folgten ihr nur viel später. — Und die Betonung des Handwerklichen war auch nichts Neues — nach diesen Landschaftern und nach Karl von Piloty und Diez.

Sieht man nun von der einen, sehr begreiflichen und durchaus gesunden Reaktion auf die unkünstlerische, geschäftsmäßige Vermischung von Thema und Malerei ab, so begreift man nicht, weshalb die Malerei in ihrer guten konsequenten Entwickelung doch so gehemmt werden konnte. Weshalb so viel Opposition, wo gar kein Grund gegeben war. Weshalb ein so Unruhiges

hin und her, weshalb solche verblüffende Absichten, wo neue Malweise und neues Leben sich schon durch Jahrzehnte so gut entwickelt hatte, daß das Publikum tatsächlich in München wenigstens für reine, eigentliche Malerei herangezogen war. ‚Impressionismus' und ‚Pleinair' sind, historisch betrachtet, fürs letzte Jahrzehnt durchaus nichts Neues, sondern Resultat der Entwickelung — aber woher solche Auswüchse, woher solche Extreme der Sonnenflecken-malerei, auch da, wo sie unbedingt künstlerisch zersetzend wirken mußte, woher der Pointilismus, woher gerade in den Kreisen derjenigen, die sich für die Extremsten hielten, immer wieder ein Zurückfallen auf technische Versuche? Weshalb mußte in dieser Zeit so mancher ganz eminent begabte Maler, wie der unvergeßliche gemüt- und kunstvolle Arthur Langhammer oder wie Wilhelm Dürr, an Experimenten der Malerei, an dem ständigen Wechsel kompositioneller Probleme seine Kräfte zersplittern? Weshalb eine solche Angst vor technischer Vollendung, weshalb so eine Angst vor Themen, die jenseits des Alltags, und wenn ja ein ‚feierlicheres' Thema gewählt, weshalb dann lieber Karikatur als Würde und lieber leichte Persiflierung als hingebender Humor? Weshalb eine Sensation der Technik und der Farbe nach der andern? —

Weshalb wurde die regeneratorische Absicht so bald abgelenkt und ungünstig beeinflußt durch krankhafte kunstwirtschaftliche Erscheinungen?

Das Ausstellungsunwesen hat nichts anderes gezeitigt als Krankhaftes, und die Menge der fremden Bilder, die in jenen Jahren in unseren neueren Sammlungen Eingang gefunden, sollten als Erklärer für mancherlei Ungesundes jener kritischen Zeit auch dann nicht verschwinden, wenn längst nicht mehr versucht werden wird, den geringeren Wert der meisten fremden Bilder zu beschönigen.

Künstlerische und kunstwirtschaftliche Ergebnisse der internationalen Kunstausstellungen.

Seit 1875 wurden etwa 450 Bilder für die neue Pinakothek erworben. Davon waren rund 90 Bilder Werke ausländischer Meister. Das ist etwa der fünfte Teil der erworbenen Bilder dieser Zeitepoche oder fast die Hälfte aller Bilder, die gegenwärtig in der neuen Pinakothek ausgestellt sind. Die Schlüsse, die daraus zu ziehen sind, liegen nahe und könnten sehr trügerisch sein. Nämlich, daß die moderne Malerei weit mehr wert als die Malerei der drei ersten Viertel des Jahrhunderts, daß die ausländische Malerei mindestens des letzten Viertels viel höher zu bewerten sei als die deutsche.

Beide Meinungen mögen an Ort und Stelle auf ihre Richtigkeit hin geprüft werden. Uns würde das hier viel zu weit abführen. Nur eine Frage: Ob jenseits der Vogesen, des Kanals oder der Alpen eine Staatssammlung zu finden ist, in der das Zahlen-Verhältnis der modernen fremden Bilder zu den einheimischen ein gleiches wie hier?

Doch die fremden Bilder waren hier wohl als Muster-Vorbilder gedacht? — Vielleicht ist von diesem Gesichtspunkte aus der Ankauf so vieler

fremder, englischer, schottischer, französischer, holländischer, italienischer Bilder nur zu rühmen?

Anregungen geben die fremden Bilder ganz entschieden — entschieden zu oft und zu gegensätzlicher Natur. Glücklicherweise sind aber die Dokumente der Verwirrung, die die Invasion mehr minderwertiger als vorzüglicher Werke auswärtiger Künstler bei uns angerichtet, nur ganz ausnahmsweise in den Staatssammlungen aufgenommen worden.

Von den Ausstellungen rührt nachhaltiger, schulbildender Einfluß kaum her. Man betrachte sich die Werke Münchener (jüngerer) Maler, deren Bilder uns noch wie Meisterwerke berühren, in der neuen Pinakothek vergleichsweise mit früher hier ausgestellten und angekauften fremden Bildern. Z. B. Wenglein, Hoecker (1883)* — Holmberg, Lenbach (1885) — A. Keller (1887) — Piglheim, Ernst Zimmermann (1888) — Leibl, Bartels, Grützner, Kunz, Mali (1890) — H. König, Kühl, Strützel, Herterich (1891) — Keller-Reutlingen, Hoelzl, P. P. Müller, Zügel (1892) — Firle, Stuck, Uhde, Willroider, Haider (1893) — Dill, Schleich jun., Trübner, Loefftz, Leibl (1894) — Exter, Faber du Faur (1895) — Segantini, Kalckreuth, Röth, Lugo, L. Herterich (1896) — Stadler, Samberger, Habermann, Staebli, v. Heyden, Uhde, Palmie (1897) — Wenban, Langko, Haider (1898) — Hoch, Trübner, Oberländer, Hengeler, J. K. Herterich, Hayek, Petersen (1899) — Habermann, Schramm (1900) — A. v. Keller, Küstner, Wenglein, Hetze, Slevogt, Staebli (1901) — Jank, Erler, Hegenbarth, Hänich, E. Liebermann (1902) — Buttersack, Strützel, Graessel, Thor, Urban (1903) — R. Kaiser, L. Putz, Stuck, K. Weise, Dill, Geffcken, P. Hey (1904) — Landenberger, Fr. Baer (1905) — Weißgerber, Becker-Gundahl, D. Holz, Münzer, Nißl, Püttner, Bechler (1907).

Sind wirklich bei den tüchtigsten von ihnen Wirkungen der großen Münchener internationalen Ausstellungen festzustellen? Sind die einen nicht groß geworden, indem sie im Auslande ganz gründlich Fremdes, was ihnen gefiel, studierten (Keller, Leibl, Kühl, Uhde u. a.) — andere, indem sie ganz unverwandt das eigene malerische Ideal verfolgten (Wenglein, Staebli, Hoecker, Holz, Bartels, Hengeler, Hegenbarth, Erler, Stuck, Hey)?

Der Aufwand für fremde Werke, den die Ausstellungen gemacht, ist für die Großen und Tüchtigsten umsonst, für Schwache und Werdende aber entschieden verwirrend gewesen.

Künstlerisch hat sich zweifellos der kostspielige Aufwand der internationalen Kunstjahrmärkte Münchens kaum als förderlich erwiesen. — Der ganz unkünstlerische Ansporn, mit Hunderttausenden von Bildern zu konkurrieren, führte zu Auffallendem teils auf malerisch-technischem, teils thematischem Gebiete — und oft genug fast ganz vergessen wurde unsere Art der Heimat und des Heimes. — Kunstwirtschaftlich aber muß geradezu von einem Defizit gesprochen werden. Die vielen dafür verwendeten Hunderttausende haben verkehrspolitisch der Stadt

* Die Zahlen bedeuten das Jahr des Ankaufes.

München gewiß genützt, aber mit den gleichen Summen hätte eine weitsichtigere Kunstpolitik getrieben werden können. — Wie viel bleibende Kunstwerte hätten statt der längst verlorenen Dekorationen geschaffen werden können? Weshalb dachte man nicht an König Ludwig I. als Vorbild kunstwirtschaftlicher Organisationen?

Vergleicht man das ganze künstlerische Schaffen in München während des letzten Jahrhunderts, so muß im Verhältnis zu den aufgewendeten und zu kapitalisierenden Mitteln die Epoche des letzten Viertels eine sehr unvorteilhafte genannt werden.

Andererseits zeugt es freilich von ganz gewaltiger Eigenkraft deutscher Kunst in München, daß trotz aller Verlockungen zur Sensation, zur Zerrissenheit, zur virtuosen Mache, die die großen Ausstellungen boten, Künstler herangereift, die auch dem Auslande nun als große eigenen Schlages imponieren können.

Neue Zeichen künstlerischer Gesundung — neue Hoffnungen.

Schon gegen Ende des Jahrhunderts ist eine Klärung künstlerischer und kunstwirtschaftlicher Anschauungen eingetreten: Die Ausstellung fremder Bilder scheint *eines* den Besten endlich gesagt zu haben, was uns Deutschen sehr nötig ist zu hören und zu beherzigen:

‚Seien wir so selbständig als Deutsche, wie die Franzosen als Franzosen, die Schotten als Schotten, die Holländer als Holländer.‘

In der Münchener Malerei macht sich, abgesehen von der Besinnung auf sich selbst, eine Gesundung bemerkbar, die schon einmal im geringeren Maßstab festzustellen war: Ein engerer Anschluß der Malerei an andere künstlerische und werktätige Schaffensgebiete. Es ist auffallend, wie viel hervorragende Maler und Zeichner aus der Kunstgewerbe-Schule hervorgegangen sind, wie stark andererseits das künstlerische Bedürfnis der Maler ist, auf dem Gebiete angewandter Kunst schöpferisch sich zu betätigen.

So gewinnt die Malerei an Feinheit der Berechnung der Mittel, die Wechselwirkungen zwischen den einzelnen Künsten werden endlich mehr berücksichtigt. Einige Münchener Künstler haben sich hierin vor allen anderen bereits ausgezeichnet. — Wenn das große Gebiet der Graphischen Künste hier hätte berücksichtigt werden können, würde oft genug auf feine künstlerische Schulung der malerischen Mittel hinzuweisen gewesen sein.

Die Parole ‚l'art pour l'art!‘ hat an Anhängern verloren — die gute Devise der besten künstlerischen Zeiten dagegen hat neuerdings nirgends mehr als in München gewonnen: ‚Die Kunst, künstlerische Erwägungen, sollen überall eingreifen in der Verschönerung unseres Daseins.‘

Das allein sei Ursache, über Dinge, die uns in der Münchener Malerei von heute mißfallen, hinwegzusehen — aber voll Optimismus der weiteren Entwicklung zuzuschauen. Manches mag uns nicht recht gefallen: Technisches Virtuosentum gerade bei den Jungen, die Sucht, krafthuberisch zu wirken, die

Neigung zu faschingsartiger Auffassung überall und zum Bauerngeschmack — doch vielleicht sind auch das nur Gährungserscheinungen eines gut werdenden Weines?

Vergesse man doch nicht, daß in der künstlerischen Produktion selbst hochgeschätztester Zeiten der Vergangenheit: Meisterwerke voll bleibenden Adels Ausnahmen waren, daß die Menge der Maler immer mehr handwerklich schuf.

Und wer nicht beständig mit künstlerischen Erwägungen und Empfindungen die Außenwelt betrachtet, sollte doch und könnte doch sich den Genuß im Verfolg der gegenwärtigen Malerei bedeutend erhöhen, wenn er aus der Kunstgeschichte aller Zeiten und Völker eines festhalten wollte: Die Tüchtigsten waren immer Neuerer; sie geben eine neue Schönheit, geboren aus intensivster Anschauung der ewigen alten und ewig jungen Welt um uns herum. Aber die Menge leider machte sich noch immer der neuen Kunst gegenüber geltend als Repräsentantin des Gesetzes der Trägheit.

* * *

Die Ausstellung München 1908 hat die Devise: ‚Kunst überall', nicht im Sinne der Dekorierung, sondern der künstlerischen Erfüllung aller Dinge.

Sie wird Werke der Malerei zeigen, die vielbedeutend für die Gegenwart sind, indem sie dem Leben dienen zu neuer Schönheit.

Das ist Geist der werktätigen Kunst des deutschen Mittelalters — des Quattrocento Italiens, aller bester Epochen.

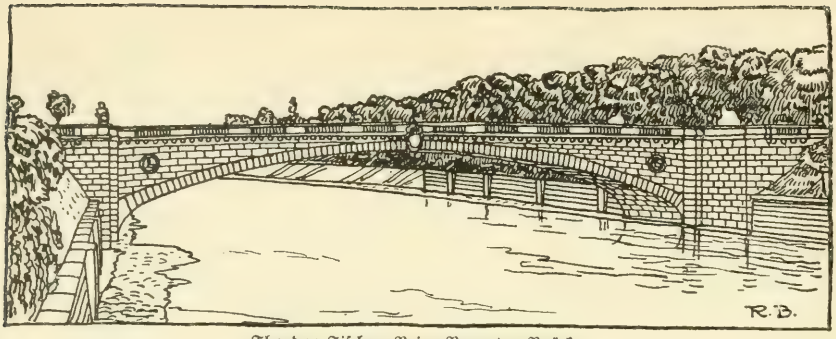
Möchte die Stadt München als Kunststadt und Kunstwerk reichsten Genuß und Vorteil davon ziehen.

Möchte für die Künstler Münchens 1908 das Jahr bedeuten, von dem an die großen Summen besser angewandt werden für künstlerische Förderung als durch kostspielige dekorative internationale Kunstjahrmärkte, die Zersplitterung schaffen oder die Ruhe der Entwicklung hemmen.

Möchte München als Kunstwerk dauernd gewinnen, indem nun endlich wieder, wie zu den Zeiten der bayerischen Fürsten-Mäzene der Renaissance und des großkünstlerischen Königs Ludwig I., auch die Malerei erstehen wird zur Verherrlichung unserer städtischen und staatlichen Bauschöpfungen.

Wie viel mehr könnte angewandte Malerei unsere Museen entlasten, unser Leben bereichern! Denn nicht nur an Fresken ist hier zu denken!

Die Plastik Münchens hat von solcher Anwendung des Lebens rein künstlerisch außerordentlich gewonnen — man gebe nun auch der Malerei hier mehr Raum und mehr Aufgaben in den Stätten des Lebens als bisher.



Theodor Fischer, Prinz-Regenten-Brücke.

Münchener Baukunst der Gegenwart.

Von

Walther Riezler.

Man besteige den Münsterturm einer großen, alten Stadt.

Zu Füßen liegen, dicht sich an das ungeheure Schiff der Kirche drängend, die alten Häuser mit den geschwärzten Dächern, deren hohe Giebel man mehr ahnt als sieht. Die vordersten im Gedränge wenden ihr Gesicht der Kirche zu; für die hintern gibt's keine Ordnung, keine Regel mehr, wirr und richtungslos stehen sie aneinander, nur da und dort ahnt man einen größeren Hof, eine Gasse, deren Boden verborgen ist. An einer Stelle, nur durch eine schmale Reihe von Häusern von der Kirche geschieden, der Markt, bestanden von ansehnlicheren Gebäuden, jenseits wieder ein Ring von engen, wirren Häusern: ihre Stellung zeigt an, daß hier einst die längst verschwundene Stadtmauer die Stadt umschloß.

Außerhalb dieses Ringes werden die Straßen breiter, die Häuser stattlicher und freier gestellt, die Reihen geordneter und klarer: neue Geschlechter haben da gebaut. Etwas mehr nach außen noch unterbrechen Gärten da und dort das Häusermeer, und aus dem Grün leuchten schloßähnliche Bauten mit pilastergeschmückten breiten Fassaden und weiten Flügeln. — Ein zweiter, breiter, grüner Ring umschließt das Ganze: es ist die alleenbestandene Straße, die die Stelle der zweiten, jüngeren Stadtmauer einnimmt.

Jenseits des zweiten Ringes wachsen die Dimensionen der Häuser und ihr Schmuck ins Verhältnislose, Übertriebene. Am Ring aber schließt sich ein überladener Prachtbau an den andern, ohne daß man einen Zweck sich denken könnte, und dahinter beginnt die öde Masse des neuen Viertels mit den geraden Straßenzügen, die sich rechtwinkelig treffen, große kastenähnliche Gebäude, scheinbar in der Fabrik gebaut. Und die Straßen und Häuser werden öder und öder, und ihre Arme reichen bis hinein in die grünen Fluren, die die Stadt umgeben, und scheinen immer weiter in sie hinein und über sie weg zu wachsen.

Jede Stadt, die eine Vergangenheit hat, trägt einige Züge des Idealbildes, das wir eben entwarfen: es sind die Jahresringe der Stadt, die wie die des Baumes von Alter, Wachstum und Entwicklung zeugen.

In jeder Stadt vor allem wird man die unheilvolle Wirkung der letzten Jahrzehnte bemerken: gleich Wucherungen haben sich die neuen Stadtviertel an dem alten schönen Körper angesetzt und da und dort sogar bis ins Mark sich eingefressen.

Das ist das große, nicht wieder gut zu machende Unheil: daß der ungeheure wirtschaftliche Aufschwung Deutschlands, wenn man die Sache von der künstlerischen Seite ansieht, ein paar Jahrzehnte zu früh gekommen ist; daß alle die enormen Bauaufgaben, die gerade diese Zeit zu stellen hatte, einer Generation von Architekten zufiel, denen für die Aufgaben das nötige Können und die nötige künstlerische Einsicht fehlte.

Auch München hatte darunter zu leiden. Abgesehen von den öden neuen Vierteln, die schon in der Anlage verpfuscht und zu ewiger Langweile verdammt sind, sind viele ganz große Aufgaben in der alten Stadt in einer Weise gelöst worden, die Altes verdarb und schlechtes Neues an die Stelle setzte. Doch so ist es überall: wo wäre die Stadt, in der nicht eine schöne, alte Straße mit zarten vornehmen Barockhäusern durch irgend ein Haustein-Ungetüm von Bankpalast um ihre ganze Ruhe, um das ganze schöne Gleichgewicht gebracht worden wäre?

Im ganzen darf sich München glücklich preisen. Denn durch zwei Umstände steht es um seine Neustadt besser als um die der übrigen deutschen Städte.

Durch die großartige Bautätigkeit König Ludwigs I. ist ganzen Stadtvierteln für ewige Zeiten der Charakter aufgedrückt worden: Ludwigstraße mit Königsplatz haben eine so starke architektonische Eigenart, daß auf die ganze Umgebung davon ein Schimmer fällt und daß sich alles später Entstandene notwendig unterordnen muß. Und schließlich bedeutet auch die Maximilianstraße, trotz ihrer heute vielbelächelten Architekturformen, eine große Bauidee im ganzen, die für das Städtebild sehr wohl von Bedeutung ist.

Noch wichtiger aber beinahe ist der Umstand, daß die Zeit des schlimmsten Tiefstandes, der hoffnungslosesten Ödigkeit für München eher zu Ende ging als für andere Städte: wir Münchener sind heute ganz Deutschland in unserer Architektur voraus. Und das verdanken wir dem glücklichen Umstand, daß hier am frühesten große schöpferische Persönlichkeiten in der Baukunst auftraten, und daß bis heute immer neue Persönlichkeiten sich fanden und der Stadt durch ihre Bauten ihren Stempel aufgedrückt haben — nicht im Widerspruch zu dem alten Wesen der Stadt, sondern dieses Wesen fortbildend zu neuer Blüte.

Eine Reihe dieser Persönlichkeiten soll uns in diesen Zeilen beschäftigen.

Vielleicht beginnt der Aufschwung in München, wenn man die Sache in ganz großen Zügen sieht, mit dem Auftreten von Gabriel Seidl. — Wenn wir heute seine Werke überblicken, so kommen sie uns so wenig ‚modern‘

im engeren Sinne des Wortes vor, daß wir uns schwer denken können, daß Seidl einmal als der große Neuerer gewirkt hat. — Seidl war auch nie ein Revolutionär in dem Sinne, daß er mit neuen Formen die Baukunst ganz von Anfang an wieder schaffen zu können glaubte. Vielmehr war er von Anfang an ein getreuer Schüler der Alten: in ihren Formen sah er das Heil — geradeso wie die trockensten Akademiker vor 20 Jahren. Und trotzdem beginnt mit ihm eine neue Epoche und die Akademie seinerzeit lehrte die Formen der Alten als das Rezept, nachdem man alle und jede Aufgabe lösen könne; und ihr Kennzeichen ist das, daß die Bauten, die von ihren Schülern ausgeführt wurden, im Norden wie im Süden, im Westen wie im Osten ganz gleich aussehen, daß gar kein Zusammenhang mit der Umgebung, und gar kein Zusammenhang der Formen mit dem inneren Wesen des betreffenden Baues zu spüren war. Man verwendete die gleichen Formen, ob es sich um ein Rathaus, ein Schloß, eine Volksschule oder ein Zinshaus handelte.

Seidl kam und machte diese Formen, die durch diese Art von Behandlung ganz leblos und abgegriffen geworden waren, wieder lebendig. Er räumte mit der Irrlehre auf, daß diese Formen an sich das Maßgebende seien, und stellte wieder fest, daß in dem Zusammenhang dieser Formen mit dem Organismus des Baues, in der inneren Lebendigkeit der Formen und in dem Zusammenhang mit der Umgebung das eigentliche Wesen der Baukunst liege. Und damit vollbrachte er das Wunder, daß die tausend- und abertausendmal mißbrauchten alten Formen auf einmal wie etwas ganz Frisches Lebendiges wieder wirkten.

Das ‚Historische' an seinen Bauten sollte man nicht so betonen, wie es oft geschieht. Freilich hat er sich manchmal, namentlich in späteren Werken, sehr viel im Historischen verloren, und Bauten wie das Künstlerhaus haben wirklich etwas von der dekorativ-vergänglichen Art, die dem ganzen Kunsttreiben der Zeit, die Lenbach und Lorenz Gedon anführten, anhaftete. Das Künstlerhaus ist vielleicht das am wenigsten gelungene von allen Bauten Seidls, und innerhalb der gleichen Art ist die italienische Villa Lenbachs, in ihrer wahrhaft heiteren und festlichen Stimmung, eine viel vollendetere Lösung. Man denke daran, wie tot die ‚italienischen' Paläste sind, die etwa Berliner Akademiker hinstellen, und man wird diese Leistung zu würdigen wissen.

Freilich hat Seidl viel ernstere Dinge geschaffen als gerade dies, namentlich Wohnhäuser von einer ganz musterhaften Sachlichkeit und dabei anmutig und lebendig in der Wirkung. Eines dieser Häuser bilden wir ab; man beachte da die schönen Verhältnisse der Fenster und den vorzüglichen Dachansatz, namentlich an dem Eckturm; das Haus ist ganz schmucklos, aber es wirkt vornehm, reich und repräsentativ. Häuser dieser Art sind für Straßen mit offenem Bausystem die richtigen: der ruhige Umriß und die Einfachheit der ganzen Anlage schließt das einzelne Haus in sich zusammen und vermindert die Konkurrenz mit den Nachbarhäusern.

Festsaal in der Zentralfortbildungsschule zu München

Seidls bezeichnendstes Werk wird immer das Nationalmuseum bleiben, dieser viel umkämpfte Bau, dessen Eigenart die eines großen Teils von München ist, und den wir schon aus diesem Grunde näher betrachten müssen, so viel auch schon darüber gesagt worden ist. — Man kann vieles von dem zugeben, was dagegen geltend gemacht wurde; er ist etwas gar weit gegangen in der Anlehnung an historische Formen, im Zusammentragen verschiedener Elemente, und manches scheint mehr dekorativ als ernst architektonisch empfunden zu sein. Dieses letztere wird ja seit einem Jahre klarer noch als früher: seit in Hildebrands Hubertustempel vor dem Nationalmuseum ein Stück absolut vollendeter Architektur steht, das ganz von innen heraus empfunden, jedes äußerlichen Schmuckes entkleidet ein vollkommener Organismus ist, erscheint tatsächlich vieles an dem Nationalmuseum halb fertig, flüchtig und nach Art einer Festdekoration erfunden. — Aber schließlich ist dieses Halbfertige ein Fehler, den dieser Bau mit dem allergrößten Teil der modernen Bauten teilt: weil heute diese Aufgaben, die oft schwieriger sind als die der Alten, niemals so ganz ausreifen im Geist des Erbauers, weil der Auftraggeber Termine stellt und weil der Baumeister gleich wieder an andere, ebenso große, ebenso schwere Aufgaben gehen muß; während der Hubertustempel die reife Frucht einer jahrelangen, stillen, energischen Arbeit des Besserns ist.

Man kann das alles zugeben und doch noch das Nationalmuseum lieben, denn es ist ein Bau von seltenem Reichtum an Empfindung, Lebendigkeit und Anregung. Die lockere Anordnung der einzelnen Bauteile, die vielleicht für die Fernwirkung des Ganzen einige Nachteile mit sich bringt (obwohl durch die große Dachlinie das Ganze stark zusammengefaßt wird), die aber jedenfalls für das Innere von allergrößter Bedeutung ist, — diese Anordnung gab Gelegenheit zu einer großen Menge von intimen Lösungen, und keine dieser Gelegenheiten hat Seidl vorübergehen lassen. Die Fülle kleiner, warm empfundener Wirkungen ist so echt Seidelisch: die Höfe mit ihrem plastischen Schmuck und den Brunnen und Umfassungsmauern, und vor allem das westlich gelegene Studiengebäude mit seiner Säulenhalle und dem vorzüglichen halbrunden Abschluß gegen Westen mit dem Brunnen. Es ist richtig, die Motive sind alle irgendwo hergenommen, und der ganze Nachweis davon würde die Tatsache feststellen, daß zeitlich und örtlich ganz getrennte Vorbilder Verwendung fanden — aber es ist das Geheimnis Seidls, daß er diesen fremden Elementen ein so starkes, eigenes Leben verleihen konnte, einen so ausgesprochenen Charakter als gewachsenes organisches Gebilde. Vorbildlich ist der Bau nicht, — das ist gar keine Frage: wenn er Schule machte, so würde nur eine Reihe ganz ärmlicher Nachahmungen die Folge sein.

Schließlich ist es mit dem Innern des Museums, das von Seidls Freund Rudolf Seitz ausgestaltet wurde, genau das Gleiche. Von Autoritäten auf dem Gebiet der Museumseinrichtung wird es fast einstimmig abgelehnt, und man mag wirklich tadeln, daß die Sammlungsgegenstände so

stark als Dekoration verwendet sind, daß Originale und Kopien ohne äußere Kennzeichen neben einander aufgestellt sind, daß man sogar aus verschiedenen Originalen ein dekoratives Ensemble zusammengeflickt hat, und daß viele wissenschaftlich sehr wichtige Objekte ganz ungenügend beleuchtet und dem Studium kaum zugänglich sind; aber was das einzelne Objekt verliert, das gewinnt die Gesamtheit: die Kultur der verschiedenen Zeiten spricht mit einer Lebendigkeit und Eindringlichkeit zu uns, die in einem nur nach sachlich-wissenschaftlichen Gesichtspunkten angeordneten Museum nie erreicht werden kann. Wo sonst in einem Museum ist es möglich, die Renaissance so mit einem Schlag zu erleben wie in jenem großen Saal des Erdgeschoßes mit der Dachauer Decke, den man zuerst betritt, wenn man die mittelalterlichen Gemächer durchschritten hat! Und an solchen Wirkungen ist das Museum reich. Da kann man schon ein wenig ‚Dekoration' mit in Kauf nehmen.

Man darf nicht vergessen, daß jedes Museum ein Kompromiß darstellt: zwischen der natürlichen Lebensbedingung der Objekte und unserer Wißbegier, unserem Bildungsdrang. Etwas ganz Natürliches, echt Gewachsenes kann ein Museum nie werden, und man mag auf verschiedenen Wegen dieser Schwierigkeit zu begegnen suchen. Der von Seitz und Seidl eingeschlagene Weg hat sicherlich sein Recht so gut wie jeder andere.

Mit dem ‚deutschen Museum für Naturwissenschaft und Technik' hat Seidl eine ganz anders geartete Aufgabe übernommen. Es ist schwer, über Bauten, die erst im Entstehen sind, zu urteilen; aber die beiden Ansichten des Projekts, die wir abbilden, lassen soviel erkennen, daß Seidl auch hier durch eine freie Gruppierung zu wirken trachtet. Gewisse historische Elemente, die dem Bau im ersten Projekt etwas Schloßähnliches geben, sind im zweiten Projekt mehr in den Hintergrund getreten, und das Ganze wirkt, dem modernen Zweck entsprechend, sehr sachlich und einfach.

Eine der jüngsten Schöpfungen Seidls bilden wir ab: das vornehme Haus des Antiquitätenhändlers J. Böhler in der Briennerstraße. Es ist der richtige italienische Palazzo der Renaissance, also insofern eine ähnliche Lösung wie das Lenbachhaus, aber schwerer, feierlicher. Es ist eine vorzügliche freie Kopie, von vornehmer Haltung mit sehr schönen Verhältnissen, und man kann sich wundern, wie gut sich dieser Fremdkörper in das Straßenbild einfügt, das allerdings gerade in diesen Gegenden schon durch die Bauten des Königsplatzes einen sehr vielseitigen, beinahe kosmopolitischen Charakter erhalten hat: ein Beweis, wie dehnbar unter Umständen der Begriff der heimischen Bauweise ist. Überall in München freilich liegen die Verhältnisse nicht so: Stucks Villa in der äußeren Prinzregentenstraße fällt mit ihren antikisierenden Formen so stark aus der Umgebung heraus, daß die Vorzüge dieses Baues kaum zur Geltung kommen.

Seidl baut immer im Zusammenhang mit der Umgebung; wo es diese erfordert, bleibt er ganz anspruchslos. So fällt die vorzügliche Fassade des Restaurants ‚Zum Bauerngirgl' in der Residenzstraße kaum auf, weil sie sich

mit ihrem behaglichen Barock ganz der Umgebung unterordnet. Tritt aber der leider heute so häufige Fall ein, daß die Umgebung eines Baus ganz charakterlos ist, — dann sucht Seidl diesen Bau selber so abwechslungsreich in der Gruppierung als möglich zu gestalten, damit von ihm ein Schimmer auf die Umgebung falle: dafür ist die Sankt Anna-Kirche ein gutes Beispiel.

Im ganzen ist doch ‚Barock' das große Schlagwort für diese ganze Münchener Baukunst, nicht nur für die Seidls. Und darin liegt vielleicht ihr Übergewicht über die gleichzeitige Baukunst anderer deutscher Städte: daß sie mit voller Überlegung da wieder die Anknüpfung sucht, wo die große Tradition abbrach. Jedenfalls lag darin für den Anfang der neuen Bewegung ein großer Vorteil. Barock ist der einzige Stil, der entwicklungsfähig und beweglich genug ist, um Möglichkeiten der Lösung für die so vielgestaltigen Aufgaben der heutigen Zeit zu bieten: er gestattet die freieste Ausgestaltung des Grundrisses und der Fassaden, erlaubt jede Größe und Verteilung der Fenster und ist in seinen schmückenden Elementen so frei und elastisch, daß die Gefahr eines Schematismus ganz vermieden wird. Freilich handelt es sich dabei nicht um den akademischen Palast-Barock, aus dem heraus die furchtbaren Bank- und Verwaltungsgebäude entstanden, die heute in allen deutschen Städten gleichförmig dastehen, wie aus einer Fabrik bezogen. Der Münchener Barock vielmehr ist der bürgerliche vor allem, der sich im Wohnhaus ausspricht, und der so frei behandelt werden kann, daß schon im Lauf von etwa zwanzig Jahren sich ganz neue Typen gebildet haben.

Ein Architekt, der sein ganzes Schaffen dieser Weiterbildung des Barock gewidmet hat, ist Karl Hocheder. Er ist hervorgegangen aus dem akademischen Barock, und noch in seinem ersten größeren Bau, der Krankenpflegeanstalt zum ‚Roten Kreuz' in Neuhausen, sind deutliche Spuren davon zu merken. Aber bald machte er sich davon los; Seidls lebendige Art beeinflußte ihn stark und so sehen wir schon bei dem großen Bau des Martinspitals in Giesing eine einfache, unmittelbar einleuchtende Lösung: eine klosterähnliche, ganz schlichte Baumasse, deren Höhepunkt die eingebaute Kapelle bildet, kaum geschmückt, aber keineswegs nüchtern und langweilig, sondern durch die gute Gruppierung sehr glücklich wirkend; als ‚Barock' legitimieren sich nur die Portale und Giebel.

In der gleichen Zeit hat er einige kleinere Häuser gebaut, von denen wir ein besonders reizendes abbilden: das Giesinger Pfarrhaus, das in ganz leichtem, heiterem Barock gehalten ist und fast in einem alten schönen Landstädtchen stehen könnte.

Eine große, moderne und originelle Aufgabe aber bot sich Hocheder mit dem Volksbad. Er hat ganz eine Lösung von innen heraus gefunden, ohne historische Maske trotz der barocken Schmuckformen, und dabei das Stadtbild um eine schöne Situation bereichert. Die zwei Hauptteile, das langgestreckte Männerbad und das unter der Kuppel liegende Frauenbad drücken sich klar aus; der gegen die Isar zu vorgelagerte Teil mit der breiten Flucht von

Fenstern, die sehr schön in den Verhältnissen sind, fassen das Ganze zusammen und betonen noch besonders gut die durch die ganze Situation am Fluß bedingte Längsrichtung. Der Turm — hier nicht nur monumentale Form, sondern Bedürfnis — steht kraftvoll und stark da, von allen Seiten beherrschend, und der Portalbau mit seinem reichen plastischen Schmucke unter hohen Kastanien verborgen, bietet noch eine besondere, fast feierliche Wirkung. — Innen ist alles hell und für den Gebrauch angelegt, und die Schwimmhallen sind gute, einfache Raumlösungen.

Das Hauptfeuerhaus (von Hocheder gemeinsam mit Robert Rehlen erbaut) wirkt mit den stark betonten dicken Mauern des sehr hohen Untergeschoßes etwas festungsartig, und die sehr große Höhenentwicklung gibt dem Bau eine beherrschende Stellung; die sachliche Verschiedenheit zwischen den unteren hohen Stellen und Remisen und den oberen Wohnungen ist das Grundmotiv des ganzen Baus.

In einigen Jahren wird auch Hocheders Verkehrsministerium, eine der größten Bauten der letzten Zeit, vollendet sein. Es ist uns möglich, den Entwurf abzubilden, aus dem wohl das Große der Wirkung zu sehen ist: die Gruppierung um einen fast ganz geschlossenen Platz, der hofartig wirkt, und die beherrschende Höhe der Kuppel, die weit über die Häuser weg grüßen wird. Im einzelnen ist die Wirkung schwer nach einem Plane zu berechnen, erst am ausgeführten Bau wird klar zu sehen sein, ob die zahlreichen barocken Schmuckformen sich durchaus als etwas Lebendiges, Gewachsenes bewähren. — Sonst hat Hocheder auf Maskierungen vollständig verzichtet — wenn man das nach Art eines barocken Gartenpavillons gestaltete Elektrizitätswerk in den Maximiliansauen außer Betracht läßt: denn hier hat Hocheder lediglich im Auftrag seiner Behörde gehandelt.

Eine Schöpfung Hocheders darf nicht übergangen werden: ihm und Theodor Fischer verdankt das moderne Schulhaus die erste typische Form. — Früher waren Schulhäuser, Kasernen oder Amtsgebäude, in dem offiziellen Stil mit kärglichem Renaissanceschmuck, riesige Kästen mit langweiligen Fensterreihen. Hocheder und Fischer packten das Problem, das in dem Schulhaus liegt: die Trennung von Knaben- und Mädchenschule bedingt zwei ziemlich gleichwertige Baukörper; Turnhallen sind für beide Teile gemeinsam. Da lag es nahe, die beiden Schulen übereck zu stellen, und den Saalbau an die Ecke, sodaß er von beiden Seiten aus bequem zugänglich ist. Der Saalbau wird viel niedriger benötigt als die gewöhnlich in vier Stockwerken entwickelten Schulflügel, und daraus ergab sich von selber eine große Terrasse über dem Saal; und da, wo die beiden Flügel zusammenstoßen, lag ein Turm nahe, der die Uhr tragen und als Hauptakzent des großen Baues wirken konnte. Als weitere schmückende Elemente boten sich noch hohe Giebel als Gegengewicht gegen die notwendig einförmigen Reihen der Fenstern. Dieser Typus hat sich ganz allmählich entwickelt, und heute schmücken eine ganze Reihe solcher Schulen die Plätze der neuen Stadtteile — oft das einzige architektonisch bedeutende Moment in ganzen Vierteln.

Die ersten Schulen, die Hocheder baute, sind in den Schmuckformen der Giebel, Türme und Portale noch deutlich barock. Unter Theodor Fischer verschwanden diese barocken Formen nach und nach fast völlig und die sachliche Ausgestaltung kam noch mehr zu ihrem Rechte. Wir bilden zwei seiner Schulen ab. Die eine, auf dem Elisabethenplatz, ist vielleicht die gelungenste Lösung des Problems der Eckschule. Die Schultrakte selbst sind ganz einfach und nur nach den sachlichen Bedürfnissen, durch die möglichst große Fenster gefordert werden, und die zu einer Unterscheidung der verschiedenen Räume in Größe und Lage keinen Anlaß geben, gestaltet. Doch ist mit Glück die Gefahr der Einförmigkeit vermieden: je drei hohe Giebel überragen die Fensterreihen, und die dadurch entstandene Gliederung wird noch betont durch die ganz flach gehaltenen erkerartigen Ausbauten mit den schmäleren Fenstern, hinter denen die Garderoben liegen. Alles ist wohl abgewogen; man betrachte die Fenster: die des Erdgeschoßes sind ganz schmucklos, die des ersten Stockwerkes leicht umrahmt, die des zweiten und dritten durch eine Umrahmung zusammengezogen; bei dem mittleren von je drei Fenstern ist auch noch das Giebelfenster in die Umrahmung eingeschlossen. Figürlicher und ornamentaler Schmuck ist so verteilt, daß er die Gliederung des Ganzen unterstützt. Dieser Schmuck ist in einer sehr einfachen Technik hergestellt, die Fischer meines Wissens zuerst wieder angewendet hat: der Wechsel von rauhem, dunkleren und glattem weißen Bewurf gibt die Zeichnung. — Der Mittelbau setzt sich durch die Fensterform sehr stark von dem übrigen ab; ihn überragt der Turm, kaum über die Firsthöhe des Daches hinausgehend, und sehr massig, aber dabei doch nicht schwerfällig in der Wirkung, weil die im Maßstab kleinen Turmfenster und die Verjüngung des Daches den Turm fürs Auge in die Höhe treiben. — Der Raum verbietet, noch mehr ins Einzelne zu gehen, — schon diese Andeutungen machen das Wesen des Baus in der Hauptsache klar. Nicht vergessen werden darf aber die Gesamtwirkung des geschlossenen Baus für den Platz und für die Straße, deren Ende er abschließt.

Die ‚höhere Töchterschule' in der Luisenstraße ist für eine ganz andere Situation geschaffen: sie liegt in einer geraden Straße zwischen Häusern. Also fiel jede Möglichkeit einer verschiedenen Orientierung der einzelnen Bauglieder. Fischer betonte im Gegenteil gerade diese Situation durch eine symmetrische Anlage und durch die starke Hervorhebung des Horizontalen: Man gleitet mit dem Auge den Bau entlang, auch wenn man ihn ganz verkürzt sieht, und sieht ihn so als ganzes. In dem groß entwickelten Portal mit reichem Figurenschmucke findet das Auge einen Ruhepunkt und faßt hier den Bau im Gleichgewicht. Es ist vielleicht Fischers vollendetstes Werk in München: von einer köstlichen Einfachheit und Stärke der Erfindung und in der Durchführung ganz einheitlich und selbstverständlich. Da die Straße nur auf einer Seite bebaut ist, so sieht man die Schule auch von ferne über den botanischen Garten weg. Fischer hat auch auf diesen Blick Rücksicht genommen. Die zwischen den beiden Giebeln gelegene Terrasse wird hinten von einer Reihe

von offenen Bögen abgeschlossen, die mit ihrer starken Schattenwirkung sich von ferne mit den Giebeln als das Hauptmotiv ergeben. Von der Straße aus sieht man von den Bögen nichts und das auf den Bögen sitzende Dach schließt sich da fürs Auge direkt an die Brüstung der Terrasse.

Das Portal der Töchterschule bilden wir noch gesondert ab, weil es eines der schönsten Beispiele für die Art ist, wie Fischer die Plastik dekorativ verwendet, in ganz neuer Weise, die für die Entwicklung der Plastik sehr fruchtbar sein muß. — Von der ‚Erlöserkirche' zeigen wir das Innere: es ist einer der selbständigsten Versuche, einen echt protestantischen Kirchenraum zu schaffen, also eine Predigthalle, die aber doch auch der musikalischen Stimmung nicht entbehren soll; sehr glücklich ist die Farbe zu dekorativer Wirkung verwendet, und die große Nische hinter dem Altar schmückt jetzt ein feierliches Fresco.

Theodor Fischer ist die selbständigste Persönlichkeit unter den Münchener Architekten. In den wenigen Jahren, die er für München arbeitete, hat er zahlreiche Bauten ganz verschiedener Natur geschaffen und mit allen an der Schönheit des Stadtbildes mitgearbeitet und Vorbilder für die vorwärtsstrebende Arbeit der Zukunft hingestellt. Auch er hängt in seinen früheren Werken noch mit dem Barock zusammen, und auch später ist er kein absoluter Neuerer, sondern er schließt sich an Altes an — aber trotzdem wirken seine Bauten moderner als etwa die Seidls, weil sich eine größere Versenkung in die modernen Zwecke in ihnen ausspricht — eine große Liebe zu diesen Zwecken, die als ein gleichsam lyrisches Gefühl aus seinen Bauten spricht und ihnen eine warme Lebendigkeit verleiht.

Noch ein vierter Architekt nahm vom Barock seinen Ausgang: Hans Gräßl, der heute noch im Dienst der Stadt arbeitet. Sein Waisenhaus am Ende des Nymphenburger Kanals ist einer der schönsten neuen Barockbauten. Die sehr schöne Lage des Baus an dem von alten Bäumen umstandenen Wasser ist aufs glücklichste ausgenützt. Als ein nicht unwürdiges Gegenstück zu dem Nymphenburger Schloß steht der Bau da, ohne dabei irgend etwas Schloßähnliches darstellen zu wollen, vielmehr wirkt er, ganz sachgemäß, etwa wie eine Klosterschule, nur daß die großen Fenster sofort die moderne Gestaltung der Innenräume erkennen lassen. Eine ganze Gruppe von großen städtischen Bauten ist um das Waisenhaus herum im Entstehen, und das Ganze wird einmal eine Anlage von seltener Weiträumigkeit darstellen.

Den Typus des Schulhauses hat Gräßl weiterentwickelt; an drei Schulhäusern, am Agilolfingerplatz, Gotzingerplatz und in der Nidlerstraße hat er durch farbige Behandlung und noch schärfere Ausbildung der Zweckgestaltung Neues zu schaffen versucht, und namentlich im Innern durch freundlichen Schmuck die Räume noch mehr wie bisher zu einem angenehmen Aufenthalt für die Kinder gemacht, von dem aus auch die Anregung zu künftiger Freude an schönen Dingen ausgehen könnte.

Gräßls bekanntestes Wirken hier galt den Friedhöfen. Er hat vier große Friedhöfe gebaut, den ersten, östlichen in antiken Formen, den

neuen nördlichen und dem westlichen Friedhof hat er den ravennatischen Stil gegeben — also Formen, die bisher in der Münchener Architektur noch nicht vertreten waren. Dies hat sehr wohl seine Berechtigung, da sich der Friedhof deutlich von sämtlichen anderen Gebäuden einer Stadt abheben soll und gerade die altchristlichen Formen in ihrer fremden Feierlichkeit eine sehr starke Stimmung zu erregen vermögen. Wie Gräßl diese Formen weitergebildet hat, namentlich wie er plastischen und farbigen Schmuck angebracht hat, das mag in manchem nicht ganz einwandsfrei sein; eine großartige Leistung aber ist für jeden Fall die ganze Anlage der Friedhöfe, die Fernwirkung der langgestreckten, von Kuppelbauten überragten Gebäude, wozu beim Westfriedhof noch ein Glockenturm kommt, die schöne Gruppierung der Hallen und Säulengänge gegen das Gräberfeld zu, und die feierliche Stimmung der großen Aussegnungshalle, die in jedem Friedhof die Mitte einnimmt. Wenn es einmal möglich wird, die Grabmalkunst wieder auf eine künstlerische Höhe zu heben, so kann mit Hilfe dieses Typus von Friedhof eine ganz eigenartige, in sich abgeschlossene Totenstadt entstehen. — Gräßls neueste Schöpfung, der Waldfriedhof, soll etwas ganz anderes sein. Hier tritt die — im einzelnen auch nicht ganz glückliche — Architektur hinter der Waldnatur ganz zurück, und es handelte sich für den Architekten hauptsächlich darum, die Gräberstätten so anzulegen, daß eine möglichst großartige Stimmung erreicht werde.

* * *

Im großen und ganzen ist das heutige München eine Barockstadt — das Wort ‚Barock' in dem weitesten Sinne genommen: man knüpft da an, wo die große Tradition aufhörte, und bildet an den Formen weiter, in steter Rücksicht auf die Aufgaben der Gegenwart. Und dann sind es lauter ganz neue Lösungen, die innerhalb der Barockzeit nicht möglich waren und schließlich entsteht ein ganz neuer Stil.

Und dies verdankt München vor allem jenen vier Männern, deren Schaffen wir eben kurz überblickten. Ihnen und Adolf Hildebrand; denn dessen Wittelsbacher Brunnen und Hubertus-Tempel, die vollendetsten Werke der Gegenwart, schmücken als die schönsten Blüten dieses Barock das neue München und besiegeln dessen Vorrang vor dem übrigen Deutschland.

Eine ganze Reihe von Architekten schließt sich an, und da die Tendenz der allermeisten in der eben geschilderten Richtung geht, so kann man mit vollem Recht heute von einer ‚Münchener Baukunst' reden. Seltener als in anderen Städten entstehen hier Bauten, deren Charakter nicht irgendwie münchnerisch wäre. Freilich gibt es auch bei uns solche Gebäude: Die Werke des glänzenden Virtuosen Fr. v. Thiersch hängen mit Münchener Tradition so wenig zusammen als mit der irgend einer anderen Stadt; sie sind vielmehr kosmopolitisch empfunden. Und der Versuch Georg Hauberrissers, den Verwaltungsbau des neuen Rathauses in die Formen der üppigsten Gotik zu kleiden, mußte notwendig mißlingen.

Auch absolut schlechte Architektur gibt es in München so gut als anderswo, aber das Gegengewicht ist da. Und da im ganzen eine so große Einigkeit des Strebens herrscht, so steht es gut um die Sache.

Es ist unmöglich, alle mit Namen zu nennen, die hierher gehören. — Stadt und Staat verfügen über eine Reihe bedeutender Kräfte. Man denke daran, daß noch vor nicht langer Zeit architektonische Mißgeburten wie die neue Tierarzneischule möglich waren, und vergleiche damit, was heute an großen öffentlichen Gebäuden entsteht: Jede neue Volksschule ist gut (auf die von R. Rehlen und W. Bertsch sei besonders hingewiesen).

Von Staatsbauten entstand in den letzten Jahren der vorzügliche Bau der Flurbereinigung (in der Liebigstraße), und mit dem Erweiterungsbau der Universität wird München einen neuen Monumentalbau größten Stils besitzen. In Schwabing geht die großartige Anlage des neuen Krankenhauses der Vollendung entgegen, und auch so kleine Aufgaben wie die neue Impfanstalt in der Au werden mit Liebe gelöst.

Um das Privathaus bemüht sich eine Reihe von Architekten. Hier wird naturgemäß am meisten gesündigt, weil hier das Spekulantentum die größte Rolle spielt und am wenigsten mit Überlegung gearbeitet wird. Aber dem Wirken von Männern wie Emanuel Seidl und Wilhelm Spannagl (von dem die besten bürgerlichen Häuser Münchens stammen) ist es zu danken, daß heute doch so manche neue Straße, mancher neue Platz nicht trostlos und öde, sondern erfreulich wirkt.

Um das Geschäftshaus bemühen sich vor allem Heilmann und Littmann, deren ‚Oberpollinger' eine ganz vortreffliche Lösung einer sehr schwierigen Aufgabe ist. — Und um einen der jüngsten Bauten zu nennen, so sei auch auf das katholische Kasino Richard Berndls hingewiesen, eine vorzügliche Leistung — und ihr wären viele andere anzufügen.

Vieles muß gewiß noch anders werden. Aber die Zukunft erscheint doch klar und glücklich für München: denn der Weg, auf dem es besser und immer besser wird, ist hier gefunden. Andere Städte müssen ihn — mit sehr geringen Ausnahmen — erst noch mühsam suchen.

Theodor Fischer, Marionettentheater.

Christus und der Tod.

Legende

von

Ilse von Stach.

Der Mittag zieht mit Prunk einher,
Mit goldenen Standarten,
Und lagert, seines Purpurs schwer,
Auf einem Ölbaumgarten;
Und ist, vom Samum angefacht,
So Geisterstund wie Mitternacht,
Und wunderliches Leben
Spürst du um Mittag weben.

Wie's flammt und flimmert her und hin,
Der Heiland kommt gegangen;
Die Jünger auch begleiten ihn,
Bis sie zum Hain gelangen;
Und alle zwölf, vom Wandern matt
Sowie für jetzt der Weisheit satt,
Hinlagern unter Bäumen
Und schlafen oder träumen.

Indessen steigt der Herr der Welt
Auf eine sanfte Höhe,
Und segnet, wo er geht, das Feld
Durch seine Heilandsnähe;
Und pflückt auch eine Feigenfrucht,
Die sich ihm bietet ungesucht.
So streifen Blick und Hände
Das liebliche Gelände.

Da kommt ein hagerer Gesell,
Den gleich die Geier wittern;
Er kommt mit Schritten hart und schnell,
Daß Blum' und Gräser zittern.
Der Heiland sieht ihn ruhig an,
Weil er sich doch nicht wundern kann
Und jeden, der erscheinet,
Durchschaut, wie er es meinet.

Da fühlt der Hagre sich erkannt
Und spricht mit keckem Wesen:
‚Jawohl, ich ziehe durch das Land,
Die Menschheit zu erlösen!'

‚Sieh da, ich glaubte, der ſei ich!‘
So lächelt unſer Herr für ſich
Und duldet ſtill und heiter
Des andern Fürwitz weiter.

Der prahlt dann auch mit großem Wort,
Wie er der Menſchheit Schmerzen
Unfehlbar trage mit ſich fort
Auf todgebrochnen Herzen;
Wie er, als wär er ſelbſt der Chriſt,
Befreier und Erlöſer iſt
Aus allen dunklen Banden,
Schuld, Mißgeſchick und Schanden.

Da ſieht der Heiland himmelwärts,
Muß Gottes Lieb gedenken,
Damit er jedes arme Herz
Will königlich beſchenken
Und ſo vom Irdiſchen befrei'n,
Daß alle Seelen glockenrein
Gar feine Stimmen wären
Im Chorgeſang der Sphären.

Und wie die Maler oft getan,
Wenn ſie den Heiland malen,
Fängt ſo ſein Herz zu glühen an
Aus tauſend roten Strahlen.
Und iſt als wie die Sonne groß
Und ſcheint bis in der Erde Schoß;
Und bis in Himmelshöhen
Iſt nichts als Glanz zu ſehen.

Die Jünger ahnen große Zeit
Und ſchütteln ihre Glieder:
‚Herr Jeſus, ſei gebenedeit!‘
Und knien alle nieder.
Und ſonder Mahnung und Gebot
Kniet mitten inne auch der Tod
Zu unſres Heilands Füßen,
Den Meiſter zu begrüßen.

Theodor Fischer, Max Josef-Brücke.

Moderne Plastik in München.

Von

Alexander Heilmeyer.

König Ludwig I. hatte an klassischer Stätte herrliche Eindrücke empfangen. Er sah die stolze Pracht italienischer Städte, ihre großartigen Paläste, Kirchen und mit Bildwerken geschmückten Plätze. Sie gaben ihm einen Begriff, ein Ideal eines schönen Stadtbildes. Er dachte an die Heimat. Als er zurückkehrte und daran ging, aus München eine schöne Stadt zu machen, hatte er dieses Ideal vor Augen. Er suchte es zu verwirklichen, als er neue Straßen, Plätze, ja ganze Stadtteile anlegte, griechische Tempel und Tore, byzantinische Kirchen und italische Paläste baute. Plastik und Malerei mußten helfen, diese Bauten zu schmücken. Insbesondere sollte die Plastik dazu dienen, die freien Plätze mit Denkmälern, Bildsäulen und Statuen zu bevölkern. Man dachte sich Bildwerke als Dekorationsgegenstände, die man nach Belieben hier und dort hinstellen könne. Auf den kreisrund angelegten Karolinenplatz stellte man einen Obelisken, vor das Hoftheater das Denkmal Max Josef I. und auf den Promenadeplatz eine ganze Reihe von Denkmälern. In der Maximiliansstraße stehen die Statuen berühmter Männer gleich zu beiden Seiten der Straße. Wo nur immer Platz war, setzte man eine Statue aus Erz oder eine Büste aus Marmor. Durch das häufige Zusammenarbeiten des Bildhauers und der Architekten entwickelte sich auch bald Gefühl und Verständnis für gewisse räumliche dekorative, selbst monumentale Wirkungen der Plastik, wie z. B. die Aufstellung der Bavaria auf der die ganze Wiese beherrschenden Anhöhe beweist. Schwanthaler zeigte oft sehr viel Geschick in der Anordnung oder vielmehr Ein- und Unterordnung der Skulptur in die Architektur. Man darf nur die Reliefs an den Propyläen, die Statuen auf der Freitreppe der Staatsbibliothek, die Figuren an der Glyptothek u. a. betrachten. Als Ganzes gesehen, stimmte freilich diese Plastik und Architektur mit dem damaligen

Münchner Stadtbilde nicht überein. An einen eigentlichen Anschluß an die heimische Bauweise war nicht zu denken. Dem vielgereisten Engländer Fergusson erschienen diese Bauten und Bildwerke als importierte Schmuckstücke und dem Altmünchner erschienen sie anfänglich so befremdlich wie antike Möbel und antikes Geräte in seiner bürgerlichen Stube.

Man kann eben doch nicht die Schößlinge einer alten Kultur, wie sie am Arno und am Tiber blühte, ohne weiteres in einen fremden Boden verpflanzen. Gut traf es Ludwig in einer Hinsicht. Er konnte seine umfangreichen Bauten und die vielen Bildwerke von einheimischen Kräften ausführen lassen. In den Werkstätten der Stukkateure, Holzbildhauer und Steinmetzen waren noch genug handwerkliche Überlieferungen lebendig. Aus den Gebirgsdörfern, dem bayerischen Allgäu und aus Tirol kamen immer wieder neue Kräfte hinzu, daher seine Bauten und Bildwerke doch gediegene handwerkliche Ausführung zeigen. Als Maximilian II. das Werk des Vaters fortsetzen wollte, waren alle diese Überlieferungen verloren gegangen. Anfang der 60er Jahre des vergangenen Jahrhunderts hatten die Bauleute, Bildhauer und Kunsthandwerker bereits alles wieder vergessen und nichts Neues hinzugelernt. Am besten erkennt man das in der herabgekommenen Technik.

Von Frankreich her kamen neue Kunstströmungen, die die Künstler verwirrten und ihnen den Boden der Tradition entzogen. Wie immer bei solchen Revolutionen wurde das Vorhergegangene gründlich verkannt und mißachtet, aber auch das Neue vielfach mißverstanden. So war es auch mit der Auffassung der Münchener Bildhauer vom Naturalismus. Sie wandten sich enthusiastisch dem neuen Evangelium zu, ohne dessen Bedeutung für ihre Kunst zu erkennen und zu würdigen. Der neue Typ war der Malerbildhauer. Ihre rein malerische Anschauung machte aber die Plastik für dekorative monumentale Aufgaben ungeeignet, wie schon aus einem genauen Vergleich z. B. der Liebigstatue von Wagmüller mit den Steinfiguren der Staatsbibliothek zu ersehen ist. Noch deutlicher tritt dies bei den modellierten Grabdenkmälern von Halbig auf dem südlichen Friedhofe in die Erscheinung. Lorenz Gedon war es zuerst, der aus diesen Wirren herausfand, die Spur entdeckte und auf den halb verschütteten Wegen der Tradition zu den alten Meistern gelangte.

Als der Mitschöpfer der Ausstellung 1876, die die Parole ‚Unserer Väter Werke' ausgegeben hatte, war er ein begeisterter Verehrer und Kenner alter Kunst. Er kannte bald jedes alte Schnitzwerk in den bayerischen und Tiroler Dorfkirchen, das Grabmal Kaiser Ludwigs des Bayern bewirkte bei ihm neue Offenbarungen; die Fassade der Michaelskirche wurde studiert, die Brunnen in den Höfen der Residenz betrachtet; auch die alten Figuren im Nymphenburger Parke kamen wieder zu Ehren. Die Bilderwelt der Renaissance, die Gestaltenfülle des süddeutschen Barock und die glänzende Welt des Rokoko feierten ihre Auferstehung. Die großartige Bautätigkeit Ludwig II. erwachte. Ludwig der Träumer, der bald für eine romanische, bald für eine gotische Burg, bald für ein Rokokoschloß und für ein neues Versailles schwärmte,

brauchte Kräfte wie Wagmüller, Gedon, Kramer u. a., die ebenso schnell auf seine Erfindungen und Pläne eingehen als sie ausführen konnten.

Lorenz Gedon erbaute die Schackgalerie, jenes reizende ‚Pfefferkuchenhäuschen', wie es die Fliegenden Blätter nannten. Die prächtig dekorierte Fassade enthält eine ganze Mustersammlung von Ziermotiven der Spätrenaissance. Nicht weniger reizvoll war die Dekoration am Barbarinohause am Marienplatz, in dem Gedon die Formensprache des Rokoko vollkommen beherrscht. Diese Vorbilder regten mächtig an. Im Fluge erstand eine neue dekorative Plastik, die den Formenschatz der alten Kunst ausbeutete und verschleuderte.

Der glücklich geführte Krieg von 1870/71 hatte viel Geld ins Land gebracht, die Geschäfte blühten auf, Sinn für Luxus und Schmuck erwachte und noch heute zeugen die mit Stukkaturen überladenen Häuser jener Zeit von dem parvenühaften Geschmack des Protzentums. Ließ einer sein Haus mit Bildhauerarbeiten schmücken, so wandte er sich an den Stukkateur, der ihm sein Musterbuch vorlegte und die Motive vorschlug. In sinnlosester Weise wurde nun die Architektur mit Muscheln, Guirlanden, Kartuschen, Festons, Kariatyden, Putten, Genien, Masken, Blumen, Bändern dekoriert und die Fassade mit den in Zement und Gips ausgeführten Stukkaturen beklebt. Wenn der Stukkateur einen Platz freiließ, bemalte ihn der Dekorationsmaler mit Spruchbändern oder altdeutschen Jungfrauen und biederen Landsknechten. O du schöne Zeit, wo der Stukkateur und Dekorationsmalergeselle viel Geld verdiente und bei der Arbeit fröhlich das Liedchen sang: ‚Zopf, Rokoko und Renaissance, das ist mir alles oans!'

Wohin war aber die plastische Kunst geraten? Sie illustrierte Geschichten, veranschaulichte Anekdoten und wetteiferte mit dem Panoptikum. Maison stellte eine Gruppe aus, die einen Neger auf einem störrischen Esel zeigt. Man lachte sich schief über diesen plastischen Witz. Das abgeschlagene Haupt eines Wilden mit blutrünstigem Gesicht auf einer langen Stange erregte wohliges Grausen. Aber wie köstlich war wiederum das Brunnenbuberl! Man konnte dabei an eine Illustration aus den Fliegenden Blättern denken, und es war doch alles echt aus gutem Marmor und aus gediegener Bronze. Die Ausstellungen waren noch der einzige Ort, wo man hie und da gute Skulpturen sah — allein und abgetrennt von aller Freude, wie eine Topfpflanze erschienen sie dort. Nicht lange mehr, und die Plastik sollte ihrem Nährboden zurückgegeben werden. Zunächst mußte sie freilich erst die allgemeine Zeitkrankheit, das fortwährende Experimentieren, Suchen, Probieren und Herumtasten glücklich überwinden, um zu gesunden. Die Gesundung mußte von Grund aus erfolgen, eher war keine Besserung zu erhoffen. Die Bildhauer hatten erst Modellieren gelernt; sie konnten, was sie sahen und fühlten, notdürftig in Ton ausdrücken, aber ein eigentliches plastisches Gestalten war ihnen fremd. Sie standen den Fragen der künstlerischen Gestaltung ratlos gegenüber, wußten nicht, wie innig Form und Ausdruck zusammenhängen. Man hatte das Wesen der Plastik, das in der Form liegt, noch nicht erkannt. Nun kam allerdings

einer, der mit sich und seiner Kunst vollständig im Klaren war, der genau wußte, was er wollte und was er konnte.

Die Wirkung, die von Hildebrands Werken auf der Münchener Ausstellung 1891 ausging, ist von großer Bedeutung für die fernere Entwicklung dieser Kunst in München gewesen. Von da ab beginnt der künstlerische Einfluß dieses großen Bildhauers. Alles Junge, Hoffnungsvolle und Werdende strömte hinzu und lernte. Die von Hildebrand zuerst dokumentierten Grundsätze einer plastischen Plastik, wie er sie in seinem Problem der Form niedergelegt hat, sind heute überall anerkannt. Auf der Akademie wird nicht nur ein intensives Studium nach der Natur, sondern auch eine direkte Unterweisung im freien Herausarbeiten in Stein gelehrt, vor allem aber darauf gedrungen, daß der junge Bildhauer plastisch sehen und empfinden lernt. Die Münchner Bildhauerschulen können als vorbildlich angesehen werden. Sie sind zur Zeit vielleicht die besten Lehrwerkstätten plastischer Kunst. Vor allem sind es des Meisters Werke selbst, die unendlich viele fruchtbare Anregungen vermitteln; zunächst einmal der Wittelsbacher Brunnen. Bisher hatte man bei der Lösung solcher Male nur das Gegenständliche vor Augen. Man besann sich immer zuerst auf das ‚Was'. War diese Frage durch Komitees, Auftraggeber oder Kunstverständige entschieden, konnte erst an die Ausführung des Denkmals gegangen werden; für das fertige Denkmal suchte man dann einen passenden Platz. Die Folge davon war, daß Denkmäler immer dahin zu stehen kamen, wo sie nie stehen sollten. Ganz anders verhält es sich beim Wittelsbacher Brunnen. Er ist seiner Anlage und Form nach an eine bestimmte Umgebung gebunden; er vergegenwärtigt eine gewisse räumliche Situation und verleiht dieser einen ausgesprochenen architektonischen Charakter. Tritt man aus dem Grün der Anlagen des Lenbachplatzes heraus, so erscheint die Silhouette des Brunnens als ein prächtiger Abschluß der Anlage gegen den freien Platz mit seinem vielgestaltigen Häuserbilde. Man orientiert sich auch von hier aus am besten. Vom Platze aus gesehen, erweist sich der Brunnen wiederum als ein fester Punkt, als ein monumentaler Abschluß der Anlage, deren natürliche Bodenbildung in dem terrassenartigen Aufbau des Brunnens zur Geltung kommt. Der Brunnen scheint aus dem Hügel herausgewachsen zu sein. Tritt man näher hinzu, erfreut er das Auge durch die Fülle herrlicher Bilder: rätselhafte menschliche Gesichter, die mit erstaunten Augen hinter den Wasserschleiern hervorblicken, herrliche Steingruppen von Mensch und Tier, Fische, Krebse und anderes Getier, das im Wasser kreucht, schwimmt und lebt, dazu das mannigfache Spiel des Wassers, das aus den beiden Schalen herabstürzt, aus Felsen hervorsprudelt und in immerwährender Bewegung wallet, wogt, rinnt und fließt, sprudelt und schäumt.

Beim Wittelsbacher Brunnen entwickelt sich, seiner ganzen Anlage gemäß, alles nach außen, seine Schönheit entfaltet sich auf breiter Basis auf dem weiten Platze zu herrlicher Schau. Ganz anders ist der Hubertusbrunnen er-

dacht; er ist mehr auf konzentriertere Raumwirkung hin geschaffen; die Kunst entfaltet hier im Innenraum ihre feinsten Reize. Freilich spielt das reizvolle Tempelchen auf der Terrasse vor dem Nationalmuseum auch eine bestimmte Rolle in der räumlichen Ausgestaltung der Prinz-Regentenstraße. Neben dem großen Bau liegt es heimlich versteckt zwischen Bäumen. Sein Kuppeldach mit dem Bilde des Hubertus als Abschluß, erscheint als eine das Auge erfreuende Silhouette. Der Bau bildet eine wirkungsvolle Etappe in der Abstufung der Massen vom Museum zur Terrasse und zum Straßenniveau. Aber das Köstlichste ist doch das Innere, der vielgestaltige gewölbte Innenraum mit seinen Lichteffekten, seiner entzückenden Brunnenanlage, seinen lauschigen Nischen und den wie mit Filigran übersponnenen Toren. Eine der Nischen des Hubertustempels schmückt die jugendliche Gestalt eines Jägers mit dem Bogen. Wenn erst einmal jede der Nischen eine solche Figur enthält, wird das Ganze wie ein kostbares architektonisch plastisches Kunstwerk gleich einem herrlichen Schatzkästlein im Rahmen des Münchner Stadtbildes an der Prinzregentenstraße erscheinen und wie das Tempelchen im Hofgarten, die Marienſäule, die schönen Brunnen und die reiche Kapelle in der Residenz, oder die Amalienburg im Nymphenburger Hofgarten zu den Perlen Münchens gezählt werden. Die Plastik tritt hier im innigsten Zusammenhang mit der Architektur als eine bewußt raumgestaltende und raumschmückende Kunst auf.

Nach dieser Richtung hin hat sie sich in den letzten zehn Jahren immer mehr entwickelt und entfaltet. Reges Leben herrscht auf den Bauplätzen und in den Werkstätten der Steinmetzen, Steinbildhauer, Stukkateure, Holzbildhauer und Bronzegießer. Auf hohen Gerüsten sind Meister und Gesellen tätig, wie einstmals bei den Kirchenbauten des Mittelalters, Figuren, Tierbilder, Ornamente aus dem Baustoff, Kalkstein oder dem hier so beliebten Muschelkalk herauszumeißeln. Man beachte nur die schönen reichgeschmückten Portale der Schulhäuser, Kirchen etc., welche Fülle von Gestalten quellen aus dem Stein, immer im direkten Zusammenhange mit den organischen Gliedern der Architektur gedacht — nicht zuviel und nicht zu wenig und jedes Ding an seinem Platz. Architekten wie Theodor Fischer, mit einem feinen Verständnis für die Bedingungen, Wirkungen und Ausdrucksweisen der plastischen Kunst begabt, haben einen segensreichen Einfluß ausgeübt. Am besten lernt man diese neue tektonische Plastik an unseren Brunnen und Brücken kennen. Man kann sagen, München ist die Stadt der schönen Brunnen. Wie köstlich ist es für das Auge, auf den Wanderungen durch die Stadt am Wege, auf stillen Plätzen, an Straßenkreuzungen, im Grün der Anlagen, in lauschigen Winkeln, im Schatten hochgibeliger Häuser ein hübsches Zierbrünnlein zu entdecken. Gar mannigfach und vielgestaltig ist die Form dieser Brunnen. Die Bildhauer Düll und Petzold stellten auf einen von Häuser engumschlossenen Platz eine steinerne Säule, bekrönt von der Gruppe Rotkäppchen und Wolf. Aus Bronze gebildete Wolfsköpfe senden kühle Wasserstrahlen in das steinerne Becken und rings um den Brunnentrog läuft ein aus Schmiedeisen ausgeführtes Gitter, das in einfachen Bildern die

ganze Geschichte erzählt. Von Pruska rührt das Brünnlein an der großen Mauer, welche die St. Annakirche umgibt, her. Im Schatten der Kastanien sprudelt, quillt und rauscht das Wasser immer fort und fließt von Schale zu Schale in das Sammelbecken zu dem tiefen Grund der Brunnenstube, zu der man auf steinernen Stufen herniedersteigt. Das Brünnlein ist eine beliebte Einkehr all der Vögel, die in den Bäumen um die Kirche hausen. Reizend anzusehen ist es, wenn ein solch kleines Vöglein auf dem Rand der Schale sitzt und von dem Wasser nippt. Ein anderes Bild bietet der säulengetragene Brunnen in der Au mit seinem reichen bildnerischen Schmuck, den Theodor Fischer im Verein mit Bildhauer Floßmann gestaltet hat. Wieder anders erscheint dem Auge die einfache Brunnensäule mit dem steinernen Bilde des heiligen Martin von Bildhauer Bradl. Er steht an der Heerstraße, damit die Fuhrleute in der heißen Sommersonne ihren Pferden einen frischen Trunk geben können. Am Abend sieht man auch schwätzende Mägde beim Brünnlein stehen oder Kinder, die sich im fröhlichen Spiel darum tummeln. Bis ins Weichbild der Stadt, bis hart an die Grenzen, wo die Stadt aufhört und das Land beginnt, ist noch etwas von dem Wirken dieser künstlerischen Kultur zu verspüren.

Großzügigen Ausdruck hat es in der künstlerischen Ausschmückung der neuen Isarbrücken gefunden. Beim Eintritt der Isar in die Stadtgemeinde steht die formenschöne aus gewaltigen Steinmassen aufgetürmte Wittelsbacherbrücke und darüber erhebt sich auf einem in kräftig geschwungener Linie in die Höhe geführten Steinpfeiler das Reiterstandbild eines wehrhaften Ritters. Kühn und trotzig wie das Bollwerk der Brücke ragt diese Statue in die Lüfte, ein weithin sichtbares Gegenstandsbild, ein Denkmal und Wahrzeichen der Stadt. Wrba und Fischer haben hier den bildnerischen Schmuck auf einen einzigen wirksamen Punkt konzentriert. Bei der Corneliusbrücke ist er auf die verschiedenen Brückenpfeiler verteilt. Wasserzentauren, Tritonen, die das Muschelhorn blasen, Nixlein, die mit den Fischen um die Wette schwimmen und andere mythische Gestalten des feuchten Elements ergötzen das Auge des an ihnen vorübersegelnden Fährmannes und Flößers. Die Prinz-Regentenbrücke enthält eine nicht weniger reiche plastische Ausstattung. Die Plastik tritt hier sogar neben der Architektur dominierend hervor. Vier mächtige Steinfiguren lagern auf den gewaltigen Stützmauern zur Seite der Brücke. Die in ruhig liegender Stellung dargestellten Figuren sind der klarste Ausdruck der Stärke, Festigkeit und unerschütterlichen Ruhe dieser Halt- und Stützpunkte des hochgeschwungenen pfeilerlosen Brückenbogens. Es sind tektonisch plastische Gebilde von großer Schönheit und in ihrer Ruhe und Einheit von wahrhaft monumentaler Wirkung. Erwin Kurz hat eine anmutige Frauengestalt geschaffen, deren weiche flüssige Linien einen so angenehmen Kontrast zu der Staffage und der herben Strenge der architektonischen Umgebung bilden. Ein Bild männlicher Tätigkeit und Kraft zeigt das Gegenüber, die jugendkräftige Gestalt eines Fischers, von Balthasar Schmitt. Es ist immer eine Frauengestalt einer männlichen Figur gegenübergestellt. An der Max-Josefbrücke beim Übergang vom englischen Garten nach Bogenhausen ist

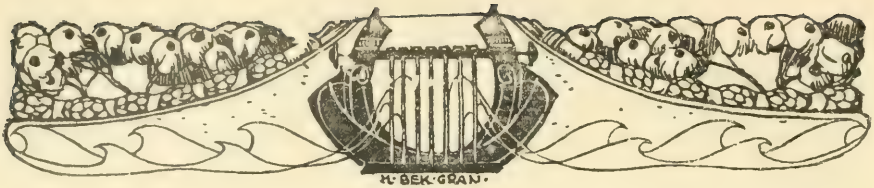
Architekten Hellmann und Littmann.

Kaufhaus Oberpollinger.

Hoch Land

die Plastik noch inniger mit der Architektur verschwistert. Sie schmückt und verziert die einzelnen Bauglieder und bildet selbst einen Teil der Architektur. Die ornamentalen und figürlichen Darstellungen weisen auf die umgebende Natur hin. Da sitzt z. B. ein Häschen im Kohl, dort freut sich ein Fisch seines Daseins im feuchten Element; eine Windmühle ist in einer Landschaft dargestellt und ein Adler streicht durch die Luft. Auf die uralten Beziehungen des Menschen zum Feuer weist der kräftig männliche Körper des von Max Heilmaier geformten Prometheus hin; das Wasser wird durch den fidelen alten Neck, der ein schüchternes Nixlein auf seinem breiten Rücken über den Strom trägt, versinnbildet. Dieser fischflossige breitmaulige Gesell könnte ganz gut in der Isar hausen. In allen Formen und Bildern redet es von der umgebenden Natur, von dem Fluß, von seiner Bergheimat, von der Stadt und von den Menschen darin. Wer könnte alles erzählen, was die Isar rauscht? Wie schön, wenn die Türme der Stadt im Morgensonnenstrahl erglänzen, der leichtbeschwingte Genius der Friedenssäule auf der Gasteighöhe golden erglüht, der stolze Bau des neuen Nationalmuseums, das Maximilaneum herübergrüßen; alles, was Kunst und Natur zu einem einzigen, unnachahmlichen Bilde zusammengebaut und geschaffen haben, liegt im duftigen Schimmer und blendenden Glanze vor dem erstaunten Auge da, ein Überfluß, ein Reichtum, eine Herrlichkeit ohne gleichen. Es hat sich also doch erfüllt, was Ludwig I. erstrebt und gewollt hat: München ist eine der schönsten Städte Deutschlands geworden und spricht man von den Künsten, die es so herrlich schmücken, so darf die Plastik nicht zuletzt genannt werden.

Düll und Pezold sc.



München als Musikstadt 1872—1908.

Von

Rudolf Louis.

Wie wohl in jeder Residenzstadt war auch in München die Pflege der öffentlichen Musikausübung zunächst fast ausschließlich Sache des Hofes. Die beiden überragenden Höhepunkte der Münchner Musikgeschichte: jene Blüteperiode, da ein Orlando di Lasso an der Spitze der Hofkapelle stand, und jene andere glänzende Zeit, da die Münchner Oper in dem Kampf um die Anerkennung des Wagnerschen Musikdramas den deutschen Bühnen voranschritt, — sie sind einzig und allein dem Kunstsinn und der Munifizenz der bayrischen Fürsten zu danken. Es ist ein unvergänglicher Ruhm der Wittelsbacher, daß sie — und zumal im Laufe des 19. Jahrhunderts — mehr als irgend ein anderes deutsches Fürstengeschlecht für die ästhetische Kultur unseres Volkes geleistet haben, wobei eine sinnvolle Fügung es so gewollt hat, daß die aufeinanderfolgenden Könige Ludwig I., Maximilian II. und Ludwig II. mit ihrem kunst- und kulturfördernden Wirken sich insofern aufs harmonischste ergänzten, als das Mäzenatentum des ersten Ludwig vorzugsweise den bildenden Künsten zugute kam, während von seinen beiden Nachfolgern der eine vor allem für Literatur und Wissenschaft, der andere für die Musik, speziell für die Oper von Bedeutung wurde.*

Unmittelbar nach dem deutsch-französischen Kriege war München eine Stadt von knapp 170000 Einwohnern, also der Bevölkerungszahl nach eine Stadt, wie sie heute etwa Mannheim ist. Inzwischen hat sich diese Zahl gut verdreifacht, ist also innerhalb von 37 Jahren fast ebenso rasch angewachsen wie Berlin, das im gleichen Zeitraum von 826000 auf die 3 Millionen gestiegen ist, von denen es heute wohl kaum mehr weit entfernt sein dürfte. Für das Kunstleben, in Sonderheit für die Musikpflege einer Residenzstadt bedeutet das Anwachsen zur Großstadt nichts anderes als die Notwendigkeit, sich in immer weitergehendem Maße vom Hofe zu emanzipieren. Ein

---

* Die vortrefflichen Betrachtungen, die Theodor Goering in seinem schönen Buche: ‚Dreißig Jahre München' (München 1904, C. H. Beckscher Verlag) der Musik gewidmet hat (Kapitel X und XIII vor allem), haben mir bei der Abfassung meiner kleinen Arbeit in erster Linie als Quelle und Wegweiser gedient.

Fürstengeschlecht kann noch so fruchtbar sein in der Hervorbringung von Mäzenaten und diese mögen sich als solche noch so freigebig betätigen: wenn die Einwohnerzahl der Residenz die erste Viertelmillion einmal wesentlich überschritten hat, dann kann das, was der Hof leistet, zwar gewiß noch immer ein sehr wichtiger Faktor im Musikleben der angehenden Großstadt bleiben, aber daß die Fürsorge des Hofes auch weiterhin der einzige ernstlich in Betracht kommende Faktor der Musikpflege sei, daß man immerfort noch alles, was not tut, ausschließlich vom Hofe erwartete, das geht nun nicht mehr an.

Die jetzt notwendig werdende Ergänzung der höfischen Musikpflege kann in verschiedener Weise eintreten: das Geschäft des Privatunternehmers, kommunale Leistungen, gemeinnützige Vereinstätigkeit, bürgerliches Mäzenatentum können entweder einzeln oder vereinigt den Versuch machen, das Mehr an musikalischen Bedürfnissen zu befriedigen, für das die Fürsorge des Hofes allein nicht mehr aufzukommen vermag. Das Ideal einer großstädtischen Musikpflege wäre zweifellos in der möglichst vollkommenen Organisation eines harmonischen Nebeneinander- und Zusammenwirkens aller dieser Kräfte zu erblicken, dergestalt, daß eine jede von ihnen an dem ihr natürlicherweise zukommenden Platze das zu leisten hätte, wozu gerade sie besonders tauglich ist. Für unsere Münchner Verhältnisse ist es nun bezeichnend, daß es nicht nur an dieser Organisation vollkommen gefehlt hat, sondern daß auch jene Einzelfaktoren selbst zum Teil in ganz betrübender Weise versagt haben. Und so konnte es kommen, daß der Übergang von der ausschließlich höfischen zur großstädtisch organisierten Musikpflege sich in München bei weitem nicht so glatt vollzog wie etwa in Berlin, und daß namentlich an einer wichtigsten Stelle, in dem für die Pflege der symphonischen Konzertmusik in erster Linie in Betracht kommenden Institut sich allmählich Zustände herausbildeten, deren Unhaltbarkeit eine kurzsichtige Vogel Strauß-Politik nur allzulange der Allgemeinheit gegenüber zu verschleiern suchte, bis endlich eine lange latent gebliebene Krise zu der Katastrophe führte, die der Musikstadt München in diesem Winter zu einer so traurigen Berühmtheit verholfen hat. —

Im Jahre 1872 kam der Mann nach München, der das Musikleben der Stadt ein Vierteljahrhundert lang geführt und beherrscht hat: Hermann Levi (1839—1900). Anfangs hatte er noch den namentlich um die Pflege des Chorgesangs in München hochverdienten Franz Wüllner (zunächst auch im Theater) neben sich, bis dieser ihm immer mehr Feld einräumen mußte und schließlich (1877) nach Dresden abging. In der Oper kam das Wirken Levis vor allem dem Meister zugute, für dessen Kunst unter allen deutschen Bühnen das Münchner Hoftheater seit dem Regierungsantritte König Ludwigs II. die vorzüglichste Pflegestätte geworden war: Richard Wagner; — und auch im Andenken der Nachwelt lebt Levi vor allem als Wagnerdirigent. Aber niemals ist er — zum Segen der ihm unterstellten künstlerischen Institute — in dem Sinne Wagnerianer gewesen, daß er irgendwie in die Einseitigkeit des fanatisch bornierten Parteigängers verfallen wäre. Dazu war

er ein viel zu unbefangener und vielseitig gebildeter Geist; und so stand die Pflege des Wagnerschen Musikdramas, wie billig, zwar im Mittelpunkte seiner Operntätigkeit, aber sie nahm nicht den Raum weg für alles andere, dessen Berücksichtigung außerdem noch notwendig oder erwünscht war, — eine Gefahr, die man späterhin nicht immer in gleich glücklicher Weise hat vermeiden können.

Die wichtigsten Wagner-Daten der Münchner Hofoper sind: 1865 Uraufführung von ‚Tristan und Isolde', 1868 die der ‚Meistersinger' (beide unter Bülow), 1869 ‚Rheingold', 1870 ‚Walküre' (einzige Aufführungen vor den Bayreuther Festspielen des Jahres 1876, — beide unter Wüllner), 1878 der ‚Ring des Nibelungen' (erste Gesamtaufführung außerhalb von Bayreuth, unter Levi), 1888 Uraufführung der ‚Feen'. Von anderen Meistern, für deren Bühnenwerke die von Levi geleiteten Münchner Hofoper besonders bedeutungsvoll geworden ist, seien Robert Schumann (Musik zu Byrons ‚Manfred'), Peter Cornelius (‚Barbier von Bagdad', ‚Cid'), Hektor Berlioz (‚Benevenuto Cellini', ‚Die Trojaner'), Verdi (erste deutsche Aufführung des ‚Othello') genannt. Vor allem aber war es Mozart, der größte musikdramatische Genius der vorwagnerschen Zeit, dessen Werken man in Rahmen des für die Rokokooper so ideal geeigneten Münchner Residenztheaters eine weithin berühmt gewordene Heimstätte schuf. Levi, der nicht nur als Dirigent, sondern auch als Übersetzer und Bearbeiter sein reiches Wissen und Können in den Dienst der Münchner Mozartpflege gestellt hatte, leitete selbst noch den neueinstudierten ‚Figaro' (1895). In den folgenden Jahren schlossen sich an: ‚Don Giovanni' (1896), ‚Entführung', ‚Cosi fan tutte' (beide 1897), ‚Zauberflöte' (1898 im Hoftheater), dirigiert von dem 1894 nach München berufenen Richard Strauß.

Hatte sich Levi in den Ruhm für das auf dem Gebiete der Oper Geleistete mit den beiden Intendanten zu teilen, die während seiner Kapellmeistertätigkeit die königlichen Bühnen leiteten (Karl von Perfall 1867—1893, Ernst von Possart 1893—1905), so ist die künstlerische Höhe, auf der sich die Konzertleistungen des Hoforchesters damals befanden, ausschließlich sein Verdienst. Das Hoforchester bildet zum Zweck der Veranstaltung von Konzerten eine privatgenossenschaftliche Vereinigung, die den altitalienischen Renaissance-Namen ‚Akademie' führt. Diese ‚Musikalische Akademie' gibt im Laufe des Winters 10 Konzerte, 8 im Abonnement und 2 außer Abonnement (die letzteren jeweils am Allerheiligentage und am Palmsonntag). Die Abonnementskonzerte sind in der Hauptsache der symphonischen Musik gewidmet, mit ausschließlicher Hinzuziehung von einheimischen (meist dem Hoftheater, dem Orchester selbst oder auch der ‚Akademie der Tonkunst' — dem Konservatorium — angehörigen) Solisten. Die beiden Konzerte außer Abonnement bringen größere Choraufführungen, Oratorien und dergleichen, das Palmsonntagskonzert in letzter Zeit fast regelmäßig die Bachsche Matthäuspassion. Diese zehn Konzerte waren bis zum Jahre 1893 die einzigen öffentlichen Veranstaltungen Münchens, die der Pflege künstlerisch ernster Orchestermusik ge-

widmet waren. Levi leitete sie ausschließlich, bis zunehmende Kränklichkeit ihn zwang, zunächst einmal seine Tätigkeit als Konzertdirigent einzuschränken. Das geschah 1888. 1892/93 war die letzte Saison der Akademiekonzerte unter seiner Direktion.

Im Konzertsaal muß Levi nach dem, was ihm nachgerühmt wird, vor allem ein ganz unvergleichlicher Beethoveninterpret gewesen sein. Im übrigen scheint er — übrigens ohne ausgesprochene Einseitigkeit — auch als Konzertdirigent die musikalische ‚Weltanschauung' (wenn ich so sagen darf) vertreten zu haben, die den ästhetischen Ansichten des reifen und abgeklärten Wagner entsprach. Wenn man ihm ein Versäumnis vorwerfen darf, so ist es vielleicht das, daß schon er der auffälligen Vernachlässigung der Brahmsschen Kunst sich schuldig machte, die solange Zeit eine wenig rühmliche Besonderheit des Münchner Konzertlebens war, ja bis zu einem gewissen Grade heute noch ist.

So lange Levi an der Spitze der Hofmusik stand, ging alles vortrefflich. Die Macht seiner Persönlichkeit verbürgte die Einhaltung eines hohen künstlerischen Niveaus überall da, wo er zu leiten und zu befehlen hatte. Aber wie so manch anderer, der in gleicher Weise vom Bewußtsein seiner persönlichen Kraft durchdrungen ist, verstand auch er es nicht, die künstlerischen Erfolge, die er in so überreichem Maße errang, zu ‚kapitalisieren'. Obgleich seine künstlerischen ‚Einkünfte' glänzend waren, versäumte er die Anlegung eines ausreichenden ‚Reservefonds', und so geschah es, daß sofort nach seinem Rücktritt — oder genauer gesagt: schon vorher, als mit beginnender Krankheit seine Spannkraft nachzulassen anfing —, daß da sofort ein derartig rapider Verfall, ein so unaufhaltsamer Niedergang der ihm unterstellt gewesenen Institute einzusetzen begann, wie man ihn im unmittelbaren Anschluß an eine unbestrittene Hochblüte niemals hätte erwarten sollen.

Als Possart im Jahre 1893 die Leitung des Hoftheaters übernahm, blieb ein gewisser Glanz der Oper wenigstens äußerlich noch gewahrt. Die sommerlichen Wagner-Festspiele des Jahres 1893 waren freilich mehr für die Münchner Fremdenindustrie als für die Kunst ein bedeutsames Ereignis. Aber die nach Bayreuther Vorbild gestalteten Neuinszenierungen von ‚Tannhäuser' (1893) und ‚Lohengrin' (1894), denen später ‚Rienzi' nachfolgte, waren wirklich verdienstlich. Von den mit 1895 einsetzenden Mozartaufführungen habe ich schon gesprochen. Aber so hoch man all das einschätzen mag — und es wird niemand einfallen, die Verdienste, die sich der Bühnenleiter Possart gerade um die Oper erworben hat, bestreiten zu wollen — ein Zurückstauen des hereinbrechenden Niedergangs mußte schon daran scheitern, daß man sich sieben Jahre lang nicht dazu entschließen konnte, einen wirklichen Ersatz für Levi in der musikalischen Oberleitung des Theaters zu schaffen. Im Jahre 1894 hatte dieser seine Tätigkeit an der Oper wesentlich eingeschränkt, 1896 war er ganz zurückgetreten, — und bis 1901, bis zum Amtsantritt Hermann Zumpes, dauerte die ‚generalmusikdirektorlose, die schreckliche Zeit'. Eine

Berufung Felix Weingartners, die schon so gut wie perfekt war, wurde durch unkontrollierbare Einflüsse in letzter Stunde vereitelt (1894), und in ähnlicher Weise erging es mit der Aussicht, Felix Mottl schon 1898 für München gewinnen zu können. Richard Strauß verzog 1898 nach Berlin, — ein mehr noch für das allgemeine Musikleben als speziell für die Oper schlechthin unersetzlicher Verlust. Seiner Mitwirkung bei der Münchner Mozart-Renaissance wurde schon gedacht.

Die schon von vornherein als gewagte Experimente sich kundgebenden Versuche mit Max Erdmannsdörfer und Bernhard Stavenhagen mißglückten vollständig, der eine, bevor er eigentlich recht begonnen hatte, der andere nach kurzer Dauer, und auch die Erwartungen derer, die da meinten, daß der seit sieben Jahren an zweiter Stelle wirkende, musikalisch hochbegabte Franz Fischer sich soweit noch aufraffen könne, um das Erbe Levis anzutreten, wollten sich in keiner Weise erfüllen. Im Jahre 1900 starben kurz nacheinander Heinrich Vogl, der gefeierte Bühnensänger, und Hermann Levi, der geniale Musikdirigent; es war das Jahr, in dem die Münchner Hofoper ihren tiefsten künstlerischen Stand erreicht hatte! —

Der Umschwung erfolgte mit der Berufung Hermann Zumpes, der im Mai 1901 an der Hofoper eintrat. Am 20. August desselben Jahres wurde das Prinzregententheater eröffnet, und wenn die drei Festspielzyklen, die dort unter Zumpes musikalischer Oberleitung stattfanden, schon von Anfang an auf einem so ganz anderen Niveau standen als die sommerlichen Wagneraufführungen von 1893 und den folgenden Jahren, überdies auch die ernsthafte Tendenz zeigten, sich in fortschreitendem Maße zu vervollkommnen, so war das in musikalischer Hinsicht das ausschließliche Verdienst Hermann Zumpes, in dem man nun endlich den richtigen Mann gefunden zu haben schien. — Da wollte es ein tragisches Geschick, daß der Tod plötzlich ein Wirken beendete, das die volle Garantie für ein erneutes Aufblühen der Hofoper und der übrigen vom Hofe unterhaltenen musikalischen Einrichtungen zu gewähren schien: Zumpe starb am 4. September 1903, noch ehe er den Festspielzyklus dieses Jahres ganz hatte zu Ende führen können. —

Man war Zumpe in München mit den allerhöchsten Erwartungen entgegengekommen und das, was er in dem kurzen Zeitraum von nicht ganz drei Jahren geleistet, schien diesen Erwartungen recht zu geben. Ob aber dieser in raschem Anlauf genommene Aufschwung angehalten hätte? Ob nicht recht bald ein Rückschlag eingetreten wäre und ob nicht, gerade herausgesagt, Zumpes plötzlicher Tod ihm selbst und uns eine Enttäuschung erspart hat? — Man braucht noch gar kein Schwarzseher zu sein, um gelegentlich auf solche Gedanken zu kommen. Man braucht sich nur mit nüchternem Blick den weiteren Verlauf der Dinge zu vergegenwärtigen. Überraschend schnell wurde für Zumpe Ersatz geschaffen. Das gleiche Jahr, das uns Zumpe raubte, gab uns in Felix Mottl den Nachfolger, der unter allen zur Wahl stehenden ganz zweifellos die bedeutendste Persönlichkeit war und wohl auch seinen Vorgänger

als wahrhaft geniale Dirigenten- und Interpretenindividualität weit überragt. Im übrigen kann man sich kaum schärfer ausgesprochene Gegensätze denken als Zumpe und Mottl. Jener ein energischer Kämpfer und Ringer, getragen vom schwerblütigen Pathos eines tiefen und echten Idealismus, obwohl in Wesen und Wandel nicht ganz frei von Affektiertheit und Pose, ein unermüdlicher, aber auch etwas mühsamer Arbeiter, dem es nicht gegeben war, sich selbst oder anderen etwas leicht zu machen. Mottl dagegen eine wahre Siegfriedsnatur, sonnig, heiter und hell, leicht beschwingt und von einer wunderbaren Elastizität, einer, dem nichts schwer fällt, und der es versteht, für alle, die unter den Bann seines Zauberstabes treten, jedwede Mühe in freudiges Spiel zu wandeln, einer, der alles leicht nehmen darf, weil er weiß, daß er alles kann und daß ihm der leichte Sinn niemals zum Leichtsinn wird, ein Mensch, für den es in keinem Sinne etwas Schweres gibt und der doch künstlerisch und moralisch jenen Tiefgang besitzt, ohne den sich keiner ungestraft auf die Meereswogen der Kunst und des Lebens hinauswagen darf. Einer, der ganz schlicht und ohne jede Ziererei alles, was er tut, rein um der Sache willen tut, auch ein Arbeiter, dessen Fleiß dem seines Vorgängers nichts nachgibt, aber einer, dessen Arbeit man weniger den Schweiß und die Anstrengung anmerkt, ein Bevorzugter auch schon deshalb, weil er es vermocht hat, die unmittelbare kindliche Freude an schöner Musik, die gerade dem Berufsmusiker mit der Zeit so leicht verloren geht, sich in einem Maße zu bewahren wie kaum ein zweiter unter seinen berühmten Kapellmeisterkollegen.

Und dieser gottbegnadete Künstler —, was hat er an den Stellen erreicht, zu deren Leitung er berufen wurde? Klipp und klar herausgesagt: als Dirigent der Akademiekonzerte vieles, wenn nicht alles, was billigerweise erwartet werden konnte, als Direktor der ‚Akademie der Tonkunst' manches, aus dem optimistisch Gesinnte die schönsten Hoffnungen zu schöpfen vermögen, als Operndirektor nichts oder so gut wie nichts. — Auch die Akademiekonzerte waren von dem Niveau, auf dem sie unter Levi gestanden, rasch herabgesunken. Franz Fischer, Richard Strauß, Max Erdmannsdörfer, Bernhard Stavenhagen — keiner vermochte es, dem Schlendrian Einhalt zu tun, der sich wohl schon zu Levis Zeiten allmählich eingeschlichen hatte, bis zu seinem Abgang aber mehr oder minder latent geblieben war. Man darf gewiß nicht behaupten, daß keiner von diesen Männern als Künstler und als Persönlichkeit imstande gewesen wäre, unter günstigeren Verhältnissen Ersprießliches zu leisten. Aber zur Überwindung jener mißlichen Verhältnisse war keiner stark genug. Zumpe war der erste, dem dies gelang; und auf dem von ihm gelegten Grunde hat Mottl mit glänzendem Gelingen weitergearbeitet. Die Akademiekonzerte sind heute wieder auf der Höhe, die sie eigentlich niemals hätten verlassen dürfen, und wenn auch ein nicht mehr zu übersteigender Gipfel keineswegs schon erreicht ist, so soll uns das nicht die Freude und Genugtuung über das endlich Erreichte trüben. Wohl aber darf gesagt werden, was die Konzert-Leistungen des Hoforchesters auch unter Mottl noch zu wünschen übrig

lassen. Zunächst wäre in der Aufstellung der Programme mehr Einheitlichkeit, Zielbewußsein und vor allem auch eine weitergehende Berücksichtigung wertvoller Neuheiten zu verlangen. Dann kann es aber auch dem kritisch Veranlagten und Geschulten nicht entgehen, daß unser Hoforchester nach seiner gegenwärtigen Zusammensetzung in mehr als einer Hinsicht dem Ideale eines Orchesters allererstен Ranges nicht entspricht, daß wir das, was z. B. Dresden oder Wien an seinen Hoforchestern besitzt, hier auch entfernt nicht haben. Daß wir es haben könnten, ist ebensowenig eine Frage, wie daß wir es haben sollten, und darum wäre hier für Mottl noch ein schönes, wenn auch schwieriges Stück Reorganisationsarbeit zu leisten. —

Die Oper hat an Mottl einen genialen Theaterdirigenten gewonnen, mehr nicht. Nun ist das, wenn man billig sein will, freilich schon sehr viel, aber bei weitem nicht das, was man von Mottl erwartet hatte. Als Organisator, als Hofoperndirektor — und seit einiger Zeit führt er ja auch offiziell den Titel dieser Funktion — ist er so ziemlich alles schuldig geblieben, was von ihm erhofft wurde. Wer gerecht urteilen will, wird freilich bedenken müssen, daß Mottl vor eine ganz ungewöhnlich schwierige Aufgabe zu stehen kam, viel schwieriger, als sie vordem Zumpe zugefallen war. Diesem war man schon dankbar, als er die ersten lenzverkündenden Schwalben emporflattern ließ, von Mottl verlangt man, daß er den lange ersehnten Frühling nun wirklich heraufbringe. Das Erbe, das die Ära Possart hinterlassen hat: ein ungenügendes, auch den bescheidensten Anforderungen nicht entsprechendes Sängerpersonal, unmögliche, die tollste Urlaubswirtschaft begünstigende Verträge, allenthalben gelockerte Disziplin, — es war derart, daß schnelle Abhilfe, ein rasches Emporsteigen auf der von Zumpe inaugurierten aufwärts führenden Bahn überhaupt unmöglich war. Dazu kommt dann noch, daß Zumpe in Possart einen Intendanten über (oder neben) sich hatte, der — man möge sonst über ihn denken, wie man wolle — zum wenigsten über ein imponierendes Maß von Bühnenkenntnis und Erfahrung verfügte, während dem jetzigen obersten Leiter der Hofbühne außer einem gewiß nicht zu bestreitenden guten Willen kaum eine positiv zu dem ihm übertragenen Amte befähigende Eigenschaft nachzurühmen ist. Die — und zumal für die heutigen Verhältnisse — ganz mangelhafte Dotierung der Hoftheater ist ein weiteres Hindernis, und daß die skandalösen Angriffe auf seine persönliche Ehre, die Mottl in München zu erdulden gehabt hat, nicht gerade geeignet waren, die Freude an seiner Münchner Tätigkeit zu erhöhen, ist nur allzu wohl begreiflich. — —

Uneingedenk des Spruches: Qui trop embrasse, mal étreint hat Mottl zu allen seinen Münchner und auswärtigen Verpflichtungen nun auch noch die artistische Direktion der Akademie der Tonkunst übernommen. (Administrativer Direktor ist Hans Bußmeyer). Diese staatliche Anstalt hatte sich trotz ihrer Rangerhöhung von der simpeln ‚Königlichen Musikschule‘ zur ‚Akademie‘ in den letzten Jahrzehnten, und namentlich seitdem ihre bedeutendste ältere Lehrkraft, der 1901 gestorbene Josef

Hans Grässel Architekt

Westlicher Friedhof zu München.

Brunnen an der Terrasse

Rheinberger, allmählich invalide geworden war, nicht eben aufwärts entwickelt. Durch zahlreiche, zum Teil sehr glückliche Berufungen auswärtiger Lehrkräfte hatte dann Bernhard Stavenhagen, der 1901 Direktor wurde, einen etwas frischeren Zug in den Betrieb der Anstalt gebracht. Daß sein Direktorium nur bis 1904 währte, daran ist er gewiß nicht unschuldig gewesen, aber ebensowenig darf geleugnet werden, daß er etwas zu wege gebracht und einen Grund gelegt hat, auf dem dann Mottl weiterbauen konnte. Sowenig wie in der Oper ist Mottl in der Akademie als Revolutionär oder auch nur als radikaler Reformator aufgetreten. Hier wie dort wählte er den Weg der kleinen Mittel. Manches ist ihm schon zu verdanken, und es hat den Anschein, als ob er langsam, aber stetig vorwärts schreiten wolle. Von seinen Lehrerberufungen seien die Friedrich Klose's für Harmonielehre und Kontrapunkt und die von Felix Kraus für Gesang als besonders bedeutungsvoll genannt. — Wenn aber so gern und mit einer gewissen Berechtigung von einer Münchner Komponistenschule geredet wird, so ist das Verdienst, daß es eine solche gibt — wenn es ein Verdienst ist — nicht der Akademie zuzuschreiben, sondern in erster Linie der Privatlehrtätigkeit des 1907 so jäh dahingeschiedenen Ludwig Thuille, der für den Mangel an einer wirklich befriedigenden Lehrtätigkeit an der Akademie sich privatim schadlos zu halten wußte. Um ihn und um den seit Anfang der 90er Jahre in München lebenden Max Schillings scharte sich der Kreis jüngerer Musiker, die man gewöhnlich als Angehörige der Münchner Schule anspricht.

* * *

Der Mann, der den ersten entschiedenen und entscheidenden Schritt zur Emanzipation des Münchner Musiklebens von der Hofmusik tat, war Dr. Franz Kaim. Nichts von dem, was später vorfiel, kann das Verdienst auslöschen oder auch nur wesentlich schmälern, das er sich um die werdende musikalische Großstadt München erwarb. Man mag ja wohl der Eventualbetrachtung nachhängen, wie ganz anders, schöner und besser alles hätte werden können, wenn der Mann, der München ein zweites Orchester gab, geschäftlich, künstlerisch und menschlich eine größere Tauglichkeit für die von ihm übernommene schwere Aufgabe gehabt hätte. Aber dieser Mann, wie er nun einmal war, hat etwas getan, wozu kein anderer damals den Mut gehabt hätte und dafür sind wir ihm für immer zu Dank verpflichtet.

Vergegenwärtigen wir uns kurz den Entwicklungsgang des Kaimschen Instituts: Im Winter 1891/92 hatte Dr. Kaim, von Haus aus Neuphilologe (Anglist) und ehedem Dozent am Stuttgarter Polytechnikum, als Münchner Vertreter der väterlichen Klavierfabrik im Odeon einige Konzerte veranstaltet. Im folgenden Jahre fanden diese Konzerte, die zunächst wohl den Zweck der Propaganda für die Kaimschen Flügel verfolgten, im Abonnement statt, das letzte bereits mit Orchester (Windersteinsches Orchester aus Nürnberg). 1893/94 wirkte dasselbe Orchester als ‚Philharmonisches

Orchester' ständig in 8 Kaimschen Abonnementskonzerten mit, die von hervorragenden Dirigenten (u. a. Mottl und Zumpe) geleitet wurden. Ähnlich war es im darauffolgenden Winter. Die Schwierigkeit, für seine Konzerte ein geeignetes Lokal zu finden — das Odeon war dem energischen Manne in widerlich kleinlicher Konkurrenzbesorgnis gesperrt worden! — gab Kaim den wagemutigen Gedanken der Erbauung eines eigenen Saales ein. Der fatale Umstand, daß der Architekt die ausbedungene Bausumme um ein ganz gewaltiges überschritt (— man spricht von 400000 Mark! —) stellte das ganze Unternehmen von vornherein auf eine so unsichere finanzielle Basis, daß der schließliche Zusammenbruch auch wohl dann nicht hätte ausbleiben können, wenn Kaim mehr Geschicklichkeit in der Leitung seines kühnen Unternehmens bewiesen hätte, als es leider tatsächlich der Fall war. In einem freilich hat er fast immer eine glückliche Hand gehabt: in der Gewinnung tüchtiger, ja hervorragender Dirigenten, eine Geschicklichkeit, die allerdings dadurch wieder um ihre Früchte gebracht wurde, daß ihr nicht in gleicher Weise die Gabe zur Seite stand, die gewonnenen guten Dirigenten auch dauernd zu fesseln und zu halten. Das Kaimorchester, das im Herbst 1895 seinen eigenen Saal bezog, wurde nacheinander geleitet von Hermann Zumpe 1895—1897, Ferdinand Löwe 1897—1898, Felix Weingartner 1898—1905, Georg Schnéevoigt 1905—1908. Daneben wirkten an zweiter Stelle Dr. Georg Dohrn, Siegmund von Hausegger, Bernhard Stavenhagen, Peter Raabe, Ernst Boehe u. a.

Der Zeitpunkt, da Kaim mit seinem Orchester in das Münchner Konzertleben eintrat, war dem neuen Unternehmen ungemein günstig. Hatten doch damals die Konzertdarbietungen des Hoforchesters ihren tiefsten künstlerischen Stand erreicht. Dazu waren Zumpe und Löwe gerade die geeigneten Männer zur Schulung und Heranbildung des jungen Instrumentalkörpers. Was sie gesät hatten, konnte in einem gewissen Sinne Weingartner ernten, der von allen Dirigenten des Kaimorchesters die glänzendste Persönlichkeit war und unter dem das Institut auch seine künstlerische Glanzzeit erlebte. Sei es nun aber, daß dieser faszinierende Interpret nicht in gleichem Maße auch die Fähigkeiten eines guten Orchestererziehers besitzt, sei es, daß sich bereits in jenen Jahren die finanziellen Schwierigkeiten des Unternehmens empfindlich fühlbar machten: jedenfalls ging das Orchester als solches in seiner Qualität schon unter Weingartner bedenklich zurück. Als von 1901 ab Zumpe den Akademiekonzerten ihre alte künstlerische Bedeutung zurückgewann, nahm auch der Zulauf des Publikums bei Kaim ganz bedeutend ab, und Schnéevoigt, der trotz tüchtiger Eigenschaften das Publikum entfernt nicht so anziehen konnte wie Weingartner, kämpfte heldenmütig gegen den Niedergang, konnte ihn aber umsoweniger aufhalten, als sein Chef verblendet genug war, selbst alles zu tun, was den Zusammenbruch beschleunigen mußte. Die Umstände, unter denen die Katastrophe zu Anfang dieses Jahres erfolgte, sind noch in so frischer Erinnerung, daß hier nicht näher darauf eingegangen zu werden braucht. Diese

Katastrophe hatte zunächst einmal das Scheitern aller der großen und schönen Pläne zur Folge, die für eine würdige Vertretung der Tonkunst auf der Ausstellung München 1908 ausgearbeitet worden waren. Dann beschwor sie aber auch über das ganze Musikleben unserer Stadt einen Zustand herauf, der umso kritischer ist, als sich zur Stunde noch gar nicht absehen läßt, wie ein Ausweg aus dem gegenwärtigen Chaos zu finden sei.

So ist der Versuch eines Privatunternehmers, für die Pflege der symphonischen Konzertmusik die Münchner Verhältnisse in großstädtischem Sinne auszubauen, vorderhand kläglich gescheitert, — freilich nicht ohne eigene Schuld, aber auch nicht ohne Schuld derer, denen Kaims Wirken zugute kam: der Stadt und des Publikums. Dieses Scheitern bedeutet für den, der die Bilanz der Entwicklung des musikalischen München innerhalb der letzten dreißig Jahre zu ziehen hat, nichts geringeres als die Notwendigkeit des bitteren Eingeständnisses: daß wir ganz und gar keinen Grund haben zur Selbstzufriedenheit, vielmehr uns mit Anspannung aller Kräfte bemühen müssen, eine Scharte wieder auszuwetzen, für die sich bis zu einem gewissen Grade jeder mitverantwortlich fühlen muß, der am öffentlichen Musikleben irgendwie beteiligt ist. Dabei mag es immerhin ein kleiner Trost sein, daß nach anderen Richtungen hin unser Musikleben sich um so erfreulicher fortentwickelt hat.

Die etwas isolierte geographische Lage Münchens hatte es in früheren Jahrzehnten wohl mit sich gebracht, daß die Stadt von berühmten reisenden Künstlern nicht so regelmäßig besucht wurde als die anderen Musikzentren Deutschlands, ja daß manche internationale Zelebrität den Weg überhaupt erst spät oder gar nicht zu uns fand. Das ist in den letzten Jahren wesentlich anders geworden; und wenn auch das Zuviel an Konzertveranstaltungen, die viel bejammerte Konzerthochflut manche wenig erfreuliche Begleiterscheinungen gebracht hat, so darf man doch nicht verkennen, wie auch auf diesem Gebiete — alles in allem betrachtet — die Verschärfung des Wettbewerbs höchst segensreich wirkte, indem sie das Durchschnittsniveau der öffentlichen Musikdarbietungen entschieden hob. Das gilt namentlich auch von der Pflege der Kammermusik, über die man sich heute selbst dann kaum mehr zu beklagen hätte, wenn es keine oder nur minderwertige einheimische Kammermusikvereinigungen gäbe: denn die ersten auswärtigen Gesellschaften sind längst ständige Gäste der Münchener Konzertsäle geworden. Aber auch die von Münchner Künstlern selbst geleistete Kammermusik steht auf einer respektablen Höhe. Zur Zeit Levis war der 1875 seinem Bruder Joseph als Konzertmeister des Hoforchesters nachgefolgte Benno Walter (1847—1901) Primarius eines Quartetts, das sehr gut, wenn auch vielleicht nicht gerade allerersten Ranges war. Der Verlust, den die Auflösung dieser Vereinigung brachte, wurde erst einige Jahre später, dann aber um so glänzender, ersetzt durch die Begründung des zu immer größerer Vollkommenheit sich entwickelnden Münchener Streichquartetts (Kilian, Knauer, Vollnhals, Kiefer), mit dem die beiden anderen von Hofmusikern gebildeten Quartettvereinigungen qualitativ nicht ernst-

lich rivalisieren können. Außerdem besitzt München in der Bläservereinigung, zu der sich 1882 die ersten Bläser des Hoforchesters zusammentaten, eine wirkliche Spezialität, dank der man bei uns Kammermusik für Blasinstrumente häufiger und besser hören kann als an vielen anderen Orten.

Ein besonderes Schmerzenskind der Münchener Musik war von jeher der ernste gemischte Chorgesang gewesen. Die vordem auch für das Konzertleben bedeutsame königliche Vocalkapelle, deren Leistungen Franz Wüllner auf eine so hohe Stufe gebracht hatte, mußte wegen mangelnder Teilnahme des Publikums ihre Konzerte 1883 einstellen. Die Pflege älterer Acappella-Chormusik lag nun ganz darnieder, bis der rührige Domkapellmeister Eugen Wöhrle mit seinem Chorschulverein diese Lücke in etwas ausfüllte. Der Oratorienverein, der gegen Ende der 80er Jahre einen gewissen Aufschwung genommen hatte, schlief endlich ganz ein, und auch Heinrich Porges (1837—1900), der unermüdliche Vorkämpfer der musikalischen Neuromantik (Berlioz, Wagner, Liszt), konnte seinen 1886 begründeten Chorverein nur mit den allerbedeutendsten persönlichen Aufwendungen über Wasser halten, mit Opfern, zu deren Aufbringung es der ganzen flammenden Begeisterung dieser reinen Idealistenseele bedurfte. Der Verein konnte nach dem Tode seines Stifters, nachdem die lockende Aussicht Siegfried Ochs zu gewinnen sich leider nicht verwirklicht hatte, lange Zeit keine Dirigentenpersönlichkeit finden, die eine gedeihliche Fortexistenz garantiert hätte. In allerletzter Zeit scheint nun die Vereinigung des Porgesschen Chorvereins mit dem Chor des Orchestervereins unter Ludwig Heß die Möglichkeit zu eröffnen, daß sich München endlich das gewinne, was so lange gefehlt hat: einen großen leistungsfähigen und straff organisirten gemischten Chor, der es ermöglicht, die Meisterwerke der orchesterbegleiteten Chor- und namentlich der Oratorienliteratur befriedigender und umfassender vorzuführen, als es bisher der Fall sein konnte. Und nach derselben Richtung hin darf das seit kurzem in die Wege geleitete ständige Zusammenwirken des durch Fusion mit dem Lehrerinnensingchor zu einem stattlichen gemischten Chor erweiterten Lehrergesangvereins (unter Fritz Cortolezis) mit der Musikalischen Akademie als eine wahrhaft wertvolle Errungenschaft unseres Musiklebens begrüßt werden.

Joseph Rauch sc.

Tierbeobachtung im zoologischen Garten.

Später als in vielen anderen Großstädten geht man in München ernstlich daran, einen zoologischen Garten zu begründen. Aber diese Verspätung bringt auch gar manchen Vorteil mit sich: Aus den reichen Erfahrungen der vielen älteren Institute vermag man zu lernen und der neuen Gründung eine Gestalt zu geben, die sich von aller bisherigen abhebt und zugleich der besonderen Eigenart Münchens Rechnung trägt. Wenn der Plan so zur Ausführung gelangt, wie ihn jüngst eine werbekräftige Programmschrift in Wort und Bild schilderte, dann wird südlich der Stadt an den pittoresken Isarsteilhängen und in den weiten, dichtbewaldeten Isarauen ein ‚biologisch-malerischer Naturgarten' erstehen, der nichts mehr an sich hat von einem menagerieartigen, einförmigen Nebeneinander enger Käfiggelasse. In möglichster Bewegungsfreiheit und einer den heimatlichen Daseinsbedingungen treu nachgebildeten Umgebung werden die Tiere so vor uns leben und sich geben, wie es ihrer Natur entspricht, dem naiven Betrachter zu erhöhter Schauluft, dem wissenschaftlichen Forscher zu vermehrter Erkenntnismöglichkeit und dem prüfenden Künstlerauge zu voller Schönheitsfreude.

Nur einen eigentlichen Vorläufer hat das Münchener Projekt, nämlich den seit 1907 eingerichteten Hagenbeckschen Tierpark zu Stellingen bei Hamburg. Selbst der Berliner Tiergarten stellt trotz seiner Großartigkeit noch eine aus künstlichem Architekturwerk und natürlicher Landschaftsszenerie zusammengesetzte Mischform dar; hat man doch dort noch 1900 nach dem Vorbild des Antwerpener Dickhäuterhauses ein Straußenhaus im altägyptischen Stile errichtet, und dermaßen Geschichts- und Naturwissenschaften auf einmal dozieren wollen. In solchen feierlichen Tempel- und Palastbauten werden sich die Münchener Strauße, so wenig sie des schützenden Obdachs entbehren sollen, schwerlich zur Ruhe begeben. Eher wird man das überraschende Schauspiel erleben, sie — wie in Hamburg — im Winter so munter durch den Schnee dahinstampfen zu sehen, als wäre es heimischer Wüstensand. Gerade in klimatischer Hinsicht nämlich hat sich, bei sonstiger genügender Fürsorge, die Anpassungsfähigkeit dieser und vieler anderen Tiere erheblich größer herausgestellt, als man früher annahm. Und wenn vermöge dieser Anpassung im kühlen Norden die Federn der Strauße stärker und dichter sich bilden, so wachsen sie damit zum Wohle des Tiergartenbudgets zugleich auch an Wert. Über-

haupt darf man sagen, daß ein zeitgemäß eingerichteter, alle Technik der Tierhaltung nutzender zoologischer Garten auch aus sich selbst einen erheblichen Wertzuwachs anzusetzen und zu gebären vermag und hierdurch in einem beschränkten Umfang auch praktisch nutzbar werden kann.

Ursprünglich waren es einmal ganz vorwiegend praktische Zwecke, zu denen man Tiere aus fremden Landen in Gefangenschaft hielt. Im alten Rom und Griechenland, in China, Indien und selbst Mexiko richtete man exotische Tiere teils zum Kriegsgebrauch ab, teils verwendete man sie zu Kampfspielen oder bereicherte mit ihnen die Freuden der Tafel. Dazu kam schon damals als ein Hauptmotiv fürstliche Prunkfreude, die am ungeschwächtesten ins Mittelalter sich fortpflanzte. ‚Twinger' fand man häufig in Burgen und Klöstern und allmählich auch den heranwachsenden Städten; wer dergleichen nicht aus der Geschichte kennt, erinnert sich doch der Schilderungen in Schillers ‚Handschuh' und Scheffels ‚Ekkehard'. Eine Blütezeit brachte den fürstlichen Menagerien die Renaissance. Damals hat auch bereits München eine Art zoologischen Gartens besessen. Herzog Wilhelm V. der Fromme nämlich — derselbe, der auch das große Jesuitenkolleg an der Neuhauserstraße baute, worin heute naturwissenschaftliche Sammlungen und Institute untergebracht sind — ließ sich nicht mehr genügen an den in der ‚Löwengrube' gehaltenen bayerischen Wappentieren; sondern er trug seinem mailändischen Agenten Prospero Visconti auf, ein Straußenpaar, ein Krokodil, einen jungen Elefanten und vieles andere seltene Getier zu besorgen.* Zu jener Zeit wäre es also wenigstens nicht nötig gewesen, wie unlängst zu Ruemanns Löwenskulpturen vor der Feldherrnhalle, das Urbild des bayerischen Leuen aus einer Jahrmarktsmenagerie zu entleihen.

Die einzige fürstliche Menagerie, welche heute noch fortbesteht, und zugleich die jüngste nach dem Gründungsjahr (1752) ist die kaiserlich-österreichische zu Schönbrunn. Aber auch der erste eigentliche zoologische Garten modernen Gepräges ist aus einem solchen fürstlichen Tierpark hervorgegangen. Als im Revolutionsjahr 1794 die Bestien Ludwigs XVI. zu Versailles dem Verhungern nahe waren, ließ sie der sanfte Bernardin de Saint-Pierre, Verfasser von ‚Paul et Virginie', in den von ihm geleiteten Jardin des plantes überführen; man hatte damals mehr Mitleid mit den Tieren als mit den Menschen. So entstand der Jardin des bêtes, aus welchem Cuviers Naturgeschichte den größten Teil ihres Anschauungsmaterials schöpfte.

An Stelle der sentimentalen Beweggründe zur Tierhaltung traten bald wieder mehr praktische. Es kam die Zeit der Akklimatisationsgärten. 1854 entstand unter dem Einfluß Geoffroy Saint-Hilaires die Pariser Akklimatisationsgesellschaft zu dem Zweck, neue Arten als Haustiere in Frankreich einzubürgern oder wenigstens neue fremdländische Rassen von Haustieren heimisch zu machen. Aus dem Akklimatisationsgedanken gingen auch die ersten deutschen Tiergärten hervor, so der Berliner im Jahre 1860. Wenn sie heute

* Den diesbezüglichen Briefwechsel hat Henry Simonsfeld 1902 veröffentlicht.

noch bestehen und gedeihen, danken sie's aber ganz gewiß nicht dem ursprünglichen nur in Einzelfällen erreichten Gründungszweck, sondern ganz anderen Ursachen, vornehmlich der wachsenden und immer allgemeiner werdenden Freude an der Tierbeobachtung.

Den verschiedenartigen Wurzeln dieser Freude nachspüren heißt zugleich das Daseinsrecht der zoologischen Gärten in seinen Hauptursachen ergründen. Deren manche ist den Tiergärten mit den weit älteren Jahrmarktsmenagerien gemeinsam und wird es auch immer bleiben. Ehe man des höheren Zweckes der Volksbildung gedenkt, tut man gut, auch den einfacheren der Volksbelustigung zu überdenken und nicht gar zu gering zu schätzen. Warum sollte die einfache Lust des Schauens nicht ihr Recht behalten, welche die Menge gerade vor den Gehegen der größten, fremdartigsten, buntesten und beweglichsten Tiere so dichtgeschart verweilen läßt? Löwen, Elefanten, Affen, Papageien u. dgl. werden immerdar zu den Lieblingen vieler Gartenbesucher gehören, und Aufgabe einer wirklich volkserzieherischen Anlage muß es dann sein, die erste flüchtige Freude zu vertiefen und weiteren Zwecken nutzbar zu machen. Einer Kategorie von Gartenbesuchern möchte man sogar die reine Lust recht lange ungemischt erhalten wissen; und das sind die Kinder. Wenn diese sich mit leuchtenden Augen auf Kamelen und Ponnys schaukeln, vom Rücken des Elefanten auf die Welt der Erwachsenen herabschauen oder im Straußenwagen hurtig dahinrollen, welcher Griesgram wollte dann solche Freuden eines ‚populärwissenschaftlichen Instituts' unwürdig finden?!

Ist erst einmal die Freude an der Sache geweckt, dann erwächst hieraus leicht von selbst und erst recht mittels entsprechender Nachhilfe das Lernen über die Sache, die ernstere Volksbildung. Früher sah man den hauptsächlichsten Lernzweck des Tiergartens darin: durch Anschauung aufzuklären über die mannigfaltige Lebewelt in fremden Landen. Der geistige Horizont weitet sich durch solches Kenntniswachstum aus, der Lerneifer forscht weiter und die Phantasie wird befruchtet. Zumal dann, wenn die fremden Tiere nicht nur im engen Käfig dahinvegetieren, sondern in entsprechender Umgebung ein wirkliches Tierleben vor Augen führen, vermögen sie weit über die Befriedigung einer flüchtigen Neugier hinaus den Beschauer dauernd zu fesseln. Immer wieder regt das ausgelassene Treiben im großen Affenkäfig zu neuen Beobachtungen an, und ebenso die Wühlarbeit der Prairiehunde oder der Nesterbau der Webervögel, die Schwimmkünste der Seehunde; und nun gar erst die Fütterung der Tiere und die Pflege der mannigfachen im Garten geborenen Jungen zieht eine Schar regelmäßig wiederkehrender Beschauer heran. Auch die Scheu vor so ‚ekelhaften' Tieren, wie Reptilien und Lurchen, verliert sich bald, wenn man deren Leben und Treiben in hinreichend großen Terrarien verfolgen kann, und selbst die neuerdings eingerichteten Insektenhäuser finden ihre ausdauernden Liebhaber.

In mancher Großstadt schon, die einen Tiergarten ihr eigen nennt, konnte man die ergötzliche Beobachtung machen, daß nicht wenige über die

Fauna Afrikas und Australiens besser Bescheid wissen als über die Tiere der eigenen Heimat. Zumal wenn die verwirrende Lektüre solcher populärwissenschaftlicher Schriften hinzukommt, die über dem Fernschweifenden das Naheliegende vergessen — auch Bölsches neues ‚Tierbuch' gehört hierher* —, dann ersteht jenes anmaßende Geschlecht von Halbwissern, das zwar vorm Chimpansenkäfig sehr zuversichtlich von Darwin und Haeckel peroriert, aber in Verlegenheit gerät, wenn man das Gespräch auch nur auf die Entwicklungsformen des Frosches bringt. Abgesehen von solchen grotesken Nebenerscheinungen in unseres Herrgotts großem Tiergarten spricht noch eine ganze Reihe direkter und schlagender Gründe für eine ausgiebige Berücksichtigung der heimischen Tierwelt. Die Schonung der freilebenden Nutztiere und ebenso die Vertilgung der Schädlinge wird durch unmittelbare Anschauung gefördert und vor unliebsamen Verwechslungen bewahrt. Aussterbenden Tierarten soll der Zoologische Garten ein Asyl bieten; das gilt natürlich nicht nur für die vom Untergang bedrohten heimischen Arten, sondern erst recht für die auf der ganzen Erde schon selten gewordenen. Unter den Tierschutzbestrebungen kann ganz besonders die Schonung unserer bunten und prächtigen Vogelwelt sehr gefördert werden; es ist gewiß kein Zufall, daß gerade in Italien, dem Land des Vogelmassenmords und jeglicher Tierquälerei, die zoologischen Gärten nicht recht Fuß fassen wollen. Schließlich wird durch die Kenntnis der heimischen Tierwelt die Heimatliebe wesentlich gestärkt, und diese Erziehungsaufgabe haben die Tiergärten vornehmlich bei der Schuljugend zu erfüllen.

Wer im Tiergarten zur Beobachtungsfreude angeregt worden ist, dem gehen auch draußen in der freien Natur ganz anders die Augen auf für alles, was da kreucht und fleucht. Und gerade der Vergleich mit der freien Naturbeobachtung lehrt auch wieder das erkennen und richtig bewerten, was in den biologischen Beobachtungsbedingungen der Tiergärten doch immer Künstliches bleibt. Ein rechter Schulmeister kann in dieser Richtung Erstaunliches zuwegebringen. Mein unvergeßlicher Lehrer F. C. Noll, der langjährige Herausgeber des ‚Zoologischen Garten', wußte ganze Schülergenerationen am Frankfurter städtischen Gymnasium dermaßen für sein Fach zu begeistern, daß eine zeitlang fast alle ‚Naturkunde' studieren wollten und gar mancher wußte damals über Name, Art und Lebensweise eines jeden Tieres im großen ‚Zoologischen' bis ins einzelne Bescheid. Und diese Freude am Lebendigen ist wohl den

* Wilhelm Bölsche, Tierbuch. Eine volkstümliche Naturgeschichte. (Bd. I, Berlin 1908, Verlag von Georg Bondi, brosch. Mk. 2.50, gebd. Mk. 3.50.) Bölsche will den Besuchern der Tiergärten, Aquarien und Museen ein Hilfsbuch bieten, das ihnen zeigt, was sie eigentlich sehen sollen. Seine entwicklungstheoretischen mit romanhafter Phantasie ausgesponnenen Ausführungen wählen aber so unglückliche, in den Tiergärten meist vernachlässigte Beispiele zumal aus der kleinen Säugetierwelt und verweilen so gerne in längstentschwundenen und vielumstrittenen Erdperioden, daß anstelle der anschaulichen Vorstellung oft nur die verwirrte Phrase erzielt werden kann.

Architekt Gabriel von Seidl.

Ansicht von der Erhardtstraße aus.

Architekt Gabriel von Seidl.

Ansicht von der Entenbachstraße aus.

Deutsches Museum.

Architekt Hans Gräffel.

Städtisches Waisenhaus.

meisten geblieben, auch wenn sie nicht alle den trockenen Staub der öffentlichen und privaten Tierleichensammlungen lieb behielten.

Alle wissenschaftliche Beobachtung der Tierwelt ist ursprünglich einmal aus der naiveren Forsch- und Sammelfreude emporgewachsen. Und für das verstärkte Wiederzurgeltungkommen der eigentlichen Biologie im zoologischen Fachwissen sind gerade die zoologischen Gärten von nicht zu unterschätzender Bedeutung gewesen. So findet sich das erste Fragment zu Brehms Tierleben im Jahrgang 1862 des ‚Zoologischen Garten' unter dem bezeichnenden Titel: Am Käfig eines lebenden Faultieres. Und in der gleichen Zeitschrift hat Wilhelm Haacke, der Verfasser des ‚Tierlebens der Erde' und selbst längere Zeit Gartendirektor, dreißig Jahre nach Brehms Aufsatz betont, wie unentbehrlich diese Institute zur näheren wissenschaftlichen Erforschung zahlreicher Lebensäußerungen sind; denn erst aus diesen kann man auch die äußere und innere Gestaltung des Tierkörpers richtig verstehen lernen. Haacke scheut sich gar nicht, gelegentlich einmal den ‚blöden Augen' mancher Mikroskopiker den Star zu stechen, die es ganz verlernt haben, auf so vermeintlich nebensächliche Dinge wie die gesamten Bewegungen und Haltungen des lebenden Tieres oder gar den Ausdruck tierischer Gemütsbewegungen zu achten.

Es ist ohne weiteres klar, daß eine ganze Reihe wichtigster Lebensvorgänge bei vielen Tierarten dauernd und gründlich nur in der Gefangenschaft studiert werden kann. Das gilt z. B. für viele Vorgänge, die mit der Fortpflanzung zusammenhängen. Für eine Fülle von Anpassungserscheinungen ist der Tiergarten das gegebene Beobachtungsfeld und auch zur Erkenntnis der Tierkrankheiten hat man dort bereits eine Menge neuen Materials gewonnen. Ganz besonderes Interesse ist mit Recht von jeher den erzielten Kreuzungen verschiedener Arten entgegengebracht worden und bereits 1863 hat weitausschauend Rudolf Wagner, der bekannte Gegner Vogts und Moleschotts im Materialismusstreit, die große Aufgabe der Tiergärten hervorgehoben, da, wo es ‚die Fortpflanzung der Speziescharaktere und der Bastardbildung' zu erforschen gilt. Schließlich darf sich auch die neuaufblühende Tierpsychologie zu den wissenschaftlichen Nutznießern der zoologischen Gärten gesellen. Bereits in einem Aufsatz über ‚das Experiment in der Tierpsychologie' (Oktoberheft 1907 dieser Zeitschrift) habe ich darauf hingewiesen, daß die Dauerbeobachtungen, wie sie von amerikanischen Spezialisten neuerdings gefordert werden, am leichtesten in Tiergärten durchgeführt werden können.

Wie sehr man zum Verständnis des toten Tierkörpers der Beobachtung des lebendigen bedarf, das ist in letzter Zeit noch durch ganz besondere Umstände verdeutlicht worden. Man hat begonnen, die Photographie in den Dienst der biologischen Beobachtung zu stellen und besonders prächtige ‚Natururkunden' hat bekanntlich der Afrikareisende C. G. Schillings von seinen Streifzügen ‚mit Blitzlicht und Büchse' heimgebracht. Erst auf Grund dieser Photographien ist es in vielen Fällen möglich geworden, in den Museen den ausgestopften Tierhäuten die richtige Form und Haltung zu geben, und auch

für die naturgemäße Unterbringung der lebenden Tiere in den zoologischen Gärten lassen sich derartige Naturaufnahmen oft sehr ersprießlich verwerten. Bereits 1900 ist auch die Verwaltung des Berliner zoologischen Gartens daran gegangen, aus ihren eigenen Schätzen zur Verbesserung des Tierbildes Beiträge zu liefern und hat in der Sammlung ‚Lebende Bilder aus dem Reiche der Tiere' das erste Illustrationswerk geschaffen, das sich dem englischen ‚All about animals' zur Seite stellen kann. In noch erheblich vervollkommneter, durch Schillings' Beispiel geschulter Art verspricht auch für die heimische Tierwelt eine wirklich lebenswahre Anschauungshilfe das großangelegte Lieferungswerk zu bringen, welches neuerdings H. Meerwarth unter dem Titel ‚Lebensbilder aus der Tierwelt' herauszugeben beginnt.* Auch solche Naturaufnahmen können freilich die Beobachtungen am lebenden Tier niemals ersetzen; wohl aber werden hierdurch die einmal gemachten Wahrnehmungen für das eigene Gedächtnis des Beobachters und für die anschauliche Mitteilung an andere dauernd fixiert und über jeden Zweifel sicher gestellt.

Das Tierbild und die Naturbeobachtung, der es entspringt, haben aber nicht nur wissenschaftliche, sondern auch erhebliche künstlerische Aufgaben. Und auch diese zu fördern, muß sich das wichtigste Beobachtungsfeld, der zoologische Garten zumal in einer Stadt wie München angelegen sein lassen. Gerade erst in einem ‚biologisch-malerischen Naturgarten', und nicht im engen, kahlen Käfig kann die Schönheit des Tierkörpers zur vollen Geltung kommen; nur die freie und kraftvolle Bewegung in weiter und naturgemäßer Umgebung läßt alle Reize der mächtigen und zarten, der flinken und wuchtigen Gestalten klar hervortreten. Karl Möbius, einer der Mitbegründer des Hamburger Tiergartens, hat unlängst seine langjährigen Untersuchungen zu einer ‚Ästhetik der Tierwelt' lehrreich zusammengefaßt.** Die Farben und die ruhenden Formen und am allermeisten die bewegten Gliedmaßen, ein jeder dieser Faktoren bietet dem genießenden Auge seine eigenen ästhetischen Werte. Ganz besonders aber

---

* Leipzig 1908, Verlag von R. Voigtländer. Ein reichhaltiges Sonderheft, betitelt ‚Das Tierbild der Zukunft' (geh. 40 Pfg.) gibt vielversprechende Proben namentlich illustrativer Art. Der Begleittext dürfte etwas weniger ‚poetisch' sein. — Gleichzeitig beginnt in Einzelheften zu je Mk. 1.— eine nicht minder treffliche Sammlung von photographischen ‚Natururkunden' zu erscheinen, die auch das Pflanzenreich miteinbezieht, herausgeg. von Georg E. F. Schulz, Berlin 1908 im Verlag von Paul Parey. Die beigegebenen Erläuterungen sind knapp und gut. Nur dürfte bei dem Pilzheft mangels farbiger Wiedergabe vor der Verwechslungsgefahr (so z. B. des Steinpilzes mit dem Satanspilz) noch eindringlicher gewarnt werden.

** Jena 1908, Verlag von Gustav Fischer. Geh. Mk. 6.—. Der Text des prächtigen Buches weiß bei aller Tiefgründigkeit stets unmittelbar an die beigegebenen 195 Figuren und drei Farbentafeln anzuknüpfen. Für eine Neuauflage sei nur der Wunsch nach Angabe der Größenverhältnisse ausgesprochen.

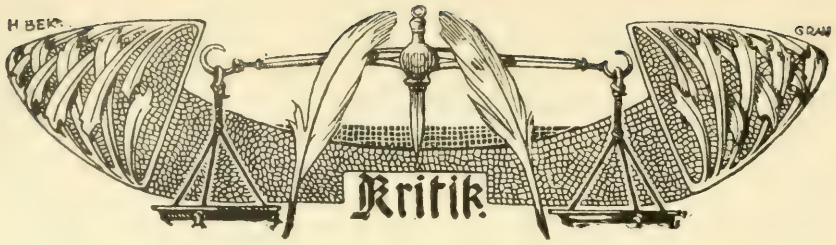
kommen ſie alle zur Geltung, wenn auch die entſprechende landſchaftliche Umgebung ſie als paſſender Rahmen umſchließt.

Vielleicht in noch höherem Maße als alle anderen Freuden des Tierbeobachters haben die künſtleriſchen die Eigenſchaft, ſich nimmer zu erſchöpfen, ſondern in immer neuen und ungeahnten Formen wiederzukehren. Und nichts wäre verfehlter als etwa die Annahme, daß die verſchiedenen Arten der Beobachterfreude ſich gegenſeitig zerſtören oder beeinträchtigen müſſen. Im Gegenteil, ſie können einander noch weſentlich erhöhen, und mit Recht betont Möbius: ‚Eigenſchaften eines Tieres, die durch wiſſenſchaftliche Unterſuchungen gefunden werden, bereichern und vertiefen den äſthetiſchen Genuß desſelben, wenn ſie in die Vorſtellung des Tieres als eine anſchauliche Einheit aufgenommen ſind.‘

Anſchauliche Einheit in unſre Vorſtellung von der tieriſchen Lebewelt zu bringen, eben dies iſt, in einem weiteren Sinn genommen, die höchſte Aufgabe, welche ſich ein zoologiſcher Garten ſtellen kann. Und wenn die Münchener Neugründung es ſich angelegen ſein läßt, für jede Klaſſe der Beobachter, für Laien, Gelehrte und Künſtler dieſe Aufgabe zu erfüllen, dann wird man ſie nicht zu bereuen haben.

Dr. Max Ettlinger.

Joſeph Rauch sc.



Von der Entwicklung Münchens als Kunststadt.

Von Haus aus war München nicht zur Kunst- und Museenstadt bestimmt. Natürlich nicht. Dem Mittelalter ist es nicht eingefallen, Bildwerke und Kunstgegenstände in Museen, Galerien und Ausstellungen zu pfropfen. Dafür hatte es lebendigere Verwendung, und was überflüssig, ‚überholt' wurde, das wurde mit urwüchsiger Kraft ohne jede sentimentale Reflexion umgemodelt, zerschlagen. Doch der Begriff ‚Kunststadt' hat noch eine andere feinere Bedeutung, die heute vor allem auf München zutrifft. Sie liegt nicht in Zahl und Inhalt der Museen, sondern in Anlage und Gestaltung des Stadtbildes selber. Im Stadtbild spricht sich ein Kunstwerk aus. Auch ein solches liegt nicht einmal unbewußt im Gründungsplan Münchens. München ist nicht aus einem Kloster kunstfreundlicher Mönche erwachsen, auch nicht um eine kaiserliche Pfalz entstanden. Ja es ist kaum so alt, um von der ersten großen Kunstblüte des Mittelalters, der romanischen Stilperiode noch etwas abzubekommen.

‚Als die Stadt München 1158 gegründet wurde, da haben nüchterne, praktische Erwägungen den Plan und die Anlage bestimmt und nichts weniger als künstlerische Absichten mitgespielt. Nicht eine der neun Musen hat an der Wiege des Münchener Kindls gestanden. Faustrecht, Gewalttat, wirtschaftliche Interessen, kaufmännische Spekulation und das Bedürfnis nach ergiebigen Steuerquellen haben die Stadt ins Leben gerufen.' So leitet Artur Weese seine Monographie über München ein, der wir hier in großen Zügen folgen. Und auch später ging es vorerst nicht in schneller künstlerischer Entwicklung vorwärts. Von der befestigten Zollbrücke Heinrichs des Löwen — das sind die Anfänge — überflügelte München zwar mit Verleihung von eigener Gerichtsbarkeit, Marktrecht und Münze und vollends als Residenz bald die benachbarten manches Jahrhundert älteren Dörfer. Die frühzeitige Untertänigkeit hat dazu beigetragen, daß München sich nicht zu einer mittelalterlichen Kunststadt ausgestaltet hat, so ausgesprochen wie andere freie Reichsstädte mit wetteifernder bürgerlicher Kultur. Im Jahre 1180 wurde dem geächteten welfischen Widerpart seine Herrschaft abgenommen und München kam an den Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach aus altem bayerischen Geschlecht. Und bis heute ist München unter dem Herzogs- und Kurfürstenhut und schließlich unter der Königskrone der Wittelsbacher geblieben.

Unter Kaiser Ludwig dem Bayern wurde die alte Stadtmauer erweitert und in diesen neuen Grenzen blieb München bis zum 19. Jahrhundert. ‚Jenseits dieser alten Mauern hat sich das neue München ausgebreitet. Die Tore', die heute noch in etwas kurioser Form pietätvoll erhalten werden, ‚scheiden Altstadt und Großstadt, das bürgerliche München mit der Wittelsbacher Residenz von der modernen Königsstadt und Kunstmetropole des 19. Jahrhunderts.'

Mit gotischen Baudenkmälern hebt die künstlerische Ausgestaltung Münchens langsam an, das wenige Romanische fast ganz verdrängend. Drei Kirchen sind es vor allem: Die alte ehrwürdige Peterskirche mit ihrem populären merkwürdig breiten Turm, der sich zwischen zwei breiten Schultern in die Höhe reckt, zwei nicht ausgeführte Türme ersetzend; die Augustinerkirche, die heutige Mauthalle, die mit ihrer ruinösen Monumentalität nicht sterben kann und deren künstlerische Formen und Gedanken trotz Brüchigkeit des Materials und Wandlung des Zwecks dem fühlenden und tastenden Sinne nach Jahrhunderten noch wie ein unersetzlicher Teil des absoluten Schönen erscheinen, und die Heiliggeistkirche. Freilich neue Kunstwellen sind über die drei Bauten hingegangen und haben ihren Niederschlag hinterlassen. Von alten gotischen Formen ist wenig mehr zu sehen, und man studiert unverfälschte Gotik besser an Bauten vom Ende des 19. Jahrhunderts, etwa an der Paulskirche oder dem neuen Rathaus Hauberrissers, so weit die Form ohne den alten Geist echt sein kann.

Und doch hat München ein ganz hervorragendes gotisches Denkmal, sein eigentliches Wahrzeichen, die Frauenkirche. Die klaren ragenden Linien des gotischen Domes beherrschen die Stadtsilhouette und geben ihr mit dem ‚stilwidrigen' Renaissanceabschluß der Türme in Kuppeln den besonderen oberbayerischen Charakter. Nach Ludwigs des Bayern Tod war die Triebkraft zur Kunst versiegt, bis 100 Jahre später aus der Bürgerschaft heraus dies Werk als ihr Denkmal entstand. ‚Es liegt in den kunsthistorischen Zuständen, die immer auf der allgemeinen Kultur ruhen, begründet, daß das Denkmal nur ein Werk der Gotik sein konnte. Die Renaissance gehört in München nicht mehr dem Bürgertum.'

Ein wichtiges gotisches Denkmal dieser Zeit ist noch der alte Rathausbau mit seinem einfach mächtigen, bis heute erhaltenen Saal. Jörg Ganghofer ist hier der Baumeister wie bei der Frauenkirche. Erasmus Grasser hat hiefür als Schmuckstück die karnevalistischen Figuren der Maruskatänzer geschaffen, wie wohl auch das geschnitzte Chorgestühl der Kirche. Auch im Stein hat Grasser seine Kunst verewigt. Es war ein frisch-fröhliches künstlerisches Arbeiten in München und darüber hinaus, wie denn Pipping und Blutenburg zwei Schatzkästchen insbesondere der Plastik, Wand-, Tafel- und Glasmalerei sind.

Nun hatte sich die Zeit der Gotik erfüllt und wie eine Sturzwelle brach die Renaissance über die Alpen. Sie setzte den örtlichen Kunstbetrieb außer Kurs, brachte internationales Kunstleben und internationale Künstler. Das war eine gelehrte Kultur und eine höfische Kunst. Die Fürsten halten es für ihre Pflicht, sich als Kunstmäzene zu betätigen für eine Kunst, die in erster Linie Macht, Monumentalität und Ausdehnung predigte. Geistige Stürme, die Gegenreformation trugen ihr Teil dazu bei, diese universale Kunst auszubreiten und festzusetzen. In München hieß Albrecht V. (1550—79) die neue Kunst willkommen. ‚Er ist der erste regierende Wittelsbacher, der Kunstliebe im Sinne leidenschaftlicher Liebhaberei besaß. Er stürzte sich in gewaltige Ausgaben, um ein Kuriosum, eine Antike oder ein Meisterwerk der Malerei zu erwerben. . . Nicht bloß die Sammlungen der Wittelsbacher gehen auf seine Anfänge zurück, aus denen dann im Laufe der Jahrhunderte der komplizierte Organismus der Münchener Museen, Bildergalerien, Bibliotheken, Münzkabinette, der reichen Kapelle und der königlichen Schatzkammer hervorgegangen ist. Auch die persönliche Teilnahme an den Schicksalen der Kunst ist von ihm eingeleitet worden und seitdem niemals auch nur für kurze Zeit erloschen.' Die künstlerische Baugeschichte der Residenz hebt mit den Sammlungs-

bedürfnissen an. Der Baumeister Egkl leitet als Deutscher diese Frührenaissance ein. In ihr lebt ein Geist gedrungener schlichter Monumentalität. Der Münzhof und das Antiquarium entstehen.

Mit Wilhelm V. (1576—1597) hielt die italienische Renaissancewelt vollends ihren Einzug. Ihr Markstein ist die monumentale Michaelskirche. ‚Ein einziger gewaltiger Raum von stolzer Größe und ruhiger Hoheit. Der ungeheure Saal wirkt mit jener geschlossenen und alle Zweifel bannenden Klarheit des Raumeindrucks, den der Norden nur selten kennt. Er ist den vielschiffigen Kirchenbauten der Gotik mit ihren Pfeilerreihen und Hochwänden niemals eigen. In St. Michael aber wohnt die beruhigende und in sich beruhende Macht der rein ästhetischen Raumkomposition.‘ Diese herrliche Raumschöpfung verbindet die süddeutsche Kunst unmittelbar mit der italischen. Das Vorbild ist die Kirche San Gesù in Rom. Baumeister, die sich an römischer und oberitalischer Kunst das Herz erfüllt und den Sinn geschult hatten, vermitteln persönlich die nun allgemein gültigen Werte. Die Periode der internationalen Baukünste, die Periode Sustris und dann Peter Candids für München beginnt, Niederländer, die in Italien, so bei Vasari, Geist und Form in sich aufgenommen, die sie in Deutschland verausgabten. Sie haben von der Vielseitigkeit der großen Italiener gelernt als Architekten, Plastiker, Maler. Daneben macht sich doch ein bodenechtes bayerisches Ingrediens geltend; der Name des Augsburgers Wendel Dittrich ist u. a. ebenfalls mit der Baugeschichte verknüpft. Der Jesuitenkollegienbau entsteht und nicht weit davon die Wilhelminische Feste, spätere Maxburg, sodann in der Residenz der vornehm-idyllische Grottenhof, eine ‚Erinnerung an florentinische Brunnenhöfe‘.

In großem Stil begann Wilhelms tatkräftiger Sohn, Kurfürst Maximilian I. die Grundanlage und den Ausbau der Residenz. ‚Sie ist in ihrer Gesamtanlage, in ihrer Grundrißdisposition, in der Einrichtung und Lage der Zimmer, in der Frontbehandlung und Fassadengliederung durchaus nach den modernen Prinzipien der Renaissanceschlösser gebaut. In vielem überholte sie die berühmtesten Bauten der Zeit und blieb auf Jahrhunderte hinaus der großartigste Schloßbau Deutschlands.‘ Aus einheitlichem Gusse steht das Werk und zeugt in der Fassade vom stolzen und harmonischen Geiste des Erbauers und der Baumeister. Deren Namen aber werden verschieden genannt, mit gutem Klang vor allem Peter Candid. Gleichzeitig kam die Plastik und in ihr der Erzguß zu hoher Blüte. Monumentalbrunnen entstanden damals wie heute, so der Perseusbrunnen, der Wittelsbacherbrunnen in der Residenz. Andere Bronzewerke verzieren die Fassaden, wie die Gruppe des St. Michael an der Michaelskirche und die Patrona Bavariä an der Residenz. Von ehernen Figuren eingeschlossen ist das Kaiser Ludwig-Mausoleum. Auf dem Marienplatz erhebt sich die Mariensäule mit der erzgegossenen Marienstatue, umgeben von Putten. Die fürstliche und bürgerliche Epitaphik stellten lohnende Aufgaben. Die technisch gewandte, stilistisch durchgebildete und in einem Geschmack festgelegte freie Kunst wahrte den Zusammenhang mit Zweck und Leben. So gedieh in München eine Kunstoase mitten im dreißigjährigen Krieg. Der Kurfürst Maximilian selber war eifriger Sammler. Namentlich Werke Dürers bildeten die Perlen seiner Gemäldegalerie.

Die Entwicklung schritt unter stetem italienischen Einfluß bereits zum Barock weiter. Da brachte die Gemahlin von Maximilians Sohn, Ferdinand Maria, Henriette Adelaide (1652—1677) italienische Lebenslust und das Bedürfnis nach einer üppigeren, fröhlicheren Kunst mit. Das wuchtigste Denkmal des Barock wird

die Theatinerkirche, deren Urbild, St. Andrea della Valle, in Rom steht. Auch sie ist mit ihrer Kuppel und den beiden Türmen ein wesentliches Merkmal des Münchener Stadtbildes geworden, wie sie mit ihren kolossalen ausladenden Formen ein Zeichen des gigantischen Wollens und ungezügelten Könnens ihrer Zeit ist. Weitere Monumente folgen im Laufe der Zeit, von denen besonders die Dreifaltigkeitskirche interessant ist mit ihrer geschickten Lösung des Raumproblems. Italiener sind die Baumeister, Barelli, Zuccali und Viscardi.

Schon mit Adelaide ist etwas französisches Element eingezogen. Nun kam die ganze geistreiche Pracht des Rokoko und erlebte in der Amalienburg den höchsten Gipfel. Es war die Zeit, wo jeder deutsche Fürst sein Versailles haben wollte, die Zeit höfischer Hochkultur. Kurfürst Max Emmanuel (1679—1716) rief den französischen Geschmack und französische Künstler herbei, sorgte aber auch für die künstlerische Ausbildung seiner Landeskinder. So des Dachauers Jos. Effner, dessen Bau- und Interieurkunst dann mit der von François Cuvilliés wetteifert, nur daß seine gedämpftere Art von dem beweglichen Esprit des Wallonen noch übertroffen wird. Aus der reichen Arbeit gehört zum Größten in Plan und Ausführung die Residenz in Schleißheim. Nun zog man aufs Land, nicht aber um die Kunst der Natur einzuordnen, sondern um eine ganze Landschaft in einen künstlerischen Plan zusammenzufassen. Werden die Fassaden ruhiger, so regt sich verwirrendes Leben im Innern. Die Stukkateure bekommen Arbeit. Zwischen den komponierten Bauten hebt auch die Gartenkunst an. Neben Schleißheim entsteht als zweite große Schöpfung Nymphenburg, schon von Adelaide begonnen. Von den drei Pavillons des Parkes ist besonders die Amalienburg ein Kleinod. ‚Die zartesten Geister der Rokokophantasie haben hier ihre niedlichsten und zierlichsten Erfindungen zusammengetragen, und es ist eine Gewißheit der Kunstgeschichte, daß die Krone aller Rokokodekoration in der Amalienburg des Nymphenburger Parkes zu finden ist.' Das ist das Werk Cuvilliés'. Wir sind in der Zeit Karl Alberts (1726—1745). Die Dekoration verdeckt die Architektur', der Stukkateur verdrängt den Baumeister. Doch sind diese Bauten in der Außengestaltung von großer architektonischer und malerischer Feinheit. Auch an und in der Residenz hat stets der neue Stil gewaltet. In der Reichen Zimmern hat sich zum andern Mal ‚das Rokoko ausgelebt. Da war reiche Ernte für Künstler und Kunsthandwerker. Die Dreifaltigkeitskirche wird ausgestaltet, der Bürgersaal folgt nach, in dem das Deckenfresco Knollers der Malerei einen Triumph sichert. Weitere Kirchen schließen sich an und andere alte werden im Zeitgeschmack umgestaltet. Zwei echte tüchtige Münchener Meister stempeln die Kirchen mit bayrischem Gepräge, die Brüder Asam. Ja sie bauen aus eigenen Mitteln die St. Johann Nepomuk-Kirche, in der sie ihrer plastischen und malerischen Künstlerphantasie alle Zügel schießen lassen. Auch weltliche Bauten verdanken dem Baueifer Entstehung und Charakter. Vor allem hat Cuvilliés noch ein Rokokotheater gebaut, das schmucke Residenztheater, das einen so schönen Rahmen für Mozartaufführungen abgibt.

Nach dieser Hochkultur hatte sich aber der Formenreichtum erschöpft und auch die Bauleidenschaft war abgeflaut. Klassizismus und Empire halten Einzug. München sprengt seine Mauern und fängt an zu wachsen. Neue Quartiere entstehen. Weniges hebt sich aus der Stilernüchterung heraus. Ein Markstein ist das Hoftheater, von Karl von Fischer und nach dem Brand von Klenze wenig verändert erbaut. ‚Die Architektur des 19. Jahrhunderts benützt hier zum erstenmal die klassische Tempelfront als Fassade, diese typische Festkulisse, um eine Ouver-

türe in feierlich großartigen Klängen durchzuführen, die damals die nächstgelegene Lösung war.'

Wir sind beim Zeitalter Ludwigs I. angelangt und bei der ganz bewußten Idee der künstlerischen Stadtanlage. ‚König Ludwigs Bedeutung für die deutsche Kunst kann schwerlich überschätzt werden. Er behandelte die Kunstangelegenheiten seiner Residenz in dem weitumfassenden Sinne, als wäre er für die Kunst der ganzen deutschen Nation verantwortlich. Es ist kein Wort darüber zu verlieren, daß München alles, was es in der Geschichte des 19. Jahrhunderts als Kunststätte bedeutete, ihm verdankt. Denn München war die erste deutsche Stadt, in der die Kunst zu einer öffentlichen nationalen Sache gemacht wurde.' Freilich war da mehr Begeisterung als Naivität, mehr idealer Sinn als ursprüngliches Gefühl. Aber da war auch viel sicherer Geschmack, viel bewußte Kraft, ein Reichtum künstlerisch gestalteter Ideen. Die beiden Pinakotheken sind Ludwigs Werk, von denen die ältere als weihevoller Tempel der Kunst in vornehmer Renaissance erscheint. Anders, energischer wurden offene Räume zusammengefaßt als mit den Barock- und Rokoko-Landresidenzen. Gewaltig wie ein Koloß wird der Raum der Ludwigsstraße zwischen Feldherrnhalle und Siegestor empfunden. Eine schwebende Größe und klassische Erhabenheit ist über dem Königsplatz ausgebreitet, den die Glyptothek und die Propyläen von Klenze und das heutige Ausstellungsgebäude der Sezession von Ziebland einschließen. Klenze ist Ludwigs großer Baumeister und, nachdem sich das Kunstideal vom Klassischen ins Mittelalterliche gewandelt hatte, Gärtner, von dem unter anderem der Bau der Hof- und Staatsbibliothek stammt, der Universität und der Ludwigskirche. Auch die Residenz ändert und vergrößert wieder ihr Aussehen und erhält Dekorationen und Bilder aus klassischer und romantischer Vergangenheit. Ein Zeugnis der feinen Einfühlungsfähigkeit Klenzes ist noch die Allerheiligen-Hofkirche, während die Basilika von St. Bonifaz Zieblands mehr Experiment geblieben ist. Cornelius und Kaulbach und andere schufen die monumentalen Malereien. Schwanthaler bildete und hinterließ eine Bildhauerschule. Von Klenze und Schwanthaler ist die Bavaria auf der Theresienwiese errichtet.

In nüchterne Berechnung verliefen die idealen Absichten in der Periode Maximilians II. Und doch verdankt München auch ihm eine seiner charakteristischsten, wenn auch nicht temperamentvollsten Straßen, die Maximiliansstraße, die mit dem Maximilianeum Bürkleins als Blickpunkt abschließt. Mit den nun folgenden Bildungsanstalten, staatlichen und städtischen Bauten münden wir in die Gegenwart ein.

Das sind die ganz groben Umrisse eines viel- und feingliedrigen künstlerischen Organismus, zu dem München im Lauf der Jahrhunderte sich ausgewachsen hat. Dies ganze vielgestaltige Leben hat Arthur Weese in seinem Buch ‚München. Eine Anregung zum Sehen'*, dem wir diese Leitlinien entnommen haben, auf gediegener wissenschaftlicher Grundlage mit dem kritischen Auge des Kunsthistorikers, aber vor allem auch mit dem warmen Herzen des Kunstfreundes anschaulich geschildert. Ohne Stilrichterei läßt er den lebendigen Fluß der künstlerischen Entwicklung vorüberziehen, füllt die kunstgeschichtlichen Formen mit kulturgeschichtlichen Details und verknüpft sie psychologisch, verweilt bei bevorzugten Partien, was nur mit Gewinn an künstlerischer Einsicht für den Leser geschieht. Der subjektiv anregende Ton macht die Lektüre besonders angenehm.

---

* Mit 160 Abbildungen. Leipzig, E. A. Seemann. 4 Mk. Nr. 35 der Sammlung ‚Berühmte Kunststätten'.

Vermittelt dieses Buch die kunsthistorischen Grundlagen, so ist das Werkchen von E. W. Bredt ‚München als Kunststadt'* ein feinsinniger ästhetischer Führer. Die kunsthistorischen Grundlagen werden, so viel als zum künstlerischen Verständnis nötig, beigezogen. Im übrigen ist es ein Katechismus, der vor dem jeweiligen Kunstdenkmal auf die Fragen nach Stilcharakter, Raumwirkung, Einzelbedeutung und Funktion im Stadtbild kurz und sicher Auskunft gibt und so ein reiches Material auf wenige Seiten zusammendrängt. Was Bredts Buch besonders angenehm und wertvoll macht für den heutigen und praktischen Gebrauch, ist, daß es bis vor die neuesten guten Bauten führt und ihnen ein orientierendes Wort widmet.

Eine reine Schulung zum künstlerischen Sehen ohne historische und ästhetische Voraussetzungen ist das Buch ‚Die Stadt München' von Alexander Heilmeyer.** Aus der offenäugigen Runde des Spazierganges läßt er bald hier bald dort das Stadtbild in architektonischer, plastischer und malerischer Stimmung aufleben, wozu auch die Zeichnungen beitragen. Ein praktisch durchgeführter Beitrag zur Heimatkunst und Heimatkunde. Konrad Weiß.

Nochmals vom Gral und den Gralbündlern.

R. von Kralik versucht im ‚Gral' (Heft 6 vom 15. März) die von mir auf kaum zwei Seiten festgestellten Tatsachen in einer sechs Seiten langen Erwiderung zu erklären, zu beleuchten, zu entkräften. In seiner Verlegenheit um eine sachliche Widerlegung scheut er es nicht, sich auf das Gebiet des Persönlichen zu begeben und sich als anmaßlichen Richter über meine Qualifikation zu ästhetischer und kritischer Tätigkeit aufzuspielen. Man merkt die Absicht und wird — nicht verstimmt. Es ist ein alter Kniff, die Waffe eines Gegners stumpf zu machen. Indem er mich zum ‚Spezialisten literarischer Geschäftspraxis' zu stempeln sucht, mir eine ‚umfassende literarische Bildung' abspricht, meine ‚ganze Ästhetik' ‚auf der zufälligen Praxis des Redakteurs' beruhen läßt, stellt er eine Reihe von Behauptungen auf, für die ihm jeder Beweis fehlt, und die nur den einzigen Zweck haben, mein Ansehen als Ästhetiker und Kritiker bei schlecht orientierten Grallesern zu untergraben — zur größeren Ehre des Herrn von Kralik. Denn was anders als ein schlechter, ein unwissender, ein unfähiger Kritiker und Ästhetiker könnte der sein, der es wagte, das Dichter- und Künstlertum des Herrn von Kralik nicht gleich hoch einzuschätzen wie er selber und seine Freunde, ja der sogar die Kühnheit hätte, ein solches in Abrede zu stellen. Und das habe ich mir sozusagen erlaubt, nicht etwa nachdem ich durch Kraliks Verhalten dessen Gegner geworden war, sondern bereits in jener Skizze über ihn im ‚Literarischen Jahresbericht' (Münster 1903), die Kralik schon damals mit gemischten Gefühlen hingenommen hat. Ich hatte eben die Rechnung ohne die abgründige Eitelkeit des verkannten Poeten gemacht. Das ist denn auch — ich könnte es belegen — der Kampf, wenn auch still und privat geführt, von dem Kralik in seiner Verteidigung sagt, daß die Gralbündler ihn nicht erst in letzter Zeit geschaffen, sondern vorgefunden hätten.

---

* Mit 33 Vollbildern, die oft den Raumeindruck sehr gut widerspiegeln. Berlin, Marquardt & Co. 3 Mk. Aus der Sammlung ‚Die Kunst'. Herausgegeben von R. Muther.

** Zeichnungen von L. Koch-Hanau. Verlag K. G. Th. Scheffer, Leipzig. Sonderverlag für München Karl Schüler, A. Ackermanns Nachf. 3 Mk.

Was R. von Kralik über die Genesis unserer Beziehungen zum besten gibt, ist höchst lückenhaft und zum Teil für mich nicht mehr genau kontrollierbar. Jedenfalls muß ich den Gedanken abweisen, als hätte ich mich an Kralik herangedrängt, während er in ruhiger Bescheidenheit sich habe umwerben und Beiträge herauslocken lassen. Mein gelegentlicher Besuch bei ihm hatte keinen andern Zweck als zu zeigen, daß ich, jeder literarischen Cliquenbildung abhold, gern bereit wäre, über vereinzelte Meinungsdifferenzen hinwegzusehen und um des Ganzen willen auch dem heimlich Grollenden die Hand zu reichen. Ich kann nicht behaupten, daß Kralik diese Hand nicht mit Freude ergriffen hätte; aber die Enttäuschung war auf meiner Seite, als ich bald danach merkte, daß es geschehen war, weniger um ruhig und sachlich mitzuarbeiten, als um mit dichterischen Beiträgen zu glänzen und durch andere seinen Ruhm verkündigt zu sehen. Aber dem Dichter Kralik die Tore zu öffnen, das brachte ich — aus ehrlicher Überzeugung — nicht über mich, und diese Ehrlichkeit ist es, die den Kampf geschaffen. Das muß einmal gesagt werden, auf die Gefahr hin, daß Kralik sich beschwert über ein ‚unterschobenes' Motiv gekränkter Abweisung. Denn wo ich die Kampfmotive sonst auch suchen mag, ich kann sie nicht als so zwingend, ja kaum bewegend ansehen, als Kralik und seine Gefolgschaft sie hinstellen. Mußten sie doch erst durch leichtfertiges Ignorieren meiner längst programmatisch bekundeten Anschauungen, durch Verkennung und Entstellung meiner Ansichten und Absichten künstlich geschaffen werden. Und dieses Werk oberflächlicher Verdrehung und Verzerrung setzt Kralik sogar in seiner Verteidigung fort. Hat er doch die Stirn, daselbst zu behaupten, Mut ‚klage über die Inferiorität der katholischen Kultur' (sic!), eine Behauptung, die ich nicht anstehe, als eine grobe öffentliche Verleumdung zu bezeichnen und für die ich von Kralik den Beweis fordere.

Ganz auf demselben Boden oberflächlichster Orientierung stehen die anderen Behauptungen, in meinen Schriften seien die großen literarischen Probleme der Zeit einzig vom Standpunkt des Familienblattredakteurs behandelt und Nationalliteratur und Belletristik verwechselt. Ich könnte hier mit vielen Zitaten den Beweis führen, daß gerade das Gegenteil der Fall ist, ja daß ich mich direkt gegen die Beschränktheit eines solchen Standpunktes verwahre und ihn im Hinblick auf die Aufgaben der Nationalliteratur als rückständig abweise. Aber ich begnüge mich, die Tatsache festzustellen, daß das 8. Kapitel meiner Schrift: ‚Die literarischen Aufgaben der deutschen Katholiken' (Mainz 1899) den Titel: ‚Familienliteratur oder Nationalliteratur?' trägt und die darin enthaltene Frage zugunsten der letzteren klar und scharf beantwortet.

Und wie mit dieser, so steht es mit Kraliks Behauptung, Muth ‚klage über die Inferiorität der katholischen Kultur'. Mein Wirken im Dienst und in der Begeisterung katholischer Denkungsart ist älter als dasjenige Kraliks, und mein ganzes Leben müßte Charlatanerie gewesen sein, wäre mir je ein solcher Gedanke vertraut geworden. Aber Kralik, der zwar mit seiner ‚Einsicht' prahlt, die er sich ‚in dieser Sache erarbeitet' habe, ist doch wie in andern Dingen so auch hier — milde gesagt — so einsichtslos wie absichtsvoll in seinen Behauptungen. Mich gegen solche Anwürfe auch nur zu verteidigen, dürfte allen, die mein Wirken kennen, meine schriftstellerische Tätigkeit einigermaßen verfolgt haben, schon zuviel dünken. Doch sei um R. von Kraliks Leichtfertigkeit willen wenigstens auf folgende zwei Tatsachen verwiesen. In meiner zweiten Veremundusschrift (‚Die liter. Aufgaben') trägt das zweite Kapitel die Überschrift: ‚Katholizismus und

künstlerisches Schaffen'. In welcher Richtung aber meine Ausführungen daselbst gehen, das besagt ein einziger Satz des dritten Kapitels, wo der Gedanke neu aufgenommen und im wesentlichen bis zum Schluß festgehalten ist: ‚In diesem Aufschwung (des neuzeitlichen Geisteslebens) wird das religiöse Empfinden in seiner ausgeprägt künstlerischen Form, dem Katholizismus, eine große Rolle spielen, wie man ja diesem selbst für das kommende Jahrhundert als einer restaurierenden Welt- und Gottesmacht einen neuen Siegeszug durch die Menschheit voraus verkündet hat.' (S. 25 ff.) — Und noch im ersten Heft des laufenden Jahrgangs von Hochland schrieb ich (S. 110) u. a.: ‚Dieser Idealismus, der da glaubt, daß kein Gedanke, aus einem Wahrheitskeim erwachsen, je sterblich sei, er hat seine tiefsten Wurzeln in der Universalität der katholischen Weltanschauung. Denn nichts Lebensechtes ist dieser fremd, noch je ein Erkennen zu kühn und zu groß.'

Ob wohl in solchen Bekenntnissen ein Programm liegt? Ob eine Zeitschrift ausdrücklich und stillschweigend sachlich nach solchen Überzeugungen geleitet der ‚Programmlosigkeit' geziehen werden darf? Das mögen die Leser selber entscheiden.

R. v. Kraliks Programmanie, die sich in immer neuen Fassungen einiger billigen und doktrinären Forderungen äußert, beginnt allgemach lächerlich zu werden. Weniger unschuldig und harmlos aber ist die auch neuerdings fortgesetzte geradezu demagogische Hetze gegen Hochland: Noch ist (S. 268) der Vorwurf der ‚Programmlosigkeit' sans phrase kaum ausgesprochen, so wird doch schon auf der anderen Seite und aus Berechnung auf einen völlig unkritischen Leserkreis behauptet: ‚Der Rückgang Hochlands, die Einbuße des ihm früher geschenkten Vertrauens ist ja seit den Affären Fogazzaro und Schell und seit der Hartnäckigkeit, mit der Muth an seiner ärgerlichen Richtung festhält, kein Geheimnis.' Ich brauchte eigentlich diese Kampfesart den Hochlandlesern nur hinzustellen, um sie in ihrer ganzen Unvornehmheit zu kennzeichnen. Wer kann mit sachlichen Gründen von einer ärgerlichen Richtung Hochlands sprechen, die ihm durch Fogazzaro und Schell gegeben worden sei! Hochland hat den letzten Roman des großen italienischen Erzählers seinen Lesern darbieten wollen, wie ihn die Revue des deux mondes unter des katholischen Brunetière Leitung den französischen Katholiken dargeboten hat, und Hochland hat, weit entfernt, hartnäckig an seiner ärgerlichen Richtung festzuhalten, die Publikation sistiert, als der Roman durch die kirchliche Zensur betroffen wurde. War es notwendig, daß ich, von Fogazzaros tiefkatholischer Gesinnung überzeugt, ihn wie gewisse Preßorgane nunmehr vogelfrei erklärt und damit mehr getan hätte, als die Kirche von mir verlangt hatte? R. von Kralik aber hat damals Fogazzaro sozusagen beneidet um das, was ich für diesen als den Dichter und Erzählungskünstler, als der er von der kirchlichen Zensur doch nicht betroffen wurde, getan hatte; denn, so meinte er ungefähr, hätten Sie nur soviel für mich getan wie für ihn, man würde auch mich anders kennen. — Schells theologische Irrtümer sind im Hochland niemals auch nur erwähnt, geschweige denn verteidigt worden. Wieso also ‚ärgerliche Richtung'? Und was weiß Kralik von einem Rückgang Hochlands, von entschwundenem Vertrauen — lauter vorlaute und unzutreffende Behauptungen, mit denen die Gralleserschaft suggestiv bearbeitet werden soll! Ist Demagogentum da nicht zu wenig gesagt?

‚Wo man also nur hinrührt, erweisen sich die Zitate Muths (in dem Artikel „Vom Gral und den Gralbündlern") als unexakt, irreführend, die Wahr-

heit verschleiernd, konfusionierend.' So Kralik. Natürlich sollte man annehmen, daß diesem ‚also' die Feststellung von mindestens einem halben Dutzend falscher, irreführender Zitate vorausgegangen sei. Tatsächlich versucht Kralik diese Feststellung an einem einzigen, und dieser Versuch ist jämmerlich mißglückt. Auch die größte Redlichkeit hätte hier nichts zu korrigieren, noch zurückzunehmen, noch beizufügen. So wie die Worte bei mir stehen und gemeint sind, so stehen sie im ‚Gral' (Dez. 07. S. 124) und so sind sie daselbst gemeint: ‚Niemand hetzt gegen das Hochland, niemand verdächtigt es, niemand denunziert es.' Es verschlägt nicht das geringste, wenn es dann dort noch weiter heißt: ‚— als etwa der eigene Sinn seines Leiters'. Mir kam es darauf an, das Gebahren Richard v. Kraliks zu kennzeichnen, der im selben Atemzug, da er die wildeste Hetze treibt, scheinheilige Phrasen wie die zitierte niederschreiben kann.

Wenn R. v. Kralik von diesem statuierten Exempel auf meine Zuverlässigkeit in der Wiedergabe des Briefzitats hinweist, so wissen die Leser, wie es um die Sache steht. Ich will zugeben, daß R. v. Kralik die Naivität besessen hat, zu glauben, ich würde ihm den in Hochland begehrten Platz einräumen, um sich da zu gebärden, wie er sich jetzt im ‚Gral' aufführt; ich will ferner zugeben, daß er vielleicht nicht anders geschrieben haben würde, als er jetzt schreibt, obwohl ich dafür keine Bürgschaft im Brief habe, soviel er auch von seinem Programm darin redet, aber in jedem Fall ist die Werbung um Hochland so zweideutig wie möglich. R. v. Kralik autorisiert mich, den ganzen Brief abzudrucken. Es ist nach dem Gesagten wirklich überflüssig, von dieser Erlaubnis Gebrauch zu machen. Es hätte nur dann einiges Interesse, wenn mir Hr. Kralik auch bezüglich früherer Briefe diese Freiheit gäbe.

Im übrigen verstehe ich den Leser, dem sich bei diesen Streitereien das Wort ‚langweiliges Literatengezänk' auf die Lippen drängt. Ich empfinde es selber als solches und bitte um Nachsicht. Wer meine erste Abwehr der Gral-Angriffe liest, wird sehen, daß mir dieser Kampf in der lieblosesten und hartnäckigsten Weise aufgedrängt worden ist. Aber ich habe keine Lust, ihn hier fortzusetzen, da ich nicht einsehe, was für das Gedeihen unseres literarischen Lebens aus solchen Balgereien herauskommen soll. Da die Gralbündler in dem ersten Feldzug die Ausdauer von 15 Monaten bewiesen haben, so ist kaum anzunehmen, daß sie sich diesmal rascher beruhigen werden. Vielleicht ist es möglich, in Hochland — trotz der gähnenden Programmleere — inzwischen Besseres zu tun.

M.

Von der Erziehung zur Arbeitsgemeinschaft.

Die mannigfachen und einander geradezu überstürzenden Vorschläge und Anläufe zur Schulreform sind einig meist nur in dem, was sie verwerfen oder bemängeln. Fast alle besagen: der bisherige vorwiegend verstandesmäßige Schulunterricht müsse zu einer höheren Form eigentlicher Charakter- und Willenserziehung umgebildet werden. Der Münchener Stadtschulrat Kerschensteiner, der wie wenige in Fragen der Schulreform initiativreicher Praktiker und nicht nur Theoretiker ist, sieht Grundübel und Haupthilfe vornehmlich in einem anderen Gegensatz. Er erhebt in einem gedankenreichen Aufsatz über ‚das Problem der Volkserziehung'* gegen unsere bisherigen Schulen namentlich den Vorwurf, daß sie nur den einzelnen bilden, aber nicht die einzelnen zum Ganzen, daß sie zwar einen jeden Volksgenossen erziehen, aber nicht die Erziehungsgefährten zum Volke:

‚So, wie heute die Schulen organisiert sind, lehrplanmäßig und nach der Art des Unterrichtsbetriebes, ist ihre Hauptaufgabe die Entwicklung des Wissens, der Intelligenz, der technischen oder künstlerischen Geschicklichkeit des einzelnen. In den Elementarvolksschulen reicht die Zeit und die kindliche Reife sogar nur für eine oberflächliche Aufklärung des einzelnen, für den Erwerb der Fertigkeit im Gebrauch der primitiven Werkzeuge des Lesens, Schreibens, Rechnens, und günstigenfalls für eine bescheidene Willenszucht aus. Unsere Unterrichtseinrichtungen aber für die höheren gelehrten und technischen Berufe haben fast nur die Erziehung zur intellektuellen und nur sehr wenig oder gar nicht die zur sozialen Tüchtigkeit im Auge. Sie fördern weit mehr die geistige Wachsamkeit als die moralische und wirtschaftliche, weit mehr die technische Überlegenheit über andere als die Verantwortlichkeit und Hingabe für andere, kurz, sie sind Schulen, wo wohl die egoistischen Erkenntnistriebe, nicht aber oder fast nicht die sozialen Triebe eine systematische Entwicklung erfahren.'

Alle modernen Staaten leiden nach Kerschensteiner an diesem ungelösten Problem; und zwar gerade deshalb, weil angesicht der immer mehr individualisierenden Freiheitsrechte ein starkes einheitliches Band zur Staatserhaltung heute mehr not tut als je. Der moderne Staat muß versuchen, positive Kräfte zu entfalten, welche den zentrifugalen Wirkungen der Freiheitsgüter entgegengerichtet sind; sonst bleiben ihm nur Polizeimaßregeln und Ausnahmegesetze übrig.

---

* In der Internationalen Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik, Nr. 12 vom 21. März 1908.

‚Nun festigen uns aber in dem Glauben an die Möglichkeit einer Erziehung der einzelnen zum Volke zwei Dinge: erstens der Umstand, daß, wie wir mit unseren eigenen Augen um uns herum sehen können, die Freiheitsgüter im modernen Staate um so weniger zentrifugal wirken, je höher die Kultur des Volkes steht, das sie sich errungen hat. Die parlamentarische Verfassung, die für England ein Segen ist, wäre für das heutige Rußland ein Unglück. Man kann den mannbar gewordenen Staat den Stürmen der freien Atmosphäre aussetzen, nicht aber den Staatssäugling. Zweitens aber leben in den Menschen nicht bloß die egoistischen Freiheitstriebe, welche sie auseinanderführen, sondern es sind auch die sozialen Triebe tätig, die sie wieder vereinigen. Sonst wäre es wohl überhaupt nie zu größeren, länger dauernden natürlichen Staatsbildungen gekommen. Die erste Beobachtung führt uns zur Hoffnung, die zweite auch noch zu einem Weg der Erziehungsmöglichkeit.‘

Dieser Erziehungsweg gründet sich auf die frühzeitig geweckte aktive Anteilnahme an einem ‚embryonalen Gemeinschaftsleben‘, als welches sich die Schule dem jugendlichen Geiste ebenso darstellen muß, wie es die Familie tut oder tun sollte. Kerschensteiner knüpft besonders an die praktischen Vorschläge an, welche unlängst der amerikanische Gelehrte John Dewey in vier Vorträgen über ‚The School and Society‘ gemacht hat. In Deutschland anerkennt Kerschensteiner nur zwei praktische Ansätze zur sozialen Erziehung: die Turn-, Turnspiel- und Wandervereinigungen der Schüler und die Vereinigungen von Hochschülern zu Arbeiterkursen, von denen in unserem letzten ‚Hochland-Echo‘ die Rede war.

‚Im Vergleich zu diesen zwei Neuerungen bedeutet die Einführung staatsbürgerlichen Unterrichtes in allen Schulen, wie sie jüngst die Bürgerschaft in Hamburg beschlossen hat, nur einen kleinen Fortschritt. Unterricht in moralischen Dingen ist überall da, wo er nicht mit praktischer Übung oder Gewöhnung zusammenfällt, immer eine lahme Kraft. In diesem Punkte der Übung und Gewöhnung sind uns die Great Public Schools Englands und die Colleges zu Oxford und Cambridge weit voraus. Wir Deutschen glauben immer, alle Schulerziehung durch Aufklärung bewirken zu können, die nur zumeist darin besteht, daß jeweils einer den Mund und 60 andere die Ohren aufmachen. Das ist nun freilich der bequemste und zugleich billigste Weg der öffentlichen Volkserziehung. Er ist noch dazu nicht ganz unfruchtbar, wenn der Samen des Wortes auf ein durch häusliche oder sonstige Verhältnisse wohldurchackertes Gemüt fällt. Aber wo das nicht der Fall ist, ist dieser Weg von geringem Wert. Erziehung zum Volke erfordert mehr. Sie muß den Knaben und das Mädchen gewöhnen, nicht bloß sein Denken und Fühlen, sondern auch sein Handeln in allen entscheidenden Fällen, soweit es die Naturanlage gestattet, in den Dienst gemeinsamer Interessen zu stellen. Das geschieht aber nur durch Arbeit, durch wirkliche praktische Arbeit, in einer Organisation der Schule oder des öffentlichen Lebens. Nur in der praktischen Schule solcher sich immer mehr erweiternder Organisationen entwickeln sich die sozialen Triebe zu kräftigen Willensgewohnheiten, die schließlich stärker werden können als alle subjektiven Freiheitstriebe. . .

So möchte ich das Problem der Volkserziehung in die Formel kleiden: Volkserziehung ist die systematische Führung und Organisation des Volkes zu gemeinsamer Schaffensfreude. . .

Nun ist das eine gewiß: Schaffensfreude wächst nur da, wo die Arbeit, die wir zu leisten haben, unseren Trieben, Neigungen, Anlagen oder auch unseren Lebenshoffnungen entgegenkommt. Das gilt vom Kinde mit seinem ungebrochenen Egoismus noch mehr als vom Erwachsenen. Die Triebe, Anlagen, Lebenshoffnungen von mindestens 90 Proz. aller Volksschüler liegen aber nicht auf dem Felde der Bucharbeit unserer Schulen. Nicht nur die ganze Umgebung, in der ihr Leben sich entwickelt, nicht nur die Zukunft, in die sie hineinwachsen, auch die natürlichen Anlagen und Neigungen der allermeisten Kinder sind auf praktische Arbeit gerichtet. Man lasse einer in theoretischen Dingen gut geführten Knabenklasse die Wahl zwischen Schulbuch und Schulheft einerseits und Hobel, Säge und Meißel anderseits, zwischen der Demonstrationsstunde im Physik- und Chemiehörsal und der Übungsstunde mit Wage und Retorte im Laboratorium; man lasse eine gut geleitete Mädchenklasse entscheiden, ob sie die Botanik- und Nahrungsmittellektion oder eine praktische Garten- oder Schulküchenstunde vorziehe, und sicher 90 Proz. aller Kinder wird es hinausdrängen aus den Hörsälen mit ihrer Atmosphäre der Passivität und hinein in die Räume der Aktivität. Man braucht nur das innere Aufjauchzen der Kinder, dieses Leuchten der Augen, dieses Rotwerden der Wangen im glühenden Eifer zu sehen und zu erleben, wenn die gewöhnliche Buchlektion unserer Münchener Volksschulen geschlossen und die Pforten der Arbeitsräume sich geöffnet haben, um keines weiteren Beweises mehr zu bedürfen... Es genügt nicht, da und dort Handfertigkeitsunterricht anzukleben, da und dort Schulküchen aufzumachen und Schulgärten anzulegen. Wir müssen die praktische Arbeit *organisch* einfügen in den Gesamtlehrplan, wir müssen mehr und mehr trachten, die Werkstätten, Laboratorien, Zeichensäle, Schulküchen und Schulgärten in den Mittelpunkt des Schulbetriebes zu rücken, und den theoretischen Unterricht, so weit es möglich, mit ihm verbinden.'

In den Münchener Volksschulen (und ähnliches gilt für Fortbildungsschulen) ist es bereits gelungen, wenigstens in allen obersten Klassen der Knaben- wie Mädchenabteilungen, den Lehrplan so zu gestalten, daß fast die Hälfte der Unterrichtszeit auf praktische Tätigkeit fällt. Und aus den gemachten Erfahrungen erwächst für Kerschensteiner ein hoffnungsfreudiger Optimismus:

'Man fürchte nicht, daß durch solche Einrichtungen an unseren Volks- und Fortbildungsschulen die Pflege der alten Kulturwerkzeuge, des Lesens, Schreibens und Rechnens, zu kurz kommen müsse. Im Gegenteil; stellen wir sie in den Dienst der Freude an praktischer Arbeit, so werden sie von den Massen mit größerer Sicherheit und Selbständigkeit gebraucht werden als heute, wo sie losgetrennt von den natürlichen Neigungen der meisten Schüler nur so lange gehandhabt werden, als der Zwang der Schule auf ihnen ruht. Jede Arbeit, die unsere Knaben und Mädchen lebhaft ergreift, treibt sie von selbst dazu, nach Mitteln zu suchen, die diese Arbeit fördern helfen.'

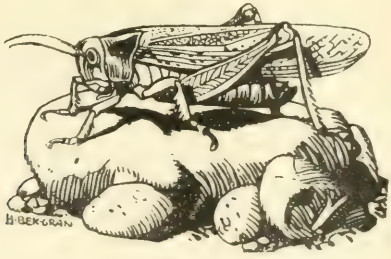
Dem ersten Schritt, der Weckung persönlicher Arbeitslust, muß dann der zweite folgen: deren Umwandlung in *gemeinsame* Schaffensfreude.

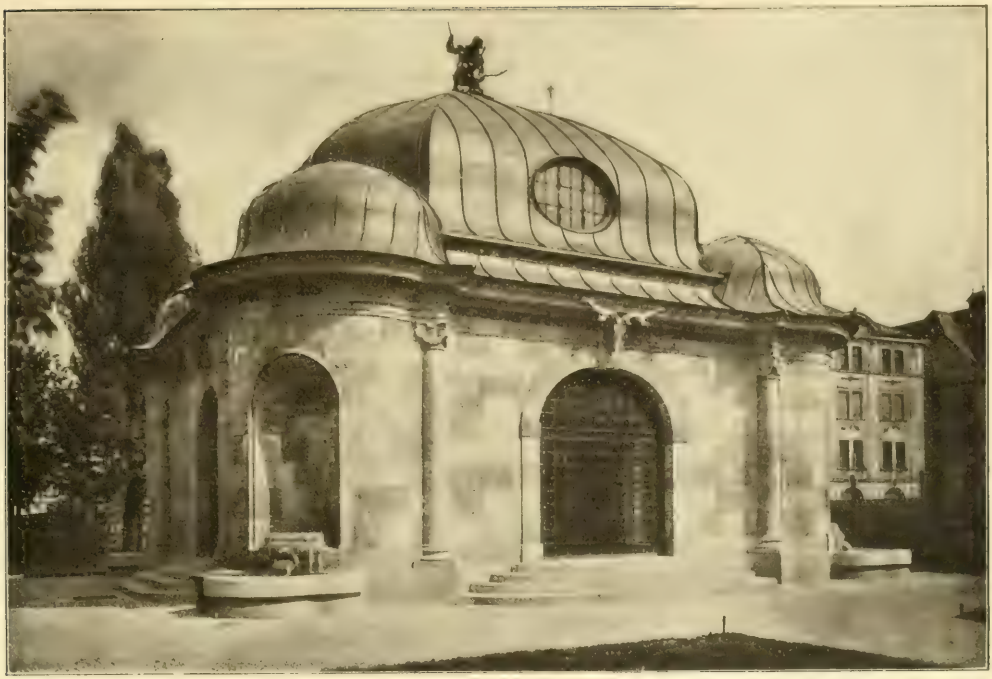
'Es gibt nur wenige Unterrichtsgegenstände in niederen wie in höheren Schulen, die, sobald die ersten Schwierigkeiten der Einleitung vom Schüler überwunden sind, nicht gemeinsame Aufgaben zuließen, an deren Lösung sich einzelne

Gruppen oder selbst die ganze Klasse beteiligen könnte. Nicht nur vor allem die Naturwissenschaften, sondern auch die Mathematik und die fremden Sprachen bieten solche Gelegenheiten, und zwar um so häufiger, je weiter die Schüler fortgeschritten sind. Wenn wir nur wollen, so können wir den Klassengeist nicht bloß für Turn- und Turnspielangelegenheiten, sondern auch für wissenschaftliche Beschäftigungen in der Schule entfachen und mit ihm die Tugenden der Hingabe, der Dienstgefälligkeit, der Hilfsbereitschaft entwickeln, welche die gemeinsame Arbeit immer im Gefolge hat. Da aber, wo Werkstätten aller Art, Laboratorien, Schulküchen, Schulgärten, mit dem gesamten Unterricht auf das innigste verbunden sind, drängt sich die Möglichkeit der Erziehung zu gemeinsamer Schaffensfreude unmittelbar auf. Natürlich ist nicht alle Schularbeit dazu geeignet, aber jede Schulorganisation läßt sich so gestalten, daß ein Teil der Schulaufgaben in den Dienst eines zu entwickelnden Gemeinsamkeitsgefühles gestellt werden kann, wo die Schwachen unter der Mithilfe der Starken wachsen, wo der Reichere und Begabtere Opfer bringt für die Ärmeren und weniger Begabten, wo Befriedigung und Enttäuschung gemeinsam empfunden werden kann. Wir müssen diesen Gedanken nur einmal fest ins Auge fassen, um unschwer zu erkennen, welche Früchte schon unsere heutige Schule zeitigen könnte, von denen wir uns bisher nichts haben träumen lassen. Indeß könnten auch außerhalb der eigentlichen Schularbeit Schülerorganisationen mancherlei Art für charitative, hygienische, künstlerische und wissenschaftliche Zwecke ins Leben gerufen werden, auf die ich wiederholt schon in verschiedenen Schriften durch Wort und Beispiel hingewiesen habe, und die durchaus geeignet wären, das rechte, für das spätere staatsbürgerliche Leben so wertvolle Gemeinschaftsgefühl zu freudiger Tatkraft heranwachsen zu lassen.'

Noch reichere Möglichkeiten für die Entwicklung des Gemeinschaftsgefühls findet Kerschensteiner bei den Fortbildungsschulen gegeben; erst durch solche Praxis wird ihm zufolge der Boden vorbereitet für die ersprießliche Gestaltung eines theoretischen Unterrichts in der Bürgerkunde.

-r

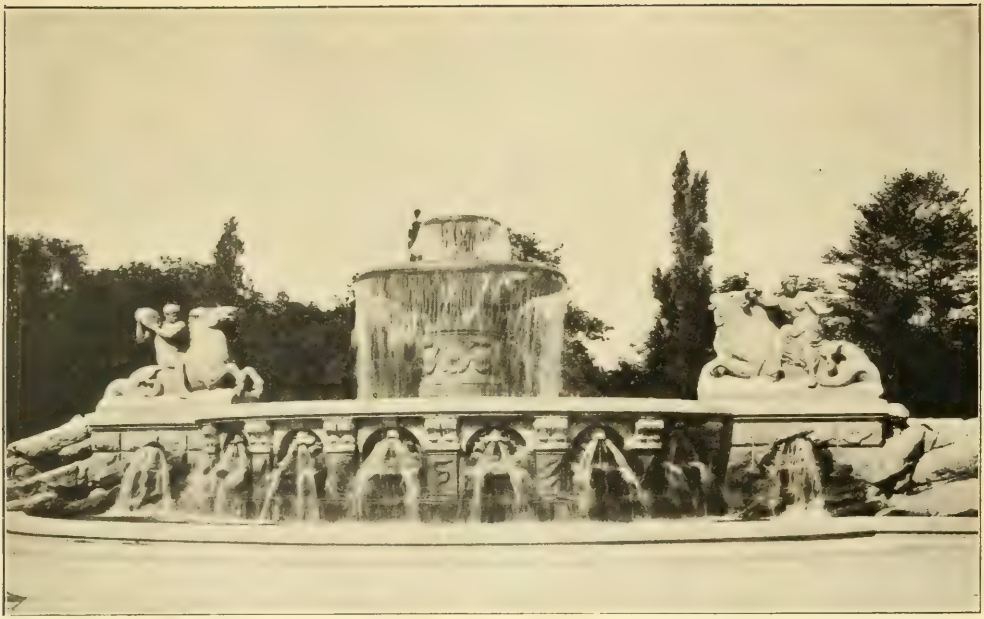




Adolf Hildebrand fec. Außenansicht.

Adolf Hildebrand fec. Innenansicht.

Hubertusbrunnen.

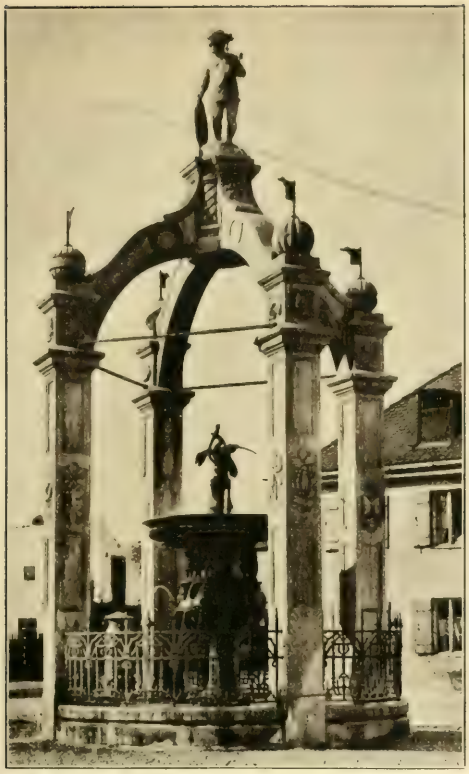


Adolf Hildebrand fec.

Wittelsbacher Brunnen.

Max Heilmaier fec.

Brückenfigur.



Th. Fischer und J. Floßmann fec.

Auer-Brunnen.

Anton Pruska fec.

St. Anna-Brunnen.

Jacob Bradl fec.

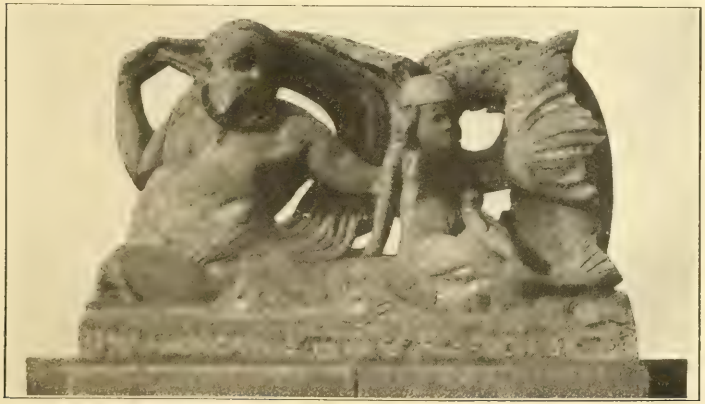
Winthir-Brunnen.

Th. Fischer und G. Wrba fec.

Otto von Wittelsbach.

Architekt Theodor Fischer.

Teil der Max-Josef-Brücke.



H. Düll und G. Pezold fec.

Brückenfigur.

Erwin Kurz fec.

Brückenfigur.

Hohe Land

Zeitgeschichte.

Der Untergang der ‚Allgemeinen Zeitung'. Er kam ja gar nicht unerwartet; seit der Übersiedlung nach München (1882) fing das Blatt an, hippokratische Züge anzunehmen, und die Versuche der Administration, den Anteil eines weiteren Publikums zu gewinnen, glichen den Injektionen von Sauerstoff, durch welche der Arzt das Erlöschen der Herztätigkeit noch um ein paar Stunden aufhalten will. Es hilft nicht, darüber nachzudenken, wer die letzte Schuld an der Katastrophe tragen mag: schon die Notwendigkeit des Ortswechsels hatte die innere Schwäche des Patienten erkennen lassen, denn an sich, wäre sie noch kräftig genug gewesen, hätte die ‚Allgemeine Zeitung' ebenso gut in Augsburg als in München erscheinen können; unter den heutigen Verhältnissen hätte die Rücksicht auf die Erleichterung des Nachrichtendienstes und der Expedition nicht für die Wahl der größeren Stadt den Ausschlag zu geben brauchen. Selbst der Übergang in einen anderen Verlag (1889) vermochte das Blatt nicht zu galvanisieren, vielleicht wurde der richtige Zeitpunkt versäumt, es den modernen Bedürfnissen anzupassen, oder man hat die großen Mittel nicht riskieren wollen, dessen die Erneuerung bedurft hätte, oder es ward überhaupt die Tatkraft der Unternehmer durch die Unentrinnbarkeit des Schicksals gelähmt — kurz, ich weiß es nicht zu sagen. Am wahrscheinlichsten dünkt mich, daß es gar nicht an der ‚Allgemeinen Zeitung' gelegen hat, daß sie starb, sondern an dem Publikum, das im Laufe der jüngsten Jahrzehnte sein Wesen geändert hatte, dessen neuen Wünschen das alte Blatt nicht mehr genügte.

Darum wird auch der Eindruck des Ereignisses in München selbst gar nicht so groß gewesen sein, auf einen Altösterreicher in der Ferne wirkte es wie der Einsturz des Campanile von Venedig. Erst jetzt ist die Zeit der Kultur, in der wir erwachsen waren, endgültig vorbei und der letzte Strich unter die Bilanz unseres werktätigen Lebens gezogen worden: wer den Göttern (oder Götzen), welche heute die hohen Stühle bestiegen haben, nicht mehr opfern will, der trete still in den Hintergrund und schweige!

Nicht daß die ‚Allgemeine Zeitung' während ihres langen Lebenslaufes immer dieselbe geblieben wäre: sie war ein Weltblatt in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts und blieb es noch, solange Gustav Kolb sie redigierte (bis 1863), dann setzte sie sich in das Professorenblatt um, ein schlimmes Zeichen schon deshalb, weil Professoren als Leser keine große Zeitung erhalten können; in den Kreisen von Handel und Industrie, woher das Geld kommt, ist die ‚Allgemeine Zeitung' nie mehr recht heimisch geworden. Da half es auch nichts, wenn die Beilage sich auf der Höhe hielt, ja wenn sie eine

kurze Epoche hindurch (Alfred Dove) brillant geleitet und geschrieben wurde, wenn die beiden glänzendsten (unter den ehrlichen) Journalisten Österreichs, Heinrich Friedjung und Anton Bettelheim, für das Blatt schrieben; denn von der ‚Beilage' kann ein großes Organ nicht leben, und die Wiener Korrespondenzen konnten es nicht über Wasser halten, sobald die Zentripetalkraft des Deutschen Reiches alles politische Interesse in Berlin festgelegt hatte.

Gerade das neue deutsche Reich hat, indem es die Hoffnungen hinter sich ließ, mit der Erfüllung des Wunsches auch die Wünschenden selbst beseitigt. Jedermann weiß es, in welch genauem proportionalen Verhältnis zum Erstarken der politischen Macht Deutschlands der Idealismus der Volksmassen, welcher die Gründung Bismarcks auf seinen Schultern getragen hatte, der Schwäche verfiel und langsam absterbend erlosch. Heute gibt es keine Reichspartei mehr, es gibt nur Parteien im Reich für und wider das Reich. Und dieser bezeichnende Zug der Gegenwart verallgemeinert sich ins Unbegrenzte, denn in Österreich steht es nicht anders; die Kulturträger der Monarchie, die Deutschen, bilden nicht einmal gegenüber den an sich kulturlosen Slaven und der kulturtötenden Selbstsucht der Magyaren eine geschlossene Einheit mehr, sie gaukeln sich statt dessen einen gelegentlichen Zusammenschluß mit kurzem Zweck vor, indem sie dieses Phantom, geflickt aus Zeitungspapier und Börsenpraktiken, als den festen Halt ihrer Zukunft bewundern.

Dieser, wie wir sehen, überall wirkende Prozeß im geistigen Leben der Gegenwart ist es auch, dem die ‚Allgemeine Zeitung' zum Opfer fiel. Sie strebte darnach, sich und ihre Leser allseitig zu unterrichten, damit ein objektiv sachliches Urteil ermöglicht werde: unsere Zeit kann aber weder Sachlichkeit noch Objektivität gebrauchen, sie läßt sich daher mit vollem Bewußtsein belügen, wofern nur diese Lüge wie ein starkes Opiat sie durch etliche angenehme Augenblicke über das dräuende Elend hinwegtäuscht. Das ist ein starker Sinneswechsel innerhalb der aufeinander folgenden Generationen! Das Geschlecht, zu dem ich gehöre, meinte, sich aus den Stricken der Parteien seiner Jugend befreien zu müssen; es glaubte, mit der Lösung von den alten Schlagworten eine höhere Zinne zu erklimmen, und hielt die schwer errungene Objektivität, das Vermögen, den Dingen auf den Grund zu sehen und ohne Scheu in ihrem historischen Zusammenhange zu beurteilen, für ein kostbarstes Lebensgut, für das es durch ein Menschenalter hin zu kämpfen sich lohnte. Welch grausame Täuschung! Suchen wir mit unserem Gold die Kassen der öffentlichen Meinung von heute auf, so wird es als ungangbare Münze zurückgewiesen, es hat seine Kaufkraft eingebüßt, die Pharaonen unserer Tage kennen seine Prägung nicht mehr.

In der Tat, jeder mag durch eigene Erfahrung sich davon überzeugen, es gibt keine Zeitungen mehr, die nicht dem Dienste von Parteien verknechtet wären. Sollte jemand das für übertrieben halten, der mache sich auf den Weg und suche die deutsche Stadt, in der er eine Zeitung findet, die nicht auf ein Parteischibbolet eingeschworen ist, nicht aus einer Parteikasse subventioniert wird. Er beginne mit den großen Lebenszentren Deutschlands und Österreichs und schreite sie ab bis zu den Hauptstädten kleiner und kleinster Provinzen, ob er ein Journal auftreibe, das die Tatsachen des Tages unbefangen berichtet und die Leser nicht schon durch die Fassung der Telegramme und Telephonnotizen in das Parteigeschwätz einfängt. Mit größerer Sicherheit als der Leipziger Verleger einen Dukaten für das Aufstöbern eines Druckfehlers in seinen Logarithmentafeln ausschrieb, könnte ich einen Preis für eine Stadt aussetzen, innerhalb deren Mauern eine parteilose Zeitung herausgegeben wird.

Ohne jeden Rückhalt lassen diese Behauptungen von dem Gebiete der Politik sich auf das der Literatur übertragen. Niemals, auch nicht in jenen Zeitläuften, da die neu aufkommenden Schulen der Naturalisten, des Symbolismus, der Illusionisten sich ihr Dasein erkämpften, sind die Ansichten von Männern, welche keiner Partei sich verpflichten wollten, mit solcher Brutalität zu Boden getrampelt worden wie heute, wo die Dekadence, das heißt, das Unvermögen, nicht mehr das Merkmal einer ausgezeichneten Gruppe von Ästheten darstellt, sondern die Literatur ihrer ganzen Breite nach wie ein Volksgift infiziert hat. In der Gegenwart machen eben die kranken Nichtskönner bereits die Mehrheit aus und johlen, wenn irgendwo ein Gesunder sichtbar wird, wie bei Rosegger die steirischen Bauern mit ihren Kröpfen den Fremden verhöhnen, der sich unter sie wagt, ohne die landesübliche Schwellung der Kehle zu besitzen. Der gute Michel der deutschen Poesie liegt heute freilich auf der Nase, und die frechen Jungen der neuen Zucht (oder Unzucht) brauchen nichts zu fürchten, wenn sie ihn umtanzen und schreien, er sei lendenlahm geworden, und darum sei ihre Zeit gekommen, wo die Unverschämtheit in der Welt des Schrifttums die Legitimation durch das Talent ersetzt — aber, wer weiß?! — vielleicht steht er doch einmal noch auf, der alte Herr, dann verkriechen die dummen Buben sich schleunigst in ihre Geburtswinkel und überlassen dann wieder Leuten den Platz, die wirklich etwas vermögen.

Fragt man, woher dieser Umschlag des öffentlichen Tones ins Barbarische sich erklärt, dann fällt die Antwort nicht schwer. Zuerst haben wir's in der Politik erlebt, die heute keine genteele Beschäftigung mehr ist; vor Jahren haben die Sozialdemokraten begonnen, sie in einen Beruf umzuwandeln und mußten natürlich ihre Brotgeber, von denen sie für die staatszerstörende Arbeit bezahlt werden, durch fortwährendes Steigern der Extravaganzen um ihre Sparpfennige erleichtern. Heute, nach der Wahlreform, gibt es überhaupt nur noch Politiker von Beruf, das heißt, Menschen, die von dem Tage an nichts mehr zu essen haben, wo ihre Stimme den wütenden Parteigenossen nicht mehr stark genug vorkommt: sie müssen sich daher gegenseitig überschreien und, wenn die Worte ausgehen, zu den Fäusten greifen; ohne Mitglied eines Athletenklubs zu sein, wird künftighin niemand bei uns um ein Abgeordnetenmandat sich bewerben dürfen. Gar nicht anders steht es gegenwärtig um die Literatur. Schon lange hat man darüber spekuliert, welche Folgen es dereinst haben möchte, wenn die Dichtung, das Wirken schöner, stiller Schöpferstunden, hinausgelockt würde auf den Markt und umgewandelt zu einem Beruf, dessen Träger von den Sorgen des täglichen Wettkampfes bedrückt wird. Jetzt sind sie da diese Folgen, und man kann sie ausreichend überblicken: Massenproduktion, Überproduktion, wechselseitiges Unterbieten um die Gunst des kaufenden Publikums durch Umschmeicheln aller niedrigen Instinkte, vor allem üppiges Gedeihen der rohesten Reklame und Kolportage, ungeheure Ausbreitung des Giftsumpfes der pornographischen Literatur. Den Leuten, die mit solchem Geschäft sich beschmutzen, ist bereits jedes Gefühl für das Unehrenhafte ihrer Beschäftigung geschwunden: hat doch im vorigen Sommer ein an sich braver Mann es durchaus nicht begreifen wollen, als ich erklärte, ich würde einem Verleger von Bordellromanen die Hand nicht reichen, obschon dieser mit dem aus dem Kot aufgehobenen Gelde einigen guten Büchern ins Dasein verholfen hatte.

Mancher von meinen Lesern wird darob lächeln, daß ich diese trübseligen Betrachtungen an das Eingehen der ‚Allgemeinen Zeitung' knüpfe, die ja überdies noch gar nicht tot ist, sondern

als Wochenblatt den alten Abonnenten den Abschiedsschmerz erträglich zu machen gedenkt. Doch für mich bedeutet eben die ‚Allgemeine Zeitung' ein Stück des verflossenen Lebens. Mehr als dreißig Jahre sind es her, daß mein alter Kollege, der Historiker Johann Baptist von Weiß, mir in den Pausen der Staatsexamina von der neuen Kenntnis zukommen ließ, die er just aus den Spalten der ‚Allgemeinen' geschöpft hatte — damals stand ich noch beträchtlich weiter links als heute —; später hat ein hochgeschätzter Mediziner und Biologe mit mir das Interesse für die Allgemeine und ihre Beilage geteilt — bei welchem Blatte wäre dergleichen sonst möglich gewesen? Noch zuletzt habe ich die blaugrauen Wochenhefte gerne zur Hand genommen, irgend etwas war immer daraus zu lernen. So mag es sich schicken, über einen Wandel der Zeiten dann zu sprechen, wenn ihr Bote das letztemal aus der Tür gegangen ist.

Also bleibt uns Alten kein Trost mehr als mit unserer Zeitung auch uns selbst zu empfehlen? Vielleicht doch. Denn noch immer frißt Vater Chronos seine eigenen Kinder, indes die kommenden Nachfahren aus den Wolken auf die Erde schweben; noch immer kündet der tödliche Frost der Morgendämmerung zugleich die lebenspendende Sonne des nächsten Tages — es bleibt demnach Hoffnung übrig. Qui vivra, verra!

Prof. Dr. Anton E. Schönbach.

Kirchengeschichte.

Alois Knöpfler. Fragt man, wer der hervorragendste Kirchenhistoriker auf katholischer Seite im 19. Jahrhundert gewesen sei, so wird die Entscheidung auf Döllinger fallen müssen: seine Genialität ist über allen Zweifel erhaben, seine Quellenkenntnis von seltener Weite und Ausdehnung, seine tiefgreifende methodische Kritik, seine sichere Kombinationsgabe, seine prunklose und doch schöne Darstellung, formvollendet und kraftvoll, begründen seine Bedeutung. Weniger günstig lautet das Urteil, wenn wir seine Wirksamkeit als akademischer Lehrer in Betracht ziehen. Lange Jahrzehnte hatte er den Lehrstuhl für Kirchengeschichte an der Ludwig-Maximilians-Universität zu München inne, Tausende von Schülern haben zu seinen Füßen gesessen. Aber in ein näheres Verhältnis zu seinen Schülern trat er nicht, unnahbar stand er auf der Höhe des Katheders, nur sehr wenigen Auserwählten ward es vergönnt, dem Meister näher zu treten und von ihm gefördert zu werden, Lord Acton ist der bekannteste von ihnen. Eine Schule hat er nicht gegründet, nicht in Seminarübungen der jungen Theologenwelt die methodische Schulung gegeben und sie angeleitet zu selbständiger wissenschaftlicher Arbeit. Freilich muß bemerkt werden, daß im allgemeinen zu Döllingers Zeit den Seminarübungen weniger Gewicht beigelegt wurde. Das hat sich nun inzwischen gründlich geändert. Allgemein wird jetzt die hohe Wichtigkeit der Universitätsseminare zugegeben und anerkannt: hier lernen Lehrer und Schüler einander persönlich kennen, und letztere erhalten reiche Anregung, gemeinsam wird hier an der Aufhellung dunkler Probleme gearbeitet und der Geist geschärft. Vor kurzer Zeit hat Schrörs in einem langen Kapitel seiner Denkschrift ‚Kirche und Wissenschaft' (Bonn 1907) eingehend die hohe Bedeutung der Seminarübungen dargelegt, und ein hervorragender Historiker wie Bernheim möchte sogar in dieselben das Schwergewicht der Ausbildung an der Universität legen. — So herrscht jetzt auch erfreulicherweise, was speziell das Gebiet der Kirchengeschichte betrifft, in den kirchengeschichtlichen Seminaren der kath.-theol. Fakultäten ein reges Leben und frische Tätigkeit. Zeuge dessen sind die zahlreichen Publikationen, die als Früchte der Tätigkeit in den Seminaren erschienen. Vor allem sind es zwei Vertreter des Fachs der Kirchengeschichte

an deutschen Universitäten, welche die erfolgreichste Tätigkeit in dieser Hinsicht entfaltet haben nnd noch entfalten: Alois Knöpfler in München und Max Sdralek in Breslau. Gemeinsam haben beide im Verein mit Schrörs sechs Bände ‚Kirchengeschichtliche Studien' herausgegeben, deren jeder 3—4 größere wissenschaftlich durchweg wertvolle Monographien enthält. Seit 1903 ist diese Publikation leider ins Stocken geraten. Dafür aber geben nun Knöpfler und Sdralek gesondert die kirchengeschichtlichen Arbeiten ihrer Schüler heraus. Von den ‚Kirchengeschichtliche Abhandlungen. Herausgegeben von Max Sdralek' sind bislang fünf Bände (Breslau 1902 ff.) erschienen, deren jeder mehrere Schülerarbeiten zusammenfaßt, ein sechster Band gelangt demnächst zur Ausgabe. Von Knöpflers ‚Veröffentlichungen aus dem Kirchenhistorischen Seminar München', die allerdings keineswegs sämtlich Erstlingsarbeiten sind, liegen schon zwei Reihen von je 12 Heften größeren und kleineren Umfangs vor, und von der dritten Serie auch schon die ersten Hefte. Beiden Sammlungen ist von der Fachkritik reicher Beifall gespendet worden, und vor allem ward nicht gekargt mit dem Dank an die Herausgeber, die mit unendlich viel Mühe und Aufopferung die Publikation leiteten und mit Rat und Tat den Verfassern hilfreich zur Seite standen.

Mit welcher Liebe und Dankbarkeit die Schüler selbst diese aufopfernde Tätigkeit zu würdigen wissen, dafür gibt eine unlängst erschienene ‚Festgabe' (München 1907, VIII. 348, 5 M.) deutliches Zeugnis; siebzehn Schüler Knöpflers, größtenteils selbst schon im akademischen Lehrberuf stehend, haben sich zusammengetan, um ihm zur Vollendung des 60. Lebensjahres eine Gabe darzureichen, wie sie willkommner dem Jubilar wohl nicht hätte geboten werden können. Mit Recht betont das Vorwort, daß Knöpflers Tätigkeit in München eine willkommene und notwendige Ergänzung zu der seines Vorgängers Döllinger bietet, indem er auf die Gründung und Ausgestaltung eines kirchenhistorischen Seminars seine Bemühungen richtete und noch richtet. Aus kleinen Anfängen hat es sich durch seine nie ermüdende Tätigkeit zu schöner Blüte entwickelt, nun ist es eine trauliche Arbeitsstätte, in der der Jünger der Wissenschaft das notwendige Handwerkszeug bequem vereinigt findet. Nun ist es eine Stätte reger Tätigkeit geworden, an der der Grund gelegt ward zu mancher Arbeit, die eine Förderung der Wissenschaft bedeutet, an der reiche Anregungen vielerlei Art in empfängliche Herzen gesenkt wurden. — Die einzelnen Aufsätze der ‚Festgabe' entstammen dem Gebiet der historischen Theologie im weitesten Sinn, denn wir finden in ihr auch einige exegetische Beiträge: auf alttestamentliches Gebiet führen uns Euringer und Holzhey mit ihren Abhandlungen über ‚Das naturwissenschaftliche Hexaëmeronproblem und die kath. Exegese' und ‚Genesis I und die antike Philosophie', während Sickenberger einen Beitrag zur Erklärung des Prologs des Johannisevangeliums liefert. Sickenberger rechtfertigt auch die Aufnahme dieser exegetischen Aufsätze (S. 275): ‚Auch die Exegese ist ein Zweig der großen historischen Theologie, welche die Entwicklung des Gottesreiches auf Erden von den Anfängen bis zur Gegenwart behandelt, und sie arbeitet deshalb nach den gleichen methodischen Grundsätzen wie die Kirchengeschichte.' Von den übrigen Beiträgen, die sich auf das Gebiet der alten und mittelalterlichen Kirchengeschichte verteilen, seien nur einige hervorgehoben, die jetzt besonderes Interesse beanspruchen können. — Die Hochlandleser, denen Hannapels Aufsatz über den Mithraskult noch in Erinnerung ist, werden Interesse finden an den kundigen Ausführungen Wielands über ‚Wiedergeburt in der Mithrasliturgie und in der christlichen Taufe'.

Über ‚Die Anfänge des Christentums in Bayern' unterrichtet ein Aufsatz von

Bigelmair, der einen Einblick gewährt in die schwierigen Fragen, die hier der Erledigung harren. Dem Ursprung des Ablasses hat in den letzten Jahren die Forschung besondere Aufmerksamkeit zugewandt; es seien nur die Namen Charles Lea, Nikolaus Paulus und Adolf Gottlob genannt. Ihnen gesellt sich jetzt Königer zu mit einer eindringenden Untersuchung, die zu ähnlichen Resultaten wie Gottlob kommt. Die bischöfliche Tätigkeit des Albertus Magnus, der bislang wenig Beachtung geschenkt worden war, skizziert M. Weiß in kurzen Strichen. Greving und Thalhofer bieten zwei sehr interessante Aufsätze über den vorreformatorischen Beichtunterricht. —

Die immerhin erwägenswerten Bedenken, die gegen das immer häufiger werdende Erscheinen von ‚Festgaben' oder wie immer der Titel solcher Sammelbände heißen mag, die dankbarer Schüler Fleiß zu akademischen Jubiläen und sonstigen Gedenktagen zusammenstellt, sollen hier nicht weiter besprochen werden, wir wollen uns vielmehr der wertvollen Gabe freuen, die uns ein schönes Bild der Blüte zeigt, deren sich die Kirchengeschichtswissenschaft auf deutschem Boden erfreut, und dem Gefeierten noch eine recht lange segensreiche Tätigkeit wünschen.

Dr. F. X. Seppelt.

Philosophie.

Schelling, der Lehrer und dann stetige Freund und Berater König Maximilians II von Bayern, scheint derjenige Denker zu sein, dem sich im gegenwärtigen großen Wiederholungskurs neuzeitlicher Philosophie das Interesse nun vornehmlich zuwenden will. Nach Kant sind bereits seit einiger Zeit Fichte und Hegel wieder ernstlich gewürdigt worden oder wenigstens wieder in Mode gekommen. Nun wird die Wiedergeburt auch Schelling zuteil. Das Jahr 1907 brachte über ihn zwei wertvolle Einzelstudien von Max Adam und Otto Braun, zugleich die Neuausgabe eines Vorlesungszyklus* und eine Blütenlese**; allerjüngstens widmete ihm und nahverwandten Neuidealisten der Gegenwart die ehemals Fichte-Ulricische ‚Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik' ihr ganzes Januarheft und vor allem hat uns noch der Schluß des verflossenen Jahres eine voluminöse Auswahl seiner wichtigsten Werke gebracht***, aus denen der Philosoph der Romantik wieder unmittelbar zu uns spricht, oft zwar schwer verständlich und in der proteusartigen Wandlung seiner Grundgedanken kaum zu fassen, aber doch in seinen naturphilosophischen und zumal dann kunstphilosophischen Ideengängen manche freudige Überraschung bereitend. Es ist kaum anzunehmen, daß Schellings systematische Grundgedanken, wie sie aus Anlaß seines 50. Todestags Matthias Baumgartner im Augustheft 1904 dieser Zeitschrift gewürdigt hat, wieder zu werbender Kraft erwachen; und auch seine naturphilosophischen Lehren werden wohl nur in der Umbildung, die ihnen Eduard von Hartmann zuteil werden ließ, fortwirken. Aber historisch bemerkenswert bleibt die rasch auffassende und verabsolutierende Art, wie Schellings ‚Spinozismus der Physik' die damaligen Neuerkenntnisse namentlich der Elektrizitäts- und Magnetismuslehre in die Schematismen seiner Denkweise einzuordnen verstand. Heute aber noch unmittelbar

* Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums, neu herausgeg. von O. Braun, Leipzig 1907, Verlag von Quelle & Meyer.

** Unter dem Titel ‚Schöpferisches Handeln' herausgeg. von Emil Fuchs, Jena und Leipzig 1907, Verlag von Eugen Diederichs.

*** F. W. J. v. Schellings Werke. Auswahl in drei Bänden. Herausgeg. von Otto Weiß. Leipzig 1907. Verlag von Fritz Eckardt. Brosch. Mk. 20.—; gebd. Mk. 25.— bezw. 35.—. Der erste Band bringt die Hauptschriften zur Naturphilosophie, der zweite zur Identitätsphilosophie, der dritte zur Philosophie der Kunst und zur Freiheitslehre. Eine ausführliche Einleitung, Namen- und Sachregister erleichtern den Gebrauch. Erläuternde Anmerkungen hätten nicht fehlen sollen.

sachlich wertvoll erweisen sich auf den ersten Blick viele seiner ästhetischen Gedankengänge, und ganze Abschnitte aus seiner ‚Philosophie der Kunst' darf man getrost neben die A. W. Schlegelschen Vorlesungen stellen, mit denen sie auch nach Gegenstand und Urteilsart weitgehende Übereinstimmungen zeigen. Nur ein bedeutsamster Gedanke (so wertet ihn auch Max Adam) sei aus diesen Meditationen eines Künstlers über die Kunst herausgehoben; ‚Mythologie', sagt Schelling einmal, ‚ist die notwendige Bedingung und der erste Stoff aller Kunst'; und damit noch nicht genug; der größte Künstler vollendet sich erst darin, daß er seine eigene Mythologie schafft. Eben darum ist für Schelling Dante ‚das größte Individuum der modernen Welt'; eben darum begrüßt er alsbald Goethes Faust nach dem veröffentlichten Fragmente als ein ‚wahrhaft mythologisches Gedicht', welches ihm ‚nichts anderes als die innerste, reinste Essenz unseres Zeitalters' bedeutet.

Schelling ist der philosophische Hauptrepräsentant einer ästhetischen Weltanschauung und gleich den andren Romantikern steht er in entschiedenster Reaktion gegen jene ‚Idcenleerheit, die sich Aufklärung zu nennen unterfteht.' Sein Irrationalismus setzt sich offenkundig in der stark ästhetisierenden Willenslehre Schopenhauers, Hartmanns und Nietzsches fort. Im engeren Gebiet der Kunsttheorie findet sich der Hinweis auf den Mythus namentlich bei Richard Wagner und Heinrich von Stein starkbetont wieder und auch sonst ergeben sich wesentliche Übereinstimmungen mit diesen beiden; so könnte Schellings Satz ‚Wahre Religion ist Heroismus' ebenso gut von Heinrich von Stein geschrieben sein. Eine direkte Abhängigkeit kann aber hier nur vermutet werden, zumal ich bisher über einen von O. Braun, aber nicht von Chamberlain oder Poske erwähnten Vortrag ‚Schelling' von H. von Stein (Rostock 1873) nichts Näheres ermitteln konnte.

Bemerkenswert bleibt aber jedenfalls Schellings vielfältige Stimmungsverwandtschaft gerade mit unserem zeitgenössischen Neuromantizismus oder Ästhetizismus, der freilich an Energie des Denkens und Tiefe des Wissens zumeist weit hinter seinem großen Vorläufer zurücksteht. Und doch möchte man wünschen, Schelling werde von gewissen Ästheten unsrer Tage der Anstrengung einer ernstlichen Lektüre wert befunden. Dann würde ihnen bald klar werden, wie bei ihm die ästhetische Weltanschauung sich selbst überwinden muß. Otto Braun hat in seiner Schrift über ‚Schellings geistige Wandlungen in den Jahren 1800—1810' nachgewiesen, wie bei Schelling die ethischen Probleme immermehr in den Vordergrund treten und sich schließlich bei ihm ‚der Schwerpunkt des Weltbildes aus der Kunst in die Religion verschiebt'. Grade aus dieser Entwicklungsrichtung des Schellingschen Denkens können auch solche lernen, die kaum einen seiner philosophischen Lehrsätze annehmen können. Daß gerade die Entwicklungsrichtung auf das Religiöse hin Schelling mit vielen anderen führenden Geistern des neunzehnten Jahrhunderts von Fichte bis zu Spencer herab gemeinsam ist, wird demnächst hier in einer Gesamtbetrachtung der Altersweisheit neuzeitlicher Denker nachgewiesen werden.

Dr. Max Ettlinger.

Pädagogik.

Sexualpädagogik im 18. Jahrhundert. Es hat bereits einmal eine Zeit gegeben, in der man das heute so vielfach und oft mit kindlicher Oberflächlichkeit erörterte sexualpädagogische Problem mit gleicher besonderer Vorliebe und mit ernster Vertiefung erwog; und aus den damaligen Ergebnissen können wir heute noch im Guten und Schlimmen gar manches lernen. Diese wertvolle Erkenntnis ergibt sich aus F. X. Thalhofers klaren und gründlichen Untersuchungen über ‚Die sexuelle Pädagogik bei den

Philantropen',* d. h. bei jenen von Rousseau und dem deutschen Rationalismus ausgehenden Pädagogen am Ende des 18. Jahrhunderts, (Basedow, Campe, Salzmann u. a.) die sich um den Einzug eines frischeren und froheren Geistes in deutsches Erziehungs- und Unterrichtswesen so manche Verdienste erworben haben.

Damals stand ganz im Vordergrund das Erziehungsmittel der sexuellen Aufklärung, mit dem ja auch heute viele Leute alle Schwierigkeiten rasch und einfach zu lösen glauben; und an der praktischen Erprobung dieses Mittels hat es damals keineswegs gefehlt. Aber grade durch die Erfahrungen der Praxis, der es damals hauptsächlich um die Verhütung geheimer Jugendlaster zu tun war, sah man sich bald zu einer immer vorsichtigeren Handhabe der Aufklärung und zu einer immer feiner abgestuften und individualisierten Methode derselben genötigt. Daß man schließlich überhaupt zu keiner durchwegs befriedigenden Erledigung der überaus schwierigen Aufgabe gelangte, ergibt sich schon aus der Tatsache, daß die damaligen Lösungen trotz ihrer tüchtigen Durcharbeitung fast wieder in Vergessenheit geraten konnten.

Der Hauptfehler lag damals, wie Thalhofer überzeugend dartut, in der einseitigen Verstandesaufklärung, in der viel zu geringen Berücksichtigung der mit einspielenden Gefühle, zumal des Schamgefühls, und der nicht minder wichtigen Triebs- und Willensregungen. Insoweit unter dem Zwang der Verhältnisse sexuelle Aufklärung notwendig wird, muß sie vor allem — und das geschieht zunächst am besten durch die Mutter — die unvermeidlich auftretenden starken Gefühle und Phantasiegebilde möglichst zu veredeln suchen, ‚Schutzgefühle' wecken, die diese Sphäre von vornherein in Verbindung halten mit den edelsten sittlichen Vorstellungen und Motiven; so z. B. mit der aufopfernden, schmerzensreichen Mutterliebe, mit dem frohen Stolz der Selbstbeherrschung, mit einer idealen Auffassung der Liebesneigung und nicht zuletzt auch mit einer ahnungsvollen Scheu vor dem letzten Unaussprechlichen. Es ist daher verfehlt, die aufzuklärenden Vorgänge beim Menschen von vornherein auf eine Stufe herabzudrücken mit den entsprechenden bei Pflanze und Tier. Gewiß können und sollen auch diese naturwissenschaftlichen Hilfsbegriffe nach gehöriger methodischer Vorbereitung zur Erläuterung mit herangezogen werden, aber nur an ihrem Orte und zu ihrem Zweck. Die wertvollen Einzelheiten der Aufklärungsmethodik mögen solche, die es angeht, bei Thalhofer nachlesen. Seine Beweisführung wirkt, grade weil sie zunächst an das historisch Gegebene anknüpft, besonders überzeugend auch hinsichtlich der letzten und krönenden Erkenntnis, daß nämlich die in Betracht kommenden ethischen Motive beim Kinde und beim heranwachsenden Geschlecht am besten und vollkommensten wirksam werden allein in ihrer religiösen Fassung und Übung. Eben diesbezüglich erbringt Thalhofer aus der historischen Pädagogik willkommenste Bestätigungen der idealen zeitgenössischen Grundauffassung, wie sie F. W. Foerster noch unlängst in seinem herrlichen Aufsatz über ‚Sexualethik und Sexualpädagogik' (Augustheft 1907) im Hochland ausgesprochen hat. Dr. H. Merker.

* Kempten und München 1907, Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung. Geh. Mk. 1.80.

Naturwissenschaft.

Zur Chemie der Zukunft. Der interessante Artikel von Professor Baumhauer im Märzheft kann eine vielleicht willkommene Ergänzung erfahren durch den Hinweis, daß nicht nur neue Entdeckungen die Anschauungen der Chemie stark verändert haben, sondern auch die mehr spekulative Theorie heute ganz andere Wege geht, als vor noch etwa 20 Jahren. Wer damals Chemie gelernt

hat und jetzt z. B. Wilh. Ostwalds ‚Prinzipien der Chemie'*, eine ‚Einleitung in alle chemischen Lehrbücher' zur Hand nimmt, was ihm sehr zu empfehlen ist — der wird zunächst einfach seinen Augen nicht trauen. Das Wort Atom kommt in den 531 Seiten überhaupt gar nicht vor; der Begriff ‚Atomgewicht' erst auf S. 421 — in einer (höchst seltsamen) Anmerkung, die anfangs konstatiert, die bezüglichen Verhältnisse seien ‚infolge einer eigentümlichen geschichtlichen Entwicklung ein wenig verwickelt geraten!' Die Molekulargröße erscheint gar erst auf S. 448 als ‚sogenannte' und hypothetische, als habe sie gar keine wichtige Rolle gespielt. Statt dessen wird der Leser über ‚Phasen' und ‚Freiheiten', über ‚Hylotropie' und ‚Molargewichte' belehrt; er erfährt zuerst von Lösungen und erst von S. 264 an von Elementen, die ihm nicht als das Fundament, sondern als abgeleitete Bestandteile vorgestellt werden. Wer die Entwicklung der theoretischen Chemie nicht selbst mit verfolgt hat, wird sich bei diesem Buch an den Kopf fassen und fragen: ja ist denn das noch dieselbe Chemie, die ich seinerzeit gelernt habe?

Doch, sie ist es schon noch; und bei der Definition der Elemente als solcher Bestandteile, die ihr ‚Beständigkeitsgebiet über den ganzen Bereich der herstellbaren Drucke und Temperaturen erstrecken und nie in einen nicht hylotropen anderen Stoff übergeführt werden können' (S. 266) — sowie bei der (nach Ostwald willkürlichen) ‚Annahme, daß die Gewichte der Molekeln den ... Molargewichten proportional sein müssen' (S. 448) springen die Tore auf, die in gewohntes und bekanntes chemisches Land führen. Gott sei Dank, die alten Atome und Molekeln sind doch noch nicht völlig in Lösung gegangen oder als Phasen entlarvt; immer noch behalten die Elemente die Eigenschaft, ihr Gewicht auch in den Verbindungen zu erhalten (S. 396) — nur soll das nicht den Fortbestand der Elemente in der Verbindung beweisen. Die Antwort auf die dabei auftauchenden Schwierigkeiten bleibt auch jetzt noch ‚ziemlich verwickelt' und ‚annähernde' Übereinstimmungen der Art, daß die Eigenschaften der Verbindungen sich als Summen von Eigenschaftswerten, die ihren Elementen zukommen, darstellen lassen, sind nicht selten. (S. 397). Daraufhin werden unbefangen die chemischen Gleichungen und Formeln in ihre alten Rechte eingesetzt und nur neue Pfeilzeichen statt der alten Gleichheitszeichen vorgeschlagen, die andeuten sollen, ob der Vorgang in einer bestimmten Richtung erfolgt oder nur ein chemisches Gleichgewicht ‚beschrieben' werden soll. Jener Leser kann sich also etwas beruhigen; die altbekannten Eigenschaften der Elemente hat Ostwald doch nicht zu ändern, nur anders (mit Umgehung der Atomhypothese, die diese ‚verwickelten Verhältnisse' einfach zu deuten erlaubte) in weitere Zusammenhänge einzureihen versucht. Im übrigen braucht man noch nicht alles zu vergessen, was man vor zwanzig Jahren in der Chemie gelernt hat.

Aber auch für den Leser, der ‚auf dem Laufenden geblieben' ist und diese Gedankengänge theoretisch mit verfolgt hat, ist gerade dieses Buch außerordentlich interessant. Denn es stellt einen entscheidenden Versuch dar, die bisher von Ostwald und seiner Schule wesentlich theoretisch entwickelten Gedanken* in die pädagogische Praxis umzusetzen. Dabei wird auch mit dem Machschen Prinzip der absoluten Relativität Ernst gemacht: das Buch soll eindringlich zeigen, ‚daß man sich beliebig viele gleichgute Lösungen vorstellen kann' und ‚jedem Lehrer die Auffindung seiner persönlichen Lösung erleichtern.' Nämlich Lösung der Aufgabe,

* Akademische Verlagsgesellschaft, Leipzig 1907.

* In seinen Vorlesungen über Naturphilosophie, Annalen der Naturph., Grundlagen der anorganischen Chemie usw.

diese Prinzipienfragen dem chemischen Unterricht einzugliedern. Also nicht nur in der Erkenntnis, auch im Unterricht wird alles relativ und subjektiv; der chemische Unterricht soll zu einem ‚wirklichen Kunstwerk' gestaltet werden — aber feste Prinzipien gibt es für beides nicht. Es soll nur die ‚persönliche Bekanntschaft mit einer nicht allzu kleinen Zahl wichtiger und charakteristischer Stoffe die Grundlage' des Unterrichts bleiben. Aber sind nun Lösungen oder Elemente, hylotrope oder andere Vorgänge ‚wichtig und charakteristisch'? Von welchen Gesichtspunkten aus sind diese Stoffe auszuwählen, wenn der alte Sinn der Atomistik aufgegeben ist? So erscheint hier der Gegensatz dieser zu der neuen Energielehre auch in pädagogischer Beleuchtung. Zu seiner erkenntnistheoretischen sei noch speziell auf die Definition von ‚Körpern' und ‚Naturgesetzen' im ersten Kapitel hingewiesen; jene sind ‚solche Teile oder Gebiete des Raumes (!), die sich in bestimmter Weise anders verhalten als ihre Umgebung'; diese sind ‚Erwartungen eines Zusammenhangs zwischen möglichen Erfahrungen'. Dann auf den Unterschied von Chemie und Physik (S. 6), die völlige Ablehnung des Begriffs der Materie (S. 14) u. a. m. Bei genauem Durchdenken dieser Fundamente wird man sich leicht klar werden über die persönliche Stellung, die man zu diesen Bemühungen nehmen will: ‚eine Chemie ohne Bezugnahme auf die Eigenschaften individueller Stoffe in Gestalt eines rationellen wissenschaftlichen Systems auszuarbeiten.' (Einleitg. S. 6).

Dr. O. Thürmann.

Literatur.

Anton E. Schönbach, dessen sechzigster Geburtstag am 29. Mai nicht bloß von den Fachgenossen und gelehrten Bewunderern seiner wissenschaftlichen Verdienste gefeiert wird, sondern, weit über die Zunft hinaus, von unzähligen Schülern und Lesern seiner Schriften zur Einführung in Genuß und Verständnis der Literatur, ist seit Jahren ein stets froh begrüßter und willig gehörter Mitarbeiter an ‚Hochland'. Mit jener Unabhängigkeit des Urteils, die seine Schriften so schätzbar auszeichnet, hat er auch hier zu so mancherlei Erscheinungen der Zeit Stellung genommen und bei allem scheinbaren Pessimismus in bezug auf die Umgestaltung unseres geistigen Lebens es doch niemals an froher Zuversicht für die Zukunft fehlen lassen. Herangewachsen in Tagen, die, obwohl politisch stark bewegt, doch für den stillen Freund der Musen noch wie im Nachglanz geistig und innerlich gerichteter Zeiten stehen, ist sein persönliches Verhalten zur schönen Literatur ganz eingestellt auf das Bedürfnis, ‚reine Akkorde und einfache Melodien aufsaugend zu genießen'. Eine solche Grundstimmung, stets das Ergebnis einer in reiner Geistesnahrung erwachsenen Jugend, ist ein sicherer Führer im Reich der Literatur. Doch kann sie auch zuweilen ein Hindernis sein, besonders in bewegten Übergangszeiten wie den unsern, den geistigen Ausgeburten derselben allezeit unbefangen und mit besorgter Liebe nachzugehen. Aber dank der historischen Schulung seines Blickes ist Schönbach niemals der Gefahr erlegen, Verächter seiner Zeit zu werden und der Wirkungslosigkeit unfruchtbaren Scheltens zu verfallen. Wohl hat er bisweilen kräftige, männliche Töne gefunden, die Verwilderung des Geschmackes zu geißeln jene Neigung, die taub für die Harmonie der Schönheit und blind für die Kraft seelenvoll bewegter Leidenschaft, nur ‚nach den Beitönen und Mißklängen aufhorcht, durch alle Skalen, von Religion und Politik angefangen bis zu dem Hauptthema der modernen Bildung, der Perversität'. Aber der Sinn für die trotz alledem wertvollen Eigentümlichkeiten auch der jüngeren Generation, der sittlichen und sozialen Erscheinungen einer erweiterten Gegenwart, blieb doch immer

lebendig und vermittelte das Verständnis auch der unklarsten Versuche neuester Literatur. Hier haben wir eine der auszeichnenden Seiten seiner Bemühungen, Lesern, die zugleich nach Genuß und tieferer literarischer Bildung verlangen, ein Berater und Führer zu sein. Sein Blick haftet nicht einseitig in der Gegenwart, ja er wendet sich mit Vorliebe zurück in entlegene Jahrhunderte, und indem er ‚dort das Vergleichbare aufsucht, verliert die Gegenwart ihr Zufälliges, fügt sich in einen größeren Zusammenhang der Dinge und erscheint als die einleitende Vorepoche einer gesunderen Zukunft, von der bei erhöhtem Pulse des Lebens Gutes und Befriedigendes erwartet werden darf.‘ (Vorwort zur 7. Auflage von ‚Lesen und Bildung‘, S. XII). Wer in solchem Geiste als Kritiker seines Amtes waltet, darf auf Vertrauen und Beachtung rechnen, auch wenn der Geschmack des Urteilenden im einzelnen seine besonderen Wege geht. Schönbach hat neben seiner tiefgehenden gelehrten Tätigkeit, aus der neben vielen unschätzbaren Studien, Forschungen und Ausgaben, auch ein so in Form wie Inhalt ausgereiftes Werk wie die Biographie Walthers von der Vogelweide (2. Auflage 1895) erwachsen ist, auch in die Breite gewirkt durch eifrige Mitarbeit an unsern gelesensten Zeitschriften. Nur ein kleiner Teil dieses Fleißes liegt in den ‚Gesammelten Aufsätzen zur neuen Literatur‘ (Graz 1900) vor, aus denen noch besonders die verdienstvolle Vermittlerarbeit zwischen amerikanischem und deutschem Geistesleben hervorgehoben werden muß. Daß hier vorzugsweise diese mehr schriftstellerische Seite von Schönbachs Wirksamkeit gewürdigt wird, ist zu verstehen einerseits aus dem Charakter dieser Monatsschrift, der die gelehrten Interessen nicht in erster Reihe stehen, mag aber auch als ein Wunsch verstanden werden, der kenntnisreiche und in schwerer Arbeit zu hoher Lebensweisheit herangereifte Mann möge die ruhigere Muse des Alters noch recht oft zu solchem Wirken nutzen. Daß ihm die Frische und Kraft seiner sechzig Jahre noch lange erhalten bleibe, das ist der Wunsch des Herausgebers dieser Monatsschrift, wie gewiß auch ihrer Mitarbeiter und zahlreicher Leser. M.

Neues von Ernst Zahn. Ernst Zahn schafft viel; da kann nicht jede Schöpfung vollendet, nicht jedes Werk ein Schritt vorwärts sein. Doch weist auch das, was er seit der Besprechung im Oktober 1906 veröffentlichte, dieselben Vorzüge auf, welche damals hervorgehoben werden konnten, vor allem die gleiche bodenständige Tüchtigkeit und den herben männlichen Ernst. Unter dem Namen ‚Firnwind‘* sind fünf Erzählungen gesammelt, deren zweite, ‚Stephan der Schmied‘, schon als meisterhaft gerühmt wurde. Die erste, ‚Keine Brücke‘, ist ihr ebenbürtig und erfüllt die Verheißung, welche eine frühere Skizze ‚Elisabeth‘ für die Stadtnovelle gab. Auch bei Zahn scheint es das Sinnen und Dichten der reifen Jahre in die Heimat seiner Jugend am Züricher (‚St. Felix‘-) See zurückzuziehen, die er sich nun mit feiner Seelenkunde gestaltend erobert. So verschieden er von seinem großen Landsmann ist — fehlt ihm doch namentlich ganz dessen Schalkhaftigkeit — dies Stück, und besonders darin die alte Frau Heß, wäre wohl Meister Gottfrieds wert. Die genannten zwei Erzählungen sind das Beste überhaupt, was er uns bisher geschenkt hat. Die dritte größere, ‚Die Mutter‘, führt mit zwingender Unerbittlichkeit zu erschütterndem Ende. Aber eben in des Endes Tragik ist leider die Grenze vielleicht nicht schriftstellerischen, sicher jedoch dichterischen Maßes überschritten. Es wirkt häßlich kraß und seelisch unmöglich, wenn die strenggläubige Bauersfrau ihren in Abwehr eines Verbrechens niedergestreckten Sohn in seinen Sünden, wie's allenfalls

* Deutsche Verl.-Anstalt 1906.

ein alter Nurmilitär fertig brächte, mit einem zweiten Schusse abtut.

‚Marianne Denier‘, deren ‚Gerechtigkeit‘ uns eine Novelle der Deutschen Rundschau (1907) schildert, ist noch eine ‚Heldin des Alltags‘. Aus städtischem Seeland unter die spröden Bergbauern verpflanzt, ringt sie sich in einer durch Unfallssiechtum des Gatten vom Anbeginn zerstörten Ehe entsagend durch zu jener Seelenreinheit, deren gute Luft sie im Elternhause geatmet, und deren stille Hoheit ihr endlich die fremden Herzen gewinnt. Dieser unanfechtbare Ausgang verwischt nur [wenigstens beim stückweisen Genuß] nicht ganz den Eindruck des Peinlichen, welchen das starke Betonen körperlicher Momente in überaus packender Schilderung jenes Kampfes der Frau mit ihren jungen Sinnen hinterläßt.

Älter wohl, aber zuletzt in Buchform erschienen* ist ‚Lukas Hochstraßers Haus‘, der Roman eines Vaters. Dieser, ein Weinbauer am Züricher See, gehört zu jenen kraftvollen Mannesgestalten, die Zahn liebt und an denen man seine herzhafte Freude haben muß. Hier sind freilich die Stärke, Frische und Klarheit des reifen Helden bis hart an die Grenze glaublichen Menschenmaßes gesteigert. Aber vielleicht gibt gerade das den Schlüssel zu der Tragik seines Vaterschicksals. Unterm schattenden Dache dieser überragenden Persönlichkeit sind seine Kinder nicht zu eigener innerer Festigkeit herangewachsen, als nach der Mutter Tode er sie der Selbstverantwortung, zu deren Bewußtsein sie wohl nicht erzogen waren, überläßt. Sie haben ‚kein Ebenmaß in ihrem Wesen, kein Gegengewicht für ihre Leidenschaften‘, und der Vater ‚kann ihnen nicht auf allen Wegen nachgehn.‘ Seine Vorzüge erscheinen bei ihnen vereinzelt und ins Fehlerhafte verkehrt. Bald zeigt sich:

‚Wie sichs klaren Auges sichrer
geht, als mit verträumten Sinnen,
Wie der Geiz ein übler Rater,
besser schlichter Fleiß denn Ehrsucht,
Doch die höchste Tugend — Reinheit.‘

Sie scheitern, auch die allzuspröde, unfrohe Tochter, mehr oder minder auf ihrer Lebensfahrt, und nicht alle kann er aus dem Schiffbruch retten. Ja, wenn zum Schlusse seine starke Patriarchenhand, die überall so segensreich wieder zufaßte, im Tode erschlafft, da regt sich doch der Zweifel: Ist nun wirklich die jüngere Generation zum Festhalten und Fortwirken im Sinne des Vaters erstarkt? Denn das, wie sie jeden, bei dems noch angeht, wieder auf die Beine stellt und zu lebensfrischem Schaffen führt, das ist doch mehr berichtet als gestaltet. Wie denn überhaupt künstlerisch dies Werk im Einzelnen ungleich geraten, nicht ganz ausgereift und ausgeglichen ist. Und das ist schade; denn seinem Gehalte nach ist es zum Gediegensten zu stellen, was Zahn bisher gebildet, es wäre der vollendenden Feile wert. Jene Einteilung, welche in der ansprechenden Widmung an die eignen Kinder enthalten, ist nicht restlos im Leben der Dichtung aufgegangen, nicht überall mit Fleisch und Blut umkleidet, und ihre unterscheidenden Farbentöne sind hier und da noch zu grell gegeneinander aufgesetzt. Im Gegensatz zur Lehre liebt es Zahn, versteht ers aber auch, uns seine Gestalten gleich beim Auftreten mit ein par knappen, treffenden Strichen vorzustellen und äußerlich zu vergegenwärtigen. Allein das führt ihn bisweilen zu unkünstlerischen Wiederholungen da, wo die Lage zu nochmaligem Betonen einer Äußerlichkeit anregt. Ins heikle Gebiet des romantischen Zufalls gehört ferner das Wiederfinden des verlorenen Sohnes Martin, und ob der Überrechtlichkeit, mit welcher Lukas nach Christians Selbstmord den Lebensversicherungsanspruch unterdrückt, mag mancher, wenigstens wenn sein Rechtsgefühl juristisch angekränkelt ist, den Kopf schütteln. Allein wie meisterhaft sind andere Vorgänge gestaltet, so besonders

* Deutsche Verl.-Anstalt 1907.

Martins Schandtat und Verstoßung, Julians Heimholung durch die Rotte der aufrührerischen Genossen und das Aufklingen und Abdämpfen der Neigung zwischen Brigitta und dem Vater! Die wundervollen Naturbilder aber, wie Zahn sie stets zu geben weiß, weisen hier oft noch reichere und feinere Farben auf als sonst. Im Ganzen doch ein liebes, gesundes und starkes Buch.

Hans Nordeck.

Musik.

Richard Wagners Briefe an Minna Wagner. In den von C. Fr. Glasenapp vor zwei Jahren edierten ‚Familienbriefen' Richard Wagners hatte der Verkehr des Meisters mit seiner ersten Frau nur spärliche Berücksichtigung finden können. Diese Lücke ist nun durch die neue Gesamtausgabe der Briefe Richard Wagners an Minna Wagner (Schuster und Löffler, Berlin 1908. 2 Bände. Preis 8 M.) ausgefüllt. Unter den zahlreichen aktuellen Briefpublikationen Wagners, die uns die letzten Jahre brachten, möchten wir nächst den Wesendonkbriefen die Minna-Briefe für die wertvollsten und interessantesten halten. Denn in den 269 Schreiben, welche diese Sammlung vorlegt, ist nicht nur eine Fülle neuen biographischen Details über Wagner enthalten, sondern es findet auch eine der dunkelsten Episoden aus des Meisters Leben, das Verhältnis Wagners zu seiner ersten Frau volle Aufklärung und Richtigstellung. In der Tat kann man geradezu von ‚Richtigstellung' reden, denn in der Beurteilung von Wagners erster Ehe sind schiefe, ungerechte und sich widersprechende Urteile von je an der Tagesordnung gewesen. Für Wagners vornehmen Charakter sind die Minna-Briefe ein neues, ehrenvolles Dokument; auf den Charakter von Frau Minna fallen zwar manche Schatten, aber die gerechte Beurteilung muß zugeben, daß der gehässigen Darstellung, die Minnas Erscheinung seitens mancher Wagnerbiographen erfuhr, nun ein für allemal der Boden entzogen ist. An dem reizbaren Verhalten dieser Frau, das dem Meister freilich viel Pein bereitete, war ihr schweres Herzleiden in erster Linie Schuld. Außerdem ist die eminente Verschiedenheit der Charaktere ein Hauptgrund für die zahlreichen Konflikte zwischen den beiden Gatten gewesen. Vor allem aber hat Minna nie Verständnis für Wagners künstlerisches Streben finden können. Sie steht dadurch allerdings nicht tiefer als die Millionen Zeitgenossen des Meisters, die dies ebenfalls nicht konnten; aber ihr, als dem Weib des Künstlers, hätte, wo Intellekt und Empfinden versagte, der liebevolle Glaube über dieses tragische Nichtverstehen hinweg helfen sollen. Wagner selbst war sich über den Kernpunkt der zahlreichen Störungen des Verhältnisses zwischen ihm und seiner Frau völlig klar. ‚Seit meiner Anstellung in Dresden', schreibt er in einem denkwürdigen Brief vom 17. April 1850, ‚tritt deine wachsende Mißstimmung gegen mich genau mit der Zeit und in dem Grade ein, als ich — meinen persönlichen Vorteil vergessend — im Interesse meiner Kunst und meiner künstlerischen wie menschlichen Unabhängigkeit den elenden Direktionsverhältnissen jener Kunstanstalt mich nicht mehr zu fügen vermochte und mich dagegen auflehnte. In dieser entscheidenden Periode meines Lebens wird jeder, der mich genau beobachtete und zu verstehen suchte, zugestehen müssen, daß alles, was ich tat, eine unausbleiblich richtige Konsequenz meines künstlerischen Wesens war, dem ich eben — trotz aller persönlichen Gefahren — treu blieb ... er hätte mir demnach Trost und Mut zugesprochen, und mein Weib hätte dies getan, wenn sie sich Mühe geben wollte, mich zu verstehen, wozu sie keineswegs der Büchergelehrsamkeit bedurfte, sondern nur der Liebe! — Wenn ich von einem neuen Ärger, einer neuen Kränkung, von einem

Mißlingen tief verstimmt und erregt nachhause kam, was spendete mir da dieses mein Weib anstatt des Trostes und erhebender Teilnahme? Vorwürfe, neue Vorwürfe, nichts als Vorwürfe!' Das sind bittere, ernste Worte, aber daß sie das Richtige treffen, darüber kann der vorliegende Briefwechsel keinen Zweifel lassen, wo wir mit eigenen Augen sehen, wie Minna ihren Gatten oft in Momenten bahnbrechenden Schaffens mit kleinlichsten Vorwürfen stört und quält. ‚Du siehst, wie versöhnlich ich immer wieder die Hand reiche . . . so laß doch um Himmels Willen der Zeit und der Erfahrung ihr Recht, tue was dir zukommt, und störe nicht ewig in die Stimmung deines Mannes hinein, der nicht dir allein angehört, sondern seiner Kunst, der Welt nnd der Zukunft.' So muß der Meister noch während der Biebricher Meistersingerzeit die krankhaften Quälereien seines Weibes abwehren. — —

Am 26. November 1836 hatte der 23jährige Wagner in Königsberg die vier Jahre ältere Schauspielerin Minna Planer geheiratet. Schon damals kam es nach wenigen Monaten zwischen den jungen Ehegatten zum Bruch; Minna verließ ihren Mann und Wagner reichte bei den Königsberger Gerichten die Scheidungsklage ein. Doch wurde wieder eine Verständigung erzielt und in Riga, wo Wagner im Herbst 1837 Anstellung als Kapellmeister gefunden hatte, vereinigten sich die Gatten aufs neue. Von da an hielt Minna in Freud und Leid tapfer an ihres Mannes Seite aus; namentlich in der schweren Pariser Leidenszeit hat sie wahren Opfermut bewährt. Zur Trennung aber kam es wieder Ende der fünfziger Jahre anläßlich der Wesendonkaffaire; nach dem kurzen Versuch einer Wiedervereinigung in Paris, an dessen Ende das berüchtigte Fiasko des ‚Tannhäuser' in der Pariser großen Oper steht, wurde aber die Trennung eine definitive; Frau Minna blieb bis zu ihrem Tod (27. Januar 1866) in Dresden, in ständigem brieflichen Verkehr mit Wagner und von ihm mit allen zu Gebote stehenden Mitteln unterstützt. Sie erlebte noch König Ludwigs hochherziges Eintreten für ihren Gatten, aber den endlichen Triumph des Meisters zu schauen, war ihr nicht mehr vergönnt. Unsere Briefe beginnen in der Rienzizeit (1842) und endigen 1863 mit Berichten über eine damals mit Erfolg unternommene Konzertreise in Rußland. Von den größeren Epochen aus des Meisters Leben, die durch diese Briefe zusammenhängend dokumentiert werden, bietet neue Details namentlich die 27 Schriftstücke umfassende Briefserie aus London, wo Wagner von Februar bis Juni 1855 acht Konzerte der Philharmonischen Gesellschaft dirigierte. Allein auch über die Partien aus Wagners Leben, die schon durch andere Briefwechsel Beleuchtung erfahren haben, wie z. B. die der Wesendonkkatastrophe nachfolgende Venezianer- und Luzernerzeit (1858/59) wird unsere Kenntnis in wichtigen Punkten erweitert; von besonderem Interesse sind dabei namentlich die Auslassungen Wagners über sein Verhältnis zu Frau Wesendonk, das trotz seines durchaus idealen Charakters dennoch Minnas Eifersucht im höchsten Maße erregt hat. Wagners Bemühungen, seine Frau von der Reinheit dieser Beziehungen zu überzeugen, scheinen leider dauernd vergeblich gewesen zu sein. Eines der rührendsten Dokumente aus der späteren Zeit sind die Briefe vom Frühjahr 61 aus Wien, wo Wagner zum ersten Mal in seinem Leben seinen ‚Lohengrin' gehört hat, elf Jahre nach der Uraufführung durch Liszt in Weimar.

Der Ton, der in Wagners Briefen herrscht, ist, abgesehen von den etwa ein Dutzend ‚Kampf- und Streit'-Briefen, ein ebenso herzlicher wie gemütlicher. Mit Rücksicht auf die Natur der Adressatin herrscht inhaltlich die Tatsachenbeschreibung vor; von den philosophischen Auslassungen beispielsweise der Wesendonkbriefe wird man hier wenig finden, und

auch künstlerische Dinge kommen nur selten zur Sprache: die praktische Seite des Lebens ist durchaus in den Vordergrund gerückt. Wenn dabei Wagner über seine Aussichten und Pläne, die Erfolge und Mißerfolge seiner Opern und Ähnliches manchmal in einem befremdend kalten kaufmännischen Tone abhandelt, so ist nicht zu vergessen, daß hier der Meister offensichtlich mit Rücksicht auf den ‚Geschäftsgeist' seiner Frau seine eigene Natur verleugnet hat. Einzelne künstlerisch interessante Bemerkungen fallen aber immerhin, so einmal folgende Auslassung über die Stellung des Dichters zu seinem Stoff: ‚Nichts kann man wahrhaft dichten, namentlich im Drama, was nicht außer einem steht, so daß man es gleichsam sich gegenüber sieht; steckt man drin, so ist man unfähig zur klaren Dichtung. Doch das kann eben nicht jeder begreifen, am wenigsten auch, daß der Dichter, eben weil er Dichter ist, selbst eine Welt schildert, die er nie gesehen hat, wie Jean Paul Italien, das er nie bereiste.'

Unter all den kleinen Privataffären, die in unseren Briefen zur Sprache kommen, spielen charakteristisch für Wagner, den Tierfreund, die Tiergeschichten eine große Rolle. Die Freuden und Leiden der verschiedenen Hunde Wagners, des Papageis Jaquot usw. erfahren ausführliche Erörterung. In dieser Liebe zu den Tieren stimmten auch die sonst so ungleichen Gatten überein: ‚Lieb ist mir's, daß du auch so viel Sinn dafür hast und die Tiere so liebst: sie bleiben wirklich für ein gefühlvolles Herz der einzige Trost in einer Welt, wo der Mensch seine höhere Vernunft eigentlich nur durch Verstellung und allerlei kleinherzigen Wahnsinn bezeugt,' schreibt in diesem Sinn der Meister unterm 17. April 1855 von London. Die Haustiere mußten in der Zeit von Wagners erster Ehe dem Meister bis zu einem gewissen Grad die — Kinder ersetzen. Daß seine erste Ehe kinderlos blieb, war für Wagner auch ein ständiger Kummer: so manche halb scherzhafte Bemerkung in den Briefen an Minna läßt da viel zwischen den Zeilen lesen: so etwa die humoristische Mahnung, Minna möge des Nachts nur recht acht geben, ‚daß sich die Kinder nicht abdecken' u. dgl. Für des Meisters innerste Gedanken über diese Sache ist aber eine Stelle aus einem Brief an die Schwester Cäcilie charakteristisch, wo es heißt: ‚Beachte nichts wie deine Kinder: ich wär' froh, wenn ich für meine Frau Kinder hätte.' (Vgl. ‚Familienbriefe' S. 234.)

Was die äußere Fassung der Ausgabe der Minnabriefe anlangt, befremdet es, daß keinerlei über die Editionstechnik orientierende Einleitung beigegeben ist, ebenso wie man ein Namen- und Sachregister vermißt. Auch zeichnet niemand für die Herausgabe verantwortlich. Dem fundamentalen Quellenwert der neuen Publikation geschieht dadurch allerdings kein Eintrag. Dr. Eugen Schmitz.

Neues vom Büchermarkt.

Grundfragen der Schulorganisation. Von Georg Kerschensteiner. Leipzig, B. G. Teubner. Geh. Mk. 3.20.

Georg Kerschensteiner, der bereits weit über die Grenzen Bayerns berühmt gewordene Organisator des Münchner Schul- und Fortbildungsschulwesens, vereinigt in diesem Buch zehn Aufsätze über verschiedenartige Gegenstände sowohl der innern als der äußern Schulorganisation. Der alle durchdringende Gedanke ist: jede öffentliche Schule im modernen Staate, mag sie eine allgemeine oder eine Fachschule sein, muß ihre Hauptaufgabe darin erblicken, soweit als möglich einsichtige, willenskräftige und für die Gesamtheit nützliche Staatsbürger heranzubilden. Nur durch praktische, auf ein wohlumgrenztes Gebiet beschränkte Arbeit, die den Fähigkeiten des einzelnen entspricht, gelangt der Mensch zu wertvoller Bildung. Die Erziehung zur Selbstzucht und zur Einsicht in die Aufgaben und das Wesen des Staates sind ihm die

beiden Hauptziele aller Erziehung. Der Weg zum idealen Menschen führt ihn nur über den brauchbaren Menschen, worunter er jedoch auch den sittlich freien Menschen versteht, der es gelernt hat, seine Freiheit zu gebrauchen. Viele der Gedanken Kerschensteiners sind unter seinen Händen im Münchener Schulwesen bereits zur Wirklichkeit geworden; die Fortbildungsschulen mustergültig für andere Staaten. Kerschensteiner will, daß die Schule der Gewissensfreiheit, nämlich allen Religionsgenossenschaften, Rechnung trage. Er befürwortet die religiös-wissenschaftliche Erziehung durch die Schule, weil der Staat daran ein tatsächliches Interesse hat. Nur aus diesem Gesichtspunkte heraus erkennt er ihm das Recht zu, in den öffentlichen Unterrichtsanstalten Religionsunterricht mit Pflichtbesuch zu verbinden. Die Gewissensfreiheit erscheint ihm jedoch besser gewahrt, wo, wie in England, der Religionsunterricht vom sonstigen Unterricht völlig losgelöst ist. Er beklagt es, daß in Bayern der weltlichen Schulbehörde ein Einfluß auf die religiöse Erziehung versagt sei. Sie bewegte sich heute im wesentlichen in den methodischen Bahnen, die vor 400 Jahren Canisius einerseits und Martin Luther anderseits geschaffen haben, ein Urteil, das sich allein schon durch die Wirksamkeit des blühenden bayrischen Katechetenvereins und der von ihm herausgegebenen vortrefflichen Zeitschrift widerlegt. Im übrigen weht durch das Buch ein Hauch gesunden Reformeifers und frischer Reformtatkraft. P. Herber.

Unsere Kunstbeilagen.

Die farbigen Blätter und die übrigen Illustrationstafeln sind als besonders charakteristische Beispiele für Münchener Architektur und Plastik der neuen und letzten Zeit gewählt und sollen ein Bild dieser Kunstgattungen und ihrer bedeutendsten Vertreter in München vermitteln. Im Zusammenhang werden sie gewürdigt in dem Artikel ‚Münchener Baukunst der Gegenwart' von Dr. Walther Riezler und ‚Moderne Plastik in München' von Alexander Heilmeyer. Dem gleichen Zweck sollen die von dem Münchener Architekten Professor Richard Berndl gütigst umgezeichneten beiden Kopfleisten und vier Schlußvignetten dienen. Die Kopfleiste S. 161 von Rudolf Schiestl entnehmen wir der ‚Festschrift zum fünfzigjährigen Jubiläum des Bayerischen Kunstgewerbevereins.'

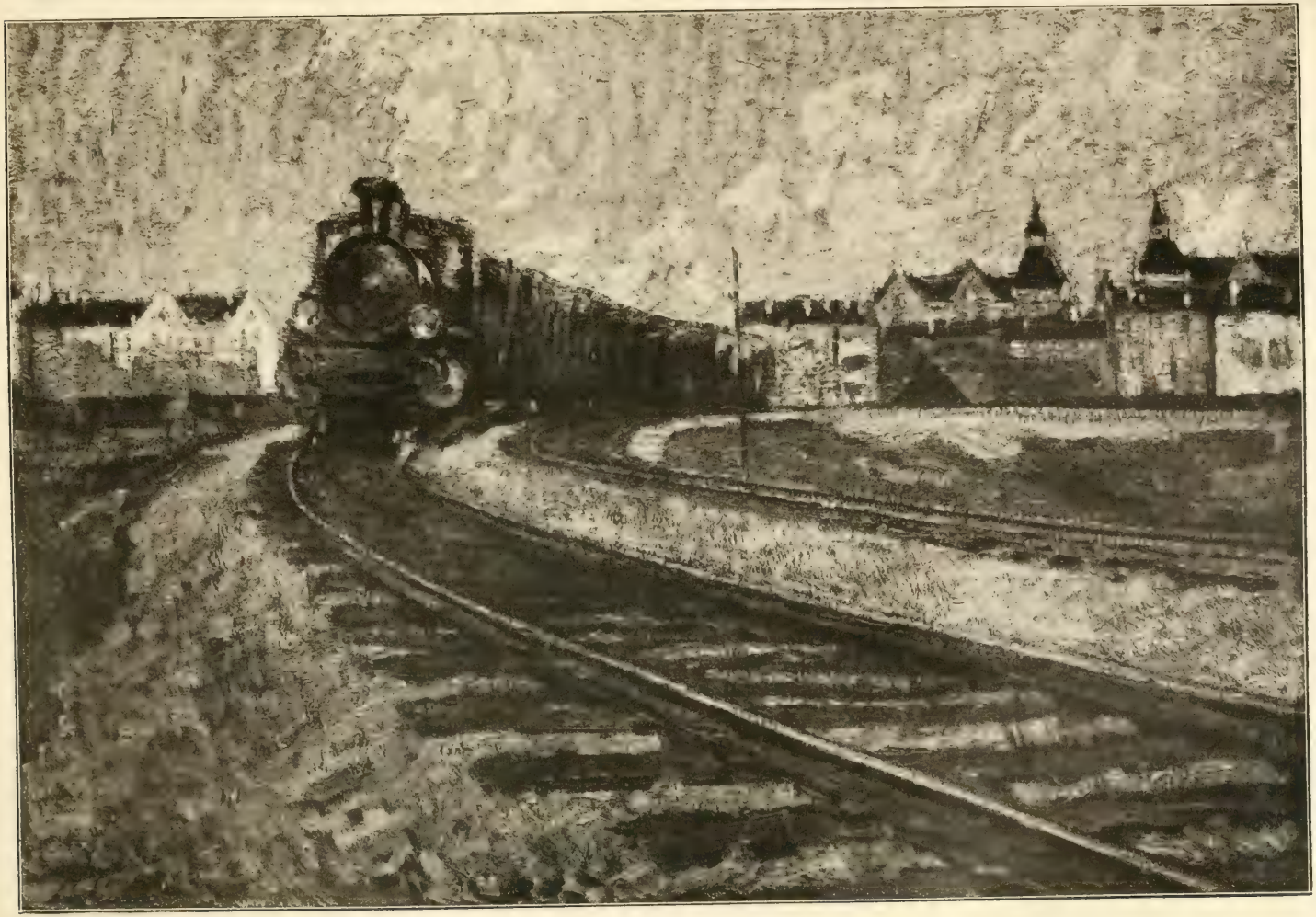
Offene Briefe.

Herrn Dr. med. L. in W. Ihrem Wunsch nach Beispielen moderner Wohnungseinrichtungen und Darlegung der in der heutigen Innenausstattung maßgebenden Grundsätze werden wir bald Rechnung tragen. Die von ihnen erwähnten Beilagen mit dergleichen Abbildungen aus den Werkstädten von B. Stadler in Paderborn gingen nicht von der Redaktion aus, und im allgemeinen muß die Redaktion auch jede direkte Verantwortung für derlei Beilagen ablehnen; aber daß das dort Gebotene mit den hier vertretenen Forderungen an die Wohnungskunst nicht unvereinbar ist, darf mehr denn als ein ‚erfreulicher Zufall' genannt werden. Das hängt ganz einfach damit zusammen, daß gleichwie die Vereinigten Münchener und Dresdener Werkstätten und andere, über die Ihnen zufällig auf S. 142 dieses Heftes Antwort wird, auch die Stadlerschen sich in den Dienst der im Artikel ‚Vom Kunstgewerbe zur Sachkunst' dargelegten Ideen stellen.

Berichtigung. In dem Aufsatz dieses Heftes über ‚Moderne Plastik in München' ist auf S. 192 Z. 12 v. o das Steinbildnis des Bradlschen Brunnens irrtümlich als das des hl. Martin bezeichnet. Es stellt den sel. Winthir dar, wie bereits auf der Bildertafel richtig angegeben.

Herausgeber und Chefredakteur: **Karl Muth, München-Solln** (abwesend).
Verantwortlich i. V. Dr. Max Ettlinger, München.
Mitleiter für Musik: Univ.-Musikdirektor Prof. Dr. Fritz Volbach, Tübingen.
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.

Nachdruck sämtlicher Beiträge im Hauptteil untersagt. Der Nachdruck aus den Rubriken Hochland-Echo und Rundschau nur bei genauester Quellenangabe gestattet.



Hermann Pleuer pinx.

Ausfahrender Zug.

Fünfter Jahrgang. Juni 1908. 9. Heft.

Wie unser Volk wohnt.

Von

F. Faeger.

Einfamilienhaus und Mietskaserne.

Wer von Westen her zum ersten Male in Berlin einfährt, erstaunt über die Häuserriesen, die ohne jeden Übergang von ländlicher Hausung zum städtischen Palast wie Gardegrenadiere entgegenstarren, und durch deren militärisch-schnurgerade geordnete Reihen die Stadtbahn Lücken bricht. ‚Berlin soll noch einmal die schönste Stadt der Welt werden' — ist ein verheißungsvolles Kaiserwort. Majestätisch, wenn man die Erhabenheit nach der Größe und dem äußeren Aufputz beurteilt, und parademäßig dazu nimmt sich Berlin schon jetzt aus. Wie die Wohnung, so der Mensch. Wir wissen ja aus der Berliner Übermänner- und Weiberbelletristik, welches Gigantengeschlecht der märkischen Sandwüste entsprossen ist.

Über die Engländer schimpfen, war bis vor kurzem eine gemeine Sache wie Photographieren und Ansichtspostkartenschreiben. Das Blut ist scheinbar im neuen Jahrhundert dünner wie Wasser geworden. Trotzdem hält es noch immer der eine oder der andere der Mühe wert, über die dünne Wasserader des Kanals hinüberzufahren und die bösen blonden Vettern selbst zu besuchen, bevor er in das allgemeine Anathem einstimmt. Von Dover gehts nach London, Viktoria Station. Keine Häuserriesengarde ist zum Empfang aufgestellt. Man

merkt gleich, was ein Militärstaat ist und was nicht. Inmitten bunter, nach englischem Geschmack und Bedürfnis baumarmer Gärten Siedelungen primitiver Cottages. Dann Fabrikvorstädte mit häßlichen, schwarzgeräucherten Gassen, deren Häuser aber wiederum durchgehends ein- bis zweistöckig sind. Nun die eigentliche Stadt. Auch hier ein in die Augen springender Unterschied von Berlin. Es fehlen zwar nicht die Mietsprunkpaläste, aber sie treten mehr wie erratische Blöcke auf, wodurch allerdings das Straßenbild der militärischen Uniformität beraubt wird. Immer wieder stehen neben den Kasernenriesen furchtlos die Familienhauszwerge, und selbst mitten im Zentrum der größten Stadt der Welt, rechts und links von Oxfordstreet, Pikkadilly, Bakerstreet, sind ganze Nebenstraßen von den Liliputern besetzt. Dann ist noch ein Mittelgeschlecht aus der Kreuzung zwischen Riesen und Zwergen hervorgegangen, das zwei- bis dreistöckige Reihenhaus für mehrere Familien, das sich von der Mietskaserne außer der geringen Höhe wesentlich durch die Abteilungen der Wohnungen unterscheidet. Im englischen Reihenhaus werden diese nämlich nicht etagenweise gesondert, sondern durch Vertikalschnitte, d. h. durch lotrechte Brandmauern, welche das ganze Haus kabinenartig in mehrere Häuser trennen, so daß jeder Mieter in mehreren Etagen, aber gänzlich für sich wohnt. Je mehr man dann in die Außenbezirke vordringt, desto einmütiger behaupten sich die Zwerge. Namentlich im Norden, über Regents Park hinaus, in Swiß Cottage, Hampstaadt Heath, sind die Einfamilienhäuser mit kleinen Gärten die Allherrscher. Und diese Viertel entsprechen keineswegs unseren vornehmen Villenvorstädten, deren Analogon man in London ganz wo anders, in Kiew, Kingsburg usw. zu suchen hat.

Werden diese Bemerkungen als Lobpreisungen Londons gegenüber Berlin aufgefaßt, so scheinen sie in krassem Gegensatz zu den Berichten über das Wohnungselend in der Themsestadt zu stehen, das so himmelschreiend und eingerottet war, daß man zum Abbrechen ganzer Straßenblöcke schreiten mußte. Es sollte aber gar nicht behauptet werden, daß London etwa die Musterstadt inbezug auf das Wohnungswesen sei. Nur soviel können wir einstweilen auf der Bahnfahrt von Berlin nach London feststellen: Je mehr dem Westen zu, desto mehr hat sich das Einfamilienhaus noch erhalten, desto besser wohnt wenigstens der Mittelstand. Schon in Hannover macht sich diese Besserung geltend. Im Rheinland sind in Großstädten wie Düsseldorf selbst im Zentrum noch ganze Viertel zu finden, wo das Ein- oder Zweifamilienhaus mit zugehörigem Garten vorherrscht. In Bremen, in Antwerpen, in Amsterdam nehmen die Villegiaturen einen Raum der Gesamtbaufläche ein, der vielmal größer ist als in ostelbischen Großstädten, und ist noch immer das Reihenhaus für wenige Familien vorherrschend vor der Mietskaserne. Einige Zahlen, sich beziehend auf die Expreßzugroute Berlin—London beweisen, daß die Behausungsziffer allgemein abnimmt, während die Abweichungsziffer von der Berliner Normalzeit zunimmt. Sie beweisen außerdem, daß, während in Berlin die Behausungsziffer jährlich zunimmt, sie in London abnimmt, und daß die Reihe der

Zwischenstationen den Ausgleich dieses Gegensatzes vermittelt. Es kamen auf ein Haus

	Bewohner:		Haushaltungen:	
in	1880	1890	1880	1890
Berlin	44,9	52,6*	10,3	12,3
Hannover	17,9	18,5	3,8	3,9
Köln	13,5	13,9	2,8	3,0
Brüssel	9,03	9,03	2,1	2,1
London	8,0	7,7	1,8	1,7

Nicht immer war dem Deutschen der Vorzug, ein eigenes Heim zu besitzen, so spärlich beschieden wie heute. Im Mittelalter war für die Familie der Begriff Wohnung noch gemeinhin identisch mit selbständiger Hausung. Der dreißigjährige Krieg hat neben so vielen anderen Liebesgaben uns auch die ersten Ansätze zur Mietskaserne gebracht. Die allgemeine Verarmung machte es notwendig, vom Einfamilienhaus zum billigeren Mehrfamilienhaus überzugehen. Die Ära des Industrialismus brachte diesen Keim zur Reife. Das plötzliche Anschwellen der proletarischen Arbeiterarmee erforderte die billigste Bauweise, die Kasernierung. Aber diese Übel waren allgemeiner Natur, und wenn auch England keinen dreißigjährigen Krieg führte, so sind ihm Religionskämpfe und die damit verbundenen Landverwüstungen ebenso wohl beschert gewesen wie uns. Dennoch sind die Wirkungen dergleichen politischer und wirtschaftlicher Umwälzungen inbezug auf das Wohnungswesen je nach Landstrichen ganz verschiedenartig gewesen. Welches sind die differenzierenden Gründe?

Als einer derselben darf die ältere Kultur und der größere Reichtum der westlichen Länder in Anspruch genommen werden, welche Schicksalsschläge wie die Verwüstung durch die Religionskriege schneller überwinden konnten als die östlichen. Aber andererseits ist der Industrialismus nirgendswo so stark entwickelt als in eben diesen westlichen Ländern, und daher sollte man gleichwohl hier ein stärkeres Vorherrschen der Mietskaserne erwarten. Wenn das trotzdem nicht der Fall ist, so kommt als weiteres, auf die Wohnungsverhältnisse günstig einwirkendes Moment wohl das in Betracht, daß die angelsächsische, vlämische, friesische, überhaupt die nordwestdeutsche Rasse von Natur mehr Wert auf das Familienleben legt als die stark mit Slavenblut durchsetzten Ostdeutschen, während die Süddeutschen zwischen beiden Lagern eine vielfach variierende Zwischenstellung einnehmen. Breslau, Königsberg stehen, obwohl doch in der Bevölkerungsziffer bei weitem nicht an Berlin heranreichend, in der Behausungsziffer nur wenig unter Berlin. Stuttgart, München stehen etwa mit Hannover auf gleicher Stufe, Wien überbietet sogar Berlin, und kleine Landeshauptstädte Österreichs wie Graz übertreffen wiederum die genannten Bundesstaat-Hauptstädte. Hand in Hand geht damit die Beobachtung,

* NB. 1900 bereits 77,0!

daß das Wirtshausleben im Nordwesten bei weitem nicht die Rolle spielt wie im Osten und Süden. Ich habe noch niemand so häuslich gefunden wie den englischen Familienvater besseren Standes. Deutsche behaupten zwar, daß jeder Engländer, sobald er Ehemann geworden, ein ungenießbarer Philister und Pantoffelheld sei. Ich bin aber nicht ganz sicher, ob solches Ehephilisterium unter dem deutschen Bierbankphilisterium steht. Einen krassen Gegensatz lernte ich in einem kleinen Ort Steiermarks kennen, den ich aus Schonung nicht nennen möchte, und der zugleich das beste Beispiel ist, daß das Wohnungselend nicht nur in den Großstädten zu finden ist. In diesem Ort wohnte der erste Arzt und Leiter des Krankenhauses in einer Dreizimmerwohnung, die ein Londoner Kleinkrämer zurückgewiesen hätte, und der Notar in einer Vierzimmerwohnung (einschließlich Amtsstube), die demselben Kleinkrämer allenfalls genügt hätte. Wie die geringen Leute hier hausten, davon will ich ganz schweigen. Aber ein Ersatz war geboten: Jedes zweite Haus war ein Wirtshaus, und gerade die Notabilitäten gingen mit gutem Beispiel den Armen voran, alle ihre freie Zeit trinkend und spielend in diesen Antifamilienhäusern zuzubringen.

‚Jedes Volk hat die Regierung, die es verdient', meinte Napoleon, und ebensowohl könnte man sagen: Jedes Volk hat die Hausung, die es verdient. Wenn z. B. in London oder in Bremen oder in Lübeck die Behausungsziffern weit günstiger sind als irgendwo in Ostelbien, so scheinen diese Städte das ja lediglich ihrer vernünftigeren Bodenpolitik zu verdanken; aber eben diese Politik ist doch auf Grund höherer Wertschätzung des Familienlebens inauguriert und festgehalten worden. Der Londoner oder Bremer oder Lübecker Bürger hat in seinem echt bürgerstolzen und freiheitlichen Sinn impulsiv Maßregeln getroffen, welche die Auslieferung des Baugrundes an den Grundstückwucher unmöglich machten, so daß er sich rühmen kann, eine börsenmäßige Bodenspekulation im Bann seiner Heimat nicht zu kennen. Es ergibt sich somit, daß die günstigeren Wohnungsverhältnisse, deren sich im Nordwesten Europas namentlich der Mittelstand erfreut, wenn dabei die Natur auch hilfreiche Hand geleistet hat, doch auch zum Teil das Werk selbst- und zielbewußter Politik sind. Nur zu viele deutsche Städte haben dem Manchestertum, das der Industrialismus zum Axiom alles gewerblichen Strebens erhob, auch in der Bodenfrage gedankenlos gehuldigt und dem ‚freien Spiel der Kräfte', die leider alles andere, nur keine soliden Werte schaffenden Kräfte waren, das Bauwesen schrankenlos ausgeliefert.

Da die Politik des laisser faire, laisser aller von England zu uns herübergekommen ist, stände zu erwarten, daß sie dort auch allseits am weitgehendsten geübt worden sei. Das ist nicht der Fall. Die englische Bodenpolitik namentlich hat entweder mit starrem Konservatismus an der Weise der Altvordern festgehalten oder sie hat, den Widersinn in der Übertragung des Manchesterprinzipes auf diese Wirtschaftsseite früher bemerkend, auch früher sich davon emanzipiert. Da in folgendem noch häufiger auf englische und insbesondere Londoner Verhältnisse zurückgegriffen wird, über letztere aber sehr

viel unklare Begriffe bestehen, so soll in kurzen Zügen ein Bild des Hausungswesens in der englischen Metropole entworfen werden.

Die jetzige Hauptverwaltungsbehörde Londons ist der Grafschaftsrat (County Council). Bis zum Jahre 1855 erfreute sich nur die City* einer einheitlichen Verwaltung (City Corporation); die übrigen Stadtteile waren nach Kirchspielen (Vestries) getrennt, deren jedes seine Sonderverwaltung hatte. Dieser Zustand war bei der Gemeinschaftlichkeit so vieler Interessen auf die Dauer natürlich unhaltbar. Im Jahre 1855 wurde zunächst der Metropolitan Board of Works geschaffen, zu dem die City Corporation, 23 Kirchspiele und 15 ad hoc gebildete Distriktsverbände deputierten, ohne jedoch ihre Autonomie im übrigen aufzugeben. Das blieb auch zunächst noch so, als 1888 der Board durch den Grafschaftsrat ersetzt wurde, dem sich noch weitere Kirchspiele angliederten. Eine wirkliche einheitliche Verwaltung brachte erst der London Government Act vom Jahre 1899 zustande, der an Stelle der Vestries und District Boards die Metropolitan boroughs setzte, die in direkter Wahl ihren Bürgermeister (Lord Mayor) und ihre Aldermen wählen. Nur die City Corporation bleibt somit als selbständige Behörde neben der Grafschaft bestehen.

In den Händen dieser Behörden und einiger Familien des Hochadels ist der Grund und Boden von London bezw. das Obereigentumsrecht, das in England nach dem Vorbild der römischen superficies ausgebildet ist. Die Parzellen werden nicht verkauft, sondern auf Bauleihe (lease, lat. lessa) vergeben. Diese Bauleihe ist eine Verpachtung auf meist 99 Jahre; nach Ablauf dieser Frist fällt der Grund und Boden nebst allem, was darauf gebaut ist, in den Besitz des Grundherren zurück, ohne daß der Pächter (leascholder) irgend eine Entschädigung der von ihm für Bauzwecke gemachten Aufwendungen zu verlangen hätte. Die Leihe kann allerdings auch nach Ablauf der Leihfrist ohne Weiterungen verlängert werden. Es erklärt sich hieraus, daß in London selbst die Häuser vielfacher Millionäre baulich meist ganz schmucklos sind und daß die Entfaltung des Komforts auf die Mobilien beschränkt bleibt, ferner daß dem börsenmäßigen Baustellenhandel die Spitze abgebrochen ist. Es ist aber nicht minder einleuchtend, weshalb die günstige Wirkung der Bauleihe für die bemittelte Klasse nicht ebenso der unbemittelten zugute kam, wie jene ‚slums' entstehen konnten als Beispiele grausigsten Wohnungselends mitten unter relativ gesunden Wohnungsverhältnissen. Denn wenn auch die Bodenspekulation ausgeschlossen war, so stand der Bauspekulation innerhalb der Pachtfrist doch freies Feld offen. Bedingt nun das Bauleihesystem schon an und für sich einfache Bauweise, so baute man für die Armen, die mit allem vorlieb zu nehmen gezwungen sind, noch einfacher wie einfach, um eine möglichst

* Unter City versteht der Londoner das im Zentrum gelegene Börsenhandelsviertel, nicht etwa die ganze innere Stadt. Die City nimmt im Verhältnis zu London kaum den Raum ein, den in Wien die ‚Stadt', d. h. der erste Bezirk zu den zwanzig anderen einnimmt.

hohe Verzinsung der Leihsumme herauszuschlagen. Eine solche spekulative Bauerei von menschenunwürdigen Wohnungen, die zudem niemals repariert, vielmehr gänzlich verwahrlost wurden und, wenn sie sich dem Ende der Pachtzeit näherten, nur noch eine Art von Hausvogelscheuchen darstellten, konnte um so eher betrieben werden, als die hochadeligen Grundherren sich meist nicht im geringsten um das kümmerten, was mit dem verliehenen Boden geschah, und zudem eine Wohnungspolizei nicht existierte.

Die Bauleihe ist eine Freundin des Einfamilienhauses und eine Förderin gutbürgerlicher Hausung, aber sie sichert durchaus nicht, wenigstens nicht ohne obrigkeitliche Regelung und Aufsicht, dem Arbeiter gutes und billiges Quartier. So hat in England die unterste Klasse unter demselben Wohnungselend zu leiden gehabt und vielfach noch zu leiden, dem entgegen zu treten bei uns soeben die ersten Anfänge gemacht werden.

Die Mietskaserne, die in unseren Großstädten durchaus den Vorrang hat und diesen Primat von Jahr zu Jahr stärker befestigt, ist ein sonderbares Gemisch von Eleganz und Schäbigkeit, von Vornehmtuerei und innerer Schmutzigkeit. Man spricht heute soviel vom Stil der Moderne und ob derselbe auf die Baukunst übertragbar sei. Aber von welchem Stil soll man bei der Mietskaserne sprechen? Vom Stil der Stillosigkeit? Auf einer bröckligen Mörtelrustika erhebt sich der stolze Bau; gewaltige, feiste, unproportionierte Säulen tragen den Sturz des Portals, wurstartige Halbsäulen, die nichts zu stützen haben, lattenartige Pilaster, die ein zweckloses Dasein führen, streben darüber bis zum First empor. Plumpe Fensterbrüstungen stützen sich auf noch plumpere, Schwartenmagen ähnliche Konsole, die Fenstergiebel sind mit blöden Fratzen bekrönt, die wahrscheinlich Symbole der Dummheit des Baumeisters sein sollen. In der Mitte durchbricht die ganze Front von unten bis oben ein Gehäuse, das an einen ländlichen Feuerwehr-Übungsturm erinnert. Dieses Ding wird von zwei Stuckkaryatiden gestützt, meist zwei wasserfüchtigen Herkulessen oder auch zwei halbnackten Frauengestalten, zu denen offenbar eine Tingeltangel-Riesendame Modell gestanden hat. Es teilt sich in ebensoviel Kasten — euphemistisch Erker genannt —, als die Kaserne Stockwerke hat; man könnte demnach auch glauben, der Baukünstler habe seine leeren Zigarrenkisten aufeinander gestülpt und sie mit Gips verkleidet. Von der Art dieser Verkleidung schweigt man lieber ganz, wenn man sich nicht in die schwierige Ästhetik des Eier-, Knorpel- und Beulenstils vertiefen will. Auf dem First sitzt ein Gesims in Bretzelbäckermanier; außerdem treiben sich allda ein paar Türmchen im Zwiebel- und Knofelgeschmack herum, die durch ein paar Eisenstangen — das einzig Solide, was man erblickt — vor dem drohenden Schicksal geschützt werden, beim ersten Sturmwetter die Besinnung zu verlieren und in die Tiefe zu purzeln.

Im Vorderhaus wohnen die vornehmen oder wenigstens vermöglicheren Leute. Machen wir ihnen einen Besuch. Auf unser Klingeln äugt aus der ‚Portierloge' ein bleiches, griesgrämiges Gesicht, dann öffnet sich wie durch Zauberhand die Pforte der Verheißung. Spiegelnder Marmor — etwas gelb-

lich freilich, weil billigste Qualität — bedeckt den Boden des großartigen Treppenhauses. Der Porphyr des Wandsockels strahlt in fabelhaftem, rubinartigem Glanze; dafür ist er auch feinste — Imitation. Eine kostbare Ampel hängt vom Gewölbe, das mit graziösen Frankfurter Würstchen — Stuckgirlanden umwunden ist, herab; ihre goldige Bronze ist echtes, gestanztes Zink. Die Treppe geht es hinan. Sie ist mit einem Velourssteppich von solcher Schönheit belegt, daß man geglaubt hat, gewöhnliche Sterbliche könnten ob solchen ungewohnten Anblicks in die Versuchung kommen, ihn aufzurollen und in die Tasche zu stecken. Man hat ihn daher mit einem schmutzigen Laken unendlicher Länge sorgfältig überdeckt. Das Treppengeländer hat unbedingten Anspruch, ein erstklassiges Kunstwerk genannt zu werden, namentlich wegen der Füllung, mit reicher Holzschnitzerei aus Steinpappe, ausgeführt nach Ornamenten der ersten Schneiderjournale.

Wir sind im zweiten Stock angelangt und klingeln bei Herrn Huber, der am Quartalsersten auszuziehen gedenkt und dem daher die angenehme Pflicht obliegt, jeden wildfremden Menschen in seinen Heiligtümern herumführen zu müssen. Die Türe öffnet sich, und wir schauen in ägyptische Finsternis. Kaum trauen wir uns in die Höhle hinein, und wirklich haben wir, bis wir ins erste Zimmer gelangt sind, uns verschiedene Beulen an Schränken, welche die Enge des Zimmerflurs noch mehr beschränken, und an den Türpfosten gestoßen. Das erste Zimmer ist der Salon. An der Decke schwirren blumenstreuende Engelchen umher, die auf dem Weg der uns von der Kindheit her so beliebten Abziehbildnerei hergestellt zu sein scheinen, die Bouten zeigen eine Ornamentik, wie sie der Schweinemetzger übt, wenn er den Schmalzkübel, den er ins Schaufenster stellen will, mit der Holzspachtel bearbeitet, die Wände sind mit einer Goldtapete überklebt, die man nicht zwei Minuten ansehen kann, ohne durch ihr Geflimmer geblendet zu werden, das Parquet ist billigster Sorte, bekommt aber das Aussehen erster Qualität durch eingebrannte und mit einer Kompositionsmasse ausgefüllte Sternfiguren. Das Speisezimmer ist ‚altdeutsch', eine Bezeichnung, welcher der Mietskasernenfabrikant durch folgende Ausstattung gerecht wird. Die Decke ist von ungefügen Balken durchzogen, die aber durchaus keine gewöhnlichen Balken sind, sondern feine Stuckimitationen; denn bekanntlich ist alle Kunst nur Schein. Den oberen Teil der Wand bekleidet eine superbe Ledertapete, die, getreu dem gleichen Prinzip, aus gepreßtem Papiermaché hergestellt ist, den unteren Teil ein Eichenpaneel. Mit großer Enttäuschung nehmen wir wahr, daß dasselbe wirklich aus Holz ist, atmen aber erleichtert auf, als wir bemerken, daß dies Holz edelstes Tannenholz, daß wenigstens die Eichenmaserierung Kunst ist und die Profile sauber aufgeleimt und -genagelt sind. Da ein altdeutsches Zimmer bekanntlich immer dunkel sein muß, so ist das sog. Berliner Zimmer wie prädestiniert zu diesem Typus. Und wirklich! Welch echt altdeutsche Gemütlichkeit heimelt uns in diesem Berliner Zimmer an, in dem man bei hellem Mittag Licht brennen muß, um seinen Mund zu finden, und das als Durchgangszimmer fortwährend von den

Dienstboten durchjagt wird wie die düsteren Londoner Stadtbahntunnels von keuchenden Lokomotiven. Das Schlafzimmer hat die erhebende Aussicht auf den Hof, d. h. einen engen Luftschacht, aus dem das Grauen der Hinterhauswohnungen entgegenfinstert, und ist im übrigen auffallend klein; denn der Deutsche hat nun einmal die törichte Ansicht, daß zum Schlafen das ungemütlichste und engste Loch gerade gut genug sei. Umsomehr fällt hier ein Inventarstück in die Augen, das schon in den anderen Zimmern unsere Aufmerksamkeit auf sich gezogen und das wir jetzt unbedingt einer näheren Prüfung unterziehen müssen. Es steht in der Ecke, steif wie ein Pagode, glänzt in seiner Kachelbekleidung wie aus Marmor gefügt, reicht bis zur Decke und nimmt ungefähr ein Fünftel vom ganzen Raum für sich in Anspruch. Es ist ein solcher Koloß, daß man sich vergeblich fragt, auf welche ingeniöse Weise es eigentlich in die Stube hineingezaubert sein könne. Noch schleierhafter ist der Zweck. Vielleicht ist es des Horaz ‚monumentum aere perennius‘; denn es macht einen so zyklopisch-soliden Eindruck, daß es sehr wohl aus dem geologischen Zeitalter stammen könnte. Oder ist es ein Grabmonument? Dann gewahrt man am Fuße ein Feuerungsloch und ist nun geneigt, das Ding für einen Opferaltar zu halten, geweiht einem unbekannten Gotte. Oder einer Göttin? Auch das bleibt zweifelhaft; ein Medaillon in der Front zeigt einen Kopf im Marzipanstil von so weichen Linien, daß Mann und Weib nicht zu unterscheiden ist. Jedenfalls aber hat man Mitleid mit dem Gott oder Götzen, der durch solches Majestätsverbrechen am guten Geschmack geehrt wird; denn alles, was Manieriertheit an Kunstscheusäligkeit hervorbringen kann, ist hier in nuce konzentriert. Und ebenso breitet man über den Rest der als ‚hochherrschaftlich‘ angepriesenen Wohnung am besten den Schleier des Schweigens. Die Küche ist so klein, daß eine dicke Köchin sich darin kaum um sich selbst drehen kann, das Gesindegelaß ein schmales, niedriges Gehäuse, das von einem einzigen Bett so völlig ausgefüllt wird, wie ein westfälischer Backofen vom Familienpumpernickel, Abort und Badezimmer sind zur holdseligen Einheit verschmolzen und werden als unvermeidliche Übel betrachtet, in denen man sich nur in Augenblicken der Verzweiflung am Leben aufzuhalten hat, und die daher jedes Komforts entbehren.

Und doch darf sich der, welcher eine solche hochherrschaftliche Residenz zu mieten vermag, noch glücklich schätzen gegenüber der größeren Zahl seiner Hausgenossen, die er allerdings meist gar nicht oder nur dem Namen nach kennt. Die Talmieleganz des Vorderhauses zeigt ihren eigentlichen Charakter der Schäbigkeit schon in den Kellerwohnungen. Irgend ein Kleinkrämer, der außer dem dumpfigen Laden noch über ein ewig dunkles Stübchen mit der Aussicht auf die Tiefe des Hofschachtes verfügt, führt hier ein zwischen sehr mäßigem Verdienst und sehr hohem Mietspreis vergebens eine günstige kaufmännische Bilanzierung suchendes ärmliches Dasein. Nebenan empfiehlt sich ein Schuster durch einen großen goldenen Reiterstiefel dem tit. Publikum zur ‚Anfertigung feinster und elegantester Schuhwaren nach Maß und neuestem Pariser

Geschmack'; steigt man in die Höhle hinab, wo diese Kunstwerke angefertigt werden, so findet man, daß hier Werkstube, Küche, Wohnzimmer und Schlafstube sich in einem Pferch vereinigen, dessen Luft man nicht ohne Grausen einatmet, und eine mitleidige Seele möchte am liebsten auf alle Feinheit, Eleganz und alles Parisertum verzichten und statt dessen dem bleichen Fußbekleidungskünstler ein Goldstück in die Hand drücken mit der Bitte, sich und seiner Familie einmal draußen in der frischen Natur einen vergnügten Tag zu machen.

Das Hinterhaus verhält sich bei der Mietskaserne zum Vorderhaus wie die Auslage eines Tröblers zu seinem Kramladen. Dort alles schön ausstaffiert, geputzt, ins Licht gerückt, hier alles durcheinander, vernachlässigt, schmutzig, mindere Ware. Die Treppen steil und ausgetreten, die Flur kaum mannsbreit, lichtlos, stickig, die Wohnungen aus ein, zwei bis drei Zimmern einschließlich Küche oder auch ohne diese bestehend, dumpfig und schmucklos. Die Stuben der unteren Stockwerke haben ungenügendes Licht, die Dielen sind brüchig, die Öfen unpraktisch, den Bedürfnissen des kleinen Mannes nicht entsprechend, wenn sie nicht ganz fehlen, Aborte nur für mehrere Wohnungen gemeinsam vorhanden. Da sind denn Behausungen von der Art nichts seltenes, über die eine sozialdemokratische Arbeiterkommission zur Feststellung der Wohnungsverhältnisse in gesundheitlicher Beziehung im Jahre 1892 zu berichten weiß.*

‚Im Hause Invalidenstraße 126: aus zwei Stuben und Küche bestehende Wohnung. Die erste Stube ist vermietet; in der zweiten $1\frac{1}{2}$ m breiten schläft die Mutter auf dem Sofa; in der Küche *ohne* Fenster schlafen der Vater und ein Kind in einem Bett. Ebenfalls im dritten Stockwerk eine Wohnung, bestehend aus einer Stube und Küche. Die Stube ist an drei Schlafburschen vermietet. In der einfensterigen, nach dem Hof hinausgehenden Küche hausen vier Personen, drei Erwachsene und ein dreizehnjähriger Knabe, zur Nachtruhe haben sie ein Bett, ein Sofa (in fürchterlichem Zustande) und einen Sofakasten.'

‚Im Hause Woldemarstraße 59 liegt auf dem Hofe rechts 1 Treppe eine Wohnung, bestehend aus zwei heizbaren und einem nicht heizbaren Raum; fünf Bewohner haben drei Betten und ein Schlafsofa. Die Wohnung, die obenein feucht ist, liegt über den Aborten, dem Pferdestall und einer Remise. Eine Küche existiert nicht; in den beiden größeren Zimmern wird gekocht und geschlafen. Von unten der Duft aus dem Pferdestall und den Aborten, von oben die Nässe des Daches (ein Bodenraum liegt nicht dazwischen): so erscheint das Ganze eher zum Hühnerstall oder Taubenboden denn zur menschlichen Wohnung geeignet.'

Und doch sind diese Zustände noch immer besser als da, wo Hintertreppenverhältnisse auch im Vorderhaus herrschen, wo der Hauseigentümer dem Charakter des Stadtteils entsprechend lediglich auf ein Mieterpublikum aus den Arbeiterkreisen rechnen muß. Schmoller schildert die Art einer solchen Berliner

* Nach E. Jäger, Die Wohnungsfrage. Berlin.

Arbeiterkaserne in seinem ‚Mahnruf in der Wohnungsfrage' auf Grund von Angaben des Stadtmissionars Bockelmann: ‚Das Haus ist von 250 Familien oder Parteien bewohnt, von welchen 17 Frauen in wilder Ehe, 22 Dirnen, 17 ungetraute Paare, 4 von ihren Männern geschiedene Frauen sind. Auf einem Korridor liegen 36 der kleinen Wohnungen. Die Fensterscheiben sind vielfach durch Papier, Holz oder durch ein Tuch ersetzt. So ist das Äußere des Hauses schon durchaus nicht ansprechend; wieviel weniger das Innere desselben. Der Fußboden hat solche Löcher, daß man sich hüten muß, hineinzufallen. Es gibt wohl keine Familie, die zwei Zimmer besitzt; wenn es hoch kommt, ein Zimmer und eine kleine Küche. Die durchschnittliche Größe der Zimmer beträgt 16 Fuß Länge und 10 Fuß Breite. Zu erwähnen ist auch noch der ungeheure Schmutz in diesen Wohnungen. Ich fand Betten — wenn man es überhaupt so nennen kann — die tatsächlich rabenschwarz waren. Wenn ich so in einem Zimmer war, dachte ich: Wo mögen doch nur die Leute alle schlafen, denn ich fand zuweilen ein Bett nur und eine Familie mit 5 Kindern.'

Man werfe aber darum keinen Stein auf die viel und nicht selten mit Recht gelästerte Reichshauptstadt! In anderen deutschen Großstädten steht es um keines Haares Breite besser. Die Untersuchung der Frankfurter (Main) Wohnungsverhältnisse durch die Doktoren Priester und Mangoldt förderte u. a. folgende Ergebnisse zu Tage:*

‚In 215 Wohnungen — einschließlich der Küchen 459 Räumen — wohnen 1076 Personen (558 über, 518 unter 14 Jahren). Man stelle sich vor: Wohnungen von zwei Räumen (mit der Küche) von 5 Personen bewohnt! Welche Enge, wie kann da Reinlichkeit, Ruhe herrschen! In einem Seitengebäude ist der dritte Stock von 21 Personen bewohnt (4 Parteien). Es sind ein Abort, 2 Wasserhahnen und 2 Ausgüsse vorhanden. Dazu herrscht hochgradige Feuchtigkeit (2 Männer hatten Rippenfellentzündung). — In einer anderen Wohnung kommt auf den Kopf der achtköpfigen Familie 4,62 cbm Luft, 1 Abort für Vorder- und Hinterhaus mit 7 Parteien nnd 34 Personen.'

Als Hauptübelstände werden bezeichnet: ‚ungeheure Überfüllung, hohe Mietpreise, ungenügende Beleuchtung; feucht, baufällig, schwer zu heizen. Dazu haust in diesen Wohnungen eine größtenteils ungesunde Bevölkerung, deren Krankheiten sich oft handgreiflich auf diese Wohnungen zurückführen lassen; denn auch bei dem häufigen Wechsel der Miete kommen die Leute wohl in andere, nicht aber in bessere Wohnungen. Und endlich: diese ungemein hohen Mietpreise für wahre Löcher! Das Wohnungselend, welches diese Erhebung bloßlegte, war geradezu scheußlich und empörend.' Man möge auch nicht glauben, daß diese Schilderung Frankfurter Verhältnisse ad hoc herausgesucht sei, um die Wohnungsmisere besonders scharf zu illustrieren. Aus München, Straßburg, Hamburg, Stettin, Breslau werden noch viel schlimmere Zustände berichtet und von allen großen Städten, wo bisher überhaupt eine Untersuchung der Wohnungen

* Nach Fuchs, Die Wohnungsnot und ihre Bekämpfung. Stuttgart 1902.

stattgefunden hat, bringt kaum einmal die Kunde von besseren Verhältnissen. Wenn nun aber die Kleinstädter und die Bewohner von Flecken und Märkten vielleicht denken, über die Großstädte losziehen zu dürfen, so muß ich leider auch diese mahnen: Werft nicht mit Steinen, die ihr selbst im Glashaus sitzt!

Im Amt Rehme (Westfalen) sind die Wohnungsverhältnisse von 20 Tabakarbeiterfamilien untersucht worden. Der ‚Tabak-Arbeiter' berichtet: ‚Die Höhe der Wohnungen schwankt zwischen 1,69 und 3,0 m; der Luftraum pro Wohnung zwischen 14,48 cbm und 50,37 cbm, erreicht aber in 8 von 20 Fällen höchstens 16,94 cbm. Pro Kopf schwankt der Luftraum zwischen 1,88 und 12,15 cbm und erreicht in 14 Fällen noch nicht einmal 6 cbm, in 8 Fällen bewegt er sich sogar zwischen 1,88 und 3,64 cbm. Dabei wird nur in einem Fall nicht im Arbeitsraum gekocht, in sämtlichen Fällen wird dagegen der Tabak über dem Ofen getroknet.'

Dr. Rausch schildert die Wohnungsverhältnisse von Rauenstein und Heinersdorf im Sonneberger Industriebezirk:

‚Für alle Familien, welche unter 700 Mark Einkommen haben, und dazu gehören über die Hälfte der Oberländer und fast sämtliche hausindustrielle Teilarbeiter, gilt als die Regel eine Wohnung von einer, auf dem Lande zwei Stuben und einer Kammer. Einen besonderen Arbeitsraum gibt es nur in den seltensten Fällen... Ein Haus in Rauenstein beherbergt in wenigen Stuben 51 Personen. Auf die Stube kommen in solchen Logis 6—7 Seelen. Doch auch in Einfamilien-Häuschen gibt es dürftige Zustände. In Heinersdorf schritt ich an einem alt und baufällig aussehenden Häuschen die steinerne, geländerlose Treppe empor und trat in die Wohnung einer Witwe, die dort mit ihrer durch einen Kropf arg entstellten und dadurch in der Erwerbsfähigkeit gehemmten Mutter und vier Kindern hauste. Außer ein paar Soldatenbildern an der schmutzbedeckten Wand war nirgends eine Spur von Schmuck oder nur Sauberkeit zu sehen. Ein Strohsack auf der Erde diente in der Nacht als Ruhestätte. Die Stube war aber nicht allein Schlaf- und Wohnraum, sondern zugleich Arbeitsstätte und zeitweiliger Stall für die Ziege, die mit ihren Zicklein in einer Ecke auf Stroh gebettet kauerte. In einer anderen Ecke lagen die Gerätschaften für die Papiermaché-Druckerarbeit. Die feuchte Papiermasse verursachte einen unerträglichen Dunst. Da ist sehr erklärlich, wenn der einstige Mann der Witwe an Tuberkulose zugrunde gegangen ist... In der Hauptsache leidet die gesamte Hausindustrie an der Vereinigung des Wohnraumes mit der Arbeitsstätte.' (Nach E. Jäger.) —

Das erste Erfordernis einer gesunden Wohnung ist genügender Luftraum für jeden Inwohner. Dieser Genuß ist ein Luxus, den sich unter heutigen Verhältnissen der Arbeiter kaum noch erlauben kann. In Glasgow wurde, als man die dort gleichfalls haarsträubenden Wohnungsverhältnisse zu reformieren suchte, gesetzlich ein Mindestluftmaß von 400 Quadratfuß für jeden Erwachsenen und jedes Kind gefordert. In Deutschland werden für Wohnräume von den Ärzten meist 20 cbm als Minimum pro Person verlangt,

wobei Kinder unter 14 Jahren 2 Personen gleich erachtet werden; für Schlafräume begnügt man sich sogar mit 10 cbm, während allerdings für den Soldaten 13 cbm nötig erachtet werden. Wie weit diesen bescheidenen Ansprüchen genügt wird, zeigen schon zum Teil die obigen Berichte und mögen noch einige andere Beispiele beweisen. Besonders gründliche Erhebungen über den Luftinhalt der Wohnungen im Verhältnis zur Belegschaft wurden in Stuttgart ausgeführt. Man begnügte sich hier sogar mit 15 cbm Mindestmaß, und doch ergab sich, daß von 1076 untersuchten Fällen noch 466 unter dem Minimum blieben. In München waren 1895 bei einer Enquête, die sich auf 1351 Wohnungen mit 6551 Bewohnern erstreckte, unter Zugrundelegung eines Mindestmaßes von 20 cbm 44 Prozent der Wohnungen überfüllt, und 508 Mietern in 82 Wohnungen standen sogar unter 10 cbm zur Verfügung. Nach Philippowich boten in Wien von 101 stichprobenmäßig untersuchten Wohnungen derjenigen Bezirke, die nach Ausweis der Statistik besonders ungünstige Behausungsverhältnisse aufweisen, 40,7 Prozent den Bewohnern nicht das von der Gesellschaft der Ärzte als Mindestmaß verlangte Luftquantum von 10 cbm bei 4 qm Bodenfläche für jede über 1 Jahr alte Person. Nach einem Bericht des Regierungs- und Gewerberates von Frankfurt a. O. wurde im Jahre 1902 durch eine Wohnungskommission konstatiert, daß eine große Anzahl von Wohnungen kleiner Leute überfüllt, daß vielen nur 4 cbm Luftraum (!) zur Verfügung stand.

Zweite sanitäre Forderung ist genügende Beleuchtung, d. h. hinreichend große Fenster, die so gelegen sind, daß sie freie Belichtung haben. Dieser Forderung genügen im allgemeinen die Kellerwohnungen am wenigsten, nicht nur, weil die Fenster zu klein sind, sondern auch, weil die Grundstücke so hoch rings umbaut werden, daß in die Tiefe des inneren Hofschachtes nur im Hochsommer ein Sonnenstrahl dringt. Fensterlose Wohnungen sind zwar eine Ausnahme, existieren aber noch immer trotz hauspolizeilicher Vorschriften und werden zu unverhältnismäßigen Preisen vermietet. Ein Beamter des Vereins ‚Arbeiterheim' berichtet aus Stettin: ‚... Später traten wir über einen ganz kleinen Vorraum in ein fast dunkles Loch zu ebener Erde, neben dem sich der oft gesehene Herdwinkel befand. Der Geruch war entsetzlich. Und doch mußte hier ein Matrose, der augenblicklich des amerikanisch-spanischen Krieges wegen nicht angeheuert war, dessen Frau und 6 Kinder leben, von denen das älteste noch nicht konfirmiert war. Für alle 8 Personen waren in dem Loche 3 Betten eingeschachtelt. Wie hier Menschenlungen atmen konnten, war mir einmal wieder ein Rätsel. Freilich sahen die Kindergesichtchen auch danach aus. Und dieses Nest kostete immer noch 132 Mark.'

‚Mit die schrecklichste Behausung, die uns in Stettin begegnete, sollten wir indes bald darauf sehen. Eine entsetzliche alte Treppe ging es empor. Draußen auf der Straße war es heller, lichter Sonnenschein, dennoch wäre das Loch, das wir betraten, stockfinster gewesen, weil es eben fensterlos war, wenn nicht ein armseliges Petroleumlämpchen auf einem Tischchen an

der Wand gegenüber ein müdes Licht gespendet hätte. An diesem Tischchen saß ein Mann im Arbeitshemd und Hose, den Kopf auf die Ellenbogen gestützt, die Hände im wirren Haar vergraben, und starrte vor sich in ein zerlumptes Buch. Dicht neben dem Tisch stand ein Kinderbett, auf dem tief eingesunken ein ungefähr sechzehnjähriges Mädchen saß und bei dem müden Lampenlicht eine Flickerei zu machen schien. Soweit ich mich entsinne, waren außer Tisch, Kinderbettstelle und Stuhl kein Einrichtungsgegenstand mehr, kaum noch ein paar Lumpen an der Erde, in diesem verschwärzten schrecklichen Loche.'

‚Nebenan war noch ein ganz ähnliches, das indes an der einen Wand, hoch oben unter der Decke, ein paar vergitterte Fensterchen hatte, vor denen dicht sich aber auch die Mauer des Nachbarhauses auftürmte. Das Ganze machte unwillkürlich den Eindruck einer Zelle für schwere Verbrecher. Auch das eine armselige Bett, das an der Wand stand, änderte an diesem Eindruck wahrlich nichts. Einige Lumpen lagen auch hier auf dem schwarzen Fußboden und in einem kleinen finsteren Vorratsraum nebenan, sonst ebenfalls kein Einrichtungsgegenstand, nichts — nichts! Und in solchem Raume wohnten, atmeten und schliefen, wozu das Kinderbett und das eine Bett nebenan genügen sollte, Mann, Frau und 4 Kinder. Drei davon waren noch klein, das älteste war das Mädchen bei der Flickarbeit. Grau, elend, verkommen sah auch das Weib aus, wie alles, was hier lebte und webte.'

Fensterlose Schlafräume sind in allen Großstädten vielfach zu finden, und die Zahl der ungenügend belichteten Zimmer ist Legion. Man hat auch für die Beleuchtung bestimmte Normen aufgestellt, die als Minimum des gesundheitlich Erforderlichen gelten sollen. Für Kellerwohnungen verlangt die Gesellschaft der Wiener Ärzte, daß der Fußboden höchstens 1,5 m unter dem Straßenniveau liegen darf und daß der Fenstersturz 1,5 m über demselben emporragen muß, während die Fensterfläche $^1/_8$ der Zimmerbodenfläche zu betragen hat. Der große Rat der Stadt Basel fordert für Zimmer bis zu 12 qm Bodenfläche mindestens 1, für 24 qm mindestens 2 Fenster von angemessener Größe und mit direkter Beleuchtung. Von 10038 untersuchten Zimmern hatten aber 353 nur indirekte Beleuchtung und von den übrigen genügten 3840 in bezug auf die Relation zwischen Fenstergröße und Bodenfläche den Anforderungen nicht.

Daß eine Wohnung trocken, heizbar, rauch-, geruch- und ungezieferfrei sein solle, erscheint selbstverständlich. Bei neueren Bauten wird diesen Anforderungen wegen der strenger gewordenen Baupolizeiaufsicht ziemlich genügt, in alten Häusern fehlt es auch hier oft an allem. In Berlin wohnten nach amtlichen Erhebungen im Jahre 1880 0,9 Prozent, im Jahre 1890 1,15 Prozent der Bevölkerung in nicht heizbaren Räumen und 1900 gab es noch immer 745 Wohnungen, die unheizbar und mit je 1—9 Mietern besetzt waren. In Mannheim wohnten 1890 sogar 4,72 Prozent der Einwohner in nicht heizbaren Räumen. Die Zufuhr frischer Luft wird oft illusorisch gemacht durch Misthaufen, Senkgruben, Unrat-Abladestellen, die ihre Dünste und Düfte in

den kaminartigen Hofräumen zu den Mietern hinaufsenden. Der ungeheuere Schmutz, der aus den Wohnungen der Armen entgegenstarrt, wird von den Berichterstattern der Wohnungskommissionen immer wieder beklagt. Eins bedingt das andere. Der gemeine Mann macht ohnehin das Fenster nicht gerne auf, weil ‚die frische Luft zehrt'. Lauern ihm draußen nur üble Gerüche auf, so hat er einen Grund mehr, diese böse Luft von sich fern zu halten, bald merkt er den Unterschied zwischen reiner und verbrauchter Luft überhaupt nicht mehr und hat somit auch keinen Grund mehr, den Schmutz wegzufegen, der die Atmosphäre noch weiter verdirbt.

Natürlich trägt auch die wirtschaftliche Armut und die sittliche Verwahrlosung ihr Teil zu diesem Mangel an Reinlichkeit bei. Wenn über die Depravierung der Moral im Volk soviel gejammert wird, so soll man erst einmal zusehen, wie es wohnt und zu wohnen gezwungen ist, und man wird sich vielleicht eher wundern, daß trotz allem noch soviel moralischer Kern sich intakt erhält. Erste Forderung auf sittlichem Gebiet wäre es wohl, daß jede Familie zwei Zimmer für sich hätte, nämlich eine Wohnstube und eine Küche, die dann für die Nacht zwei Schlafzimmer darzustellen hätten. Selbst diese hygienischen Anforderungen nicht einmal genügende Bedingung ist in tausend Fällen nicht erfüllt. Daß Familien mit fremden Schlafgängern in einem Zimmer hausen, ist sogar eher die Regel als die Ausnahme. 1895 wurde gelegentlich der Volkszählung festgestellt, daß von den Schlafgängern 39,2 Prozent in Wohnungen, die nur aus einem Zimmer bestanden, aufgenommen waren. Nach der Begründung zum Entwurf eines preußischen Gesetzes zur Verbesserung der Wohnungsverhältnisse (Berlin 1904) betrug im Jahre 1900 die Zahl der Haushaltungen, die Schlafgänger aufnahmen und dabei nur über einen Wohnraum verfügten

in Berlin	61765	3,17	Prozent
„ Charlottenburg	3615	0,55	„
„ Schöneberg	1877	1,33	„
„ Rixdorf	2074	1,98	„
„ Essen mit Altendorf	2667	0,22	„

Das Wachstum des Schlafgängerwesens zeigen folgende Ausweise für Berlin: 1880 gab es von diesen Nachtgästen 59087, d. h. 5,42 Prozent, 1890 bereits 95365, d. h. 6,21 Prozent der Bevölkerung, 1900 nahmen 72445 Haushaltungen Schlafgänger auf, nämlich 84235 männliche, 29923 weibliche, insgesamt also 114158, d. h. 6,4 Prozent der Bevölkerung. Hiermit sind wir zu zwei Punkten angelangt, die einer besonderen Beleuchtung bedürfen: einmal das Schlafgängerwesen — richtiger -Unwesen, sodann die Wohnungsdichtigkeit.

Die Aufnahme von Schlafgängern erfolgt meist ohne Rücksicht auf das Geschlecht. Soll auch das ziffernmäßig belegt werden, so diene zum Beweis eine Tabelle, derselben ‚Begründung' entnommen. Es beherbergten Schlafleute verschiedenen Geschlechts im Jahre 1900 Haushaltungen

in	mit 1 Wohnraum	davon Familien mit Kindern	mit 2 Wohnräumen	davon Familien mit Kindern	überhaupt	davon Familien mit Kindern
Berlin	48	21	874	448	3129	1856
Charlottenburg	1	1	21	14	120	81
Schöneberg	2	2	10	9	62	40
Rixdorf	1	1	18	15	50	36
Essen mit Altendorf	—	—	2	2	60	—

‚Auch diese Zustände beschränken sich nicht auf die größeren Städte, sondern finden sich namentlich in den mittleren und kleineren industriellen Gegenden‘, fügt der amtliche Statistiker hinzu. Zu welchen Folgen in sittlicher Beziehung diese Zustände führen müssen, die an den Urzustand der Kultur erinnern, nur daß diesen modernen Wilden die Naivität der Unkultur fehlt, braucht kaum näher beleuchtet zu werden. Sehr häufig dient das Schlafgängerwesen nur dazu, um ein Konkubinat zu verschleiern. Überhaupt sind Ehebruch, wilde Ehe, Verführung von Mädchen, frühzeitige Erregung des Geschlechtstriebes die naturgemäßen Korrelate dieses Wohnungsbarbarismus. Niemand wird v. Liszt unrecht geben, wenn er mit Rücksicht darauf sagt: ‚Eine vernünftige Wohnungsreform ist notwendiger als ein Dutzend neuer Strafrechtsparagraphen.‘ Mit besonderer, dankenswerter Ausführlichkeit hat Frau Gnauck-Kühne die Gefahren des Schlafstellenwesens für die Arbeiterin dargelegt. Der Schlafgänger ist über Tag ein lästiger Gast, der überall im Weg ist, daher er suchen wird, die freien Abende und die Feiertage anderorts zuzubringen. Der Arbeiter geht in die Kneipe; wohin aber soll die Arbeiterin gehen? Sie ist auf die Straße gewiesen, und jeder Sinn für Häuslichkeit wird gewaltsam in ihr erstickt. Viele Arbeiter mieten Wohnungen von 3—4 Zimmern, so daß man bei ihnen auf eine gewisse Behäbigkeit des Daseins schließen könnte. Aber weit gefehlt! Der Mieter hat in solchen Fällen fast stets die Absicht im Auge, durch Aftermiete sich einen Nebenverdienst zu schaffen, und seine Zimmer sind oft wahre Bienenstöcke von Schlafgängern und ‚Zimmerburschen‘.

Schon aus den Nachweisen über den auf die einzelne Person entfallenden Luftraum ließ sich in etwa auf die Wohndichtigkeit schließen. Jetzt, in Verbindung mit der Aftermiete und dem Schlafgängerwesen, kann sie erst in umfassender Weise geprüft werden. Unter Wohndichtigkeit im Gegensatz zur Behausungsziffer, die angibt, wie groß die durchschnittliche Einwohnerzahl eines einzelnen Hauses ist, wird das Verhältnis der Bewohnerzahl zur bebauten Bodenfläche verstanden. Es ist klar, daß, je größer die Wohnungsdichtigkeit ist, desto höher die einzelnen Häuser sein, bezw. desto mehr Bewohner in den einzelnen Wohnräumen hausen müssen. Da in Deutschland die Bauhöhe an ein polizeilich bestimmtes Maß gebunden ist, das nicht überschritten werden darf, aber andererseits auch in den seltensten Fällen nicht erreicht wird, so identifiziert sich die Frage nach der Wohndichtigkeit fast mit der nach der Ein-

wohnerzahl der einzelnen Räumlichkeiten. Nach dem Vorgesagten wird es nicht wundernehmen, wenn man hier geradezu horrenden Ziffern begegnet. In Berlin betrug im Jahre 1890 die Wohndichtigkeit 745 Personen pro Hektar wirklich überbauten, 249 Personen pro Hektar angebauten Bodens. Betrachten wir nun, worauf es hier ankommen muß, die Kleinwohnungen insbesondere. Diese haben aus Gründen, die später noch zu erörtern sein werden, die Tendenz, relativ zum Wachstum der Bevölkerung stetig abzunehmen, während der Bruchteil der Gesamteinwohnerschaft, der in diesen Wohnungen, die zum größten Teil aus nur einem heizbaren Zimmer mit oder ohne Zubehör bestehen, untergebracht ist, fast stetig bleibt. Leider lassen die meisten Statistiken in bezug auf Wohnungsdichtigkeit insofern an Genauigkeit viel zu wünschen übrig, als sie mit der Größe der Zimmer nicht rechnen und einzig die Belegschaft in Rechnung ziehen. Immerhin mögen vielleicht folgende Zusammenstellungen ein halbwegs anschauliches Bild von der Übervölkerung der Kleinwohnungen geben.

Nach E. Jäger wohnten Prozente der Bevölkerung im Jahre 1890 in Wohnungen mit Zimmern:

in	1 unheizb.	1 (mit Zubehör)	1 (ohne Zubehör)	2	3	4	5 u. mehr
				heizbar			
Berlin	0,64	43,74	43,74	29,52	11,97	5,51	8,70
Breslau	0,08	32,66	11,66	30,05	13,25	4,98	7,30
Dresden	0,08	2,49	39,30	27,10	13,78	6,38	10,96
Frankfurt a. M.	—	2,19	5,66	26,32	28,32	14,71	23,41
Hamburg	0,24	0,29	20,34	31,53	23,57	10,70	13,32
Königsberg	0,08	0,76	53,30	21,94	10,31	5,64	7,97
Mannheim	4,32	3,34	25,37	28,16	13,18	8,05	17,57
München	0,22	5,47	19,17	27,74	23,85	23,54	23,54

Wie nun seit 1890 die Belegschaft der Einzimmerwohnungen, die, wie wir aus der Tabelle entnehmen, eine dominierende Stelle einnehmen, sich entwickelt hat, zeigt folgender Nachweis aus der Begründung des preußischen Gesetzentwurfes. Mit sechs und mehr Personen waren Wohnungen, bestehend aus einem heizbaren oder unheizbaren Zimmer mit oder ohne Zubehör belegt:

in	Prozente der Einzimmerwohnungen		
	1890	1895	1900
Berlin	16,86	13,18	11,74
Breslau	17,88	15,79	14,73
Hannover	18,02	17,23	17,56
Magdeburg	—	18,01	16,57
Charlottenburg	—	13,14	13,26
Königsberg	17,19	26,17	—
Altona	16,81	15,32	15,33
Halle a. S.	19,70	20,39	20,20
Görlitz	11,19	10,00	7,02

Noch deutlicher aber zeigt die Überfüllung der Einzimmerwohnungen die weitere Zusammenstellung, die gleicher Quelle entnommen und zu der zu bemerken ist, daß unter Wohnküchen Wohnungen verstanden werden sollen, die aus einer Küche, welche zugleich als Wohn- und Schlafraum dient, bestehen, unter Kochstuben solche Wohnungen zu begreifen sind, die aus einem heizbaren Zimmer bestehen, dessen Ofen zugleich als Herd dient. Die Belegschaft betrug 1900

	an Personen:						
	4	5	6	7	8	9	10 u. mehr
	in Wohnküchen (Anzahl)						
Berlin	250	122	56	22	7	4	2
Schöneberg	7	6	4	1	2	—	—
Rixdorf	20	15	5	2	3	1	—
	in Kochstuben (Anzahl)						
Berlin	1584	670	285	107	54	10	9
Frankfurt a. M.	129	61	28	15	5	4	—
Charlottenburg	43	26	15	3	—	—	2
Schöneberg	41	16	10	2	3	—	1
Rixdorf	73	48	25	11	4	4	1
	in Stuben mit Küche (Anzahl)						
Berlin	35917	23024	12108	5511	2281	820	367
Charlottenburg	2266	1426	762	345	143	51	20
Altona	175	81	67	17	13	4	1
Schöneberg	1418	837	419	203	83	25	8
Rixdorf	2473	1627	915	422	145	54	22

Dem Satz Juvenals ‚mens sana in corpore sano' könnte man das Analogon an die Seite stellen: ein gesunder Körper in gesunder Hausung. Auch hier bedingt das eine das andere. In einer engen, dumpfigen Wohnung bricht selbst der stärkste Körper zusammen. Die blassen Gesichter, die unsere Arbeiterklasse zum großen Teil kennzeichnen, sind meist weit weniger durch die Fabriksäle als durch die Wohnungen erzeugt. Wie kann es anders sein, wenn man aus obigen Tabellen entnimmt, wie die Arbeiter fast ausnahmslos in überfüllten Stuben sich zusammendrängen, soweit sie die Kneipe nicht vorziehen, wo ihrer auch keine bessere Luft wartet! Es erscheint daher selbstverständlich, daß Erkrankungen und Sterblichkeit Hand in Hand mit dieser Wohnungsübervölkerung fortschreitend ihr Zerstörungswerk an der untersten Klasse der Bevölkerung verrichten. Namentlich die Ansteckungskrankheiten und unter diesen

wieder die gewaltigste Gehilfin des Allbezwingers Tod, die Schwindsucht, haben ihre ergiebigsten Pflanzstätten in den Ein- und Zweizimmerwohnungen der Arbeiter. Je höher die Stockwerke auf einander getürmt sind, je schwieriger es ist, Rekonvaleszenten an die freie Luft zu bringen und ihnen Bewegung zu schaffen, je tiefer die Wohnungen unter der Erde liegen, desto mehr Lungen- und Herzkranke werden geboren; je enger die Straßenfronten und die einzelnen Häuser an einander gebaut sind, je weniger Licht in die Wohnungen dringt, desto mehr Schmutz findet sich in den Wohnungen und desto mehr Ansteckungskeime werden von einem zum anderen getragen, je kärglicher der auf den einzelnen Einwohner entfallende Luftraum sich bemißt, desto schneller zehrt sich die Lebenskraft auf, über die der einzelne zu verfügen hat und desto größer ist die Gefahr der Ausbreitung von Epidemien. In Berlin starben Einwohner in Prozenten (nach E. Jäger)

	im Jahre:			
	1875/6	1880/1	1885/6	1890/1
in den Kellerwohnungen	3,56	2,36	2,11	2,13
im Erdgeschoß	2,94	2,18	2,04	2,07
im ersten Stock	2,86	2,06	1,84	2,21
im zweiten Stock	2,92	2,23	1,88	2,14
im dritten Stock	3,29	2,20	1,90	2,03
im vierten Stock	3,65	2,58	2,14	2,28

Diese Zahlen gewinnen aber erst die rechte Bedeutung, wenn man berücksichtigt, daß von der Gesamtbevölkerung Berlins doch immer nur etwa 5 Prozent in Kellerwohnungen, etwa 19 Prozent im vierten Stock und höher wohnen. Medizinalrat Mosler weist in seiner Schrift ‚Über Entstehung und Verhütung der Tuberkulose als Volkskrankheit' nach, daß die Sterblichkeit infolge von Lungenschwindsucht proportional mit der Wohnungsdichtigkeit zunimmt, und dieser Beobachtung für eine besondere Krankheitserscheinung stehen gleichartige Beobachtungen für viele andere Krankheiten zur Seite, so daß man, ohne sich eines leichtfertigen Urteils schuldig zu machen, behaupten darf: Erkrankungen und Sterblichkeit nehmen zu mit der Wohnungsdichtigkeit. Wer wünscht, daß unser Volk ein starkes, wehrkräftiges Geschlecht sei, der kann kein Freund der Mietskaserne sein.

Unser Klima macht eine umschlossene, heizbare Wohnung zur unbedingten Notwendigkeit für jeden Menschen. Wir können nicht wie die süditalienischen Lazzaroni im Freien kampieren und dabei doch gesund bleiben. Diesem Wohnungsbedürfnis steht aber für den kleinen Mann kein entsprechendes Wohnungsangebot gegenüber. Es muß etwas weiter ausgegriffen werden, um die Wurzeln dieser Erscheinung freizulegen.

Während auf dem Lande die Bevölkerung meist abnimmt, oder doch nur sehr langsam wächst, steigt sie in den Städten und namentlich in den

Großstädten in jähem Aufschwung. Das Bauland rings um die Städte ist aber in den Händen der Spekulation, die nach Möglichkeit mit der Bebauung zurückhält, um durch den Mangel an Wohnungsangebot die Mietpreise und dadurch den Wert der Grundstücke zu steigern. Durch den Spekulantenring wird der Bodenpreis stets bis zu der Höhe hinaufgeschraubt, bis zu welcher unter größter baulicher Ausnutzung des Bodens unter möglichster Anspannung der Zahlfähigkeit der Mieter das Grundstück belastet werden kann. Das ist das gesegnete eherne Wohngesetz, das überall da herrscht, wo das Bauland dem freien Spiel der Kräfte ausgeliefert ist. Diesem ehernen Gesetz steht das Elastizitätsgesetz antinomisch und korrespondierend zugleich gegenüber. Die Grundeigentümer stehen auf dem Standpunkt des unbestätigten Berliner Bürgermeisters: ich kann warten. Das kann der Kleinbürger nicht, der arme Arbeiter erst recht nicht. Daher ist gerade dieser den Preistreibereien der Mietskasernenbesitzer am meisten ausgesetzt. Er kann nicht abwarten und etwa in Gasthöfen wohnen, bis sich ihm ein billiges und besseres Quartier als das gebotene eröffnet. Anderes kommt hinzu. Der Spekulant hat eine natürliche Abneigung, Wohnungen herzustellen, die den Bedürfnissen der kleinen Leute entsprechen, weil dadurch die Gegend ‚unfein', somit der Bodenpreis gedrückt wird, ebenso wie der Mietsherr nicht gerne an den Unvermöglichen vermietet, weil er ihm die Wohnung zu sehr ‚verwohnt' und mit seinen paar Haushaltungsstücken keine Garantie für die zu zahlende Miete bietet. Nun ist Brot Brot, und unter ein gewisses Maß von Nährstoffen kann der Arbeiter nicht heruntergehen, ohne seinen Körper schnell zu ruinieren. Aber in dem Wohnungsbedürfnis kann man seine Ansprüche weit herunterschrauben, ohne daß sich die Mißlichkeit solcher Ökonomie sofort geltend macht. Schlechte Ernährung ist ein schnell wirksames und schmerzvolles, schlechte Hausung ein langsam wirkendes und peinlos schleichendes Gift.

Der Arbeiter steht tatsächlich fast ausnahmslos vor der unerbittlichen Notwendigkeit, mit jeder Wohnung, die ihm angeboten wird, vorlieb nehmen zu müssen, auch wenn sie den geringsten gesundheitlichen Ansprüchen nicht genügt und noch weniger seine eigenen Wünsche befriedigt, und er muß außerdem für ein solches Loch einen Preis bezahlen, der im Verhältnis zum wirklichen Wert der Wohnung und zu seinem Einkommen ein weit höherer ist als derjenige, den der Bemittelte für eine gute Wohnung bezahlt. Ja, die Anpassungsfähigkeit des Wohnungsbedürfnisses geht soweit, daß der Vorteil höherer Löhne wesentlich nicht dem Arbeiter, sondern dem Vermieter, bezw. den Hausbesitzern und Spekulanten zugute kommt, da man überall beobachtet hat, daß bei Steigerung der Löhne auch sofort die Mietspreise hinaufgetrieben worden sind.

Zur Erhärtung des Gesagten seien wiederum einige Zahlen angeführt. Um ein den Mieter einigermaßen unabhängig stellendes Ausgleichsverhältnis von Angebot und Nachfrage herzustellen, nimmt man an, daß drei Prozent von der Gesamtwohnungszahl leer stehen muß. Wie geringes Angebot an kleinen Wohnungen tatsächlich vorhanden ist, zeigt nachfolgende Tabelle nach

der Begründung des preußischen Gesetzentwurfes. Der Prozentsatz der leerstehenden Wohnungen betrug:

	Wohnungen überhaupt:			Wohnungen mit 1 heizb. Zimmer:			solche mit 2 heizb. Zimmern:		
	1890	1895	1900	1890	1895	1900	1890	1895	1900
Berlin	3,14	5,65	0,44	1,66	4,73	0,27	3,79	6,02	0,32
Breslau	8,04	5,68	1,92	7,00	4,98	1,09	8,64	4,48	1,51
Köln	7,50	4,12	—	—	5,49	—	—	3,80	—
Frankfurt a. M.	3,29	—	1,80	1,24	—	2,52	2,17	—	1,51
Hannover	1,25	—	1,47	0,42	—	0,78	1,71	—	1,26
Magdeburg	—	5,33	0,77	—	5,65	0,18	—	4,73	0,29
Charlottenburg	—	12,25	1,66	—	11,40	0,57	—	12,16	0,54
Königsberg	1,92	6,18	2,84	1,50	0,15	1,80	1,98	0,27	3,34
Altona	2,27	4,40	1,10	—	2,56	0,83	—	—	1,87

Hierbei erscheint die rapide Abnahme des Angebots kleiner Wohnungen in der letzten Zeit besonders bemerkenswert.

Der arbeiterfreundliche Fabrikant Freese in Berlin teilt als Ergebnisse einer Privatenquete über die Wohnungsbedingungen seiner eigenen Arbeiter mit, daß die Belastung seiner Leute durch die Miete 11,82 bis 46,01 Prozent ihres Einkommens ausmacht, im Durchschnit 21,83 Prozent, wovon sie allerdings durch Aftermiete und zu ihrem gesundheitlichen Schaden soviel auf andere Schultern abwälzen, daß die Last auf durchschnittlich 18,07 Prozent sinkt. Dabei ist zu berücksichtigen, daß man es durchweg mit gutbezahlten, gelernten Arbeitern zu tun hat. In Berlin kostet eine einzimmerige Wohnung (ohne Küche) durchgehends 175 Mark, Wohnungen, die nur aus einer Küche bestehen, durchgehends ebensoviel. Zweizimmerwohnungen stehen in der Preislage von 300—375 Mark. Dreiräumige Wohnungen liegen zwischen 375—500 Mark, sind also ein für einen Arbeiter völlig unerschwinglicher Luxus. Aber auch die Zweizimmerwohnung kann er, falls er nicht besonders gut gestellt ist, kaum bezahlen, ohne sein Einkommen allzusehr zu belasten, und so bleibt ihm tatsächlich nichts übrig als das Elend der Einzimmerwohnung. Die schon erwähnte Frankfurter Untersuchung ergab nach Fuchs folgende Mietspreise:

44 Wohnungen mit 1 Raum: je 168 Mark,
80 Wohnungen mit 2 Räumen: je 222 Mark,
52 " " 3 " " 274 "
6 " " 4 " " 334 "
4 " " 5 " " 410 "

Diese außerordentlich hohen Mietspreise sind durchaus nicht etwa Ausnahmefälle. Die Wohnungskommission der Stadt Straßburg hat 1898 die Wohnungspreise von 28 größeren deutschen Städten zusammengestellt, wobei sich als Durchschnittspreis für die Zweizimmerwohnung 193—280 Mark, für die Dreizimmerwohnung 286—350 Mark ergab. In Berlin ist nach Dr. W.

Zimmermann der durchschnittliche Mietspreis einer Wohnung von 513 Mark im Jahre 1873 auf 674 Mark im Jahre 1892 und die Miete auf den Kopf der Bevölkerung von 103 im Jahre 1870 auf 195 Mark im Jahre 1901, in Leipzig der Zins für ein heizbares Zimmer von 132 Mark im Jahre 1867 auf 189 Mark im Jahre 1890 gestiegen. In München sind innerhalb der letzten 6 Jahre alle Wohnungen, insbesondere aber die kleinen, um etwa 30 Prozent im Preis gestiegen. Gibt man zu, daß die Zweizimmerwohnung das mindeste ist, was eine Arbeiterfamilie benötigt, so ergibt sich, daß der deutsche Arbeiter im allgemeinen hier vor das Dilemma gestellt ist: entweder er gibt für die Wohnung etwa ein Viertel bis ein Drittel seines Einkommens aus, was unbedingt zu viel ist, oder er verzichtet auch auf dies Minimum von Wohnungsbequemlichkeit und greift zum Notbehelf der Einzimmerwohnung.

Die Mietpreise für Kleinwohnungen haben eine doppelte Tendenz zu steigen. Die eine ist die schon berührte, daß sie mit den Löhnen in die Höhe gehen, aber in weit schnellerer Steigerung als diese. In Frankfurt a. M. sind im Zeitraum 1890—1900 20 Prozent aller Wohnungen durchgehends um 13 Prozent gesteigert worden. In Halle stiegen die Mieten der kleinen Wohnungen im Jahre 1900 von 120 auf 180—240 Mark. Unter solchen Verhältnissen kommt die Begründung des preußischen Gesetzentwurfes zu den schwerwiegenden Folgerungen, die jedem, der noch ein empfindliches Herz für die Leiden der Armut hat, das Gewissen aufrütteln und an die Pflicht sozialer Fürsorge erinnern sollten.

‚In Charlottenburg waren nach den amtlichen Nachrichten der Armenverwaltung vom Juni 1901 die im Mai dieses Jahres für die wenigen leerstehenden Wohnungen geforderten Mieten zu einem Teil so hoch, daß es für eine Arbeiterfamilie mit normalem Einkommen nahezu ausgeschlossen erschien, auf die Dauer eine solche Miete bezahlen zu können.‘

‚In Breslau waren nach einem Bericht des Regierungspräsidenten vom Jahre 1901 die Mietspreise der Arbeiterwohnungen gleichfalls sehr hoch; sie standen vielfach in bedenklichem Mißverhältnis zu dem Einkommen einer Arbeiterfamilie.‘

‚In Stettin betrug im Jahre 1901 nach einem Bericht des Regierungspräsidenten der Mietpreis einer Arbeiterwohnung etwa 28 Prozent des durchschnittlichen Arbeiterverdienstes.‘

Und gleiche Berichte gehen dem Berliner Ministerium aus allen Teilen des Landes zu. Wohnungsnot allüberall!

Die andere Tendenz der Mietpreise zu steigen liegt in der Richtung, daß der Kubikmeter Luft um so teurer bezahlt wird, je schlechter er ist. Je kleiner nämlich und ärmlicher eine Wohnung ist, desto höher ist relativ zum wirklichen Wert der Preis, der für sie verlangt wird. Nach den Erhebungen der Baseler Kommission vom Jahre 1889 betrug der Wohnraum pro Kopf in Kubikmetern durchschnittlich:

	bei Wohnungen mit Zimmern					
	1	2	3	4	5—7	mehr als 7
Kubikmeter	17,6	18,3	23,0	30,4	36,4	47,1

Die Preise dieser Kubikmeter Wohnraum stellen sich nun nach Bücher wie folgt pro Kopf:

1—10 cbm . . . . . 4,59 fr.
10—20 cbm . . . . . 3,95 fr.
20—40 cbm . . . . . 3,51 fr.
40 und mehr cbm . . . 3,25 fr.

Die Wohnungsuntersuchung in Bern unter Landolt vom Jahre 1896 teilte die Bewohner in drei soziale Schichten, von denen die obere das Großgewerbe (Großhändler, Bankiers, Agenten, Baumeister, Architekten, Großgewerbetreibende, Rentner usw.) umfaßt, die zweite das Kleingewerbe und die Beamten (Kleinhändler, Handwerker, Wirte, Staats- und Gemeindebeamte, Ärzte, Richter, Lehrer, Pfarrer, Künstler usw.), die dritte die Arbeiter und Angestellten (Arbeiter im Klein-, Groß- und Heimbetrieb, kaufmännisches Hilfspersonal, Angestellte im Staats- und Gemeindedienst, Diener, Mägde usw.). Von diesen Schichten nahm die erste allein 53,7 Prozent aller Wohnungen für sich in Anspruch, die zweite 38,5 Prozent, während sich die unterste mit 7,8 Prozent begnügen mußte. Auf den Kopf entfielen durchschnittlich bei der oberen Schicht 55 cbm, bei der mittlern 36 cbm, bei der untersten 20 cbm, wobei aber viele Wohnungen unter diesem Durchschnitt standen und bis zu 8 cbm pro Kopf sanken. Es bezahlten nun für den Kubikmeter Luftraum die obere Schicht 3,84 fr., die mittlere 3,90 fr., die untere 4,14 fr.

Im allgemeinen läßt sich behaupten, daß der deutsche Arbeiter höchstens eine einzimmerige Wohnung mit Küche bezahlen kann, daß er hiefür 15 bis 30 Prozent seines Einkommens opfern muß, dabei sie aber teurer bezahlt und schlechteres in der Qualität erhält als der Begüterte.

Wohnen nun aber — wenn wir uns der Landoltschen Einteilung bedienen wollen — die Mitglieder der beiden anderen Schichten wirklich preiswürdig? Bei der oberen Schicht wird diese Frage vielleicht wenig interessieren, weil man sich unwillkürlich sagt, es ist ganz gleichgültig, ob Leute, die ihr Einkommen nur bei sehr großem Aufwand für Luxus verzehren können, infolge teurer Wohnung diesen Luxus etwas einschränken müssen. Aber bei den Angehörigen des Kleingewerbes, des selbständigen Handwerkes, der Beamtenschaft hat es doch eine recht erhebliche wirtschaftliche Bedeutung, welcher Bruchteil des Einkommens von der Miete in Anspruch genommen wird, wieviel für die Lebenshaltung im engeren Sinne des Wortes, für Ernährung, Erziehung der Kinder, Pflege des gesellschaftlichen Lebens und für sonstige ästhetische Genüsse übrig bleibt.

In Berlin zahlt man für eine Wohnung von vier Zimmern mit Küche und Zubehör in besserer Gegend mindestens 1200 Mark. Ein höherer Beamter, der auf sein Gehalt angewiesen ist, das vielleicht 3500 Mark beträgt, muß also für eine Wohnung geringster Art, wie er sie schon aus Repräsentationsgründen haben muß, etwa ein Drittel seines Einkommens dem Moloch Bodenwucher in den Rachen werfen. In den meisten Fällen hat er allerdings seinen Wohnungsgeldzuschuß; aber der ist niemals so bemessen, daß er wirklich proportional der außerordentlichen Steigerung des Mietpreises und der Lebenshaltung überhaupt in der Großstadt gegenüber der Kleinstadt wäre. Beamte, die genau rechnen müssen, lehnen daher oft Anstellungen in den Großstädten nur aus diesen Wohnungsrücksichten ab. Ich selbst lernte einen Fall kennen, der typisch ist. Ein Berliner Oberlehrer hatte eine Vierzimmerwohnung mit Küche inne; von diesen vier Zimmern vermietete er, um einigermaßen seine mit fünf Kindern gesegnete Familie durchzubringen, zwei an Gymnasiasten, die er außerdem unterrichtete. Er hauste also mit seinen Angehörigen in zwei Zimmern; das eine war das Schlafzimmer für das Ehepaar und die kleinen Kinder, das andere Wohn-, Speise-, Spiel- und Arbeitszimmer, ein Mädchen für alles. Die großen Kinder schliefen in der etwa 16—18 cbm fassenden Badestube, die zugleich Abtritt war und aus der die Badewanne entfernt war. Reinlichkeit muß sein. Gleichwohl gab man Gesellschaften, in welchem Fall die beiden humanistischen Zöglinge des Landes zeitweilig verwiesen wurden und, bis das Freudenfest vorüber, in der Küche ihr Wesen trieben. Man sage nicht, daß solche Fälle vereinzelt dastehen. Die unnatürlichen großstädtischen Mietwohnungsverhältnisse machen solche Versündigungen am gesunden Häuslichkeitswesen selbst bei Gebildeten nur zu gewöhnlich.

Der ‚richtige' deutsche Student ist bis zu einem gewissen Zeitpunkt — Anfang des fünften oder sechsten Semesters etwa — ebenso selten in den Hörsälen wie in seiner ‚Bude' zu treffen. Daher weiß er auch meistens vom Leben seiner Mietsleute nichts. Aber gerade hier könnte er meist am besten studieren, wie der untere Teil der zweiten sozialen Schicht, die ‚kleinen Bürger', die sich hauptsächlich aufs Vermieten möblierter Zimmer verlegen, hausen. In Wien bewohnte ich einmal als Student und Reisebegleiter im vierten Bezirk nahe der Karlskirche ein Zimmer bei einem Maler, der Angestellter einer Porzellanfabrik war und dessen ganze Wohnung aus fünf Zimmern bestand. Außer mir waren aber noch zwei ‚Zimmerherren' vorhanden, sodaß der Familie, die aus dem Ehepaar und erwachsenem Sohn und Tochter bestand, nur die Küche und eine Speisekammer in Duodezformat, die als Wohnzimmer benützt wurde, übrig blieb. Vergebens fragte ich mich, wo die Leute schliefen, da im ganzen nur ein Bett, das in der Küche prunkte, zu sehen war. Als ich einmal spät nach Hause kam, entdeckte ich, wie der Sohn, der Kunstakademiker war, eine Leiter zum Hängeboden hinaufkletterte und in der dunklen Höhle verschwand, um darin von der Schönheit der Antike schwärmend zu träumen. Als ich dann ein anderes Mal früh zu einer Fahrt nach dem Semmering

aufstand, fand ich auch die Lösung des Rätsels, wo die Tochter während der Nacht kampierte — sie nächtigte primitivster Weise in dem gänzlich lichtlosen Entree auf dem Boden; eine spanische Wand schützte die Lagerstätte des Mädchens vor indiskreten Blicken. Und in dieser Familie arbeitete alles fleißig außer dem Sohne, der ein verbummeltes Genie war. Aber — ‚der Zins ist halt zu grauslich teuer, und heuer hat der Herr eh' wieder gesteigert, und oft hab ich nur einen Herrn, und die anderen Zimmer stehen leer' — klagte mir die zungenfertige Wirtin. Freilich, der Berliner Hausbesitzerverein hält diese fortwährenden Steigerungen für einen wirtschaftlichen Segen, weil sie den kleinen Mann veranlassen, ‚nicht noch mehr Geld für berauschende Getränke, Spiel und Vergnügungen auszugeben, sondern ihn zu Sparsamkeit und Wirtschaftlichkeit erziehen.' Man weiß nicht, ob man über solche biedermännische Gesinnung lachen oder weinen soll; diese Sparsamkeit und Wirtschaftlichkeit von der bekannten schönen Art, welche die Tasche des Müßigen mühelos füllt und an welcher der Arbeitende sich allmählich zugrunde richtet.

Aber es geht auch hier wie allüberall in der Welt: Die größten Lasten werden auf die schwächsten Schultern gelegt. Die ungeheuere Belastung des Geldmarktes aus der spekulativen Wertsteigerung des Baugrundes muß von den Mietern getragen werden; sie sind diejenigen, welche die Zinsen für die Baustellenverschuldung zu zahlen haben, die in Preußen in der Zeit von 1886—1890 um 14,18 Milliarden gestiegen ist. In Berlin allein hat die Wertsteigerung des Bodens seit dem deutsch-französischen Kriege etwa $2^1/_2$ Milliarden Mark betragen, was zu 4% Verzinsung berechnet, einer jährlichen Belastung der Mieter mit etwa 100 Millionen Mark gleichkommt. Die Gesamtverschuldung des städtischen Bodens im deutschen Reiche beträgt heute über 50 Milliarden Mark. Der Österreicher (und auch der Bayer) nennt in seiner sonderbaren Idiomatik das Mietgeld stets den Mietzins. Wenn er damit ausdrücken will, daß er sich stets bewußt ist, nicht eigentliche Miete, sondern die Zinsen für das Grundschuldkapital zu zahlen, so kann man ihm nur recht geben.

Selbst den ‚beati possidentes', den Mitgliedern der oberen Schicht, kann man, obwohl sie selbst häufig Bodenspekulanten sind, ein Bedauern in bezug auf manche Seiten der mit der Wohnungsfrage zusammenhängenden sozialen Erscheinungen nicht versagen. Hier sei nur eine kurz ins Licht gerückt. Ein herrschaftlicher Luxus, gegen den kein Vernünftiger etwas einzuwenden haben wird, ist die Haltung einer Equipage, die aber in den deutschen Großstädten mehr und mehr zu einem Privileg der Millionäre wird. Wo soll ein Berliner Bauspekulant, der jeden Zoll Baufläche ausnutzen muß, einen Stall hinpraktizieren? Tatsächlich sind gerade in den herrschaftlichen Gegenden Berlins Ställe so selten wie Maikäfer im Winter. Ich kannte einen nahe der Station Tiergarten wohnenden Herrn, der sich ein Zweigespann hielt. Erst hatte er Stall und Remise in einem Stadtbahnbogen, der aber nicht nur gänzlich dunkel, sondern auch, wie sich bald herausstellte, im Winter so naß war, daß die

Pferde fortwährend husteten und der Lack vom Wagen fiel. Vergebens suchte er nach einem Stall in der Nähe, schließlich brachte er Roß und Gefährte in Moabit unter, ungefähr eine Viertelstunde Wegs von seiner Wohnung entfernt, wo er für einen abscheulich dunklen Stall, eine Remise für drei Wagen und Kutscherzimmer 420 Mark zahlte. In Wien, wo man doch so sportlustig ist und so sehr auf ein ‚fesches Zeugerl' hält, sind die Ställe gleichfalls durchgehends viel zu dunkel, eng und unglaublich teuer. Selbst in adeligen Häusern, die der gern in Metaphern redende Wiener ‚Palais' nennt, findet man häufig die Pferde in Kellerställen untergebracht. Auch hier könnte man von den Engländern etwas lernen. In London findet man in den herrschaftlichen Vierteln fast von jeder Straße sich abzweigend eine Sackgasse, die von lauter Ställen und Kutscherwohnungen besetzt ist. Stallung ist hier stets in nächster Nähe und zu nicht übermäßigen Preisen zu haben.

Aber der Leser wirft vielleicht ein, daß ich anfange, statt von den Menschen von Tieren zu reden. Revenons à nos moutons! — nämlich zu den Mietschafen, die unter der Schere der Vermieter ihre Wolle lassen müssen.

Hat die Art des Obdaches, das dem deutschen Arbeiter durchschnittlich, dem Handwerker und Kleinbürger bis hinauf zum Beamten vielfach geboten wird, noch Anspruch auf den Namen Wohnung, wenn wir damit, wie es unwillkürlich geschieht, den Begriff von Wohnlichkeit verbinden? Oder kann man das ameisenartige Zusammendrängen von Menschen in den Mietskasernen noch als Hausung bezeichnen? Bei Hausung denken wir unwillkürlich an eine Unterkunft, die der Familie ein abgeschlossenes, für sich gesondertes Leben ermöglicht. So meint es auch Fritz Reuter in ‚Kein Hüsung'. Irgend ein Zimmer, wo Johann mit seinem Mariken nach Art heutiger Fabrikarbeiterfamilien hätte hausen können, würde sich auf dem Gute sicher gefunden haben; aber daran dachte man selbst in Mecklenburg damals noch nicht, wo doch sonst die Arbeiter von ihren Brotherren so knapp wie möglich gehalten werden. Wir sagen: nein! Nicht Hausung, sondern nur ein Notschlupfwinkel ist es, in dem der größte Teil unseres Volkes sein Dasein fristet, den es übermäßig teuer bezahlen muß und der weder gesundheitlichen noch sittlichen Anforderungen genügt. Alle diese vom Bodenwucher in Fesseln geschlagenen Leute können neuerdings mit Fug und Recht den Notruf erheben: Kein Hüsung!

Daß man jetzt erst und nur zögernd sich dieser Sklaverei bewußt wird, zeigt aufs neue, wie leicht der Mensch sich zur Knechtschaft gewöhnt, namentlich wenn sie ihm nicht im royalistischen, sondern im Bourgoisgewand gegenübertritt, und wie namentlich der Deutsche sich lieber Utopien vom Zukunftsstaatspalast hingibt, statt sich zunächst ein kleines solides Heim als Burg für seine Familie zu erbauen. — (Fortsetzung folgt.)

Ein Poet?

Von

J. J. David.

Es war zu Mitte Februar, und es ging auf Mitternacht.

In den stolzen Zeitungspalast nah der Wiener Ringstraße war endlich für kurze Weile ein Schweigen eingekehrt. Das rastlose Leben verstummte, das ihn sonst stoßweise doch heftig bewegt. Aus den Fenstern des zweiten Stockwerkes, in dem sich die Redaktion befindet, brach noch ein einsames Lampenlicht in die Nebel und auf die öde Straße. Auch das erlosch. Die elektrischen Bogenlampen über der Einfahrt gossen ihr weißes, fast schrilles Licht über ein harrendes Zweigespann aus. Auf dem Bocke saß der Kutscher mit nickendem Kopfe und bis zur Unkenntlichkeit eingemummelt, um sich vor dem rastlosen Winde zu schützen, der taumelnd und irre über der Großstadt dahinfuhr. Das Haustor stand offen, aber nur selten huschte jemand hinein oder trat daraus. Wer dieses mußte, der verhielt ein Weilchen schaudernd und kurzatmig, eh' er in die Winternacht mit ihrem wehenden, formlosen und frostigen Brodem sich wagte. Wenige Schritte, und ihn hatte das Dunkel verschlungen.

In der Nachtredaktion selbst brannten noch alle Lampen. Eben war der Metteur mit einem Stück Manuskript fortgegangen; nun stand das Blatt, und die Maschinen feierten, der letzten Nachrichten gewärtig, die ein spätes Telegramm oder ein säumiger Bote noch bringen konnten. In dem ziemlich großen Raume roch es muffig: nach Firniß, nach Öl und nach Druckerschwärze. Nur noch drei Personen waren darin anwesend. Der Nachtredakteur spielte zerstreut mit einer großen Scheere; an einem Pulte saß im Frack ein Berichterstatter und feilte an seinem Ballbericht, den er offenbar gar nicht schön und farbig genug herausbekommen konnte. Endlich stand noch ein Mann, zum Fortgehen fertig, an einem Tischchen und überflog die jüngsten Depeschen, welche die Stunde gebracht hatte. Er sah dabei überlegt und überlegen aus, wie er so jedes Wort nach Wert und nach Gewicht abschätzte. Er war auch mit der letzten zu Ende gekommen; sorgfältig legte er das

Blatt nieder und wandte sich zum Gehen. Da pochte es an die Türe: kräftig und dennoch ungleich wie ängstlich. Der Schreibende sah auf; der Nachtredakteur klappte seine Schere hart zu. Die beiden blickten einander an, lächelten und sprachen in einem Atem: ‚Also — der Bernhofer...‘

Der Eintretende, Josef Bernhofer, blieb an der Schwelle stehen und sah ein Weilchen wie geblendet in das helle Licht. Ein Ausdruck von rührendem Behagen glitt vor der Wärme über sein verhärmtes Gesicht. Er war offenbar sehr kurzsichtig; und wie er so mit blinzelnden Augen säumte und dabei mit den Fingern an den Gläsern seiner verbogenen Brille herumwischte, schaute er verträumt und ärmlich aus, trotz der Sauberkeit seines Anzuges, der dennoch, bis auf die lichten Beinkleider, der Jahreszeit gemäß war. Er hielt sich schlecht, mit vornübergezogenen Schultern; sein Haar war unordentlich, in förmlichen Büscheln ergraut. Den linken Fuß schleppte er ein wenig, aber so, daß es mehr die Folge einer lässigen Angewöhnung, als eines körperlichen Gebrechens erschien. Eine gewisse höfliche Schüchternheit lag über allem, was er begann; man findet sie nicht selten bei Menschen, die nur mit Leuten verkehrt haben, die über ihnen stehen, und die den Umgang mit Höheren doch nicht recht gewöhnen können — etwa bei von Natur bescheidenen Erziehern in adligen Häusern also. Und so näherte er sich dem Nachtredakteur und langte aus der Brusttasche seines Winterrocks sauber gelegt ein blau beschriebenes Blatt Papier: ‚Ich bin so frei, noch einen Bericht zu bringen. Hoffentlich paßt es. Es ist ein Brand, Herr Doktor.‘

‚Ein Brand? Steht's jetzt noch dafür? Und hat ihn noch niemand gebracht?‘

‚Ich hoffe nicht. Es war vor kaum einer Stunde und ein ganz ansehnliches Feuer. Sie mußten mit der Dampfspritze ausrücken, und ein Löschmann wurde nicht unerheblich verletzt. Ich habe mich sehr beeilt, gerade auf dem Heimwege war ich, als die Flammen aufschlugen, und ich habe im Kaffeehause alles aufs gewissenhafteste notiert. Hierher,‘ er versuchte ein bescheidenes Lächeln, ‚kam ich allerdings nicht sofort. Ich wußte, daß die Herren hier am längsten offen haben.‘ Und damit legte er seinen Bericht auf das Pult und machte seine Verbeugung, um sich zu empfehlen.

‚Sie, Herr Bernhofer‘, hörte er sich plötzlich anrufen.

Er zuckte zusammen, blieb nicht ohne gewisse Anglichkeit stehen. Der dritte — Dr. Ferdinand Wortmann seines Namens und erster Leitartikler des Blattes von Beruf — hatte den Bericht aufgenommen, und trat nun damit in der Hand auf Bernhofer zu. Es war ein kleiner Mann, fast ein Kopf kleiner als der andere; aber man begriff in diesem Augenblick die Scheu Bernhofers vor ihm. Bewußte Kraft stand gegen Müdigkeit. Er sah ungemein klug und sehr heftig aus. Die Brille hatte er hoch auf die Stirne

geschoben, und die tiefen Streifen, welche das Gestänge längs der Schläfen eingegraben hatte, leuchteten ganz rot. Seine raschen Augen funkelten, und die sehr schöne und bis auf den Ehering völlig schmucklose Hand fuhr über das kurzgeschorene Haupthaar und glättete am spitzgehaltenen Bart. ‚Sie, Herr Bernhofer!‘ rief er dabei noch einmal, und seine Stimme hatte einen hellen und nicht unangenehmen Ton. Die beiden andern aber stießen sich an ‚Es gibt etwas...‘ und lächelten dabei.

‚Herr Doktor wünschen?‘ fragte Bernhofer befangen.

‚Sie haben da einen Bericht geliefert, Herr Bernhofer,‘ es lag eine gänzlich vernichtende Höflichkeit in jeder Silbe, ‚der ja soweit ganz vortrefflich sein mag. Er geht mich auch eigentlich nichts an, und ich warf nur aus Neugierde und weil ich zufällig da war, einen Blick hinein; das Lokale,‘ er schüttelte es mit einer entschiedenen Bewegung von seinen Schultern, ‚das Lokale ist sonst durchaus nicht mein Ressort. Aber — auf eine Kleinigkeit haben Sie in Ihrer, sonst, wie bemerkt, vielleicht vortrefflichen Notiz vergessen — bitte: wo hat's gebrannt, Herr Bernhofer?‘.

‚Aber steht das nicht darin?‘ stammelte Bernhofer ganz verdutzt... ‚Bei der Augartenbrücke, natürlich!‘

‚Erlauben Sie mir die Bemerkung: es ist gar nicht natürlich, daß es just bei der Augartenbrücke gebrannt hat. Und bei allem Scharfsinn, den Sie unseren Redakteuren zuzutrauen das Recht haben — und es ist dessen in der Tat ziemlich viel — Sie dürfen doch nicht verlangen, daß sie das erraten. Also: bei der Augartenbrücke. Gestatten Sie, daß ich das vermerke und Sie an die erste journalistische Regel erinnere: Wo, wann, wie — so geht's in der Welt, wenn's beliebt.‘

‚Es ist unglaublich, Herr Doktor! Erlauben Sie...‘ stotterte der andere.

Sein Widersacher winkte mit einer Handbewegung ab: ‚Nicht wahr, jetzt finden Sie es selber unglaublich. Sie schildern da den Brand, sehr schön, will ich Ihnen zugeben, sehr poetisch und in einer Novelle auch wirklich wirksam. Aber, Herr! Unserem Publikum haben Sie keine Novellen zu erzählen — vorläufig wenigstens nicht, und die zu beurteilen wäre wieder nicht meine Sache. Unsere Leser wünschen alles zu wissen, was sich in der Welt begibt; aber nur die Tatsachen, Herr, merken Sie sich das, nichts als die Tatsachen!‘

‚Ich will mir's merken‘, entgegnete Bernhofer demütig, ‚und man war auch bisher immer mit meinen Leistungen zufrieden, wie ich denn in Zeiten drängender Arbeit auch von der Redaktion aus verwendet wurde.‘

‚Man war!‘ unterbrach ihn Dr. Wortmann fast heftig; ‚ich weiß nicht, ob man's war. Und was heißt das überhaupt? Das heißt: Man hat Ihre

Notizen gedruckt, wenn sie brauchbar waren, und, wenn sie nichts taugten, hat man sie fortgeworfen. Gedruckt und mehr oder weniger redigiert; ich will in Ihrem Interesse hoffen, weniger. Aber gibt Ihnen das irgend ein Recht oder einen Anspruch? Durchaus nicht. Bei einer Zeitung gibt es kein: war; da gibt es nur ein: ist! In ihrem eigensten Interesse muß sie das so halten. Verstehen Sie das? Wir leben vom Augenblicke, heißt das, und nur wer ihm auch im Augenblicke gut dienen kann, der darf mit uns leben und ist unser Mann: nur der!'

‚Ich verstehe', antwortete Bernhofer ganz leise. Ein starkes Rot flammte dabei auf seinem Gesichte, und er atmete ruckweise und in Beschämung.

Dr. Wortmann setzte sich und sah langsam und prüfend an ihm auf: ‚Nicht wahr, Sie machen Verse oder Sie haben doch welche gemacht?'

‚Ja!' hauchte der Reporter.

Ein vergnügliches Lächeln lag um den Mund des anderen; man sah, wie sehr er sich seiner Klugheit freute: ‚Ich habe nur den einen Bericht von Ihnen gelesen, und ich wußt' es sofort. Und nicht wahr: Sie sind verheiratet und zwar schon seit ziemlich langem?'

‚Ja!' flüsterte der also Verhörte, ‚aber woher wissen Herr Doktor...'

Ein seelenvergnügtes Händereiben: ‚Man hat seine Augen und man hat seinen Verstand. Eines will ich Ihnen sagen: Sie sind ein unpraktischer Mensch; also machen Sie Verse, und also sind Sie höchst wahrscheinlich verheiratet, und zwar, weil Sie arm sind. Ich weiß auch jetzt schon. Sie möchten mich in diesem Augenblicke am liebsten niederschlagen, und auch ich bin über Sie, den ich kaum kenne, eigentlich zornig. Sie hassen mich, weil ich Ihnen weh tue. Aber ich tu's nur, weil ich's mit Ihnen gut meine; weil Sie mir leid tun in ihrer Dummheit. Ja wohl, in Ihrer Dummheit!' Er dehnte die Worte, er kostete jede Silbe aus. ‚Sie haben ein Weib zu Hause in Not und denken an das und vergessen darüber das Wichtigste. Und Sie haben's nicht im Kopfe — und nur dort darfs bei einem Journalisten sitzen. — Sie haben's vielleicht im Herzen. Und das taugt nichts, Herr! Verstehen Sie mich wohl, das taugt nichts, gar nichts!'

Er war in seiner Erregung aufgesprungen, er deutete mit den Händen, seine Stimme überschlug sich und gellte. Und dennoch wirkte er nicht einen Augenblick lang komisch. Dazu war ihm offenbar die Sache zu ernst, die er hier vertreten zu müssen meinte: sein Blatt und sein Beruf; dafür war die Empörung zu ehrlich, die er offenbar vor dieser wie jeder Torheit empfand, die irgendwer auf dieser närrischen Welt beging. Er stellte keine an; gewiß: er hatte nichts in seinem Leben begangen, was er ungeschehen wünschen mußte. Ihm ging's gut, weil er klug war; und weil er dabei doch jedem das Beste gönnte, ereiferte er sich über allen Widersinn. Josef Bernhofer

empfand das genau; und vor dieser Erkenntnis schwand ihm der kurze männliche Zorn, der sich in ihm zu heben begonnen; die Röte auf seinen Wangen wich, er stand völlig fahl und farblos vor dem Zürnenden. Der bemerkte das und wurde weicher:

‚Ich sagte Ihnen schon: ich mein' es gut mit Ihnen. Und darum rate ich Ihnen, Herr — nehmen Sie sich zusammen! Oder noch besser: geben Sie das Geschäft auf, wenn Sie können. Sie sind ein gebildeter Mann; beginnen Sie etwas anderes! Sie können sich auch anders forthelfen, besser, menschenwürdiger. Eines, bei dem Sie sich nicht von jedem herunter machen lassen müssen. Eines, bei dem Sie nur einen Herrn haben. Und nun', er brach hastig und ruckweise ab, ‚gute Nacht meine Herren!' und behende und mit für seine Kleinheit großen Schritten wischte er aus der Stube. Man hörte die Türe zufallen; dann Stille.

Josef Bernhofer stand immer noch auf demselben Flecke und starrte ins Leere. Er war so gänzlich niedergedonnert, daß der Spaß, den die andern anfangs mit der Geschichte gehabt, bald einem tiefen und ehrlichen Mitleiden wich. Der Nachtredakteur nahm das also schlecht gemachte Blatt, in das Dr. Wortmanns Feder die nötigen Änderungen gemalt, an sich und gab es in recht nachdrücklicher Weise einem Setzerjungen, mit dem Ballbericht, der endlich doch fertig geworden war. Sein ‚Gute Nacht' klang warm und fast tröstend; bis zur Türe ging er mit Bernhofer und drückte ihm dort noch einmal die Hand. Der Berichterstatter aber nahm rasch seinen Winterrock um und eilte dem Mißhandelten nach. ‚Er hat's heute auch gar zu arg mit ihm getrieben', flüsterte er. ‚Es geht aber auch wirklich zu schlecht mit dem Bernhofer. Er ist ein guter Mensch, er schreibt ein anständiges Deutsch und er hat früher oft ganz schöne Sachen gehabt, sodaß man sehen konnte, wieviel Mühe er sich gibt. Aber er vergißt jetzt immer irgend etwas.' ‚Ich weiß nicht, was das mit ihm geworden ist,' wurde ihm zur Antwort. ‚Ich will ihm nach. Ich habe mich heute beinahe vor dem Wortmann gefürchtet. Wie erst er? Und wir wohnen nicht gar weit von einander; ich will also mit ihm gehen.' Der Nachtredakteur nickte und nahm nachdenklicher als sonst seine gewohnte Beschäftigung wieder auf.

Wenige Schritte vom Hause — noch warf das elektrische Licht seinen ungewissen Schein bis dahin — holte Fritz Grätzer seinen alten Schulbekannten ein. Er legte ihm die Hand auf die Schulter, und Bernhofer sah sich verstört und mit ängstlichem Mißtrauen um. Grätzer aber schob halb herablassend und halb gönnerhaft seinen Arm unter den des anderen: ‚Ich gehe noch ins Kaffeehaus, Du kommst doch mit?' Bernhofer schüttelte verneinend den Kopf und hatte doch nicht die Kraft, ihm entschieden zu widersprechen; ärgerte sich über seine Schwäche und hatte hinwieder eine geheime

Freude über die Einladung. So kamen sie zum Ring, der ganz ausgestorben dalag; nur ein letzter Pferdebahnwagen rollte heimwärts. Das Geklingel seiner Schellen läutete tröstlich durch die Stille und die blaue Laterne leuchtete hell und freundlich, eh sie langsam davonzog und verblich. Es roch nach dumpfem Rauch in der Welt und die Brust war beklemmt davon. So wallend zogen die Schwaden, daß man die gegenüberliegende Häuserreihe kaum mehr sah. Die Gasflammen brannten traurig, summend und mit rötlichem Licht. Man fühlte sich unsicher und ängstlich selbst für die wenigen Schritte. Gespenstig tauchte ab und zu ein rascher Fiaker auf; und so waren sie froh, als sie endlich das Lokal erreicht hatten. Die Helle und die Wärme taten wohl und Grätzer freute sich seiner Klugheit, daß er den Verstörten nicht allein und nicht unmittelbar hatte heimgehen lassen.

Die gastlichen Räume waren ziemlich gefüllt, aber nicht so stark besucht, daß es unangenehm geworden wäre. Der schwarze Frack und das Ballkleid überwogen; man sah so den Fasching und die Nähe eines beliebten Ballsaales. Es wurde viel und hell gelacht, viel und laut gesprochen. Die beiden nahmen an einem Tischchen in einer Fensternische Platz; Grätzer nicht, ohne zuvor einen prüfenden Blick in einen der Spiegel geworfen zu haben. Er war mit sich zufrieden und er konnte es sein: Ein stattlicher Mann, mehr als mittelgroß, mit so kurzgehaltenem Bart, daß die rosige Haut der Wangen durch das tiefe Schwarz durchleuchtete, wohlgenährt und tadellos gekleidet. Es ging ihm offenbar gut, so gut, daß er beinahe das Recht hatte, es für eine Beleidigung zu halten, wenn jemand die übliche Frage nach seinem Befinden an ihn stellte. Darüber mußte doch schon der erste Blick Aufschluß geben! Ihm schlug alles an; ihm gedieh's. Er durfte sich sogar schon den Luxus gönnen, irgend einen armen Teufel zu bemitleiden. Das war sein einziger, und den leistete er sich gerne und häufig und auch dem gegenüber, der vor ihm saß und im vollen Lichte erst in seiner ganzen Dürftigkeit erschien. Vor ihm stand ein Glas Punsch; er umschloß es mit beiden Händen, um sie zu wärmen, und man sah so das mannigfache Netzwerk von Adern, die sich darauf verzweigten und so auf höhere Jahre hindeuteten, als Bernhofer eigentlich zählen konnte. Und seufzend rührte er dann mit einem Löffelchen das rötliche, stark und kräftig duftende Getränk um, seufzend hob er's an seine Lippen und tat einen schwachen Schluck.

‚Es ist eine unbillig große Ausgabe', sprach er leise. ‚Ich gönne mir sie auch nicht oft. Heute sollt' ich's schon gar nicht. Aber, ich weiß nicht: ich hatte so sehr das Bedürfnis nach etwas Starkem, ich war so müde...'

Fritz Grätzer kostete gerade feinschmeckerisch den Kognak, den man ihm gebracht. Er nickte wohlwollend und befriedigt. ‚Du hast dir die Geschichte

mit dem Wortmann zu sehr zu Herzen genommen. Eigentlich geht es ihn ja gar nichts an, was du bringst. Das ist Sache anderer.'

Bernhofer schüttelte den Kopf. ‚Er hat mir sehr weh getan. Aber — vielleicht am meisten dadurch, weil er so ganz recht hat. Ja wohl, ich tauge nicht für das Geschäft; ich weiß es. Aber ich habe kein anderes, bei Gott! und ich möchte gerne eines. In ein Amt oder sonst wohin. Nur nehmen sie mich nirgends; und ich bin bald auch schon in Besorgnis, ich tauge in keines mehr. Ich bin das stille Sitzen nicht mehr gewöhnt, noch die regelmäßige Arbeit. Das lernt sich schwer wieder von neuem.'

‚Ja, aber zusammennehmen könntest du dich doch, Mensch!' rief der andere und saß dabei da, wie die gehaltene Kraft und das selbstbewußte Streben in Person. Bernhofer sah ihn an; irgend eine alte Erinnerung mußte ihm dabei durch den Kopf geschossen sein. Er lächelte fein, beinahe spöttisch und sah dabei wirklich klug und fast geistreich aus. Aber dies verirrte Licht schwand bald aus seinem Antlitz. Er langte in die Tasche und nahm ein fast völlig aufgebrauchtes Päckchen schlechten Tabaks heraus. Zerkrümmelter Tabak, mehr schon Staub, bildete den Inhalt; er drehte sich davon eine Zigarette, verwahrte den Rest wiederum und sprach bekümmert:

‚Ich weiß das: ich sollte mich zusammennehmen. Und ich gebe mir auch Mühe genug; das sieht Gott. Aber ich kann nicht! Es ist so eigen,' er dämpfte seine Stimme, ‚es ist so eigen! Und der Dr. Wortmann hat's bei aller seiner Klugheit nicht recht begriffen. Ich sehe nicht zu wenig; ich sehe zu viel und ich denke mir dabei zu viel. Zum Beispiel: es ist ein Brand; und da steigen dir erst die Garben Funken aus dem Schornstein und dann kömmt der Rauch, dick, ungefüg und so.. so.. qualmend, und dadurch kömmt's erst rötlich, dann gelb — noch im Rauch — und endlich kömmt's dir fast weiß. Und dann: die Feuerwehr, das Signal — du hörst es durch alles Lärmen der Straße: mächtig, gebietend und so — so gewissermaßen beruhigend. Oder es springt einer ins Wasser. Was hat ihn hineingetrieben? Und die Leute stehen am Ufer, schwatzen, kreischen durcheinander, laufen ihm nach. Endlich — die Rettungsgesellschaft: erst das schrille, jammernde Pfeifchen, der rasende grüne Wagen. Und das alles möcht' ich in den Bericht bringen, das soll alles darin stehen; und das geht nicht, das geht nicht!' Er legte seine Zigarette vorsichtig weg und zog wieder andächtig an seinem Glase.

‚Aber das kennt ja schon jeder!' entgegnete Grätzer überlegen.

‚Ich kenn's ja auch', und er lächelte wieder. ‚Und dennoch möcht ich's schildern. Und das ist mein eines Unglück. Aber nicht das richtige. Das ist: ich bin so ganz vergeßlich. Ich hab' so einen Druck im Kopfe, hinten, ganz hinten, und der schreitet dir langsam vor und preßt dir die

Constantin Meunier pinx.

Das Bergwerk.

Photographienverlag von Keller und Reiner, Berlin

Stirne, daß du dich gar nicht mehr besinnen kannst. Mir ist immer, als habe ich noch was zu sagen, oder zu schreiben, oder zu tun, was wichtiger ist als alles sonst, und ich weiß das nicht. Es ist mir aus dem Gedächtnisse fort, fort und für immer weg, und ich such' darnach. Das drückt hernach und wird von Tag zu Tag stärker und ärger.' Er fuhr sich mit der Hand durch das Haar und starrte so verloren vor sich hin, daß selbst Grätzer begriff, wie er in diesem Augenblick wieder nach dem wesenlosen Schemen suchte, der ihm so oft durch die Seele rauschte und verstob.

Er legte die Hände in einander und ließ die Gelenke hart knacken. Und dann, noch immer bedächtig an seiner Zigarette ziehend, fragte er ganz unvermittelt: ‚Du hast doch Raimund Förster gekannt?'

‚Ja!' gab Grätzer äußerst entschieden zur Antwort und zerstörte damit einen höchst kunstvollen Ring, den er in die Luft geblasen. ‚Er war ein sehr begabter und tüchtiger Mensch, glaube ich. Was ist aus ihm geworden, und wie kommst du gerade jetzt auf ihn?'

‚Ein höchst tüchtiger und begabter Mensch. Ja. Immer der erste durch das ganze Troppauer Gymnasium. Und es ist auch nichts aus ihm geworden — das „auch" geht natürlich auf mich,' schaltete er begütigend ein. ‚Er war gar zu arm von Hause und ist vor lauter Hunger nicht zum Studieren gekommen. Aber er war ein närrischer, ein ganz komischer Kerl. Da hatte er einen Dukaten, durch viele Jahre, ich glaube, es war sein Firmgulden oder ein Christgeschenk aus einer Stunde. Von dem hat er sich nicht getrennt, auch nicht, wenn es ihm noch so schlecht gegangen ist. Und einmal treff' ich ihn am Stephansplatz vor einer Wechselstube, wie er auf und ab geht, ganz nachdenklich, ganz kämpfend und betrübt. Das nimmt mich also Wunder, denn er war ein lustiger Bursche, wenn's ihm nur nicht gar zu schlecht gegangen ist und wenn er nicht im Herzen das graue Elend gehabt hat, daß sich ihm so gar kein Vorwärtskommen, keine gute Stunde, kein Stipendium bieten wollte und er seinen Kummer vertrank — so billig, wie möglich, natürlich. ‚Was treibst da, Förster?' frag' ich ihn. Und er: ‚Meinen Dukaten hab' ich verkauft.' ‚Und warum bist du so traurig?' Da legte er mir die Hand auf die Schulter — du weißt, er war Historiker und im Seminar ein Haupthahn — und gibt mir die Antwort: ‚Bernhofer — heut hab' ich Napoleon an der Moskwa verstanden. Man opfert nicht so weit von der Heimat seine letzten Reserven,' und dreht sich rasch um und verschwindet mir in einem Durchhaus zur alten Universität.'

‚Und nun? Was hat das mit dir zu schaffen?'

‚Das verstehst du nicht?' Er sann eine Weile nach und versuchte dabei, sich eine Zigarette zu drehen. Es ging nicht, so viel er auch auf den Staub hauchte, er wollte sich nicht mehr formen lassen und das Papier riß

immer wieder. ‚Ich hab's gut gemeint', sprach er endlich, ‚ich hab' damit nach den Worten der Bibel tun wollen: Staub bist du und zu Asche sollst du werden. Ich muß mir's nämlich einteilen. Acht Kreuzer im Tage darf ich verrauchen. Hast du vielleicht eine Zigarette?' Grätzer hatte keine, aber seinen großmütigen Tag. Auch war die Neugierde seines Berufes in ihm rege geworden, und so ließ er welche bringen.

‚Ich danke. Sie sind gut,' fuhr Bernhofer ganz vergnügt nach einer Weile fort, in der er den Rest seines Punsches ausgetrunken. ‚Aber — es wundert mich —, daß du das nicht begriffen hast, wie sich der meinetwegen schlechte Spaß von Förster auf mich bezieht. Das ist doch sehr einfach und heißt soviel wie: wir verstehen, so klug wir uns halten mögen, eigentlich doch alles erst, wenn wir's am eigenen Leib erfahren. Dem sein armseliger Dukaten — aber ich rede, als hätt' ich sie nur zu Haufen liegen! — also dem sein Dukaten und die alte Garde Napoleons waren für beide dasselbe. Und so — du weißt, ich war Mathematiker, aber ich habe überall herum genascht — hab ich mir viel Nachdenken gemacht über den Kampf zwischen Maschine und Handarbeit...'

‚Derlei hat mich nie interessiert', rief Grätzer dazwischen.

Wieder das kluge doch traurige Lächeln. ‚Du hast es eben nie notwendig gehabt, dich um derlei zu kümmern. Du hattest etwas Zuschuß vom Hause, hast rechtzeitig, nach Bismarck, deinen Beruf verfehlt, nahmst dich um nichts an, was dich nicht anging, und es ist dir dabei immer gut gegangen. Anders ich. Und so sag' ich dir: jetzt seitdem er mir auf die Nägel brennt, versteh' ich den Kampf. Denn ich selber führe ihn. Die Zeitung ist eine Maschine, die Korrespondenzen sind Maschinen. Da arbeiten bei euch viele, alle für dasselbe: Neuigkeiten wollen Sie bringen. Und dann hat jede Korrespondenz ihren Reporter, und jeder findet was, und jeder nimmt mir was weg. Verdien' ich und erfahr' ich in gewöhnlichen Zeiten überhaupt was, dann ist es Zufall und ein reines Wunder. Das aber ist selten und wird immer seltener; und so läuft man denn Gass' auf und Gass' ab; so hat man keine Ruhe, nicht eine Minute lang, nicht zu Hause oder sonst wo, denn gerade in dem Augenblicke kann etwas geschehen, was sonst niemand weiß und was also viel trägt, und — dann hat man nichts davon als Kummer und Kränkung.' Seine Stimme brach; er schlug heftig an sein Glas: ‚Ich lasse mir noch einen Punsch bringen?' sagte er fragend.

‚Wie du willst', gab Grätzer großmütig zurück.

Sie mußten warten. Eine neue Gesellschaft kam. Eine brach auf. So war ein ziemliches Lärmen vom Schließen der Türen, von den Zurufen der Kellner, die alle um die Ankömmlinge oder um die Scheidenden bemüht waren. Endlich wurde der Punsch gebracht und Bernhofer trank hastig

davon. ‚Du mußt mich für keinen Lumpen oder Trinker halten‘, sprach er entschuldigend, ‚aber ich habe heute fast noch nichts gegessen. Ich bin früh fort von Hause, und mir war immer, als jagte mich etwas. Jetzt — aber das tut besser!‘ er rieb sich die Hände.

‚Fast noch nichts gegessen?‘ rief Grätzer, zum erstenmale wirklich bewegt. ‚Aber, das ist ja schrecklich! Und ist da nicht auch deine unbedachte Ehe daran schuld, wenn es dir, einem Menschen, der doch manches kann, so schlecht geht?‘

Bernhofer schüttelte den Kopf: ‚Meine Ehe war keine unbedachte. Und meine Frau‘ — ein stilles, friedliches Licht lag in seinen Augen — ‚meines liebes Weib ist brav und gut und auch zufrieden. Freilich, jetzt nicht mehr so, wie sie's einmal war. Mir kommt manchmal vor, sie hat sich gegen früher verändert. Aber, das wäre kein Wunder, gar kein Wunder. Nun ja, wenn alles anders wird, wie es war, wenn's immer und immer schlechter wird, warum soll sie allein bleiben, wie sie war? Das wäre zu viel verlangt, und man muß nur gerecht sein — gerecht gegen das Leben und gerecht gegen sich.‘

‚Und wenn du's schon bist — was kömmt dabei heraus?‘

‚Mehr als du glaubst, Grätzer. Vor allem: du trägst leichter, was dir zustößt, wenn du dir sagst: addieren und subtrahieren; Böses und Gutes und immer eines vom andern, darauf kömmt's an. Tu's nur gehörig und die Rechnung wird stimmen.‘

Fritz Grätzer fühlte das Bedürfnis, einen Scherz zu machen: ‚Aber besser ist es doch, man muß sich nicht auf Rechenkunststücke einlassen,‘ sagte er und lachte gehörig darüber.

Bernhofer lachte mit, aus Höflichkeit. ‚Es gibt solche, die es nicht müssen. Ich aber hab's lernen gemußt, und obzwar ich vom andern auch weiß, ich kann dir sagen: ich bin jetzt 33 Jahre und es geht bei mir auf. Vielleicht bleibt noch ein bißchen Gutes für mich übrig, ich weiß es so genau nicht. Aber ich kann dir's gestehen: ich habe viel Glück im Leben gehabt; viel Glück.‘

Es zuckte um die Mundwinkel des anderen; aber er hielt an sich. ‚Und trotzdem geht es dir so schlecht?‘.

Bernhofer winkte ab: ‚Ich habe mich ja nicht beklagt. Auch ist das eine lange Geschichte.‘

‚Wir haben ja noch Zeit. Erzähle!‘

Der Reporter hob sein Glas. Hinter ihnen war ein Zutrinken und ein Jubeln; und im gleichen Augenblicke, in dem die andern mit einander anklangen, leerte er seine Neige. Dann fuhr er fort: ‚Es ist eine lange und eine ganz gewöhnliche Geschichte. Ich will sie knapp abtun und so

ehrlich, wie man's nur kann. Ich habe zu viel Glück gehabt. Ich habe meine Eltern lange behalten, so lange, daß ich ihr Stolz war und bleiben konnte, denn ich war immer ein stiller Mensch und habe für mich viel gearbeitet. Ich bin nie auf den Kneipen gelegen, immer nur auf der Bibliothek, und habe gelesen, was mir dort unterkam. Und so haben sich meine Eltern über mich gefreut und wenn einmal wo ein Gedicht von mir erschienen ist, so waren sie stolz und glücklich und haben geträumt, ich werde einmal mein Denkmal haben. Jedes haben sie ausgeschnitten und sauber auf ein blankes Blatt Papier in ein Büchlein geklebt; so hab' ich's dann gefunden. Was aber sonst mit mir werden will, darum fragten sie nicht. Ich studierte ja immer, und das mußte doch zu etwas führen. Ich glaube auch, sie haben immer etwas mystische Begriffe von meinem künftigen Beruf gehabt. Etwas hab' ich auch immer verdient; ich gab Stunden und hatte so mein Taschengeld. Endlich — ein kleines Vermögen war da; und so hätt' ich denn, meinten sie, mein Leben wohlbehütet fortspinnen können, solange es mir gefiel und mir bestimmt war.

Nun, sie sind gestorben. Beide ziemlich rasch hintereinander, im gleichen Monat. Ich kann dir gar nicht sagen, wie mir da war; aber, ich habe seitdem Mitleid mit jedem verlaufenen Hund, und mit einem Schoßhund gar, und ich füttere ihn, wenn ich kann. Man soll ein Kind nicht zu weich gewöhnen, hat meine Großmutter immer gesagt. Ich war zu weich gewöhnt. Ich wußte mit mir nichts anzufangen. Zum Lehramt taug' ich nicht. Es geht noch mit einem, wie man's in Privatstunden hat; und selbst da muß ich mich sehr zusammennehmen, damit der Junge nicht merkt, daß ich mich eigentlich vor ihm fürchte. Aber — viele Kinder sind mir schrecklich; da — entweder sie haben Angst vor mir, oder sie machen sich lustig über mich. Keines von beiden soll sein. Und mir fehlt das Sichere, daß sie sofort spüren: da gibt's keinen Spaß, da heißt es folgen. Also, ich habe mein Probejahr gemacht und war sehr glücklich, als ich's hinter mir hatte. Aussicht auf eine Anstellung gab es bei meinem Fach so nicht. Und ich wurde und werde leicht verlegen, und mein Gedächtnis ist auch nicht so ganz willig. Auch war ich ja so sehr nicht aufs Verdienen angewiesen. Was mir meine Eltern hinterließen, das war genug für mich, und es hat mich oft gerührt, wenn ich so in ihren Büchern blätterte und sah, wie sie Monat für Monat etwas zurückgelegt haben — für den Einzigen, und wie meine Mutter vorgesorgt hatte für alles nach ihrem besten Können. Ich glaube, ich sehe sie jetzt wieder; gehört hat sie kein Mensch, solange sie lebte. Ihre Tränen hat sie verschluckt, und gelacht hat sie nur ganz heimlich und in sich hinein; aber wer sie dabei sah, dem mußte ganz weich und froh ums Herz werden. Und so schöne Hände hatte sie und die sauberste Schrift, die man nur denken kann.

Jetzt aber war es schlimm. Ans Wirtshaus habe ich mich nicht gewöhnen können. Ja, solange ich manchmal, als Fest, hingekommen bin, da war's schön. Aber jetzt und täglich! Mir war so traurig, und da hat sich keiner darum gekümmert. Sie lärmten und zechten, als wäre nicht einer da, der nicht lustig ist. Und das tut wehe. Verwandte habe ich keine, und mit vierundzwanzig Jahren so als Waisenknabe herumlaufen und jedem sein Elend vorweinen, das ist doch komisch.

Es hat aber im selben Haus, überm Gang, eine Witwe mit einer Tochter gewohnt. Ich habe das Mädchen manchmal gesehen; sie hat so was Helles an sich gehabt, daß es mir gefiel. Wir haben auch verkehrt, wie Nachbarsleute das müssen. Da kann eines den Schlüssel zur Wasserleitung nicht finden oder es braucht den zum Boden, der gerade bei der anderen Partei ist, kurz, es gibt schon immer Anlaß. Meine Mutter hat die beiden ganz gut leiden können und manchmal von ihnen gesprochen, und besonders hat sie das Mädchen gelobt. Und das hieß etwas; sie hat mit Lob sehr gespart. Weil ich aber meine Wohnung nicht beibehalten wollte — sie war mir zu groß und für mich allein auch zu teuer — so steh' ich einmal im Haustor und schau' mir die Zettel an, damit ich nicht aus dem Hause fort muß, in dem ich mich so wohl gefühlt hatte. Und da hängt richtig einer, ganz orthographisch geschrieben, daß ein besserer Herr ein schönes Zimmer, allenfalls mit ganzer Verpflegung, bei gebildeter Familie haben könne. Es waren wirklich meine Nachbarsleute; ich tummele mich wieder hinauf, und wir machen's in aller Schnelligkeit ab. Sie waren auch in Trauer; der Sohn war ihnen gestorben. Ich habe sein Zimmer übernommen und bald mit ihnen gelebt, ganz wie wenn wir uns nahe stünden.

Sie waren stille Leute, und sie haben also zu mir gepaßt. Besonders das Mädchen, die Helene; die war wie ein Schrat, wie so ein kleines Hausgeistchen, das alles tut und nur nicht will, daß man's dabei sieht oder darum lobt. Den ganzen Tag hat sie gearbeitet, und es war eine Freude, ihr zuzusehen, wenn sie gestickt hat. Unglaublich schnell war sie dabei; und im Haus ist nichts geblieben. Ich hab's bald herausgehabt, daß sie die Arbeiten dann verkauft hat. So, und mit dem, was ich gezahlt habe, ist es im Hause ganz schön und glatt zusammen gegangen. Ich wenigstens hätt' mir's nie besser gewünscht und', er seufzte tief, ‚ich wollte nur, ich hätt' es noch einmal so gut im Leben, wie ich's damals gehabt. Wenn ich etwas fertig geschrieben hatte und ich las es vor, dann hat sie hübsch und achtsam zugehört. Kurz, ich konnte sie nicht mehr wegdenken aus meinem Leben, und . . .'

‚Und so haben sie dich eingefangen', ergänzte Fritz Grätzer roh und rücksichtslos.

Bernhofer sah ihn zornig an. ‚Eingefangen! Das ist ein häßliches und ich möchte fast sagen ein gemeines Wort. Aber du hast es nicht so gemeint, nicht wahr? Das Glück, das sie mit mir gemacht hat! Ein hübsches Mädchen und gebildet und eine Sparmeisterin — und was war ich? Ich hab' meine Dekrete gehabt und meine Zeugnisse — verhungern können wir damit; nicht den Stempel, der darauf klebt, haben sie mir noch getragen. Sie hätte leicht einen Besseren finden können. Aber — sie hat mich eben auch gern gehabt.'

‚Du hast eines vergessen, Bernhofer. Du hattest Vermögen.'

Der andere wurde unruhig, begann zu stottern und nach Worten zu suchen: ‚Vermögen! Sie hat doch auch etwas gehabt! Nicht viel, aber immerhin, die Bettlerin war sie nicht, o nein, das ist sie nicht gewesen, die man vielleicht nur aus Mitleid heiraten muß. Aber du willst mir weh tun; sonst nichts willst du mir tun, nur weh. Alle Leute haben's auf mich. Warum? Bin ich zuviel auf der Welt? Ich hab' dir nichts getan. Und wenn ich mir jetzt denke: Sie sitzt zu Hause und härmt sich und hat vielleicht nichts zum Brot, und ich tue mir da gütlich und schlemme Punsch — dann muß sie sich noch solches nachsagen lassen, dann könnt' ich mich an mir vergreifen. Ja, das könnt' ich!' Und ganz unvermittelt und hart ließ er den Kopf auf die Tischplatte aufschlagen und stöhnte dabei: ‚Ich fürcht' mich, nach Haus zu gehen; ich fürcht' mich, bei Gott! vorm Nachhausegehen. O! das ist ein Leben!'

‚Um Gotteswillen! Du wirst doch keine Szene machen?' flüsterte ihm Grätzer zu.

Bernhofer sah ihn mit roten, schwimmenden Augen an. ‚Nein', antwortete er und lächelte, ‚ich weiß auch noch, was sich gehört. Man macht an öffentlichen Orten keine Szenen. Man benimmt sich ordentlich und läßt seine Sorgen und seine Hunde draußen. Aber — gehen wir?'

Mit eigentümlichen und streitenden Empfindungen hatte Fritz Grätzer der Erzählung des Verkommenden gehorcht. Der tat ihm aufrichtig leid; aber das stieß in ihm die Überzeugung nicht um, daß es eigentlich auf der Welt kein Unglück gebe; daß zumeist dasjenige, was man so nennt, nichts als die Folge von Unverstand und Übereilung sei. Mehr: Ihm weckte das Elend des Genossen selbst einen dumpfen und unbestimmten Kitzel; er sah, wie schlimm es einem gehen konnte, und somit auch, wie gut es ihm geworden war, der nun in behaglichen Verhältnissen lebte und eine schöne Zukunft vor sich hatte. Auch war er begierig, noch mehr zu vernehmen; das waren Bruchstücke, und über das Entscheidende, darüber, wie es eigentlich so weit gekommen war, gaben sie keinen Aufschluß. Aber er wollte nicht fragen. Jede Frage schließt eine gewisse Verpflichtung ein, und auf dem Heimwege

mochte noch manches aus der gequälten Seele Bernhofers sich losreißen. So zahlte er denn seine Zeche, und Bernhofer schaute ihm neugierig und hoffend zu. Als sich aber Grätzer ruhig anzukleiden begann, da wallte etwas wie Haß in dem armen Teufel auf. Wollte der sich bitten lassen? Nein, die Freude sollte er nicht haben! Und so suchte er denn sein weniges Geld zusammen. Es reichte gerade; und als sich Grätzer umwendete und, wie sich besinnend, sagte: ‚Die Zigaretten . . .‘ da wehrte er mit zitternder Hand und bebenden Lippen ab: ‚Nein, nein, alles!‘

Es ist vielleicht das zur Nachtzeit düsterste Stück der Ringstraße von Wien, dem vorüber die beiden nach Hause schritten. Ihnen zur Rechten lag verworren und schwarz die Fläche des Stadtparkes mit dem gedehnten und eintönigen Gegitter davor; ihnen zur Linken ragten, nunmehr eine graue und wenig gegliederte Masse, die stolzen Paläste des Parkrings. Ab und zu durchbrach ihre Reihe eine Gasse, um ins Geheime zu verrinnen. Dann am Eingange zum dritten Bezirke vorbei; vom Bahndamm, der dorten die Straße überspannt, klang ein dumpfes Brausen und ein fernes Klirren herüber, so unbestimmt, daß man nicht wußte, war es ein Nachtgeräusch, das der Wind da herantrug, oder wälzte sich wirklich ein Zug ins Weite.

Ab und zu begegnete ihnen ein Nachtschwärmer; dann kam das traurige Exerzierfeld vor der Franz Josefs-Kaserne, das einen Eindruck ungeheurer Größe machte; dahinter massig und drohend, mit Terrassen, mit Freitreppen, mit Vorsprüngen, in denen sich die Finsternis eingehaust hatte, der riesenhafte Bau selber. Endlich und heller die Aspernbrücke mit den Schild haltenden Löwen davor und dem Strom, der sehr seicht und unruhig dahinfloß und von dessen Fläche Eisschollen weißlich heraufblinkten. Hier blieb Bernhofer stehen und deutete auf das Gewässer: ‚Hier hab' ich meinen ersten Bericht gefunden. Ich wollte, ich hätt's nie. Aber es war ein schöner Fall, und alle Blätter brachten die Geschichte ganz so, wie ich sie niedergeschrieben, und ich war damals auch glücklich und meinte, nun wär' ich endlich auf etwas gestoßen, wovon ich und mein Weib leben könnten. Zumeist ihretwegen freute ich mich so; ich hätt' es so gern gehabt, wenn ihr endlich bessere Zeiten gekommen wären!‘

‚Ja, aber wie seid ihr dann so heruntergekommen, wenn ihr doch Vermögen hattet? Schlechte Wirtschaft, was?‘

‚Wie? Das ist doch ganz einfach! Wenn's so reicht, daß es eben nur so lange ausgeht, als nichts geschieht, dann kann es einmal nicht ausgehen. Denn etwas geschieht immer — das ist ja eben das Leben. Da ist meine Schwiegermutter gestorben; ihre Pension hat aufgehört, ihre Krankheit gekostet, und der erste Gulden, den man vom Kapital nimmt, der reißt den zweiten mit, und so geht's weiter. Dann ist kein Halten mehr. Sie ist auch zur rechten

Zeit fort; sie hat uns noch glücklich, so glücklich gesehen, daß ich sagen muß: Ich und für mich bereu's keine Stunde, daß ich geheiratet habe. Dann sind Kinder gekommen; sie sind fort, Gottlob, sie sind fort! Aber, was die kosten, was die kosten! Und wenn man sie dann doch nicht behalten kann, — das tut doppelt weh! Und die Frau war mir lange krank nach dem zweiten, und ich habe da das Herz nicht, zu sparen, wenn es vielleicht ums Leben geht. Und man sieht so langsam, wie man sich aufißt, ganz unmerklich, und kann berechnen, wie lang das noch vorhalten wird, was man noch besitzt: Monate, Wochen, Tage. Und man sucht nach einer Stellung oder nur nach Stunden und gibt wieder Geld aus für Inserate, für Vermittler; denn man wird dumm, man verliert den Kopf, wenn man das Elend so kommen sieht, so langsam, so Schritt für Schritt, immer näher, immer näher. Und auf einmal steht's vor einem und starrt einem ins Gesicht: Voll, ruhig und mit gläsernen Augen. Ah!' Er schrie auf in Pein.

‚Und dann kömmt's, daß man auf der Straße steht. Der Wind pfeift um einen, als wär' man ihn gewöhnt von Jugend auf. Und wenn du dann einen Erwerb suchst und die Leute merken, daß du darauf anstehst, so tun sie rein, als wenn sie Gnaden austeilten, wenn sie dich überhaupt einen Kreuzer verdienen lassen, und drücken und zwacken dich, daß du schreien möchtest. Und anfangs war ich noch stolz und hatte so mein Gefühl, daß ich immer noch besser sei als die, welche so an mir herumhudelten. Aber — man wird irr an allem, man wird froh mit allem, was sich nur findet, man duckt sich in alles, nur damit einem nicht das Stückchen Brot wieder aus der Hand fällt, das man kaum gefunden hat. O! Sie bekommen einen schon klein, man wehre sich, so stark man nur immer will, und wann sie das erst haben, was sie wollten, dann lassen sie's einen schon spüren. Duck unter, und gib das letzte bißchen Selbstvertrauen auf und leist' besseres als früher oder laß dich schuhriegeln, wenn du was von uns willst,' immer schlug das Erinnern an die Kränkung durch, die er kaum erduldet, ‚und vergiß, was war und was du wolltest. Aber — vielleicht, wenn ich erst tot bin, wird man doch einsehen, ich hätte es besser verdient und leicht höheres leisten können, als die alle, die auf mich so herabgesehen haben. Vielleicht, vielleicht! Und das drückt auf mich und nimmt mir die Besinnung und macht mich so vergessen und krank, wie ich bin, und wenn ich nichts tauge, ich bin nicht mehr schuld daran.'

Es war unbehaglich für Fritz Grätzer, so neben dem verstörten Menschen zu stehen, der unablässig in das Drängen und Treiben der Schollen hinabsah, und er wandte sich ab und schritt schneller. Bernhofer aber ging neben ihm und sprach weiter, Hülle nach Hülle von seiner zerrütteten Seele reißend, im dunkeln, doch übermächtigen Gefühl, einem, und sei es auch dem

teilnahmslosesten Menschen, müsse er die tiefen und ungezählten Wunden zeigen, aus denen sein Leben Tropfen um Tropfen, sickernd, doch ungehemmt, verrieselte:

‚Ohnedies, es geht mir so immer im Kopfe herum: Mit einem Selbstmorde habe ich meine Tätigkeit als Journalist eingeleitet. Das hat etwas zu bedeuten. Das war nicht umsonst so. Aber mein Weib! Und ich weiß bestimmt: Sie ist noch wach und stickt noch fort, bis ich nach Hause komme, damit sie doch nach ihren Kräften etwas verdient. Und dann lügt sie mir vor: Sie kann nicht schlafen, ehe sie mich nicht zu Hause weiß; und sie klagt nicht und sie weint nicht und sie spricht nichts über unser Elend. Und das halt' ich nicht aus und das vertrag' ich nicht; denn das geht gegen die Natur. Obendrein — sie ist noch stolz auf mich; und wie das sein kann, bei so viel Herzeleid, in das ich sie gebracht hab', und wie sie immer noch achtgeben mag auf mich, daß ich nicht gar zu heruntergekommen ausschau', das ist mir wieder ein Rätsel. Und wie das alles endigen wird und was dann wird, das beschäftigt mich immer. Dann sollen mir meine Notizen geraten! Und dann soll ich nicht immer irgend etwas vergessen! Zu viel im Kopf und zu viel im Herzen; und nicht einmal den Mut zu einer Aussprache, wenn die, welche eigentlich noch mehr leidet, als ich, nicht einmal murrt! Tät's sie nur einmal und ich wüßte, was geschehen muß. Wär' ich nur fromm! Sie ist's, und ich glaube, das hilft ihr in vielem. Aber ich bin's nicht; ich war's nie, und wie könnt' ich's jetzt sein?'

Grätzer hatte das Empfinden, etwas sagen zu müssen: ‚Daß sich doch auch niemand findet, der sich deiner annimmt!'

‚Und du? Der du dich immer deiner hohen Verbindungen rühmst und mir gegenüber den alten Freund spielst, tust du's denn? Würdest du denn nur ein Wort für mich sprechen?' schoß es durch Bernhofers Kopf. Aber er war kein Freund von Vorwürfen: ‚Es tut's eben keiner. Und wozu?' antwortete er einfach und ergeben.

Sie machten Halt. Fritz Grätzer zog die Glocke am Haustor. ‚Gute Nacht; man muß nicht gleich verzagen', sprach er mit seiner wohlgeölten und etwas näselnden Stimme und verschwand hastig im Flur. Drinnen mäßigte er seine Schritte und stieg langsam die breiten und bequemen Stufen empor, die ins zweite Stockwerk und zu seiner Wohnung führten. Halbwegs oben blieb er stehen und schwankte sogar eine kurze Weile, ob er nicht doch umkehren solle. Ein Gedanke zog ihm durch die Brust: So wie Bernhofer eben zu ihm gesprochen, so redet nur ein Verzweifelnder, einer, der mit dem Leben abgeschlossen hat und es noch einmal überschaut. Aber — er schlug sich das aus dem Sinn. Was konnte er denn, selbst im schlimmsten Falle, noch tun? Wer weiß, wo der schon war, und endlich, in wenigen

Stunden mußte man ja näheres erfahren haben. Wozu also sich unnütz aufregen und in Auslagen stürzen. Und so setzte er seinen Weg gemächlich fort.

Auf der Straße aber weilte noch immer Bernhofer. Eine dumpfe Betäubung hatte ihn nach den Aufregungen der letzten Stunden überkommen. Er sah sich um und fand sich in einer fremden Gegend: Die Nacht narrte ihn, und durch ein Winkelwerk von Gassen fühlte er sich beirrt. Und mühsam und suchend strebte er dem Strome zu. Er war weit von seiner Behausung und mußte doch heimkehren, so sehr er sich davor gefürchtet. Mit ungleichen, aber raschen und fördernden Tritten ging er längs des Wassers und sah auf das Eis, das sich manchmal staute. Dann knirschten die Blöcke vernehmlich, rieben sich aneinander, ehe sie sich nach einer Weile wieder mit leisem, mahlendem Geräusche weiter schoben. Ihn zog ihr Spiel übermächtig an. Dazu fielen Lichtstreifen in die dunkle Flut, liefen über die schneebedeckten Böschungen und teilten das Gewässer in schwarze hellgesäumte Felder; wechselnd leuchteten die Schollen fast farbig auf, wenn sie so ins Licht trieben und abwärts weiter trifteten. Er blieb einmal sogar stehen, um dies Spiel besser zu beschauen. Plötzlich wandte er sich; ihm war ein Schauer durch die Seele gelaufen, zuckend, unwiderstehlich. Ihm fiel der Aberglaube ein: Wem das grundlos geschieht, der ist in diesem Augenblicke über sein Grab geschritten. Aber nein — den Tod nicht. Ein schwarzer Gedanke, der bis dahin im tiefsten Grunde seiner Seele in sich gekauert gewesen, erhob sich machtvoll und überschattete Bernhofers ganzes Sein...

Er sah nach der Uhr — einer wertvollen, altertümlichen Uhr, die er sich bisher erhalten hatte, die das letzte Erbstück seiner Eltern war, das sich noch in seinen Händen fand. Sonderbar, ihm kams dabei, daß sein Weib sie verkaufen könne, wofern er etwa — er deutete sich's so — unversehens stürbe. Denn es war eigen, und es befremdete ihn, wie sich ihm alle seine Gedanken plötzlich auf den Tod bezogen. Und inmitten dieser Erwägungen, so unklar, daß sie nur, ein unfaßliches Schattenbild, durch sein von Punsch und von Erinnerungen an seine Leiden erhitztes Gehirn huschten, kam ihm ein Zorn über sich selbst, daß er seine Seele und sein Grämen vor solch einem windigen Gesellen ausgeschüttet hatte, den er nicht mochte, noch je gemocht. Warum nur? Er betraf sich plötzlich auf einem Grunde, der seine Wangen mit starker Schamröte färbte. Nein, das war doch nicht möglich... Er konnte nicht so tief gesunken sein, sein Geheimstes einem ihm widerwärtigen Menschen zu offenbaren, nur damit ihn der — zechfrei halte. Es war widersinnig, toll; und dennoch preßte er die Stirne in beide Hände, als könne er so das Hämmern in seinen Schläfen niederzwingen, dennoch keuchte er und rang nach Luft. Und ein Haß gegen jenen, vor dem er sich nutzlos so ungeheuerlich erniedrigt, und gegen sich selbst wachte

in ihm auf. Dazu aber schnob ein herber Wind, der sich kaum aufgemacht, stromabwärts und stetig ihm entgegen. Der fegte die Nebel fort; man sah weithin die lichterhellen Bogen der Brücken über die finstere Donau gespannt; er sah Dirnen, die aus einem Bezirke in den anderen wechselten, — ihm fiel, er wußte nicht wie, das Jägerwort ein. Eine davon trat ihm hart und frech in den Weg, schaute ihm unter den Hut, lachte und wendete sich mit einem kurzen Pfiff. Sonst war ihm eine solche Begegnung immer ein Ekel gewesen; an jenem Tage war er weich und wehleidig. Immer den Fluß aufwärts ging er, noch an zwei Brücken vorbei, einer anderen Kaserne vorüber, deren roter Ziegelbau mit seinen Zinnen und Türmchen phantastisch in das Dunkel stach. Die hohen Häuser jenseits des Donaukanals waren verschwunden, man sah fast kein Gebäude mehr. Dann kam Holzplatz nach Holzplatz; ihr scharfer Geruch füllte die Luft. Endlich war er zu Hause; er trat, bevor er die Stiege erklomm, in den Hofraum und lugte aufwärts. Turmhoch überm Pflaster wachte noch ein Licht. Er sah dazu auf und seufzte.

Müde, aber ohne Spur von Schläfrigkeit kam er oben an. Im Vorzimmer legte er vorsichtig die Schuhe ab, um die Leute nicht zu wecken, von denen sie ein Zimmer zur Untermiete hatten. Sein Weib war noch wach; sie kam ihm bis zur Tür entgegen, und sie begrüßte ihn mit einem Kusse, wie ihn Gewohnheit in der Maske der Herzlichkeit gibt und empfängt. Das Bett war aufgemacht und sauber und wohlgehalten; auch ein Ruhebett war schon für die Nacht hergerichtet. Aber die Stube war sehr kahl; man roch den schweren Dunst der Petroleumlampe, die möglichst tief niedergedreht worden war. Der Raum erschien groß, so wenig er eigentlich für zweie genügen mochte; ein Schönheitssinn, der allenthalben an der Unzulänglichkeit seiner Mittel krankte, hatte an seinen Wänden und an den Fenstern herum geschmückt. Er setzte sich an den Tisch, und sie stellte wortlos einen Teller mit etwas Essen vor ihn hin. Der Stickrahmen mit einer fast fertigen Arbeit lag auf ihrem Schoß; schweigend sah sie ihm zu. Ihm aber war, als glömme ein unruhiges, hungriges Licht in ihren Augen, die sonst sehr schön, still und braun waren. Sie hatte sich's schon zur Nachtruhe bequem gemacht; in allem, wie sie sich benahm, war Ruhe, eine gewisse Sicherheit und Anmut, aber auch eine lasse Müdigkeit, die schlecht zu ihren gewellten, glänzenden und eigenwilligen Haaren und der unversieglichen Lebenslust paßte, die auf dem Grunde ihrer Augen schlief und träumte. Er schob mit einer fast heftigen Geberde den Teller von sich. ‚Ich mag nicht mehr. Hast du schon gegessen?'

Sie lächelte unmerklich und wurde viel hübscher dabei, gewann einen Abglanz ihrer Jugend wieder: ‚Natürlich! Ich konnte doch nicht warten! Weiß ich denn, wann du in die Wolfsaugasse kömmst?'

‚Und du haſt bis jetzt geſtickt?‘

‚Nicht immer. Ich muß freilich dazuſehen, daß ich etwas verdiene. Aber dazwiſchen hab' ich geleſen; auch in deinen Sachen, Joſef!‘

‚Nun, haben ſie dir gefallen?‘

Sie ſah ihn ruhig und ſchlicht an: ‚Du weißt ja, ich hab' ſie lieb. Und es iſt etwas darin, was mir ſo ans Herz greift. So ein Dämmern, ſo ein Klingen; ich hab's gern. Mich ergreift's, es iſt mir ſo, wie der Zug der Wolken; jetzt haben ſie Form, und ſieht man zu, ſo haben ſie wieder keine. Und ich weiß auch: dein Herz hängt an den Sachen und iſt in ihnen. Dein gutes Herz, das ſich ausklagt.‘

‚Ausklagt — und kein Ohr hört darauf,‘ ſtöhnte er tonlos.

‚Man wird's ſchon noch. Nur Geduld!‘

‚Das glaubſt du ſelber nicht mehr!‘ kams jäh zurück.

Sie zuckte zuſammen, blinzelte zu ihm hinüber, und Tränen ſchoſſen ihr in die Augen. ‚Aber Joſef!‘

‚Ja, du glaubſt es nicht mehr. Ich glaub's nicht mehr. Aber — wir belügen uns. Es geht uns ſo ſchlecht, daß wir Komödie mit uns ſpielen, damit wir nicht gar zu ſehr haltlos ſind und nicht völlig an einander verzagen. Aber das hilft nichts, und es geht nicht mehr. Wir haben kein Vertrauen mehr. . .‘

Sie ſah ihn entſetzt an: ‚Aber das wäre ja ſchrecklich. Du haſt wieder nichts gefunden heute? Es iſt dir wieder ſchlecht gegangen?‘

‚Wie immer,‘ antwortete er bitter, ‚und ſo wirds fortgehen. Bis zum Ende. . .‘

‚Aber Joſef. . . Man muß . . . Man muß doch. . .‘

Ihm gefiel ſeine Unerbittlichkeit. ‚Man muß wahr ſein und die Augen offen halten. . .‘

Sie fuhr ſich mit dem Handrücken über die Stirne: ‚Man muß auch an Gott denken. Freilich, mir kömmt vor, er hat uns vergeſſen oder ich bin ihm unleidlich geworden, weil ich gar zu oft und gar zu inſtändig komme. Aber ich kanns kaum mehr erwarten, daß es beſſer wird, ich kann nicht, ich kann nicht!‘

Da wars! Die Klage, die er zu hören gewünſcht, da quoll ſie heiß und ungeſtüm aus ihrem Tiefſten! Sie aber fuhr fort:

‚Und bekämſt du nur eine Stelle! Und wärs die kleinſte, nur als Schreiber! Ich hätte nie gedacht, daß ich ſo etwas wünſchen müßte, niemals! Ich war zu ſtolz auf dich. . .‘

‚Du warſt?‘

‚Ach, ich weiß nicht, was ich rede. Aber ich bins noch. Wie wollt' ich ſparen! Wie alles zu Rat halten! Ich war nie leichtſinnig, und ich

möchte weiter sticken und so auch beisteuern. Und du bliebest auch nicht so klein, wie du anfangen möchtest; ein Mann, der soviel gelernt hat! Nur daß man etwas Gewisses hätte; daß man nicht so leben müßte: fällt wer vom Dach, wenn du vorbeigehst, oder hörst du's zuerst, wenn sonst wo ein Unglück geschieht? Es ist so schrecklich, eigentlich nur vom Schlechten leben zu sollen, was auf der Welt geschieht. Und es ist so traurig, immer rückwärts gehen, ohne vorwärts zu kommen, auch nur einmal, auch nur einen Schritt. Ich sterbe daran, Josef, ich hab' den Tod davon. Ich werde wahnsinnig vor solchen Gedanken! Und ich bin so gar viel allein; und ich mag die Leute nicht, bei denen wir wohnen, daß ich bei ihnen meine Aussprache hätte.'

‚Und du hast noch vorhin anders gesprochen . . .'

‚Weil ich nicht denken will, das soll immer so sein. Ich will nicht. Eher . . .'

Er stand auf und trat zum Fenster: ‚So nahe dem Himmel, und man sieht keinen Stern!' raunte er.

Sie stellte sich neben ihn. ‚Worüber denkst du nach?' Sie sprachen ganz leise, und es lag etwas furchtbar Verstörendes und Aufreizendes in diesem Austausch von Worten; so hingehaucht und abgerissen, als graute den beiden vor sich selber und vor den Gedanken, denen sie Laut gaben.

‚Über das Letzte?'

‚Und was ist das Letzte.'

Er bog sich zu ihr, sein heißer Atem hauchte ihr ins Ohr: ‚Der Tod.'

‚Um Jesus und alle Barmherzigkeit! Josef!'

Seine Hand lag an ihrer Hüfte: ‚Ja! Wir können nicht zusammen leben. Mein Revolver hat sechs Schüsse. Willst du mit mir sterben, Leni?'

Sie taumelte von ihm fort, mit weit aufgerissenen Augen. Auf das Bett setzte sie sich und faltete ganz rührend die Hände: ‚Nein, nein, Josef.'

‚Und warum nicht? Ist's nicht besser?'

‚Nein, nein! Ich tu's nicht. Ich will nicht noch ums andere Leben kommen, nachdem ich um das gekommen bin.'

‚Durch mich, Leni?'

‚Hab' ich so was gesagt? Nein, nein, ich tu's nicht. Ich bin zu jung dazu. Und bin ich denn so verloren? Es kann besser werden. Ich könnt' mich schon noch fortbringen allein. Ich könnt' am End' in Dienst gehen. Und ich kann ja manches. Nur etwas Geld, wenn ich's hätte. Nur so viel, daß ich den Zins für eine Zeit hätte und mir eine gute Nähmaschine kaufen könnte und nicht aufs Abzahlen, daß man sich nicht erholen kann. Und da soll ich sterben? Nein, nein, ich tu's nicht!'

So sehr verstörte sie der Gedanke an den Tod durch eigene Hand, daß sie fast schrie. Er fühlte, wie sie sich nach zehnjähriger Gemeinschaft

von ihm loslöste und trennte in diesem entscheidenden Augenblick. Er kniete vor ihr nieder und umschlang sie fast leidenschaftlich: ‚Gute Nacht, Leni!‘ Sie streichelte ihm den Kopf, der in ihrem Schoße lag, fuhr ihm durch das Haar: ‚Nicht wahr, Pepi, nein, nein!‘

Die Lampe war erloschen. Nur von den beschneiten Dächern drang noch ein fahles Blinklicht in die Stube. Auf seinem Ruhebette lag Josef Bernhofer und starrte in das Dunkel und nach seinem Weibe hinüber. Das konnte offenbar keinen rechten Schlaf finden, kehrte sich häufig um und flüsterte im halben Schlummer. Er verhielt sich ganz regungslos und dachte viel und verworren. Manchmal nickte er ein; dann schrak er nach einem Weilchen immer wieder in jähem Entsetzen auf, das noch lange in ihm nachzitterte, bis ihn eine Müdigkeit übermannte für Augenblicke. So verging der Rest der Nacht. In der ersten bangen Frühe erhob er sich. Sein Weib hörte ihn im Zimmer herumrumoren, dann einen Stuhl an den Tisch rücken. Er wollte also arbeiten, und sie war längst gewöhnt, sich dabei ganz still zu verhalten; auch konnte sie sich vor Übermüdung kaum regen. Dann fühlte sie einen Kuß auf ihrer Stirne und hörte die Türe gehen. Es schien ihr, als bliebe er zu lange fort, der sonst niemals vor dem Frühstück ausgegangen war, und sie erhob sich und sah sich um. Auf dem Tische fanden sich einige Briefe, schon in ihren Umschlägen und mit der Aufschrift versehen. Sie sprang auf, Verstörung im Blick und in der Seele. Da sah sie seine Uhr, von der er sich noch nie getrennt, auf ihrem Platze hängen. Ihr Herzschlag setzte aus; sie stieß einen gellenden Schrei aus und stürzte in Ohnmacht zu Boden...

Es war um die zweite Stunde nach Mittag. Dr. Wortmann hatte eben seine Arbeit für das Abendblatt vollendet und freute sich nun der hellen Sonne, die über dem Ring lag und die einen angenehmen Spaziergang vor Tische verhieß. Da brachte ihm der Diener einen Brief. Eine fremde Frau, die sehr verweint, aber sonst noch hübsch und jung aussehe habe ihn abgegeben. Er öffnete ihn mißtrauisch, ein loses Blatt fiel heraus. Und nun las er:

‚Hochverehrter Herr Doktor!

Es ist meine Absicht nicht bei weitem, Euer Wohlgeboren Zeit lange und in unnützlicher Weise in Anspruch zu nehmen. Es ist nur mein Wille, Ihnen meinen besten und ehrlichsten Dank für den großen Dienst, den Sie mir gestern zu Nacht erwiesen, geziemend abzutragen. Ich war ein verzagter Mensch geworden; so sehr, daß ich nicht einmal den Mut mehr aufzubringen vermochte, den Kelch der Leiden mit einem kräftigen Zug zu leeren, sondern ihn Tropfen um Tropfen leerte. Nun und durch verschiedene Umstände fand ich ihn; ich klammere mich nicht mehr an ein trauriges, man

könnte fast sagen, an ein gänzlich zerstörtes Leben, nicht mehr an einen Beruf, für den ich keinerlei Begabung zu besitzen fürchten muß. Heute schließe ich ab, und zur Stunde, wenn dies vor ihre Augen kommt, bin ich nicht mehr, und mein Weib ist eine gänzlich verlassene und aller Mittel entblößte Waise. Ich habe, wie Sie in Ihrem Scharfsinn, obzwar ich meinen Ehering als verkauft nicht mehr trug, dennoch richtig erkannten, ein solches besessen. Ich habe das Vertrauen, sie werde sich allein leichter in der Welt fortbringen als mit mir, und hoffe nun von Euer Wohlgeboren Güte, daß Sie ihr entweder durch Ihre vielvermögende Empfehlung bei der Konkordia, oder vielleicht im Wege einer Sammlung unter Euer Wohlgeboren Kollegen und durch Überweisung dessen, was mir noch an Honorar zusteht, einigermaßen dazu behilflich sein werden, daß sie sich eine Nähmaschine kaufen könne, mit der sie sich das Notwendigste, etwa nur die Notdurft des Lebens erwerben zu können hofft. Wer streng ist, ist auch gut. Dies ist meine Hoffnung, und mit diesem Troste verharrt und stirbt

Ihr unglücklich gewesener
Josef Bernhofer.'

In starker Bewegung hatte Dr. Wortmann diese Zeilen gelesen. Nun nahm er die zweite Zuschrift auf. In aller Form einer Notiz stand darauf:

‚(Selbstmord). Heute morgen wurde im Prater nächst der Krieau der Leichnam eines etwa vierzigjährigen Mannes gefunden. Der Unglückliche, der sich durch einen Revolverschuß in die rechte Schläfe getötet hatte, wurde durch die bei ihm vorgefundenen Papiere als der Dr. phil. Josef Bernhofer, der zuletzt ab und zu als Berichterstatter bei hiesigen Journalen Verwendung gefunden hatte, agnosziert. Nahrungssorgen und die Furcht vor der Zukunft mögen den verheirateten Mann in den Tod getrieben haben.'

Mit dem Rotstift in der Hand durchflog er diesen Bericht, der so klar war, wie der Brief verworren gewesen. Dann warf er ihn fast zornig hin: ‚Es ist schrecklich — jetzt, wo der Mensch schreiben kann, jetzt erschießt er sich', nahm einen Bogen Papier und schrieb überlegend: ‚Für die Witwe des' — er strich das ‚des', ‚für die Frau von' — auch das gefiel ihm nicht, endlich: ‚Für die Witwe unseres armen Kollegen Josef Bernhofer', und zeichnete sich als erster und mit einem ansehnlichen Betrage ein.

Organisation technischer Arbeit.

Betrachtungen anläßlich des fünfundzwanzigjährigen Bestehens der ‚Allgemeinen Elektricitätsgesellschaft'.

Von

Friedrich Dessauer.

‚In Lebensfluten, im Tatensturm
Wall ich auf und ab,
Webe hin und her
Geburt und Grab
Ein ewiges Meer
Ein wechselnd Weben
Ein glühend Leben.'
(Der Erdgeist in Faust, I. Teil).

I. Natur und Technik.

Zu Akkorden von unermeßlicher Kraft und Harmonie vereinen sich dröhnender Hammerschlag und schwirrendes Sausen der Räder — Stunde für Stunde, Tag für Tag — ein gleichförmiges aber packendes Lied. Ein Lied, das herausschallt und sich Geltung verschafft aus dem Klappern des Alltags und das immer neu erklingt aus dem Wehen der Zeit. Ein Lied von tausend Stimmen. Lauschen wir ihm!

In tiefen Tönen erzählen gebändigte Geister der Natur: Einst waren wir frei und wild, einst hausten wir in Wald und Berg, wir flogen mit dem Nachtwind durch die Bäume und fuhren mit dem Blitz vom Himmel zur Erde nieder. Tief in Schächten bargen wir uns und kein Pfad führte zu uns hinab.

Da kam der Mensch und bändigte unser Tun. Er, unvermögend der Mutter Natur etwas zu geben, was sie nicht besaß, suchte uns auf. Schwer lernte er uns finden, aber er fand uns und machte uns dienstbar. Die Fessel, durch die er uns Starke zwang, heißt Ordnung und Gesetzmäßigkeit. —

Und ein anderer, ein eherner Klang mischt sich in diese Töne, ein Klang, dem niemand widersteht. Es ist der Ruf vom Geiste der Schaffensfreude und Regsamkeit, der allüberall klingt und doch all die tausendfältigen

Regungen eint: Einem Ziele, einem großen Gemeinſamen, das alle trägt und verbindet, zu dienen.

Noch eins klingt aus dieſem Lied der Arbeit: Ein ſtolzer, heller Ton. Der Ruf des Männerſtolzes iſt es über ein gelingendes, wachſendes Werk. Wir ſchaffen — ſo höre ich — ein Werk deutſchen Geiſtes, das kein Nachbar erreichte oder gar übertraf. Wir tragen die Ergebniſſe der Naturforſchung in techniſche Formen geprägt allüberall hin in unſer Land. Allenthalben laſſen wir Licht erſtrahlen und helfen mit bei der Arbeit der Menſchen. Aber mehr noch: Weit hinaus tragen wir den deutſchen Namen über die Länder der Erde, legen Zeugnis ab von deutſchem Ernſte und deutſcher Kraft, vom ſinnenden deutſchen Geiſte, der in die Natur dringt und in ihrem Buche lieſt, aber auch von jenem Geiſte, der ordnet und regelt und mächtigem Vorwärtsſtreben geordnete Bahnen weiſt. Wir legen Zeugnis ab von einem friedliebenden Geiſte, der in unblutigem Kriege aufwärts ſtrebt und deſſen Siege nicht Tod, ſondern Kulturerrungenſchaften bedeuten. Wir legen Zeugnis ab von einer glücklichen emſigen Heimat, in der eine ſtarke, wohltätige Hand die Zügel des Reiches hält. — So tönt das Lied von der techniſchen Arbeit in dem Getriebe des Tages.

II. Technik und Kultur.

Deutſchland iſt kein durch die Schätze ſeines Bodens ſonderlich ausgezeichnetes Land. Kaum vermag das Erträgnis ſeiner Erde die Millionen ſeiner Bewohner zu ernähren. Das Vermögen des Volkes hängt in hohem Maße ab von dem Solde, den das Ausland ihm zahlen muß und für den es nichts herzugeben hat als den Intellekt ſeiner Naturforſcher und Ingenieure und den Wagemut und Unternehmungsgeiſt ſeiner Kaufleute. In der Tat, es iſt nichts anderes, auf dem ſich unſer nationaler Wohlſtand gründet. Was Italien die Gunſt ſeines Klimas und die Weihe ſeiner Geſchichte bringt, was der Schweiz die Schönheit ihrer Natur ſchenkt, was unſerem amerikaniſchen Nachbarn der unermeßliche Reichtum der Bodenſchätze verleiht: Das Geld, das der Ausländer in die Heimat hineinträgt, das vermögen wir nicht anders zu erwerben als dadurch, daß wir dem Ausländer jenes Gut verkaufen, das wir in höherem Maße beſitzen als er. Und dieſes Gut iſt unſer techniſches Können, dieſe Überlegenheit iſt keine andere als die der ſtraff organiſierten und wohl diſziplinierten, geregelten techniſchen Arbeit. In dem Maße als unſere Technik die anderer Länder überragt, in dem Maße iſt unſer deutſches Volk reich, mächtig und vorbereitet zur Geiſteskultur. Denn die Technik macht den menſchlichen Geiſt frei, indem ſie ihm die niedrigen Sorgen des Daſeins abnimmt und ihm dadurch die Möglichkeit bietet, zu höheren Problemen hinauf zu ſteigen. Wer Tag für Tag mit der Not des Lebens, mit der Unbill der Witterung, der Feindſchaft der Nachbarn kämpft, wird nie zu hoher Kulturſtufe emporklimmen können. Die Technik gibt uns die Kleidung, gibt uns die Wohnung; ſie bereitet uns unſere Nahrung vor, ſie ſchützt uns vor Krankheit, erleichtert

uns jede Phase unserer Arbeit. Sie gibt uns Licht, entnimmt uns den schweren Hammer, den wir mit müder Hand geschwungen, läßt uns über die Wege schweben, die wir mit müdem Fuße gewandert sind. Eine hochstehende Technik entledigt den Menschen von Tausenden von Dingen, die sonst ihn belasten und gibt ihm Zeit und Freiheit für höhere geistige Kultur. Aber nicht nur das, auch die Mittel zu dieser Kultur verleiht sie dem Menschen. Jede Nachricht aus der Ferne vernehmen wir von ihr und Gutenbergs Technik ist die erste Voraussetzung für unser geistiges Leben. Sie allein gibt die Möglichkeit, den Durst aller jener zu stillen, die nach geistigen Erkenntnissen sich sehnen. Sie allein gibt die Möglichkeit, gute und hohe Gedanken in die Herzen all jener zu flößen, die sonst im Staube der täglichen Arbeit ersticken. Eine hohe Technik ist eine Grundlage und ein Maßstab für die Kultur eines Landes, denn sie gibt jedem einzelnen in ihm die geistige Freiheit und alle Mittel, deren er zu seiner inneren Bereicherung bedarf.

III. Allgemeine Elektricitäts-Gesellschaft.

‚Was ich gedacht, ich eil, es zu vollbringen
Des Herren Wort, es gibt allein Gewicht —.‘
(Faust II. Teil).

Deutschland hat nie vorher und nie seitdem eine solche industrielle Entwickelung gesehen wie die der Allgemeinen Elektricitäts-Gesellschaft, sowohl in der Größe wie in der organisatorischen Harmonie. In dieser Beziehung, in ihrer inneren Kraft und Gesundheit ist wohl kein industrieller Konzern in der ganzen Kulturwelt in so kurzer Zeit auf solche Höhe gestiegen. Vor 25 Jahren noch die schöpferische Idee eines Mannes, der wohl seine Zeit und die kulturelle Aufgabe der Elektrotechnik in ihr verstand; vor 18 Jahren noch ein kleines Häuflein von Technikern und Arbeitern, freilich unter guter Führung von vier, noch jetzt an der Spitze stehenden Männern — heute eine Organisation, die 34000 Angestellte in ihrem Dienste hält und sie mitsamt ihren Familien — wohl über 100000 Menschen — ernährt. Heute eine Kombination von technischen Arbeitsstätten und finanzieller Organisation, die jährlich fünfhundert Millionen Mark an neuen Werten hervorbringt. Ein Staat im Staate, der die Netze seiner Beamtenorganisation über die Welt streckt, — ein Meisterwerk deutscher Ingenieurwissenschaft und Organisationskunst, Arbeitskraft und Disziplin. Allenthalben läßt diese Organisation Licht erstrahlen, zwingt die Naturkraft stürzender Wasserfälle in die Dienste der Menschheit, läßt Eisenbahnen über die Länder rollen, überbrückt den Raum durch Telegraphen, zündet Leuchtfeuer an und entsendet die Kraft der Maschine in die Schächte des Bergwerkes.

IV. Beginn.

‚Ein großer Vorsatz scheint im Anfang toll.‘
(Faust II. Teil).

Siemens kann wohl der Begründer der deutschen Elektrotechnik genannt werden. Er war bahnbrechend auf dem Gebiete der elektrischen Signalgebung

und Zeichenübertragung in jeder Form. Den größeren Teil ſeiner Lebensarbeit hat er der Schwachſtromtechnik gewidmet, in der noch heute das von ihm begründete Haus führend geblieben iſt.

Die Verwertung der elektriſchen Energieform für Licht und Kraft, die Starkſtromtechnik in Deutſchland in große Bahnen geleitet zu haben, ſodaß unſere Heimat in dieſer Beziehung für alle Kulturvölker vorbildlich geworden iſt, das iſt in erſter Linie Rathenaus Verdienſt.

Die beiſpielloſe Entwickelung der Allgemeinen Elektricitäts-Geſellſchaft kann nur dann verſtanden und gewürdigt werden, wenn wir einen Augenblick bei der Betrachtung der Zeitverhältniſſe verweilen, unter denen Emil Rathenau den Gedanken zur Exploitierung des Starkſtromes in Deutſchland faßte. Es war im Jahre 1881. Damals beſaß die Großfirma Siemens und Halske nahezu ein geiſtiges und fabrikatoriſches Monopol in der deutſchen Elektrotechnik. Im Herbſt dieſes Jahres zeigte Ediſon in Paris ſein Syſtem elektriſcher Glühlampenbeleuchtung. Rathenau ſah und erkannte die Bedeutung der Sache. Er ſicherte ſich die deutſchen Patentrechte in Verhandlungen mit der Pariſer Compagnie Continentale Edison. Mit Jakob Landau, Gebr. Sulzbach und der Nationalbank für Deutſchland gründete er ein Konſortium und bereitete das Feld für die Tätigkeit der neuen Geſellſchaft vor, die dann endgültig am 18. April 1883 ins Leben trat. Dazu war Vieles zu tun: Es mußten die Rechte des neuen deutſchen Unternehmens durch Verträge feſtgelegt werden und aus ihnen heraus das Arbeitsgebiet entwickelt werden, in dem es ſich zu bewegen hatte. Es mußte die Welt von Vorurteilen bekämpft werden, die den neuen Errungenſchaften die übliche Skepſis entgegenbrachte und mit dem Hinweis auf die groß entwickelte Gastechnik einerſeits und auf die Stärke der beſtehenden Firma Siemens und Halske andererſeits die Exiſtenzmöglichkeit des neuen Unternehmens beſtritt. Nicht leicht war es unter dieſen Umſtänden, genügendes Vertrauen und Unternehmungsgeiſt für die neue Geſellſchaft zu gewinnen — aber es gelang. Als ‚Deutſche Ediſon-Geſellſchaft für angewandte Elektricität‘ begann ſie ihre Tätigkeit. Freilich war es kein freies und ungehindertes Leben, das ſich nun hätte entfalten können. Vielmehr war das Arbeitsgebiet eingeengt. Siemens und Halske hatte das Monopol der Fabrikation mit Ausnahme der Glühlampen in Deutſchland, hohe Summen waren für die deutſchen Rechte an den Ediſon-Patenten zu bezahlen.

Von Anfang an hat Rathenau zur Einführung der Starkſtrom-Technik in Deutſchland eine eigenartige Methode benutzt, eine Methode, die, ſoviel Anfeindungen auch im Laufe der Jahre ſie erlitt, zweifellos das Ausſchlaggebende für die Kraft und Größe unſerer heimiſchen Induſtrie geworden iſt. Es galt ja nicht, ein gleichmäßiges, an tauſend Stellen benötigtes Produkt fabrikationsmäßig herzuſtellen; es galt vielmehr, ein neu gewonnenes techniſches Können in den Dienſt der Menſchen zu ſtellen: Mit Hilfe der elektriſchen Energieform Städte und Häuſer zu beleuchten und Kräfte von der Zentrale rationeller Produktion durch vieladrige Netze an die Hunderte von Stätten des Verbrauchs

zu leiten. Das waren Aufgaben, ſo neu und eigenartig, ſo gänzlich dem Verſtändnis des großen Publikums fern, ſo der Ablehnung und Skepſis des Unkundigen ausgeſetzt, daß ſie nimmer in der üblichen Weiſe, durch den Verbraucher ſelbſt geſtellt, ihre Löſung hätten finden können. Rathenau beſchritt einen anderen Weg, der kühn aber richtig war. Seine eigene Geſellſchaft ſtudierte die Verhältniſſe des Bedarfs und gründete nach ſolider und gewiſſenhafter Prüfung, an dieſen Stätten des Bedarfs eigene Organiſationen. Dieſe Organiſationen, zu denen auch gern und bereitwillig private Initiative herangezogen wurden, übernahmen die Erzeugung des elektriſchen Stromes und die Abgabe an die Konſumenten. Aber ſie blieben kontrolliert, die techniſchen Erfahrungen floſſen zurück an das Mutterinſtitut. Die Gründungen erfolgten ſo, daß ſie ſolide und lebensfähig waren, reüſſierten und auch ihre finanziellen und organiſatoriſchen Erfahrungen gaben ſie an das Gründungsinſtitut zurück. So potenzierte ſich in Rathenaus Geſellſchaft techniſches Können und ökonomiſche Erfahrung über Produktion und Verkauf elektriſcher Energie und auf dieſe Weiſe wurde jede folgende Unternehmung innerlich ſtärker und geſünder noch als die vorangehende, indem ſie von der Erfahrung aller früheren profitierte.

Dies war der richtige Weg. Viel weniger günſtig wäre jener geweſen, den bald andere Firmen zu beſchreiten ſuchten und beſchritten: Die ſelbſtändige Gründung von elektriſchen Zentralen durch die Städte. Die Kommunen, jeder elektrotechniſchen Kenntnis in jener Zeit bar, ohne Erfahrung über die Organiſation und die zweckmäßige Verwaltung einer elektriſchen Zentrale, über den ökonomiſchen und Gefahren vermeidenden Ausbau des Netzes, hätten ebenſo trübe Erfahrungen mit ihrem Unterfangen gemacht, wie ſie in andern Ländern tatſächlich gemacht worden ſind. Und durch ſolche trüben Erfahrungen gehemmt, hätte die deutſche Starkſtrom-Induſtrie nimmermehr die Entwicklung nehmen können, die ſie genommen hat. —

Zunächſt waren es kleinere Zentralen und Blockſtationen, welche die neue Geſellſchaft erbaute. Im Februar 1884 ſchloß, nach Überwindung zahlloſer Schwierigkeiten und Hemmungen, die ‚Deutſche Ediſongeſellſchaft‘ mit dem Magiſtrat der Stadt Berlin jenen denkwürdigen Vertrag, wonach ſie ermächtigt wurde, einen Teil Berlins von einer oder mehreren Zentralen aus mit elektriſchem Strom zu verſehen.

Auf dieſem Vertrage fußte die Gründung der heutigen Berliner Elektricitäts-Werke. Im Herbſte 1884 begann der Bau der erſten deutſchen großen elektriſchen Kraftzentrale in der Markgrafenſtraße. Am 15. Auguſt 1885 trat ſie in Tätigkeit, ſpeiſte 3000 Glühlampen. Heute verſehen die Berliner Elektricitäts-Werke ca. 900 000 Glühlampen, ca. 40 000 Bogenlampen und ca. 25 000 Motoren mit 90 000 Pferdekräften mit Strom.

Dieſe erſte große Zentrale iſt in mehr wie einer Beziehung Muſter für die ſpätere Entfaltung der Starkſtrom-Technik geworden. Einmal techniſch, denn ihre Durchführung war nach dem damaligen Stande der Ingenieurkunſt hervorragend und muſtergültig; dann aber ökonomiſch, denn ſie trat durch ihre

Tatsächlichkeit für die Möglichkeit und Rationalität einer wohldurchdachten elektrischen Zentrale den Beweis an. Auf sie konnte bei weiteren Verhandlungen mit neuen Interessengruppen verwiesen werden. Sie wurde Muster und Vorbild und aus ihr floß eine reiche Fülle technischer Erfahrung zum Stammhause zurück.

Die Resultate der Allgemeinen Elektricitäts-Gesellschaft beschworen, wie dies im Gange der Dinge zu liegen pflegt, eine Kampfperiode herauf. Allenthalben in Deutschland begannen elektrotechnische Fabriken die Patente der Edison-Gesellschaft zu umgehen. Die glücklich durchgeführten ersten Unternehmungen drängten zu einer Erweiterung des Tätigkeitsbereichs. Zu eng wurde das Feld. Konflikte mit den bestehenden großen und den neu hinzukommenden kleineren Unternehmungen blieben nicht aus. Das fortschreitende technische Können ließ alte Verpflichtungen als allzu herbe empfinden. Es war nicht möglich, auf die Dauer der Zeit hinaus ohne selbständige Fabrikationstätigkeit auszukommen. Mußte doch fortgesetzt die eigene, durch eigenes Kapital und eigene Arbeit erworbene Erfahrung einer anderen, wenn auch befreundeten Firma, zum Bau der Maschinen und Apparate übergeben werden. Konnte doch die neugeschaffene Möglichkeit, Bogenlampen und Glühlampen in einem Stromkreis zu brennen, nicht ohne Konflikte ausgenutzt werden. Blieben darum doch glänzende Leistungen wie die vom bayerischen König begünstigten Einrichtungen elektrischer Beleuchtung der Hoftheater in München teilweise der Früchte beraubt, die sie hätten tragen können, wenn mehr Bewegungsfreiheit vorhanden gewesen wäre. Unter langen Schwierigkeiten, ermüdenden, oftmals dem Scheitern nahen Verhandlungen, wurde endlich, nach Überwindung vieler Widrigkeiten, diese Bewegungsfreiheit erzielt. Ein neuer Vertrag mit der Compagnie Continentale Edison setzte die ‚Deutsche Edison-Gesellschaft' in den Besitz der Edison-Patente; ein Vertrag mit der Firma Siemens und Halske sicherte der Deutschen Edison-Gesellschaft Selbständigkeit der Fabrikation.

Diese beiden Errungenschaften stellten die Gesellschaft auf eine neue Grundlage. Frei war jetzt der Weg zur großzügigen Exploitierung des Starkstroms. Am 23. Mai 1887 erhöhte die Gesellschaft ihr Aktienkapital auf 12 000000 Mark und tauschte ihren Namen mit der neuen Bezeichnung Allgemeine Elektricitäts-Gesellschaft.

Und sie hat von diesem Tage an ihren Namen groß und mächtig gemacht und in alle Länder getragen und überall, wo sie ihn hintrug, die Segnungen jener Technik gebracht, deren Ausbau sie sich widmete.

V. Fortschritt. — Problem der Kraftübertragung.

‚Er stehe fest und sehe hier sich um.
Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm.'
(Faust II. Teil).

Ist eine neue Technik über die Anfangsschwierigkeiten hinweggeführt, verfügt sie nach Erfahrung der ersten Jahre über das elementare Handwerks-

zeug und beherrscht die näher liegenden Probleme, dann wachsen ihr von allen Seiten die Aufgaben entgegen. Unübersehbar schier war das Gebiet, das die Starkstrom-Technik noch erobern sollte, zahlreich freilich auch die inneren und äußeren Hemmungen, die sich der Realisierung weittragender Gedanken entgegenstellten.

Die Allgemeine Elektricitäts-Gesellschaft war jetzt selbst Fabrikantin. In 3 Jahren — von 1887 bis 1890 — brachte sie es auf 400 Beamte und 1600 Arbeiter. Der Maschinenbau, die Fabrikation der Installationsmaterialien, die Herstellung der Bogenlampen und eine ganze Reihe Nebenbetriebe nahm sie auf und entwickelte sie mit wuchtiger Energie. Alsbald, nachdem sie durch die denkwürdigen Verträge von 1887 ihre Existenz auf eine stärkere und höhere Basis gestellt hatte, wuchs auf einem mächtigen Terrain, das von vier Straßenzügen begrenzt ist, im Norden Berlins Bau um Bau fröhlich empor. Das war ein neuer Lebensfaktor, der immer größeren Einfluß auf den Gesamtorganismus ausüben sollte. Die Fabrikationstätigkeit entwickelte sich im späteren Verlauf dann immer mehr zu einem Zentrum des Gesamtunternehmens, aus dem ständig neue Möglichkeiten zu Unternehmungskombinationen herausflossen und in das von der Außenorganisation her immer neue Erfahrungswerte und Anregungen zurückkehrten.

Die Fabriken unterstanden vom ersten Anfang an einer Persönlichkeit, die für ihre Entwickelung maßgebend und typisch ist. Paul Jordan, der vom ersten Beginn in der Allgemeinen Elektricitäts-Gesellschaft tätig war, wurde ihr Leiter und trat nach dem Ausscheiden Oskar von Millers in den Vorstand der Gesellschaft ein.

Von den großen Problemen der damaligen Zeit sei der elektrische Bahnbau und die neue elektrolytische Aluminiumindustrie genannt. Für beide unternahm die Allgemeine Elektricitäts-Gesellschaft auf gesunder technischer Basis große Neugründungen. Die gewaltigen, die Wasserkräfte des Rheins bei Neuhausen ausnutzenden Aluminiumfabriken sind ihr Werk. Die Deutsche Lokal- und Straßenbahngesellschaft führte die Umwandlung der Pferdebahn in elektrische Bahn nach amerikanischem Muster durch, nachdem sich die Allgemeine Elektricitäts-Gesellschaft in den Besitz der Konstruktion und des großen Erfahrungsschatzes des Amerikaners Sprague gesetzt hatte.

Die Epoche von 1887 bis 90 war in mehr wie einer Beziehung eine interessante Zeit. Schon damals tauchte das Problem der Untergrundbahn auf, das in den letzten Jahren erst erfolgreich realisiert wurde. In Madrid baute die Allgemeine Elektricitäts-Gesellschaft eine denkwürdige Riesenzentrale, die an Umfang und Muster die Berliner Elektricitäts-Werke übertraf. Die Beleuchtung der Züge wurde studiert, der Bau von elektrischen Grubenbahnen ins Auge gefaßt. Es war die Epoche aber auch denkwürdig durch die Schwierigkeiten und Hindernisse, die sich erwartet und unerwartet dem mächtig aufstrebenden Organismus in den Weg stellten. Die Verträge mit Gasanstalten, welche einzelne Kommunen auf Jahre hinaus banden, waren nicht

der einzige Grund, warum damals der Bau elektriſcher Zentralen zurückblieb. Mehr Schuld daran waren innere Hinderniſſe, die Mißgunſt, welche die Eigenart und die erfolggekrönte Solidität der Rathenauſchen Gründungsmethode erregte. Es war für die Mitwelt etwas ſo ganz anderes, als ſie gewohnt war. Man verkaufte nicht einfach Maſchinen und Apparate an den, der kam und etwas haben wollte, nein, man organiſierte das Bedürfnis ſelbſt und behielt die Kontrolle feſt in der Hand. Dieſes mit überlegener Kraft durchgeführte Prinzip hat für den Außenſtehenden etwas Rückſichtsloſes. Viele verſtanden nicht, wie klug und für die Allgemeinheit nützlich es war.

Manche Kommunen bauten, angeregt durch eine aus elektriſchen Kreiſen ſtammende Initiative, ſelbſtändige Zentralen. Das Reſultat ließ die Berechtigung des ſo viel angefeindeten ‚Syſtem Rathenau' gut erkennen. In einer ſolchen neuen Technik konnte nur das Prinzip einer abſolut ſoliden Gründung, auf Baſis aller techniſchen und organiſatoriſchen Erfahrungen, zu guten ökonomiſchen Reſultaten führen. Neben dieſen Anfeindungen gingen Patentſtreitigkeiten, die ſich über Jahre hinauszogen und praktiſch jedenfalls den Wert der ſo teuer erkauften Patente ſchädigten. Aber auch das war nicht das ſchlimmſte. Mehr Schaden als Preisſchleuderungen und Intrigen brachte der in beſter Abſicht zwiſchen Siemens und Halske und der Allgemeinen Elektricitäts-Geſellſchaft geſchloſſene Vertrag. Aus der Konſequenz der gegenſeitigen Bindung — die eine Firma ſollte mehr fabrizieren, die andere die Gründungen und Organiſationen leiten — ergaben ſich Hemmungen, die den Bau elektriſcher Zentralen mehr und mehr in die Hand der Schuckert-Geſellſchaft übergehen ließen.

In dieſer Zeit von mancherlei Mißhelligkeiten wurde es eine gewiſſe Genugtuung, daß die höchſte Auszeichnung des preußiſchen Staates, die königlich preußiſche Staatsmedaille in Gold, das techniſche Können der jungen Fabrik vor der Öffentlichkeit anerkannte. Eine größere Genugtuung war noch das wachſende Geſunden und Erſtarken im Innern und vielleicht nicht zum mindeſten ein großer Plan, der in dieſer Epoche ſtill gewogen und erprobt wurde und der ſpäterhin die Löſung eines der größten techniſchen Kulturprobleme herbeiführte. Das Problem war die Übertragung der Kraft.

Vielfach in unſerem Heimatlande, mehr noch in Nachbarländern, liefert die Natur frei gewaltige Kräfte, die nach Tauſenden und Zehntauſenden von Pferdekräften zählen: Die ſtürzenden Waſſerfälle, ein Teilchen von jener Energie, die die Sonne aufwendet, wenn ſie durch ihre Strahlen, in Form von kleinſten Tröpfchen, Tauſende von Tonnen Waſſers in die Höhe trägt. Sie verdichten ſich zu Wolken, ziehen übers Land und gehen vielleicht über einem Gebirge als Regen nieder. Die Rinnſale gleiten entlang der Formation des Geſteines und in dem Waſſergefälle des herabſtürzenden Fluſſes tritt ein Teil der Sonnenenergie nutzbar zutage. Nur eines fehlt dieſer Energie: ſie ſteht nicht da zur Verfügung, wo die Anhäufung der Menſchen in Städten den Bedarf nach Kraft hervorbringt. Es iſt fürwahr ein grandioſer Gedanke,

die nutzlos verrauſchende Kraft der Waſſerfälle aus den Bergen herauszutragen und in die Städte zu bringen, damit ſie dort dem Menſchen leuchte und bei der Arbeit helfe. Dieſes Kulturproblem, die Überleitung natürlicher Kräfte von den Stellen der Produktion zu den Stellen des Bedarfes mit Hilfe elektriſcher Energie, wurde damals im Schoße der Allgemeinen Elektricitäts-Geſellſchaft gelöſt. Es war das Werk v. Dolivo-Dobrowolskys und ſeiner Mitarbeiter. In der Zeit von 1887 bis 1890 bereitete ſich die techniſche Löſung vor, die dann in verblüffender Wirklichkeit im Jahre 1891 vor den Augen der ſtaunenden Mitwelt und der endlich verſtummenden Nörgler in die Erſcheinung trat.

VI. Aufſchwung.

„Was er erkennt, läßt ſich ergreifen.“
(Fauſt II. Teil.)

So unaufhaltſam wie die Allgemeine Elektricitäts-Geſellſchaft iſt nie eine Induſtrie fortgeſchritten. Wer, wie der Schreiber dieſer Zeilen, als fernſtehender Zeitgenoſſe ihr Wachſen und Erſtarken betrachtete, dem mußte es ſo ſcheinen, als ob kein Geſchick ihr etwas anhaben könne. Schlappen, die andere erleiden, ſchien ſie nicht zu erkennen. Innere Zwiſte, welche die Organiſation erſchüttern, bemerkte man nie. Kleinere Schwankungen der Konjunktur gingen ſpurlos an ihr vorüber und dabei wagte die Allgemeine Elektricitäts-Geſellſchaft viel, opferte Millionen für große, neue Gedanken; aber was ſie angriff, verwandelte ſich in ihren Händen in Erfolg.

Auch die Betrachtung einer langen Reihe von Erfolgen ermüdet. Raſch gleitet das Auge des Zuſchauers über Dinge hinweg, von denen er aus der Gewöhnung heraus annimmt, ſie werden gut ſein und ihren Wert beſitzen. Und ſo wollen auch wir uns begnügen, von all den großen Bewegungen, welche im letzten Dezennium des vergangenen Jahrhunderts in der Allgemeinen Elektricitäts-Geſellſchaft ſich abſpielten, nur die allergrößten zu betrachten.

Das Jahr 1891 war für die ganze Starkſtromtechnik ein denkwürdiges Jahr. In der Frankfurter elektrotechniſchen Ausſtellung führte die Allgemeine Elektricitäts-Geſellſchaft mit der Maſchinenfabrik Oerlikon gemeinſam die Kraft der Lauffener Waſſerfälle in die Mitte der Großſtadt. 300 PS. waren es, die in einer Spannung von 30 000 Volt hinübergeleitet wurden. Und von dieſem Augenblick an war das Problem praktiſch gelöſt und eroberte ſich die Welt. All die nach Zehntauſenden von Pferdeſtärken zählenden, in allen Teilen der Welt errichteten Überland-Zentralen ſind in letzter Linie eine Konſequenz dieſer Demonſtration.

Das gelöſte Problem der elektriſchen Kleinbahn lenkte in dieſem und dem folgenden Jahre die Aufmerkſamkeit der Mitwelt auf ſich. Von allen Seiten betrachtete man die erſte von der Allgemeinen Elektricitäts-Geſellſchaft glücklich durchgeführte elektriſche Bahn in Halle. Drei Jahre ſpäter — im Jahre 1894 — waren von ihr neunzehn Straßenbahnen gebaut.

Das Jahr 1893 brachte die Erinnerung der zehnjährigen Tätigkeit der Allgemeinen Elektricitäts-Gesellschaft. Zehn Jahre vorher ein Gedanke, jetzt ein Organismus mit 2898 Angestellten, einem eigenen Kapital von 20 Millionen Mark, der aus sich heraus neue Unternehmungen mit einer Kapitalmacht von 75 Millionen Mark erzeugt hatte und überwachte.

Und dennoch war nicht so viel erreicht, als nach den Gedanken der Leiter des Unternehmens hätte erreicht sein können. Das Hindernis der gegenseitigen Bindung mit Siemens & Halske bestand und schränkte den Ausbau der Fabrikation gewaltig ein. Unter großen Opfern wurde im März 1894 dieser Vertrag gelöst und nun konnte die Allgemeine Elektricitäts-Gesellschaft Maschinen bauen, so groß sie wollte. Und sie baute sie auch. Daraus aber zog die Außenorganisation ihren Vorteil. Denn die fabrikatorische Tätigkeit entwickelte sich immer mehr zum Lebenszentrum dieses gewaltigen Organismus und jede Erhöhung der fabrikatorischen Tätigkeit trieb einen Strom neuen Lebens durch die hundert Adern des Außendienstes. Und dieser Außendienst wuchs und weitete sich immer mehr. Allenthalben entstanden Zweigniederlassungen, Vertretungen oder Tochterunternehmungen in Form von selbständigen Gesellschaften und jeder dieser Außenposten war gekennzeichnet durch die drei Buchstaben, die eine Kulturmacht bedeuteten: A. E. G. Jeder dieser Außenposten wurde getragen und gefördert durch die innere Gesundheit des Ganzen, durch den Ruf, der von dem Können des Ganzen ausging und jeder dieser Außenposten warb für das Ganze und trug zu seiner Stärkung bei.

Diese Außenposten meldeten zurück, wo immer sich irgend eine Möglichkeit zur Anwendung elektrischer Energie im Dienste der Menschheit bot. Die elektrische Energieform ist so vielgestaltig, die zu ihrer Auswertung dienenden Maschinen nehmen so bereitwillig alle möglichen Formen an. So wurde der Einzelantrieb der tausendfältigen Maschinen, deren die Industrie bedarf, bewältigt und wer außen stand und nicht wußte, welche Summe von intellektueller Arbeit bei der Lösung jeder einzelnen Antriebsform anzuwenden ist, dem mußte es erscheinen, als ob der elektrische Betrieb sich spielend allen Kraftbedürfnissen der Welt anpasse und die so variablen Aufgaben *alle* zu lösen imstande sei.

Daneben entstanden immer neue Hilfsfabrikationen. In der Herstellung künstlicher Isolationsstoffe wurde die Allgemeine Elektricitäts-Gesellschaft führend und, so vielseitig die Materialien sind, die beim Bau einer elektrischen Zentrale Verwertung finden, sie konnte bald von sich sagen, daß sie alles, auch das letzte Stück, in ihren eigenen Werkstätten hergestellt habe.

Im Jahre 1895 wurde die ‚Zentrale Oberspree' gebaut. 50000 PS. regen sich in ihren Mauern und wandern von da, Licht gebend und Kraft spendend, über das umliegende Land. Wer einmal in einer Abendstunde, wenn die Lichter in der großen Maschinenhalle aufzuflackern beginnen, dem Wirken und Walten dieser Riesen von Stahl zugesehen hat und daran dachte, wie hier überall Gedanken eingebaut sind, die nun wirken; wer bei den regelmäßigen Bewegungen der ungeheuren Glieder sich deren erinnerte, die zuerst

in Kühnheit und Wagemut mit ihrem Intellekt die Natur zu bezwingen unternahmen, der wird einen unauslöschlichen Eindruck von der Macht und Größe technischen Könnens mit sich nehmen. Aber er darf auch derer nicht vergessen, die als Organisatoren dem Ausbau technischer Gedanken die Möglichkeit überhaupt gewährten.

Mit den Werken der Technik ist es eine andere Sache als mit denen der freien Geisteswissenschaft. Die Gedankengebäude des Philosophen sind groß und methodisch. Aber sie bleiben Gedanken. Die Gedankengebäude der Techniker, sie mögen so kühn sein, so wagemutig, so gefährlich, wie sie nur wollen, sie nehmen Gestalt an, sie wachsen und wirken und bringen *ein* in das menschliche Leben und *durch*dringen es. Und sie sagen zu jedem Einzelnen: ‚ich bin da und ich helfe dir!' Und begleiten das Leben von Millionen vom ersten Tage bis zum letzten. — Aber noch ein anderes unterscheidet die Werke der Technik von den Werken der freien Geisteswissenschaft. Den Namen des Philosophen, der sich vielleicht irrte und nur groß im Irrtum war, den kennt die Mitwelt und Nachwelt. Wer aber vermöchte die Namen derer zu nennen, durch deren Lebensarbeit das Rauschen der Räder und das Klirren des Zirkels klang und deren Gedanken körperliche Formen angenommen haben? Ist es unrecht, den Meistern des technischen Denkens und den großen Organisatoren technischer Arbeit ein Gedenkblatt zu weihen? —

Für 6711 Arbeiter und Angestellte hatte die Allgemeine Elektricitäts-Gesellschaft im Jahre 1896 keinen Platz mehr. Und damals entstand unter Leitung des frühverstorbenen Sohnes des Gründers, unter Erich Rathenau, in Oberschöneweide das Kabelwerk, welches jetzt 5000 Arbeiter zählt. Der kleine Ort, in dem es emporwuchs, ist von 500 Einwohnern auf 15000 in zehn Jahren gestiegen. Bereits im Jahre 1897 war es vollendet, wenn es auch später noch ausgebaut wurde.

Im gleichen Jahre gab die Allgemeine Elektricitäts-Gesellschaft einer großen Zahl kleinerer und größerer Elektricitätswerke eine gemeinsame Organisation, in der Elektricitäts-Lieferungs-Gesellschaft.

12000 Angestellte zählte sie im Jahre darauf. Dieses Jahr, das 15. nach der Gründung, war ein Jahr voll pulsierender, ja fieberhafter Tätigkeit. Im Innern entwickelte sich die Fabrikation unter Anspannung der äußersten Kraft. Fünfzehn große Elektricitätswerke wurden fertig gestellt, 28 waren im Bau. Auslandszentralen wurden gebaut. Das Problem der Untergrundbahn nahm realere Formen an. Der Bau elektrischer Zähler, die Fabrikation kleiner Motoren, die Verwirklichung der Nernstschen Lampe waren neue Aufgaben für die Technik.

Eine der mächtigsten Gründungen der Allgemeinen Elektricitäts-Gesellschaft, die Bank für elektrische Unternehmungen, welche die großen ausländischen Starkstromprojekte bearbeiten sollte, trat in Zürich ins Leben. In 139 Städten wirkten eigene Bureaux der Gesellschaft.

VII. Die Periode wirtſchaftlichen Niederganges und innerer Erſtarkung.

In dieſen Jahren des mächtigſten Aufſchwunges dachte die Allgemeine Elektricitäts-Geſellſchaft an den Niedergang. Die Erſtarkung, welche ihr aus den Erfolgen all ihrer Unternehmungen erwuchs, wendete ſie an, um die Fundamente ihres Baues, um die Wetterſeite ihres Hauſes zu verſtärken. Mitten im Aufſchwung, im Jahre 1900, gehen von ihr Warnrufe aus und der Bericht über die Tätigkeit des abgelaufenen Jahres, der ſtolz auf ſchier unglaubliche Erfolge hätte hinweiſen können, ſchloß mit einer Warnung vor dem Wechſel der Konjunktur. Mancher war erſtaunt: Was brauchte eine Geſellſchaft, bei der über 14000 Angeſtellte in vierundzwanzigſtündigem Betrieb die Flut der herandringenden Aufträge nicht bewältigen konnte, eine Geſellſchaft, die in einem Jahre auf einer Hauptbuchſeite 772 Millionen Mark umgeſetzt hatte, an einen Umſchlag ihres, ſeit ſiebzehn Jahren treuen Glückes zu denken? Ja, man warf der Leitung der Geſellſchaft vor, daß ſie zu wenig der erworbenen Werte an die Aktionäre ausſchütte und allzuviel in offene und ſtille Reſerven feſtlege. Die Allgemeine Elektricitäts-Geſellſchaft hat ihren rieſigen und außerordentlich wertvollen Maſchinenpark, ihre ſämtlichen Werkzeuge, ihren Schatz an Patenten mit einer Mark zu Buch geſtellt. Sie hat ihren Beſitz an Anteilen eigener und fremder Unternehmungen mit äußerſter Vorſicht bewertet. Sie verfügte ſtändig über zwanzig bis dreißig Millionen Mark flüſſige Kapitalien. Sie war gewappnet für eine Zeit ſinkender Konjunktur. Und wie vorausgeſagt, ſo kam es. Der Umſchlag ſetzte mit dem neuen Jahrhundert ein. Ihm fielen zahlreiche andere Unternehmungen zum Opfer, die in den guten Jahren weniger an ihrer inneren Stärkung gearbeitet hatten. Damals ſtürzte die Elektricitäts-Geſellſchaft Kummer, die Schuckert-Werke kamen in ernſte Gefahr, die Helios-Geſellſchaft brach zuſammen und Hunderte von Millionen gingen an Werten dem Nationalvermögen verloren.

Die Allgemeine Elektricitäts-Geſellſchaft ging aus dieſer Periode der Gefahr innerlich weiter gekräftigt hervor. In zwei Richtungen nutzte ſie die Zeit aus: zum Aufgreifen neuer Probleme und zur Stärkung ihrer äußeren Stellung.

De Lavalle war der erſte, der eine brauchbare Dampfmaſchine auf dem Rotationsprinzip an Stelle der oszillatoriſchen Kolbenbewegung baute. Aber von dem Bau eines ſolchen Motors bis zur Erreichung jener techniſchen Vollkommenheit, die eine wirtſchaftliche Überlegenheit bedeutet und die Grundlage für den Ausbau einer neuen Fabrikation wird, iſt ein weiter Schritt. Viele Jahre Arbeit und ein Kapitalaufwand von Millionen führte zur Geſtaltung der Turbodynamo nach den Erfindungen von Curtis, Riedler und Stumpf. Heute ſchreitet man zur Entfernung der rieſigen Dampfmaſchinen mit oszillierenden Kolben in den größten Kraftzentralen.

Von großer Bedeutung war auch das Problem eines wirtſchaftlich vollkommeneren elektriſchen Lichtes, als es die Glühlampe war. Und eine jahre-

lange Arbeit in der Periode des Tiefstandes — eine opferreiche und enttäuschungsvolle Arbeit — führte zur Lösung. Die Nernst-Lampe zeigt, wie groß der Weg vom gelungenen Experiment im physikalischen Laboratorium bis zur technischen Verwirklichung ist.

In der Zeit der industriellen Ruhe — wenn die Werkstätten nicht bis zur Grenze ihrer Leistungsfähigkeit belastet sind — vollzieht sich eine Konsolidierung des Fabrikationsbetriebes. Rationelle Arbeitsmethoden werden ausgesonnen. Vollendete Organisationen, Aufnahme der Fabrikation von Halbzeug, sollen Ersparnis bringen. Jede Konstruktion wird noch einmal überlegt, ob sie sich nicht doch rationeller, technisch vollkommener ausbilden lasse. So geht ein Unternehmen, das die äußere Gefahr solcher kritischen Zeitläufe nicht überwältigt, innerlich geläutert aus ihr hervor.

Die drahtlose Telegraphie, die Fabrikation von Automobilen, die Versuche, elektrische Bahnen mit bisher ungekannten Geschwindigkeiten zu bauen, die elektrische Heizung, die elektrische Schweißung, der Antrieb von Walzenstraßen und Förderanlagen, der Ausbau der Kraftübertragung in ihre letzten konstruktiven Einzelheiten — für diese und andere Ziele fand sich damals Zeit und Stätte.

Nach außen hin wuchs ihre Machtstellung mehr wie je. Indem man die Interessensphäre großer ausländischer Unternehmungen und der eigenen abgrenzte, sich gegenseitig die Hand zur Unterstützung bot, statt sich zu befeinden, indem man die Pforten aufschloß, um andere, schwächere Unternehmungen bei sich aufzunehmen, stärkte man sich selbst. Rathenau ergriff die Initiative zu all dem. Mit der General-Electric Company, — der größen elektrischen Gesellschaft der Vereinigten Staaten — schloß er Verträge zu gegenseitiger Unterstützung, zum gegenseitigen Austausch des technischen Könnens. Auch mit Frankreich und England — in denen die Entwickelung der Starkstromindustrie sich mit der unseren nicht messen konnte — knüpfte er Verbindungen zur gegenseitigen Förderung an. Mit einer technisch gleichfalls sehr hochstehenden schweizerischen Firma, Brown, Boveri & Cie, Baden, trat die Allgemeine Elektricitäts-Gesellschaft gleichfalls in eine gewisse Interessengemeinschaft.

Im Inland ging nach Überwindung mancher Schwierigkeit die Union Elektricitäts-Gesellschaft in der Allgemeinen Elektricitäts-Gesellschaft auf, während die elektrische Abteilung der Firma Gebr. Koerting dem Besitzstand der Allgemeinen Elektricitäts-Gesellschaft als selbständige Gesellschaft einverleibt wurde.

VIII. Die letzte Zeit.

Im Jahre 1903 nahm die allgemeine wirtschaftliche Lage wieder eine Wendung zum Bessern und der Anstieg hat bis zum heutigen Tage vorgehalten. Die weitere Entwicklung der Allgemeinen Elektricitäts-Gesellschaft in dieser Zeit war einfach die Konsequenz aus der inneren Stärke, die sie in der Vorzeit gesammelt hatte. Das offizielle Gesellschafts-Kapital wurde auf 100 Millionen Mark vermehrt. Die Anzahl der fabrizierten Dynamomaschinen, die 1903

etwa 22000 betragen hatten, betrug im Jahre 1906 36000. Die Anzahl der Angestellten stieg im gleichen Zeitraum auf 33000. Es will viel heißen, dreiunddreißig Tausend Menschen zu ernähren. Mehr aber will es heißen, sie alle zusammen in den Dienst einer großen Kulturaufgabe zu stellen, sie zu organisieren, sodaß sie alle zusammen arbeiten an einem großen Werk.

Die Ereignisse der letzten Jahre sind zu frisch in unser aller Erinnerung, als daß wir viel von ihnen berichten sollten. Auch sind es der Probleme, der Erfindungen, der organisatorischen Leistungen, der erstaunlichen Erfolge so viele, daß wir darüber hinweggehen müssen. Alles aber in einem genommen ist ein Dokument beispiellos erfolgreicher Organisation technischer Arbeit.

IX. Von den inneren Werten.

‚— — Das Abgesteckte muß sogleich geraten.
Auf strenges Ordnen, raschen Fleiß
Erfolgt der allerhöchste Preis.
Daß sich das größte Werk vollende,
Genügt ein Geist für tausend Hände.‘
(Faust II. Teil.)

Ereignisse und Daten aneinanderreihen heißt nicht Geschichte schreiben. So wenig wie ein Menschenleben durch Aufzählung seiner Festtage und Unglücksfälle beschrieben wird, so wenig erschöpfen noch so stattliche Einzelheiten den Charakter und das innere Leben eines solchen Organismus.

Wie sich das Bild des Menschen in seiner Zeit gestaltet auf Grund seiner inneren Werte, die er auslebt und betätigt in seiner Zeit, so ist auch die Allgemeine Elektricitäts-Gesellschaft nur zu verstehen als eine Summe von Innenwerten, von Fähigkeiten des Intellektes und des Willens, die, in den Dienst einer großen Idee gestellt, sich ausleben in ihrer Zeit.

Daß die Allgemeine Elektricitäts-Gesellschaft ihre kulturelle Aufgabe bisher erfüllte und so erfüllte, daß sie Deutschland in ihrem Arbeitsfeld an die Spitze aller Länder stellte, das ist nicht die Folge von einem oder dem andern glücklichen Griff. Es gibt wohl einmal einen glücklichen Zufall. Wer indessen in 25 Jahren von sich ein Bild voll Lebenskraft und Wirksamkeit entrollt, der hat nicht einmal Glück gehabt, der hat etwas gekonnt. Er hat vor allen Dingen seine Zeit verstanden. Er hat die Größe und Entwicklungsfähigkeit einer Idee vorausgeahnt. Er hat die Mittel und Wege gefunden, die Ideen zu körperlich realen Werten zu verwandeln. Er hat die Zähigkeit besessen, die endlich, in jeder guten Sache, die Resultate auf ihre Seite zwingt. Er hat das Steuerruder festgehalten und auch dann nicht losgelassen, wenn günstiger Wind ganz allein und von selbst das Schiff in der gewollten Richtung zu tragen schien. Er hat in tausend einzelnen Dingen auf Kleines um des Größeren willen verzichtet, den eigenen Wunsch der Wirklichkeit geopfert und sich und all die Seinigen rückhaltlos dem Gemeinschaftlichen untergeordnet.

Solche Werte, die ein Lebensbild zu der Geschichte eines Erfolges machen, solche Werte eines einzelnen in einer Verwaltung verkörpert, sind die inneren Werte der Allgemeinen Elektricitäts-Gesellschaft. — Freilich ist die eine oder andere Veränderung im Laufe der Zeit auch in der Leitung dieses Unternehmens erfolgt. Oskar v. Miller, der mitgebaut hat an den ersten Grundmauern der Starkstromtechnik in Deutschland, schied frühzeitig aus der Leitung aus. Zu seinem Ersatz und zur Beherrschung des weiterwachsenden Arbeitsfeldes haben dauernd hauptsächlich drei Männer als Mitarbeiter Rathenaus gewirkt: Felix Deutsch, der Organisator des Außendienstes, Paul Jordan, der Leiter und Organisator der Fabriken, und Paul Mammroth, der Chef der inneren Verwaltung. Der früh verstorbene Erich Rathenau gehörte nur in den Jahren von 1901 bis 1903 der Allgemeinen Elektricitäts-Gesellschaft an. In dieser Zeit hat er das Kabelwerk gebaut — ein Dokument technischer und organisatorischer Leistung, das ihn unvergessen machen wird. In neuerer Zeit wirken noch die Direktoren Professor Klingenberg und Direktor Hamspohn im Vorstande.

Rathenau ist zweifellos in der industriellen Geschichte unserer Zeit eine Persönlichkeit von besonderer Klasse. Wie es Erfinder gibt, die durch immer neue Kombinationen vorhandener technischer Werte neue technische Probleme lösen, so ist Rathenau ein industrieller Erfinder, der die Machtfaktoren großer Organisationen derartig zu verwenden weiß, daß sie organisch zuverlässig in den Dienst einer neuen technischen Kulturaufgabe treten.

Bei allen Unternehmungen des Gesamtvorstandes der Allgemeinen Elektricitäts-Gesellschaft, dem die drei erstgenannten Mitglieder mit Rathenau von Anfang an angehörten, handelte er wie ein Kopf, ein Wille und eine Hand. Was er angriff, war wohl erwogen, bis in den Kern solide in seiner Konstruktion und das Prinzip, daß Reellität Klugheit ist, kam ständig in dem Wirken zum Ausdruck.

Einige Prinzipien lassen sich von Anfang an bis zu der Gegenwart verfolgen. Da ist zunächst die vollkommene Systematisierung der Betriebe, die Identität im Ausbau der Betriebsordnungen und die Gleichartigkeit in der Regelung aller Tätigkeit in diesem unendlich vielgestaltigen und mehr wie 20 Fabriken umfassenden Koloß. Es ist ferner die strenge Disziplin — man wäre schier versucht, ‚Drill‘ zu sagen — die eine musterhafte Ordnung in allen Betrieben, in einer verhältnismäßig großartigen Schnelligkeit und Sicherheit in der Erledigung all der Millionen Einzelfunktionen erzeugt, die jeder Tag bringt. Die Allgemeine Elektricitäts-Gesellschaft ist dadurch die Erzieherin von Tausenden tüchtiger Arbeitskräfte geworden. Nicht nur von Handarbeitern und Mechanikern, auch von Technikern und Ingenieuren, Kaufleuten und Verwaltungsbeamten. Sie alle konnten in dieser Schule etwas lernen, in die alle Aufgaben lebensfrisch hineingetragen wurden und in der eine strenge Manneszucht ihre Stätte hatte. Große Organisationen brauchen diesen Drill. Anders läßt sich das unübersehbare Schwanken und Wogen von Tausenden von Individualitäten nicht einem Ziel dienstbar machen, — in der Armee nicht, aber auch nicht in einem großen Fabrikationsstaate.

X. Technik, Kultur und Kunst.

Frühere Zeiten schätzten die Kulturarbeit der Techniker nicht eben hoch ein und der Industrielle war für sie mehr oder weniger der Geschäftsmann, der für seine Tasche sorgt. Die Zeitläufe haben sich geändert und man wurde gewahr, daß eine großentwickelte Technik — und für sie ist eine finanziell starke Organisation die erste Voraussetzung — eine kulturelle und volkswirtschaftliche Voraussetzung für das Wohl des einzelnen und der Gesamtheit ist. Nur, daß im Getriebe des Alltags wir leicht das Bewußtsein dafür verlieren, wie wir auf Schritt und Tritt von der Technik begleitet werden, wie sie uns eigentlich alles, bis zum Letzten alles in die Hand gibt und vermittelt, was uns im Leben fördert, schützt, anregt und freut. So tief ist die Wirkung der Technik in das Leben des modernen Menschen eingedrungen, daß wir getrost sagen können, es gibt wohl nichts in seiner Tagesarbeit, vom Erwachen am Morgen, bis der Abend dem Ruhebedürftigen die Lider schließt, was nicht in irgend einer Form mit der Elektrotechnik in Berührung gekommen wäre, von ihr abhinge. In der Tat, die Kleidung ist auf mechanischen Webstühlen hergestellt, die von Elektromotoren ihre Bewegung erhielten. Die Gefäße und metallenen Werkzeuge zur Aufnahme der Nahrung sind fabrikmäßig — von der Technik — hergestellt. Elektromotore trieben die Arbeitsmaschine, elektrolytisch ist das Edelmetall der Speisegeräte hergestellt. Die Öfen zur Heizung der Häuser wie jene zur Bereitung der Speisen sind den Weg durch die Technik gewandert. Das Haus selbst ist vom ersten Stein bis zum letzten Stück der Innenauskleidung mit den Werkzeugen der Technik gebaut. Sie hat die Rohmaterialien aus dem Steinbruch geholt, hat sie an ihren Bestimmungsort transportiert, hat sie dort in die Höhe gewunden, so daß Stein um Stein sich zum Ganzen fügte und als Ganzes den Gedanken des Erbauers in körperlichen Formen wiedergab.

Mit Elektromotoren sind die Papiermaschinen angetrieben, sind die Färbemaschinen in Bewegung gesetzt, die Holzbearbeitungsmaschinen mit Kraft versorgt und unsere Arbeitsstätte — sei es das Bureau, sei es die Werkstatt — ist mit allem, was darin ist, von der Technik geliefert. Elektrische Straßenbahnwagen bringen uns von der Wohnstätte zum Orte unserer Tätigkeit. Elektrisches Licht verlängert uns den Tag und die Arbeit des Tages. Die Bücher und Zeitungen, die uns geistige Nahrung bieten, — Maschinen und abermals Maschinen, das heißt, zu Körpern gewordene Gedanken haben sie uns hergestellt und ins Haus getragen. Jede Nachricht, die wir erhalten, bringt uns die geschmeidige Elektricität, und denken wir sie nur einen Tag in dieser einen Beziehung aus dem Leben unserer Zeit entfernt — die Existenzmöglichkeit für Hunderttausende von Individuen würde unterbunden sein, hunderttausend andere würden in ein tieferes Stadium ihrer Lebensbetätigung zurücksinken.

Unser ganzes Kulturleben beruht auf der Technik. Sie ist nicht der *Inhalt* unseres geistigen Aufschwunges, aber sie ist die *Grundlage*, die

Vorausſetzung dazu. Nur ſie allein kann Bildung des Herzens und des Geiſtes, kann die höchſten Güter der Menſchheit, die zu Anfang Vorrechte Vereinzelter waren, zum Gemeingute machen. Jeder kann heute leſen, jeder Kunſtwerke ſehen. Früher konnten es nur wenige. Daß es alle können, das hat die Technik möglich gemacht. Aber damit begnügt ſie ſich nicht. In ihrem Aufſteigen iſt ſie gewahr geworden, daß zwiſchen ihr und der Kunſt ein großes Gebiet gemeinſchaftlicher Beſtrebungen brach liegt. Tauſend künſtleriſche Anſätze finden ſich in der Technik. Unauslöſchlich iſt der Eindruck, den die Regſamkeit gewaltiger Maſchinen auf den Beſchauer macht. Dieſe wunderbare Symmetrie der einheitlich gegliederten und zu einem Dienſte vereinten Maſſen bietet einen äſthetiſchen Genuß. Es iſt die Schönheit des Symmetriſchen, des künſtleriſch Gleichgewichtigen, die hier wirkt und die in der Technik des Bauens als künſtleriſche Architektur anderen techniſchen Diſziplinen vorangeeilt iſt. Aber das iſt nur eines der Berührungsgebiete, das zwiſchen Technik und Schönheit beſteht. Ein anderes iſt die Lehre von der Schönheit des Zweckmäßigen. Das vollkommen Zweckmäßige, allen Beiwerks Entratende, iſt ſchön.

Das iſt eine der Richtungen der Technik in unſerer Zeit, daß ſie dem Schönen zuſtrebt. Und auch darin iſt die Allgemeine Elektricitäts-Geſellſchaft vorbildlich geworden, indem ſie die Gedanken erſter Künſtler mit den Gedanken der beſten Techniker zu vereinen unternahm. Das aber iſt für unſere Zeit der höchſte Schritt in der Organiſation techniſcher Arbeit.

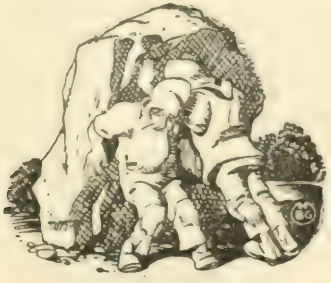
XI. Technik und Volk.

Ein großer, induſtrieller Organismus hat der Außenwelt gegenüber immer das Gepräge eines ſtarken Egoismus. Das iſt natürlich: Aus Selbſterhaltung muß er an ſeiner eigenen Stärkung und an der Erhöhung ſeiner eigenen Macht arbeiten. Denn mit der wachſenden Größe eines Unternehmens wachſen die Gefahren. Ein einziger falſcher Federzug kann die mühſame Arbeit eines Jahrzehntes vernichten. Stürme der Zeit gehen über den Rieſenbau einer ſolchen Geſellſchaft hin. Iſt ſie ſchwach, begeht ihre Leitung *einen* Fehler, ſo rächt ſich das nicht an den einzelnen, ſondern an all den Tauſenden, die ſie in ihren Dienſt geſtellt hat. Und nicht nur an ihnen, am ganzen Volk, wenn die Induſtrie zu ſolcher Größe gewachſen iſt, daß ſie einen Einfluß auf die Geſtaltung unſeres wirtſchaftlichen Verhältniſſes ausübt. Wenn man von dem Egoismus großer Unternehmer und großer Induſtrien ſpricht, ſo meint man oft die Gewinne, die ſie einheimſen und die manchmal groß ſind im Vergleich mit dem, was der gewöhnliche Bürger in der ſtillen Arbeit ſeiner Tage ſich erwirbt. Geht man aber tiefer, ſo ſind die Beträge, welche die Unternehmer ſolcher Werke für ſich gewinnen, verſchwindend gegenüber dem, was ſie an Werten für ihre Mitarbeiter und für ihr Vaterland gewinnen. Freilich die Allgemeine Elektricitäts-Geſellſchaft verteilt bei einem Kapital von hundert Millionen Mark über zehn Millionen jährlich an ihre Aktionäre. Aber man denke daran, daß ſie in jeder Woche an ihre Arbeiter über dreiviertel Millionen

Constantin Meunier pinx.

Im Kohlenrevier (Borinage).

Mark auszahlt, ein rhythmischer Strom des rollenden Bargeldes, der allenthalben befruchtet und belebt und zehntausend Existenzen die Möglichkeit zu einer Lebenshaltung gibt, die vor wenigen Jahrzehnten noch das Ideal des Mittelstandes gewesen wäre. Sie, wie jede Großindustrie hebt dadurch von Jahr zu Jahr breite Massen des Volkes aus der Tiefe in immer höhere Lagen des Lebens herauf und formt, indem sie ihnen die Freude eigenen Besitzes und eines ruhigen, sichern Lebens, das freilich mit Arbeit erfüllt ist, verleiht, sie allmählich zu einem gesunden, tüchtigen Mittelstand um. Das geht nicht immer ganz leicht. Manche Härten laufen mit unter. Vielmal müssen einzelne dem Wohle des Ganzen geopfert werden und diese Opfer sind gleichmäßig verteilt von den obersten Stellen bis zu den tiefsten. Aber nimmt man alles nur in allem, so ist es eine Kulturarbeit von Bedeutung, dieses Heraufheben der Massen des Volkes in breiten Schichten, die dabei durchgeführte Erziehung zur Arbeit und Ordnung. Aber noch vielmehr verschwindet der eigene Gewinn des Unternehmers, wenn betrachtet wird, wie groß die Ströme von materiellen Werten sind, die sie dem Lande zuführen. Der Umsatz des letzten Jahres der Allgemeinen Elektricitäts-Gesellschaft auf einer Hauptbuchseite beträgt tausend Millionen Mark, das bedeutet mit andern Worten, daß ungeheure Summen an Geld und Geldeswert durch ihre Tätigkeit zu ihr herein und von ihr wieder heraus ins Land hineingeströmt sind. Natürlich auf hundert verschiedenen Wegen: Für Materialien und Halbfabrikate, für Arbeitslöhne und Beamtengehälter, für Steuern und Zinsen, Transporte und Nachrichten. Aber auch für geistige, technische, organisatorische und künstlerische Leistungen. Es ist schier unglaublich, was ein solcher Organismus alles lebensfähig macht, wie viel Hunderte von Handwerkern von ihm indirekt leben. Mit einem Wort: Betrachtet man ein solches Unternehmen nicht mit dem kleinen Blick des Tages oder mit dem schielenden Auge des Neiders, dann ist es kulturell und volkswirtschaftlich ein großes Werk und ein altruistisches Werk. Denn die Vorteile, welche die Besitzer und Verwalter einer solchen Unternehmung für ihre außergewöhnliche Arbeit und Sorge daraus schöpfen, sind objektiv gemessen nichts im Vergleich zu den Werten, die alltäglich aus ihr herausströmen und über die breiten Lande sich ergießen.



Meereslieder von L. Rafael.

Flut.

Du ziehſt heran auf mächtigen Schwingen,
O Königin du, wildes Meer.
Ich höre deine Seele ſingen,
Dein Atem rein weht um mich her.

Ein Wonnetraum nicht auszuſagen,
Ein Siegesrauſch nimmt mich dahin:
Ich fühl' mein Herz in deinem ſchlagen,
Fühl', daß ich deines Weſens bin!

Der Horizont.

Ins Land, dahin meine Sehnſucht weint,
Wo der Himmel dem brauſenden Meere ſich eint,
Keine Brücke führt dort hinüber.
Doch ſeh' ich's von Ferne, bei Tag und bei Nacht,
Ich habe voll Sehnſucht die Jahre durchwacht!
Keine Brücke trug mich hinüber.

Und immerfort rief's mich mit lockendem Laut.
Ich hab' mich den toſenden Wellen vertraut:
‚Ihr reißenden tragt mich hinüber!'
Die Brandung, ſie warf mich zurück an den Strand:
Wo Himmel und Erde ſich reichen die Hand,
Kein Steg, ach, führt je dort hinüber!

Veere

(Inſel Walcheren, Holland).

Es liegt eine Stadt am Meeresſtrand,
Verfallen ſind Wälle und Mauern.
Der Glockenturm nur ragt weit übers Land,
Erklingen die Glocken, ſo ſind wir gebannt:
Wir müſſen erſchauern und trauern.

Sie ſingen von Leben und blühender Pracht,
Die einſt in den Wellen ertrunken.
Sie ſingen von graunvoller Sturmflutnacht,
Von des Zeitenwandels allſiegender Macht,
Sie ſingen: Ertrunken, verſunken!

Wenn die Sonne sich neigt zu der schimmernden See,
Die Wogen im Abendgold träumen;
Dann zitterts vom Turm her in sehnendem Weh,
Dann raunen die Wasser ein schluchzend Ade,
Wie sie rinnend am Strande verschäumen.

Bitte.

O sage mir, du wilde Welle,
Von jener Flut, die dich gebar,
Die deiner Jugend Morgenhelle,
Die Jugend alles Lebens war.

O raune mir von jener Stunde,
Da du zum erstenmal gerauscht
Und aus des Lichtes Gottesmunde
Das Lied der Ewigkeit erlauscht!

Stille.

Graue, stille Dünen breiten
Ihre Hügel weithin aus;
Stille, weiße Wolken gleiten
Durch der Lüfte schimmernd Haus.

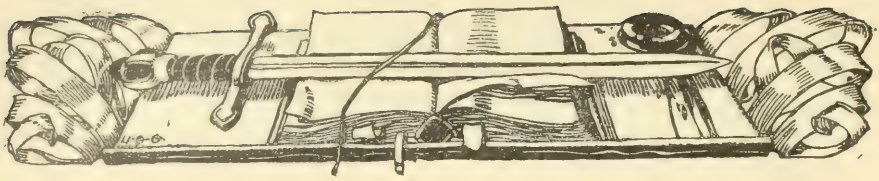
Ihre dunkeln Schatten fliegen
Übers Meer, das blauend singt,
Und in langen Wogenzügen
Schäumend sich zum Strande schwingt.

Über Meer und Dünenhügel
Schweift das Auge still und weit,
Schwebt auf ätherleisem Flügel
Ewige Ureinsamkeit.

Mein Lied.

Ich singe nicht der Welt zum Gruß,
Mag ungehört mein Lied verhallen;
Horch, wie der Brandung Donner schallen:
Ich singe, weil ich singen muß.

Ward wohl der Welle je zum Leid,
Ob nie ein Ohr ihr Lied erlauschte?
Wie's tönend ihrer Brust entrauschte,
Ward's ihres Lebens Ewigkeit.



Rechtsanwaltschaft und Advokatur.

Von

Paul Albert Helmer.

Seitdem im Jahre 1879 die deutsche Rechtsanwaltschaft einheitlich organisiert worden ist, hat ihre Stellung allmählich eine Reihe von Änderungen erfahren, deren sich die Öffentlichkeit kaum bewußt wurde, an denen sie jedenfalls keinen direkten Anteil nahm. Schon rein äußerlich hat die Abschaffung des ‚numerus clausus', die sogenannte ‚Freigabe der Rechtsanwaltschaft', im Laufe der Jahre zu einer Vermehrung der Zahl der Rechtsanwälte geführt und läßt auch für die Zukunft noch eine weitere voraussehen, die nicht im Verhältnisse bleibt zu der Vermehrung der Prozesse. Dem gegenüber hat die schon bei ihrem Inkrafttreten unzulängliche Gebührenordnung nicht nur der Rentabilität der anwaltlichen Tätigkeit eine Schranke gesetzt, sondern, da sie allein bestehen blieb inmitten eines Wirtschaftswesens, in welchem die Kaufkraft des Geldes sank, die wirtschaftliche Stellung des Standes im Verhältnis zu anderen Berufen geschädigt. Daneben hat die Gesetzgebung das Arbeitsfeld der Rechtsanwälte eingeschränkt. Die sehr einträglichen und häufigen Unfallprozesse wurden ihnen durch die Versicherungsgesetzgebung entzogen. Die Einführung von Sondergerichten nahm ihnen große Gebiete gewerblicher und kaufmännischer Streitigkeiten. Und nun soll durch ein neues Gesetz, bei dessen Vorbereitung übrigens auch in formeller Beziehung auf die Rechtsanwaltschaft nicht die gebührende Rücksicht genommen wurde, eine Veränderung in der Zuständigkeit der Gerichte vorgenommen werden, deren Folgen für die Rechtsanwaltschaft kaum übersehbar sind. Kein Wunder also, wenn dieser Stand, der bisher zu seiner Lage immer geschwiegen hatte, endlich auch die Öffentlichkeit damit befaßt und namentlich der vorjährige Anwaltstag die hiermit zusammenhängenden Fragen offen behandelt hat*.

---

* Abgesehen von den in juristischen Blättern veröffentlichten Artikeln vgl. die treffliche, kurze Zusammenfassung in der Sozialen Kultur: ‚Zur Lage der deutschen Rechtsanwaltschaft' von Dr. phil. A. Kneer, Rechtsanwalt in Trier, auch als besondere Broschüre im Verlag der Zentralstelle des Volksvereins für das kath. Deutschland, M.-Gladbach, erschienen.

In diesem Zeitpunkte kann es manchen erwünscht erscheinen, durch Einblick in die geschichtliche Entwickelung oder durch Vergleich mit anderen Ländern sich ein Urteil über das Wesen der Rechtsanwaltschaft, eines in mehr denn einer Hinsicht eigenartigen Instituts, zu bilden. Selten findet sich eine Tätigkeit, die so viele Widersprüche und Besonderheiten in der beruflichen und sozialen Stellung aufweist, wie diejenige des Rechtsanwalts: Nicht dem Beamtenkörper eingegliedert und doch Organ der Rechtspflege; vom Rechtsuchenden bestellt und bezahlt und doch auch ihm gegenüber selbständig; auf Gelderwerb angewiesen, aber zur Wahrung einer peinlichen Standesehre verpflichtet; der Stand jedermann zugänglich, die Tätigkeit ein staatlich anerkanntes Monopol; in England und Frankreich, wie im alten Rom, ein hochangesehener Stand, aus dem die besten Richter, Beamten und Politiker hervorgehen, in Deutschland ein Gegenstand des Mißtrauens für die Regierungen, häufig angefeindet vom Richtertum und bald zum öffentlichen Kampfe gezwungen für die eigene Stellung.

Eine Geschichte der Rechtsanwaltschaft hatte bisher in Deutschland gefehlt. Um so erfreulicher ist es, daß sich nun ein Geschichtschreiber gefunden hat, der uns die wechselvollen Geschicke der Rechtsbeistände im Laufe der Zeiten und in den verschiedenen Einzelstaaten bis zum Inkrafttreten der Rechtsanwaltsordnung zusammenfassend schildert. Weißlers Geschichte* hat damit für Deutschland eine Lücke ausfüllen wollen, die in der historischen Literatur der westlichen Kulturländer nicht bestand und sich dadurch ein Verdienst erworben, das ihm den Dank seiner Standesgenossen sichert.

* * *

I.

Viele Wandelungen hat die Stellung der gerichtlichen Beistände in Deutschland durchmachen müssen, sei es auf Grund selbständiger Entwickelung, sei es infolge von Beeinflussungen durch ausländisches Recht, bis sich das heutige in der Rechtsanwaltsordnung kodifizierte Institut herausgebildet hatte. Das alte deutsche Recht, in welchem die Parteien vor dem ungelehrten Schöffen auftraten, hatte ganz eigenartige Ämter geschaffen, zuerst den Rechtweiser, dann den Vorsprecher. Die Aufgabe beider entsprach einem aus dem damaligen ungelenkigen Verfahren hervorgehenden Bedürfnis. Sie bestand ursprünglich darin, die nicht rechtskundigen Schöffen über das Recht zu belehren, später darin, die Partei zu beraten, ihr insbesondere die wichtigen gerichtlichen Formeln vorzusprechen und sie das richtige Handeln vor Gericht zu lehren. Sowohl Rechtweiser wie Vorsprecher waren unabhängig von der Partei, weder von ihr gewählt noch bezahlt und gehörten sogar häufig der Richterbank an. Ihre Tätigkeit war hauptsächlich dazu bestimmt, die Beobachtung der Rechtsvorschriften zu sichern, nicht die speziellen Interessen der Parteien zu wahren. Sie

* Geschichte der Rechtsanwaltschaft von Adolf Weißler, Rechtsanwalt und Notar in Halle a. S., Leipzig, Verlag von C. E. M. Pfeffer 1905.

sorgten für den ordentlichen Gang der Rechtspflege, für die Anwendung der einschlägigen Rechtsregeln, nicht aber für die vollständige Eruierung der tatsächlichen Streitverhältnisse oder für ihre zutreffende Würdigung durch das Gericht. Ihr Amt, das nach dem Gesagten wesentlich dem öffentlichen Interesse diente, konnte jedoch auf die Dauer diesen Charakter nicht wahren. Das Bedürfnis auf seiten des Rechtssuchenden, die Versuchung auf seiten der Vorsprecher war zu groß. Die materiellen Interessen der Partei erforderten eine Vertretung vor dem Richter und naturgemäß versuchte der Rechtsuchende zu diesem Zwecke den Vorsprecher zu gewinnen, der sich hierzu bereit fand und dadurch allmählich in den Dienst der Partei trat. Natürlich schwand damit sein Amt als Gehilfe des Gerichts; er handelte für die Partei und ließ sich dafür bezahlen. So entstand ein berufsmäßiges Vorsprechertum neben und an Stelle des früheren ehrenamtlichen. Der Entgelt hatte den Vorsprecher dazu gebracht, aus seinem öffentlichen Amt eine Tätigkeit für Privatinteressen zu machen. Wenn auch dieser Übergang aus der Natur der Sache hervorging, so war doch das Mittel, wie es durchgeführt wurde, eine allmähliche Bestechung der Vorsprecher, nicht geeignet, im Volke die Achtung vor dieser Tätigkeit zu erhalten. Es nimmt einen deshalb kein Wunder, daß der ganze Stand der Vorsprecher, der keinerlei Garantien für die Erhaltung einer besonderen Standesehre kannte, allmählich nicht nur an Ansehen einbüßte, sondern sogar der Verachtung anheimfiel.

Zu der Zeit, als die fremden Rechte in Deutschland Eingang fanden, hatte sich das alte Institut der Vorsprecher überlebt. Neue Anforderungen traten an die gerichtlichen Beistände heran: Die Kenntnis des römischen und des kanonischen Rechts. Ein neues Verfahren hatte das alte germanische verdrängt und mit ihm hatte auch die Beistandschaft vor Gericht eine neue Form angenommen. Aus dem kanonischen Rechte stammt die damals allmählich eingeführte Zweiteilung des Berufs in Advokatur und Prokuratur. Die Tätigkeiten, die hier zwei getrennten Personen zugewiesen werden, sind aber in Deutschland nicht dieselben, wie in anderen Ländern. Aus Quellen des 15. Jahrhunderts ergibt sich, daß in Deutschland von Anfang an der Advokat die schriftliche, der Prokurator die mündliche Arbeit macht. Der letztere ist Vertreter der Partei, betreibt den Prozeß, tritt vor Gericht auf und hält den Vortrag, während der Advokat, eine Nebenperson und dem Gerichte unbekannt, als Mitarbeiter des Prokurator Schriftsätze abfaßt. Nun war aber der Advokat der gelehrtere von beiden, was die Unnatürlichkeit des Verhältnisses noch mehr hervortreten ließ: Der rechtskundige war die Nebenperson, der ungelehrte die Hauptperson; der vom Rechtskundigen gesammelte und bearbeitete Stoff wurde dem Gerichte durch den Mund des Ungelehrten vorgetragen, naturgemäß häufig verstümmelt, mißverstanden vom Redner, unverständlich dem Zuhörer.

Den daraus erwachsenden Mißständen suchte man bald in verschiedener Weise abzuhelfen: Man verbot teilweise den Prokuratoren jede Rechtsausführung; man gestattete die Erteilung von Vollmachten an die Advokaten oder

die Vereinigung von Prokuratur und Advokatur oder man ließ die Advokaten vor Gericht zu. Keine dieser Einzelmaßnahmen konnte sich aber allgemeine Geltung in Deutschland verschaffen. Vielmehr führte die weitere Entwickelung dazu, daß das Gericht den Ausführungen des Advokaten im schriftlichen Original, dem von ihm unterzeichneten Schriftsatz, nicht in der mündlichen Parodie des Prokurators, entscheidenden Wert beilegte. Dem letzteren wurde nur noch das Vorlesen gestattet. Dadurch aber schwand die Prokuratur in ein Nichts zusammen, während die Advokatur das Hauptamt wurde. Der mündliche Vortrag trat zurück gegenüber dem schriftlichen Akteninhalt. Auch diese Entwickelung vollzog sich verschieden bei den Gerichten der einzelnen Staaten, jedoch schließlich fast allgemein mit dem Erfolge, daß die Prokuratur auf die geringeren und die Untergerichtssachen beschränkt wurde, während der Advokat die größeren und die Obergerichtssachen an sich zog.

Von dieser Entwickelung ist nur das Reichskammergericht frei geblieben, welches neben anderen Petrefakten auch diese beiden Institute bis zum Schlusse unverändert und unverbessert beibehalten hat. Dagegen sind die größeren Staaten Bayern, Sachsen, Österreich, Preußen ihre eigenen Wege gegangen und haben allmählich im 18. Jahrhundert die Auflösung der Prokuratur vollzogen.

* * *

Ein besonderes Interesse verdient die Entwickelung in Preußen. Nicht nur sind hier ganz eigenartige Versuche gemacht worden, deren Schicksale, auch wenn sie für andere nicht vorbildlich wurden und werden konnten, doch wenigstens durch ihre Mißerfolge lehrreich geblieben sind; sondern es zeigt sich hier auch von Anfang an jene Gehässigkeit gegen den Stand der Prozeßbeistände, jenes odium advocatorum, das in Deutschland bis zum heutigen Tage sich feststellen läßt und das die gesellschaftliche Stellung der deutschen Rechtsanwaltschaft so grundverschieden erscheinen läßt von derjenigen der römischen, englischen oder französischen Advokatur. Mußten sich doch im Jahre 1713 die preußische Advokatur und, soweit sie noch existierte, die Prokuratur einen Gewaltakt und eine Zurücksetzung gefallen lassen, wie man sie vergeblich in der Geschichte anderer Barreaux suchen würde. Damals wurden plötzlich ohne weitere Prozedur durch einen Machtspruch des Königs Friedrich Wilhelms I. fast zwei Drittel der Berliner Obergerichtsanwälte abgesetzt und ihre Zahl auf 12 Advokaten und 12 Prokuratoren festgesetzt. Im Lande blieben von 887 Advokaten 336, von 165 Prokuratoren 82 im Amte. Den übrigen, denen ihre (mit barem Gelde gekauften) Stellen ohne jegliche Entschädigung genommen wurden, wurde unter Androhung von Brandmarkung und Karrenstrafe verboten, sich um gerichtliche Sachen anzunehmen.

Daß dieser despotische Willkürakt nicht etwa einer tieferen Einsicht in die Bedürfnisse der Rechtspflege entsprossen war und auch nicht dem Wunsche, durch Ausscheidung minderwertiger Elemente den Stand zu heben, geht daraus

hervor, daß der König in demselben Erlasse eine Verordnung erließ, die gerade die besseren Elemente veranlaßte, dem Advokatenstande zu entsagen.

Damit man, wie der König sagte, ‚die Spitzbuben schon von weitem erkennen und sich vor Ihnen hüten könne', wurde den Advokaten und den Prokuratoren, und zwar wieder unter Androhung von Zwangsarbeit im Falle der Zuwiderhandlung, eine besondere Tracht vorgeschrieben. Sie sollten einen schwarzen Mantel tragen. In diesem Falle war die vorgeschriebene Amtskleidung, die sonst im uniformfreudigen Preußen und namentlich im 18. Jahrhundert als Auszeichnung hätte gelten können, ein Mittel, um den ganzen Stand zu brandmarken. Dieser suchte sich daher nach Möglichkeit dagegen zu wehren, freilich nicht in einer Weise, die Weißlers Lob der französischen Advokaten der Revolutionszeit, ‚ihr Verhalten atmet antike Größe', rechtfertigen könnte, sondern mit Mitteln oder vielmehr Mittelchen, die wenig Mannesmut verraten. Man suchte durch Interpretation die Verpflichtung auf die Amtshandlungen zu beschränken, bis die Regierung feststellte, daß der Mantel auch in der Stadt getragen werden mußte. Man schützte Regenwetter vor, welches dem Seidenanzug schade, worauf der König bei Regen Tuchmäntel vorschrieb. Man machte den Mantel aus dünnem, geschmeidigem Seidenzeug, so daß er sich wie ein Band um den Leib legen und in unbewachten Momenten in die Tasche stecken ließ usw. Kurz die Advokatur suchte nach allen möglichen Hintertüren, welche die Regierung gleich wieder verstellte. Nur ein sehr charakteristisches Mittel fand, freilich erst viel später (1737), Gnade in den Augen des Königs: Auf Coccejis Vorschlag gestattete er das Abkaufen der Mantelpflicht gegen Zahlung von 2000 Talern in die Rekrutenkasse. Schließlich hat die Regierung den verächtlichen Charakter noch dadurch hervorgehoben, daß sie in übrigens seltenen Fällen die Befreiung von der Mantelpflicht als besondere Auszeichnung verlieh.

Noch in einer anderen Verordnung zeigte sich, in welcher Weise der Advokatenstand im achtzehnten Jahrhundert in Preußen gewertet wurde. In damaliger Zeit wurde der König häufig durch Suppliken angegangen, in einer rechtshängigen oder gar bereits rechtskräftig entschiedenen Sache mit einem Machtspruch einzugreifen, und, wer des Königs Liebhabereien kannte, ließ solche Suppliken durch die langen Potsdamer Grenadiere überreichen. Diese Kammerjustiz war nun nach niemandes Geschmack, der König selbst, der daran im Interesse seiner Machtstellung mit Zähigkeit festhielt, ärgerte sich häufig selbst über die Schwäche, mit der er solchen Gesuchen stattgab. Aber anstatt das ganze Supplikenwesen zu beseitigen, was das Radikalmittel gewesen wäre, oder, was billig und gerecht gewesen wäre, die Suppliken wenigstens zu prüfen, ehe er sie genehmigte — sogar wenn Potsdamer Grenadiere sie überreichten — oder endlich, was noch einfacher gewesen wäre, den Soldaten das Überreichen von Eingaben zu verbieten, ließ man die Grenadiere gewähren und erließ das Verbot an die Advokaten, und zwar mit der Strafandrohung, daß man diese bei Zuwiderhandlung ‚ohne alle Gnade und Pardon aufhängen und neben

ihnen einen Hund hängen lassen sollte'. Diese horrende Verordnung war bereits am Kammergericht ausgehängt und an die Landräte versandt, als die weitere Publikation durch irgendwelche uns nicht näher bekannte Intervention verhindert wurde.

Nichtsdestoweniger genügen der Erlaß der Verordnung und die beiden vorher aufgeführten Vorgänge zum Beweise, daß in Preußen für die autonome Ausbildung eines selbstbewußten, angesehenen Barreaus kein Boden war. Die Advokatur selbst hatte nicht jene Charaktereigenschaften, die zur Erzwingung der Achtung für sich selbst und damit zum erfolgreichen Auftreten für andere, d. i. zur zweckmäßigen Erfüllung des Advokatenberufes, erforderlich sind. Daher konnte ihr auch der Staatsminister Cocceji nicht aufhelfen, welcher ihr vorübergehend eine Anerkennung und ein Wohlwollen bezeugte, wie sie weder vorher noch nachher bei der preußischen Regierung zu finden gewesen sind. Seine oft ausgesprochene Ansicht, ein guter Prozeßgang hänge ganz wesentlich von der Tüchtigkeit der Advokaten ab, ist vereinzelt geblieben, während die gegenteilige Meinung die weiteren Vorgänge beherrschte. Es erscheint nach den Erfahrungen unter der Regierungszeit Friedrich Wilhelms I. als naturgemäße Entwickelung der preußischen Verhältnisse, wenn Carmer den Gedanken, die Advokaten überhaupt abzuschaffen, aufnahm und in den Jahren 1780 und 1781 verwirklichte.

Es ist diese Reform eine der eigentümlichsten deutschen Schöpfungen auf dem Gebiete des Prozeßrechts. An Stelle jener Rabulisten — ‚Spitzbuben' hatte König Friedrich Wilhelm I. gesagt —, die es bisher für ihre Pflicht angesehen hatten, den Prozeß zu gewinnen und die einseitig den Standpunkt ihrer Partei vertreten hatten — um schnöden Geldes willen! —, traten jetzt der Partei fremde Diener des allweisen Staates, Assistenzräte, die nur die Wahrheit suchten, ‚wem sie auch nütze oder schade'. Die Instruktion des Prozesses wurde einem beauftragten Richter übertragen, der beide Parteien persönlich vernehmen sollte. Den Anwalt kostet es oft viele Mühe, aus dem verworrenen Vortrag des einen Klienten das rechtlich Erhebliche zu eruieren. Nach Carmers Reform sollte der Richter die Fähigkeit, und was noch viel mehr ist, die Geduld haben, die Aufstellungen aller beiden Parteien zu erforschen und zu prüfen. Diesen Richter zu unterstützen und zu kontrollieren, sind jene Assistenzräte berufen, die, für jede Partei einer, der Vernehmung beiwohnten. Selbst richterliche Beamte und den Interessen der Partei fremd, sollten sie nur im unparteilichen Dienste der hohen Wahrheitsgöttin stehen.

Diese Reform, die in gleicher Weise das Wesen des Staates, des Rechts und der Menschen verkannte, hielt sich kaum drei Jahre. Die Parteien fielen Winkelschriftstellern anheim; den Assistenzräten standen sie mißtrauisch gegenüber, und nicht ohne Grund, hatten doch einige in ihrer ‚Unparteilichkeit' weitläufig dargetan, daß der Anspruch ihrer Partei unbegründet sei. Die Gerichte behandelten den Bericht des beauftragten Richters als Formalität. Schon 1783 mußten die Assistenzräte abgeschafft und die alte Advokatur (Justiz-

kommissäre) aufs neue wieder zugelassen werden. Allmählich überließ ihnen das Gericht auch die Instruktion des Prozesses wieder.

Die große Carmersche Reform war fehlgeschlagen. Sie hatte das Beamtentum überschätzt und kein Verständnis gehabt für die freie, unabhängige Tätigkeit selbständiger Personen, die in einer Zwischenstellung zwischen Beamten und Untertanen eine nicht minder bedeutsame Rolle im Rechtsleben zu erfüllen haben können. Sie hatte verkannt, daß die ‚Wahrheit', insbesondere die im Prozesse festzustellende, nicht einfach ist, wie die Lösung des Rechenexempels im Schulbuch. Daher kann sie auch nicht durch einen Mann allein gefunden werden, sie muß aus dem Streite hervorgehen, der allein die vollständige Prüfung des Tatbestandes sichert. Eines sucht Weißler für die Carmersche Reform zu retten: ‚Ihr Gedanke berühre sich, wenn auch unbewußt, mit alten germanischen Rechtsideen; der Assistenzrat entspreche dem Vorsprecher des alten Rechts'. Wenn aber dies wirklich der Fall ist, dann ist durch die Carmersche Reform aufs deutlichste bewiesen worden, daß, was für die alten Germanen in einfachen Naturverhältnissen, vor Schöffen, die, zwar des Rechts unkundig, aber eingesessen waren und daher die Parteien und ihre Verhältnisse kannten, angängig sein konnte, in vorgeschritteneren Kulturzuständen, bei verwickelten Rechtsstreitigkeiten, vor gelehrten und beamteten Richtern nicht am Platze ist.

Das Richtertum hatte die Probe, ob es die Advokaten für die Instruktion der Prozesse ersetzen könnte, ebenso schlecht bestanden, wie das Beamtentum im allgemeinen die Probe, ob es imstande sei, dem Bürger Rechtsrat und Beistand zu gewähren. Die Unentbehrlichkeit der Advokaten, d. i. eines selbständigen, dem Interesse der Partei dienenden Standes, war durch die Verhältnisse nachgewiesen worden, und es konnte nur die Aufgabe der weiteren Entwickelung, insbesondere des neunzehnten Jahrhunderts, sein, die Stellung des Standes wieder würdiger zu gestalten. Trotz mannigfacher Hindernisse — denn das alte Mißtrauen und das Gegenteil von Wohlwollen waren bei der Regierung nicht geschwunden — mußte allmählich die Mündlichkeit und die Öffentlichkeit des Verfahrens vor den Gerichten, jene Vorbedingungen jeder vollwertigen Advokatur, anerkannt werden. Im Jahre 1847 erhielt sogar die Anwaltschaft ihre Verfassung: es wurde bei jedem Landesjustizkollegium ein Ehrenrat von 6—10 Mitgliedern gebildet, der ‚über die Erfüllung der besonderen Amtspflichten, sowie derjenigen Pflichten seiner Standesgenossen zu wachen hatte, welche durch Ehrenhaftigkeit, Redlichkeit und Anstand bedingt werden'. Diese Entwickelung, mit welcher Preußen nach seinen mißglückten Versuchen wieder den Anschluß an die anderen deutschen Staaten erreichte, entsprach dem wachsenden Ansehen, das hervorragende Persönlichkeiten dem Stande zu verschaffen gewußt hatten.

* * *

Die Stellung, welche die ‚Rechtsanwälte' (dieser Name ist seit 1843 eingeführt) in Preußen und in den andern deutschen Staaten um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts einnehmen, ist, was die Art ihrer Tätigkeit vor Gericht, die Zusammensetzung des Standes, das Ansehen im Volke betrifft, wohl die günstigste, welche die Rechtsbeistände jemals in Deutschland besessen haben. Dies äußerte sich am meisten in dem großen Anteil, den Rechtsanwälte an den damaligen politischen Bestrebungen nahmen. Es war die Zeit der Nationalversammlung, die zu einem Sechstel (90) aus Rechtsanwälten bestand, die Zeit der dreimal von Mannheimer Advokaten geleiteten republikanischen Regungen, der Unruhen in Sachsen, Hessen, Schleswig-Holstein, wo überall, von der Volksgunst getragen, Rechtsanwälte an der Spitze der freiheitlichen Parteien standen. In jenen Zeiten begannen die Angehörigen des Standes ihre Zusammengehörigkeit durch eine Reihe von Anwaltsvereinen und Anwaltszeitschriften zu betätigen, bis in der Gründung des deutschen Anwaltsvereins und der regelmäßigen Wiederholung seiner Generalversammlung, dem deutschen Anwaltstag, die gesamte deutsche Rechtsanwaltschaft, ein einheitliches Organ erhielt.

Die weitere Entwickelung ist von diesem deutschen Anwaltsverein beherrscht. Er hat durch Bekämpfung des numerus clausus, der Beschränkung der Anzahl der bei jedem Gerichte zugelassenen Rechtsanwälte, die ‚Freigabe' der Rechtsanwaltschaft vorbereitet. Er hat mit dem Anwaltszwange die Lokalisierung der Anwaltschaft, d. i. die ausschließliche Zulassung bei einem bestimmten Gerichte, verlangt. Schließlich hat er auch die Gründung einer einheitlichen Pensions- und Hilfskasse in die Hand genommen.

Die Rechtsanwaltsordnung vom 1. Juli 1878, welche zum ersten Male der deutschen Rechtsanwaltschaft eine einheitliche Organisation gab, hat im wesentlichen jene ‚modernen' Grundforderungen: Freigabe, Anwaltszwang und Lokalisierung verwirklicht. Freilich trat auch bei ihrer Beratung das Mißtrauen der Regierung gegen den auf seine Selbständigkeit stolzen Stand zutage. Konnten doch in ihm ausgetretene Beamte und andere den Gewalthabern mißliebige Personen eine Zufluchtsstätte finden. Wenn man freilich heute die Art und Weise betrachtet, wie jene ‚modernen' Forderungen aufgestellt wurden, muß man mit Weißler feststellen, daß es an einer logischen Begründung derselben gefehlt hat und daß man sie, von Schlagwörtern geblendet, aufgestellt hat, ohne sie zu rechtfertigen oder ihre Folgen zu erwägen. Heute, nach etwa dreißigjähriger Geltung der Rechtsanwaltsordnung, muß man zugeben, daß sowohl, was die Stellung der Rechtsanwaltschaft im Volksleben, als auch namentlich, was die Standesauffassung bei den Rechtsanwälten selbst betrifft, ein Niedergang eingetreten ist, der sich bei den untersten Instanzen und namentlich in den größern Städten besonders bemerkbar macht, wo sich teilweise geradezu ein Proletariat unter den Standesangehörigen gebildet hat. Und für diese Folgen ist die Rechtsanwaltschaft selbst verantwortlich. Denn jene ‚modernen' Forderungen, insbesondere die Freigabe der Rechtsanwaltschaft,

sind ihr nicht von Feinden aufgezwungen worden, sie selbst hat den Fehler begangen, sie zu verlangen und die öffentliche Meinung dafür zu gewinnen.

Wie anders hatte doch im Jahre 1790 das alte französische Barreau gehandelt, als die neue Gerichtsorganisation die Advokatur mit ihren Vorrechten auch bei den kleinen Gerichten zulassen wollte. Das alte Barreau hielt es in richtiger Voraussicht für unmöglich, in diesem Umfange die Wahrung der vornehmen Überlieferung des Standes zu sichern, denn es würden sich unter der Masse auch Individuen eindrängen, ‚qui, sans aucune idée de nos principes, de notre discipline, aviliront nos fonctions honorables et les dégraderont de leur noblesse'. Lieber wollten sie auf jede Organisation, jede Selbstverwaltung und Selbstdisziplin verzichten, wenn die Voraussetzung für ein kollegiales Band nicht mehr bestehen konnte. Dank dieser stolzen Selbstvernichtung hat die kurze advokatenlose Zeit dem Ansehen des alten Barreaus nicht geschadet. Auch in den Stürmen der Revolution fanden sich seine früheren Mitglieder wieder als unerschrockene Wächter des Rechts und bewiesen durch ihr Auftreten die Vorzüge eines an strenge Disziplin gewöhnten, seinen Standesüberlieferungen treuen Geschlechts. Die neue Justizorganisation mußte daher bald dem Stande wieder eine Verfassung und seine früheren Vorrechte geben.

* * *

II.

Grundverschieden von den deutschen Systemen ist das französische. Ein avoué betreibt den Prozeß als Parteivertreter, nimmt die Instruktion der tatsächlichen Verhältnisse auf und legt dieselben in Schriftsätzen nieder. Ein avocat, der von der Partei keine Vollmacht hat, sondern als ihr Beistand, ihr Verteidiger auftritt, hält in der Verhandlung den Vortrag. Die Tätigkeit des avoué ist eine gewerbsmäßige und wird nach einer Taxe bezahlt; der avocat dagegen, welcher allein von beiden juristische Studien gemacht haben muß, muß seinem Berufe einen vornehmeren Charakter wahren, sowohl in der Ausübung seiner Tätigkeit im allgemeinen, als auch namentlich darin, daß er nur einen Entgelt besonderer Art, ein ‚Ehrengeschenk', ein ‚Honorar' erhält.

Von seinem Standpunkte aus fällt Weißler, der das französische System nur in einem kurzen Kapitel behandelt, ein vernichtendes Urteil über dasselbe. Es ist theoretisch fehlerhaft, unnatürlich und innerlich unwahr: ‚theoretisch fehlerhaft', weil der französische Advokat kein altgermanischer Vorsprecher und kein preußischer Assistenzrat ist, ‚unnatürlich' und ‚innerlich unwahr', weil es zwei Sachen trennt, die Weißler nicht unterscheiden will. Trotzdem aber erfreuten sich von jeher die französische und die englische (auch in England besteht die Zweiteilung) Advokatur, wie auch Weißler anerkennen muß, eines Ansehens* und einer Machtstellung, welche die deutsche Rechtsanwaltschaft nie gekannt hat.

* Man vergleiche die am 16. Januar 1908 vom Marquis de Ségur gehaltene Antrittsrede, als er an Stelle des Bâtonniers des Kriegsjahres, Edmond Rousse, in die französische Akademie aufgenommen wurde.

Sehr zu Unrecht hat er sich dem Verständnis des französischen Systems verschlossen.* Denn es erklärt manches, was auch in der deutschen Berufsauffassung, namentlich in der Rechtsprechung der Ehrengerichte zur Geltung kommt und sich keineswegs ohne weiteres aus der Auffassung der deutschen Gesetzgebung ergibt, welche das Verhältnis zwischen Rechtsanwalt und Partei als Dienstvertrag, die Tätigkeit der Rechtsanwälte als Gewerbebetrieb auffaßt. Wie könnte sich hieraus für die Standesangehörigen die Pflicht zur Wahrung der Kollegialität unter sich, der Standesehre gegenüber Dritten ergeben? Macht man nicht auch dem deutschen Rechtsanwalt zur Pflicht, seinem ‚Dienstherrn' gegenüber ‚dominus litis' zu bleiben? Alle diese Besonderheiten sind Ausflüsse einer Berufsauffassung, die im französischen Barreau konsequent durchgeführt ist.

Dem avoué steht nach französischem System die Instruktion der Sache und der rein formelle Prozeßbetrieb zu. Er hat also in eigener Zuständigkeit und unter eigener Verantwortlichkeit jene Arbeit, die der auch nur mittelmäßig beschäftigte deutsche Rechtsanwalt seinem Bureauchef überläßt — trotz der angeblichen ‚Unnatürlichkeit' und ‚inneren Unwahrheit' dieser Arbeitsteilung. Dem Advokaten dagegen steht die juristische Prüfung, wenn nötig, die Anleitung des avoué und die Präzisierung des Parteistandpunktes vor Gericht zu. Er ist also dem Klienten beigegeben, um sein Vorbringen, das bereits der avoué einer Sichtung unterzogen hat, juristisch abzuwägen, um, nicht als unparteiischer Richter, sondern als wohlwollender Berater, seine Behauptungen auf ihre Sachdienlichkeit und ihre juristische Schlüssigkeit zu untersuchen und sie mit dieser Beschränkung dem Gerichte vorzutragen. Da er kein unparteiischer Richter ist, steht er nicht im Dienste der objektiven, sondern der subjektiven Wahrheit. Er geht von dem als wahr aus, was ihm der Klient vorträgt.** Irgend eine Nachprüfung dieses Vorbringens gehört nicht zu seinem Berufe. Denn sein Amt geht nur dahin, das Interesse seiner Partei in der Weise zu wahren, die ihm nach deren Vorbringen juristisch die aussichtsvollste zu sein scheint. Zwischen dieser und derjenigen des Gegners soll dann das Gericht entscheiden.

---

* Seine Polemik gegen das französische System ist allzu oberflächlich und von Kraftwörtern beherrscht. In der deutschen Juristenzeitung vom 1. März 1907 Sp. 263 und 264 spricht er von ‚Komödienspiel', von ‚Lüge der Unentgeltlichkeit!' Die Aufgabe des Advokaten braucht er nicht zu untersuchen, er leugnet sie, indem er ihn einfach als ‚Strohmann' bezeichnet. Wenn er aber in seinem Buche S. 615 schreibt, ‚die Spiegelfechterei, die keine Zahlung fordert, aber bestimmt erwartet, überläßt die deutsche Rechtsanwaltschaft den Kellnern', wird er sich wohl eine Antwort zuziehen, in der das Wort ‚Dienstmannstaxe' steht. Zum Verständnis der Sache und zur Würdigung der verschiedenen Systeme kann aber eine Balgerei mit derartigen Ausdrücken nicht beitragen.

** Nur eine Ausnahme gibt es hiervon: was er selbst wahrgenommen hat oder woran er selbst mitgewirkt hat, das muß er vertreten. Denn hier handelt es sich um eigenes Wissen; hier tritt er mit seiner Persönlichkeit hervor und muß durch seine Wahrhaftigkeit sich jenes Vertrauens würdig zeigen, auf welchem seine ganze Stellung beruht. Mit Recht erkennt daher Weißler an, daß gerade das französische und englische Barreau in diesem Punkte besonders empfindlich sind.

Aus dieser Grundauffassung der Stellung der Advokaten als eines Organs der Justiz, welchem eine selbständige wohlwollende Vorprüfung des Parteistandpunktes obliegt, lassen sich alle Eigentümlichkeiten des Berufes ableiten. Der Advokat trägt nicht vor, was die Partei ihn auf Grund irgend eines Dienstvertrages vorzubringen beauftragt, sondern was er auf Grund selbständiger Prüfung für sachdienlich hält. Er spricht also für die Partei, aber nicht in deren Namen, auf Grund einer Vollmacht. Denn er identifiziert sich nicht mit ihr. Sie ist nicht ‚Klient' in dem Sinne, in welchem sonst in einem Gewerbebetrieb das Wort gleichbedeutend mit Kunde gebraucht wird, sondern Klient in des Wortes ursprünglicher, antiker Bedeutung. Das Verhältnis beruht auf dem Vertrauen, das der Rechtssuchende in den Schutz hat, den der Advokat ihm gewähren kann, also auf dem Rufe seiner Kenntnisse und Fähigkeiten, auf der Wertung der ganzen Persönlichkeit des Advokaten. Das sind aber gleichsam res extra commercium. Alles was daher der beiderseitigen Stellung von Klient und Advokat einen anderen Charakter geben könnte, ist streng verpönt, vor allem, was einem Gewerbebetrieb ähnlich sieht: das Anbieten seines Beistandes, das Aufsuchen von Prozessen u. s. w. So auch die Gleichstellung der Leistungen des Klienten und des Advokaten, wie sie sich in der juristischen Konstruktion eines Dienstvertrages äußern würde. Jedes ‚gegenseitige Vertragsverhältnis' ist ausgeschlossen. Zwischen der Tätigkeit des Advokaten und dem Honorar kann keine Gleichwertigkeit anerkannt werden — plus praestitit, sagte schon das römische Recht vom Advokaten — und es kann daher, um mich juristisch auszudrücken, kein kausales Verhältnis zwischen beiden bestehen. An dieser stolzen Auffassung seiner Tätigkeit hat das französische Barreau immer, trotz der daraus fließenden materiellen Nachteile, zähe festgehalten. Denn die Folgen dieses Prinzips äußern sich in manigfacher Richtung und in der Regel zum Nachteil des Advokaten. Dieser darf kein Honorar fordern — eine gerichtliche Klage ist ausgeschlossen — ja nicht einmal dasselbe von einer an den Klienten auszuhändigenden Summe abziehen. Was der Klient dem Advokaten gibt, leistet er nicht auf Grund einer Rechtspflicht, sondern einer Verpflichtung, die sich auf Sitte und Anstand gründet. Rechtlich ist das Honorar ein Geschenk, und noch dazu ein Geschenk besonderer Art. Wenn ein solches gegeben wird, so ist das ein Internum zwischen dem Advokaten und dem Klienten, von dem niemand etwas erfahren soll. Der Klient kann daher nicht Ersatz fordern vom unterliegenden Gegner; der Advokat darf nicht einmal eine Quittung geben. Denn dadurch würde er anerkennen, daß er das Honorar als rechtliche Leistung empfangen hat.

Jede feste Anstellung des Advokaten würde die Selbständigkeit seines Urteils einschränken und ist ihm deshalb untersagt. Dieses Verbot erstreckt sich auf seine ganze Lebensstellung, auch außerhalb seiner Tätigkeit am Barreau. Das Gesetz verbietet ihm nicht nur jede gewerbliche Betätigung, sondern jede entlohnte Tätigkeit und überhaupt jede Arbeit, die ihn zur Befolgung von Anweisungen oder zur Rechnungslegung über seine Handlungen verpflichten

würde (z. B. Konkursverwaltung, Stellung als Justiziar). Er ist für seine Tätigkeit nur vor sich selbst verantwortlich, es sei denn für Verstöße gegen die Standesdisziplin.

In der Art und Weise, wie die Selbständigkeit des Advokaten, seine völlige Unabhängigkeit vom Klienten gewährleistet wird, kommt es zum Ausdruck, daß sein Amt im öffentlichen Interesse eingeführt ist, auch wenn er einseitig den Vorteil seines Klienten sucht. Er steht dem Richter viel näher als dem Geschäftsmanne. Wie sehr dies in der Auffassung der französischen Justiz und Gesetzgebung der Fall ist, ersieht man nicht bloß daraus, daß das Richterpersonal sich vielfach aus älteren Advokaten rekrutiert, sondern auch daraus, daß in allen Sitzungen bei Verhinderung eines Richters der älteste im Saale anwesende Advokat an seiner Stelle am Richtertische Platz nimmt. Was Weißler am alten Rechtweiser so sehr gefiel, hier ist es konsequent durchgeführt. Im öffentlichen Interesse ist dem Rechtsuchenden ein Beistand gegeben, dessen Selbständigkeit bei Rat und Tat unter dem Schutze fast richterlicher Garantien steht: freilich nicht um die objektive Wahrheit zu ergründen — dies ist, und auch nur in gewissen Grenzen, Sache des Gerichts, — sondern um dem Interesse der Partei die Möglichkeit zu geben, sich in der zweckmäßigsten Weise vor Gericht geltend zu machen. Dies ist sowohl eine Sicherheit für die Richtigkeit der richterlichen Entscheidung als auch ein Mittel, dem Richter die Arbeit zu erleichtern.

Das Recht sichert dadurch die gründliche Untersuchung beider Auffassungen. Dem Gericht diese für beide Parteien aufzuerlegen, ist eine starke Zumutung und übersteigt jedenfalls, wie Carmers Reform in Preußen bewiesen hat, die Geduld und die Gewissenhaftigkeit des Durchschnittsrichters. Die Erfahrung lehrt, mit welcher Eile der Richter häufig, namentlich wenn ihn Überlastung mit Arbeit zu rascher Entschließung zwingt, in dem Vorbringen einer Partei einen nebensächlichen Punkt aufgreift, um mit mehr oder weniger gewagten Rechtskonstruktionen die Hauptfrage ‚dahingestellt' sein zu lassen. Volles Gehör wird dem Rechtsuchenden nur gewährleistet durch die dem Advokaten zugeteilte wohlwollende Vorprüfung, bei welcher er auf Grund eigenen Ermessens alles ausscheidet, was ihm ohne Bedeutung zu sein scheint.

Ist diese Vorprüfung aber erfolgt, so schränkt sich auch die Tätigkeit des Gerichts ein. Seine Sache ist es dann, den auf die streitige Frage beschränkten Prozeß zu entscheiden. Daher ist die Aufgabe des Plaidoyers nach französischer Auffassung eine möglichst präzise Formulierung des Streitpunktes unter Beiseitelassung aller überflüssigen ‚Gründlichkeit'. So erklärt und rechtfertigt sich die dem französischen (auch dem belgischen) Barreau nachgerühmte Kürze und scharfe Disponierung des Vortrages. Daß auch im Altertum hierin der Vorzug des Gerichtsredners gefunden wurde, beweist das Ansehen eines Lysias und jenes klassische Plaidoyer ‚Pro lege Manilia' (erster Teil!), mit dem sich ein in Politik noch unerfahrener Advokat in die römische Volksversammlung verirrte.

Diese Kürze und Präzision des Vortrags ist aber naturgemäß ein ausschließliches Vorrecht des Advokaten, da es die Partei nicht ohne Schaden

für sich in Anspruch nehmen könnte. Sie muß ihr Recht temperamentvoll, energisch vertreten, sonst glaubt ihr der Richter nicht. Der Advokat dagegen, so schreibt schon Quintilian, braucht sich nicht aufzuregen, wenn Numerius Negidius ein Darlehen nicht zurückzahlt. In seinem Munde ist der Streit ohne Nachteil für die Parteien ein sachlicher. So wahrt man am besten die Würde des Gerichts und spart seine Zeit. Schön drückte der heutige Bâtonnier des Pariser Barreaus Maître Raoul Rousset diesen Gedanken aus, indem er einmal vor einem Gerichtshofe, an dem ich mitwirkte, seinen Vortrag begann mit den Worten: ‚Messieurs, je serai court. Car je sais que si l'exactitude est la politesse des rois, la concision est celle des avocats . . .'

So erscheinen Rechtsuchende, Gericht und Rechtsordnung gleichmäßig daran interessiert, daß der Advokat dem Klienten und dem Gerichte gegenüber selbständig bleibt und das Vertrauen des ersteren, die Achtung des letzteren genießt. Dies zu gewährleisten ist aber der einzelne nicht im Stande; dies kann nur die Korporation, die für ihn eintritt, die ihn beaufsichtigt und ihn schützt. Deshalb ist die Advokatur kein Beruf, wie ein anderer: sie bildet einen ‚Stand', sogar im modernen Frankreich. Gewiß ist es nicht ohne triftigen Grund geschehen, daß ein Land, in welchem doch die vom Königtum vorbereitete, von der Revolution vollzogene und vom Kaiserreich sanktionierte Zentralisation das ganze öffentliche Leben von einer einheitlichen, alles umfassenden Staatsgewalt abhängig gemacht hat, der Advokatur eine korporative, sich selbst verwaltende Organisation gegeben hat, wie sie im übrigen heute nur die Ehrenlegion und die Akademien besitzen. Das Bedürfnis nach einer besonderen Sanktionierung der Standesehre, die Notwendigkeit, das Ansehen und die Würde des Barreaus auf der Grundlage einer staatlich anerkannten selbständigen Verfassung zu gründen, hat nach kurzer Unterbrechung während der Revolution bald wieder zur Errichtung einer Standesorganisation geführt. Hierbei handelt es sich nicht etwa um die Vertretung materieller Interessen. Ein Advokat, der um sein eigenes Wohl und Wehe besorgt sein muß, erfüllt nicht diejenigen Voraussetzungen, welche nach französischer Auffassung ihm gestatten könnten, einen anderen in Schutz zu nehmen. Daher finden sich in Frankreich keine Bewegungen zugunsten von Hilfskassen oder von Altersversicherungen. Das Barreau hat vielmehr ideelle Güter zu wahren, vor allem die Standesehre zu schützen, die durch den Verstoß jedes einzelnen verletzt wird; es hat darüber zu wachen, daß jeder einzelne seine Standespflichten erfüllt und hierbei dem Klienten gegenüber sein Ansehen wahrt. Es hat nicht nur Streitigkeiten zwischen den einzelnen Mitgliedern zu schlichten, sondern den Geist der Kollegialität zu pflegen und alles zu ahnden, was nach Konkurrenz aussehen könnte. Es hat dem Stand seinen aristokratischen Charakter, die Vornehmheit seiner Tätigkeit und seiner Berufsauffassung zu wahren.

Zugleich bedarf der Stand einer offiziellen Vertretung. Das Barreau ist eine Behörde, die auch anderen Behörden gegenüber die Würde des Standes zu verteidigen hat. Auffallend ist es, daß Weißler bei den Gelegenheiten,

wo in Deutschland ein derartiges Einschreiten der Standesorganisation geboten gewesen wäre, nicht einmal daran denkt, die Mangelhaftigkeit der Standesverfassung oder die Untätigkeit ihrer Organe zu rügen. Hat nicht in Preußen die Auferlegung des schwarzen Mantels das Bedürfnis nach einer Standesorganisation bewiesen? Hätte nicht der Stand als solcher sich verteidigen müssen, anstatt es dem einzelnen zu überlassen, durch wenig manneswürdige Mittelchen sich nach Möglichkeit um die demütigende Verordnung zu drücken? Selbst in dem Falle, wo ein militärisches Ehrengericht in neuerer Zeit zusammentrat, um einen deutschen Rechtsanwalt (Dorn) wegen eines Ausdrucks in der Verteidigung — und dabei handelte es sich weder um eine militärische Angelegenheit, noch war irgend ein militärisches Interesse auch nur im entferntesten berührt — zur Verantwortung zu ziehen, und ihm die Eigenschaft eines Landwehroffiziers absprach, selbst hier findet Weißler keinen Tadel für die Untätigkeit der Standesvertretung deutscher Rechtsanwälte.

* * *

Das französische System hat naturgemäß den Nachteil, daß es den Prozeß verteuert, was bei einfach gelegenen Streitigkeiten besonders peinlich empfunden werden mag. Sobald aber der Rechtsstreit etwas verwickelt ist, dürften wohl die Vorteile überwiegen. Denn die gründlichere Untersuchung, an deren Mangel auch die beste Sache verloren gehen kann, ist mit dem Advokatenhonorar, das auch dem Obsiegenden zur Last bleibt, nicht zu teuer bezahlt. Daß das System es ermöglicht, die Mündlichkeit der Verhandlungen vollständig durchzuführen, ohne die Sitzungen allzusehr auszudehnen, ist für die ganze Rechtspflege von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Hat doch vor einigen Jahren die französische Regierung vorgeschlagen, die Zahl der Richter zu vermindern, da die Gerichte nicht ausreichend beschäftigt seien. Da haben doch die deutschen Regierungen heute andere Sorgen!

Freilich setzt das französische System auch beim Richter besondere Eigenschaften voraus, die nicht überall gegeben sind. Richter und Advokat müssen in ihrer Zuständigkeit bleiben und keiner darf sich des anderen Amt anmaßen. Hierzu gehört vor allem, daß sich der Richter auf das Richten beschränkt und nicht, um seinen ‚praktischen Sinn' zu beweisen, auf Grund irgend einer nicht-juristischen Erwägung sucht, der einen oder anderen Partei zu helfen oder gar seine Aufgabe darin sieht, etwas Neues auszutüfteln, um dem Beistand der Partei seine Überlegenheit zu beweisen. Wie weit auch Carmers Reform in Preußen zurückliegen mag, seine Gedanken sind in Deutschland nicht vollständig verschwunden, und es mag daher auch sehr zweifelhaft erscheinen, ob hier die notwendigen Voraussetzungen für die Auffassung und für die Betätigung des Advokatenberufes im französischen Sinne gegeben wären. Dies letztere zu untersuchen, war jedoch nicht der Zweck der vorstehenden Ausführungen.

Soziale Probleme im amerikanischen Roman.

Von

Beda Prilipp.

Vor einiger Zeit wurde einmal in der ‚North American Review' die Frage erörtert, ob die Dichtungsgattung des Romans sich in der Literatur der Zukunft behaupten könne. Jules Verne hatte einem Interviewer gegenüber diese Frage verneinend beantwortet. Seiner Ansicht nach würde die Ausgestaltung psychologischer Probleme dem steigenden Bedürfnis des Lesepublikums nach Sensation weichen müssen; an ihrer Stelle würden die Reporterberichte der Tageszeitungen mit einem gewissen künstlerischen Exterieur umkleidet werden, allerdings nur zu dem Zweck, neue Nervenreize für die Leser zu schaffen. Diese Prophezeihung Vernes veranlaßte eine Anzahl hervorragender, amerikanischer Autoren, sich zur Sache zu äußern. Da war es der greise W. D. Howells, den viele den Vater des modernen, realistischen Romans in den Vereinigten Staaten nennen, der am eifrigsten seine Überzeugung darlegte, daß der Roman unvergänglich sei: ‚Wo immer zwei menschliche Wesen oder auch zwanzig sich begegnen, sprießt er empor und treibt Blumen aus ihrem Gespräch. Seine Orchideenblüten hängen nieder von Stämmen, die in der unsichtbaren Luft wurzeln, und doch ist jenes Wunder so alltäglich wie das Gras unter unseren Füßen.'

In Amerika haben die literarischen Erscheinungen der letzten Jahre in der Tat einen unwiderleglichen Beweis für die ewige Jugend der Prosaerzählung geliefert. Nicht allein sind eine ganze Schar beachtenswerter junger Talente aufgetaucht, es scheint auch, als wenn die alte epische Prosadichtung drüben einen jungen Sproß triebe. Zwar trägt er keine Orchideenblüten, keine Gebilde von bizarrer, poetischer Schönheit; vielmehr sind es massige Gewächse mit knorrigen Wurzeln, und sie schlingen ihre starken Äste um die mächtigen Pfeiler von Amerikas Industrie. Diese Spiegelung des Getriebes von Handel und Gewerbe in den Vereinigten Staaten ist nur eine natürliche Folge des immer zunehmenden Aufschwungs, der sich schließlich nicht mit den praktischen Resultaten begnügt, sondern auch in der heimischen Literatur einen Ausfluß sucht. Allerlei Anzeichen deuten darauf hin, daß auch unsere deutschen Autoren sich mehr als bisher dem kaum erschlossenen neuen Arbeitsfeld zuwenden werden. Einstweilen hat indes Amerika, das auf dem Gebiet der Industrie ja so oft voranschreitet, auch in der hierauf bezüglichen Literatur die Führung.

Selbstverständlich zeigen die verschiedenen Bücher dieser Erzählungsgattung mannigfaltige Gesichter. Allen gemeinsam ist, daß das psychologische Interesse an den Charakteren, und vor allem der eigentliche Romankonflikt zurücktreten hinter dem bewußten Streben, eine bestimmte Abteilung der Industrie oder des Handels zu plastischer Darstellung zu bringen.

Das tut beispielsweise George Horace Lorimer in seinen ‚Letters from a Selfmade Merchant to his Son.'* Der alte Graham, dieser scharf umrissene Typus eines smarten, von keinerlei Rücksicht auf seine Mitmenschen angekränkelten Geschäftsmannes verkörpert in seiner Persönlichkeit, in seinem Sichheraufarbeiten aus dem Kleinbetrieb das Anwachsen der amerikanischen Fleischkonservenfabrikation. Jetzt wo die Chicagoer Fleischskandale noch allerorten in frischer Erinnerung sind, ist es interessant, die Grahambriefe neben das Kampfbuch Upton Sinclairs ‚The Jungle'** zu stellen, das seither auch im deutschen Gewande unter dem Titel ‚Der Sumpf'*** bei unserem Lesepublikum Einlaß gefunden hat.

Neben diesem höchst unerquicklichen Konglomerat von beißender Satire und brutal realistischem Roman wirken Lorimers Bücher sympathisch. Realistischer Roman — der Begriff faßt nicht ganz das, was Sinclair gegeben hat. Es ist eine in den düstersten Farben gehaltene Geschichte vom sekundenwährenden Glück und jahrelangem Elend zweier nach Amerika ausgewanderter Lithauer, die physisch und moralisch unter dem Pesthauch der Chicagoer Viehhöfe zu Grunde gehen. Nicht sie allein, nein, der ganze weitere Familienkreis, der auf die Lockungen betrügerischer Agenten trauend, die Bestellung der heimatlichen Felder gegen die Sklavenarbeit in den Fleischfabriken eintauschte, sie alle, vom Ahn bis zum Enkel, kommen auf mehr oder minder grauenhafte Weise ums Leben. In der Schilderung einzelner Vorgänge hat Sinclair Zolas furchtbarsten Realismus zuweilen noch übertrumpft. Nie wird diese Anhäufung von Greueln durch einen weicheren Ton oder durch das Aufblitzen einer humoristischen Farbe wohltuend unterbrochen. Der Leser mag sich in den Riesentrichter von Dantes Hölle verirrt glauben, wo die Kreise immer enger werden und die Schrecknisse näher und näher herankriechen. Dabei steckt ein gut Teil Kraft in diesen Schilderungen — alles roh, ungefüg, wie voll wilder Freude am Grauenhaften, aber vielleicht deswegen um so wirksamer. Die Vorbereitung auf die eigentlichen Details der Konservenfabrikation gibt Sinclair folgendermaßen:

‚Eine volle Stunde vor dem Eintreffen der Gesellschaft in die Stadt hatten sie eine merkwürdige Veränderung der Luft bemerkt. Es wurde immer dunkler und das Gras am Wege verlor sein Grün. Mit jeder Minute, die

* Tauchnitz Edition, Leipzig. Dort erschien auch die zweite Folge: ‚Old Gorgon Graham.'

** Heinemann, London.

*** Autorisierte Übersetzung von Dr. Ed. Eug. Ritter. Verlag Ad. Sponholtz, Hannover.

der Zug weiterraste, nahmen alle Dinge eine schmutzigere Färbung an. Die Felder waren trocken und gelb, die Landschaft öde und häßlich. Und unter dem dichten Rauch machte sich ein anderer Übelstand bemerkbar, nämlich ein merkwürdiger, Atem raubender Geruch. Sie waren sich nicht ganz sicher, ob dieser Geruch unangenehm war; man hätte ihn wohl ekelerregend nennen können, aber ihr Geruchssinn war nicht sehr entwickelt, und sie meinten nur, er wäre seltsam. Als sie jetzt im Rollwagen saßen, begriffen sie, daß ihr Weg diesem Gestanke entgegenführte, daß sie von Lithauen weg ihm entgegengereist seien. Der Gestank wurde jetzt immer stärker, so daß sie ihn schließlich fast ebenso gut schmeckten als rochen. — Du konntest ihn beinahe greifen und zerstückeln. Ihre Ansichten über den Gestank gingen dabei auseinander. Es war ein elementarer Geruch, rauh und streng, stark ranzig und Gott weiß was. Einige sogen ihn ein wie etwas Berauschendes, andere hielten ihre Taschentücher vor die Gesichter. . .'

Die Einzelheiten im weiteren Verlauf der Erzählung sind geradezu widerwärtig. Hierüber mit dem Verfasser zu rechten ist schwierig. Das gute Resultat, das er mit seinen Enthüllungen erreicht hat, und die Ehrlichkeit seiner Absichten sprechen zu seinen Gunsten. Deshalb kann man das Buch als Ganzes nicht verdammen, doch als Kunstwerk betrachtet steht es auf einer sehr niedrigen Stufe. Sinclair verfügt wohl über die Wucht des Satirikers, soziale Mißstände in ihrer ganzen abschreckenden Häßlichkeit zu geißeln, aber die unglückseligen Opfer der Fleischbarone uns menschlich nahe zu bringen, das gelingt ihm nicht. Und dies mag daher kommen, daß der Verfasser selbst die Gestalten seines Romans nicht als vollwertige Menschen, sondern als Träger seiner Tendenz sieht. Er versteht es nicht, in ihre lärmende Lust mit einzustimmen, er steht abseits — ein überlegen lächelnder Beobachter. Von der drallen Marija, die bei Jurgis und Onas Hochzeitsfest der Lust kein Ende finden kann, sagt er: ‚Ihre Seele schrie mit Faust: „Verweile doch, du bist so schön!"' Sinclair hat augenscheinlich keinen Begriff, daß dergleichen nicht lustig, sondern ordinär wirkt, und dies ist nur ein Beispiel von vielen. Auch Jurgis, der ja schließlich den Ruin seiner Familie überlebt, verliert am Schluß für den Verfasser und folgerichtig auch für den Leser jedes menschliche Interesse, und ist nur noch ein passives und geduldiges Werkzeug für Sinclairs recht konfuse Theorien eines sozialdemokratischen Zukunftsstaates.

Die Fabrikbesitzer selbst bleiben übrigens bei Sinclair hübsch hinter den Kulissen. Da bietet Lorimers Buch wiederum willkommene Ergänzung. Wir sehen denselben Typus von zwei verschiedenen Seiten. Sobald Sinclair von den Fleischbaronen redet, sei's auch nur in einer kurzen Andeutung, so bricht immer der leidenschaftliche Haß gegen die gewissenlosen Ausbeuter hindurch und auch bei dem ehrlichsten Streben, die Wahrheit und nichts als die Wahrheit zu bringen, muß das Bild einseitig gefärbt werden. Lorimer hingegen hat zwar vor der imposanten Persönlichkeit des alten Graham den schuldigen Respekt, hin und wieder finden sich indessen leise Winke, daß die

geschäftliche Praxis des Millionärs nicht immer einwandfrei ist. Und wenn er sich auch gegen seine Untergebenen als gerechter und sogar wohlwollender Chef bezeigt, so geschieht das in erster Linie in der klaren Erkenntnis, daß sein eigenes Interesse so am besten gewahrt bleibt. Doch daneben — welche Fülle praktischer Lebensweisheit in originellster Form. ‚Ein Vermögen erben ist ein ebenso unsicheres Unternehmen als eine Chicagoer Strohwitwe zu heiraten — es gehört eine Masse Erfahrung dazu,‘ sagt er unter anderem, und deshalb muß sein einziger Sohn und Erbe sich von einem unbedeutenden und sehr gering besoldeten Posten in der Fabrik langsam heraufarbeiten, was dem jungen Herrn, der sich während seiner Universitätsjahre recht gut amüsiert hat, durchaus nicht immer behagt. Denn er hat aus der alten Welt allerlei noble Passionen und literarische Neigungen mitgebracht, für die die Firma nicht recht Verwendung hat. Dergleichen schätzt der Governor nur, wenn es sich in neue, wirksame Reklame umsetzen läßt, und dem Hause praktischen Nutzen bringt. Im übrigen soll der Sohn nicht Professor oder Dichter, sondern ‚packer‘ werden, und dies wird ihm mehrmals nachdrücklichst vorgehalten. Natürlich macht er wiederholt Schulden; einmal geht eine Rechnung für Rosen im Betrage von 52 Dollar versehentlich an die Adresse des Vaters, worauf dieser sich bei Pierrepont erkundigt, ob er die Absicht hätte, bei seinem Gehalt von 12 Dollar die Woche das Fräulein zu heiraten? In dem Fall hätte er besser getan, statt der Rosen eine Waschgarnitur zu kaufen, denn Miß Soundso sei arm wie eine Kirchenmaus; im übrigen brauche ein junger Mensch, der 52 Dollar für Rosen ausgebe, eher einen Wärter als eine Frau. Pierreponts Versuche, sein Einkommen durch Spekulation an der Börse zu verbessern, beschwören ein gelindes Donnerwetter und die Drohung herauf, daß die Firma Graham und Co. ihn hinauswerfen würde, wenn dies noch einmal vorkäme. Am Schluß läßt der alte Herr dann deutlich merken, daß er mit seinen Erziehungsresultaten recht wohl zufrieden ist und nach Pierreponts glücklicher Verheiratung das Fortbestehen der Firma nach seinen Prinzipien für gesichert hält.

Während Lorimers Bücher in ziemlich großen Zwischenräumen erscheinen, hat Sinclair dem für seine künstlerischen und sozialen Anschauungen typischen ‚Jungle‘ schon mehrere ähnlich gefärbte Romane folgen lassen, in denen sich seine Stellung als Prediger der Revolution noch schärfer präzisiert. Seine Theorien entbehren dabei mitunter nicht der Originalität; über die Trustfrage hat er sich z. B. in dem 1907 erschienenen Buche ‚The Industrial Republic‘* folgendermaßen ausgesprochen: Die ungeheuren Trusts mit ihren arbeitersparenden Tendenzen müssen schließlich dahin kommen, daß für ihre Produktion keine Nachfrage mehr sein wird, weil die Märkte schon jetzt überfüllt sind. Dann werden die Trusts Bankerott machen, der Staat wird einschreiten, um diesen Handelsmonopolen neues Leben zu geben und sie nach wissenschaftlicher Berechnung zum Wohle des Volkes zu handhaben. ‚Mr. Rockefeller und seines-

* Heinemann, London.

gleichen' — um Sinclairs eigne Worte zu brauchen — ‚sind jetzt nichts weiter als Pioniere, die den Weg bahnen und Etablissements einrichten, wofür ihnen von der Bürgerschaft Gehälter gezahlt werden. Sie bedienen eben den Laden so lange, bis die industrielle Krisis, die 1912 einsetzen wird, eine Phase erreicht, die den Staat zum Eingreifen nötigt. Und nunmehr wird mit allseitigem Einverständnis der Staat der Ladeninhaber.' Wahrscheinlich ist es den Dollarkönigen in ihrer erfahrungsreichen Laufbahn noch nicht vorgekommen, sich als staatlich besoldete ‚shop keepers' gekennzeichnet zu sehen. Ebenso dürfte ihnen die mit so zuversichtlicher Bestimmtheit ausgesprochene Prophezeihung des für 1912 anberaumten Krachs eine kleine Überraschung bereitet haben — wie andern Leuten auch.

Fast noch leidenschaftlicher wie in diesen Büchern klingt Sinclairs Verdammungsurteil der bestehenden sozialen Zustände in seinem letzten Roman ‚The Metropolis',* der sich gegen die politische Korruption in New-York richtet: ‚Eine Stadt, beherrscht von mächtigen Gewalten — Geldesgewalten. Große Familien, große Vermögen, die seit Generationen ihr Szepter geschwungen hatten und diesen Ort mit seinem nach Millionen zählenden Menschenschwarm als Erbgut betrachteten. Er war ganz und gar ihr Eigentum. Eisenbahnen und Telegraphen und Telephone, Banken, Versicherungs- und Trustgesellschaften — alles gehörte ihnen, dazu die politische Maschinerie, die Gesetzgebung, die Gerichtshöfe und die Presse, die Kirche und die Schulen. Und sie herrschten, um zu plündern. . .'

Fürwahr eine schwerwiegende Anklage gegen die innere Verwaltung, die durch manche Nachricht von drüben her bestätigt wird. Wer aber bei seinen sozialen Studien jenseits des Ozeans Sinclairs Bücher zu Führern nehmen wollte, wie es jüngst eine früher hochangesehene englische Literaturzeitung ‚The Academy' tat, der würde manchen Irrweg gehen. Sinclairs Parteifanatismus blendet ihn gegen die großen Züge der gewaltigen Gemeinwesen, bei denen Gutes wie Böses riesige Dimensionen annimmt.

Das nämliche Prinzip des sozialen Gedankens als Basis für das Kunstwerk, bei dessen Ausgestaltung Sinclair der Einseitigkeit verfällt, zeigt sich großzügiger, gereifter in den Romanen von Frank Norris.** Er starb, ehe er sein großes, als Trilogie gedachtes Werk, das ‚Epos des Weizens' vollenden konnte. Doch angesichts der beiden ersten Teile erscheint es schwer begreiflich, wie diese Bücher einen im Vergleich zu Sinclairs ‚Jungle' nur schwachen Erfolg haben konnten. Auch die deutsche Übersetzung des ‚Octopus', des ersten Teils, hat bei uns nicht die verdiente Beachtung gefunden, und doch ist das Ringen zwischen Produzenten und Spekulanten wohl nie zu einem so großartigen Gemälde zusammengefaßt worden wie in Norris' Büchern. Besonders im ‚Octopus', wo die fruchttragende Erde zur Persönlichkeit wird gleich einer Göttin des Altertums, fesseln allerorten Bilder von wahrhaft klassischer Schönheit. Und diese Naturkraft,

* Edward Arnold, London.

** Frank Norris, ‚The Octopus', sowie ‚The Pit'. Verlag Tauchnitz, Leipzig.

die Fruchtbarkeit der Erde, deren Lebensregungen wie ein gewaltiger Pulsschlag das Norrissche Werk durchzittern, ‚sie ist dem Menschen nicht feindlich, ja sogar gütig geneigt, solange der menschliche Ameisenschwarm, unterwürfig an ihrer Seite arbeitend, den geheimnisvollen Lauf der Jahrhunderte durcheilt. Doch sobald das Gewürm sich empört, sich gegen die Naturkraft zu stemmen versucht, dann plötzlich wird sie erbarmungslos, eine gigantische Maschine, eine ungeheure, furchtbare Macht; ein Leviathan mit ehernem Herzen, der keine Reue, keine Vergebung, kein Mitleid kennt; der das Menschenatom mit nirwanischer Ruhe zermalmt und dessen wunderbaren Rädermechanismus bei solchem todbringenden Vernichtungswerk nicht das leiseste Beben erschüttert.' Das ist der Hintergrund des ‚Octopus'. Von ihm heben sich die markigen Gestalten der Farmbesitzer der San Joaquinebene ab, die im Ringen mit der Kapitalsgewalt des Eisenbahntrusts sich langsam verbluten, bis die endliche Katastrophe, der kurze, blutige Kampf der Farmer mit den Räubern ihrer Heimstätten, die Tragödie schließt. Und über dem allen erhebt sich wiederum die Titanengestalt der Erde, die unbekümmert um das tragische Geschick der Menschen ihre Früchte spendet. Aus ihrem Odem wird dem Dichter in tiefer Einsamkeit die letzte Offenbarung, die er als das Fazit seines Werkes zusammenfaßt:

‚Tod und Schmerz sind geringe Dinge. Sie sind vergänglich. Leben muß sein, ehe der Tod kommt, und Freude eher als Schmerz. Sonst existiert nichts dergleichen wie Tod oder Schmerz. Es sind nur negative Begriffe. Leben ist positiv. Tod ist nur Abwesenheit des Lebens, sowie Nacht nur Abwesenheit des Tages ist; und wenn dies so ist, dann gibt es keinen Tod. Nur das Leben ist, und die Hemmung des Lebens, die wir törichterweise Tod nennen. Hemmung, sage ich, nicht Erlöschen. Ich sage nicht, daß das Leben wiederkehrt. Es geht nie von hinnen. Es ist. Zu bestimmten Zeiten birgt sichs im Dunkel. Doch bedeutet das Tod, Erlöschen, Vernichtung? Ich bin, Gott sei Dank, überzeugt, daß dem nicht so ist. Stirbt denn das Weizenkorn, das zu gewissen Jahreszeiten im Dunkel verborgen ruht? Das Samenkorn, das wir tot glauben, kommt wieder; doch wie? Nicht als ein Korn, sondern als zwanzig. So geschieht es mit allem Leben. Tod ist nur wirklich für das Trümmerhafte in der Welt, für allen Kummer, alle Ungerechtigkeit, alles Leid. Das Gute stirbt nimmer; das Böse, Grausamkeit, Bedrückung, Selbstsucht, Gier — sie alle vergehen; doch Edelmut, Liebe, Opferwilligkeit, Großmut, Wahrheit — so klein sie auch sein mögen, so schwer sie auch zu finden sind — sie leben für immer, denn sie sind ewig. Ihr alle seid gebrochen, niedergedrückt durch das, was ihr in diesem Tal mitangesehen, den vergeblichen Kampf, die scheinbar hoffnungslose Verzweiflung. Wohlan, noch ist das Ende nicht da. Was ist's, das endlich übrig bleibt, nachdem die Toten begraben, die Herzen gebrochen sind? Betrachtet es von dem ragenden Gipfel der Menschheit — „das größte Gute der größten Zahl". Was bleibt? Menschen gehen zugrunde, Menschen werden verdorben, Herzen werden von

einander gerissen; doch was bleibt unberührt, unantastbar, makellos? Sucht das herauszufinden in jeder Krisis des irdischen Lebens, und wenn euer Blick weit genug ist, werdet ihr sehen, daß nicht das Böse, sondern das Gute am Ende übrig bleibt.'

Norris, der in der Kennzeichnung der Machinationen des Southwestern and Pacific-Eisenbahntrusts den Finger auf einen wunden Punkt im amerikanischen Staatsleben legte, war ein unversöhnlicher Gegner derartiger zu Spekulationszwecken gebildeter Gesellschaften. ‚The Pit' ist der Tendenz nach eine von tiefster Erbitterung erfüllte Anklage gegen die Tatsache, daß das Hauptnahrungsmittel der Menschheit, das Getreide, Gegenstand des Hazardspiels für eine verhältnismäßig geringe Anzahl rücksichtsloser, aufregungslüsterner Spekulanten wird, von deren Launen auf diese Weise das Wohl und Wehe von Millionen abhängt. In Curtis Jadwin gibt uns Norris den Typus eines solchen Weizenmatadors, läßt uns zugleich in das feine Getriebe seiner Gedanken hineinschauen und die Wandlungen miterleben, die aus dem ursprünglich wohlwollenden Menschenfreund einen hartherzigen, skrupellosen Geschäftsmann machen, der seinen Gewinn als etwas Selbstverständliches hinnimmt und nicht danach fragt, wieviel Existenzen seinetwegen zugrunde gingen. Und auch hier ist's wieder die Naturgewalt, durch deren Eingreifen das Kartenhaus von Jadwins Souveränität im Handelskollegium zusammenbricht. Klug berechnend hat der Spekulant eine Mißernte benutzt, um durch kolossale Einkäufe den Weizenpreis zu enormer Höhe zu treiben. Die Folge ist zunächst eine starke Steigerung der Produktion für das nächste Jahr; und dann spendet die Erde ihre goldene Fülle in so überreichem Maße, daß die gewaltigen Massen der Kontrolle des einzelnen entzogen werden, und Jadwin, der sein ganzes Vermögen aufs Spiel gesetzt hat, nichts aus dem Zusammenbruch rettet.

Norris, der seine Erzählungen durch häufige, an sich sehr interessante Episoden unterbricht, versteht es so einzurichten, daß dem Leser das Hauptthema immer gegenwärtig bleibt. Dies geschieht durch bestimmte, gleich Leitmotiven wiederkehrende Satzgefüge, deren epische Wucht sich sofort dem Gedächtnis einprägt. Dem oben erwähnten Beispiel aus dem ‚Octopus' möge eine gleiche Periode aus dem ‚Pit' an die Seite gestellt werden, in der Norris den Brennpunkt Chicagos und seines Weizenmarktes, das Gebäude des Handelskollegiums, schildert: ‚Am Ende der Straße war die Bleifarbe des Himmels unterbrochen. Ein langer, matter Reflex dehnte sich dort, und von ihm zeichnete sich eine dunkle Masse ab, von keinem Lichtschein gebrochen, die ihre mächtige schwarze Fassade gegen den hellen Schein emporreckte. Und das war der letzte Eindruck dieses Abends: die hellerleuchteten Bureaus, die trübe Regenatmosphäre, der Lichtstreif am Himmel, und davor aufragend das Gebäude des Handelskollegiums, schwarz, düster, monolithisch, in ernstem Schweigen, auf seinen Fundamenten kauernd gleich einer ungeheuren Sphinx mit blinden Augen — kauernd, ohne einen Laut, ohne ein Regen des Lebens inmitten der Nacht und der wallenden Regenschleier.'

Wenn Norris' Romane die inneren Konflikte ohne utopistische Zukunftstheorien, ohne retrospektive Betrachtungen des ursächlichen Zusammenhangs in großen Linien zeichnen, so hat Winston Churchill in seiner kraftvollen Charakterstudie ‚Coniston'* einen Entwicklungsprozeß der Korruption dargestellt. Hier wird gezeigt, wie eines einzelnen skrupellose Machtgier das patriarchalische Regierungssystem eines Neuenglandstaates rücksichtslos niedertritt, um schimpfliche Käuflichkeit nach der einen, brutale Gewaltherrschaft nach der andern Seite an seine Stelle zu setzen. Die Schilderung so unerquicklicher Vorgänge würde kaum besonders anziehend wirken, wenn uns Churchill nicht zugleich in die Seele des Mannes hineinschauen ließe. Wir sehen ihn am Scheidewege, schwankend zwischen den falschen Idealen, die die Lektüre einer Napoleonsbiographie seinem ehrgeizigen Hirn eingegeben und seiner Liebe zu einem feinfühligen Mädchen. Sie wendet sich von ihm, erschrocken schon von dem ersten Schritt, den er zur Verwirklichung seiner hochfliegenden Pläne getan. Mit ihr weicht sein guter Geist von ihm. Durch glückliche Spekulationen und Bestechungsgelder, die ihm von den jeweiligen politischen Machthabern zufließen, wächst sein Reichtum und mit ihm sein Einfluß unaufhörlich, bis er, der frühere Gerber, die Geschicke des Staates willkürlich lenkt. Und doch scheut der mächtige Mann nichts so sehr wie die unschuldigen Augen seines Pflegekindes, der Tochter der Jugendgeliebten, deren Einfluß es schließlich dahin bringt, daß er auf jede politische Tätigkeit verzichtet.

Dieser seelische Werdegang des Helden kennzeichnet das Buch als eine Zwischenstufe, die von der Darstellung rein sozialer Konflikte hinüberleitet zum psychologischen Roman. Immerhin steht das Zeitbild im Vordergrund. Im Schlußwort hat der Verfasser noch einige persönliche Betrachtungen über die Ursachen der gegenwärtigen innerpolitischen Lage beigefügt, die im Roman selbst unterdrückt worden sind. Das Hauptübel sieht Churchill in der politischen Interesselosigkeit des amerikanischen Bürgers, die der Korruption Tor und Tür öffnet. Zwar beginnt jetzt die Nation allmählich einzusehen, daß ‚die Selbstregierung ebensoviele Gefahren und Verantwortlichkeiten in sich trägt als Privilegien'. Das Wort sprach einst James Russell Lowell; die Jungen greifen es auf und mahnen unermüdlich, um das nationale Gewissen zu wecken. ‚Für die sittliche Gesundheit der Menschen wie der Staaten' — fügt Churchill hinzu — ‚ist Selbstprüfung notwendig; und diese Periode der Selbstprüfung, die wir jetzt in den Vereinigten Staaten durchmachen, öffnet einen hoffnungsvollen Ausblick in die Zukunft.'

* Macmillan and Co., London.

Die Industrieschilderung in der modernen Kunst.

Menschen bei ihrer gewerblichen Tätigkeit darzustellen, hat man in allen Epochen unternommen, auf die die Kunstgeschichte überhaupt zurückblicken kann. Schon die ägyptischen Denkmäler sind reich an solchen Szenen, weiterhin kennen wir dergleichen Kunstwerke aus dem ganzen Altertum. Wir treffen sie in den Miniaturen des Mittelalters wie in den Gemälden der Renaissance und weiter in ununterbrochenem Zusammenhange bis zur Gegenwart. Wenn ich von dieser großen Kette nur die letzten Glieder hier an ein paar Hauptbeispielen kurz zu würdigen versuche, so liegt dazu der Grund vor, daß die Industriedarstellung der modernen Kunst sich durch eins von den früheren unterscheidet. Dieses Moment ist bei jenen zumeist überhaupt nicht vorhanden, manchmal vielleicht latent, was dann für uns, die wir jenen Zeiten so fern stehen, und denen die Vergangenheit ein Buch mit sieben Siegeln ist, so viel gilt, als wäre es nicht da. Dieses Moment ist der lebendige Zusammenhang des Geistes der Kunst mit dem sozialen Gedanken der Zeit. Ich sage mit Absicht nicht des Geistes der Künstler, denn wir haben sie nicht gekannt, und ihr Staub ist verweht. Und über allem, was diesen oder jenen von ihnen gehindert haben mag, seinem vollen Herzen Luft zu machen, waltet Schweigen für immer. Was der modernen Kunst zu freier Äußerung ihrer Meinungen verhilft, sind die geregelteren Zustände, die selbständig gewordenen sittlichen Anschauungen der Neuzeit. Aus ihnen entsprang etwas, was erst in unsern Tagen der Allgemeinheit zum Bewußtsein gekommen ist — die Entdeckung der Psyche des Volkes. Diese Errungenschaft ging Hand in Hand mit der, daß auch die Landschaft eine Seele hat, und aus diesem Bewußtsein heraus haben Landschaftsmalerei und Volksschilderung sich zu selbständiger Bedeutung emporgerungen. Von letzterer ist die Schilderung des Industrielebens ein Teil, der noch seine tiefe Bedeutung für sich hat. Sie wird weiterhin im einzelnen zu skizzieren sein.

Für die deutsche Kunst bleibt der Angelpunkt dieser Richtung Menzels ‚Eisenwalzwerk', und diese Tatsache darf für uns eine besondere Genugtuung sein, weil das Werk schon aus dem Jahre 1875 stammt und somit auch zeitlich eine führende Stellung einnimmt. Nur sechs Jahre später entstand die ebenbürtige, wiewohl lange nicht zu so hohem Ruhm gelangte ‚Schleiferei in der Schmiede zu Gastein'. Das Walzwerk wurde gemalt zu einer Zeit, als sonst in Deutschland und auch im Auslande der Gedanke dafür nur eben im

Auftauchen begriffen war. Es stand sofort als etwas Fertiges, Formvollendetes da, als eine die tiefsten Tiefen des Gedankeninhaltes erschöpfende Schilderung des Menschen bei der Arbeit im Dienste der Industrie. Man kann die bezwingende Gewalt, den ihre Erscheinung auf die Seele des modernen Künstlers macht, kaum überzeugender erkennen als aus dem Umstande, daß Menzel um dieser Arbeit willen von seinen historischen Gegenständen sich abwandte, daß dieses Werk dasjenige wurde, mit dem er begann, als Schilderer des zeitgenössischen, des alltäglichen Lebens in allen seinen lebhaften Äußerungen sich zu betätigen. Er hat dies Bild geschaffen, und das Bild gewissermaßen wenigstens einen wichtigsten Teil von ihm. Und wenn wir gleichwohl, und trotz aller Nachahmungen, die das Eisenwalzwerk hervorgerufen hat, dies Werk doch nicht im höchsten Sinne epochemachend nennen können, so lag dies nicht an ihm, sondern an jener Fügung der Weltgeschichte, die auch sonst so oft zu beobachten ist, daß nämlich derselbe große Gedanke von verschiedenen genialen Menschen unabhängig voneinander gleichzeitig ergriffen wurde. Ich gedenke dabei vor allem des großen Constantin Meunier. Von ihm wird noch eingehend zu sprechen sein.

Natürlich, nicht durchgängig mit gleicher Schnelligkeit konnte sich der Einfluß dieser großen Vorbilder allenthalben geltend machen. Schwer genug ist es noch erklecklich später mehr als einem tüchtigen Meister geworden, sich mit freiem Herzen der neuen Richtung hinzugeben. Allzu stark war für viele noch der Einfluß der ehemaligen, äußerlich feierlichen, wahrheitsfremden Darstellungsweise, der Allegoriemalerei. Sonderlich wo man sich durch die monumentale Bestimmung der Aufgabe, und was bis heute vorhält, durch die rückständigen Ideen der Besteller geniert sah. Da gab es die bekannten Göttinnen der Arbeit, allerlei Jünglinge, Männer und Greise, mit und ohne Kleider und Werkzeuge, die bekannten Stilleben von Zahnrädern, Zirkeln und Winkelmaßen und allerlei leere pathetische Gruppierung, manchmal mit einem starken Schuß Byzantinismus vermischt.

Auch der Stil mußte sich erst herausbilden. Ein tüchtiges Werk, wenn auch nicht frei von Gezwungenheit der Komposition, noch mit einem Etwas von theatralischem Vortrage behaftet, einer fühlbaren Absichtlichkeit, das Thema nach allen Seiten auszunutzen, war eine im Jahre 1886 an die Öffentlichkeit gelangte große Schilderung von Richard Fleischer — ein Wochenarbeitsschluß beim Bau des Gotthardtunnels. Eine Unmasse von Arbeitern mannigfaltigster Typen, verschiedensten Temperamentes, heitere und sorgenvolle, frische und ermattete; man sah Begrüßungsszenen, Lohnberechnungen; zur Seite stand traurig ein Weib, deren Mann beim Bau des großen Werkes verunglückt sein mochte. Das alles mit Verve und kluger Berechnung vorgetragen und doch ohne eine eigentlich tiefere Wirkung, worüber man sich heute nicht mehr täuschen kann, trotz des großen Beifalls, den das Werk zu seiner Zeit fand.

Einen großen Schritt vorwärts bedeutete das Triptychon, das Ludwig Dettmann der Verherrlichung der Arbeit gewidmet hat. Es war 1896 in

der Münchener Sezession zu sehen. Im Mittelbilde eine Gruppe von Arbeitern, die im Hofe einer Dorfschmiede mit Hebeln und Hämmern beim Werke sind. Der Flügel links zeigt die Arbeiterfamilie beim Tischgebet, der rechts einen alten Veteranen des Handwerks, der im Lehnstuhl ausruht, während Sohn und Enkel dabei stehen. Den Hauptwert an der Arbeit beansprucht das lebensprühende Mittelstück, während die andern beiden noch etwas rückständig genrehaft sind. Man sieht, nach welcher Richtung den Künstler aber schon sein Hauptinteresse trieb.

Nicht jene Nebenszenen in ihrer Indifferenz geben den Sinn wieder, den der Künstler herausarbeiten wollte, sondern die Szene der industriellen Tätigkeit selbst. Und freilich bot sie mehr als die beiden andern. Nicht allein lieferte sie die kräftig bewegten Linien, die Gelegenheit zur Freilichtmalerei und zu einem interessanten Farbenkonzert, auch nicht nur Anlaß zur Schilderung prächtiger Männercharaktere. Sondern vor allem galt es die symbolische Erklärung des Verhältnisses des Menschen zu einer widerspenstigen Aufgabe, seines Sieges im Kampfe gegen vernunftlose mechanische Mächte; es galt die Schilderung der Entsagung und der Genugtuung am bescheidenen Erfolge. So gewinnt ein solches Bild über den engen Rahmen seines eigentlich Gegenständlichen hinaus die tiefe Bedeutung, die so alt ist wie die Menschen; von Dichtern, Propheten und vom Erlöser selbst ihnen verkündigt, und doch erst in unsern Tagen ihrem Verständnis offenbar geworden: die Demut des Pflichtbewußtseins, das allgemeine Arbeitertum der Menschheit, der unlösliche Zusammenhang des einzelnen mit der Größe des Ganzen. Aus dem Gesichtspunkt heraus haben auch die andern großen Schilderer der gewerblichen Arbeit geschaffen und ihre Erfolge errungen.

Wenn Max Liebermann uns einen Seiler bei seiner Arbeit zeigt, so ist es ihm nicht um die Darstellung dieser Tätigkeit zu tun, sondern um den allgemeinen Gedanken, um die Bedeutung menschlichen Fleißes, der in seiner Einzelerscheinung durch zahllose Beziehungen mit dem Ganzen verknüpft ist; um die Idee, daß auch das Kleine ein unentbehrliches Glied in der Gesamtkultur ist.

So hat auch Leibl Leben und Schaffen kleinster Handwerksleute aufgefaßt.

Mit welcher Verschiedenheit gleich begabte Künstler diesen Gedanken mit der Gestaltung desselben Gegenstandes durchzuführen vermögen, auf wie getrennten Wegen sie ihrem Zwecke nahe zu kommen suchen, dafür gibt es eine höchst reizvolle Parallele bei der Vergleichung des ‚Denglers', den der leider zu früh verstorbene geniale Hudler in prachtvoller naturalistischer Auffassung in Bronze gegossen und der Graf von Kalckreuth gemalt hat. Des letzteren Dengler ist ein schlichter Arbeitsmann, nicht im mindesten idealisiert, wie der Hudlersche es ist, ein Mann, wie man ihn überall sieht, der am Rande der Wiese sitzt und seine Sense aushämmert. Hier scheint nur die schlichte Tatsache des Lebens berichtet zu sein, ohne alles Pathos, und gerade diese Absichtslosigkeit ist es, die dem Werke seinen Wert, seinen Eindruck sichert.

Da einmal von Kalckreuth die Rede ist, so darf nicht vergessen werden, auf diejenigen seiner Industriegemälde hinzuweisen, die den Hamburger Hafen darstellen. Jene Gemälde, auf denen er Gruppen von Arbeitern die Elbe überkreuzend schildert, oder die kleinen Dampfer, die zwischen den großen Schiffen ruhelos durch die aufsprühenden Wellen hineilen. Wie oft sind auch sonst die Häfen von Hamburg, von New-York, von Marseille, London, Venedig und andern Orten geschildert worden. Man denke nur an Mac Neill Whistler. Auch Meunier hat dergleichen gemalt.

Weiter sind es die Bahnhöfe, die den beobachtenden Blicken des modernen Künstlers ihre Eigenarten auf die Dauer nicht verhehlen konnten. Wie die Stimmungen der Natur, wie Sonnenschein, Nebel und Regen, wie Tag und Nacht aus diesen Gebilden und Schauplätzen moderner Industrie unaufhörlich neue künstlerische Erscheinungen hervorzaubern, und wie für den, der sehen und empfinden kann, gerade hierin bisher ungekannte Tiefen der Reflexion sich auftun, ist von manchem trefflichen Meister durchforscht und dargestellt worden. So von dem Stuttgarter Pleuer, dessen Bilder uns auf den Ausstellungen der Münchener Sezession begegnen. Oder ich denke, wie der Pole Falat in genialer Art einen Eisenbahnzug geschildert hat, der durch eine weite Ebene dahineilt, während die Fetzen des Rauches flatternd und zerfließend davonschweben. In jeder Linie, in jedem Nebelfleck die zitternde Eile der hastenden Arbeit, die, umlauert von Gefahren, rüstig und selbstlos eine ruhelose Welt fernen Zielen und Gewinnen entgegenführt. Mit dem Zauber hinreißendster Stimmungsmalerei hat Turner denselben Gegenstand durch seine berühmte ‚Great Western Railway' aus der Alltäglichkeit in die Höhe des philosophischen und künstlerischen Gedankens erhoben.

Schilderungen solcher Art dürfen im Rahmen unserer Betrachtung nicht übersehen werden. Sind doch auch sie Industriebilder, schon an sich fesselnd genug, wo ein Meister sie uns gibt, aber für den weiteren Blick eine notwendige Einzelheit im großen Zusammenhange dieser Kunstrichtung überhaupt. Sie zeigen, erklären und begründen alles, sie leiten zum Verständnis für die erschütternden und erhebenden Vorgänge jenes eigenartigen Lebens, für seine Leistungen, Entbehrungen, seine Verzweiflung, seine flackernde Hoffnung, seine Resignation.

Die höchsten Meisterwerke solcher Schilderung verdanken wir Constantin Meunier, dem Künstler, der der eigentliche Klassiker des modernen Industriebildes geworden ist. Vor einem Jahre ist im ‚Hochland' sein Wirken auf dem Gebiete der Plastik eingehend gewürdigt worden. Im Zusammenhange meiner gegenwärtigen Betrachtung muß auch seine Tätigkeit als Maler hervorgehoben werden.

Entscheidend wurde für ihn die Freundschaft mit de Groux, dem Maler des Vorstadtelendes, dem Manne mit dem tiefempfindenden, von Mitleid überquellenden Herzen, dessen Begeisterung es verstand, auch auf andere zu wirken, und die schlummernden Empfindungen für die Enterbten des Schicksals zu

erwecken. Gelang ihm dies schon beim großen Publikum, wieviel mehr bei einem Meunier, dessen ganze Lebensauffassung — war er doch aus kleinsten Verhältnissen entsprossen — jenen Gedanken geneigt und dazu von tiefstem künstlerischen Verständnisse durchdrungen war. Die klassizistische Plastik sagte und gab ihm nichts, und so nahm er seine Zuflucht zur Malerei, die sich zunächst fähig zeigte, seinen innersten Regungen Ausdruck zu leihen. Ihr ist er lange Zeit hindurch treu geblieben. Von Anfang an ein Meister, fast ehe er ein Schüler gewesen, war er unumschränkter Herr der Zeichnung, der Farbe, die ihm in ihrer Schwere symbolische Bedeutung hatte, und er erschuf seine Werke in jener Auffassung, die ihm blieb, voll tiefen Sinnes, mit unbarmherziger Wahrheit, rücksichtslosem Naturalismus. Nur so, das wußte er, konnte er ihr eigentliches Wesen ergründen, ihre Bedeutung schildern. Es war ein großer Schritt, den er diesem Ziele entgegen tat, als er Anfangs der 80 er Jahre durch Spanien reiste und jene Volksstudien machte, deren wichtigstes Ergebnis 1882 die ‚Tabaksfabrik in Sevilla' geworden ist. Sie gehört heute zu den berühmten Zierden des Modernen Museums zu Brüssel. Auf sein eigentlichstes Gebiet, auf jenes, dem er die Unsterblichkeit verdanken sollte, kam Meunier fast zur gleichen Zeit. Alle tiefsten künstlerischen Regungen erwachten in ihm, als er anfing, sich mit dem Studium des Bergarbeiterlebens in den düstern, vom Qualm und Ruß riesiger Schlote erfüllten Industriegebieten von Séraing und im Borinage zu beschäftigen. Mit neuer Begeisterung warf er sich von Stund an auf die Schilderung dieses Landes, seiner Natur, seiner Bewohner, über denen insgesamt eine so tiefe Trauer, ein nie weichender Zug herbster Schwermut lagert. Meunier war es, der uns hinter diesen Schleiern die Schönheit offenbart hat, hinter der Melancholie die Hoffnung, hinter dem furchtbaren Ringen um die Ausnutzung der Schätze des schwarzen Landes, hinter diesem schier aussichtslosen Kampfe ohne Ende die freudige Siegeszuversicht des Menschen, der seines Charakters und seiner Kraft sich bewußt ist. Der da fühlt, daß Arbeit, auch die niedrigste, nicht erniedrigt, sondern adelt. Und daß über alle irdische Ungerechtigkeit Gott im Himmel dereinst richten wird.

Man hat die Meunierschen Bilder mit den Schilderungen Zolas in Vergleich gebracht, doch dabei übersehen, um wieviel größer der sittliche Gehalt der ersteren ist. Und dabei doch keine leiseste Spur von Schönfärberei, von äußerlicher Idealisierung. Bei Meunier wirkt die Idee durch ihre innere Größe und wächst ins Riesenhafte durch den Kontrast gegen das schlichte Gewand, in dem sie uns entgegentritt. Man sehe diese Schilderungen der Bergwerksgegend: ein Land ohne Baum und Strauch, kahle Hausmauern, eiserne und hölzerne Gerüste, Fördertürme, dicke, schwer dunstige Luft, düsteres Gewölk, das mit dem Qualm der Essen nah und fern in eins verschmilzt. Alles in einer Stilisierung, in einer so großzügigen Auffassung, wie sie nur den größten Meistern der Vergangenheit, oder vielleicht von allen nur Rembrandt eigen gewesen ist. Die Schilderung des Milieus der industriellen Arbeit war für

Meunier ebenso wichtig, wie die der letzteren selbst. Denn der Mensch bildet sich die Natur nach seinen Wünschen um. Sie aber vergilt es ihm und schafft ihm ein neues Gesicht, eine andere Gestalt. Ihr eigenes Geschöpf muß er bleiben, was er gleich sei und tue.

Und mit diesem Begriffe sehe man Meuniers Schilderungen aus dem Leben der Bergleute, das so wenig des Fröhlichen, aber so viel der düstern Momente bietet. Man schaue das furchtbare Bild ‚Hekatombe' — die Darstellung des durch schlagende Wetter verursachten Unglücks. Zu Meuniers, des Malers, wunderbarsten Leistungen gehört das dreiteilige Bild ‚Das Bergwerk'. In der Mitte in einer Landschaft die Männer, die in der Morgenfrühe über eine Schutthalde dem Bergwerke zueilen, links die Einfahrt in den Schacht, rechts des Tagewerkes Ende.

Wer hat den Industriearbeiter charakteristischer, in allen Stadien seines Lebens mit liebevollerer, feinerer Beobachtung geschildert als Meunier? Darum hat es auch — vom Chorus der äußerlichen Nachahmer nicht zu reden — viele Künstler gegeben, die sich durch ihn zu eigenen hohen Leistungen haben begeistern lassen. So hat sich z. B. Eugen Bracht neuerdings der Schilderung der großen Industriewerke zugewandt und auf den Ausstellungen der letzten Jahre durch mancherlei prachtvolle Werke dieser Art interessiert. Zu den Beobachtern des intimen Lebens der Arbeiterschaft gehört der Antwerpener Henry Luyten, dessen vor zwölf Jahren in der Münchener Sezession ausgestellte Bilder noch in guter Erinnerung sind. Er schilderte die Arbeit der Ziegelträgerinnen bei Nymwegen und zeigte dabei eine nicht mindere Fähigkeit feiner Linienführung und packender Beleuchtungseffekte, wie er sich als Meister wildbewegter Komposition mit einem großen Triptychon erwies, das Szenen eines verhängnisvoll verlaufenen Arbeiterstreiks darstellte. Den Meunierschen Einfluß zeigt auch trotz stilistischer Abweichung die urkräftige Figur eines den Meißel mächtig mit dem Hammer schlagenden ‚Petroleumbohrers' von C. H. Niehaus, einem Amerikaner, der der Münchener Schule angehört. Die etwas idealisierte Aktfigur neigt einer Auffassung zu, die die Einzelerscheinung vielleicht allzu bewußt ins Allgemein-Begreifliche zu verfeinern sucht. Ich habe diese wenigen Beispiele herausgegriffen; in Wirklichkeit sind sehr zahlreiche Künstler in Meuniers Spuren gewandelt und tun es noch.

Der Meister ließ sie alle wirken und sich entfalten, und arbeitete rastlos daran, seine eigene Kunst ständig zu vertiefen, das Unfaßbare zu erfassen. Und weil er sich damit nicht genug tun konnte, weil die Malerei zuletzt seinen Zwecken nicht mehr genügte, wandte er sich mit riesenhaftem, fruchtbarem Fleiße den stärkeren Mitteln der Plastik zu. Sein Relief der ‚Arbeit' ist das mächtigste Denkmal, das dem menschlichen Gewerbfleiße, das der Kultur unserer Zeit, das dem großen Meister selbst errichtet werden konnte. Unvollendet ist es, Stückwerk mußte es bleiben, und so ist es alles menschlichen Strebens ein Gleichnis.

Dr. Oskar Doering (Dachau)

Volkskonzerte in ihrer erziehlichen Bedeutung.

Es ist eines der schönsten Zeichen unserer Zeit, daß sie die hohen geistigen Genüsse, welche Wissenschaft und Kunst gewähren, auch dem Unbemittelten zugänglich zu machen sucht, in dem edlen Bestreben das geistige Niveau des Volkes zu heben. Aus dieser Absicht heraus sind auch die Volkskonzerte entstanden. Jahrelang hatte ich Gelegenheit, solche Konzerte zu leiten und Erfahrungen zu sammeln, deren Veröffentlichung vielleicht für die weitere Entwicklung dieser Einrichtung nicht ohne Wert ist.

Bereits im Jahre 1897 richtete die Mainzer Liedertafel — vielleicht als der erste größere Verein — unter großen Opfer Volkskonzerte ein, die nach Erlangung der notwendigen Mittel dann zu einer ständigen Einrichtung wurden. In jeder Saison sollte ein größeres Chorwerk aufgeführt werden. Das Publikum bestand ausschließlich aus Leuten der unteren Klassen, Arbeitern, Handwerkern, Dienstboten, kleinen Beamten usw. und in der Tat war durch eine vortrefflich eingerichtete Kontrolle dafür gesorgt, daß nur solche diese Aufführungen besuchen konnten, für welche sie wirklich bestimmt waren.

Der Eintrittspreis war auf 40 Pfennig festgesetzt. Dieser Betrag — so sagt man sich mit Recht — ist für diese Konzertbesucher bedeutend genug, um ihnen das Gefühl zu nehmen, als würde ihnen in diesen Konzerten ein Geschenk geboten. Anderseits aber mußte diese Erhebung eines Eintrittsgeldes die Wertschätzung des Gebotenen steigern.

Diese ganze, bis ins Kleinste durchdachte Einrichtung bewährte sich vortrefflich. Der Andrang gleich zum ersten Konzert war ein derartiger, daß in wenigen Stunden bereits alle Karten verausgabt waren. In der Folge wurden die Konzerte stets wiederholt und auch das genügte nicht immer, allen Wünschen nach Eintrittskarten gerecht zu werden. Das ist seitdem so geblieben und beweist, daß es nicht etwa bloße Neugier war, die die Leute in diese Konzerte trieb, sondern daß sie in ihnen wirklich einen Genuß fanden, daß sie einem Herzensbedürfnis folgten.

Um das Verständnis für das aufzuführende Werk zu steigern, und in die Stimmung desselben einzuführen, schickte ich der Musik einen kurzen erläuternden Vortrag voraus.

Zur Aufführung wurden stets solche Oratorien gewählt, welche dem musikalischen Verständnis am wenigsten Schwierigkeiten bereiten konnten. Haydns ‚Schöpfung' bildete den Anfang; es folgten die ‚Jahreszeiten', Händels ‚Judas', ‚Saul', der ‚Messias', Mendelssohns ‚Paulus' und ähnliche leicht faßliche Werke.

Trotzdem enthalten aber auch diese Werke, besonders in ihren Chören viele Teile, die in ihrer ganzen Anlage so kompliziert sind, daß sie dem vollen Verständnis große Schwierigkeiten entgegensetzen.

Der volle Genuß eines Kunstwerkes aber beruht nicht nur auf dem rein Gefühlsmäßigen, auch der Verstand wirkt zu seiner Herbeiführung wesent-

drich Kallmorgen pinx.

An die Arbeit.

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Berlin

lich mit. Betrachten wir z. B. ein schönes Bild, so wird im ersten Augenblick der Gesamteindruck unser Gefühl mächtig erregen und uns hinreißen. Nun treten wir näher. Die Gesamtheit löst sich auf in eine Reihe von Einzelschönheiten. Wir beginnen diese gesondert zu betrachten, suchen sie in ihrer Absicht, in ihrer gegenseitigen Verknüpfung, in ihrer Beziehung zum Ganzen zu ergründen. Gerade hierin liegt, wie die Erfahrung zeigt, ein großer, vielleicht der größte Teil des künstlerischen Genusses. Es ist zwar nicht die bewußte, nach Erkenntnis ringende Tätigkeit des Verstandes, ich möchte sie vielmehr eine latente nennen, als nicht vom Willen beherrscht. Diese Tätigkeit aber setzt eine Schulung des Formensinnes voraus, als der notwendigsten Bedingung des Kunstverständnisses. Da nun eine solche Schulung dem Ungebildeten fehlt, so folgt daraus, daß ihm der volle künstlerische Genuß verschlossen bleiben wird. Die Möglichkeit der Bildung des Kunsturteils, als das Ziel aller künstlerischen Erziehung, und jedes Weiterschreiten ist ausgeschlossen.

In der Praxis aber stellte sich nun die merkwürdige Tatsache ein, daß gerade diese großen fugierten Chöre die größte Wirkung auf unsere Zuhörer machten und Stürme des Beifalls entfesselten. Das scheint auf den ersten Blick unsere Anschauung zu widerlegen. In der Tat ist dem aber nicht so. Es ist und kann nur die imponierende Gewalt der ‚Masse' sein, die diese Wirkung erzeugte, eine Wirkung, wie sie ebenso jede übergroße Erscheinung, der himmelanstrebende Felsengipfel, das unendliche Meer erregt. Vielleicht kommt auch hier noch das Gefühl des Respekts vor der Ausführung hinzu, die hier als etwas Ungekanntes und Unerhörtes doppelt auffallen muß.

Von großem Einfluß auf die Wirkung ist aber auch die Handlung des Werkes. Das Wort bildet für den ungebildeten Hörer stets den Rettungsanker, an den er sich anklammert und von dem ausgehend er die Wirkung der Musik empfindet. Darum bleibt die Wirkung rein instrumentaler Werke stets hinter der vokaler zurück. Werke, deren Handlung spannend und dramatisch lebendig ist, wie etwa die des Judas Maccabaeus oder des Saul werden stets dieses Publikum mehr fesseln als etwa der mehr reflektierende, beschauliche Inhalt des ‚Messias'. Gerade letzteres Werk zeigte — zu meiner Überraschung — ein Abnehmen des Interesses, als ob es der Fassungskraft ferner gestanden. Hier lag offenbar die Grenze, die nicht überschritten werden konnte. In dem Augenblick, wo die elementare Erregung des Gefühls nicht mehr genügend stark und imponierend wirkt, läßt der Eindruck nach, weil ihr die ergänzende und ausgleichende Verstandestätigkeit, das Kunstverständnis mangelt.

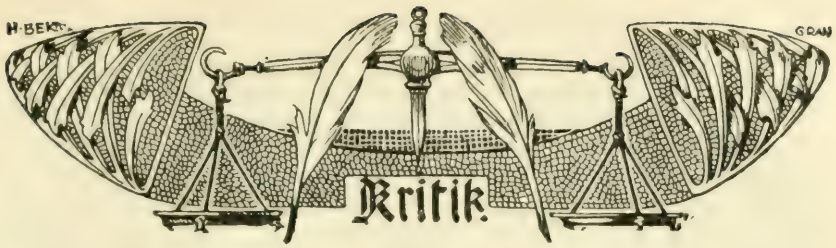
Darüber darf man sich auch nicht täuschen lassen durch die äußere Haltung des Publikums. Es ist ja auffallend, mit welch richtigem Instinkt der Beifall stets am richtigen Platz sich einstellt; so oft ich aber Gelegenheit hatte, die Urteile des einzelnen zu belauschen, war ich fast stets überrascht über deren Nichtigkeit und Äußerlichkeit. In der Tat habe ich auch niemals, selbst bei der Wiederholung desselben Werkes einen Fortschritt im Verständnis bemerkt, es war stets dasselbe Bild.

So bilden diese Art Konzerte dem Volke wohl einen edlen, schönen Genuß, aber von einer Erziehung zur Kunst kann bei ihnen nicht die Rede sein. Sie entstammen demselben an sich sicher edlen Bestreben, die Resultate der Wissenschaft dem Volke zuteil werden zu lassen. Was aber ist die Folge gewesen dieser Popularisierung der Wissenschaft? Im großen und ganzen nichts als die Züchtung einer gefährlichen Halbbildung, die um so widerwärtiger berührt, als sie die Selbstüberhebung und den Eigendünkel großzieht. Derselben Gefahr laufen wir in der Kunst in die Hände.

Wie niedrig übrigens der Kunststandpunkt vieler dieser Konzertbesucher ist, zeigt folgender mir mündlich mitgeteilter Vorfall. Als Volkskonzert sollte ein Requiem aufgeführt werden. Da beschloß eine ganze Reihe von ‚Genossen', durch die sozialdemokratische Zeitung unterstützt, den Besuch des Konzertes zu meiden, weil — — sie ja doch nicht an Gott glaubten. Sapienti sat! —

Gewiß, es ist nicht nur eine schöne Sache, es ist unsere Pflicht, für die Erziehung des Volkes zur Kunst zu sorgen. Aber der Weg, auf dem wir zu diesem Ziele streben, dünkt mich der falsche. Wir müssen vielmehr erst die Grundlagen schaffen, auf denen aufbauend eine solche Erziehung möglich ist. Den Anfang hierzu müßte die Schule machen. Daß gerade hier das meiste noch zu tun bleibt, zeigen die stets neu auftauchenden Bestrebungen für eine Reform des Schulgesangunterrichtes. Doch diesen Punkt behalte ich mir für ein anderes Mal vor, er ist zu wichtig, um ihn nur so nebenbei abzuhandeln. Wäre aber hier wirklich die Grundlage künstlerischer Erziehung geschaffen, so wäre dann eine Weiterbildung, sei es durch die Errichtung von ‚Volkschören', wie es deren ja bereits recht tüchtige gibt, durch belehrende Vorträge oder Konzerte, deren Programm eine systematische Weiterbildung beabsichtigt, anzustreben. Wir haben hier eine Kulturaufgabe, deren Lösung in der Tat des Fleißes der Edelsten wert ist.

Dr. Fritz Volbach.



Neue Waffengänge auf dem Felde der Pädagogik.

Bekanntlich stehen wir seit mehr als einem Jahrzehnt in einem Weltkrieg der pädagogischen Reformer gegen veraltete Methoden der Erziehung und des Unterrichts, einem Kriege, der sich in seinen Anfängen auf Abwehr und Kritik beschränkte und inzwischen zu bedeutsamen praktischen und prinzipiellen Eroberungen geführt hat. Auf dem Grundsatz fußend, daß die Pädagogik als schicksalbestimmende Macht im Einzel- und Völkerleben zu gelten habe, hat man sich, in Anbetracht gewisser schicksalsvoller Wendungen im Leben der modernen Menschheit, zu einem Rückschluß auf Mängel der Pädagogik veranlaßt gesehen und hat die bisherige Erziehungsweisheit und -Kunst der strengsten kritischen Durchprüfung unterworfen.

Im Heere der Revisionisten sind zuerst die Rufer im Streit hörbar geworden, die mit großem Aufwand an Stimmitteln ihrem Mißvergnügen Ausdruck liehen, die Zerbrecher alter Formen, die unschöpferischen Neinsager. In ihren lebhaften und streitbaren Meinungsaustausch mischen sich allmählich die ruhigen Stimmen derer ein, die sich mit tieferem Nachdenken und praktischen Versuchen der Lösung pädagogischer Zeitfragen angenähert und zu sieghaften Erkenntnissen durchgerungen haben.

Mir liegt eine Anzahl von Büchern vor, welche als Typen der verschiedenen Kampfweisen, als Zeugen verschiedener Stadien der pädagogischen Kämpfe und als Vertreter der verschiedenen Richtungen, die von den Kämpfern eingeschlagen wurden, anzusehen sind. Es dürfte nützlich sein, die betreffenden Schriften vergleichend zu besprechen. Da sind drei Publikationen von Ludwig Gurlitt, dem vielgenannten preußischen Gymnasialprofessor, der durch seine Kampfschriften und Konflikte mit der Schulbehörde bekannt geworden ist: ‚Erziehung zur Mannhaftigkeit,‘ ‚Mein Kampf um die Wahrheit,‘ ‚Der Verkehr mit meinen Kindern,‘* sodann ein kleineres Sammelwerk von F. A. Schmidt, K. Möller und M. Radczwill: ‚Schönheit und Gymnastik,‘** und das neueste Buch von Fr. W. Foerster: ‚Schule und Charakter‘.***

Sämtliche Autoren treffen in der grundlegenden Erkenntnis zusammen, daß ‚die verhängnisvolle Einseitigkeit der modernen Intellektschule‘ (Foerster) die Schuld an mannigfachen Verkümmerungen des Menschenwesens trägt und darum ergänzender Reformen bedarf. Sie vereinigen sich in dem Streben, das Menschenwesen zu harmonischer Vollständigkeit zu gestalten, fassen aber die Hauptfrage: Wo soll der Menschenbildner ansetzen und einsetzen? von

* Concordia, deutsche Verlagsanstalt. Hermann Ehbock, Berlin.

** B. G. Teubner. Leipzig 1907.

*** Schultheß und Co. Zürich 1907.

verschiedenen Standpunkten aus ins Auge. Drei Ansatzpunkte bieten sich dem Erzieher zur Inangriffnahme des Werks, das er so wesentlich zu fördern berufen ist — der vollen Menschwerdung des Menschen: Menschentum durch Verstandesbildung und Wissen, Menschentum durch ästhetische Erziehung, Leibesübung und Körperkultur, Menschentum durch Charakterbildung. Gurlitt, indem er die bloße Verstandesbildung von der Hand weist, wird durch seine Veranlagung doch immer wieder in den Intellektualismus hineingetrieben; die drei Vertreter der Kunsterziehungsbestrebungen bejahen aus fachlichem Interesse den zweiten Punkt, während sie sich zugleich mit pädagogischem Weitblick über die bisherige Oberflächlichkeit ihrer Richtungs- und Reformgenossen erheben; Foerster wendet seine ganze Aufmerksamkeit der Charakterbildung zu und erweist es, daß denen, die danach streben, ‚solches alles zufallen wird': Willenskraft, die sich in schönen Formen und Gebärden regt; Tatkraft, die nicht allein mit Händen und Verstand, die mit ganzem Gemüte wirken und schaffen möchte; Geist, der seine Arbeitsfähigkeit, seine Reinheit, Klarheit, Fülle von der Charakterkraft und Sittlichkeit empfängt. Wiederum zeichnet der Verfasser der ‚Jugendlehre', als Fortsetzer dessen, was Pestalozzi und Fröbel geleistet haben, eine Methode von dreifacher Bildungswirkung, die kein Seelenvermögen unberücksichtigt läßt, sondern allen die gedeihlichste Kost verabreicht und Verstand, Gefühl und Wille zu vereinter Tätigkeit zusammenzwingt. Foersters Methode enthält die Grundsätze einer wahren Bildungshygiene und gibt Anweisung, wie in die Kinderseele eine Gedankensaat hineinzustreuen ist, die der Gesamtbeschaffenheit des Bodens entspricht, ihn nicht einseitig ausnutzt, sondern alle Kräfte tätig werden läßt und die den tiefsten Bedürfnissen der Menschennatur entgegenkommt. Immer weiß er mit feiner vornehmer Klugheit das Wissen fruchtbar zu machen für das Gewissen und behält es ständig im Auge, daß wir nicht bilden können, ohne zu erziehen, und nicht erziehen können, wenn wir die freie Selbstentschließung und den Wunsch nach Selbsttätigkeit in der Jugend nicht zu wecken vermögen.

Freiheit und Selbständigkeit sind auch Gurlitts Erziehungsziele; hält man indessen seine Ausführungen neben diejenigen Foersters, so zeigt sich ein Unterschied im Freiheitsbegriff und in den Mitteln und Wegen, die zur Freiheit führen, der geradezu symptomatisch ist für die krankmachende und die heilende Richtung modernen Seelenlebens und moderner Pädagogik.

Gurlitt, von der Kraftlosigkeit und Unmännlichkeit des heutigen Geschlechts ausgehend, empört über die Untertanenhaftigkeit des deutschen Staatsbürgers, die Beamten-Unterwürfigkeit, die Rückgratlosigkeit im politischen, beruflichen und religiösen Leben, die Bierseligkeit und kleinbürgerliche Selbstgenügsamkeit, predigt mit aller Lungenkraft Rückkehr zu ungeschmälertem Selbstbewußtsein und individualistischer Selbstbesinnung. Der selbstgefällige Ton verdirbt auch die besseren Partien seines Buches (‚Erziehung zur Mannhaftigkeit') und die starke Beimischung persönlichster Empfindungen nimmt seiner Polemik die vornehme Sachlichkeit und trübt die Unterscheidungkraft seines Geistes. So enthalten seine Bücher ein Gemenge von Wahrheiten und Irrtümern, er wählt die rechten Worte, legt ihnen jedoch nicht den rechten Sinn unter. So unzweifelhaft seine gute Absicht und das Bedürfnis nach Wahrhaftigkeit, Klarheit, Aufrechtstehen, Fruchtbarkeit sein mag, so greift er doch, aus einem steifnackigen Selbstgefühl heraus, gerade diejenigen Mächte an, welche dem Charakter aufzuhelfen vermöchten: die religiösen Autoritäten, die Pädagogik des Gehorsams, das Christentum und die christliche

Tugend. Diese Kurzsichtigkeit und Befangenheit in persönlichen Feindschaftsgefühlen macht ihn ungeschickt zum Reformer. Vorläufig ist er noch denjenigen zuzuzählen, die, um nichts Schöpferisches leisten zu müssen, ihre Energie verbrauchen, indem sie gegen die dicksten Mauern anrennen, die doch so bald nicht umzureißen sind.

Gurlitt wettert vornehmlich gegen den Gymnasialbetrieb, er spottet über den ‚mit altem Bücherstaub gefütterten Dünkel der humanistisch Gebildeten', geht dem Wie und Was der altklassischen Studien gehörig zu Leibe und protestiert gegen den Glauben, daß, durch Überführung des Gewesenen und Verfallenen in das Gedächtnis der Jugend, dieselbe dem ‚griechisch-römischen Normal- und Idealmenschen' nachgebildet werden könne, einem Menschentyp, der zumeist ein schöner Traum der Philologen ist und dessen Idealität nur durch Unterschlagung so mancher Tatsachen aufrechterhalten werden kann. Man wird ihm nicht Unrecht geben können, wenn er den Erziehungswert des klassischen Altertums für den modernen Menschen in Frage zieht, wenn er die These von der formalen Verstandesbildung vermittelst des Studiums alter Sprachen angreift und darüber seufzt, daß Bildung eine bloße Lebenszier geworden sei, Bildung, die man in Deutschland ‚ersitzen' könne und die nur den durch Examen Privilegierten zugesprochen werde; wenn er klagt, daß bei der Schulerziehung zuviel Fabrikware herauskomme — keine Männer, nur Staatsbeamte — und daß der Lehrer, als ‚unfreies Werkzeug des Staatswillens', weder Raum noch Recht habe, etwas anderes als verstaatlichte Überzeugungen und Ideale zu verbreiten — man kann seinen Aussprüchen öfters, seinen Motiven selten Recht geben. Woran sich seine Polemik entzündet, das sind zumeist individualistische, nationalistische und chauvinistische Regungen.

Diese Regungen bestimmen auch Wesen und Wert seiner Ideale. Während er ein Wort sucht für die Summe von Eigenschaften, die das Wesen des deutschen Mannes ausmachen, bedauert er zugleich, daß wir das Wort ‚Mannhaftigkeit' nicht für uns allein in Anspruch nehmen können — als ob ein Volk es seiner Würde schuldig wäre, eine Tugend allein zu besitzen! Immer ist er der Nur-Germane: ‚Alle Wanderungen in fremdes Geistesland, zu denen es uns allezeit verleitet hat, sind auf Kosten der deutschen Mannhaftigkeit gemacht worden'. Er genießt alles, was uns von anderen unterscheidet, wenngleich neben der Ablehnung alles Fremden gelegentlich auch die Verherrlichung des Fremden auftaucht, dort, wo er das englische Recht gegen das deutsch-römische ausspielt, über den heimischen Scheinparlamentarismus, die Entmündigung, Abrichterei, Gängelung und Frommmacherei des Volkes klagt und gegen die Vermengung kirchlicher und politischer Interessen in deutschen Landen loszieht.

Ganz vom deutschen Individualismus mit seinen Absonderungsgelüsten beherrscht, leistet er sein äußerstes, wenn er aus bloßem Chauvinismus das Christentum verwirft. Mit seinen Gesinnungsgenossen hofft er aus alt- und neugermanischen Schriften eine ‚Religion der Tat' herauslesen und damit die fremdländische Religion abtun zu können — als ob das Christentum nicht (wie Foerster treffend sagt) ‚der Boden wäre, auf dem allein man Herr wird über alle Knechtschaft,' alle tatenlose Weichlichkeit und Schlaffheit. Der Chauvinist läuft freilich mit Scheuklappen an weltumspannenden Wahrheiten vorbei. Gurlitt sucht den Gott der Gesunden, Frohen, Tapferen und weiß und sieht nicht, daß Christus diesen Gott lehrte. Er verwechselt christliche Tugend mit Kraftlosigkeit und wünscht den Menschen nicht allzu ideal, weil ihm sonst das beste, (!) die Individualität

verloren gehen könne — als ob der Individualist, als eine pikante Zusammenstellung von Launen, Wildheit, Eigensinn und geistigem Hochmut, der Menschheit zu Nutz und Frommen diente! Gurlitt aber findet, daß ein Volk durch Hingabe und Selbstlosigkeit, Schlichtheit und Demut dem Untergang geweiht sei — besser sei's, sein Leben der Rache und dem Kampfe zu weihen!

Wenn es in der Seele lärmt, kann die tiefere Besinnung nicht aufkommen, und wenn der eigne polternde Ton obendrein noch als Programmpunkt verteidigt und der Verzicht auf die Erziehungsweisheit der Vergangenheit als Wunschbarkeit hingestellt wird, so darf's nicht wunder nehmen, wenn Gurlitt gelegentlich Ibsen gegen die Bibel ausspielt, Friedrich den Großen und Ellen Key zum Range von Propheten erhebt, Maximilian Harden als Beispiel echtester Mannhaftigkeit aufstellt, Mannhaftigkeit und Freidenkertum gleichsetzt und vom wissenschaftlichen Gewissen verlangt, daß es alles offenbaren soll, was göttlich im Menschen ist. Es entbehrt nicht des unfreiwilligen Humors, wenn er die Wissenschaft und den absoluten Wahrheitsdrang des Gelehrten zwar verherrlicht, gleichzeitig aber über das Kleinleben und den Kleinkrieg so mancher ‚Vertreter freier Forschung' spottet und wenn die unfehlbare Wissenschaft ihm unerträglich wird, sobald sie sich in ein Dekret oder in amtliche Formen hüllt. Nur folgerichtig ist's danach, wenn er sagt und klagt: ‚Uns erschreckt die Riesenaufgabe, daß wir eine neue Welt der Gedanken aufrichten müssen.' Die alten Wahrheiten erst einmal verstehen und anwenden, das wäre mehr und — wäre möglicher.

‚Das Wahre ist schon längst gefunden,
Hat edle Geisterschaft verbunden,
Das alte Wahre, faß' es an!' (Goethe.)

Ein bayrischer Bauerngeistlicher predigte einmal der Gemeinde in seinem Seedorf: ‚Legt immer neuen Sinn in die alten Worte!' Vergeistigung der alten Wahrheit: Das ist der Weg zur Erneuerung. Dann wird die Wahrheit wiederum ein Werber. ‚Gedanken und Ziele müssen werbende und hinreißende Kraft haben, wenn wir die Jugend dafür begeistern wollen': Wohl kann man Gurlitt dieses Wort von Herzen zugeben — seine Verneinungen aber begeistern nicht und leiten nicht zur Erneuerung über. Befeuern und erneuern kann nur ein bejahend gerichteter Geist.

Auf Gurlitts Ansichten lagert noch der eisige Niederschlag jenes Modernismus, der alle historische Dankbarkeit verloren zu haben scheint und mit dem eignen Ich das Bestehende einreißen und Weltgeschichte machen möchte. Wer von seinem Ich ausgeht, sieht das Menschenwesen nicht in seiner ganzen Weite und Breite, und also auch nicht die allgemein menschlichen und kulturgeschichtlichen Notwendigkeiten. Trotz des fast sportmäßig betriebenen Ichkultus des Verfassers der ‚Erziehung zur Mannhaftigkeit' fehlt es ihm gleichwohl nicht an Äußerungen der Selbstbescheidung; der Hochmut ist nicht so groß, daß er die Lernfähigkeit totschlüge und so steht zu hoffen, daß sein rechthaberisches Denken und stürmisches Polemisieren sich einmal von tieferer Weisheit aufhalten- und klären lassen werde. An Lebenskenntnis und Ernst der Selbstbearbeitung, demzufolge auch an Feinheit des Kulturgefühls reicht er nicht entfernt an den Verfasser der ‚Jugendlehre' heran; selbst der Begabteste aber wird kein schöpferischer Pädagoge werden können, ohne ein ausgereifter Mensch zu sein.

Der reife Mensch zerstört nicht ohne weiteres, sondern läßt das Bestehende in Ermangelung eines Besseren vorläufig fortbestehen und hört auf die Pflicht-

formel, in welcher die Forderung des Tages an ihn herantritt. So tut Foerster. Er hat es prachtvoll getroffen, indem er auf eine Reform der Schuldisziplin und nicht zuerst des Lehrplans sein Hauptaugenmerk richtet. Das ist das nächstliegende Mittel, um den Schulbetrieb zu beleben und für die Kultur des Charakters fruchtbar zu machen, da der alte Latinismus doch nicht ohne weiteres aus der Lernschule zu entfernen ist. In dem langsamen Vonderstellerücken der Lehrplanreformen liegt überdies etwas Gutes, sonst bekämen wir statt Plato und Cicero Häckel und Nietzsche in die Schulen hinein; und außerdem gehört eine Reform der Disziplin nicht dem Kultusministerum, sondern der Initiative des einzelnen Lehrers an; auf diesem Gebiete ist er Freiherr nnd kann es jederzeit und ungehindert betreten.

Daß Foerster in seinem Buch ‚Schule und Charakter' die meist als Nebensächlichkeit behandelte Disziplin als eine der schicksalsvollsten Aufgaben des Schulbetriebes nachweist und mitten hineinstellt in das Ganze des Lebens, das ist ebensowohl eine Tat des Pädagogen wie des Denkers. Denn es kennzeichnet den umfassenden Geist, daß er auch im Kleinen und Unscheinbaren einen Treffpunkt weltumspannender Gesetze, einen Schnittpunkt sozialer Fäden erblickt —: Der Naturforscher Louis Agassiz entdeckte unter dem Mikroskrop in einem Geierei das Abbild des nächtlichen Himmels mit all seinen Wandelsternen, Foerster entdeckt in der rechten Disziplin den ‚grundlegenden Beitrag der Schule zur moralischen Ausrüstung ihrer Zöglinge für das spätere Leben,' ein Mittel, die geistige Seite des Menschen zu steigern und das zu befestigen, ‚was menschliche Gemeinschaft in der Tiefe zusammenhält'.

Als Beispiel dafür, wie dieser schöpferische Pädagoge stets vom einzelnen auf das Ganze reflektiert und das Gewebe der Beziehungen zwischen Schule, Charakter und Kulturleben bloßlegt, dienen schon die als Unterthemen behandelten Fragen: Gefahren bloßer Verstandesbildung, ethische Bedingungen der intellektuellen Kultur, ästhetische und ethische, physische und ethische Erziehung, ethische Seelsorge und Schuldisziplin, Methoden der Disziplin im Heereswesen und in der Schule als einem demokratisch organisierten Gemeinwesen (das school-city-System in Amerika, Mitwirkung der Kinder an der Disziplin, Anfänge des self-government in schweizerischen Schulen); ferner die wichtigen Kapitel über Angriffe auf die Pädagogik des Gehorsams, über die Bedeutung des Gehorsams für die Freiheit und der Freiheit für den Gehorsam, die Unklarheit der modernen Freiheitspädagogik, die Übertreibungen der Individualisierung, über beseelten Gehorsam und die Versöhnung von Gehorsam und Freiheit im Christentum usw. Jeder, der mit Problemen der rechten Menschenbehandlung zu ringen hat, sollte sich aus diesem neuen Foersterbuche Klarheit holen, einem Buche, dem alle oft gerühmten inhaltlichen und stilistischen Vorzüge der ‚Jugendlehre' eigen sind.

Schon die genannten Kapitelüberschriften weisen darauf hin, daß Foerster echte Freiheit und Selbständigkeit im Sinn hat. Befreiung wird von außen durch seelsorgerische Pädagogik, von innen durch den Charakter bewirkt, der ‚die eigentliche Zentralkraft des ganzen Menschen' und zugleich ein weltgeschichtlicher Faktor ist. ‚Nicht die gesellschaftliche Entwicklung soll das Fatum des Charakters, sondern umgekehrt, die ewigen Ideale des Charakters sollen das Fatum der gesellschaftlichen Entwicklung werden.' Dieses Wort ist ein Leitmotiv des Buches und zeigt, worin die einzig wahre Verselbständigung und Freiheit des Menschen besteht: In der Bindung an ewige Ideale, in der Widerspiegelung

höheren Lebens. Hierdurch erlernt sich wahre Mannhaftigkeit, die nicht in brüskem Auftreten, geballten Fäusten und Kraftworten ihr Heil sucht, sondern in charaktervoller Selbstbezwingung und Lebensbewältigung gipfelt und nur in dem Betracht einen sozialen Wert darstellt. Nicht ein Leben der Rache, sondern Überwindung des Rachetriebes ist vollendete Unabhängigkeit von niederen Beispielen, unberührbare Freiheit des Herzens, Selbstmächtigkeit und mannhafte Charakterstärke. Wenn Gurlitt sich die bedenkliche Definition leistet: ‚Mannhaft ist das furchtlose Tun des Notwendigen, ist einfach das Leben, wie man es seiner Natur nach leben muß,' so betont Foerster dagegen, daß man die ethischen Empfindungen, Überzeugungen und Vorsätze nicht als natürlich gegeben voraussetzen darf und daß ‚in der menschlichen Natur solche Gegensätze sind, daß die Freiheit des einen Teils tatsächlich untrennbar mit der Unterwerfung des andern Teils verbunden ist.' Und die Frage, welcher Teil dann unterworfen werden soll, damit sich die innere Befreiung und Kräftigung vollziehe, wird schon durch seine Definition des Charakters beantwortet: ‚Charakter ist Konzentration und Stärkung der Willenskraft, Charakter ist Lösung von der Welt äußerer Reize, Charakter ist Freiwerden des Menschen von seinem sinnlichen Selbst, Charakter ist Einheit statt Zerrissenheit und Zwiespalt, Charakter ist Überwindung jeder Art von Feigheit und Weichlichkeit,' und er fügt hinzu: ‚Welche Fülle von physischer und nervöser Gesundheit, Bewahrung und Lebenserhöhung liegt nicht in all diesen Dingen!'

Foerster will den ‚persönlichsten Selbstbehauptungstrieb' der Jugend für charakterfeste Haltung interessieren und gibt die reichsten Anregungen, wie alle Maßnahmen des Schullebens: Schulorganisation, Schularbeit, Schuljustiz und Stoffbehandlung einzelner Unterrichtsfächer für die Charakterbildung fruchtbar zu machen seien, so zwar, daß Selbstachtung und Menschenwürde des Schülers durchweg belebt und gestärkt werden. Auch Gurlitt bezeichnet etwas übertreibend ‚Selbstachtung als das köstlichste, was ein Mensch haben kann,' aber er dehnt die Selbstachtung auf die Gesamtnatur des Menschen aus, indem er ‚alle Natur als einen Teil des Göttlichen' ansieht. Foerster will jene Selbstachtung, die sich auf das bessere Selbst bezieht und das schlechtere dem Nichts überliefert, dem es angehört — nur als solche wird sie ‚Fundament aller heroischen Leistung und moralischen Regeneration' — und darum bekämpft er denjenigen Schulbetrieb, der das bessere Selbst herabzieht und durch entehrende Behandlung und Anrede des Schülers ein Regime der Angstgefühle, eine Korruption des Wahrheitssinnes nach sich zieht. Er glaubt an das ‚tiefverborgene Verlangen jedes Menschen nach Herrschaft seines geistigen Menschen über Körper und Sinne und daß er sich erst dann wahrhaft persönlich und geehrt fühlt, wenn man dies Verlangen in ihm voraussetzt und zur Wirksamkeit ruft'; mit diesem höheren Verlangen müsse der Erzieher sich verbünden und bewirken, daß der Schüler von seiten seines höheren Selbst eingeschränkt und zu willigem Gehorsam gebracht werde. So wird der Gehorsam mit Freiheit und die Pflichterfüllung mit der tiefsten Freiwilligkeit im Menschen verknüpft, und die brutale Seelenlosigkeit so mancher autoritativen Ordnungen weicht einer Autorität voller Geist und Liebe.

Zur Unterstützung des höheren Selbst der jungen Menschenkinder sind demokratische Schulorganisationen heranzuziehen, die eben nicht nur als eine Vorübung für das politische Leben nützlich und dem Verantwortungsgefühl des künftigen Staatsbürgers dienlich, sondern vor allem geeignet sind, einer

besseren ‚öffentlichen Meinung' im Schulleben zum Durchbruch zu verhelfen, jedem Schüler einen tätigen Anteil an der Aufrechthaltung der Ordnung zu übertragen und zu freudigerer Einordnung in die Schulregeln zu inspirieren. ‚Man vergesse das fundamentale Fröbelsche Prinzip nicht: daß Kinder am besten mittelst ihrer eigenen produktiven Energie entwickelt werden. „Learning by doing" formuliert der Amerikaner dieses Prinzip: Wendet man es auf die Schuldisziplin an, so bedeutet dies, daß auch Zucht und Ordnung am besten begriffen und zum eignen Besitz werden, wenn man sie selber hervorbringen und organisieren lernt.'

Wird sonach Ordnungsdisziplin nach freiheitlicher Methode aufrechterhalten und ‚der Gehorsam in die Sprache der Freiheit übersetzt', so verliert der Individualist jeden Vorwand zur Auflehnung. Wenn Gurlitt den Menschen seiner eignen Bestimmung, eignen Überzeugungen und Idealen unterworfen sehen will, so wird er sich immerhin klarmachen müssen, daß hunderttausend selbstherrliche Einzelwillen nur das Chaos hervorbringen könnten, nicht aber Ordnung, Kraft und Freiheit, und daß im Kerne der alten und zumal der christlichen Ordnungs- und Gehorsamspädagogik gerade diejenigen Ideale ruhen, die das Mannhafte und Heroische im Menschen aufrufen und alles Leiden, alle Unterwerfung als Weg zur Kraft betrachten lehren. Wer zu diesen Idealen erwacht, dessen Weg führt über individualistische Regionen hinaus und hinein ins Christentum; daß ‚die Seele, wenn sie in großem Stil geweckt ist, sich erst in Christus ganz verstehen lernt' und daß ‚die ethische Seelsorge aus ihrer eigensten Psychologie heraus nach religiöser Begründung und Befestigung verlangt', wird von Foerster überzeugend dargetan. Deine Darlegungen leiten induktiv ‚von den eigensten Aufgaben des Schullebens ausgehend, Schritt für Schritt zuerst zur Notwendigkeit tieferer Seelsorge und dann zu der Unentbehrlichkeit religiöser Vollendung dieser Seelsorge' über; höchste innere Kraft und Freiheit erringt sich nur auf dem Boden der Religion.

So gelangt Foerster zu einem Endergebnis, das den Ansichten derer widerspricht, die Schule und Kirche, Staat und Kirche für alle Zukunft getrennt wissen wollen. Mit vorausschauendem Geiste, indem er der Pädagogik das Mittleramt zuweist, sieht Foerster diese großen Kulturmächte neue Verbindungen eingehen. ‚Prinzipiell,' so führt er aus, ‚sind beide so wenig zu trennen wie Leib und Seele im Erdenleben zu trennen sind. Alles Zusammenwirken der Menschen im staatlichen Leben und alle Erziehung zum staatlichen Leben bedarf der Kultur des Gewissens — es gibt aber auf die Dauer keine Kultur des Gewissens ohne den Kultus der religiösen Mysterien, in denen die menschliche Seele auf Grund erhabenster Zeugnisse und Ereignisse zum Bewußtsein ihrer überirdischen Bestimmung erweckt wird. Die Religion allein spricht die Ursprache der Seele — wer die Seele will und die Beseelung des Lebens, der kann darum der Religion nicht entraten. Die bisherige Art der Verknüpfung von Gesellschaft und Religion, von Staat und Kirche ist aber vielfach mit Methoden des Zwanges belastet, die aus einer unentwickelten sozialen Kultur stammen — diese Methoden werden in der großen Kulturkrise der Gegenwart abgestoßen werden. Und es wäre ein Irrtum, an diesen Methoden festhalten zu wollen, und einen künstlichen Zusammenhang von Religion und Gesellschaft dort zu verteidigen, wo die inneren Bedingungen geschwunden sind. Wir müssen vielmehr darauf hinarbeiten, das „Laienelement" in tieferer Weise — an der Hand seiner eigenen pädagogischen Erfahrung — von der fundamentalen und unvergänglichen pädagogischen Bedeutung

der Religion zu überzeugen. Daraus wird sich eine neue und tiefer begründete Verbindung von Religion und Jugenderziehung ergeben.'

An dieser Verbindung arbeitet Foerster schon jetzt vermittelst seiner Vorschläge zur Reform der Disziplin und Arbeitspädagogik in der Schule. Von dem Gedanken geleitet, daß alle Präzision und Konzentration der intellektuellen Arbeit von ethischen und religiösen Inspirationen ausgehe, knüpft er z. B. enge Beziehungen zwischen reizlosen und mühsamen Schularbeiten und dem Heil der Seele, er zeigt, wie alles Unangenehme und jede Selbstüberwindung zur seelischen Kräftigung verwandt werden kann und wendet sich somit gegen jene Methoden, durch welche alle Arbeiten in Spiele umgeschaffen werden sollen. Auch hier steht er wieder in Gegensatz zu gewissen Strömungen moderner Pädagogik und zu Gurlitt, der in seinem letzten Buche ‚Der Verkehr mit meinen Kindern' uns mit seinem Experiment spielender Unterweisung bekannt macht. Das Buch enthält neben anmutenden Familienszenen eine anschauliche Methode zur Einführung in die Geschichtswissenschaft und -Kritik, die aber doch wieder auf eine Art Intellektualismus hinausläuft. Der kindliche Geist wird auf vergnügliche Weise zum Pfadfinden, Beobachten und kritischen Nachdenken erzogen, nicht aber zur Arbeitsenergie und ‚Stäte', auf welche Foerster so großen Wert und Nachdruck legt, weil er sie als ‚den eigentlichen Sieg des Geistes über die launenhafte Natur' betrachtet.

Der Verfasser gibt auch in diesem Buche einen Einblick in das Manchestertum moderner Erziehung mit seinem laisser faire, laisser aller; (‚überlasse das Kind sich selbst,' lasse ‚die Kinder im freien Spiel ihrem eignen Triebe folgen,' mache ‚aller Qual des Beibringens ein Ende,' ‚Sprachprobleme sind den Kindern gleichgültig, darum verschone man sie damit,' u. s. f.) er verweilt mit Belustigung auf allerlei recht unpädagogischen und eben darum auch nicht aus der tiefsten Liebe kommenden Maßnahmen, übt keine Gegenwirkung gegen naseweise Kinderkritik und läßt tiefere Seelsorge und klare Maßregeln zur Charakterbildung durchaus vermissen. Obwohl er von der Höhe der Theorie aus alles Charaktervernichtende bekämpft und überall mit Ernst gegen den Alkoholismus und die sexuelle Entartung auftritt, leistet er sich hier die Oberflächlichkeit, die gute Gewohnheit des Milchtrinkens für das beste Präservativ und die Beobachtung gewisser ländlicher Vorgänge und Szenen im Tierleben, das harmlose Wissen um diese Dinge für ‚die wirksamste sexuelle Pädagogik' zu halten. Foerster kennt die Menschennatur besser, wenn er, statt sich an Gewohnheiten und zweideutiges Wissen zu halten, den Charakter ‚an der Wurzel bearbeitet' und z. B. den Kampf gegen den Lügengeist in der Schule für ein besseres Bewahrungsmittel hält als die sexuelle Aufklärung. ‚Man vergesse nicht, daß jene sexuelle Aufklärung eine Information ist nicht nur über Gefahren, sondern auch über Genüsse, und daß gegen die letzteren kein besseres Wissen, sondern nur ein besseres Können schützt... Die beste sexuelle Aufklärung ist die Aufklärung über die unerschöpfliche Kraft des Geistes, über die körperlichen Reize und Zustände Herr zu werden.'

Diesen Leitgedanken unterstellt Foerster auch die Körperkultur und erfreulicherweise treffen die obengenannten Verfechter derselben (‚Schönheit und Gymnastik') in der Verwerfung übermäßigen Sports mit ihm zusammen, eben weil dadurch ‚alles Körperliche eine neue Dreistigkeit gewinnt' und weil die übertriebene ‚Wertung physischer Vollkommenheit vielfach alle andern Interessen aus dem Innern verdrängen, den Geist krank machen und töten kann'. Auch Gurlitt tritt gegen den Wahn auf, als ob sportliche Geschicklichkeit und Verwegenheit schon

den mannhaften Charakter ausmache, und K. Möller legt Verwahrung dagegen ein, ‚daß man vom körperlichen Exerzitium wunderwirkende Dinge erwarte und sich einbilde, Anmut und Grazie seien zwei billig einzuhandelnde Toilettemittelchen, für die von klugen Leuten Musterschutz gemeldet und Gebrauchsanweisung vertrieben werden könnte: Nur durch das Tor des Seelischen gehe der letzte Weg zur Schönheit und vom Geiste aus müssen die erzieherischen Maßnahmen ihren Weg finden, um den Körper zu läutern und zu edeln.‘ Wenn die Verfasser des geistvoll und anmutend geschriebenen Buches für eine hygienisch zielsichere, vernunftgemäße Reform des Turnunterrichts eintreten und alles Kraftprotzentum und bloße Schöntun aus demselben verbannt wissen wollen, so stellt sich ihnen Foerster ergänzend zur Seite, indem er die Praxis der Landerziehungsheime lebhaft befürwortet, die statt des übermäßigen Sports und Turnens landwirtschaftliche Arbeiten eingeführt haben. ‚Wieviel besser wäre es, wenn überhaupt die überschüssige physische Energie unserer Jugend, statt z. B. in dem brutalen Fußballspiel zu verrohen, für Kulturarbeit im weitesten Sinne angelernt und verwertet werden könnte, durch planvolle Bereitstellung der betreffenden Arbeitsgelegenheiten!‘

Foersters Ideen sind immer im besten Sinne richtungweisend, ein pädagogischer Kompaß; um dieselben in die Praxis zu übertragen, dazu bedürfen wir nicht so sehr einer veränderten Haltung des Staates der Schule gegenüber als vielmehr erzogener Erzieher, Erzieher vom Volksschullehrer aufwärts bis in die höchste Kulturbehörde hinein. Wenn in Schule und Verwaltung ‚das Element der Seelsorge nicht mehr hinter dem bloß Polizistischen zurücktreten würde‘, so müßte das Verhältnis von Lehrer und Schüler, Lehrer und Schulbehörde so wesentlich gebessert werden, daß Ausschreitungen, wie Gurlitt sie in seiner Anklage- und Verteidigungsschrift ‚Mein Kampf um die Wahrheit‘ schildert und wie sie auch seinem Naturell zur Last gelegt werden, nicht mehr möglich wären. Angriffe gegen die Behörden und Vorgesetzten sind freilich nicht der nächste Weg zu diesem Ziele; hier helfen keine noch so gerechtfertigten Anklagen, hier hilft nur Arbeit an sich selbst, die jeder Einzelne mit ganzem Ernst verrichten sollte. Foerster sagt sehr richtig, daß Unfähigkeit zur Selbstbeherrschung und Selbstregierung ‚erst alles Autokratische und Bureaukratische der Beamteten hervorzulocken geeignet sei‘. Klagen über barsche Schneidigkeit in behördlichen und Schulbetrieben können also mit nichts besserem als mit Selbstläuterung beantwortet werden. Der geläuterte Charakter wird den chikanösen Druck von oben nicht herausfordern oder ihm gegebenenfalls mit wahrer Überlegenheit begegnen, und er wird den chikanösen Druck nach unten niemals ausüben. Selbstläuterung ist und bleibt die vornehmste Vorbereitungsarbeit für den Lehrberuf: ‚Wie müssen wir uns reinigen von unserer verborgensten Unlauterkeit, um die verborgenste Lauterkeit im Kinde zu wecken; wie müssen wir uns sammeln und eins machen mit der göttlichen Wahrheit, damit unser Wort das Göttliche im jungen Herzen treffe; wie müssen wir uns zur himmlischen Liebe erheben, um über die Lieblosigkeit unserer Nerven hinauszuwachsen!‘ (Foerster).

Else Hasse.

Kulturmüdigkeit und Kulturbegeisterung.

Wir erleben zur Zeit ein seltsames Schauspiel. Vertreter moderner Kultur- und Wirtschaftsordnung einerseits und Anhänger einer religiösen Weltanschauung, deren kulturfeindliche Tendenzen für die Gegner derselben bereits ausgemacht schienen, andererseits sprechen sich über Kultur, technischen Fortschritt und den Wert größtmöglicher Entfaltung von beidem aus und siehe da — die Rollen scheinen vertauscht. Hier Kulturmüdigkeit in einem Augenblick, da die größten äußeren Erfolge, ein hochgefeiertes Bemühen zu krönen kommen, dort Kulturbegeisterung, wo der Ruf jeglichen Fortschrittsgeistes längst als verspielt galt! — Sehen wir die Dinge näher an.

Werner Sombart, der glänzendste Geschichtschreiber, Prophet und Apostel der heutigen kapitalistischen Wirtschaftsordnung, der lauschenden Schülern noch vor kurzem die verlockensten Fernsichten eröffnete, hat neuerdings einen Vortrag gehalten: Was gibt uns die Kultur, wie wirkt sie auf die Persönlichkeit, macht sie uns glücklicher und besser? Und die Antwort auf diese Fragen? Die ‚Politisch-Anthropologische Revue' faßt die Schlußausführungen Sombarts folgendermaßen zusammen:

‚Die moderne Kultur hat uns Stadtmenschen der Natur entfremdet, so daß diese uns höchstens noch ein Objekt ästhetischen Genusses ist. Wir erleben nicht mehr die Jahreszeiten, nicht mehr Tag und Nacht, nicht Schnee und Sturm — es sei denn als Verkehrshindernis. Wir sind so weit von der Natur abgedrängt, daß die Schulkinder Unterricht in der Natur erhalten müssen. Man zeigt ihnen auf Tafeln, wie der Winter aussieht und wie der Sommer aussieht. Wir haben nicht mehr das, was der Schweizer an seinen Bergen, der Norweger an seinen Fjorden, der Kleinstädter an seinem Kirchturm und der vorkapitalistische Großstädter, etwa der Wiener, an seiner alten Kultur hat, nämlich das unmittelbare Ortszugehörigkeitsgefühl. Die persönlichen Beziehungen sind geschwunden. Selbst die Familie als Wohn- und Ernährungsgemeinschaft beginnt sich immer mehr zu lockern, und damit wird für die Frau die ihr innerlich angewachsene Berufsarbeit zerstört. Und auch die Arbeit des Mannes, die keine volle Werkschöpfung, sondern eine für die Persönlichkeit sinnlose Teilverrichtung wird, verliert ihre sittlichende und erhebende Kraft. Es ist wahr, daß die moderne Technik unerhörte Wunderwerke schafft, aber alle die Erfindungen und Entdeckungen bedeuten doch nichts anderes, als daß durch sie das Unglück, die Misere, der Jammer der Millionenanhäufung en um einiges gelindert wird.

Alle die Möglichkeiten, die der Dämon des Erfindungsgeistes uns gegeben hat, lösen sich, wenn wir die Frage stellen, was sie uns denn wirklich bringen, in nichts auf. Wozu brauchen wir so viel Licht in der Welt? Weil wir in den

Städten zusammengepfercht wohnen, und weil wir abends zu Hunderttausenden durcheinanderlaufen, was natürlich beleuchtet werden muß. Wozu brauchen wir in der Luft herumzufliegen? Was brauchen wir das Telephon, welchen Sinn hat die Erfindung des Grammophons? Eine geschmackvolle Zeit würde einen Mann, der das Grammophon erfindet, mit lebenslänglichem Zuchthaus bestrafen. Um unser Wohlbefinden kümmert sich der Dämon Erfindungsgeist nicht, er liefert uns bloß den Lärm und Gestank und — da er materielle Güter schafft, die wieder zur Bevölkerungszunahme führen — liefert er uns die Masse. Zweifellos hat sich die Wissenschaft, wo sie der Technik genützt hat, als sehr fruchtbar erwiesen, aber unsere wirklichen Einsichten in das Wesen der Dinge sind heute nicht um ein Deut größer, als es früher der Fall war. Nichts hat die moderne Kultur für unser inneres Leben, für unser Glück, unsere Zufriedenheit, unsere Tiefe geleistet. „Ein großer Aufwand schmählich ist vertan".'

Dieser seltsamen und durchaus nicht vereinzelten Herabstimmung der Kulturfreudigkeit gerade da, wo sie als der Pulsschlag allen Lebens gelten konnte, tritt fast im selben Augenblick, als sie an einem Tiefenpunkt angekommen scheint, eine Fortschrittsbegeisterung auf katholischer Seite gegenüber, die nur dort überraschend empfunden werden wird, wo man über die sich seit Jahren vorbereitende Bewegung im katholischen Volksteil Deutschlands schlecht unterrichtet ist. An deutlichen Symptomen hat es bisher nicht gefehlt, und wenn man auch die geistigen Kämpfe der letzten zwölf Jahre um wissenschaftlichen und literarischen Fortschritt nicht als vorbereitende Stufen gelten lassen würde, was sie zweifellos sind, so müssen auf alle Fälle die anhaltende Beunruhigung durch disparitätische Behandlung, die daraus hervorgegangenen statistischen Untersuchungen und neuestens die durch Dr. Pfeiffer vertretenen politischen Bemühungen um eine größere Förderung der Kulturzwecke durch das Reich als solche anerkannt werden. Aber akut und reif für die rückhaltlose Diskussion wird das Problem doch eigentlich erst, als, ganz wie bei den vorangegangenen Fragen des intellektuellen und künstlerischen Fortschritts, ein unerschrockener Beobachter der Verhältnisse die Sonde der Kritik anlegt und sozusagen die Bilanz zieht aus dem wirtschaftlichen und kulturellen Soll und Haben seiner Glaubensgenossen. Es ist ein Nationalökonom, Dr. Hans Rost, der sich dieser Aufgabe unterzogen und das nichts weniger als erfreuliche Resultat seiner mühsamen statistischen Untersuchungen in der Schrift: ‚Die Katholiken im Kultur- und Wirtschaftsleben der Gegenwart' (Bachem, Köln, 1908) niedergelegt hat. Die Ergebnisse sind, wie gesagt, nicht erfreulich, noch in allen Beziehungen schmeichelhaft. Wenn daher die Aufnahme der Schrift durch die deutschen Katholiken bei weitem ruhiger, sachlicher und nachdenklicher war, als es bei anderen gewiß nicht minder gut gemeinten kritischen Bilanzen der Fall gewesen, so kommt dafür nicht allein die zwingendere mathematische Beweisführung der Statistik in Betracht, sondern ebensoviel die erzieherische Einwirkung der Erfahrungen, die die deutschen Katholiken bei der allzu lebhaften Opposition gegen frühere Inferioritätsnachweise gemacht haben. Diesen Erfahrungen entstammt aber auch die kluge

Vorsicht Dr. Rosts, sich bei seinem Wagnis der Mitwirkung eines Mannes zu versichern, der wie der hochgeschätzte Kanonikus Meyenberg von Luzern seinen Kulturidealismus ebenso dialektisch gewandt wie kirchlich einwandfrei theologisch und religiös zu unterbauen versteht. In der von ihm geschriebenen Einführung lesen wir:

‚Ist es nicht höchst auffällig, daß das erste Gotteswort in der Bibel ein Kulturbefehl ist? —

Gewiß ist im Lichte der Religion, das aus eben dieser Bibel strömt, die innerliche und übernatürliche Kultur die Hauptsache, das eine Notwendige: Suchet vor allem das Reich Gottes.

Alle Linien der Bibel und alle Lehren der katholischen Kirche stimmen darin überein: Charakterleben aus Glaube und Gnade und Liebe, auf die ewigen Wohnungen beim Vater hinblickend, auf das ewige Ziel eingestimmt, ist des Menschen und der Menschen Hauptpflicht.

Und doch ist das erste Gotteswort an die Menschheit ein Kulturbefehl nach außen: Wachset und vermehret euch und unterwerfet euch die Erde und herrschet über sie (Genesis I. 28 ff.).

Was will das anders sagen als: Unterwerfet euch die Erde durch den Kulturfortschritt, durch Wissenschaft, durch Kunst, durch Arbeit — durch Eroberung der Güter dieser Welt — bleibet nicht inferior!

Es gibt also ein göttliches Gebot, ein allgemein verpflichtendes Naturgesetz der Menschheit für die Kulturarbeit. Die Bibel hat es ihren Berichten von der Übernatur und den Herrlichkeitsentfaltungen derselben auf ihren ersten Blättern programmatisch und harmonisch eingefügt.

Es ist zugleich ein Verbot, zurückzubleiben und ein Gebot, um das All sich zu kümmern.‘

Dem ‚Kulturbefehl nach außen‘ entspricht in der ‚Genesis‘ der ‚ebenso herrliche Kulturbefehl nach innen an die gefallene Menschheit beim Erwachen der ersten Leidenschaft: Sub te erit appetitus peccati — tu dominaberis illius — unter dir ist das Gelüste zur Sünde, unterwirf es dir selbst — herrsche über es.‘

Aber auch im Neuen Testament ergeht dieser Kulturbefehl an die Menschheit. Seine Ausführungen faßt Meyenberg gleichsam in die Worte zusammen:

‚So könnten wir die meisten Sprüche und Paradoxa der Bergpredigt und der Reden Jesu ins einzelne betrachten, und wir würden immer eine Fülle von Wegen finden, die von da ins kulturelle und wirtschaftliche Leben ziehen; ja, es würde uns auf diesen Wegen ein superiorer Geist und nicht eine Bestimmung zur Inferiorität als Ideal entgegentreten.‘ —

Auch an das weittragende und anwendungsreiche Gleichnis erinnert er: ‚Man muß den neuen Wein des Evangeliums in neue Schläuche gießen, sonst sprengt der neue Wein die alten Schläuche, der Wein selbst aber wird verschüttet und die Schläuche gehen zugrunde; so aber erhält sich beides. Wer aber immer den alten Wein getrunken hat, will nicht sogleich neuen; denn er sagt: der alte ist besser.‘ — Meyenberg spricht von diesem Gleichnis als von

einem Programm und er nennt es ein vorbildliches Programm. Aber warum vorbildlich bloß für das Vereinswesen und die christlich-sozialen Organisationen? — Auch ein neues nennt er es: ‚Schäumender Neuwein wird in neue Schläuche gegossen. Nicht alle verstehen das sogleich. Aber es muß neue Wege unter neuen Bedürfnissen geben. Niemand zerreißt ein neues Kleid und setzt es als Flecken zur Ausbesserung auf ein altes.' Mancher wird vielleicht finden, daß das eine kühne Sprache ist, die der Schweizer Kanonikus führt, und daß sie in ihren letzten Konsequenzen auf eine Proklamierung des ‚Katholizismus als eines Prinzips des Fortschritts' hinausläuft, aber besser als ehedem aus inneren Kriterien, wird man ihre zwingende Notwendigkeit heute aus äußeren verstehen, hat man erst das Bild vor dem geistigen Auge vorüberziehen lassen, das Dr. Rost an der Hand der Zahlen von der wirtschaftlichen Pariastellung der deutschen Katholiken entwirft.

‚In allen Berufsarten (das ist ein Ergebnis gleich der ersten auf Baden bezüglichen Untersuchungen), welche auf Wohlhabenheit und größeres Einkommen schließen lassen, sind sie zu schwach vertreten. Die ländliche Verschuldung ist im allgemeinen größer als bei den Mitgliedern anderer Bekenntnisse. Die Selbstständigen unter den Industriellen sind meist Protestanten, die Beamten der Industrie fast ausnahmslos. Im Handel ergibt sich, daß die Protestanten überwiegen und zwar „um so mehr, je höher der betreffende Zweig des Handels steht". Nur im Hausierhandel sind die Katholiken in der relativen Überzahl. „Bei den Verkehrsgewerben ergibt sich, daß in den Staatsbetrieben, die von ihren Angestellten vor allem Pflichtgefühl und Gewissenhaftigkeit, aber wenig Initiative verlangen, die Katholiken relativ stark vertreten sind. Die übrigen Berufe, welche auf Rechnung und Gefahr der Unternehmer betrieben werden, sind vorwiegend protestantisch; nur in den Berufen mit geringerer Vorbildung, unter den Dienstmännern, Lohndienern und Fremdenführern sind die Katholiken in der Überzahl." Aber auch in den akademischen und liberalen Berufen stehen sie zurück. Die Protestanten erreichen hier ihren höchsten Prozentsatz bei den Offizieren, wo sie fast den doppelten Anteil wie zur Bevölkerung stellen; dann folgen Musik, Theater, Schaustellung, Privatgelehrte, Journalisten, Schriftsteller. Auffallend stark überwiegen die Protestanten in den Gruppen Bildung, Erziehung, Unterricht; in der Mehrzahl sind sie ferner in den Berufsgruppen Hofstaat, Diplomatie, Verwaltung, Rechtspflege, in welcher letzteren ihnen die Juden Konkurrenz machen. Gleich ungünstig fällt bezüglich Badens die Untersuchung aus, wenn statt der allgemeinen eine spezielle Statistik zugrunde gelegt wird, z. B. die der Kapitalrentensteuer. Danach verfügt der protestantische Kapitalienbesitzer in Baden über das doppelte, der jüdische über das dreizehnfache Kapital, welches der Katholik versteuert und welches der Kapitalrentensteuer unterliegt. Und wie in Baden, so ist es nach dem mit Hilfe verschiedener Methoden durchgeführten Nachweis im Reich: „Bei einem Vergleich des Grades von Wohlhabenheit und Reichtum zwischen den Katholiken und Protestanten stehen die letzteren durchgehends als die Bessersituierten im allgemeinen in Deutschland da. Diese wichtige Konstatierung erhellt aus der höheren Steuerkraft, aus der Vertretung in besseren sozialen und wirtschaftlichen Berufen, aus dem Übergewicht im höheren Studium, Momente, welche den Protestanten im Durchschnitt den Katholiken gegenüber auszeichnen.'

Über die besonderen Nachweise des geringeren Anteils der Katholiken am Studium und am Wissenschaftsbetrieb können wir hier hinweggehen. Die allgemeine Tatsache ist nicht bestritten und schon früher durch Lossen, Hertling u. a. festgestellt. Die Ursachen dieser wirtschaftlichen ‚Inferiorität' sieht Dr. Rost in drei wesentlichen Tatsachen, in der staatlichen Unterdrückung, dem historischen Werdegang und in der stärkeren Betonung des Jenseitsgedankens des Katholizismus. Doch gibt er zu, daß auch noch andere Ursachen, ja ‚ein ganzes Bündel von Ursachen' die Schuld trage an dem Zurückgebliebensein der Katholiken auf geistigem und wirtschaftlichem Gebiet, Ursachen, die ein inneres Selbstverschulden erkennen ließen, das aber nur zum ganz geringen Teil im Wesen der katholischen Weltanschauung liege. Wir gehen nicht so weit wie Dr. Rost und behaupten, daß im Wesen der katholischen Weltanschauung, wie sie insbesondere in den durch Meyenberg angezogenen Rundschreiben Leos XIII. zum Ausdruck kommt, überhaupt keinerlei Selbstverschulden, noch ein objektiver Grund zur Inferiorität gelegen ist. Um aber diese Behauptung wirksam aufrecht erhalten zu können, ist es notwendig, zwischen katholischer Weltanschauung und gewissen Erziehungsmethoden, die sich innerhalb dieser Weltanschauung als führend durchzusetzen wußten, genau zu unterscheiden. Ein Erziehungssystem, das z. B. die Geisteskultur gerade an der Stelle hemmt, wo sie sich bei aller gutwilligen Gläubigkeit zu einer gewissen selbstverantwortlichen Freiheit erhebt, wird nur schwer den Geist der Initiative bei seinen Zöglingen wecken und nur ausnahmsweise Charaktere zeitigen, wie sie das moderne Leben heischt.

Daß Dr. Rost unter den Ursachen der wirtschaftlichen Inferiorität diesen letzteren Punkt nicht erwähnt, mag als ein Mangel an Tiefe in seiner Untersuchung empfunden werden, aber bedenklicher als diese Unterlassung ist die Behauptung, ‚die ganze oft und viel aufgerollte Frage von der sogenannten Inferiorität der Katholiken' erscheine ‚als nichts anderes als eine Folge ihres geringen Reichtums'. — Wenn dieser Gedanke sich in den Köpfen festsetzen würde, könnte er nach zwei Seiten hin die folgenschwersten Wirkungen ausüben. Enrichissez-vous, bereichert Euch, müßte dann folgerichtig die Parole für alle lauten, die sich in der Situation irgend einer Inferiorität auf die Dauer nicht wohl fühlen! Da aber eine solche Parole schneller ausgegeben und aufgenommen als befolgt werden kann, so ist bei allen, denen das Ziel unerreichbar scheint, eine Resignation unvermeidlich, überhaupt jemals die selbst empfundene oder auch nur geglaubte Inferiorität zu überwinden. Glücklicherweise ist der Satz in seiner absoluten Form falsch, ebenso falsch wie jener, daß alle Geisteskultur in ihrer Höhenentwicklung stets abhänge von der Höhe der technischen Kultur ihrer Zeit. Hier gilt es vor allem zwischen intensiver und extensiver Geisteskultur zu unterscheiden. Eine extensive Geisteskultur ist allerdings zum größten Teil an die technische Erweiterung unseres Lebens und der Weltbeherrschung geknüpft. Aber was ist extensive Geisteskultur ohne intensive?

Diese hängt in erster Linie von ganz anderen Faktoren ab als denen des Reichtums, und auf sie muß jedenfalls das Streben in erster Linie gerichtet sein. Daß die deutschen Katholiken im Verlaufe der nächsten fünf bis sechs Generationen den wirtschaftlichen Vorsprung der Protestanten einholen werden, scheint wenig aussichtsreich. Daß sie deshalb auch in ihrer geistigen und moralischen Sphäre irgendwie ‚inferior' bleiben müßten, wäre ein niederdrückender Gedanke! Selbst Dr. Rost ist weit von ihm entfernt. Indem er eine Anzahl von Anzeichen wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Aufschwungs der deutschen Katholiken aufgezählt, gibt er, schon durch den Nachweis der ungleich rascheren Entwicklung des geistigen Lebens zu, daß die innere Bedingtheit der letzteren weniger materieller Natur ist, als der obige Satz besagt. Es ist heute, da eine freimütige Kritik der geistigen Verfassung der deutschen Katholiken auf viel größere Schwierigkeiten stößt denn je, begreiflich, daß man auf solche Erklärungen materieller Natur verfällt. Der Masse sind sie jedenfalls einleuchtender. Um so mehr muß auf ihre Gefahr hingewiesen werden. Nichts wäre schlimmer, als wenn durch Beruhigungsmittel dieser Art verhindert würde, daß die Untersuchung der inneren Kriterien der ‚Inferiorität', von der Dr. Rost meint, daß ihr Thema ‚nicht mehr von der Tagesordnung verschwinden' dürfe, mit aller Unbefangenheit und Furchtlosigkeit betrieben, fortgesetzt, vollendet werde. Nur wenn diese Arbeit der Denker, Erzieher und Psychologen sich mit dem praktischen Sinn unserer Soziologen und Organisatoren verbindet, ist ein ersprießliches und verheißungslichtes Wirken im Dienste ehrlicher Kulturbegeisterung möglich.

M.

Die Glocken.

Zwischen Traum und Wachen lauscht' ich heute
Ferner Kirchenglocken Zwiegeläute.
Rief die eine tief im Tal verborgen
Ihre Klage in den jungen Morgen:
‚Letzte Ruh' nach letztem langen Streite —
Einem Toten geb' ich das Geleite!'
Sang dazwischen über Grund und Grüfte
Hell vom Berg die andre in die Lüfte:
‚Hochzeit, hohe Zeit! Bekränzter Reigen —
Heute hängt der Himmel voller Geigen!'
Still den Glocken lauscht' ich, träumend wachend,
Feucht der Augen eins, das andre lachend.

Fridolin Hofer.

Philosophie.

Kodifikationen der Philosophie. Es ist ein seltsames Zeichen der Zeit, daß man versucht, eine ‚systematische Philosophie' von mehreren Autoren bearbeiten zu lassen. Früher mußte jeder Philosoph, der etwas auf sich hielt, sein ‚System' schreiben und darin das Ganze von einem eigentümlichen Gesichtspunkt aus darzustellen versuchen. Ja man glaubte ernstlich, das sei möglich und notwendig; soviel Systeme, soviel mögliche Weltanschauungen; und wer sie alle begriffen hat, der ist der Weisheit voll — oder aber gänzlich konfus geworden. Heute ist auch darin eine Arbeitsteilung eingetreten; in unsere Zeit ragen nur das System von W. Wundt, knapp in einem Bande gehalten und wesentlich eine Metaphysik bietend, und die Systembestrebungen von H. Cohen. Und gleich zwei derartige Kodifikationen* des vorhandenen philosophischen Wissens sind kurz nacheinander entstanden, sodaß man den Eindruck hat, es müsse dafür ein Bedürfnis vorliegen. Sicher ist, daß beide Werke schon durch die Namen ihrer illustren Mitarbeiter Interesse wecken — diese hier aufzuzählen dürfte nicht nötig sein; es genüge zu sagen, daß in beiden zusammen die meisten deutschen Philosophen von Ruf vertreten sind, mit Ausnahme der reinen Historiker, die in einem anderen Band der ‚Kultur der Gegenwart' zu Wort kommen. Und wen es verlangt, zu wissen, was bedeutende Persönlichkeiten über die einzelnen Fächer zu sagen haben, wird von beiden Werken befriedigt sein. Nur wenn man sich näher überlegt, für welche Leser eigentlich diese Abhandlungen geschrieben sind, steigen leise Zweifel an ihrer Wirksamkeit auf.

Viele dieser einzelnen Darstellungen sind sicher für weitere Kreise der sogen. ‚allgemein Gebildeten' verständlich gehalten; so die Geschichtsphilosophie von Eucken und die Ethik von Paulsen in ‚Kultur der Gegenwart', die Religionsphilosophie von dem Heidelberger Theologen Ernst Troeltsch und die Ästhetik von Karl Groos in der Kuno-Fischer-Festschrift. Aber im ganzen sind diese Exkurse zu hoch auch für den Studenten; sie setzen viel Kenntnis voraus. Und wer diese besitzt, wird sich vielleicht gerne zurückrufen, was und wie er es gelernt, aber viel Neues auch nicht daraus entnehmen. Natürlich: ihr Neues und Originelles schrieben oder schreiben die Autoren in eigene, selbstständige Werke. Ein sicherer Nutzen kann dem philosophischen Spezialisten — denn auch diese gibt es — erwachsen, indem er einen Überblick bekommt, was von den Fachgenossen geleistet wird; und dafür

* Die Philosophie im Beginn des 20. Jahrhunderts. (Kuno-Fischer-Festschrift.) 2. Auflage. Winter, Heidelberg 1907. — Systematische Philosophie. (Kultur der Gegenwart I, 6.) Teubner, Leipzig 1907.

sind die reicheren Literatur-Angaben der Kuno-Fischer-Festschrift rühmend hervorzuheben.

Von anderem Gesichtspunkt aus ist der Sammelband aus ‚Kultur der Gegenwart' interessanter; es ist ein Versuch, eine einigermaßen einheitliche Erkenntnistheorie und Metaphysik zu Grund zu legen, die sich in Paulsens Schluß-Artikel als objektiver Idealismus oder idealistischer Monismus enthüllt. Nicht als seien die Resultate der Einzeldarstellungen von diesem Untergrund abhängig; aber sie widersprechen ihm nicht. Und das will bei dem Allwidersspruch in philosophicis schon viel sagen. Selbst Ostwalds Naturphilosophie läßt sich bei einiger entsprechender Dehnung des Energiebegriffes da hinein pressen. Und so ist hier wirklich einigermaßen ein von vielen Köpfen geschriebenes ‚System' erreicht, ein früher für unmöglich gehaltenes Wunder. Freilich nur dadurch möglich, daß A. Riehl den Standpunkt seines ‚Kritizismus' (im Artikel Erkenntnistheorie) nicht allzu scharf betont und H. Ebbinghaus (Psychologie) an der großen Frage der Beziehung von Seele und Leib mit alten, wenig überzeugenden Sätzen des Parallelismus rasch vorübergeht, ohne die Schwierigkeiten dieses bequemen Auskunftsmittels zu erwähnen. Auch W. Wundts vorsichtige Metaphysik ist mit Ostwalds naiverem Zugreifen schwer in Einklang zu bringen. Aber für den ‚Gebildeten' im allgemeinen klappt es doch einigermaßen und die großzügige Einführung W. Diltheys in das ‚Wesen der Philosophie' ist sehr geeignet, ihm Respekt vor dieser Wissenschaft beizubringen.

Bedeutend buntscheckiger nehmen sich die Standpunkte in der Kuno-Fischer-Festschrift aus. Altmeister W. Wundt behandelt da sein eigenstes Gebiet, die Psychologie, mit vornehmer Sachlichkeit, die allerdings auf die kontroversen Fragen prinzipiell nicht eingeht und mehr über das schon Erreichte informiert. Gleich darnach aber folgt eine lange ‚Naturphilosophie' von Th. Lipps, die völlig psychologistisch gehalten, für jeden Naturforscher, der doch auch Wundt einmal war, völlig unannehmbar ist. Neu ist hier ein Sonderaufsatz von E. Lask über die einst ganz verpönte Rechtsphilosophie, die wie die Naturphilosophie, wie es scheint, zu neuem Leben erwacht. Der klassische Aufsatz dieses Bandes aber ist H. Rickerts Geschichtsphilosophie, der neben seinem bekannten Hauptwerk zweifellos bleibende Bedeutung beanspruchen darf.

Begrüßen wir zum Schluß beide Werke als Zeichen des wiedererwachenden Interesses für Philosophie. Mag nun das Problem einer Kodifizierung nach Art der römischen Pandekten darin gelöst sein oder nicht — eine Fülle von Anregung bieten sie sicher. Das ist ja das Eigentümliche der modernen Philosophie, daß sie immer auf die Zukunft weist und ihre Vertreter, heute mehr als je, sich bewußt sind, nichts Abschließendes leisten zu können. Fast wird einem beim Studium des Einzelnen darin des ‚Vorläufigen' zu viel und der Wunsch rege, es möchten sich wieder einmal mehr Punkte herausstellen, in denen die ‚Maßgebenden' einig wären — nicht nur so allgemeine, als der vage Begriff eines idealistischen Monismus. Aber es ist ein zweifelloser Fortschritt zu erblicken in zwei Gesichtspunkten: wenn man sich nunmehr einig wäre, daß es nicht Aufgabe eines jeden Forschers ist, ein ‚System' zu liefern, sondern sich damit zu begnügen, einen wichtigen Baustein zum unermeßlichen Tempel beigeschleppt und sicher hingestellt zu haben. Und wenn das Resultat solcher Gesamt-Überblicke eine gewisse Beruhigung erzeugte, daß auch diese Wissenschaft sich in aufsteigender Linie bewegt und man an der Wiedergewinnung wertvoller Maßstäbe des Denkens durch sie keineswegs zu verzweifeln braucht.

P.

Das ‚zweite Gesicht'. Mehrmals war bereits in dieser Zeitschrift von den spiritistischen Erscheinungen ausführlich die Rede und es wurde jeweils versucht, für deren natürliche Erklärbarkeit hinreichende Gründe beizubringen. Maßgebend für dieses Bemühen war aber keineswegs die vorgefaßte Meinung, als müßten alle noch so wunderbaren Phänomene unbedingt und ausnahmslos aus den Gesetzen menschlicher Wissenschaft sich erklären lassen. Was die spiritistischen Geschehnisse von vornherein ‚verdächtig', d. h. einer natürlichen Ableitung zugänglich erscheinen ließ, waren namentlich zwei ihrer allgemeinen Eigenschaften: erstlich ihr Eintritt unter eigentümlich verdunkelten, jede genaue Beobachtung und Kontrolle ausschließenden Begleitumständen; zweitens ihre starke Gleichförmigkeit und häufige willkürliche Wiederholbarkeit. Gerade dieser letztere Umstand schließt eigentlich von vornherein die Annahme eines wunderbaren Eingreifens jenseitiger Mächte aus; denn mag man sich die Geisterwelt vorstellen wie immer, keinesfalls läßt sich doch annehmen, daß sie der menschlichen Wißbegier und oft auch schon der nichtigsten Neugier so passiv zur Verfügung steht, wie etwa dem experimentierenden Naturforscher seine Retorten oder Versuchskaninchen. Das Wesen des Wunders liegt vielmehr unter anderem eben darin, daß es sich nicht durch Wiederholung seiner erstmaligen Eintrittsbedingungen beliebig neuerdings ins Dasein rufen läßt.

Mit den spiritistischen Erscheinungen werden oft von vornherein in einen Topf geworfen eine ganze Reihe außergewöhnlicher Geschehnisse, die man schon deshalb scharf von jenen unterscheiden sollte, weil sie deren beide obbesagte allgemeine Eigenschaften nicht teilen und insbesondere niemals dem regelmäßigen Repertoire der Berufs‚medien' eingereiht werden konnten, sondern der menschlichen Experimentierlust gänzlich entrückte Einzelvorkommnisse geblieben sind. Hierher gehören namentlich die rätselhaften Fälle des sogenannten ‚zweiten Gesichts', des ‚second sight', wie es die Engländer nennen. Es ist kein Zufall, daß in letzter Zeit gerade einige westfälische Schriftsteller sich die Zusammenstellung des einschlägigen Tatsachenmaterials und seiner Erklärungsmöglichkeiten angelegen sein ließen: der Lausanner Rechtslehrer Ludwig Kuhlenbeck, der 1890 unter dem Pseudonym Wilhelm Ludwig ‚Spaziergänge eines Wahrheitssuchers ins Reich der Mystik' herausgab (2. Auflage 1899) und ganz neuerdings der Münsteraner Gymnasialprofessor Dr. Friedrich Zurbonsen in einer sehr lesenswerten Spezialstudie*; denn grade Westfalen ist derjenige deutsche Landstrich, aus dem eine besonders große Zahl gutbeglaubigter ‚Vorgeschichten', wie sie dort heißen, vermeldet werden und das jüngst noch in einem Ich-Roman H. Wette's geschilderte Geschlecht der ‚Spökenkieker' (Spukseher) ist auch heute auf der roten Erde nicht ausgestorben.

Zurbonsen versteht unter dem zweiten Gesicht ‚das Vermögen der Seele, inmitten des Wachzustandes plötzlich Vorkommnisse oder Tatsachen der Zukunft (seltener der Gegenwart) fern- und vorschauend wie mit leiblichem Auge wahrzunehmen. Ein Bild aus der Ferne, „ein Stück Zukunft" wird also wie ein dem Sinne gegenwärtiges unmittelbar geschaut, und zwar ist Unheil, Tod oder Brand, der häufigste, fast ausschließliche Gegenstand des Gesichtes.' Zur größeren Deutlichkeit sei hier ein besonders frappantes Beispiel eingeschaltet, wie es die ‚Society for Psychical Research' bei ihrer internationalen Rundfrage ermittelte:

Ein junger englischer Student sah während des Ballspiels plötzlich die Erscheinung seines Schwagers im Jagdkostüm vor sich, die ihm zuwinkte und wieder

* Das zweite Gesicht nach Wirklichkeit und Wesen. Köln ohne Jahr. Verlag von J. P. Bachem. Brosch. Mk. 1.80.

verschwand. Der Student erschrak und teilte alles sofort seinem zuschauenden Onkel mit, der sich, schlimmes ahnend, den Zeitpunkt genau merkte. Nachträglich ergab sich, daß genau zur gleichen Zeit der brustleidende Schwager des Studenten, als er eben zur Jagd gehen wollte, einem Blutsturz erlag.

Die von Zurbonsen zusammengetragenen bis in die jüngste Zeit reichenden Fälle sind meist vagerer Natur und minder sicher beglaubigt. Es handelt sich meist um die Vision von Särgen oder das Hören des Sargzimmerns in einem künftigen Sterbehaus, um vorausgeschaute Feuersbrünste (welche dem betr. Spökenkieker manchmal den ungerechtfertigten Verdacht der Brandstiftung zuzogen) und um sogenannte Wahrträume künftiger fremder oder eigener Todes- und Krankheitsfälle.

Was diesen Fällen zumeist nur eine geringere Beweiskraft beläßt, ist die mangelnde sichere Feststellung des wichtigen Umstandes, daß tatsächlich schon vor Eintritt oder Bekanntwerden des vorausgesagten oder ferngesehenen Ereignisses eine Mitteilung an dritte Personen stattgefunden hat. Wenn erst nach dem Eintritt des Geschehnisses der Spökenkieker erklärt, er habe es vorausgesehen, so ist immer der Verdacht nicht abzuweisen, daß eine Erinnerungstäuschung oder -umdeutung vorliegt. Gerade bei starken Gemütserregungen, wie sie Todesfälle, Feuersbrünste u. dgl. im Gefolge haben, verwirrt sich naturgemäß sehr leicht unser Gedächtnis, verwechselt zeitliches Vorher und Nachher und läßt uns vage Vorstellungen und Träume nachträglich als bestimmte und unmittelbare Erlebnisse erscheinen. Diese Gefahr ist besonders groß bei fantastisch und träumerisch veranlagten Personen, und man darf deshalb auch den diesbezüglichen Selbstzeugnissen gerade der Dichter (Goethes, der Droste, F. W. Webers u. a.) kein so schweres Gewicht beimessen, als es Zurbonsen u. a. tun. Was am meisten nottut, sind ganz sichere, durch das Zeugnis mehrerer nüchternd denkender Personen beglaubigte Fälle. Die schon einmal erwähnte Society for Psychical Research hat solche Fälle mit großer Sorgfalt zu ermitteln gesucht und unter 17000 Beantwortungen ihrer Rundfrage 32 sichere Todesvisionen zu ermitteln geglaubt. Indem sie diese Zahl mit der absoluten Vorkommnishäufigkeit von Halluzinationen nach den Regeln der Wahrscheinlichkeitsrechnung verglich, glaubte sie immerhin feststellen zu können, daß die Häufigkeit bestätigenden Zusammentreffens 440 mal größer sei, als sich aus bloßem Zufall ergeben könnte. Edmund Parish hat freilich in zwei Schriften 1894 (‚Über die Trugwahrnehmung') und 1897 (‚Zur Kritik des telepathischen Beweismaterials') gegen diese Rechnung und die gesamte Enquête stark abschwächende Einwendungen vorgebracht, die auch Zurbonsen bei seiner Rundfrage hätte berücksichtigen sollen; immerhin bleiben nach den englischen wie westfälischen Berichten eine Anzahl Fälle übrig, bei denen bloß zufälliges Zusammentreffen oder nachträgliche Erinnerungstäuschung ausgeschlossen erscheint.

Mit dem Ausschluß des zufälligen Zusammentreffens und der Erinnerungstäuschung sind freilich noch nicht alle natürlichen Erklärungsmöglichkeiten erschöpft. Speziell für die Voraussicht eigener Krankheit und auch eigenen Todes im Traum oder traumähnlicher Vision müssen jene physiologischen Erklärungsgründe berücksichtigt werden, die S. Freud in seinem Werk ‚über den Traum' (1901) besonders betont hat. Es ist nämlich durchaus möglich, daß geringe Krankheitssymptome (leichtes Unbehagen u. dgl.), die im wachen Leben gegenüber der Fülle stärkerer Eindrücke noch nicht zum klaren Bewußtsein kommen, im Traum oder in anderen abnormen Seelenzuständen sehr wohl infolge der Ausschaltung vieler sonstiger Reize sich zur Geltung bringen

und entsprechende Traumbilder und Wachhalluzinationen zur Folge haben. Auch das Wissen oder Vermuten fremder Krankheit oder Kränklichkeit (zumal bei einem feinfühligen Arzt wie F. W. Weber oder auch in dem obenerzählten Fall des englischen Studenten) bietet eine Erklärungshilfe hinsichtlich des Eintritts von prophezeienden Todesträumen oder -halluzinationen. Aber das genaue Übereinstimmen der kleinsten Begleitumstände: des Zeitpunkts, der Örtlichkeit, der Kleidung u. dgl. läßt sich auf diesem Wege nicht begreifen.

Schließlich liegt es nahe, das eigentümliche Verhalten der Spökenkieker während ihrer Visionen in Zusammenhang zu bringen mit dem psychopathischen Zustand der Somnambulen, also der Nachtwandler und Hypnotisierten. Ein großer Teil der Gesichte spielt sich während der Nacht ab — von den ‚Sehern der Nacht, dem gequälten Geschlecht' redet deshalb die Droste in ihrem Gedicht ‚Vorgeschichte' — und wenn auch die Betroffenen meist völlig wach gewesen zu sein glauben, so liegt doch die Vermutung eines somnambulen Halbschlafzustandes sehr nahe. Das gleiche gilt für Tagesvisionen. Parish, der alles natürlich erklären will, hat diesen Umstand besonders betont, und auch dem vorsichtigeren Löwenfeld in seiner Schrift über ‚Somnambulismus und Spiritismus' (2. Aufl. 1907) ergibt sich ungesucht eine solche Parallele. Aber auch der Somnambulismus kann nur die sinnliche Lebhaftigkeit der Visionen und ihre Absonderung vom sonstigen Seelenleben des Betreffenden erklären, nicht aber die genaue Übereinstimmung mit der künftigen oder fernen Wirklichkeit. Auch was Löwenfeld weiter an natürlichen Erklärungsgründen andeutet, zumal die angebliche Übertragung feinster Gehirnschwingungen von einer Person auf die andere, könnte bestenfalls bezüglich der Fernwahrnehmung gleichzeitiger Geschehnisse ins Feld geführt werden. Aber dies alles versagt gänzlich bei der etwaigen Voraussicht künftiger Ereignisse.

Mit der mystischen Vorstellung eines ‚Unterbewußtseins' wie es Zurbonsen im Anschluß an den englischen Okkultisten Myers annimmt, kommt man im Grunde keinen Schritt weiter; sondern ersetzt höchstens die unverständlichen, aber doch konkreten Einzelfälle durch einen vagen und wissenschaftlich unfaßbaren Allgemeinbegriff. Daß unsere Seele fähig sei, sich unter Verlust ihrer persönlichen Selbstständigkeit ‚in das Universum zu versenken' und einen ‚Abglanz göttlichen Allwissens' jenseits von Zeit, Raum und Kausalität zu gewinnen, diese Schopenhauer-Zurbonsensche Annahme führt nicht nur über die Grenzen menschlicher Forschung weit hinaus — deshalb brauchte sie gewiß nicht falsch zu sein — wohl aber leidet sie an mancherlei inneren Widersprüchen; namentlich könnte, wenn sich der Spökenkieker bei seinen Visionen wirklich jenseits von Raum und Zeit befände, der Inhalt seiner Gesichte kaum eine raumzeitlich bestimmte Form aufweisen.

Wenn man schon einmal die Möglichkeit einräumen muß, daß manche Fälle des ‚zweiten Gesichts' bisher und vermutlich auch künftighin jeder natürlichen Erklärung spotten, so tut man am besten, die Unzulänglichkeit menschlichen Wissens unumwunden zu gestehen und das Unerforschliche schweigend zu verehren.

Dr. Max Ettlinger.

Literatur.

‚Vom Schaffen' spricht Jakob Julius David in einem kleinen Buche, das 1906 (bei Diedrichs) erschien und als testamentarisches Glaubensbekenntnis dem im selben Jahr am 26. November erfolgten Tod des vielgeprüften Dichters vorauszugehen bestimmt schien. Wenn ihn sonst im Schaffen die Not des Lebens trieb, seine durch die Gebrechlichkeit des Körpers und die Entbehrungen der Lehrzeit zerrütteten Kräfte zu einer Arbeit

zu zwingen, für die gerade sein feinfühliges zartempfindliches Wesen Freiheit und leichte Beweglichkeit verlangt hätte, so war es diesmal noch die Ahnung von dem nahen Ende seines tückischen Leidens, die ein in vielen Jahren und vielen Unterbrechungen erarbeitetes Gedankensystem von den Bedingungen, Stufen und Zielen seines Schaffens zum schnellen Abschluß brachte. Da beginnt er mit der Zeitung, mit dem Journalismus, mit dem seine Tätigkeit widerwillig und doch nicht ohne Teilnahme verwachsen war, dem er seine äußere Existenz dankte und, wie es seine Art war, seine innere nicht trotzend oder gleichgültig vorenthielt. Es war die unbeirrbare Art, die über alles die innere Notwendigkeit des Geistes stellte und die aus dem Bewußtsein, daß sie etwas zu sagen hatte, was andern als echter Lebensausdruck wertvoll erschien, für sich allein hinreichend Befriedigung entnahm. Ist doch seine Demut und Bescheidenheit, indem sie zu seinem unbeirrbaren Widerstand und männlichen Ernst in innerer Beziehung stand, beseelt von der Hingabe an den Gegenstand und seine Anforderungen. Diese zu respektieren, hatte ihn die Gewalt der Erfahrungen gelehrt. Es war kein Nachgeben aus Schwäche, das hat sein tapferes Durchhalten im Leben widerlegt, sondern die errungene Einsicht in die Maße und Abhängigkeiten des Lebens. Aus der Anwendung auf sich selber schöpft er dann in nachdenksamem Abwägen für seine Urteile vom Ganzen. In allem, was er schrieb, scheint darum sichtbar genug seine eigene Persönlichkeit nach irgend einer Seite hin durch und fügt der Sachlichkeit des Urteils den Reiz der persönlichen Empfindung bei. Dieselbe Mischung kennzeichnet seine künstlerische Darstellung. Auf der einen Seite ein fast scheues Streben nach rein gegenständlicher Abrundung, auf der andern die Unmöglichkeit etwas anderes darzustellen, als was ihm selber ans Erleben reichte. Das gilt denn auch für die starke Abhängigkeit von C. F. Meyer, die eine Zeit lang für seine Werke kennzeichnend ist. Da war die ideale Ferne in der Darstellung auch des Innerlichsten, das historische Kostüm; war das begeisterte Hinstreben zu einem absoluten Punkt in der Kultur, wie ihn David seinerseits unablässig suchte in der Hingabe an die Wissenschaft, obwohl seine germanistischen Fachstudien ihm sicherlich so wichtig nicht gedünkt haben mögen, nachdem ihm die eigentliche Muße dazu gefehlt. Und da stand ihm in erster Linie nahe die einsame Grundstimmung des Schweizers. Freilich nicht ihre kühle Form. David ist über sie hinausgegangen, wie er über die historischen Formen der Hussitenkämpfe, des Religionskrieges und des Klosterlebens hinauskam, um auf modernem Boden, sei es unter den Volkstypen seiner mährischen Heimat, sei es in den Wiener Studenten- und Gesellschaftskreisen den gleichen eigenen Empfindungen Leben zu geben. Am meisten hat er mit der Komposition zu kämpfen; das intime Eingehen auf die psychologischen Entwicklungen und ihren Zusammenhang mit den bestimmenden Lebenseindrücken ist ihm meist nur auf Kosten des einheitlichen Fortgangs durchzuführen gelungen. Trotzdem erweckt seine literarische Arbeit in besonderem Maße den Eindruck der Solidität, unbeschadet des Umstandes, daß ihm doch meist Stoffe lagen, die von solider Lebenstüchtigkeit so weit abstanden, wie sein eigenes Schicksal. Im Grund lockt ihn das innere Wesen und Wirken der Vereinsamung immer neu und zu neuen Ausgestaltungen unter anderen Verhältnissen. Das klösterliche Leben hat er von dieser individuellen Seite gern gesehen, Kinder wiederholt von da aus zu schweren Schicksalen geführt, junge Menschenkinder in einem kaum hoffnungsvollen Dasein belauscht. Volle Anschaulichkeit durchdringt diese sichere Vertrautheit mit den Ergebnissen

der Beobachtung, die zu seiner Natur gehört. Sein Urteil aber ist milde, immer verstehend, gleich als wie immer von eigener Erinnerung begleitet. Das religiöse Interesse, das in vielen disparaten Zügen an seinen Schöpfungen Teil hat, ist zum guten Teil der Niederschlag der besonderen Verhältnisse in Österreich, dem Lande, das in der literarischen Tradition noch heute so kräftige religiöse Tendenzen zeigt.

Bei David war es wiederum über diesen Anschluß hinaus ein Stück Innenwelt, ein hochgerichtetes Vertrauen, eine uneingeengte, gegenständlich stille Ehrfurcht. Mit all dem war ihm kein Aufsehen beschieden. Und so konnte er von der Wirkung der Erfolglosigkeit auf das Schaffen mit Betonung reden, konnte er die bescheidene Resignation auf sein Selbstbewußtsein auch dieser Erfahrung gegenüber gelten lassen. Als ein Einsamer machte er vielerfahren aus der Not eine Tugend und in diesem Sinne hat er auch beim großen Künstler etwas vom ‚großen Philister' sehen wollen; als ein Moderner und ein Zurückschauender steht er schlicht, eigenartig und wertvoll da, ganz wie er es gewollt und durch ausreifendes Wachsen errungen hat. Es ist überaus charakteristisch für ihn, wie er mit stolzer Bescheidenheit noch vor seinem Ende die Schritte eingeleitet hat, die nun zur Sammlung seiner Hauptschöpfungen unter Leitung von Erich Schmidt und Ernst Heilborn im Verlag von R. Piper u. Co., München geführt haben, von der zu erhoffen steht, daß sie seine Gemeinde vergrößern wird. Die erschienenen drei Bände bringen Gedichte, deren Reiz im schlichten Bekenntnis liegt, die Dramen ‚Hagars Sohn' und ‚Ein Regentag', die gerade durch ihren Kontrast das reiche Wesen des feinen Menschenkenners hervorheben, die in der Problemstellung verwandten Romane ‚Höferecht' und ‚Blut', und die zum Teil vollendeten Novellen der Zyklen ‚Die Wiedergeborenen', ‚Probleme*', ‚Frühschein'. Mit Freude werden die übrigen drei Bände abzuwarten sein, die noch Wesentlicheres bieten werden.

J. Muth.

Edmondo de Amicis ist am 11. März d. J. in Bordighera unerwartet und tief beklagt von seiner Nation im Alter von 61 Jahren dahingegangen. Mit ihm ist kein Großer der Weltliteratur ins Grab gesunken; aber seinem Volke ist er etwas, ist er viel gewesen, wie schon die wirklich allgemeine Trauer bei seinem Tode erkennen läßt. Er war vielleicht der letzte der zeitgenössischen italienischen Dichter und Schriftsteller, welcher der gesamten Nation etwas zu sagen hatte — der letzte Nachklang einer Zeit, die bei all ihren Fehlern und Exzessen nicht ohne Größe war, weil ein gemeinsamer völkischer Idealismus sie durchpulste, der letzte Widerschein eines heroischen Aufleuchtens der Volksseele, allerdings immer schwächer und schwächer werdend gleich jenem matt ersterbenden Schimmer, den die hinter den Bergen zur Rüste gegangene Abendsonne zurückläßt. De Amicis' Bedeutung für das heutige Italienertum kann man nur verstehen, wenn man sich klar macht, daß sein ganzes literarisches Schaffen dem Wollen und Werden des neuen italienischen Staatswesens parallel läuft. Er ist nicht eigentlich einer jener Männer, die das Risorgimento gedacht und gemacht haben; denn als er auf die öffentliche Schaubühne trat — gegen Ende der sechziger Jahre — da war die Einheitsbewegung schon in vollem, unaufhaltsamem, erfolgsicherem Gange, und nur bei den letzten großen Kämpfen, von Custozza bis zur Bresche in der Porta Pia, konnte er tätig mit eingreifen. So konnte er die errungene Nationaleinheit gewissermaßen nur als Herold mit einführen helfen; aber er ist dann der ge-

* Aus denen wir mit gütiger Erlaubnis des Verlags die Novelle ‚Ein Poet?' unseren Lesern darbieten. D. R.

treue Eckart der neuen, innerlich noch unfertigen Schöpfung geblieben, und dieses Begleiten aller Phasen ihrer Entwicklung hat seinem ganzen literarischen und künstlerischen Schaffen Richtung und Inhalt gegeben, in dem sich stets die jeweils herrschenden Impulse bezw. Bedürfnisse der Volksseele widerspiegeln.

Zunächst galt es, zu dem letzten großen entscheidenden Schlage die nationalen Energien zu konzentrieren; und da die betreffenden Hoffnungen der Volksseele an dem Volksheere hafteten, so suchte De Amicis zuerst auf den militärischen Geist einzuwirken. Das war die äußere Veranlassung zu seinen 1869 erschienenen Bozzetti militari, einer Reihe poetischer und begeisternder Schilderungen aus dem italienischen Soldatenleben, unter dem Gesamttitel La vita militare, die des Dichters literarischen Ruf mit einem Schlage fest begründeten und ihm eine außerordentliche Popularität verschafft haben: der Verfasser hatte eben seine Landsleute zur richtigen Zeit an der richtigen Stelle zu packen gewußt. In dieselbe Kerbe hauen auch die in der Nuova Antologia erschienenen kleineren Stücke Furio, Un gran giorno, Camillo, Alberto, die dann unter dem Titel Novelle in Buchform herauskamen, sowie die Ricordi del 1870—71 vom Jahre 1872. Mittlerweile war ja unter teilweise recht unerfreulichen Begleiterscheinungen die nationale Einheit errungen worden; aber dem äußeren Erfolge entsprach nicht die innere Gediegenheit: den überreizten Enthusiasmus, der alle Kräfte gleichsam aufgesogen hatte, löste eine Reaktion sittlicher Schlaffheit und kulturellen Stillstandes, um nicht zu sagen Niederganges ab. De Amicis' Produktion machte diese Kurve sozusagen automatisch mit; denn es ist doch zu auffallend, wie der Mann, der in den militärischen Skizzen eine so starke und eigenartige dichterische Kraft bewiesen, nun jahrelang eigentlich nur feuilletonistisch hervortritt, hauptsächlich in dickleibigen, stets zwar interessanten, aber oft wenig originellen und noch weniger tiefen Reisebeschreibungen, die man in etwa mit den allerdings moderneren Sachen Pierre Loti's vergleichen kann. Die vielfachen Reisen, so sehr sie sein Wissen und seinen Gesichtskreis erweiterten, waren für die dichterische Entwicklung De Amicis' eigentlich nicht besonders vorteilhaft, indem sie ihn in eine gewisse Abhängigkeit vom Auslande brachten, wie denn der Dichter überhaupt nicht zu den fest geprägten, eigenwilligen Naturen gehörte — auch hier wieder ganz entsprechend dem Zuge des modernen Italienertums, in kultureller Hinsicht sich von ausländischen Einflüssen bestimmen zu lassen. Erst das Jahr 1880 brachte wieder ein rein poetisches Werk, das lyrische Bändchen Poesie, im Grunde nichts Hervorragendes, wie denn überhaupt die starke Seite De Amicis' entschieden seine Prosa ist. Einige weitere literaturgeschichtliche Arbeiten und Geschichts- sowie Landschaftsbilder aus Italien sind nicht von besonderer Bedeutung. Die Periode des Ruhens der Kräfte hatte aber bei De Amicis sowohl wie bei allen besseren Geistern der Nation die Erkenntnis reifen lassen, daß das italienische Volkstum auch innerlich wieder erstarken müsse, daß das Land vor allem sittlicher Energien bedürfe, wenn es den begonnenen Bau des nationalen Wesens vollenden und ausstatten, einer gedeihlichen Entwicklung entgegenführen wolle. Dem konnte sich kein Einsichtiger verschließen, daß infolge der bestehenden unglückseligen Verhältnisse, die ihren tiefsten Grund in dem schwer lösbaren Konflikt zwischen Kirche und Staat haben, eine unheilvolle geistige und sittliche Degeneration, ein moralischer Bankerott vor der Türe stand. Und da für De Amicis, der fraglos dem Katholizismus ablehnend, dem Christentum vielleicht überhaupt fremd und kalt gegenüberstand, die Inanspruchnahme der Kirche als sittigender Macht ausschied,

so versuchte er die sittliche Renaissance der Nation, der in den verschiedensten Formen von etwa der Mitte der achtziger Jahre ab all sein schriftstellerisches Schaffen gewidmet war, in unabhängiger Weise zu fördern. Begreiflicherweise richtete sich sein Bestreben in erster Linie auf die Jugend als die Hoffnung der Zukunft. Ihr war das 1886 veröffentlichte, heute weltberühmte Werk Il Cuore gewidmet, ‚ein Buch für die Knaben', in Form eines Schülertagebuchs, das mit beispielloser Begeisterung aufgenommen wurde und bis heute, wenn ich nicht irre, schon in 340 starken Auflagen erschienen ist, so daß man es wohl in jedem einigermaßen gebildeten Hause finden kann. Man muß auch gestehen, daß der Dichter — von der etwas vagen Religiosität, die eigentlich keine ist, abgesehen — den rechten Ton getroffen hat, mit dem man das Kinderherz rührt und den Grund zu edler Gesinnung legt. In der gleichen Richtung bewegen sich noch einige andere Schriften der nächsten Jahre, wie z. B. Il romanzo di un maestro (1890), Fra scuola e casa (1892), Ai ragazzi (1895), Ricordi d'infanzia e di scuola (1901).

Die übrigen Werke der letzten Jahre, während deren das Schaffen De Amicis' durch den von ihm nie ganz überwundenen Selbstmord seines Sohnes grausam unterbrochen wurde, dienen vor allem der Herzens- und Charakterbildung der Erwachsenen unter seinen Landsleuten, wobei aber nichts Überragendes mehr zu verzeichnen ist, und — der Vertretung und Verbreitung der politischen Ansichten des Poeten. Gegen Ende des verflossenen Jahrhunderts hatte sich nämlich De Amicis dem Sozialismus immer mehr genähert, um schließlich der Partei offen beizutreten, die er sogar einmal als Deputierter im Parlament (freilich erfolglos genug) vertreten hat. Auch hier ist er also dem Entwicklungswege seines Volkes ziemlich parallel gegangen, in dem die sozialistischen Ideen wahrscheinlich eine große Zukunft haben werden. Seine letzten Veröffentlichungen Idioma gentile und Nel regno dell' amore sind wie ein friedlicher Ausklang seiner sinkenden Harfe.

Man kann es verstehen, daß ein solcher Schriftsteller, der so eindrucksvoll und empfindsam auf alle Gefühle der Volksseele reagierte und ihrer tiefsten Sehnsucht jederzeit vornehm-gefälligen Ausdruck zu geben wußte, bei seinem Tode wie ein nationaler Held gefeiert wurde. Wir verstehen diese Bewunderung, aber wir vermögen sie nicht in allem zu teilen. Wir erkennen seine Meisterschaft im Beherrschen der Form an, wobei er die sprachliche Korrektheit der älteren Schule mit der größeren Beweglichkeit der neueren Generation glücklich zu verbinden wußte. Um die Jahrhundertwende hat kaum einer ein gewählteres Italienisch geschrieben als er. Auch tiefes Gemüt, vornehmes Empfinden, edle Auffassung und Schwung sind ihm nicht abzusprechen. Aber was ihm fehlt, das ist Größe. Stereotyp hat man De Amicis in den Nekrologen den Erben Manzonis genannt, aber kaum mit Recht: formell hat er ja von dem Autor der Promessi sposi unbestreitbar viel gelernt, aber von dessen klassisch zu nennender Abgeklärtheit und Überlegenheit ist er noch weit entfernt. Manzoni stand über den Dingen, De Amicis zu viel in ihnen drin. Weil alle große Kunst auf das innigste mit dem Religiösen verbunden ist, so kann für einen der besten Prüfsteine künstlerischer Echtheit des Dichters Verhältnis zur Religion gelten. Und dieser stand eben De Amicis — von seinem Verhältnisse zur katholischen Kirche gar nicht zu reden — höchst äußerlich gegenüber. Was sich bei ihm an religiösen Zügen findet, ist mehr sentimentales Gefühl als bewußte Weltanschauung. Wie ihm denn überhaupt das Intellektuelle weniger liegt. Man braucht nur an seinen Sozialismus zu denken, der weniger

auf einer scharfen, klaren Einsicht in das theoretische Programm der Partei beruht, als auf einem unbestimmten, aus Mitleid mit dem armen, ausgebeuteten Volke geborenen Empfinden, daß nur die vom Sozialismus gepredigte Umgestaltung des Antlitzes der Erde das Heil bringen könne. Es ist ein schönes Zeichen für das unausrottbare Kulturgefühl der Italiener, daß ihm keiner sein schwächliches Liebäugeln mit den gerade hierzulande wenig angenehmen Sozialisten nachgetragen hat, und daß alle Stimmen ohne Unterschied der Partei und der sonstigen Stellung ihm, dem letzten Ritter der italienischen Romantik, ehrfurchtsvoll gehuldigt haben.

De Amicis war, was er in seiner Epoche und in seiner Umwelt werden mußte: ein Epigone; der Vertreter einer Zeit, in der das neue nationale Wesen erst äußerlich vollendet war, während im Innern noch alles, nach neuem Inhalt und neuen Idealen sich sehnend, in gärendem Ringen war. Für eine wahrhaft große Kunst fehlte noch der Nährboden der großen allgemeinen Ideen und Gefühle, aus denen sie allein erwachsen kann. Und doch hinterläßt er eine gewisse Lücke, insofern er die Brücke zwischen der alten und der neuen Literatur war. Nunmehr steht das Neue allein da, und es wird zu zeigen haben, was es auf sich selbst gestellt leisten kann. Wenn ich mich nicht täusche, hängt das Schicksal der schönen Literatur Italiens davon ab, ob sie den Spuren Gabriele d'Annunzio's oder Antonio Fogazzaro's, des sensualistischen oder des idealistischen Poeten, folgen wird. Einstweilen scheint sich ja die Wagschale noch zugunsten d'Annunzio's zu senken, zumal da Fogazzaro infolge der bekannten Verhältnisse gerade auf diejenigen wenig einwirken kann, auf deren Resonanz er zunächst angewiesen ist. Doch steckt in des letzteren poetischer Art so viel Gesundes und Großes, daß es merkwürdig zugehen müßte, wenn er keine Zukunft hätte. Mag das aber kommen wie immer, De Amicis wird auf die literarische Weiterentwicklung Italiens kaum einen großen Einfluß ausüben; er er hat auch keine ‚Schule' hinterlassen. Sein Leben und Wirken war eine freundliche Blüte, wenn man will auch eine süße, aber wenig nahrhafte Frucht, fruchtbarer Samen jedoch war in ihr nicht enthalten.

J. Mumbauer.

Kunst.

Berliner Kunstausstellungen. Wenn wir nun, am Schlusse der Saison, darauf zurückschauen, was alles im letzten Winter, vom September 1907 bis April 1908 in den Berliner Kunstausstellungen zu sehen war; wir staunen über diese Fülle des Gebotenen und wissen nicht recht wo, rückschauend, beginnen, da, einigermaßen systematisiert, die zusammenfassende Besprechung eine Abhandlung über die Malerei im 19. Jahrhundert abgeben würde. So halten wir uns schon an die monatliche Reihenfolge und erinnern uns, in aphoristischer Bemerkung des Hauptsächlichsten von dem, das wir im Laufe des Winters eingehend betrachteten.

Da stand an der Spitze des Défilés eine Ausstellung der Werke des Franzosen Charles Cottet im Künstlerhaus. Wir zählen ihn nicht zu den Franzosen ersten Grades. Er gehört nicht zu den Werte-Prägern in der stolzen Reihe der Impressionisten, von der man nicht recht weiß, ob man sie schon von Daumier oder Delacroix oder erst von Manet ab rechnen soll — ein glücklicher Umstand —; denn da in Frankreich die gute Kunst nie erlahmte, blieb die Tradition wach, scheinen die älteren Leute modern wie die jüngsten und ihre direkten, wohlwollenden, über ihres tolles Gebahren unvergrämten Vorläufer und Ansporner: wie wärs sonst möglich, daß die scheinbar ungebändigten sich auf Delacroix (was einigermaßen begreiflich) und auf Ingres (was dem oberflächlichen Blick unbegreiflich) berufen. Charles Cottet aber gehört nicht in diese

stolze Reihe, gehört zu den Künstlern zweiten Grades, die, dem rein Künstlerischen eigentlich ferner, die Resultate der Eigenen nachzügelnd und mit virtuosenhaftem Geschick, vom Standpunkt der breiten Masse und sentimentalisch nach deren Instinkten verarbeiten, und nicht selten sogar so, als bildeten sie eine eigene neue Phase, indem sie, entgegen der Kühnheit der Neueren, an ein früheres, nun schon Konstantes reklamieren. Sie sind die Nebenläufer (doch nicht die wertvollen outsiders), Nebenläufer, in denen das breite Publikum erst zum Bewußtsein des Neuen kommt, sind die Typen, in denen das Neue akademisch wird. Und was Charles Cottet näher angeht: er mischte die helle Farbenanschauung der Impressionisten, entlieh einiges aus der Flächenwirkung der Dekorativen und saß in der Bretagne. Also die Provinz gegen Paris. Und malte Kirchweihen und Begräbnisse; die Kirchweihen hell und farbig, heiter wie die Ostereier, die Fischerbegräbnisse düster und schwarz wie eine aus dem Schiffbruch gerettete, geteerte alte Schiffsplanke. Und als das den Hunger seines Motive fressenden Pinsels nicht mehr sättigte, ging er weiter, ging nach Spanien, malte alte verfallene Hafenstädte, die Kirche zu Segovia bei Nacht und bei Sonnenuntergang, ging nach Algier auf den Ölmarkt, die glänzende schwarze Haut der Tunesen wiederzugeben, schwarz wie geröstete Kaffeebohnen und die monotone Litanei ihres Daseins, dessen ewiges Einerlei einen Virtuosen seines Schlages reizen mußte wie nichts anderes einen andern. Aber immerhin: ein Mann von nicht gewöhnlichem Können, der in Deutschland zu hohen Ehren steigen würde.

Nach Cottet gab's bei Schulte eine Ausstellung englischer Malerei, d. h. vorher sahen wir auch noch den Nachlaß des Norwegers Thaulow. Und bewunderten an diesen Trümmern einer starken Begabung die einstige Fähigkeit, eine Landschaftsstimmung zu erfassen, daß sie in der Farbe lebt wie der Duft eines Tropfens köstlichen Rosenöls in einem geschliffenen Flakon, der nicht schwindet, auch wenn man ihn nach Jahren öffnet, und ist wie das Beste der Erinnerung einer schön verbrachten Jugend. So ergriff uns eine doppelte Wehmut vor'm Nachlaßwerke dieses Künstlers; die, einer Ruine gegenüberzustehen und die süße Schwermut der Ruinenstimmung, die der Natur zu entwinden diesem Künstler so sehr gelang und der wir uns nicht entziehen können, da sie uns niederzwingt, mit der schweigenden Gewalt des Vergänglichen in allem Gegenwärtigen, das unwiderstehlich ist, weil es das Beste in uns löst, wie der kühle Duft des steinesprengenden Epheus auf verwitterten Gräbern.

Daneben waren die Engländer, soweit es die Landschaft betrifft, allzu sehr aufs kulissenhaft-dekorative gestimmt, wenn schon sie echt malerisch in ihrem pastosen Vortrag wirkten: aber wie in einem Nebel lebte das Ganze, wie eine entwirklichte Theorie, die uns — ein wertvolles Analogon zur kaiserlichen Ausstellung der englischen Porträts — dartat, wie die englische Kunst großenteils im Banne des 18. Jahrhunderts, damit ihre eigentliche Kunst erst einsetzt, befangen blieb. So waren diese Landschaften — abgesehen davon, daß sie, ganz selten, zu Poescher Mystik aufstiegen — trotz ihrem neuzeitlichen breiigen Farbenauftrag, rechte Kinder vom Stamme Watteaus, indem Mensch und Tier, Hirten und weidende Kuhherde wie aus dem sagenhaften, vom Alltag unberührten Traumleben des Mythos zu stammen schienen. Davon macht nur Whistler eine Ausnahme, der, trotz des Schemenhaften seiner Kunst, das Handwerkliche so verfeinert und steigert, daß er auch auf diese Art einen Grad der Konzentration erreicht, die einem unmittelbaren Erlebnis außerordentlich nahe kommt. Den Eindruck des unmittelbaren Erlebnisses hatten wir dann noch vor einem anderen englischen Bilde und zwar

vor einem Interieur des Schotten Lavery, der sonst, als Porträtmaler, durchaus auf dem Punkte jener vorhin charakterisierten Landschafter steht: es war ein Interieur mit grünbespanntem Sopha, auf dem, lang ausgestreckt, ein junges Mädchen träumend lag. Und wie es Dinge gibt, die in unserer Erinnerung haften als Nenner großer Entscheidungen, als Anhalts-, Wende- und Inhaltspunkte unseres Lebens, Dinge oft ganz simpler Natur, mit denen unser Innerstes einst unlösbar sich verknüpfte in der Stunde des Werdens, so wirkte der grüne Überzug dieses Sophas mit der unwiderstehlichen Anziehung jener Dinge, die für sich selbst sind, die nicht vereinfacht und verdoppelt werden können, die ihren endgültigen Ausdruck fanden: denn diese sind es, mit denen, wie eben gesagt, unser Wesen eins wird, nicht von ihnen los kann, weil sie identisch sind mit Idee und Begriff: und gelang es nun dem Künstler, sie derart zu fassen, so ist das Letzte erreicht, d. h. der Inhalt ganz Form geworden und ist nicht anders denkbar, als daß sich in der Seele des empfänglichen Betrachters die Emotion vollzieht, die alle Möglichkeiten in sich schließt, aus deren Beziehungen hier ein Ganzes wurde. —

Dann standen wir bei Cassirer vor Cézanne; aber, so sehr ich mein Hirn jetzt zermartere und obgleich ich damals eingehend über die Ausstellung berichtete, mein Gedächtnis versagt, es will in der Rückerinnerung nicht hergeben, was es damals aufnahm. Gewiß waren es Stilleben und einige sehr breitgesehene, sehr wuchtig heruntergestrichene Landschaften, jene Landschaften auf ein falbes Grün und ziegeliges Rot gestimmt. Doch nein, in diesem Augenblick meldet sichs: es war eine eingehende Sammlung von Aquarellen der Cézanneschen Kunst, kaum flüchtige Umrisse auf ein weißes Blatt, so daß das Weiß mehr sprach als die nur andeutende Farbe, die war, als handle sich's um die topographische Markierung eines Geographen. So daß diese Blätter unbedingt nur zum Kenner sprechen konnten und deshalb das Feilbieten solcher Atelierstücke auch auf manchen Widerspruch stieß. Und nun fällt mir noch ein, daß auch einige figürliche Skizzen in Aquarell- und Bleistifttechnik dabei hingen, die teils in ihrer zeichnerischen Wucht (‚Lektüre'), teils in ihrer akademisch-barocken Formensprache (‚Akt') aufschlußreich für das Wesen dieses eigenartigsten französischen Impressionisten waren, der, obwohl von der Manet- und Monet-Schule, seine eigenen Wege ging und, so problematisch er als Figurenmaler blieb — stets kam er über den Torso nicht hinaus, darin unserem v. Marées ähnlich — das Stilleben in der kalten und harten Unmittelbarkeit seiner Farben und Wucht der Zeichnung auf eine ungeahnte Höhe führte, daher man ihn mit Recht einen Monumentalisten des Stillebens nennt, wie sein großer Vorfahre, Daumier, ein Monumentalist der Karikatur genannt wird.

Und es kam, im Gebäude der Akademie der Künste eine umfassende Gedächtnis-Ausstellung zu Ehren Gussows, und wir erlebten noch einmal die Nüchternheit des Berliner Realismus der Gründerjahre. Denn Berlinertum und Berlinertum ist ein himmelweiter Unterschied, wie das Preußentum nicht immer jenes byzantinische unserer Tage war, das man draußen im Reich fast ausschließlich nennt und das der gute Bayer von Dr. Sigl bis auf Ludwig Thoma so ins Herz geschlossen hat. Aber wie in der Kunst des jungen Menzel und vornehmlich in seinen Illustrationen ein gutes Stück des friderizianischen Kultur-Preußen lebt, so ist die Kunst Karl Gussows ihr ausgesprochenes Gegenteil, ein treues Dokument des Gründer-Berlin, in dessen Tagen die Bankiersfrauen sich unbedingt neben einer kalten Marmorsäule, im starren Ballstaat porträtieren ließen. Und wie hiezu geschaffen das Talent des Künstlers: sachlich, nüchtern wie das Objektiv des Photographen —

nur vorübergehend versucht er's Leiblsch — glänzen seine Bildnisköpfe, bis in jedes Fältchen ähnlich, wie frisch geprägte Münzen.

Im Gebäude der ‚Secession' arrangierte die Redaktion der ‚Lustigen Blätter' dann eine hervorragende Ausstellung humoristischer Kunst aller Nationen, an der sich leider nur Deutschland schwach beteiligte, indem seine hauptsächlichsten Vertreter dieser Richtung, die Mitarbeiter des ‚Simplizissimus' sich von der Veranstaltung zurückzogen. Eigentlich war die Ausstellung ja nicht von der Redaktion der ‚Lustigen Blätter' arrangiert, vielmehr nur durch sie das Herüberschaffen der Kunstwerke vermittelt worden; denn der Klub französischer Humoristen hatte diese Sammlung größtenteils vorzüglicher Blätter einige Monate vorher in Paris unter nicht geringem Beifall der Kunstfreunde zusammengebracht. Und so gab sie denn, mit Frankreich an der Spitze, in erster Linie Veranlassung zu einem anregenden Vergleich der Produktion der Länder auf diesem Gebiet und zu einem Schluß auf Frankreichs Stellung. Und da mußte man denn zugeben: auf diesem Gebiet der leichtgeschürzten Muse, in der Frivolität, gepart mit Grazie und esprit, zum Erzieher wird, steht Frankreich nach wie vor an der Spitze. Und wir mußten zu seinem Lobe und unserem Nachteil (mit einer Erinnerung an die Simplizissimus-Künstler) sagen, daß seine Humoristen die Geißel fröhlichen Spottes zu schwingen wissen, ohne Roheit und bei aller Skrupellosigkeit, ohne zu verletzen: denn die Grundbedingungen des Volkscharakters und der Bürgerkultur, auf denen diese Kunst doch wächst, sind durchaus anderer Natur als bei uns. Die sehr wertvolle Untersuchung dieser Umstände ist hier leider unmöglich.

Bei Cassirer begegneten wir dann Hodler, und zwar einer sehr instruktiv zusammengestellten Auswahl seiner Bilder, vom Jahre 1875 bis auf unsere Tage. Und dieses Gegenüber früher und später Werke — die frühen kannten wohl die wenigsten — mußte jedem klar machen, mit einer wie starken Begabung wir's einmal in diesem spröden Schweizer zu tun haben und dann wie folgerichtig und von wie hohen Zielen getragen seine Entwicklung verlief. Da sieht das Publikum heute in engen Ausstellungssälen die für die Wände weiter Räume nach Komposition, Zeichnung und Farbe bestimmten Entwürfe, und glaubt, es mit den Launen eines extravaganten sensationssüchtigen Experimentators zu tun zu haben: weiß nicht, daß dieser selbe Mann in den 70er Jahren mit der Handwerkergründlichkeit eines Leibl arbeitete, und erst in Italien vor den Bildern des großen Giotto zur Umkehr inspiriert wurde, mit dem Wunsch erfüllt, aus dem Geist der Alten, aber zugleich aus modernen Bedingungen Wandgemälde großen Stils zu schaffen. Und wie die Entwicklung logisch, so echt der Ausdruck: diese in Farbe und Linie so spröde Kunst, der ersten wie der zweiten Phase, konnte allein unter dem kühlen Abglanz eisiger Firnen des Hochgebirges werden, wie die Blume Edelweiß am Fuße der Gletscher, die duftlos keusche Schwester kristallinischer Gebilde. —

Mit französischer Malerei ist das deutsche, speziell das Berliner Publikum, und wofern sichs um gute Werke handelte, nicht zu seinem Schaden, reichlich bedacht worden. Erst warens die Fontainebleauer, dann brachte man die Impressionisten. Neuerdings greift man weiter zurück und holt Géricault, den funkensprühenden Artilleristen der Malerei, der mit Lord Byronschem Schwärmergeist und Napoleonischem Marschtempo zum ersten Male malend durch die Natur galoppierte, und dann seinen Schüler und Vollender seines kühnen Programms, den großen Romantiker Eugène Delacroix hervor; so fehlt nur noch David und Ingres, und der Zirkel schlösse sich.

Was Géricault angeht: er war, man braucht nur die flammende, vom Schick-

ſal hell gezeichnete Stirn ſeines Jugendporträts zu ſehen, zweifelsohne die genialere Natur, das Eroberertemperament, das neue Gebiete erſchloß, raſtlos, von ſeinen Manöver-Attaquen bis zum Floß der Meduſa, ohne ſie, durch einen Sturz vom Pferde vom frühen Tode ereilt, zu Ende führen zu können. Dagegen iſt Delacroix der Vollender, der, hiezu, auf die Erſchließung neuer Gebiete verzichtet, mit dem ganzen Bewegungsapparat großer Meiſter, den er vorfand, arbeitete und ſich's allein angelegen ſein ließ, den freilich vom Irdiſchen bis ins Himmliſche ſpannenden Rhythmus ſeiner muſikaliſchen Seele in neuen Farbenklängen auszuleben, die von ſeinen Zeitgenoſſen keiner fühlte, und die den Ton der großen Alten dennoch um eine ganz beſondere, moderne Klangnüance bereicherten, ſodaß er, Epigone und Neuerer zugleich, die Baſis zur weiteren Koloriſtik legte. Daher konnten denn mit Recht die Jüngſten ſagen: Unſere Meiſter ſind Ingres, dieſer ſelbſtändigſte Klaſſiziſt, und Delacroix, der Romantiker, deſſen Farben glühen und leuchten wie flüſſige Edelſteine und deſſen Bewegungen erfüllt ſind von eigenſtem Leben, ſo ſehr ſie Abſtraktionen des Allgemeinen ſcheinen.

Aber ich ſehe ſchon: So komme ich nicht mit der Zahl auf dem knappen Raume der Rundſchau zu Ende. Es folge drum eine kurze Aufzählung: Wilhelm Trübners faſt ganzes Lebenswerk vereinigte der Kunſtſalon Gurlitt und als reifſtes Werk der Frühzeit — eine erſtaunliche Leiſtung für einen 23jährigen — blieb uns das Bildnis Martin Greifs in Erinnerung; als klarſtes der neueſten Phaſe das ‚Kloſter Seeon', auf deſſen Teichen die bleichen Waſſerroſen blühten, kühl und ſtreng wie fromme Schweſternherzen: Karfreitagsſtimmung.

Wir ſahen noch eine Ausſtellung der Akademie, die die Werke ihrer Mitglieder vereinigte; eine franzöſiſche bei Schulte, die Stürmer letzten Kalibers: Gauguin und ſeine Schule; die Handzeichnungen in der ‚Seceſſion'; die Diezſchüler mit ihrem Karnevalsgeiſt und den nun ſchon entſchlafenen Werdandibund, der den Germanenmythos im Zeitalter der Elektrizität komiſcherweiſe wieder beleben möchte, wie wenn wir heute noch auf der Bärenhaut lägen; und dann das engliſche Porträt, teils über-, teils unterſchätzt, gewiß aber ohne Einfluß auf unſere Zeit; Greiner, den ſächſiſch-klaſſiſchen Oberlehrer der Malerei und Erler mit ſeinen Wiesbadener Entwürfen, voll toller, impreſſioniſtiſch-rokokohafter Frühlingslaune der Farbe, aber ohne zeichneriſches Gleichgewicht, und Hugo v. Habermann, den Serpentintänzer unter den modernen Damenporträtiſten: eine ganze bunte Schar, voll Geiſt, Talent und Laune, die zeigt, daß immer noch mehr Reſpektables geſchaffen als anerkannt und erworben wird.

Rudolf Klein.

Neues vom Büchermarkt.

Technische Kultur? Sechs Eſſays von Friedrich Deſſauer. 8°. 57 Seiten. Köſel, Kempten-München 1908. Preis 1.— Mark.

Dieſe Eſſays, den Hochlandleſern in älterer Faſſung als ‚Gedanken über Technik, Kultur und Kunſt' in Erinnerung, wollen mehr ſein und ſind mehr als ein Verſuch, den Kulturleiſtungen moderner Ingenieur- und Erfinderarbeit gerechtere Würdigung zu werben. Der Verfaſſer macht kein Hehl aus ſeiner Sorge, daß die Anhänger chriſtlich-konſervativer Anſchauungen durch ihr mißtrauiſches Verhalten gegenüber dem äußeren Glanz und Arbeitsfortſchritt der Zeit ihrer eigenen Sache ſchaden, indem ſie ſich mehr und mehr die auf dieſen Arbeitsfeldern zukunftsfroh und begeiſtert Schaffenden, deren Zahl Legion iſt, entfremden, wo nicht zu Gegnern machen. Er beklagt, daß der Blick über die äußere Erſcheinung dieſer ungeheuren techniſchen Kräfteentfaltung nicht hinausdringe in den inneren Kern, der da ſei ‚eine reale Annäherung zu Chriſtus', wenn auch in anderen

Formen, als sie früheren Zeiten eigen gewesen. Mit Nachdruck hebt er hervor, ‚daß Menschen nur dann führen können, wenn sie Vorkämpfer der Menschheit sind, daß sie nur Vorkämpfer der Menschheit sein können, wenn sie die Entwicklung fördern! Denn das ist ja der Begriff des Vorkämpfers der Menschheit, daß er ihre Fortentwicklnng versteht und vorbereitet. Das geht aber nur mit einem großen, tiefen ‚Ja'. Wer dieses Ja fürchtet, der ist zur Tatenlosigkeit verdammt und falls er dennoch arbeitet, so ist sein Werk Zerstörung. Christus selbst verlangte werktätige, fortschreitende Arbeit, nicht in der Verneinung, sondern in der Bejahung und Veredlung der Welt.' —

Mit diesem Gedanken stellt sich die Schrift in die Reihe jener Bestrebungen, die man in unserm Hochlandecho ‚Kulturmüdigkeit und Kulturbegeisterung' gekennzeichnet und beurteilt findet und unter denen sie vorzügliche Beachtung verdient.

-th.

Unsere Kunstbeilagen.

Das Bild ‚Ausfahrender Zug' von Professor Hermann Pleuer in Stuttgart, sowie die beiden Gemälde ‚Das Bergwerk' und ‚Im Kohlenrevier (Borinage)' von Konstantin Meunier werden in dem Artikel ‚Die Industrieschilderung in der modernen Kunst' von Dr. Oskar Doering (Dachau) als Proben dieser modernen Seite der Kunstübung gewürdigt. Das Bild ‚An die Arbeit' von Professor Friedrich Kallmorgen in Berlin zeigt seinen Schöpfer ebenfalls in der Reihe der Künstler und Schilderer der industriellen Macht und Unrast. Wie der unerbittliche Organismus die menschliche Arbeitskraft in seinen Kreis zieht und zwingt, das ist hier künstlerisch dargestellt, ein wuchtiger einleitender Akkord.

Offene Briefe.

Herrn Lehrer F. W. in B. Als das relativ beste der speziellen Orientierungsmittel über neuere und neueste deutsche Literatur ist immer noch anzusehen Richard M. Meyers ‚Dtsch. Lit. im 19. Jahrh.' (Verlag von G. Bondi, Berlin). Viel Gutes enthält auch das in den neuesten Auflagen wesentlich erweiterte Buch von Adolf Bartels ‚Die Dtsch. Dichtung der Gegenwart'. (Verlag von Eduard Avenarius, Leipzig). Daneben bietet reiche Orientierung Eduard Engel's ‚Gesch. der dtsch. Lit. des 19. Jahrh. und der Gegenwart'. (Wien und Leipzig 1908, Verlag von Tempsky & Freytag. Gebd. Mk. 10.—). Manche früher in Hochland an Engel's Gesamtwerk gerügte Einseitigkeit ist in dieser Neubearbeitung beseitigt. So wird der vorher übergangenen Dichterin Handel-Mazzetti nunmehr ein eigenes Kapitel gewidmet. Alban Stolz, Paul Keller, Hlatky, M. Herbert u. a. haben nun wenigstens kurze Würdigung erfahren.

Das dritte Preisausschreiben der Kantgesellschaft, auf das wir unsere Mitarbeiter und Leser gerne aufmerksam machen, lautet: ‚Welches sind die wirklichen Fortschritte, die die Metaphysik in Deutschland seit Hegels und Herbarts Zeiten gemacht hat?' Das Thema, einer auch von Kant bearbeiteten Preisaufgabe der Berliner Akademie im Jahre 1791 nachgebildet, ist von Universitätsprofessor Dr. Carl Güttler in München angegeben und formuliert, der auch für die besten Bearbeitungen einen ersten Preis von Eintausend Mark und einen zweiten Preis von Sechshundert Mark gestiftet hat. Die Ablieferungsfrist läuft bis zum 22. April 1910. Preisrichter sind die beiden Berliner Geheimräte und Professoren Riehl und Stumpf, sowie der Würzburger Professor Külpe. Die Bedingungen der Preisaufgabe sind zu beziehen durch den Geschäftsführer der Kantgesellschaft, Professor Dr. Vaihinger in Halle a. S.

Berichtigungen. Der Name des in dem Artikel über ‚Münchener Baukunst der Gegenwart' von Dr. Walther Riezler im Maiheft S. 182 f. hervorgehobenen Münchener Architekten lautet Hans Gräßel, nicht Gräßl, wie auf den Kunstbeilagen richtig angegeben. — In dem Artikel ‚Vom „Kunstgewerbe" zur „Sachkunst"' von Professor Leopold Gmelin im gleichen Heft ist S. 141 Zeile 16 von unten „entgegentreibt" statt „entgegentritt" und Zeile 12 von unten „Kleinmeister" statt „Kleinmuster" zu lesen.

Herausgeber und verantwortlicher Chefredakteur: Karl Muth, München-Solln.
Mitleiter für Musik: Univ.-Musikdirektor Prof. Dr. Fritz Volbach, Tübingen.
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.

Herbst

Fünfter Jahrgang. Juli 1908. 10. Heft.

Altersweisheit neuzeitlicher Denker.

Ein Streifzug durch die moderne Philosophie.

Von

Max Ettlinger.

Gustav Theodor Fechner vergleicht in seinem Bekenntnisbuche ‚Die Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht' einmal die neuzeitliche Philosophie mit der trauernden Penelope; erstlich deshalb, weil sie das selbstgewirkte Gewebe auch selbst immer wieder auflöst, und dann des ferneren, weil sie viele Freier hat, von denen sie doch noch keiner heimführte. Wir dürfen diesen Vergleich, ohne gegen Fechners Grundmeinung zu verstoßen, noch ein wenig weiter führen. Wie die einsame Penelope, so entbehrt auch die neuzeitliche Philosophie nicht jedes tröstlichen Ausblicks in eine bessere Zukunft. Es wäre ungerecht und wahrheitswidrig, im modernen Denken einzig nur den inneren Widerstreit der Meinungen, die Abirrung von den bleibenden Grundwahrheiten aller menschlichen Geistesentwicklung zu brandmarken. Auch der neuzeitlichen Philosophie fehlt es nicht an bleibend wertvollen Ergebnissen, an hoffnungsreichen Neuansätzen zu einer positiven, die Trennung von Glauben und Wissen überwindenden Weltbetrachtung. Auch von der neuzeitlichen Philosophie gibt es neben der Nachtansicht eine Tagesansicht.

Nur einen Punkt aus diesem tröstlicheren Aspekt will der folgende Gedankenstreifzug ins Auge fassen. Und wenn sich dazu von vornherein der Vorsatz gesellt, nicht so sehr die abstrakten philosophischen Lehrsatze im einzelnen

zu prüfen und zu pressen als jeweils die gedankliche und menschliche Gesamtpersönlichkeit des Philosophen, die aus seinen Werken spricht, für ausschlaggebend zu halten, so gibt hierzu das Recht zumal der subjektivistische Grundzug der neuzeitlichen Philosophie. Diese wechselt ja ihre Meinungen nicht nur von einem Vertreter zum anderen; sondern sogar bei dem einzelnen Philosophen selbst vollzieht sich oft mit den Jahren eine tiefgehende Wandlung seiner Überzeugungen und Lehren. Und gerade auf diese innere Entwicklung der philosophischen Einzelpersönlichkeiten soll sich hier einmal vorzugsweise das Augenmerk richten und innerhalb dieser Entwicklung wieder im besonderen auf einen bestimmten, gemeinsamen Zug, den wir bei im übrigen sehr verschieden denkenden Geistern gleichförmig antreffen. Der Gesinnungswandel vieler modernen Philosophen im späteren Lebensalter hat sich ganz eindeutig in einer bestimmten Richtung vollzogen: Fast überall zeigt die Altersweisheit der neuzeitlichen Denker eine entschiedene Annäherung an die allgemeinen religiösen Grundwahrheiten und das Bestreben, zu einer größeren oder geringeren Übereinstimmung mit den Lehren des Christentums zu gelangen. Diese Entwicklungsrichtung ist am auffälligsten gerade bei solchen, deren frühere Denkweise in einen ausgesprochenen Gegensatz zur positiven Religion sich setzte; und gerade solche Fälle sollen im folgenden besonders hervorgehoben werden unter Zurückstellung jener anderen, wo von vornherein ein mehr vermittelnder oder geradezu übereinstimmender Standpunkt eingehalten wurde.

Damit unser Streifzug nicht jeglicher sachlichen Ordnung entbehre, folgt er den Hauptlinien, in denen sich die Gesamtentwicklung der Philosophie im neunzehnten Jahrhundert vollzogen hat. Man kann in der Hauptsache drei Grundrichtungen unterscheiden, deren jede sich in ihrer Art auf Kant beruft.* Dem erkenntnis-theoretischen Idealismus, der Kants engere Nachfolge (Fichte, Schelling, Hegel, Schopenhauer, Hartmann) beherrscht, ist gemeinsam das spekulative Bestreben, das gesamte Weltbild, alle Wirklichkeitsbegriffe und Weltmaßstäbe aus dem subjektiven Ich, seinem Fühlen, Wollen und Denken abzuleiten; und seine einzelnen Vertreter unterscheiden sich namentlich durch die Betonung der einen oder anderen Seelenfunktion, je nachdem sie z. B. die Vernunft oder den Willen als eigentlichen Urgrund der Welt statuieren.

Auch die zweite Hauptrichtung, der Realismus (Herbart, Lotze, auch Fechner und die meisten philosophierenden Naturforscher), kann sich trotz erkenntnistheoretischen Gegensatzes im Lehrgehalt vielfach auf Kant berufen; zumal auf seine Aufrechterhaltung eines transzendenten ‚Dinges an sich' und auf seine Ergänzung der ‚Kritik der reinen Vernunft', durch die ‚Kritik der praktischen Vernunft'; von der letzteren werden bekanntlich die der theoretischen Erkenntnis verweigerten Positionen: das Dasein Gottes, die Unsterblichkeit der

* Unsere Einteilung folgt im wesentlichen der Ludwig Busses in seinem Büchlein: ‚Die Weltanschauung der großen Philosophen der Neuzeit' (Bd. 56 der Teubnerschen Sammlung ‚Aus Natur und Geisteswelt'), auf das bei dieser Gelegenheit empfehlend hingewiesen sei.

Seele und die Freiheit des Willens als Postulate wieder aufgenommen. Gemeinsam ist den Realisten das Vertrauen auf die Erkennbarkeit der Dinge an sich; sie alle suchen engen Anschluß an die Erfahrungswissenschaften, um dann aus diesen heraus ihre positive Metaphysik zu entwickeln.

Die dritte in Frage kommende Hauptrichtung, der Positivismus (Comte, Mill, Spencer u. a.), der sich zunächst vorwiegend in England und Frankreich entwickelte, knüpft mehr noch als an Kant an Hume an. Er läßt der Philosophie überhaupt keinen selbständigen Lehrgehalt, sondern setzt sie gleich der Gesamtheit aller positiven Wissenschaften; nicht Erklärung, sondern nur zusammenfassende Beschreibung der Erfahrungstatsachen soll ihre Aufgabe sein. Für den Positivismus, der sich auch am besten mit einer allseitig und radikal durchgeführten Deszendenztheorie verträgt, gibt es keine feststehenden, absoluten Wahrheitsnormen, sondern nur wechselnde und relative.

Nach diesen vorläufigen Begriffsbestimmungen können wir unseren Rundgang antreten. Da begegnet uns als erster am Beginn des neunzehnten Jahrhunderts Johann Gottlieb Fichte, der aus dem Kantischen System den letzten realistischen Rest, das Ding an sich ausgeschaltet und eine reine Ichphilosophie begründet hat. Seine tiefgehende Wandlung machen zunächst am besten zwei Lebensdaten deutlich: Im Jahre 1799 — Fichte war damals siebenunddreißig Jahre alt — mußte er seine Professur an der Universität Jena unter der Anklage des Atheismus, d. h. der Leugnung eines persönlichen Gottes, aufgeben. Vierzehn Jahre später, im Jahre 1813, erbot sich Fichte, in den Freiheitskriegen als religiöser Redner neben den Geistlichen beider Konfessionen aufzutreten und wollte sich verpflichten, seine Vorträge auf dem Grunde des Christentums und der Bibel zu halten. Dieses Anerbieten wurde abgelehnt; ein Jahr später ist Fichte, zweiundfünfzigjährig, gestorben.

Fichtes Gesinnungswandel hat sich bereits erheblich früher vollzogen. Während der nationalen Unglücksjahre prägt sich immer mehr ein religiös-mystischer Grundzug in seinem Denken aus; 1806 hat er in den ‚Anweisungen zum seligen Leben' die Grundzüge seiner neuen Religionslehre vollendet.* Wie er unter dem Eindruck der napoleonischen Fremdherrschaft seinem Kosmopolitismus entsagte und sich in den ‚Reden an die deutsche Nation' zur feurigsten Vaterlandsliebe bekennt, so hat Fichte auch auf ethischem Gebiete eingesehen, daß den sittlichen Niedergang im deutschen Volk kein abstrakt-philosophischer Moralismus aufzuhalten vermag, sondern allein lebendige Religiosität. Bereits in den geschichtsphilosophischen Vorlesungen über die ‚Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters' (1804) beklagt Fichte die Verwüstungen, welche das ‚unerquickliche freigeisterische Geschwätz' zur Genüge bereits angestiftet hat. ‚Wir sind desselben müde; wir fühlen seine Leerheit und die völlige Nullität, welche es uns, in Beziehung auf den doch einmal nicht ganz

* Eine sorgfältige Charakteristik von ‚Fichtes Religionsbegriff in der letzten Periode seines philosophischen Denkens' gibt die Dissertation des Eucken-schülers Armin Kirchner, Lichtenhain 1904.

auszurottenden Sinn für das Ewige gibt.' Religiöse Menschen haben die europäische Kultur mit wunderbarem Opfersinn begründet. Das wahre Lebensprinzip in der ganzen Geschichte der neuen Zeit ist das Christentum gewesen. Auch aus den Nöten der Gegenwart kann nur eine lebendige ‚Sehnsucht nach dem Ewigen' den Ausgang finden.

Entsprechend wandeln sich die Thesen in Fichtes Lehrsystem. Nicht mehr das Ich oder die ‚Intelligenz an sich', sondern Gott, das ‚absolute Sein', erscheint immer klarer als höchstes Prinzip. Aus der ‚Wissenschaftslehre', wie das ursprüngliche System sich nannte, ist eine Lebenslehre geworden, die übrigens in Friedrich Schlegels ‚Philosophie des Lebens' ihre bedeutsamste Fortführung fand. Für Fichte in seiner ‚Anweisung zum seligen Leben' sind nicht mehr wie einst die strenggläubigen Theologen, sondern die religionsfeindlichen ‚Aufklärer' die schlimmsten Gegner; denn eben die Religion ist es, die ein wahrhaftes Leben von einem bloßen Scheinleben unterscheidet:

‚Das wahrhafte Leben liebt das Eine, Unveränderliche und Ewige; das bloße Scheinleben versucht zu lieben ... das Vergängliche in seiner Vergänglichkeit ... Jener geliebte Gegenstand des wahrhaften Lebens ist dasjenige, was wir mit der Benennung Gott meinen, oder wenigstens meinen sollten ... Das wahrhafte Leben lebt also in Gott und liebt Gott; das nur scheinbare Leben lebt in der Welt und versucht es, die Welt zu lieben.' Stufenweise erhebt sich der menschliche Geist bis zur letzten Höhe der Gottinnigkeit, auf der er schließlich in seinen ‚Gedanken' schlechthin eins ist mit dem göttlichen Dasein. In der Persönlichkeit Christi war diese absolute Identität mit Gott verwirklicht und er verlangt, daß wir ihm gleich werden.

So der Grundgedanke in Fichtes Mystizismus, den er nicht nur aus seinen bisherigen philosophischen Lehren zu fundieren sucht, sondern auch in das Evangelium Johannis hineindeutet und als einzig bleibenden Grundgehalt des Christentums darstellt. Hinterlassene ‚politische Fragmente' aus den Jahren 1807 und 1813 (Ges. Werke VII, 519 ff), darunter namentlich ein utopistisches Bruchstück ‚Die Republik der Deutschen zu Anfang des zweiundzwanzigsten Jahrhunderts', beweisen, daß Fichte sich während seiner letzten Lebensjahre sogar in Entwürfen einer künftigen, undogmatisch-christlichen ‚Reichsreligion' erging, von der er zunächst hoffte, sie werde einmal die bisherigen Konfessionsformen von selbst überflügeln, schließlich sogar annahm, sie lasse sich mit dem Katholizismus — abgesehen allerdings vom Primat des Papstes — in Einklang bringen. Die Unmöglichkeit aller dieser phantastischen Theologumena liegt auf der Hand. Aber eines darf man über ihnen nicht vergessen: Die hinreißende Kraft des sittlichen Gewissensappells, die Fichte schon aus der grundsätzlichen Hinwendung zur Gottes- und Nächstenliebe gewann. An keiner Stelle erhebt sich seine ‚Anweisung zum seligen Leben' zu solchem prophetischen Schwung als da, wo er das Wesen der echten, werktätigen, religiösen Menschenliebe preist, die nichts zu tun haben soll mit einem zerflossen humanitären ‚Gutsein, und immer gut sein und alles gut sein lassen'. Den

religiösen Menschen kümmert keine andere Glückseligkeit des Menschengeschlechts, und er wünscht keine andere ‚außer in den Wegen der göttlichen Ordnung. . . So wie Gott will, daß keiner Frieden und Ruhe finde außer bei ihm, . . . so will es auch der gottergebene Mensch'. Mit ‚heiliger Indignation' gewahrt er das ‚unwürdige, ehrlose Dasein', zu dem so viele Mitmenschen herabsinken, die ‚im tiefsten Grunde doch alle ihr Göttliches tragen, . . . nur ihre Hände ausstrecken dürften nach dem immerfort sie umgebenden Gute'. Aber die wahre Liebe kennt keine Entmutigung: ‚Unveränderlich, und ewig sich gleich bleibend, offenbart im religiösen (Menschen) die Liebe zu seinem Geschlechte sich dadurch, daß er schlechthin nie, und unter keiner Bedingung, es aufgibt, an ihrer Veredelung zu arbeiten, und, was daraus folgt, schlechthin nie, und unter keiner Bedingung, die Hoffnung von ihnen aufgibt. Sein Handeln ist ja die notwendige Erscheinung seiner Liebe.'

Auf wesentlich anderen Wegen als bei dem Ethiker Fichte vollzog sich bei dem zweiten namhaften Vertreter des neudeutschen Idealismus, dem Ästheten Schelling, die letzte entscheidende Wandlung seines Denkens. Seine Abwendung vom anfänglichen Pantheismus, den er ungefähr in der dichterischen Art des Giordano Bruno aussann, ist namentlich dem Einfluß des katholischen Theosophen Baader zuzuschreiben, der ihn auf die mittelalterlichen Mystiker und auf Jakob Böhme hinwies. Dazu gesellte sich der wachsende Gegensatz zu Hegel, dessen Versuch, die ganze Wirklichkeit als konsequentester Idealist in eine rein logische Gedankenentwicklung aufzulösen, Schellings phantasievoller Natur im Innersten widerstreben und ihm den Jugendfreund als die ‚personifizierte Prosa' erscheinen lassen mußte. Als Schelling im Jahre 1827 zweiundfünfzigjährig seine Vorlesungen an der neugegründeten Münchener Universität begann, war er sich über die neue und letzte Gestalt seiner Lehre ins klare gekommen und gewillt, die bisherige ‚negative Philosophie' seines Identitätssystems durch eine ‚positive Philosophie der Mythologie und der Offenbarung' zu ersetzen. Den Wesensgrund des ‚einheitlichen Organismus', als welchen er die Welt allzeit angesehen hat, stellt ihm nun nicht mehr die Kunst am vollkommensten dar. Zwei ethische Probleme drängen sich auf und drohen einen unheilbaren ‚Riß' durch das harmonische Weltbild zu ziehen: die Freiheit und das Böse. Schmerzliche persönliche Erlebnisse, zumal der Tod der Gattin, tun ein weiteres, die Weltansicht Schellings zu verdüstern.* Die Kunst kann keine Erlösung bringen, ‚sie ist nur für die Glücklichen, nicht für die Unglücklichen, die innerlich Zerrissenen' (in einer Akademierede 1836). Das Leiden erscheint nun als notwendiger, auch dem Urwesen eignender Faktor der Welt; und diesem Gefühlspessimismus verschwistert sich enge Schellings Erkenntnispessimismus, seine Betonung des Irrationalen im Absoluten, in Gott selbst. Aus der Unvernunft des Urwillens entwickelt sich Gott zur Selbsterkenntnis mittels der Offenbarungen, durch die er sich im menschlichen Geiste spiegelt.

* Zum einzelnen vergl. Otto Braun, Schellings geistige Wandlungen in den Jahren 1800—1810. Leipzig 1906, Verlag von Quelle und Meyer.

Nur so vollzieht sich nach dem ursprünglichsten Abfall, ohne den es keine Wirklichkeit außer Gott, keine Natur gäbe, die Wiederbringung aller Dinge in Gott, die Geschichte. Aus dieser mystisch-theosophischen Altersspekulation Schellings — von der wie bei Fichte mancherlei Beziehungen zu Friedrich Schlegel führen — ist hier am bemerkenswertesten seine Fassung des Offenbarungsbegriffs. Offenbarung ist für Schelling nicht wie für Lessing nur eine pädagogisch beschleunigte Geistesentwicklung, sie läßt sich auch nicht hegelianisch deduzieren. Sondern ihr Inhalt, in dem sich das Übervernünftige der Menschheit mitteilt, kann nur einfach erfahren werden in ‚metaphysischem Empirismus'. Erst nach der mythologischen und der geoffenbarten Religion kann die philosophische Religion entstehen mit der Aufgabe, jene beiden ‚reell zu begreifen'. Den vornehmsten Gegenstand ‚der Philosophie der Offenbarung' bildet die Christologie, wie schon Schellings ‚Philosophie der Mythologie' das spekulative Verständnis des Dreieinheitsgeheimnisses anstrebt.

Von einer gläubigen Annahme des kirchlichen Lehrsystems kann trotzalledem bei Schelling nicht die Rede sein; er sucht sich den Dogmengehalt in einer Weise auszulegen, durch die sich Zeller mit Recht an den frühchristlichen Gnostizismus erinnert fühlt, und erwartet eine johanneische Zukunftskirche nach der petrinischen d. h. katholischen und paulinischen d. h. protestantischen. Immerhin ist es sehr begreiflich, daß sich grade an Schellings letzte Lehrweise zunächst eine lebhafte religionsphilosophische Fort-Entwicklung anschließen konnte, und zwar gerade in katholischen Kreisen. Nur zwei Namen: Hubert Beckers, der Lehrer Deutingers und Wilhelm Rosenkrantz, der Lehrer Laurenz Müllners seien hier hervorgehoben.

Eine andere Entwicklungslinie führt von Schelling zu den deutschen Voluntaristen, die den Willen als letzten Weltgrund lehren, also zu Schopenhauer und seiner Nachfolge. Bei ihnen kann aber weniger von einer religiösen Altersweisheit gesprochen werden; die Art ihrer pessimistischen Weltanschicht, besonders ihr negativer Asketismus, führt von vornherein mehr in die Nähe buddhistischer Vorstellungen. Daran ändert auch nichts wesentliches die Synthese zwischen Schopenhauer und Hegel, welche E. v. Hartmann und Drews versucht haben. Der letztgenannte hat noch unlängst ein Alterswerk Hegels, dessen Berliner Vorlesungen über Religionsphilosophie (Diederich, Leipzig) neu herausgegeben und erwartet von ihnen sogar eine tiefere Beeinflussung der Gegenwart. Diese Wirkung dürfte aber schon ausgeschlossen sein durch die ganze kalt klügelnde Art, mit der Hegel die religiösen Grundvorstellungen zum Einschwenken in seinen Panlogismus kommandiert. Hervorgehoben sei nur der Nachdruck, mit dem Hegel die von Kant bestrittenen Gottesbeweise wieder zu Ehren bringt. Er hat darüber im Sommer 1829, neunundfünfzigjährig, eigens sechzehn Vorlesungen gehalten (Ges. Werke, XII, 357 ff.).

Um so mehr kommt hier der namhafteste Vertreter des Voluntarismus in Frankreich in Betracht, der freilich in Deutschland noch wenig bekannt ist, es aber zu werden verdiente: Maine de Biran, der 1766—1824, also

ungefähr gleichzeitig mit Hegel, in Paris lebte, hat durch Vermittlung seines oberflächlicheren, aber deshalb auch leichter verständlichen Schülers Cousin auf die französische Universitätsphilosophie fast durch das ganze neunzehnte Jahrhundert einen bestimmenden Einfluß ausgeübt. Man hat ihn deshalb auch den französischen Kant genannt und ihm namentlich die Erneuerung der Psychologie in Frankreich zum dauernden Verdienste angerechnet.* Der Inhalt seines Lehrsystems sei angedeutet in dem Satze Volo, ergo sum, Ich will, also bin ich. In seinem 1812 vollendeten Hauptwerk, dem Essai sur les fondements de la psychologie erwähnt Maine de Biran nur gelegentlich einmal, man dürfe mittels des Kausalgesetzes die Existenz eines letzten absoluten Wesens, eines persönlichen Gottes erschließen. Aber er hat damals keinerlei Versuch gemacht, diesen Nachweis genauer zu führen oder seinen Gottesbegriff näher zu bestimmen. In ganz auffälliger Weise hat sich das seit 1815, also von seinem neunundvierzigsten Lebensjahre an, geändert. Von da an hat sich Maine de Biran fast ausschließlich mit dem religiösen Problem beschäftigt, so daß man von einer letzten mystisch-christlichen Periode seiner Philosophie spricht. In erster Linie waren es sittliche Überlegungen, die ihn zu dieser neuen Stellungnahme brachten. Er kam immer klarer zu der Einsicht, daß der Wille des einzelnen Menschen eine zu schwankende Stütze ist, um darauf feste ethische Gesinnung allein zu begründen und erkannte das Ungenügen der stoischen Moral, für die er sich bisher als Schüler Marc Aurels begeistert hatte. In seinem Tagebuch bekennt er diese Einsicht vor sich selbst mit folgenden Worten:

‚Ich quäle mich mit diesem Gedanken, daß sich alles ändert, und daß ich mich selbst in beständigem Flusse befinde, und daß ich nicht weiß, wo eine Stütze zu finden ist. Die Lehren Marc Aurels sind dazu geeignet, uns gleichgültig gegen den Besitz der Dinge zu machen, gegen die guten und die schlechten Eigenschaften, die wir ihnen zuschreiben, aber diese Lehren geben uns nichts, was wir dafür an die Stelle setzen können und sagen uns nicht, wie wir anderswo unseren Frieden finden'.

Und an einer anderen Stelle:

‚Die Tröstungen und Grundsätze der stoischen Philosophie mögen für starke Menschen passend sein, für die, welchen große Eigenschaften der Seele und des Charakters zu Gebote stehen. . . Aber welche Hilfe kann sie den Armen an Geist bringen, den schwachen Sündern, den Kranken, denen, die allen Schwächen der Seele und des Körpers unterworfen sind, die das Selbstvertrauen verloren oder es noch nie besessen haben?'

Dagegen ist, so sieht der Philosoph jetzt ein, die Abstreifung von allem Irdischen, rein äußerlich Sinnlichen das auszeichnende Merkmal der christlichen Philosophie, der in dieser Hinsicht keine andere verglichen werden

*Eine zuverlässige kritische Darstellung seiner Lehre gibt die Monographie von A. Lang, Köln 1901, Verlag von Bachem; seine religiöse Entwicklung schildert ausführlicher Kühtmann, Bremen 1901.

kann. Durch eigenes körperliches Leiden immer ernster gestimmt, vertieft sich Maine de Biran in die Lektüre der Bibel und der geistlichen Schriftsteller. In seinen letzten zehn Lebensjahren beginnt er jeden Tag mit der Lektüre eines Kapitels der Heiligen Schrift. 1820, fünf Jahre vor seinem Tod, nimmt er sich vor, das dreizehnte Kapitel des ersten Korintherbriefs, den Hymnus Pauli auf die Liebe, hinzuzunehmen, dazu je ein Kapitel aus der Nachfolge Christi von Thomas von Kempen und aus Fénelon.

Unter diesen Einflüssen erfährt seine philosophische Lehre eine tiefgehende Umgestaltung. Die Hingabe des eigenen Willens an den göttlichen wird von nun an das Grundthema aller seiner philosophischen Betrachtungen. Drei Stufen seelischen Lebens unterscheidet er nun: das tierische ohne Ichbewußtsein, das reinmenschliche mit Ichbewußtsein, und das geistige Leben mit Gottesbewußtsein. Das irdische Leben sieht er nur noch als Vorstufe an zu einem rein geistigen; es ist ihm eine Zeit des Kampfes, der zur Ruhe, zum Frieden führen muß. Alle Weisheit faßt sich ihm zusammen in dem Worte seines großen Landsmanns Pascal: ‚Man gelangt zur Wahrheit nur durch Liebe'.

Rein metaphysisches und dogmatisches Denken bleibt Maine de Biran freilich dauernd fremd. Ihm ist das Bedürfnis des Herzens allein entscheidend:

‚Wenn unsere schwache Vernunft es versucht, sich zu Gott zu erheben, um ihn, so wie er ist, zu erkennen, so wird sie bald mutlos werden und von einem Schwindelanfall betroffen wie beim Anblick eines tiefen Abgrundes. Gott kann sich dem Geiste nur offenbaren durch das Herz. Das Gefühl allein kann dem Geiste das Unendliche und Absolute vorstellen'.

Die vielfältige Ähnlichkeit dieser letzten Entwicklung bei Maine de Biran mit der bei Fichte hat bereits Cousin (in der Einleitung der Gesamtausgabe) hervorgehoben.

Minder ausgeprägt als bei den philosophischen Idealisten zeigt sich die religiöse Alterswandlung bei den Realisten. Herbart, der mehr als Pädagog denn als Metaphysiker geschätzt wird, hat von vornherein die Möglichkeit einer philosophischen Gotteslehre, ausgehend von der Zweckmäßigkeit der Natur, betont; im übrigen den Glauben vor allem dem praktischen Gebiete zugewiesen, auf dem er auch persönlich an seinem protestantischen Bekenntnis mit Ernst und Treue festhielt. Wie Herbarts größter Schüler Otto Willmann in seiner Geistesentwicklung zum katholischen Bekennertum und zur Verfechtung einer strengscholastischen Richtung in der Philosophie gelangt ist, das wird er uns hoffentlich noch einmal selbst schildern. Daß gerade die Erfahrung des Pädagogen, spezieller noch des Sozialpädagogen die Unentbehrlichkeit und Unersetzlichkeit christlicher Grundsätze aufzwingt, das hat in jüngster Zeit noch manch andere gewichtige Stimme bezeugt.

Zu den Pädagogen gesellen sich in realistischer Denkneigung die Psychologen. Gustav Theodor Fechner, der Begründer der Psychophysik, hat seine religiöse Weltansicht bereits vierzigjährig in dem Werke ‚Zendavesta' (1851) grundgelegt und neuerdings als achtundsiebzigjähriger ‚Die Tages-

ansicht gegenüber der Nachtansicht' mit aller Entschiedenheit bekannt. Die veränderte Richtung in Fechners Denken hat, wie sein Biograph Laßwitz angibt, eingesetzt mit der schweren, durch psychophysische Experimente verursachten Augenkrankheit, die den Forscher Jahre lang 1840—43 der Gefahr völligen Erblindens nahebrachte. Damals erfuhr Fechner an sich selbst die Fülle religiösen Trostes: Ein geistliches Lied, das er sich selber sagte, ein Choral, im Nebenzimmer gespielt, wurden ihm die liebste Linderung, und noch in seinem letzten Bekenntnisbuch, fast fünfzig Jahre später, sind diese Eindrücke unvergessen. Die kaum mehr erhoffte Genesung wird ihm ein Zeichen göttlicher Führung, er fühlt sich zu höherem Tun berufen. Und als dann endlich wieder seine kranken Augen sich des frischen Grüns der Wiesen freuen dürfen, da keimt in ihm, wie es der Eingang zur ‚Tagesansicht' schildert, mit voller Entschiedenheit der Widerspruch gegen jene trostlose mechanistische Nachtansicht, welcher die ganze Welt in einen sinn- und zwecklosen Atomenwirbel sich auflöst. Ihm ist die ganze Welt beseelt, selbst die Pflanzen und Gestirne. Aber keineswegs setzt er die höchste persönliche Einheit alles Bewußtseinslebens in der Welt pantheistisch mit dieser selbst gleich oder mit den niederen Geistern. Dem christlichen Glauben will seine Lehre mehr dienen, als von ihm trennen. Als universale und unvergängliche Zentralidee im Christentum gilt Fechner die Gotteskindschaft und der Jenseitsglaube. ‚Christus aber haben wir als Stifter dieser Idee ins Leben und obersten Vertreter derselben zu verehren'. Gebet, Heiligenverehrung und selbst das Geheimnis der Transsubstantiation sucht Fechner in seinem Sinne aufrecht zu halten. Dagegen bleibt ihm die Lehre von der Erbsünde und Erlösung unverständlich und unannehmbar. In diesem eingeschränkten Sinne ist also der Schlußsatz seines Glaubensbekenntnisses zu verstehen:

‚Die erhabensten und allgemeinsten Lehren des Christentums sind die höchsten, besten und haltbarsten überhaupt, welche die Religion an ihre Spitze stellen kann und Christus steht an der Spitze aller Zeugen für das Dasein und die Geltung der höchsten, besten und heiligsten Wahrheiten'.

Für die Bedeutung aber, welche Fechner der Religion im allgemeinen für das gesamte Menschheitsleben beimißt, mag noch das andere Wort Zeugnis geben:

‚So lange eine Religion noch da ist, ist sie überall da, wo es auf Höchstes, Letztes, Einigendes, Dauerndstes, Abschließendes ankommt; und wo sie abhanden kommt, kommt all das abhanden, dem einzelnen, wie dem Staate, der Sitte, der Wissenschaft, der Kunst. Liegt einer im Bette und weiß nicht mehr wo aus noch ein, so hat er noch eine Hoffnung auf Gott und ein alles Leid versöhnendes Jenseits, ohne das nur Resignation oder Verzweiflung. Wohin keine Furcht vor dem Gesetze reicht, reicht die Furcht vor Gott und jenseitiger Vergeltung. Jenem aber nicht diesem läßt sich entwischen. Ohne Abschluß im religiösen Glauben führt die Wissenschaft hin und her ohne Ziel, oder findet nur im Leeren das Ziel; und streichst du aus der Kunst die reli-

giösen Ideen, so hast du sie sozusagen um ihr Haupt verkürzt. Wäre selbst all das eine Illusion, was sie nur für die folgerechte Nachtansicht ist, sie ließe sich auf die Dauer nicht missen.

Die ganze Weltgeschichte ist in allgemeinsten Zügen und aus obersten Gesichtspunkten durch religiöse Motive, Antriebe, Satzungen beherrscht worden; das Größte und Beste, wie das Größte und Schlimmste in der Geschichte ist dadurch hervorgegangen, das Beste durch das Beste, das Schlimmste durch das Schlimmste der Religionen, indes das Allerschlimmste aus dem Mangel jeder Religion hervorgehen würde. Denn die schlechteste Religion, solange sie noch den Namen Religion verdient, ist besser als keine'.

Noch im Erscheinungsjahr 1879 wurde Fechners ‚Tagesansicht' von einem anderen Mitbegründer der neueren Psychologie, von Hermann Lotze, im Maiheft der ‚Deutschen Revue' ausführlich besprochen und zwar zugleich mit D. F. Straußens letztem Werk ‚Alter und neuer Glaube', worin sich dieser zum Materialismus bekennt. In dem Straußschen Buch findet Lotze ‚nach allen Seiten hin die vollendete Verkörperung und Darstellung der Weltansicht, die Theodor Fechner als die Nachtansicht der Dinge bezeichnet und durch die Wiederbelebung einer Tagesansicht verdrängt zu haben hofft, eines alten Besitzes der Menschheit, den die Weisheit der Gegenwart verloren habe'. Lotze bekennt dann ausdrücklich: ‚Ich bin mit Fechner in allen wesentlichen Zielpunkten seiner Tagesansicht,' und anerkennt wiederholt aufs lebhafteste und nachdrücklichste die allgemeinen Glaubenssätze, in welche Fechner seine Weltanschauung zusammenfaßt. Mit ihrer ‚speziellen Ausmalung' freilich kann er sich nicht in allem befreunden, namentlich nicht mit Fechners Darstellung vom Geisterreich, der gegenüber ihm die christliche Lehre ‚in ihrem Ausdruck glücklicher' erscheint. Aber im Grunde sind das für Lotze alles Dinge, die wir nicht wissen können, Nebensachen gegenüber den ‚großen Umrissen der Wahrheit'. Er klagt sich selbst zum Schluß dieser Bemängelungen an. ‚Aber so geht es. Der Streit um die kleinen Verschiedenheiten unserer Deutungen des Höchsten nimmt in unserem Leben mehr Platz ein als die Versicherung unserer Übereinstimmung.'

Das Jahr 1879, in dem Lotze diese Sätze schrieb, war das zweiundsechzigste seines Lebens; nur zwei Jahre trennten ihn noch vom Tode. Ein wesentlicher Umschwung hat sich in seiner Weltanschauung niemals vollzogen; nur in späteren Jahren ein gewisser Rückgang der feinen Skepsis, die ihn anfänglich jeder bestimmten Aussprache seiner höchsten Überzeugungen ausweichen ließ. So kam es, daß er nach seinen ersten Werken, zumal wegen seiner Bekämpfung einer besonderen Lebenskraft, noch von materialistischer Seite als Anhänger in Anspruch genommen werden konnte. Freilich war dies nur möglich, indem man seine Erstlingsschrift, die Metaphysik, unbeachtet ließ, deren charakteristischer Schlußsatz schon lautet: ‚Jetzt schließe ich meinen Versuch mit gar keinem Bewußtsein der Unfehlbarkeit, mit dem Wunsche, nicht überall geirrt zu haben, und im übrigen mit dem orientalischen Spruche: Gott weiß

es besser.' Vollkommen ausgeschlossen wurde aber jedes Mißverständnis von Lotzes Meinung durch das Erscheinen des ‚Mikrokosmos' (in drei Bänden 1856 bis 1864), worin er sich ausdrücklich zur Aufgabe setzt, die vermeintliche Gegensätzlichkeit zwischen religiöser und physikalischer Weltansicht als irrtümlich zu erweisen. Kein Wunder, daß dieses Werk, welches zu den feinsinnigsten der neueren deutschen Philosophie gerechnet werden muß, von materialistischer Seite als das eines Abtrünnigen beschimpft wurde; denn es mündet in das entschiedene Bekenntnis zu einem persönlichen, weltlenkenden Gotte. Und wenn sich auch Lotze diese Überzeugung auf metaphysischen Wegen nicht völlig zu erschließen weiß — sie führen ihn nur bis zum Begriff einer allumfassenden Substanz, — so ist ihm um so zwingender die ethische Beweisführung, die eines höchsten Gutes und einer unbedingt verpflichtenden Kraft des Sittengebots unmöglich entbehren kann.

Auch des ersten namhaften Vertreters der Tierpsychologie darf in diesem Zusammenhang noch kurz gedacht, des Darwinschülers George John Romanes, von dessen charakteristischem Gesinnungswandel bereits im Augustheft 1904 des ‚Hochland' einmal ausführlicher die Rede war. Noch mit achtundzwanzig Jahren hat derselbe ein atheistisches Bekenntnis in seiner ‚Candid Examination of Theism' (1876) veröffentlicht. Ein Jahr nach seinem Tod erschienen nachgelassene ‚Thoughts on Religion' (1895), in denen er jener kecken Erstlingsleistung die Ergebnisse reiferen Nachdenkens gegenüberstellt und seine vollkommene Rückkehr zum strenggläubigen Anglikanismus bekundet. Auch er legt das entscheidende Gewicht auf den praktisch-ethischen Wahrheitserweis. ‚Das Christentum', so sagt er, ‚fordert die praktische Ausführung seiner Glaubenslehren als eine notwendige Bedingung, damit sie in Wahrheit zur Überzeugung werden, damit man an sie glaubt'. Aus seiner persönlichen Erfahrung ist es ihm eine Tatsache, daß der christliche Glaube viel mehr aus dem Handeln als einem Denken entspringt. Erst nachträglich gewinnt er die weitere Einsicht, ‚daß der Glaube auch verstandesmäßig gerechtfertigt ist'. —

Noch weit auffälliger als bei idealistischen und realistischen Denkern gibt sich die geistesgeschichtliche Erscheinung, der hier das Augenmerk gilt, bei den Vertretern des Positivismus kund. Drei Männer pflegt man als dessen Begründer zu bezeichnen und auf alle diese drei findet unser leitender Gesichtspunkt Anwendung. Der Franzose Auguste Comte, der dem Positivismus auch den Namen gab, verwarf zunächst jede Metaphysik, jedes Fragen nach letzten Ursachen und Zwecken der Dinge als vollkommen sinnlos. Nach seiner Grundansicht ist die Menschheit nach Überwindung des theologischen und nun auch des metaphysischen Stadiums geistiger Entwicklung endgültig in das positive Stadium eingetreten, in welchem sie nur mehr einer wissenschaftlichen Bildung bedarf.* Als Comte sein vierundvierzigstes Lebensjahr erreicht hatte, trat

* Über Comte und den ‚Positivismus seit Comtes Tod', d. h. dessen Organisationsgeschichte bis 1890, unterrichten gründlich zwei Schriften von H. Gruber S. J. Freiburg 1889 und 1891, Verlag von Herder.

aber eine Änderung seiner Überzeugung ein. Er lehrte seine Philosophie immermehr in der Redeweise der Religion und entwarf ein kompliziertes, der katholischen Kirche bis ins einzelnste nachgebildetes Kultwesen, zu dessen Oberpriester er sich selbst ernannte. Als oberstes Wesen, dem alle Anbetung gilt, als das ‚Grand-Être', stellt Comte freilich nicht eine jenseitige Gottheit, sondern die Menschheit in ihrer Gesamtheit auf. Aber in dem ganzen weiteren Ausbau, der Anordnung von Gebeten, Sakramenten, eines Heiligenkalenders, eines besonderen Priesterstandes und namentlich der gefühlsmäßigen Rechtfertigung alles dessen gibt sich ein ganz übermächtiges Durchbrechen des religiösen Bedürfnisses kund. Vielen seiner Anhänger freilich hat Comte während dieser letzten Lebenszeit von 1842 bis 1857 als geistesgestört gegolten, und es scheint, daß er in der Tat durch den Verlust einer geliebten Freundin aus dem seelischen Gleichgewicht gekommen war. Sah er doch fortan in Clotilde de Vaux die vollkommenste Verkörperung der Menschheit, setzte sie an die Spitze seines Heiligenkalenders und widmete ihren Reliquien alltäglich bis zu seinem Tode eine schwärmerische Andacht. Wer aber weiß, daß man an das Seelenleben außergewöhnlicher Menschen auch einen außergewöhnlichen Maßstab anlegen muß, wird auf Grund solcher Einzelheiten Comtes gesamte Geisteswandlung nicht einfach ins Gebiet des Krankhaften verweisen. Zudem fügt es sich so, daß gerade derjenige bedeutendste Anhänger Comtes, der bei dem Meister Geistesstörung annahm, der bekannte Sprachgelehrte Littré, selbst vor seinem Tod einen noch viel radikaleren Gesinnungsumschwung erfuhr. In seiner letzten Schrift 1881 bekennt er bereits, ‚daß er keinen Widerwillen habe, den alten Dingen (d. i. den katholischen Lehren) sein Ohr zu leihen, welche nun ganz leise zu ihm sprechen und ihm vorwerfen, sie verlassen zu haben' und die Vorzüge und den wohltätigen Einfluß des Christentums anzuerkennen. Unmittelbar vor seinem im gleichen Jahr erfolgten Tode hat er sich denn auch noch bei voller Geistesklarheit gänzlich bekehrt. Kein Positivist reinsten Wassers, aber als Denker umso ernster zu nehmen ist ein dritter Franzose, Henri Taine, der an seiner jede moralische Wertung ausschaltenden Geschichtsbetrachtung im Innersten irre wurde angesichts der Lehren, die ihm als Zweiundvierzigjährigem der deutsch-französische Krieg erteilte. Taine fragte sich nun, ähnlich wie Fichte, in welchem besseren Geist seine Nation zu erziehen sei und, um die Antwort zu finden, erforschte er die Ursprünge des zeitgenössischen Frankreich. Sein unvollendetes Meisterwerk Origines de la France contemporaine (1878—1893) entbehrt keineswegs mehr der sicheren sittlichen Maßstäbe. Während dieser Forscherarbeit lernte Taine, wie sein Biograph V. Giraud hervorhebt,* eine geistige Macht besser kennen, die er früher nur als ein ‚schönes Gedicht' gewertet hatte, die christliche Religion, welche freilich von der triumphierenden Revolution geächtet wurde. Er sah aber nun, zu welcher Tugend und Aufopferung sie befähigt, welchen Verbrechen und welcher Ohnmacht mit ihrem Schwinden die ungeheure Mehrheit der

* Essai sur Taine. Fribourg 1901.

Menschen verfällt. So kam Taine zu der Erkenntnis, die er einmal also ausspricht: ‚Heute nach achtzehn Jahrhunderten ist das Christentum noch für vierhundert Millionen Menschen das geistige Organ, das große unentbehrliche Flügelpaar, um sich über sich selbst zu erheben. . . Immer und überall sind seit achtzehn Jahrhunderten, sobald diese Flügel schwach wurden oder sobald man sie brach, die privaten und öffentlichen Sitten heruntergekommen. In Italien während der Renaissance, in England unter der Restauration, in Frankreich unter Konvent und Direktorium hat man den Menschen zum Heiden werden sehen. . . Grausamkeit und Sinnlichkeit schossen empor, aus der menschlichen Gesellschaft wurde eine Mördergrube und ein schlechtes Haus. Wenn man dieses Schauspiel an sich hat vorüberziehen lassen, und zwar aus nächster Nähe, kann man die Mitgift abschätzen, welche das Christentum der modernen Gesellschaft zubringt. . . Weder philosophische Vernunft, noch künstlerische und literarische Kultur, . . . noch Regierungsmacht genügt, um es in dieser Dienstleistung zu ersetzen. Nur das Christentum ist imstande, uns zurückzuhalten in unserem angeborenen Hang . . . und das alte Evangelium, mag seine jetzige Umhüllung sein wie immer, ist heute noch das beste Hilfsmittel des sozialen Triebs.‘ Das Erscheinen eines Werkes, welches solche Sätze enthielt, genügte vielen, um Taine als abtrünnig zu verschreien und ihn an die Seite Joseph de Maistres und des Bischofs Dupanloup zu stellen. Diesen Ehrenplatz mußte Taine immerhin noch seiner Gesinnung keineswegs entsprechend finden.

Eine ähnliche Enttäuschung, und zwar eine posthume, hat der bedeutendste englische Vertreter des Positivismus, John Stuart Mill, seinen Anhängern bereitet. Dieser Denker, der wegen seiner methodischen Begründung der induktiven Logik und seiner folgerichtigen Durchführung einer utilitaristischen Ethik allgemein zu den scharfsinnigsten Köpfen des neunzehnten Jahrhunderts gezählt wird, mußte wegen seiner kühlen Verstandesnatur allen religiösen Anwandlungen einen besonders hartnäckigen inneren Widerstand entgegensetzen. Dazu kam noch, daß ihn sein Vater, der ebenfalls als Philosoph bekannte James Mill, in bewußter Abneigung gegen alle Religion und ohne jede nähere Kenntnis der christlichen Lehre erzogen hatte und daß er wohl in seinem ganzen Leben kein theologisches Werk gelesen hat.* Umso größer war die Überraschung, als aus seinem Nachlaß eine Anzahl von Essays on Religion veröffentlicht wurde, worin er zwar den besonderen Lehrgehalt des Christentums verschmäht, aber im vollen Gegensatz zu seiner früheren ultraradikalen Ablehnung jeder Religion eine hohe Wertung der übernatürlichen Welt bekennt und diese neue Haltung auch sachlich begründet. Genaueres Zusehen ergibt, daß diese neue Meinung keineswegs plötzlich entstand. Die ersten beiden dieser Untersuchungen, die über Natur und Nützlichkeit der Religion handeln, sind bereits in Mills fünftem Lebensjahrzehnt entstanden, nur die letzten über den Theismus kurze Zeit vor seinem Tod, der ihm vierundsechzig Jahre zumaß.

* Vergleiche M. Lewels, J. St. Mill. Die Stellung eines Empiristen zur Religion (Dissert.) Münster 1902.

Als Hauptgrund, welcher Mill zu einer ‚Religion der Gefühle und der Phantasie' führte, bezeichnet er selbst, daß er den Einfluß schätzen lernte, den das Christentum auf die Bildung des sittlichen Bewußtseins ausübt. Er hat, so sagt er, den inneren Nutzen der Religion für den Menschen erkannt, weil sie dessen Verlangen nach Idealen entspricht, die Verstand und Herz befriedigen; er kann sich nicht länger dem Eindruck entziehen, welchen das unerschütterliche Festhalten so vieler seiner Mitmenschen an der Religion auf ihn ausübt. Auch einigen wenigstens der Grundwahrheiten des Christentums ist er näher gekommen. So bekennt er einmal in einer bitteren Stunde: ‚Niemand sollte es versuchen, zum Nutzen seiner Zeit etwas zu unternehmen, ohne den festen Entschluß sein Kreuz zu tragen.' Der Verlust seiner Gattin brachte ihm die tröstliche Hoffnung des Jenseits zum Bewußtsein. Das gläubige Vertrauen auf ein vollkommenstes Wesen, auf einen liebevollen Schöpfer erweist sich ihm immer klarer als die beste Hilfe im Kampf gegen das Böse; daneben wertet er als sittliche Hilfe die Hoffnung auf eine Wiedervereinigung mit den guten Menschen aller Zeiten und die Begeisterung für die Idealgestalt Christi.

Nachdem Mill die vernünftige Richtigkeit und Einwandfreiheit des Gottesglaubens auch verstandesmäßig gesichert findet, tastet er noch einen Schritt weiter vorwärts und gestattet die Hoffnung, daß Gottes Güte der Menschheit das kostbare Geschenk des Christentums gesandt habe; denn angesichts der hohen Eigenart dieser Lehre und ihres Urhebers kann eine übernatürliche Herkunft nicht ausgeschlossen sein. Mills eigene Worte lauten:

‚Was immer die Kritik uns nehmen mag, Christus bleibt. Eine Gestalt von einzigartiger Erhabenheit, mit der sich keiner seiner Vorläufer oder Nachfolger vergleichen kann. Leben und Reden Jesu tragen einen Stempel der Einzigartigkeit und zugleich solcher Tiefe der Einsicht, daß der Prophet von Nazareth in die allererste Reihe unserer größten Geisteshelden zu stellen ist. Wenn wir hinzufügen, daß er wahrscheinlich der größte Reformator auf sittlichem Gebiete gewesen ist, daß er als Märtyrer seiner Überzeugung starb, daß er vielleicht tatsächlich eine besondere und einzige Sendung von Gott erhalten hatte, um die Menschheit zur Wahrheit und Tugend zu führen, dann dürfen wir aus alledem mit gutem Grund schließen, daß die Einflüsse der Religion der Erhaltung wert sind. Was ihnen an Stärke der theoretischen Überzeugungskraft fehlt, wird durch die größere Wahrheit der durch sie sanktionierten Sittlichkeit mehr als ausgeglichen.'

Schließlich muß in diese Reihe auch noch der dritte bekannte Vertreter des Positivismus, der Engländer Herbert Spencer, gestellt werden. Als Verfechter der natürlichen Entwicklungstheorie, die er schon vor Darwin auf alle Gebiete des Natur- und Geisteslebens auszudehnen suchte, hatte er in seinen Hauptwerken auch die Religion zu den rein natürlich entstandenen Geistesprodukten gerechnet und sich als Philosoph begnügt, hinter den werdenden Erscheinungen einen dem menschlichen Geist gänzlich unzugänglichen Urgrund anzunehmen, den er ausdrücklich ‚das Unerkennbare' (Unknowable) nennt. Um-

somehr überrascht es, in seiner Selbstbiographie, die 1904 bald nach seinem Tode erschien, einen nachträglichen Zusatz zu finden, den er noch als Dreiundsiebzigjähriger beifügte. Er bekennt darin, durch seine vergleichenden soziologischen Forschungen zu der Überzeugung geführt zu sein, daß eine durch kirchlichen Glauben und priesterliche Gewalt ausgeübte Kontrolle für den Bestand der Menschheit unentbehrlich ist. Das soziologische Beweismaterial in seiner Gesamtheit erachtet er hierfür als zwingend.

Und in mehr persönlicher Hinsicht gesteht Spencer: ‚Ein wesentliches Motiv, wenn nicht der Hauptgrund für meine veränderte Stellungnahme zu den Glaubensformen und den ihnen als Stütze dienenden Institutionen war die mehr und mehr sich festigende Überzeugung, daß derjenige Vorstellungskreis, der durch den religiösen Glauben ausgefüllt wird, kein Vakuum verträgt, daß das Problem des eigenen Ich und der Unwelt nie aufhören, sondern stets von neuem auftauchen wird. Gibt es auch keine endgültige Lösung dieser Fragen, so wird deren Stelle doch immer von einer gewissen — das Bewußtsein jeweilen befriedigenden — Antwort ausgefüllt sein.‘

Am schwersten und unlöslichsten lastet auf Spencers Geist die Frage nach dem Fortbestand des Bewußtseins nach dem Tode. ‚So bin ich‘, erklärt er abschließend, ‚dazu gekommen, nunmehr jedwedem religiösen Credo, welches jene Lücke im menschlichen Bewußtsein ausfüllt, welche die Vernunft vergeblich zu erforschen suchte — umso vergeblicher, je länger sie suchte — meine auf der Einsicht allgemeiner Notwendigkeit beruhende Sympathie entgegenzubringen. Ich lebe der Überzeugung, daß der Widerspruch gegen die religiösen Dogmen daraus erfolgt, daß man die von ihnen dargebotenen Lösungen nicht anzunehmen vermag, wobei der Wunsch nach einer endgültigen Lösung nach wie vor bestehen bleibt‘. Dies blieb Spencers letztes Wort. —

Unser Streifzug, soweit er die Sammlung von Tatsachen bezweckte, sei damit beendet. Zur allgemeinen Würdigung genügen wohl wenige Sätze; denn im wesentlichen sprechen die Tatsachen für sich selbst. Zunächst gilt es eine Mißdeutung abzuwehren, welche das Gewicht des Vorgebrachten abschwächen oder ganz aufheben möchte. Häckel hat in einem ähnlichen Fall, wo er einer entgegenstehenden Überzeugung hervorragender Naturforscher, wie Virchow, Wundt, K. E. von Baer u. a., ihr Gewicht nehmen wollte, die bequem Ausflucht gewählt, bei seinen greisen Gegnern habe ‚Rückbildung des Gehirns im Alter‘ stattgefunden. Um diese wohlfeile Senilitäts-Theorie auszuschließen, ist im Vorausgegangenen jeweils betont worden, in welchem Alter die Umbildung der Weltansicht stattfand. In der Mehrzahl der Fälle ergibt sich hierfür das fünfte Lebensjahrzehnt, also eine Zeit, in der von greisenhafter Denkschwäche noch keine Rede sein kann. Aber auch da, wo die Einsicht erst später einsetzte, wird man sie deshalb nicht geringer schätzen. Die Erbweisheit aller Völker, die gerade dem Urteil des gereiften, leidenschaftslosen Alters besondere Bedeutung beimißt, ist nicht so leicht zu entwurzeln und dem Häckelschen Vorwurf darf man mit gutem Grund den Spruch aus Jesus Sirach entgegenhalten:

Verachte keinen Menschen seines Alters wegen; denn auch aus uns werden einige alt werden.

Eine andere Allgemeinerwägung, durch die vielleicht manche das Gewicht des Vorgebrachten abschwächen möchten, ist folgende: Man sagt, die Motive, aus denen die einzelnen Denker zu ihrer religiösen Altersweisheit kamen, seien nicht eigentlich philosophische, sondern mehr persönliche: das Verlangen nach eigener Unsterblichkeit, der Verlust geliebter Personen und andere schwer diskutierbare Gefühlsgründe mehr. Daran ist sicher ein gewisser Teil Wahrheit. Aber man darf doch nicht vergessen, daß man es mit weitblickenden Denkern zu tun hat, die gewohnt sind, auch persönliches Erleben unter allgemeine Gesichtspunkte zu rücken, auch ihre eigene Lebenserfahrung ‚sub specie aeternitatis' zu betrachten. Übrigens kommt der angedeutete Erklärungsgrund nur bei einem Teil der Fälle inbetracht, und erweist sich dann jeweils nur als ein äußerer Anlaß, nicht als die zureichende und dauernde Begründung.

Nicht so sehr persönliche, als allgemeinmenschliche Erfahrungen und Erwägungen sind es vielmehr, die der religiösen Wahrheit auch bei so vielen vormaligen Gegnern zu wachsenden Zugeständnissen verholfen haben. Es gereicht den ‚Abtrünnigen' nur zur Ehre, daß sie es über ihrem theoretischen Eifer nicht verlernt haben, Mensch zu sein. Und eben dies macht ihren Entwicklungsgang für die Allgemeinheit um so lehrreicher.

Wahr und wichtig ist, daß in fast allen betrachteten Fällen die Begründung des Gesinnungswechsels mehr in ethischen als metaphysischen Gedankengängen sich vollzog. Darin macht sich die Nachwirkung von Kants Unterscheidung der theoretischen und praktischen Vernunft bedeutsam geltend und mehr noch die allgemeine geistige Situation der jüngsten Zeit mit ihrem durch Zersplitterung und Überstürzung sich schwächenden philosophischen Denken. Dies rächt sich denn auch zumeist in einer verbleibenden Halbheit und Unsicherheit der errungenen Überzeugungen.

Hier kommt es aber, wie schon anfangs betont, nicht so sehr auf die einzelnen schließlich ausgesprochenen Lehrsätze an als auf die allgemeine Richtung der ganzen geistigen Entwicklung. Diese führt in der Altersweisheit der neuzeitlichen Denker, die vor unserem Auge vorüberzogen, ausnahmslos zu einer wachsenden Wertschätzung der Religion und der christlichen Wahrheit. Das weitere muß die Zukunft bringen!

Auch ein Wanderlied.

Von

Timm Kröger.

Einen Hügel steige ich hinauf, sein Haupt hat glatte Kuppelform, schon längst hat es den Kommenden — angelacht, hätte ich bald gesagt. Aber das gäbe nicht die rechte Anschauung von des Berges Würde, von seinem Ernst. Angelacht hat er mich nicht, er hat nur nach mir hingesehen, wie ein Starker tut, dem die Herablassung die Lippen kräuselt, wenn er mit kleinem Kruppzeug zu schaffen hat. Und beim Hinsehen schaute er gutmütig aus und sprach die Worte: So ist es recht, komm nur sachte herauf, setze deine Sohlen nur dreist auf meinen Kopf; ich werde es gerne leiden, und dir wird es eine Freude sein. Bin ich doch nicht nur eine berühmte Wasserscheide zwischen Stör und Eider, sondern auch ein Aussichtspunkt über die Stätten, die dir gegeben haben, was du hast, und dich zu dem gemacht haben, was du bist.

Ich kam vom Osten meines schmalen, meerumrauschten Vaterlandes, von Holsteins Osten, um den allgemach eine umfangreiche Bädekerliteratur anschwillt, da kam ich her. ‚War es dort schön?‘ fragt man, und ich antworte: ‚Ja.‘ — Schön war das Land der in sanften Wellen hinrauschenden Felder, das Land der hochgetürmten Wälder, das Land der hinfliehenden Hügel und nachrauschenden Seen, der blanken blauen, immer melancholisch schauenden und doch immer hoffnungsseligen Seen. Auch der Gesang der allgegenwärtigen Natur in Laub und Schilf gefiel mir gut; es ist nur schade, daß ich die Melodie nicht nachsummen kann. Ich kann es nicht, weil mir doch etwas fehlte. Genau weiß ich nicht was; nach meiner Empfindung war Frau Natur im Osten zu gut angezogen. Landschaften erinnern mich immer an Frauen, und ich mag diese lieber im Hauskleid als im Ballkleid. So ging mir's schon, als ich jung war, so geht es mir noch jetzt, da ich alt bin. Und zuweilen finde ich sie sogar entzückend, wenn sie in schaler Arbeitshülle stecken.

Einmal — zehn Jahre mögen verfloſſen ſein — ſah ich eine Magd, die einen Keller geſcheuert hatte und nun ſchnell über die Straße zum Krämer lief. Sie war naß, ſie troſ, ſie war ſchmutzig, lief in Holzpantoffeln, mit aufgebundenen Röcken, mit nackten, von allen Spuren der Arbeit bedeckten Armen, die Hände noch immer zum Scheuern gekrallt, das reiche, braune, aufgeſlirrte Haar wild um den ſchönen, jungen und über das ganze Geſicht lachenden Kopf. — So flog ſie durch das Gewühl der Straße.

Wenn du nun ein Maler wärſt! dachte ich. Wenn du auch nur eine Camera hätteſt und das Bildchen knipſen könnteſt! — Du biſt und haſt aber keines von beiden, grabe um ſo tiefer in dein Gedächtnis ein, was deine Augen ſehen. Denn es iſt über alles Maß köſtlich, wundervoll iſt es. Sieh nur mal die Selbſtironie, die in dem Geſichtchen herumkichert. Ich weiß, ſteht darin, daß ſich das nicht gehört. Eigentlich müßte ich hinauf in meine Kammer gegangen ſein, mich zu waſchen und zurechtzumachen, eine reine Schürze vorzubinden, vielleicht gar ein Körbchen zu nehmen, eine geſtickte Decke darüber tun und dann fein ordentlich hinübergehen, das halbe Pfund Seife und die Soda, die mir fehlen, zu holen. — Ach was! Da habe ich keine Zeit zu, ich muß fertig werden, ich mache mir nichts daraus, ich ſpringe hinüber, wie ich bin, ſteige aus Dreck und Waſſer, klebend, ſchmutzig, und lache den Leuten ins Geſicht.

Wenn ich jung geweſen wäre und es ſich geſchickt hätte, dann hätte ich das friſche Menſchenkind geſtellt und zu ihm geſagt: ‚Fräulein, Sie ſind ſchön, ich muß Sie küſſen. So viel Zeit hat's doch wohl mit der Seife.‘ Jetzt hätte ich wenigſtens gern den Hut vor ihr gezogen: Hochachtung! Ich wußte aber, daß das nicht ſein darf. Es ging nicht, aber freuen durfte ich mich doch, um ein friſches Bild reicher geworden zu ſein. Und dabei mußte ich immer an Philine denken, als ſie zum erſtenmal mit Wilhelm Meiſter zuſammentraf. Ihr Friſierjäckchen war nicht ganz ſauber, und das gab ihr ein ſo hausmütterliches Ausſehen.

Ich war dabei, etwas von dem Eindruck mitzuteilen, den ſchöne und gute und ſanfte Frauen auf mich im Werkeltagskleide machen. Wenn ich ſie im Putz, wenn ich ſie in Prachtgewändern ſehe, habe ich immer das Gefühl, als ſei ich beſtohlen worden, als ſei mir etwas genommen worden, als ſei das Herz meiner Freundinnen auf einmal ſchlechter und hochmütiger geworden. So viel fremder und kälter, ja auch häßlicher ſind ſie dann. So behaupten meine Augen, und ſelbſt mein Herz ſagt, daß es ſo ſei.

Ähnlich geht es mir mit der Natur im Oſten unſeres Landes. Ich habe immer den Eindruck großer Toilette. Und dabei geht ſie nicht mal in Geſellſchaft, ſondern ſitzt in der guten Stube allein mit ihrem Staat. Für den angelegten Putz ſieht es zu leer und einſam bei ihr aus. Es ſind

zu wenig Menschen da. Wenn ich sage: zu wenig Menschen, so rechne ich die Bier trinkenden, Butterbrot essenden, Butterbrotpapier umherstreuenden Touristen nicht zu unserer Gattung. Von der Sorte gibt es genug, und doch ist das Landschaftsbild tot. Ich vermisse Häuser und Dächer von glücklich sein sollenden, den üppigen Boden bebauenden, zu ihm gehörenden Menschen.

Es gibt Landschaften, die ihre Schönheit verlieren, wenn die Einsamkeit fehlt. Was wäre die windverwehte Heide ohne sie? Was das Unheil brütende Moor ohne Verödung? Was wäre ein am Rand von Wald und Heide belegenes Häuschen, wenn es nicht so verlassen und einsam in die Welt hineingestellt wäre? Küchenrauch schwält aus Dach und Fenster und erzählt von Bratkartoffeln und Milchreis und von genügsamen, sich daran gütlich tuenden Leuten.

Da paßt die Einsamkeit hin, nicht aber in die Kulturgärten strotzenden Segens. Da will ich bunt hingestreuten Reichtum lachender, reicher, fröhlicher Dörfer.

Nun stehe ich oben auf meinem Berg und trampele auf seinem Kopf, sehe nach meiner Heimat hin und schaue die von meinem Herzen begehrten Dächer und Häuser, sehe ein reichbesetztes Land. Die dunkeln Farben herrschen vor, aber in der Mitte des Bildes strahlt es wie ein von rotem Mohn gefülltes Beet. Aber der Mohn löst sich in Häuser und Ziegeldächer auf, es ist ein mir wohlbekanntes Kirchdorf, das vor vielen Jahren abgebrannt und mit harter Bedachung wieder aufgebaut worden ist. Seitdem glänzen die Dächer im schönsten Rot. Wie es aus Gärten und Büschen und Bäumen herausleuchtet! Ein paar Neubauten sind heraufgewachsen, die Schiefer tragen. Tot und häßlich, schwarz gestrichenen Särgen gleich stehen sie mitten in der Blüte des Vergessens.

Ziegeldächer im Grünen sehen gut aus, aber noch besser gefallen mir die Strohdächer, die auch am Rand des Ortsweichbildes heraufgrüßen. Und sie gemahnen mich schier an Mutterhand und an Liebe. Breit und gesegnet, alles in sich aufnehmen wollend, reichen sie tief hinab, und Bescheidenheit und Ehrlichkeit und Heimatsliebe — alles liegt darin, Klugheit schaut aus den Giebeln.

Der Turm des Orts ist nicht ganz fertig geworden. Er hat ein Notdach bekommen; sein Hahn sieht stolz über das Land nach den Dörfern hin, die keine Kirche haben. Er hat aber keinen Grund, sich zu blähen. Denn ein Dorf, das einen Pastor, eine Kirche, daher auch einen Jahrmarkt und eine Tierschau und drei Dutzend Schnapsschenken besitzt, wovon zweiunddreißig überflüssig sind — ein solches Dorf ist eine halbe Stadt. Richtige Dörfer haben das alles nicht; in richtigen Dörfern ist es vielmehr eine Art

Fest, wenn man das Gespann der Schwarzen ins neue Sielengeschirr legt und nach den roten Dächern hin ‚to Kark un to Mark' fährt.

Da liegen sie rechts und links vom Turmhahn, an Bäche hingewürfelt, an Wälder angelehnt, groß und volkreich. Große Hufen, eine noch mächtiger als die andere, und alles in Freiheit, und groß und gelassen Dächer und Brandmauern gegeneinander und hintereinander vorschiebend.

Wie liebe ich sie, die Dörfer auf unserem Mittelrücken des vom Ural kommenden und nach Skagens Spitze hinauflaufenden Höhenzuges und die auf seinen Abdachungen! Und wie liebe ich seinen freien, selbstherrlichen, selbstbewußten Bauern! Eine Kutsche rollt am Hofe vorbei, der Bauer steht am Weg und forkt Dünger auf den Wagen und bleibt dabei, obgleich er einen ihm bekannten ‚Großen' in dem Reisenden erkennt. Sein wacher Tolk bellt, wie es sich gehört, hinterdrein. Er forkt weiter und hält sich für nichts Geringeres als der gelangweilte Hochwohlgeborene in der von Tolk noch immer verfolgten Kalesche.

Der Eigenbauer des Mittelrückens hat nichts von Salonhöflichkeiten an sich, er ist sogar ein wenig geradezu, aber gern gebe ich dafür die dienstergebene Höflichkeit des Pachtbauern im Osten, der in der Furcht seines Gutsherrn erzogen ist, und die Mütze so hübsch zu rücken versteht. Wie grob und schwer schreiten wir im Westen dagegen aus! Voll Selbstvertrauen und Stolz. Wenn wir beispielsweise die kleinen, in den Falten des Geländes verschwindenden Häusergruppen der östlichen Pachtbauern als Dörfer bezeichnen, dann tun wir es in dem Bewußtsein, daß wir gnädig und nachsichtig sind und eigentlich nicht nötig hätten, den Hüttenkram dafür gelten zu lassen.

* * *

Und nun wandelt mein Fuß auf der Erde, die zu meinem Heimatsdorf gehört, auf der halben Quadratmeile, worauf es hingestreut ist. Vor vielen, vielen Jahren, als alles Wald war, da kamen, sagt man, Ansiedler, bauten Blockhäuser, schlugen einen Zaun um ihr Besitztum, schoben ihn immer weiter gegen den Wald vor und hörten erst auf, als sie dem Nachbar ins Gehege kamen.

Unter Eichen gedeihen andere Menschen als unter Erlen, hier andere als im enggebauten Dorf. Einsam und doch nicht vereinsamt sitzt jeder auf seiner Scholle, selbstgenügsam und unabhängig, vielleicht ein bißchen zu sehr.

Ich bin wahrscheinlich ebenso; hat mich doch die Erde dieses Dorfes geboren. Und wenn ich sie berühre, überströmt mich eine Fülle von Wärme.

Mich überströmt Wärme, und, wenn man das Heimweh nennen will, soll es mir recht sein. Ich glaube wirklich, das Weh um die Natur ist

dabei mit im Spiel. Denn ich weiß, wie schlimm sie daran ist. Ich bin der Hüter des Geheimnisses ihrer Liebe und ihrer Schmerzen. Sie ist, ich will's sagen, ein fühlendes, ein lebendes Wesen wie ich selbst, und wir beide sind durch den Sündenfall der Geburt Schicksalsgenossen geworden. Wir sind in grobe Häute genäht, sie wie ich, und sind bemüht, sie wieder abzustreifen. Wenn die letzte Hülle fällt — Sterben heißt man es gemeiniglich, Weise aber benamsen es Auferstehung, — dann sind wir wieder eins, wie von Ewigkeit her.

Die Natur meiner Heimat und ich... Wir tragen gleiches Leid, aber mein Los ist das bessere. Die Larve wird bei mir früher platzen, die Flügel werden mich jünger emportragen. Und dann: ‚Mir gab ein Gott zu sagen, was ich leide,' aber dich, arme Natur, schlug er mit Stummheit.

Die Sprache der Zungen und Worte versagte man dir, es blieb dir nur die Sprache stummer Geberden. Wir aber kennen uns, ich versteh' deine Gedanken, und im Tagebuch meiner stillen Stunden schrieb ich's hinein mit hartem Griffel — ein wenig von deiner Freude und viel von deinem Leid.

* * *

Ein schwarzer Köter bellt mich an, ein gelber Hahn kräht vom Mist. Ich bin an einem Kreuzweg angelangt, wo ein halbes Dutzend Häuser zusammengedrängt ist, ein kleines Dorf im Dorf. Bis zu meines Vaters Hof sind jetzt nur noch wenige Minuten. Und groß und breit liegt er vor mir im Grünen. Am Rand ist junges Baumgelichter heraufgewachsen; das kennt mich nicht und kümmert sich nicht um mich. Aber die vor der Haustür stehenden Großen, die Buchen und Linden, grüßen mich mit stillem Neigen.

Guten Tag, ihr Alten! Es kommt ein müder Mann.

Die ägyptische Kultur zur Zeit der ersten Pyramidenerbauer.

Von

E. M. Roloff.

Das Interesse unserer Gebildeten an dem alten Wunderlande Ägypten ist noch nie erlahmt. Die neuesten Ausgrabungen, namentlich die der Deutschen Orientgesellschaft, sind geeignet, in noch höherem Maße unsere Aufmerksamkeit auf das uralte Pharaonenland hinzulenken. Was dort an neuen Funden aus der fast märchenhaften Zeit der ersten fünf Dynastien gewonnen wurde, ist soeben erstmals in populärer Form von berufener Feder in einem aus einem dem Kaiserpaar gehaltenen Vortrage hervorgegangenen Büchlein zusammengestellt worden,* wobei im besondern der Grabungen bei Abusir gedacht wurde, die so manches Schlaglicht auf das Dunkel jener entlegenen Zeit haben fallen lassen.

Erstaunlich sind die Fortschritte, die unsere Kenntnis des alten Pyramidenlandes in den letzten zwei Jahrzehnten gemacht hat. War noch vor 20 Jahren die Datierung so unsicher, daß man als erstes vollständig zuverlässiges Datum nur die Thronbesteigung des Pharaos Psammetich I. (26. Dynastie) im Jahre 663 v. Chr. zu nehmen wagte, und gingen gar einige Jahrzehnte früher bei der Bestimmung des Regierungsantrittes des ersten historischen Pharaos Menes die Meinungen der namhaftesten Ägyptologen noch um 3547 Jahre auseinander, so besitzen wir heute bis zur 12. Dynastie (2000—1788 v. Chr.) hinauf exakte, auf astronomischer Berechnung und Dokumenten aller Art beruhende Daten; und auch für die frühere Zeit fehlt es uns nicht an ausreichendem Anhalt für ziemlich sichere Zahlen.

Auch das ist uns bekannt, daß vor der eigentlichen historischen Zeit der ägyptischen Geschichte ein altes Doppelreich lag: ein oberägyptisches mit der Hauptstadt Elkab und ein unterägyptisches, das seinen Mittelpunkt in Buto im Deltagebiete hatte. Beide hatten ganz die gleichen staatlichen und religiösen Einrichtungen und waren von dem gleichen Stamme geschaffen

*Vgl. Eduard Meyer, Ägypten zur Zeit der Pyramidenerbauer. Mit 16 Abbildungen und 17 Tafeln. Leipzig, 1908. Hinrichs. 40 Seiten.

worden, der den kriegerischen Lichtgott Horus in der Gestalt eines Falken als Hauptgott verehrte. Die Reiche der ‚Horusverehrer' werden diese beiden Staatengebilde daher genannt. Ihre Kultur zeigt trotz des Vorkommens einiger Edelmetalle sowie kupferner Gefäße und Gerätschaften den ausgesprochenen Charakter der jüngern Steinzeit. Doch sind alle aus dieser Epoche stammenden Steingeräte von einer Feinheit der Arbeit, die sonst nicht ihresgleichen hat. Auch die verschiedenen Kunsterzeugnisse dieser Periode, von denen namentlich eine Anzahl von Schiefer-Schminktafeln (zum Reiben der beim Bemalen der Augenbraunen und -lider gebrauchten grünen Farbe bestimmt) mit Schnitzereien und Reliefzeichnungen aufgefunden sind, verraten bereits manches charakteristische Merkmal der spätern ägyptischen Kunst.

Daß vor diesen beiden Reichen schon ein Urreich am Nil bestand, läßt sich ebenfalls nachweisen. Denn dessen Bewohner haben nicht bloß sehr deutliche Spuren in der ägyptischen Mythologie zurückgelassen, sondern sich auch ein dauerndes historisches Denkmal geschaffen in der Begründung des ägyptischen Kalenders, den wir als die vornehmste Reliquie jener Urzeit zu betrachten haben. Wurde er doch in der Hauptsache von Julius Cäsar ins römische Reich eingeführt, gewann seiner praktischen Brauchbarkeit wegen allgemeine Aufnahme und bildet die Grundlage auch unsers heutigen Kalenders. Ist Eduard Meyers Berechnung* wirklich zutreffend — seine Beweisführung mit Hilfe der sogenannten Sothisperiode ist jedenfalls sehr einleuchtend — so wäre der genannte ägyptische Kalender am 19. Juli 4241 v. Chr. in Kraft getreten, und wir hätten mit dieser Zahl das älteste historische Datum gewonnen, das die Geschichte der Menschheit kennt.

Doch gehen wir zurück auf festeren Boden! Die jüngste der eben erwähnten Schminktafeln, die mit besonders reichen und phantastischen Reliefzeichnungen versehen ist und mehr noch als die andern schon eine Repräsentantin der Eigenart der ägyptischen Kunst genannt werden kann, trägt den Namen des Pharaos Narmer, der nur durch dieses steinerne Dokument bekannt und vielleicht identisch ist mit dem ersten historischen Könige von Ägypten, nämlich mit Menes. Seit dessen Grab 1897 von dem französischen Ägyptologen de Morgan in einer sehr zerstörten Ziegelmastaba bei Nakâde (Negade) in Oberägypten aufgefunden ist, kann an seiner geschichtlichen Existenz nicht mehr gezweifelt werden. Er entstammte der Stadt This (wahrscheinlich an der Stelle des heutigen Dorfes el-Birbe, 6 Km. nördlich von Girge) und soll den ägyptischen Einheitsstaat geschaffen haben, indem er die beiden Reiche der ‚Horusverehrer', Ober- und Unterägypten, unter seinem Zepter vereinigte. Daß das zwischen 3400 und 3200 v. Chr. geschehen ist, darf für unbedingt sicher gelten. Man bezeichnet das Jahr der Vereinigung daher gewöhnlich mit ‚um 3300'; nach Ed. Meyers Berechnung wäre es das Jahr 3315 v. Chr.

---

*Vgl. seine ‚Aegyptische Chronologie' (1904; Nachträge 1907, in den Abhandlungen der Berliner Akademie).

Konnte es eine Zeitlang scheinen, daß Babylonien nach den seit 1898 erfolgten Ausgrabungen dem Nillande den Rang des ältesten Kulturbodens streitig machen würde, so wissen wir jetzt bestimmt,* daß die erste babylonische Dynastie erst 2060 v. Chr. zur Regierung gekommen ist. Da vor dieser das Reich von Sumer und Akkad (etwa seit 2300 v. Chr.) sowie das semitische Reich des Sargon und Naramsin von Akkad (ungefähr um 2500 v. Chr.) liegt, und die Denkmäler vor Sargon an drei Jahrhunderte umfassen, so ergibt sich die Tatsache, daß alle in Babylon gemachten Funde nicht über das Jahr 2800 v. Chr. hinausreichen. Somit erhalten wir hier die ungeheure Perspektive, daß der Kulturstaat Aegypten schon einen Zeitraum von mehr als einem halben Jahrtausend durchlaufen und in diesen fünf Jahrhunderten bereits unvergängliche Wunderwerke geschaffen hatte, als die ersten Spuren des zweitältesten Kulturvolkes der Welt, eben der Babylonier, sichtbar wurden. Denn daß Ägypten in jener Zeit schon ein hochkultiviertes Staatengebilde war, darüber lassen die Funde der letzten 10 Jahre keinen Zweifel. Fand man doch in dem Menesgrabe bereits Elfenbeintäfelchen mit Hieroglyphenschrift.

Von den Nachkommen des Menes, den Thiniten, die etwa 400 Jahre lang in den beiden ersten der 31 Dynastien, in die man die ägyptische Geschichte von Menes bis zu Alexander d. Gr. allgemein einteilt, regierten, ist uns im übrigen nicht viel mehr bekannt. Am deutlichsten tritt uns von ihnen Atoti II. entgegen; sein Grabstein (jetzt im Louvre), der bei Abydos, der Begräbnisstätte der ersten beiden Dynastien, gefunden wurde, ist das eindruckvollste Kunstprodukt jener Periode. Er ist $1\frac{1}{2}$ Meter hoch nnd enthält nur den mit dem einzigen Zeichen der Schlange geschriebenen königlichen Horusnamen, der umrahmt wird von dem Portal des Königsschlosses, auf dem ein großer Falke, das Horus-Symbol, thront. Die treffliche Ausführung der Skulptur gibt Zeugnis von dem bedeutenden Schritte zur klassischen ägyptischen Kunst, der sich innerhalb der ersten Dynastie vollzogen haben muß.

Nach der Thinitenzeit wurde der Schwerpunkt des Reiches von Abydos weg in das nordwärts befindliche Gebiet des Ptahheiligtums von Memphis verlegt, wo schon Menes die Festung der ‚Weißen Mauer' gegründet hatte. Der erste König dieser 3. (memphitischen) Dynastie ist Zoser, dessen Name immer verbunden bleiben wird mit dem ältesten Pyramidenbau (um 2900). Hatten bis dahin die Pharaonengräber ausschließlich die Form der Mastaba gehabt, wie sie heute noch besonders bei Sakkara zu sehen sind, so setzte Zoser für seinen Grabbau gleichsam sechs Mastabas, die immer kleiner wurden, aufeinander, wodurch die erste Stufenpyramide, das weithin sichtbare Wahrzeichen vom heutigen Sakkara, entstand. Aus ihr entwickelte sich dann später schrittweise die Pyramidenform, die heute jedem Kinde bekannt ist.

In ihrer höchsten Vollendung begegnen wir den glatten Pyramiden schon in der 4. Dynastie (etwa 2850—2700 v. Chr.), die eine Epoche

*Vgl. vor allem: L. W. King, Chronicles concerning early Babylonian Kings (2 vol. 1907).

großer Macht gewesen sein muß und eine erste herrliche Kunstblüte inaugurierte. Snofru, der Begründer dieser Dynastie, erbaute bei Dahschur die erste Pyramide in reiner Form, die wir kennen. Sie gehört mit einer Höhe von 99 Meter zu den höchsten, die uns erhalten sind, und bildet das älteste Pharaonengrab in dieser glatten Pyramidenform. Die andere Pyramide, die Snofru bei Medum errichtete, war nach dem ursprünglichen Plane eine Stufenpyramide. Das größte Wunder unter allen diesen Bauten bildet die von Cheops, dem zweiten Herrscher der 4. Dynastie, bei Gizeh (etwa 10 Kilometer von Kairo) erbaute ‚Große Pyramide'. Ihre ursprüngliche Höhe von 146 1/2 Meter wurde durch Abtragung mehrerer Schichten von Quadern, die im Mittelalter zum Bau der Paläste des neugegründeten Kairos verwendet wurden, auf 137 Meter vermindert. Jede ihrer vier Seiten hatte einst eine Länge von 233 Meter (heute noch 227,5 Meter), und ihre schrägen Seitenflächen waren ehemals 186 Meter hoch, jetzt noch 173 Meter. Dicht neben ihr steht die 136 Meter hohe Pyramide des Chephren, die zweithöchste von allen, und etwas entfernter die 62 Meter hohe Pyramide des Mykerinos (Mencheres).

Es dauert eine geraume Zeit, bis man sich in der erhabenen Unendlichkeit der Wüste, die jeden Anhaltspunkt zum Vergleiche entbehren läßt, der ungeheuren Masse bewußt wird, welche diese Riesenbauten in sich schließen; und gar mancher Durchschnittsreisende mag dort im ersten Augenblicke oder auch dauernd empfunden haben, was ein mecklenburgischer Baron mir auf jener unvergleichlichen Stätte vor Jahren — wenigstens ehrlich genug — offen gestand: daß er sehr enttäuscht sei und etwas Schönes nicht zu entdecken vermöchte. Wurde doch selbst ein Alban Stolz dort eher zu grimmigen als zu bewundernden Betrachtungen hingerissen. Hat man sich aber erst einmal in die Einzelheiten hineingefunden, oder hat man gar die ‚Große Pyramide' bestiegen, was ja dank der durch den Vandalismus der mittelalterlichen Kalifen entstandenen Stufen möglich ist, und dann von dieser Riesenwarte aus einer unvordenklichen Zeit in die Welt der Gegenwart hinuntergeblickt, so werden einem Erhabenheit und Ewigkeit — ich möchte sagen zu greifbaren Formen.

Hat doch die Cheopspyramide einen Inhalt von 2521000 Kubikmeter Steinen, die nach Jomards Berechnung ausreichen würden, das ganze heutige Frankreich mit einer Mauer von 90 cm Höhe und 30 cm Breite zu umgeben! — 100000 Menschen arbeiteten nach Herodots Berichte 20 Jahre hindurch alljährlich 3 Monate (zur Zeit der höchsten Nilschwelle) an diesem steinernen Giganten und verzehrten dabei allein an Rettichen, Zwiebeln und Knoblauch für mehr als 7 Millionen Mark nach unserem Geldwerte!

Und warum dieser beispiellose Aufwand an Kräften aller Art? — Nur damit ein kleiner Raum geschaffen wurde, in dem die Königsleiche vor der Zerstörung sicher war! Denn das Fortleben der Seele war nach altägyptischer Vorstellung an den Fortbestand des Körpers geknüpft.

Kennten wir nichts mehr aus den ersten Dynastien als diese Pyramiden und den Zweck ihrer Erbauung, so könnten wir schon allein daraus

einen Schluß auf den damaligen Staatscharakter machen: Der Pharao war Mittelpunkt und Inbegriff des Reiches; nur seinetwegen waren Land und Leute da, mit denen er nach Belieben schalten und walten konnte. Er selber war den Göttern gleich, mit denen er als einer der ihrigen verkehrte. Ganz folgerichtig waren seine Untertanen deswegen gezwungen, oft eine ganze Generation hindurch Frondienste zu verrichten, um die Königsleiche vor der Zerstörung zu sichern, mochten ihre eigenen Leiber auch im Wüstensande verwittern.

So kann man sich denn nicht wundern, wenn jeder Pharao jener Zeit sofort nach seiner Thronbesteigung keine größere Sorge kannte, als die Erbauung seiner Pyramide. Es war etwa in den ersten 6 Dynastien, und vielleicht auch noch länger, feststehender Brauch, daß jeder neue König bei seinem Regierungsantritte am Rande des Fruchtlandes eine neue Königsstadt baute, die neben seinem eigenen Palaste auch die Wohnungen seiner Hofleute enthielt und von einer viereckigen Mauer umschlossen war. Zur gleichen Zeit wurde oberhalb dieser Residenz auf dem höher gelegenen Wüstenplateau der Bau der Grabstätte begonnen. Eine verdeckte Rampe mit einem Torbau am Fuße, oft mit herrlichen Reliefs überreich ausgestattet, führte hinauf auf die Höhe, wo vor der Pyramide der Totentempel des betreffenden Königs lag. Die Pyramide wurde zunächst in nur kleinen Dimensionen angelegt, damit dem Pharao auch im Falle eines baldigen Todes ein vollständiges Grab gesichert sei. Mit jedem neuen Regierungsjahre wurde dann um diesen Kern ein neuer Steinmantel in Stufenform herum gelegt; daher die so verschiedenen Höhenverhältnisse der Pyramiden. Erreichte der Pharao das 30. Regierungsjahr, so feierte er ein glänzendes Jubiläum, das sogenannte Sedfest, und begann dann seine Regierung gleichsam von neuem, was er äußerlich dadurch anzeigte, daß er eine neue Residenzstadt und eine neue Pyramide zu bauen begann.* Starb der König, so wurde zunächst der letzte Steinmantel fertiggestellt; dann wurden die Stufen, angefangen an der Pyramidenspitze, durch glattgeschliffenen weißen oder gelben Kalkstein, teilweise auch durch Rosengranit aus Assuan ausgefüllt, sodaß ganz glatte Seitenflächen entstanden. Besondere Mühe gab man sich dabei, den Zugang zu der kleinen Grabkammer mit dem Sarkophag des Königs, die innerhalb der Pyramide (ober- oder unterirdisch) lag, zu verbergen. Waren die Wände dieses im Verhältnis zu dem ganzen Bau winzigen Kämmerleins in der ältesten Zeit völlig schmucklos, so wurden sie seit der 5. Dynastie mit religiösen Inschriften bedeckt, die unter dem Namen der ‚Pyramidentexte' für unsere Kenntnis dieser ältesten Zeit von allergrößter Bedeutung geworden sind.

Das Steinmaterial zu diesen Riesenbauten wurde zum größten Teil dem jenseits des Nils am Südende des heutigen Kairo gelegenen Mokattamgebirge entnommen, indem man, wie jetzt noch bei Turrah zu sehen ist, riesige

*Bis zu Snofru hinab gehörte es zum Staatszeremoniell, daß jeder Pharao, wohl in seiner Doppelwürde als Herrscher von Ober- und Unterägypten, zwei Gräber hatte.

Höhlen, ja förmliche Felsensäle im Innern des Berges aushöhlte. Da es sich um gewaltige Quadern handelte — nach Flinders Petries Berechnung waren zum Bau der Cheopspyramide 2 300 000 Steine von je etwa 1,10 cbm Inhalt nötig! — so konnte die Fortschaffung nur zu Schiffe erfolgen zur Zeit der Hochflut des Nils, wenn dessen Wasser bis unmittelbar an das Wüstenplateau reichte. Von dort wurden sie dann auf einem Steindamme, dessen Reste noch vorhanden sind, bis zu dem Bauplatze befördert und hier wahrscheinlich auf einer schiefen Ebene durch Walzen oder mittelst hölzerner Maschinen von Stufe zu Stufe bis zur Spitze der Pyramide gehoben. Wie zeitraubend und beschwerlich solche Arbeiten gewesen sind, läßt uns ebenfalls der alte Herodot erkennen, wenn er uns mitteilt, daß an der Fortschaffung eines einzigen Riesen-Granitblockes von Elephantine bis Sais (heute eine Eisenbahnlinie von rund 900 km Länge) 2000 Menschen drei Jahre lang gearbeitet haben! Also nur durch Frondienste im schlimmsten Umfange waren solche Bauten auszuführen. Wenn man alle diese Einzelheiten überdenkt, so stimmt man gern den Worten eines berühmten Gelehrten zu, der von der ‚Großen Pyramide' sagt: ‚Es ist etwas Gewaltiges, daß ein Werk wie die Cheopspyramide überhaupt geplant, und fast unfaßbar, daß dieser Plan ausgeführt werden konnte. Es erklärt sich das nur durch eine Konzentration der gesamten Arbeitskraft des Landes auf einen einzigen Punkt, wie sie sich in diesem Maße wohl nirgends wieder in der Geschichte zeigt.'

Die Pyramiden waren rings umgeben von den in regelmäßigen Reihen liegenden Gräbern der Hofleute und der Beamten des Königs. Wie diese sich seit dem Ende des sogenannten Alten Reiches (um 2000 v. Chr.) die Gräber der Könige für ihre eignen zum Vorbilde nahmen und sich kleine Ziegelpyramiden bauten, so hatten die Grabstätten der Vornehmen in der 4. Dynastie die Form der Mastaba, die in den beiden ersten Dynastien ausschließlich dem Pharao vorbehalten blieb. Das arabische Wort mastaba bedeutet Bank, da diese Gräber tatsächlich die Gestalt einer rechteckigen Steinbank mit abgeschrägten Seiten haben. Unter dieser ruht die Leiche in einem Holz- oder Steinsarkophage in einer tief im Boden liegenden Grabkammer, zu der ein oft bis zu 30 Meter tiefer Schacht führt. Der Hauptraum der eigentlichen Mastaba ist ein kleiner Kultraum für den Totendienst. Es befand sich in ihm die Statue des Toten, und die Wände waren mit zahlreichen bemalten Reliefs geschmückt, die uns, unschätzbar für die Kulturgeschichte der ältesten Ägypter, Szenen aus dem Leben des Verstorbenen vorführen und zwar oft, wie in den berühmten Mastabas des Ti und des Ptahotep (beide aus der 5. Dynastie) in Sakkara, in erstaunlicher Kunstvollendung.* Seit der 5. Dynastie traten zu diesem einen Raum noch andere hinzu, so daß manche dieser Gräber, wie z. B. das 1893 ausgegrabene des Mereruka in Sakkara, dem Wohnhause der Lebenden ähnlich wurden.

*Vgl. darüber meine Neubearbeitung von Friedr. Kayſers ‚Ägypten einſt und jetzt.' (Freiburg i. Br., Herder), die im Herbſt 1908 in 3. Auflage erſcheinen wird.

Da nach dem Glauben der alten Ägypter die Seele in diesen Behausungen ein freudloses Dasein führte, ohne Körper, ohne Speise und Trank, so war man bemüht, diesen trostlosen Zustand dadurch zu mildern, daß man den Toten alles das ins Grab mitgab, was ein Lebender gebraucht: Lebensmittel, Kleidung, Waffen, Gerätschaften aller Art, Möbel, Wagen, Frauen, Diener usw. Freilich begnügte man sich damit, bloß Abbildungen in Holz, Stein ꝛc. von den aufgezählten Gegenständen und Personen im Grabe niederzulegen, da man sich bewußt blieb, daß das Leben nach dem Tode ja doch nur ein Scheindasein sei. Nur in allerältester Zeit mag freilich auch in Ägypten das Gefolge und der Harem dem Könige wirklich haben in das Grab folgen müssen. Daß man übrigens selbst in Königsgräbern zuweilen größte Sparsamkeit bei der Mitgabe wertvoller Geräte walten ließ, haben z. B. 1907 die Funde in dem später noch zu erwähnenden Totentempel des Pharaos Nefer-er-ke-re in Abusir bewiesen. Man fand dort vergoldete Holzkerne in Vasenform, die mit hell- und dunkelblauen Fayenceplättchen kunstvoll bedeckt waren und Goldvasen mit Einlagen aus Lapislazuli und Türkis ersetzen sollten.

Als eine Art Bindeglied zwischen der ältesten ägyptischen Architektur und Skulptur können wir den wunderbaren Sphinx von Gizeh betrachten, der nach den Pyramiden das berühmteste Kunstwerk auf jenem einzigartigen Totenfelde ist. Er hat einen ungeheuern Löwenleib, der in Ruhe gelagert von den Vordertatzen bis zum Schwanzansatz 57 m mißt, und dazu einen Königskopf.* Seine Höhe vom Scheitel bis zu seiner Unterlage beträgt 20 m. Bewunderungswürdig sind die Verhältnisse des 4,15 m breiten Kopfes: Das Ohr ist 1,37 m, die Nase 1,70 m und der Mund 2,32 m groß. Ursprünglich wohl aus dem natürlichen Felsen herausgehauen, wurde er später durch Hausteine ergänzt. Sein Antlitz, das noch im 13. Jahrhundert der arabische Schriftsteller Abdallatif bewunderte, ist arg beschädigt; denn die Nase und der Bart sind im 14. Jahrhundert von bilderstürmenden, fanatischen Mohammedanern abgeschlagen worden. Über sein Alter schwanken die Ansichten: Manche halten ihn für älter als den Menes, die meisten lassen ihn zur Zeit der großen Pyramidenerbauer in der 4. Dynastie entstehen. Ebenso unsicher ist seine Deutung. Jedoch geht aus einem granitenen Denksteine vor der Brust des Kolosses hervor, daß Pharao Thutmosis IV. (1420—1411 v. Chr.) ihn für den Sonnengott Harachte hielt, und das wird wohl auch seine richtige Bedeutung sein; denn es ist sicherlich nicht Zufall, daß er sein lächelndes Antlitz der aufgehenden Sonne zuwendet. Alles in allem dürfen wir sagen: Wir haben in dem Sphinx den Ausdruck des Höchsten zu erblicken, das der alte Ägypter ausdenken konnte: die Körperstärke des Löwen verbunden mit der Weisheit und Schönheit des Menschen.

Kurz erwähnt sei in diesem Zusammenhange, daß die offensichtliche Freude am Kolossalen, wie sie sich vor allem in dem Sphinx zeigt, der ägyptischen

* Der ägyptische Sphinx ist fast ausschließlich männlichen Geschlechts; weibliche Sphinxe schufen später erst die Griechen.

Kunst noch lange eigen blieb. Man denke nur an die heute noch über 19 m hohen sogenannten Memnonskolosse in Theben, durch die Pharao Amenophis III. (1411—1375 v. Chr.) sich selbst verewigte vor dem Eingange zu seinem jetzt fast völlig verschwundenen Tempel. Selbst bei den so schwierig auszuführenden Felsentempeln ließ man sich zu den riesenhaftesten Dimensionen hinreißen. Haben doch die vier aus dem Felsen herausgehauenen Kolosse an der Fassade des berühmten Felsentempels von Abu-Simbel, den Ramses II. (1292—1225), der bauluſtigste aller Pharaonen, errichtete, noch eine Höhe von 20 m.

Doch kehren wir nach dieser kurzen Abschweifung zur Zeit der ersten Pyramidenerbauer zurück. Die Blütezeit der ägyptischen Kunst, die wir in der 4. Dynastie einsetzen sahen, erreichte ihren Gipfelpunkt in der 5. Dynastie (etwa 2700—2550 v. Chr.). Freilich ist der Aufstieg vom Anfang bis zum Ende dieser Entwicklung ein bedeutender, sodaß der Unterschied zwischen den genannten beiden Dynastien ein gewaltiger ist und zwar in mannigfacher Beziehung, wie wir sehen werden. Zuerst in der Kunst. Was diese in der 4. Dynastie zu leisten vermochte, zeigen vor allem die neun Porträtstatuen des Pharaos Chephren, die Mariette im Jahre 1853 in einem Brunnen des sogenannten Sphinxtempels auf dem Totenfelde von Gizeh entdeckte. Sie zeigen den König in großen Dimensionen voll Majestät auf dem Throne sitzend, beschirmt von dem Falken des Horus. Wir können nicht genug staunen über die Kunstfertigkeit und Ausdauer, mit der diese Gebilde dem harten Diorit abgewonnen sind mit den unzulänglichen Werkzeugen jener Zeit; denn das Eisen existierte damals nur im weichen Zustande, so daß die Künstler in der Hauptsache auf Werkzeuge von Stein angewiesen waren und die feinern Details nur durch Schleifen mit Sand und Sandstein zustande bringen konnten.

Welch einen Fortschritt stellen dem gegenüber die Skulpturen der 5. Dynastie dar! Welche Ausdrucksfähigkeit, welche Naturwahrheit! Einige Kunsterzeugnisse dieser Dynastie gehören zu den Meisterwerken aller Völker und Zeiten. So vor allem das Glanzstück der ältesten Porträtkunst, der sogenannte Schech el-beled (Dorfschulze) im ägyptischen Museum zu Kairo. Der Kopf dieser fast lebensgroßen Holzstatue eines nur mit einem Schurz bekleideten Mannes ist so lebensvoll, daß die Fellachen, die sie bei Sakkara fanden, durch sie an ihren Ortsvorsteher (Schech el-beled) erinnert wurden und der Holzpuppe dessen Titel verliehen. Nicht minder überraschend ist die rotbemalte Kalksteinstatue des berühmten ‚Schreibers' im Louvre, der in hockender Stellung eine Schriftrolle auf den Knien hält. Wie trefflich die Künstler der 5. Dynastie auch im engen Rahmen des Reliefs die individuellen Züge wiederzugeben verstanden, beweist das bewunderungswürdig auf einer Holztafel geschnitzte Bild des Hesire, das in dessen Grabe gefunden wurde und jetzt im Kairener Museum ist. Erhöht wurde die Lebenswahrheit der meisten Statuen jener Zeit noch dadurch, daß die Augen aus einem eingelegten weißen Quarzstück bestanden, in das als Iris ein durchsichtiger Bergkristall und als Pupille ein kleiner Metallknopf eingefügt war; die Lider wurden aus einem schmalen

Bronzestreifen gebildet. — Daß übrigens vereinzelt auch eine frühere Zeit bereits die Gesichtszüge sehr individuell zu gestalten verstand, beweisen die beiden Kalksteinstatuen des Prinzen Rahotep und seiner Gemahlin Nofret, die bei Medum gefunden wurden und dem Anfang der 4. Dynastie angehören.

Nicht minder groß ist der Unterschied zwischen den beiden Dynastien in der Baukunst. Die Architektur der 4. Dynastie ist massig, sie sucht nur durch die Aufhäufung ungeheurer Massen zu wirken. Wie das der Fall ist bei den Pyramiden, so auch bei dem einzigen Gebäude, das uns aus dieser Epoche genauer bekannt ist: dem sogenannten ‚Sphinxtempel' in Gizeh, der in Wahrheit wohl nichts anderes ist als der Portalbau am Anfange des gedeckten Aufganges von der Königsstadt des Chephren zu dessen Pyramide. Keine Spur von Gliederung ist an seinen granitenen Pfeilern und Balken zu bemerken, kein Hinweis auf irgendwelchen bildlichen Schmuck! Das Ganze wirkt wie die danebenstehenden Pyramiden einzig und allein durch seine Schlichtheit, die wie die Wüste den Charakter des Erhabenen trägt. Wie anders die Bauten der 5. Dynastie, von denen gleich noch in einem andern Zusammenhange die Rede sein soll! Wie reich ist ihr Reliefschmuck, wie fein gegliedert sind ihre Palmensäulen, wie sauber gearbeitet ihre Kapitäle!

Auch in religiöser Beziehung brachte die 5. Dynastie etwas ganz neues. Hatte bisher der Sonnengott Re als Weltregierer im allgemeinsten Sinne zu Ägypten sowenig wie zu einem andern Volke in besondern Beziehungen gestanden, so wurde das durch die Herrscher der 5. Dynastie anders. Sie entstammten der Tradition nach einem Priestergeschlechte aus Heliopolis. Da der dortige Lokalgott Atum schon lange mit Re identifiziert war, so brachten sie von dort eine besondere Verehrung des Sonnengottes mit und wußten ihn mit dem Pharaonenreiche auf das innigste zu verknüpfen. Wie sie selber sich den von nun ab allgemein üblichen Königstitel ‚Söhne des Re' gaben, wodurch sie sich im Gegensatze zu den ‚Horus-Königen' der frühern Dynastien der Gottheit unterordneten — ebenfalls ein Fortschritt von weittragender Bedeutung — so fühlte sich das ägyptische Volk unter ‚seinem' höchsten Gotte Re von nun an als das Kulturvolk schlechthin, das für sein Heimatland den Mittelpunkt der Welt in Anspruch nahm.

Diese dem Re gezollte besondere Verehrung fand ihren natürlichen Ausfluß in den Sonnenheiligtümern, welche die Pharaonen der 5. Dynastie am Wüstenrande neben ihren Residenzen bei dem heutigen Dörfchen Abusir (etwa 2 Stunden südlich von Gizeh) ihrem höchsten Gott errichteten. Wie diese aussahen, ist uns nunmehr völlig bekannt, seit Dr. Ludwig Borchardt vom 31. Oktober 1898 bis zum 17. April 1901 das Re-Heiligtum des Pharaos Re-woser-re dort ausgegraben hat auf Kosten des Freiherrn v. Bissing in München.* Von der unterhalb am Rande des Niltals liegenden Königsresidenz führte ein überdeckter Gang mit Portalbauten an beiden Enden hinauf

* Vgl. ‚Das Re-Heiligtum des Königs Re-woser-re (Rathures)'. Herausgeg. von F. W. von Bissing. Bd. I: ‚Der Bau' von L. Borchardt (Berlin 1905).

zu einer mächtigen Terrasse auf dem Wüstenplateau. Auf dieser erhob sich ein aus Kalksteinquadern aufgebauter Obelisk, der also noch kein Monolith war und auch sonst mit seinem hohen Postament und seinen gedrückten Größenverhältnissen mehr ein Mittelding zwischen den Pyramiden und der spätern schlanken Obeliskenform gewesen zu sein scheint. Ein verdeckter Gang führte auf den obern Absatz der Basis des Obelisken, von wo aus der König am frühen Morgen die Sonne über den Mokattam heraufsteigen sehen konnte. Ein Kultbild war nicht vorhanden, da der Götterkönig sich nur in der Sonne verkörperte. Vor dem Obelisken lag der ummauerte rechtwinklige Schlachthof mit dem trefflich erhaltenen, riesigen Opferaltar, der aus mächtigen Alabasterquadern besteht und 6 m lang und $5\frac{1}{2}$ m breit ist. Auch allerhand Magazine befanden sich dort. Südlich lag neben der Terrasse auf einem Ziegelunterbau die Sonnenbarke des Gottes, in der dieser seine tägliche Reise über das Himmelsgewölbe ausführte. Die Wände des langen Umgangs und des verdeckten Aufgangs sind mit Reliefdarstellungen bedeckt, die Szenen aus dem Leben des Königs und die Werke des schöpferischen Sonnengottes vorführen.

Etwa eine Viertelstunde südwestlich von dem eben beschriebenen Heiligtume liegen die drei großen, aber stark verwitterten Pyramiden der Pharaonen Ne-woser-re, Nefer-er-ke-re und Sahure (alle der 5. Dynastie angehörig), die jetzt mit ihren Totentempeln ebenfalls durch Dr. Borchardt, und zwar im Auftrage der Deutschen Orient-Gesellschaft, freigelegt sind. Zuerst (1902—1904) wurde der des Ne-woser-re ausgegraben. Bei zweien von ihnen sind die verdeckten Aufgänge von der unterhalb gelegenen Königsstadt noch deutlich erkennbar. Der zu dem mittlern Tempel führende scheint ursprünglich dem südlichsten zugedacht zu sein, da er ganz ungewöhnlicherweise seine geradlinige Richtung auf diesen hin im obern Teile verläßt und sich mit einer scharfen Wendung dem mittlern Heiligtume zuwendet. Von dem reichen Bilderschmuck dieser Tempel und dem darin sich manifestierenden Fortschritt über die 4. Dynastie hinaus war schon die Rede. Am reichsten ist der des Sahure ausgestattet, der namentlich auch durch seine Fülle von feingearbeiteten Säulen überrascht.

Von hohem historischen Werte sind manche der im Tempel des Sahure gefundenen Reliefs. Hatte man bisher den kriegerischen Ereignissen jener Zeit keine allzu hohe Bedeutung beilegen wollen, so wissen wir durch die Ausgrabungen in Abusir, daß sie sogar sehr ernst zu nehmen sind. Es waren nicht bloß langwierige Kämpfe mit den Nomaden Libyens zu bestehen, sondern es wurden auch Expeditionen zu Lande und zu Wasser nach Palästina und dem Libanongebiete entsandt, ebenso auf dem Roten Meere nach dem afrikanischen Wunder- und Weihrauchlande Punt an der Somaliküste. Ein großes Relief im Tempel des Sahure gibt uns Auskunft über die im Kriege mit den Libyern gewonnene Beute und zwar in ganz bestimmten, wenn auch zweifellos sehr übertriebenen Zahlen. Eine andere Reliefdarstellung führt uns die siegreich heimkehrende, mit asiatischen Gefangenen beladene ägyptische Flotte vor,

wie sie dem Sahure jubelnd huldigt und die Kriegsgefangenen zwingt, in diesen Jubel einzustimmen.

Die Freilegung dieser genannten drei Tempel ist, ganz abgesehen von den Einzelfunden, um so bedeutungsvoller, als unsere Kenntnis von den Heiligtümern des alten Reiches bisher sehr gering war. Außer den hier genannten Tempeln sind uns nur noch einige andere Totentempel derselben Zeit bekannt, die aber alle in so üblem Zustande sind, daß sie nur wenig Aufschluß geben. Es blieb also fast der ganze Zwischenraum bis zu den Wunderbauten des alten Thebens in Luksor, Karnak 2c. ein unbekanntes Land. Die jetzt entdeckte Zwischenstufe in Abusir gibt wiederum Anlaß, uns mit Ehrfurcht zu erfüllen vor dem Können gerade der ältesten Zeit.

Bald nach dem kraftvollen Pharao Sahure scheinen schwache Könige regiert zu haben; denn das feste Staatsgefüge begann sich bald zu lockern, und der zielbewußt aufstrebende Adel wurde übermächtig. Die 6. Dynastie (etwa 2550—2350 v. Chr.), deren Herrscher ihre Pyramiden bei Sakkara errichteten, zeigt schon greifbare Spuren des Niedergangs. Und doch verdanken wir auch dieser Zeit noch zwei Kunstwerke, die uns die ägyptische Metallkunst in einer geradezu unglaublichen Vollendung zeigen. Es sind dies die Kupferstatuen des Pharaos Pepi I. und seines jungen Sohnes Merenre. Beide sind nicht etwa, wie man ohne weiteres annehmen möchte, über einen festen Kern gegossen, sondern bereits aus ganz dünnen Kupferplatten, die durch Nägel zusammengefügt wurden, getrieben.

Es sei hier noch erwähnt, daß man gegenwärtig damit beschäftigt ist, eine lückenlose Herrscherliste vom Ende der 4. Dynastie bis zum Beginn der 6. aufzustellen und zwar auf Grund der Tausende von Siegelabdrücken an Krug- und Kastenverschlüssen, die voriges Jahr namentlich in dem Totentempel des Nefer-er-ke-re in Abusir gefunden wurden. Bisher war unsere Kenntnis hinsichtlich gerade dieser Pharaonen äußerst gering.

Freuen wir uns all dieser glücklichen Funde und wünschen wir der Deutschen Orient-Gesellschaft, daß ihre auch für die nächsten Jahre geplanten Ausgrabungen immer mehr Licht über diese Wunderkultur des alten Pharaonenlandes ausgießen. Möchte vor allem die in diesem Jahre 1908 begonnene völlige Freilegung von Tell el-Amarna, der wie ein leuchtendes Meteor in schnell zerstiebendem Glanze in der ägyptischen Geschichte auftauchenden Residenz des religiösen Reformators Amenophis IV., alles das bescheren, was man von ihr erwarten darf. Es ist ja kein Zweifel, daß der Wüstensand des Nillandes trotz aller Durchforschungen noch zahlreiche Schätze in seinem Schoße verbirgt, die uns von neuem Gelegenheit geben werden, immer wieder zu staunen und — recht bescheiden zu werden bei der Wertung unserer modernen Kulturerrungenschaften.

Hugo Ulbrich fec.

Der Felsentempel von Abu Simbel.

Hohe Land

Wie unſer Volk wohnt.

Von

F. Faeger.

(Fortſetzung.)

Mieter und Vermieter.

Der kleine Bruder des großen Beethoven pflegte ſich in ſeinen Briefen als ‚Gutsbeſitzer‘ zu unterfertigen. Darauf antwortete ihm der erſte deutſche Muſiker jedesmal mit der Unterſchrift: ‚Dein Ludwig, Hirnbeſitzer‘. Heutzutage empfindet man ſchon gar nicht mehr das Protzeriſche, Arbeitverneinende und daher Selbſtentwürdigende, was in der Titulatur ‚Gutsbeſitzer‘ liegt, die ſich ja tatſächlich bei vielen inſofern rechtfertigt, als ſie keine Landwirte ſind, ſondern nur die Rente ihres Landbeſitzes aufzehren. Was würde aber Beethoven geſagt haben, wenn er erlebt hätte, wie heute ein nicht geringer Teil unſerer teuren Mitmenſchen ſich ſelbſtgefällig ‚Hausbeſitzer‘ tituliert? Bei einem Gutsbeſitzer hat man doch die wenn vielleicht auch irrtümliche Vorſtellung, daß er, wenn auch die Leitung der Wirtſchaft einem Inſpektor oder ſelbſt einem Pächter in Händen liegt, für die Inſtandhaltung einer Menge von Baulichkeiten und Geräten Sorge trägt, daß er um das Wohlergehen ſeiner Arbeiter ſich kümmert, eine Oberaufſicht über die Beſtellung des Landes führt, Meliorationen einführt, das Rechnungsweſen kontrolliert. Aber ein Hausbeſitzer? Bedingt das irgendwie eine die Arbeitskraft eines Mannes auch nur halbwegs in Anſpruch nehmende Tätigkeit, Hausbeſitzer zu ſein? Da wäre es doch aufrichtiger zu ſchreiben: ‚Barthel Moſtrich, Nichtstuer, Mietzinsſchlucker‘. Aber unſere Titelwut iſt nun einmal unbezähmbar, und es gibt keinen Blödſinn, der ſo groß wäre, daß er nicht auf einer Viſitenkarte prunken dürfte.

Da ſteht er wieder vor dem Auge meiner Erinnerung, der ‚tüchtige‘ Herr Auguſt Kulike aus Hausbergen (Hinterpommern), Hausbeſitzer in Berlin N, wie er in buntgeſtickten Pantoffeln, in einem altersgrauen, grün eingefaßten Schlafrock, eine kaſſerollenartige, fettige Sammetmütze aufgeſtülpt, des Morgens vor ſeinem Palais hin- und herpendelt, die Grüße ſeiner Mietsſklaven mit dem gravitätiſchen Nicken eines aufgedunſenen Jupiterhauptes entgegennimmt, mit ſeinem Kanzler, vulgo Pförtner, interne Hofangelegenheiten beſpricht und ſo den erſten Teil ſeiner komplizierten Regierungsgeſchäfte erledigt. Vor dreißig

Jahren, da er als Handwerksbursche in Spreeathen einwanderte, war er noch nicht mit soviel Sorgen beladen. Aber dann kam das Glück über ihn, und er ward ein großer, aber auch ein unter der Last von Verantwortlichkeiten seufzender Mann. Eine Tante starb und vermachte ihm etliche Hundert Mark, womit Herr August Kulike eine Budike pachtete. Das Schnapsgeschäft blühte in der armen Gegend, wie die Kartoffel, aus welcher der ‚echte Nordhäuser' destilliert war, auf armem Land am besten gedeiht. Bald konnte Herr Kulike daran denken, das Ideal zu verwirklichen, das ihm stets als höchstes Erdenglück vor Augen gestanden. Er kaufte ein Haus oder richtiger, er wurde an ein Haus verkauft; denn eigentlich gehörte ihm von der Mietskaserne so gut wie nichts: sie und er waren beide mit Schulden aufs greulichste überladen. Aber immerhin fühlte er sich, da er auf einmal mit Hunderttausenden zu rechnen hatte, wenn auch nur auf der Debetseite seines Vermögenskontos. Sein Ehrgeiz wurde ins Ungemessene angespornt. Sparsamkeit war seine mit der Muttermilch eingesogene Tugend, und ein tiefberegter Geist das Patengeschenk der Natur. Er kannte die kleinen Leute und sann, wie er sich diese Kenntnis zunutze machen könnte. Er löste das Problem mit dem intuitiven Blick des Genies. Da sein Haus nun einmal in unfeiner Gegend stand, so war ihm kein Mieter zu schlecht, daß er ihn nicht aufgenommen hätte, wenn er nur hohe Preise zahlte. Um den Leuten dies zu ermöglichen, war er menschenfreundlich genug, ihnen zu erlauben, nach Belieben durch Aftermiete möglichst viel von der Last auf andere Schultern abzuwälzen. War das Haus früher ein Bienenkorb, so wurde es jetzt ein Ameisenhaufen. Einige ‚zu große' Wohnungen seines Palais zerstückelte Herr Kulike in Ein- und Zweizimmerwohnungen; denn die kleinen Leute schrien nach kleinen Wohnungen wie die Kinder Israel um Brot in der Wüste; und Herr Kulike hatte nun einmal ein ‚mitleidvolles, empfindsames' Herz. Daß infolge der Wohnungsteilung eine große Zahl der Familien, die er als ein ‚liebevoller' Herbergsvater aufnahm, nicht einmal einen Herd mehr hatte, schien ihm sehr vernünftig; denn die Feuersgefahr verringerte sich dadurch und die Mieter konnten das teure Heizmaterial sparen. Daß die Wohnungen zum größten Teil abscheulich verschmutzt und verwahrlost waren, darüber sah er nachsichtig hinweg; was das arme Volk nicht für die nutzlose Putzerei aufzuwenden hatte, konnte es ihm in die Tasche fließen lassen. Ja, selbst daß höchst liederliche Personen, namentlich weiblichen Geschlechts, sich bei ihm einnisteten, war Kulike kein Dorn im Auge; denn er war kein ‚Pharisäer', und gerade diese Verworfenen der Gesellschaft hatten die löbliche Eigenschaft, daß sie die höchsten Mietspreise zahlten.

Auf diese Weise schlug Kulike bald einen weit größeren Mietzins aus seinem Besitz heraus als seine Vorgänger, und daraufhin wurde ihm eine höchst günstige Verkaufsofferte gemacht. Ein richtiger Verkauf war es zwar eigentlich nicht, sondern ein Tausch von der Art, bei welcher man für eine alte Henne ein paar noch auszubrütende Eier bekommt. Diese Bruteier waren ein

paar Baustellen gegenüber dem bis dato Kulikeschen Palais, die der seltsame Mann schon lange im Auge gehabt hat. Er hatte sie gleichsam als seinen Schloßpark betrachtet, in Ansehung der exotischen Flora, die darauf wucherte: Disteln, Brennesseln, Stiefelsohlen, Kornraden, zerbrochene Bierflaschen und Kaffeekannen, Dachpappe und eine majestätische kronenlose Dattelpalme mit der Aufschrift: ‚Hier kann Mull abgeladen werden.‘ Die stolze Tochter des Südens mußte fallen, und an ihrer Statt erhoben sich bald auf Kulikes Geheiß zwei stattliche Konkurrenzpalais, aufgebaut nach dem Grundsatz: für eine Mietskaserne ist das schlechteste Material gut genug. Die Fehler, die dem früheren Palais anhafteten, mehrzimmerige Wohnungen, allzu luftige und große Räume, wurden, soweit es die Baupolizei irgend gestattete, vermieden, und während das Vorderhaus noch nicht fertig ist, hat Kulike im Hinterhaus bereits Trockenwohner: einer solchen Beliebtheit und Nachfrage erfreut sich die Zimmermarke Kulike. Er hat zwar jetzt noch einmal soviel Schulden als früher, dafür blüht aber auch das Mietgeschäft doppelt, und ahnenden Geistes sieht er die Zeit schon voraus, wo er als Millionär in den Grunewald sich zurückziehen und auf seinen Lorbeeren als Volksbeglücker ausruhen darf. —

Es soll durchaus nicht gesagt sein, daß es unter den Hausbesitzern an tüchtigen und in jeder Beziehung ehrenwerten Leuten mangelt. Sie bilden keine außerhalb der gewöhnlichen Menschenart fallende Blutsaugerklasse, sondern die verdrehten und verkünstelten Verhältnisse, die das ‚freie Spiel der Kräfte‘, will sagen: die wucherische Boden-Börsenspekulation geschaffen, haben sie erst zu dem gemacht, was sie sind. Soviel ist allerdings sicher: die großstädtischen Hauseigentümer sind zum nicht geringen Teil bildungslose Parvenüs und daher mit all den schönen Eigenschaften ausgestattet, die bei solchen Leuten gang und gäbe sind. Und in deren Hände ist das Wohl und Wehe ganzer Städte gegeben auf Grund der Gemeindeordnungen, die bestimmen, daß mindestens die Hälfte aller Gemeindevertreter Hauseigentümer sein müssen. Sie müßten keine Menschen, sondern überirdische Wesen sein, wenn sie nicht ihre Interessen verträten, die nun einmal mit denen des Bodenspekulantentums zusammenfallen. Roscher hat daher mit Recht in Rücksicht auf diese Verhältnisse das Wort vom Wohnungsfeudalismus geprägt, dessen Vertreter ebensosehr eine abgeschlossene, mit allen Rechten ausgestattete und keinen Verpflichtungen belastete Kaste bildeten und ebensosehr der Fürsorge für die niederen Klassen sich enthöben wie der Ritterfeudalismus der alten Zeit.

Das ist das Verhältnis der Hauseigentümer in ihrer Gesamtheit zur Gesamtheit der Mieter. Prüft man aber das Verhältnis des einzelnen Hausherren zu seinen Mietern, so ist man versucht, einen noch stärkeren Ausdruck zu gebrauchen und von einem Manzipium zu sprechen.

Da war ein Berliner Hausbesitzer, der seinen Mietern die Bedingung auferlegte, daß sie um zehn Uhr abends zu Hause sein mußten. Punkt zehn Uhr wurde an der Haustür innen der Riegel vorgeschoben; der Unglücksmann, der sich den Luxus erlaubte, ins Theater zu gehen, mußte im Hotel nächtigen.

An Mietern hat es diesem strammen Hausherrn aber nie gefehlt. Ferner war mir ein Beamter bekannt, der die Gesinnungstüchtigkeit an den Tag legte, keinen der Berliner Mietskontrakte, die er Sklavenkontrakte nannte, unterschreiben zu wollen, so wie es sich seiner Meinung nach für einen freien deutschen Mann gebührte. Er mußte bis in die äußerste Grenze von Charlottenburg hinauswandern, bis er bei einer alten Witwe, die von den neumodischen Mietskontrakten nichts wußte, das Gewünschte zufällig fand.

Das sind Ausnahmen, wird eingewandt. Gut; gehen wir zu allgemeinen Fällen über. Welcher moderne Mietskontrakt enthält nicht unter anderem die Bestimmung, daß der Vermieter berechtigt sein soll, in der vermieteten Wohnung jederzeit Eintritt zu begehren und jedes Zimmer zu betreten? Selbst die Polizei hat dieses Recht nur bei Personen, die unter Polizeiaufsicht stehen, und ist im übrigen an die Tageszeit gebunden, wenn sie die Besuche abstatten will. ‚Aber es fällt ja keinem Vermieter ein, mich nachts zu stören. Ich würde ihm auch sofort entsprechend heimleuchten.‘ Ich erwidere: Weshalb steht denn der Paragraph in deinem Kontrakt? Warum hast du ihn nicht durchgestrichen, bevor du unterschreibst? ‚Ach, diese Kontrakte sind so lange Romane, vier eng spationierte Druckseiten, wie soll man denn da auf jede Kleinigkeit achten?‘ Das ist es eben. Diese Kontrakte sind so verzwickte Kompendien fein ausgeklügelter Bestimmungen, daß neunzig Prozent aller Mieter kaum wissen, was sie unterschrieben haben. Wenn sich zufällig in diese Paragraphen-Seeschlange auch in irgendwelcher verschnörkelter Form die Bestimmung verirrte, daß sie gar nicht in der gemieteten Wohnung zu wohnen berechtigt seien, wer weiß, wie viele auch das unterschreiben würden? Aber die Sache liegt ja im Grunde ganz anders. Wenn du zum Rentier und Hauseigentümer Knöterich gehst und, wegen einer Wohnung verhandelnd, dich weigerst, dieses Kontraktungeheuer zu unterzeichnen, so entläßt er dich, bedauernd, auf seinen ‚noch sehr liberalen Bestimmungen‘ bestehen zu müssen. Du denkst also besseres zu finden und gehst zum Herrn Wegerich, bei dem dir aber in der Tat ein noch stärker gepfefferter Kontrakt mit süßlichem Lächeln präsentiert wird. Du machst nun noch einen dritten Versuch bei Herrn Hederich, mußt aber erleben, wie man dir hier zumutet zu unterschreiben, daß du dir bauliche Umänderungen während der Mietzeit in deiner Wohnung in jedem Umfang gefallen lassen und keine Ansprüche auf Entschädigung erheben wolltest. Du bist also ganz glücklich, bei einem vierten Vermieter den Knöterich-Kontrakt wieder zu finden, den du jetzt ohne Murren und Bedenken unterschreibst. Und nun zeige mir, bitte, in diesem ‚liberalen‘ Vertrag einen einzigen Paragraphen, der nicht von deinen Verpflichtungen dem Mietsherren gegenüber und von den Rechten des letzteren, sondern von deinen eigenen Rechten und von den Pflichten des Vermieters handelte! Und das soll kein Sklavenkontrakt sein? Du darfst keinen Hund halten ohne Erlaubnis des Hausherren, du mußt die Wohnung genau in dem Zustand wieder abgeben, wie sie dir übergeben, obwohl doch alles sich durch den Gebrauch abnutzt, du erklärst auch, alles in bestem Zu-

stand empfangen zu haben, obwohl du das gar nicht recht beurteilen kannst, da du die Wohnung ja nur in dem vom Vermieter aufdrapierten Zustand gesehen hast — ja, was bezeugst du und sollst du und wessen begibst du dich nicht alles? Ist das etwa Freiheit? Wie kommt es denn eigentlich, daß die Menschenherde von Millionenstädten es sich gefallen läßt, wie sie es in Wien und selbst in Paris tut, der Stadt der Aufklärung, daß ihr zu den eigenen Wohnungen der Hausschlüssel entzogen wird und daß sie sich den Eintritt nach 10 Uhr durch einen an den Pförtner zu zahlenden Obolus erkaufen muß? Da steht man in Wind und Wetter vor der Türe und klingelt, und langsam oder, wenn man freundliche Gesinnung nicht durch reichliche Trinkgelder erkauft, erst nachdem man die Schelle abgerissen hat, geistert des ‚Hausmeisters' brummendes Ehegesponst aus der Kellerhöhle heraus und läßt ins Reich der Ruhe ein. Was hat diese Nachtsperre für einen Zweck? Soll sie vor Dieben schützen? Die nehmen ihren Weg in den seltensten Fällen durch die Haustüre, und es ist nicht bekannt, daß in Norddeutschland, wo man diese sinnreiche Einrichtung noch nicht kennt, mehr gestohlen wird. Oder fühlt sich der Hauseigentümer zur moralischen Beaufsichtigung der Mieter verpflichtet und will er die nächtliche Einschmuggelung von Dirnen verhindern? Aber männiglich weiß, daß jeder Pförtner wie seine Schlüssel, so seine zwei Augen nicht nur zum Öffnen, sondern auch zum Schließen gebraucht, namentlich wenn ihm recht erhebliche Geldstücke in die Hand gedrückt werden. Die ganze Nachtsperre ist offensichtlich nichts als ein Manöver, durch welches der Hauseigentümer die Unterhaltung des Pförtners oder Hausmeisters den Mietern aufhalst.

Es wäre hier die Stelle, wo ein langes Klagelied über das Pförtnerunwesen gesungen werden könnte. Doch wird wenigstens dieser Übelstand des heutigen großstädtischen Hausungswesens allgemein so deutlich empfunden, daß es hier kaum weiterer Aufklärung bedarf. Die neben der Oberherrschaft des Hauseigentümers sich breit machende Vizeherrschaft des Pförtners erstreckt sich zwar nur auf nebensächliche Modalitäten des täglichen Lebens; diese sind aber gerade im Hausstand von ausschlaggebender Bedeutung, und die Tyrannisierung wird naturgemäß umso drückender empfunden, als sie von ganz ungebildeten und meist arbeitsfaulen Subjekten ausgeübt wird. Die Wiener nennen den Pförtner entsprechend dem ihnen eigenen Titelüberschwang ‚Hausmeister'. Aber leider sind diese Biederleute nicht nur in Wien, sondern auch in Berlin, Paris und in den anderen Großstädten, überhaupt in fast allen Mietskasernen mehr oder weniger Meister des Hauses, d. h. der Familien. Der Herr Pförtner ist überall Respektsperson, mag er auch früher Straßenkehrer gewesen sein. Er steckt stets mit den Dienstboten unter einer Decke und konspiriert mit diesen gegen jede Herrschaft, die nicht gut bei ihm angeschrieben ist, deutlicher gesagt, die sich nicht gut durch Trinkgelder bei ihm anschreibt. Bei dem schon zur stehenden Plage gewordenen Dienstbotenmangel ist daher die Herrschaft noch mehr von ‚seiner Gnaden dem Herrn Hausmeister' abhängig als der kleine Mann, dessen Frau selbst die Hausarbeit besorgt.

Die Fälle sind in den Großstädten gar nichts seltenes mehr, wo die Hausfrau es ganz ruhig duldet, daß der Herr Hausmeister seine Kohlen und seinen Holzbedarf aus ihrem Privatkeller bezieht, weil sie sonst gewärtig sein muß, niemals einen Dienstboten länger als eine Woche zu behalten. Ist das nun Freiheit oder Sklaverei?

Sklaverei herrscht heutzutage ganz gewiß auch vielfach in dem Verhältnis zwischen Herrschaft und Dienstboten, d. h. so, daß die ersteren Sklaven der letzteren sind. Der Spies hat sich herumgedreht gegen früher, worin man immerhin einen Akt ausgleichender Gerechtigkeit gegenüber der früher vielfach üblichen Mißachtung aller Dienstbotenrechte sehen mag. Es wäre nicht uninteressant zu untersuchen, wie diese Dienstherrensklaverei mit der Mietskasernensklaverei zusammenhängt. Aber eine nähere Ausführung würde über den Rahmen des hier abzuhandelnden Themas hinausliegen; die Wechselbeziehungen können nur angedeutet werden. Früher rekrutierte sich das Dienstpersonal aus besseren Handwerkerkreisen, ja selbst aus niederen Beamtenfamilien. Das sind vergangene Zeiten, die kaum wiederkehren dürften. Heute liefert das Gros der Dienstboten der Arbeiterstand. Es ist nun schon gezeigt worden, wie durch die Wohnungsverhältnisse dieses Standes eine gedeihliche Entwicklung des Familienlebens und demgemäß eine häusliche Erziehung der Jugend fast unmöglich gemacht wird. Allgemein klagen die Hausfrauen, daß es den modernen Dienstboten an jedem Sinn für Reinlichkeit, feineres Wesen, Gesittung, überhaupt für Häuslichkeit mangele. Woher sollen sie aber das alles gelernt haben oder überhaupt nur empfänglich dafür geworden sein? Sie sind ja vielfach im Schmutz, nicht nur im äußerlichen, sondern auch im sittlichen des Wohnungselends, aufgewachsen. Man sieht, wie beide Fragen, Wohnungs- und Dienstbotennot, sich berühren und gegenseitig bedingen. —

Es liegt auf der Hand, daß unter den obwaltenden Zuständen der Mieter sich niemals heimatlich in seiner Wohnung fühlen kann. Wo alle Rechte auf der einen, alle Pflichten auf der anderen Seite sind, wo das bißchen Recht, das dem Mieter übrig bleibt, mit ganz unverhältnismäßigen Preisen erkauft werden muß, wo man von untergeordneten Personen abhängig ist, da kann keine Anhänglichkeit an die Penaten vorhanden sein. Das gibt sich äußerlich kund in der außerordentlich hohen Ziffer, welche die Wohnungswechsel in den Großstädten aufweisen. Namentlich der Arbeiter, der durch den Besitz von viel Hausgerät nicht beschwert ist, wechselt seine Wohnung fast so leicht wie sein Hemd. Die Aussicht auf eine nur um ein paar Mark billigere Wohnung genügt, um ihn zum Wohnungswechsel zu veranlassen. Und doch sagt schon ein altes Sprichwort: Dreimal umziehen ist so gut wie einmal abbrennen! Aber man beschränkt eben das Mobiliar auf das allernotwendigste, so daß nicht viel abzubrennen ist. Wie sehr dieses Mieternomadentum sich ausbreitet, beweisen folgende Zahlen. Nach E. Jäger waren im Jahre 1880 in Berlin 36 Prozent, in Leipzig 27 Prozent, in Dresden 28,7 Prozent aller bewohnten Wohnungen nicht längere Zeit als ein Jahr

besetzt. Im Jahre 1895 wechselten in Berlin 21,7 Prozent, in Hannover 31,2 Prozent der Mieter die Wohnung innerhalb Jahresfrist.

Der Österreicher und Süddeutsche spricht von den einzelnen Familien der Mieter nie anders als von Parteien. Ich weiß nicht, ob er damit ausdrücken will, daß die Mietwohnungen nichts anderes sind als Heerlager, in denen die Parteien in buntem Wechsel hin- und herrücken wie Kriegskolonnen, ihre Zelte abbrechen, je nachdem die launische Schicksalsgöttin es fügt. Oder ob er damit andeuten will, daß in einer Mietskaserne die einzelnen Familien sich so fremd gegenüberstehen wie zwei feindliche Parteien auf demselben Schlachtfeld. Denn auch das ist richtig. Man möchte in unserer sozial zerklüfteten Zeit versucht sein, einen Vorteil darin zu sehen, wenn viele Menschen verschiedenen Standes in ein Haus zusammengedrängt werden, weil dadurch jeder des anderen Lebensweise kennen zu lernen und zu würdigen Gelegenheit habe. Aber jeder weiß, daß nirgendwo die Leute sich fremder, ja fast feindlich gegenüberstehen als in den Mietskasernen, wo sie Wand an Wand miteinander wohnen. Den Psychologen wird das nicht wundernehmen. Haben je Sklaven in Freundschaft und Vertrauen miteinander gelebt? Kleinliche Mißgunst, Haß, Verrat sind stets unter ihnen Mode und das Mittel gewesen, durch das sie von den in der Minderzahl befindlichen Herren im Zaum gehalten wurden. Etwas von solcher freudlosen, dumpfen, dem Nächsten neidischen Gesinnung wohnt auch den modernen Mietskasernensklaven inne und hält sie ab, freundschaftlich miteinander zu verkehren und sich gegenseitig zu helfen.

Und doch wäre festes Zusammenhalten, eine kluge Organisation der Mieter in mehr wie einer Hinsicht nötig. Nur dadurch können sie sich vom Joch der Mietskontrakte befreien, nur durch ihre Massenagitation wird den Bodenreformern derjenige Rückhalt gegeben, daß ihren Forderungen nicht mehr ausgewichen werden kann. Aber bis jetzt sieht es noch recht erbärmlich mit dem Zusammenschluß der Mieter aus. Den mehr wie hunderttausend Hausbesitzern, die in Vereinen zusammenstehen, befinden sich nur etwa 35 Mietervereine mit rund 16000 Mitgliedern gegenüber, wobei zu berücksichtigen ist, daß in den Großstädten auf 100 Einwohner etwa 4—10 Hausbesitzer kommen. Eine Selbsthilfe, die so sporadisch und zaghaft auftritt, ist natürlich von vorneherein lendenlahm und im Erfolg aussichtslos. Darum heiße die Losung: Mieter, organisiert euch! In unserer Zeit der Vereinsmeierei und Kongreßwut, wo man sich zur Betreibung soviel kindlicher Liebhabereien zusammenfindet und über so aussichtslose Utopien mit biedermännischem Ernst debattiert, sollte im Grunde nichts willkommener sein, als sich in einer Sache zusammenzufinden, deren Lösung zwar nicht leicht, sicher aber möglich ist, die jedem so nahe am Herzen liegen muß wie das Hemd am Leibe, und deren schwerwiegende soziale und wirtschaftliche Bedeutung von niemand verkannt werden kann.

Mit einem Schein von Recht wird allerdings dem Seufzen über das Wohnungselend entgegengehalten, daß es doch nicht so schlimm stehen müsse,

da im allgemeinen das Volk, das doch durch seine politische Erziehung sich selbst zu rühren gelernt habe, der Bodenreformfrage ziemlich teilnahmslos gegenüberstände, und die ganze Bewegung erst von den Kathedersozialisten in Fluß gebracht sei. Und gerade wenn man behauptet, wie es hier geschehen, daß nicht nur die Armen, sondern fast das ganze Volk unter dem Wohnungselend leidet, scheint eine solche Entgegenhaltung besonders gerechtfertigt. Denn von ungebildeten kleinen Leuten mag man immerhin annehmen, daß sie nicht die Kraft und das kritische Vermögen haben, aus sich selbst heraus über ihre Verelendung und die Abhilfemittel sich klar zu werden, zumal unsere Sozialdemokraten leider weit mehr politische Schreier als ernste Reformer sind. Aber der Mittelstand stellt sich doch ein unglaubliches geistiges Armutszeugnis aus, wenn auch er nicht daran denkt, sich selbsttätig ein besseres Los zu schaffen.

Solchen Folgerungen liegt indessen ein Fehlschluß als Fundament zugrunde, der das ganze Gedankengebäude wankend macht. Wer von Jugend auf in dumpfen, engen Zimmern aufgewachsen ist, macht auch im Alter keinen Anspruch auf bessere Wohnung und lehrt seine Kinder nichts anderes, es sei denn, daß er zufällig in der Fremde an höhere Ansprüche sich gewöhnt hat. Überhaupt aber muß festgehalten werden: alle Fortschritte der Kultur entspringen nie aus einem spontan sich geltend machenden allgemeinen Bedürfnis. Dieses mag wohl latent vorhanden sein, aber es kraftvoll an den Tag zu führen, es zu voller Bewußtwerdung zu fördern, ist immer führenden Geistern vorbehalten. Das Trägheitsgesetz der Masse ist nicht nur an der leblosen Materie, sondern ebenso gut an den belebten Wesen und nicht zum wenigsten an deren Herren, den Menschen, zu beobachten. Keine schlimmeren Feinde der Kultur gibt es als die, welche sagen: die Menschen leben in ihren beschränkten Verhältnissen relativ zufrieden, also lassen wir sie darin! Bedürfnisse müssen den kulturrohen Völkern immer erst gelehrt werden, das ist eine alte Erfahrungstatsache, und wenn dabei auch manches Mißliche unterläuft, manches perverse Bedürfnis erweckt wird, es ist doch die einzige Möglichkeit, die Gesamtkultur zu fördern.

Beobachtet man, wie, je mehr nach Nordwesten man kommt, desto erträglicher die Wohnungsverhältnisse sich gestalten, und stellt man dieser Erscheinung die Rassenverschiedenheiten der einzelnen Länder in Parallele, so kommt man allerdings noch zu einem anderen Schluß, wie es möglich geworden ist, daß der größere Teil unseres Volkes sich so unternormalen Wohnungsbedürfnissen anbequemt hat. In den Angelsachsen, den Vlamen, den Friesen und den verwandten Stämmen hat sich am reinsten das echt germanische Gefühl individueller Freiheit erhalten, die gesellschaftlich und ökonomisch vor allem in der abgesonderten Wohnungsart ihren Ausdruck findet. Im Slaven ist solches Selbständigkeitsgefühl weit weniger vorhanden, und es ist sicherlich kein Zufall, daß da, wo germanisches Blut am stärksten mit slavischem vermischt ist, auch das Einfamilienhaus am seltensten ist, das Wohnungsbedürfnis den größten Tiefstand zeigt. Ich bin mir sehr wohl bewußt, daß starrer Indi-

vidualismus, ausgeprägtes Herrentum des einzelnen auch seine Schattenseiten hat. Diese erscheinen am stärksten da, wo der Mannesstolz sich mehr in großen Worten als in Taten äußert, wie z. B. vielfach bei den Deutsch-Österreichern. Aber auch der schweigsame Engländer überspannt sein Freiheitsgefühl so, daß ihm z. B. die allgemeine Dienstpflicht als unerträgliche Fesselung seiner persönlichen Ungebundenheit erscheint, und daß er sich kaum jemals in sie fügen wird, obwohl er instinktiv fühlt, daß ihm zur Verteidigung seines Reiches mit den zerstreuten und fast zu vielen Kolonien auf die Dauer kein anderer Ausweg bleibt. Die Vermischung germanischen Blutes mit slavischem hat erst die straffe militärische Disziplinierung ermöglicht, die unsere Stärke ist; aus dem Osten kam die Reorganisation des Heeres, die Befreiung unseres Vaterlandes. Ich lasse solche Bemerkungen einfließen, um dem Vorwurf der Anglophilie zu begegnen, oder dem anderen, daß ich den Osten und Süden zugunsten des Nordwestens herabsetzen wolle. Ich bin weder Anglophile noch Anglophobe, ich meine auch, daß ein rechter Deutscher sich heute in erster Linie nicht als Sachse oder Schwabe oder Bayer oder Österreicher, sondern aber als Deutscher fühlen soll. Das Prinzip des politischen Sozialismus ist Ausgleich der kulturellen Verschiedenheiten, so zwar, daß die Stämme eines Volkes von einander lernen, das Gute vom Bruderstamme annehmend, das eigene Minderwertige ausscheidend. In dem Wohnungswesen finden wir aber das Bessere entschieden im Nordwesten bis hinüber über den Kanal. —

Stadt und Land.

Es ist versucht worden, in skizzenhaften Bildern zu zeigen, daß das Gespenst des Wohnungselends wie in der Großstadt, so auch in der Kleinstadt umgeht, daß es nicht nur dem Arbeiter, sondern auch dem Mittelstand droht, ja, sogar auch über die Schwelle des Wohlhabenden seinen Weg findet. Es bleibt zu untersuchen, ob es wenigstens auf dem Lande unbekannt ist. Was die ostelbischen Verhältnisse anlangt, so weiß man ja allerdings durch die berühmtgewordenen Reichstagsdebatten, wie es mit den Arbeiterwohnungen namentlich in den nordöstlichen Provinzen teilweise aussieht. Mußte doch der preußische Landwirtschaftsminister von Hammerstein im Jahre 1897 eine Forderung von 218000 Mk. als erste Baurate für Familienwohnungen in Trakehnen mit dem nicht gerade angenehmen Bekenntnis begründen, daß auf dem Staatsgut die Hausungen der Bediensteten und Arbeiter sich in geradezu trostlosem Zustande befänden, eine Ausführung, die der königl. Landrat noch überbot, indem er die Wohnungen einen Skandal nannte, der eigentlich polizeiliches Einschreiten erfordere. Wenn das am grünen Staatsholz der Fall ist, was soll man am schwächlichen Privatholz erwarten?

Der ostelbischen Bauernbefreiung haftet das Übel an, daß sie ihren Zweck nur äußerlich erreicht hat. Erst vermochte sie den Insten nicht recht von den Fronen loszulösen, die ihm als Preis für die Befreiung auf die schwachen Schultern gelegt waren; dann, als dies endlich durchgeführt war,

nahm man ihm als weiteres Äquivalent Haus und Hof und Acker und machte ihn so zum richtigen Landproletarier, einem nicht mehr rechtlichen, aber wirtschaftlichen Sklaven des Gutsherren. Je weniger die Landwirtschaft in der Neige des vergangenen Jahrhunderts abwarf, desto mehr entäußerten sich die Gutsherren aller Rücksichten auf das Wohlergehen ihrer Arbeiter, desto mehr ließen sie namentlich deren Wohnungen verkommen. So entstanden die himmelschreienden Wohnungsmißstände, wie sie z. B. Dr. Richter, Kreisarzt in Wartenberg, schildert: ‚Es ist, und zwar leider besonders auf großen, den wohlhabendsten Besitzern gehörigen Gütern keine Seltenheit, daß mehrere Familien zusammen einen einzigen, oft nicht einmal gedielten, sondern mit rohen Ziegeln gepflasterten Raum bewohnen, in welchem sich ein gemeinsamer offener Herd befindet. Schon günstiger sind die Umstände, wenn neben diesen gemeinsamen Wohnräumen wenigstens Kämmerchen vorhanden sind, die den Ehepaaren einen Aufenthalt während der Nacht bieten; allerdings sind diese Kämmerchen meistens mangelhaft erleuchtet und so eng, daß sie kaum einem einzigen Erwachsenen genügenden Raum gewähren. Solche Aufenthaltsräume für Menschen erinnern unwillkürlich an die Wohnungen mancher im Kulturzustand der Jagd und Fischerei befindlichen Völkerschaften, von welchen wir in den Büchern der Reisenden und in den Schilderungen der Kulturgeschichte lesen; daß sie in unserem Kulturstaate noch möglich sind, ist mir vor Antritt meiner beamteten Stellung nicht in den Sinn gekommen. Weiber mit Säuglingen an den Brüsten, am Boden umherkriechende Kinder, junge Burschen und Mädchen, sowie Männer und Frauen aller Altersklassen halten sich, zumal im Winter, während eines großen Teils des Tages in diesem gemeinsamen Wohnraum auf.‘* Dr. Richter frägt dann mit Recht, wie man von einer sittlichen Hebung des Volkes sprechen wolle, so lange man die Grundlage aller Gesittung, die Familie, in solcher Weise fast absichtlich zum Herd aller Unsittlichkeit mache?

Sind nun in den östlichsten Provinzen die Wohnungsverhältnisse wie in den Städten so auch auf dem Lande besonders schlimm, so sind sie darum im übrigen Preußen keineswegs einwandsfrei. Pfarrer Wagner hat mit besonderem Eifer das ländliche Hausungswesen studiert und durch Fragebogen bei seinen Kollegen in Ost- und Westpreußen, Posen, Pommern, Mecklenburg, Brandenburg, Sachsen, Westfalen, Thüringen, Hessen, Oberfranken weitgehende Aufschlüsse gesammelt. Alle Berichte stimmen darin überein, daß die Wohnungen der Landarbeiter fast ausnahmslos als unzulänglich, oft aber geradezu als empörend, allen sittlichen Anforderungen hohnsprechend und jeder Schamlosigkeit Vorschub leistend bezeichnet werden müssen. Auch Wagner meint, daß die Verhältnisse, je mehr man nach Osten komme, desto schlimmer würden, wobei man dann allerdings nicht wenig erstaunt, von der Zeitschrift ‚Das Land‘ belehrt zu werden, daß in Sachsen noch vielfach mit Rasen zugedeckte Hütten ohne Schornstein vorkommen, in denen eine oder mehrere Familien zugleich

*Nach E. Jäger, Die Wohnungsfrage, II. S. 284.

mit Schweinen, Ziegen und Hühnern hausen, so daß man sich notgedrungen fragt: kann es nun wirklich noch schlimmer werden? Auch die von Professor M. Weber herausgegebenen Monographien der Landarbeiterverhältnisse bestätigen Wagners Angaben aufs neue.

Besonders schlimm pflegt es auf dem Lande zu stehen, wo sich Industrie und insbesondere Saisonindustrie mit dem Landwirtschaftsbetrieb verbindet. Die Ziegelstreicher und die in der Zuckerindustrie angestellten Arbeiter hausen notorisch vielfach ganz nach Art der Wilden in Baracken und Hütten, die mit menschlichen Wohnungen kaum äußerlich Ähnlichkeit haben. Es sind nun namentlich in Preußen vielfach Polizeiverordnungen erfolgt, welche genaue Bestimmungen über die Art und Weise enthalten, wie solche Arbeiter unterzubringen sind. Aber einmal nützen die besten Gesetze nichts, wenn es an der Kontrolle über ihre Durchführung mangelt, wie es in diesem Fall nur zu häufig geschieht; sodann ist auch die Rechtsgültigkeit solcher Polizeibestimmungen nicht einmal gesichert. Die Begründung zum Entwurf eines preußischen Gesetzes zur Verbesserung der Wohnungsverhältnisse bemerkt darüber: ‚Nachdem neuerdings zweifelhaft geworden ist, ob diese Vorschriften in allen Beziehungen rechtlich zulässig sind, erscheint es geboten, durch das Gesetz außer Zweifel zu stellen, daß Vorschriften der bezeichneten Art, auch soweit sie in gesundheitlicher Beziehung über den Schutz der menschlichen Gesundheit gegen drohende, anders nicht zu beseitigende Gefahren hinausgehen, im Wege der Polizeiverordnung erlassen werden können. Die §§ 120a ff. der Reichsgewerbeordnung bieten zu einem Einschreiten gegen die Schlaf- und sonstigen Aufenthaltsräume der Arbeiter nur insoweit eine Handhabe, als diese, wie beispielsweise die Nachtwachen in Fabriken und der Brenner am Ringofen, dem Betrieb selbst dienen und gewissermaßen selbst Betriebsräume sind.‘ Diese Auseinandersetzungen beziehen sich auf Artikel 4 des Gesetzentwurfes, in welchem Wohnungsordnungen für Gemeinden von mehr als 100000 Einwohnern obligatorisch, für andere fakultativ gemacht werden. Und damit wäre also dieser Übelstand wenigstens beseitigt worden, wenn nämlich die Weisheit des preußischen Abgeordnetenhauses es nicht anders beschlossen und den Gesetzentwurf abgelehnt hätte.

Früher wurden auch die Sachsengänger meist in geradezu lebensgefährlichen Höhlen und Löchern untergebracht. Jetzt achtet die Regierung mehr darauf, daß die Leute entweder in ordenlichen Häusern untergebracht oder daß solide Baracken für sie gebaut werden. Sogleich beschweren sich die Heimatprovinzen darüber, daß die Leute ‚von allzu großen Ansprüchen erfüllt, nach Hause zurückkehren‘. Man sieht, wir leben im Zeitalter des sozialen Fortschritts. Übrigens befinden sich die für die Preußengänger bereitgestellten Wohnungen noch immer vielfach in vorsintflutlichem Zustande. Man klagt dann jämmerlichst über den Leutemangel auf dem Lande. Es ist aber notorisch, daß, wo die Arbeiterwohnungen gut sind, dieser sich am wenigsten geltend macht.

Es wurde oben auf den Zusammenhang des Wohnungselends in Ostelbien mit den dortigen üblen gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnissen hingewiesen. Es wird also die Verbesserung der Arbeiterhausung Hand in Hand zu gehen haben mit der Verbesserung der sozialen Lage des östlichen Landarbeiters überhaupt. Welche Mittel sich hierzu bieten, ist zwar eine Frage allerhöchster Wichtigkeit, die aber hier, in Verknüpfung mit dem Wohnungswesen, nur andeutungsweise behandelt werden kann.

Man hat vorgeschlagen, um wieder einen genügenden und zuverlässigen Arbeiterstand in Ostelbien zu schaffen, den Insten in einen Häusler oder Heuerling zu verwandeln. Aber der Häusler wie der Heuerling ist Dorfarbeiter, der sein eigenes Anwesen hat oder ein Stück Land vom Gutsherrn pachtet, auf eigene Rechnung bewirtschaftet und nur auf bestimmte Zeit diesem zum Dienst verpflichtet ist. Was aber im Osten fehlt, das sind eben die Bauerndörfer, und somit ist diese ‚Verwandlung des Insten' ein Unding, solange man nicht einen Teil des Großgrundbesitzes zerschlägt und in Bauerngüter umwandelt, so wie es namentlich die Posensche Kolonisation erstrebt. Also Dörfergründung, Kleinhäuserbau! Das dürften die einzigen Mittel sein, um die Landflucht zu paralysieren. Denn alle anderen haben sich als verfehlt erwiesen. Die Heranziehung der russisch-polnischen Arbeiter ist das beste Mittel zur Slavisierung des Ostens, die Seßhaftmachung der Taglöhner bedeutet allerdings, sie ‚schollenfest', aber auch, sie ‚lohnfest' machen, d. h. sie jedem Lohndruck preisgeben, die Errichtung von Arbeiterkolonien hat die Wirkung, ein höchst gefährliches Landproletariat zu schaffen. Was den Gutstaglöhner von der Scholle zieht, ist der Mangel an Heimatsgefühl, die Aussichtslosigkeit, es zu irgend einer Selbständigkeit zu bringen, die allerdings meist trügerischen Aussichten, in der Stadt ein besseres Fortkommen, eine höhere soziale Stellung zu finden. Es handelt sich also darum, im Landarbeiter die Heimatliebe wieder zu stärken. Dazu gehört, daß ihm ein geordnetes Familienleben möglich gemacht, und hierzu wiederum, daß ihm eine gesunde, gemütliche Hausung geboten wird.

Viel geklagt wird über die zunehmende Verschuldung des Landbesitzes. Und doch ist sie mäßig gegenüber der Verschuldung des städtischen Baulandes, die dreimal so schnell zunimmt als jene. Nach der preußischen Hypothekenstatistik ist z. B. in der Provinz Brandenburg die städtische Bodenverschuldung in den Jahren 1886—1897 um 8543,93 Millionen, die ländliche um 2417,57 Millionen gewachsen. Nun ist aber ein großer Unterschied zwischen beiden Verschuldungsarten festzuhalten. Die ländliche rührt zum größten Teil von eingetragenen Kaufgeldern und Erbabfindungen, zum geringen Teil von Zukäufen, Meliorationen, Inventarvermehrungen her. Das Maß der Beleihung ist von vornherein durch die Rentabilität bestimmt; wird dieses Maß überstiegen, so wird der Besitz selbst ruiniert, da eine Wertsteigerung anders als durch reale Wertverbesserung im allgemeinen ausgeschlossen ist. Die Beleihung der städtischen Grundstücke erfolgt aber nach ganz anderen Prinzipien, nämlich

nach spekulativen. Denn die ungeheure städtische Bodenschuldenlast basiert ja zum allergrößten Teil nicht auf Realien, sondern auf künstlich geschaffenen Werten. Deshalb erfolgt auch die Beleihung nicht nur nach dem dermaligen spekulativen Taxwert, sondern sogar darüber hinaus auf die Inkubation hin, worunter wir, uns stützend auf den zoologischen Sprachgebrauch, der unter Inkubation die Zeit der Entwicklung des Keimes während der Bebrütung versteht, den Wertzuwachs der brachliegenden Baustelle bis zu ihrer Baureife verstehen wollen. Nun sind aber die städtischen Grundstücke ganz einzigartige goldene Eier, die niemals ganz ausgebrütet werden können und deren Feingehalt und somit auch Wert mit der Zeit immer mehr zunimmt. Wird aber endlich zur Bebauung geschritten, so ist der städtische Grundbesitzer immer in der Lage, die kontrahierte Schuldenlast bezw. deren Zinsenlast auf die Schultern der Mieter abzuwälzen. Dem Landwirt fehlt ein solcher Packesel durchaus. Er kann nicht die Zinsen seiner Grundschuld auf die Produktionskosten schlagen; denn dazu müßte er die Fruchtpreise erhöhen; und die regelt heutzutage nicht er, auch nicht ein Landwirtebund, sondern der Weltmarkt. Für Meliorationen, Inventurmehrungen, industrielle Unternehmungen, die den Wert des Besitztums vermehren könnten, ist aber das Geld sehr schwierig und nur zu hohen Zinsen zu erlangen und zwar hauptsächlich deshalb, weil das Kapital bei der Anlage in städtischen Grundstücken eine viel gesichertere und leichter zu prüfende Unterlage findet.

Je eingehender man das heutige städtische Bauwesen und den Grundstückhandel studiert, desto mehr Zusammenhänge findet man mit dem ganzen wirtschaftlichen Leben und leider fast ausschließlich mit dessen Mißständen. Wohnungsnot und Baulandwucher durchsetzen vergiftend den Volkskörper in Stadt und Land. Auf dem Lande freilich ist dieser Wohnungsmangel durchgehends auf die Arbeiterklasse beschränkt, und auch bei dieser wird er hier nicht so stark empfunden, weil der dauernde Aufenthalt im Freien bei der Arbeit bis zu einem gewissen Grade ein Palliativ gegen die in den Wohnungshöhlen eingeatmeten Giftstoffe ist. Aber dennoch wird der aufmerksame Beobachter auch in der Landfrische genug bleiche, hagere, zusammengefallene Gestalten selbst unter der Jugend bemerken und er darf getrost von allen diesen in der freien Natur so besonders disharmonisch wirkenden Erscheinungen 50 Prozent auf Rechnung des Wohnungselendes setzen. In den Städten aber leiden unter letzterem fast alle Stände, und wenn das an sich zu bedauern ist, so sehe ich doch auch ein Gutes darin. Die Wohnungsfrage ist ein soziales Problem, in dem alle Stände, Gebildete wie Ungebildete, Männer der manuellen wie der wissenschaftlichen Arbeit, Proletarier und Bourgeois, sich in einheitlichem Interesse zusammenschließen und Schulter an Schulter für die Verbesserung ihrer sozialen Lage kämpfen können. Die Annäherung der verschiedenen Stände, welche die Mietskaserne trotz der häuslichen Zusammenpferchung nicht hat zustande bringen können, vollzieht sich freiwillig und harmonisch, sobald erst alle Klassen die Unhaltbarkeit der jetzigen Hausungszustände, die Schädigung

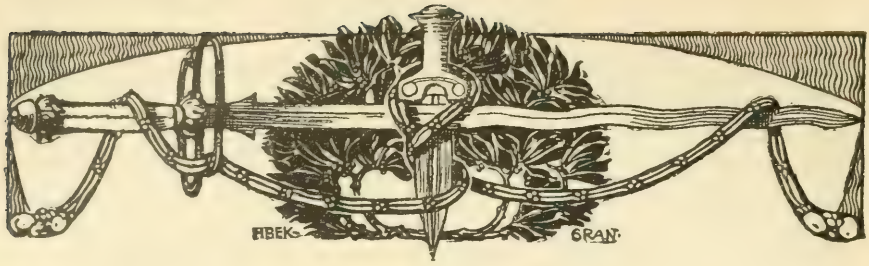
ihrer materiellen wie sittlichen und ästhetischen Güter durch das Wohnungselend, die Volkswirtschaftsfeindlichkeit der heutigen Bodenpolitik und die Notwendigkeit ihrer Reform voll eingesehen haben. In diesem Interessenkampfe können alle Parteien, die nicht gewillt sind, sich gänzlich von dem Kroniden Kapitalismus verschlingen zu lassen, zusammenstehen. Wie wichtig aber für unsere sozial und politisch zerklüftete Zeit es wäre, einen solchen gemeinsamen Angriffs- und Arbeitspunkt zur Förderung der Gesamtkultur zu finden, braucht kaum dargelegt zu werden. Obwohl wir uns einen christlichen Staat nennen, sind wir doch von brüderlicher Gesinnung gegenüber jedem, auch dem geringsten Glied der Gemeinschaft, sowie es das Wort unseres Heilandes verlangt, vielfach weit entfernt. Auch wenn man unsere Zeit eine sozialpolitische nennt, muß leider der Nachdruck und der Primat dem Wort ‚politisch' zuerkannt werden.

Es ist höchst bedauerlich, daß selbst von höchster, autoritativer Stelle diese Kluft eher verbreitert als überbrückt wird. Das Scheltwort von den vaterlandslosen Gesellen, in so berechtigtem Zorn über ein reichsfeindliches Verhalten aufgrund phantastischer Schwärmerei vom Weltbürgertum es auch gesprochen wurde, hätte nicht fallen, alle gesinnungsähnlichen Reden hätten unterdrückt werden sollen. Den Agitatoren, denen gegenüber solche Bezeichnungen teilweise am Platze sind, liefern sie nur Wasser auf die Mühle ihrer Verhetzungskunst; der verhetzten Masse gegenüber sind sie ungerecht. Es wird vergessen, was schon Roscher erkannt und in den Worten präzisiert hat: ‚Bei gewöhnlichen Menschen kann der Patriotismus nur dann wahr sein, wenn er von dem kleineren Kreise ausgeht, der sie zunächst umgibt, für dessen Mitglieder sie sich zunächst interessieren.' Dieser kleinere Kreis ist offenbar zunächst kein anderer als die Familie, deren Existenz aber eben durch das Wohnungselend an den Wurzeln zerstört wird. Wo kein Familiengefühl, da kein Heimatsgefühl; wo Heimatlosigkeit, da Vaterlandslosigkeit. ‚Jehann, kein Hüsung — keine Tru' — mahnt Mariken ihren Jehann. ‚Die Religion muß dem Volke erhalten werden', heißt es immer wieder. Es ist aber unzweifelhaft, daß das religiöse Empfinden zuerst in den Affekten, die das Familienleben auslöst, bewußt geworden ist, und ohne einen solchen menschlich-natürlichen Rückhalt wird es stets verkümmern.

Heimat- und Familienliebe ist ein viel zu natürliches Gefühl, als daß es jemals durch irgendwelche agitatorische Verhetzung aus den Herzen gerissen werden könnte. Das kann nur durch perverse wirtschaftliche Zustände geschehen. Der Weltstaat wie die staatliche Kindererziehung sind Phantasmagorien, kaum wert, daß man eine ernste Abwehr ihnen angedeihen läßt. Noch immer sehe ich einen sozialistischen Redner vor mir, den ich zufällig über dieses Thema sich äußern hörte. In einer kleinen niederösterreichischen Stadt hielten die Nationalsozialen einen Parteitag ab und hatten auch die ‚Sozi' zu der Versammlung, die in einer Gastwirtschaft stattfand, eingeladen, um sich, wenn sie es wünschten, an der Debatte zu beteiligen. Ein nationalsozialer Redner machte den Gästen den Vorwurf der Vaterlandslosigkeit, Heimatfeindlichkeit.

Sofort sprang der sozialistische Wortführer, ein czechischer Schlosser, auf und rief in seinem etwas sonderbaren Deutsch die gleichwohl durch echtes warmes Pathos zündenden Worte: ‚Es ist nicht wahrr, alles was Sie da saggen. Auch wir lieben disse klaren Flisse, disse hohen Bärge, disse kräftigen Wälder, disse grünen Wissen und goldenen Äcker‘ — der Redner wies mit der Hand auf die herrliche Umgebung, — ‚auch wir lieben jede Scholle disser reichen Erde, jeden Halm Getraide, jeden Käffer auf dem Blatt, jede Blume im Garten, jeden Vogel im Busch, wir lieben alles disses und vielleicht merr wie Sie. Wir lieben es mit der Liebe der Sännsucht, Sie mit Liebe der Besitzenden, denen der Besitz gleichgültig geworden. Wir lieben es mit der Liebe des Hungernden, Dürstenden; denn von dissen Äckern uns gehört keine breite Hand, von dissen Wäldern uns kein Baum, von dissen Gärten uns keine Blume. Wir lieben unsere Heimat, unsere Stadt, unser Dorf; wir lieben jägliche Hitte, die darinnen ist. Aber wir lieben sie mit der Liebe des Verstoßenen; diese Hitten sind uns kein festes Obdach, sie sind nur Zälte, die morgen können werden abgebrochen über unserm Kopf. Wir wollen einen Herd, der uns wärmt, uns und unsere Weiber und Kinder Sommer und Winter, den wir besitzen und den wir pflegen, daß er uns hege. Gäben Sie uns das, und wir werden wissen, warum wir sollen verteidigen unßer Vatterland, von dem Sie reden in so vielen großen Worten, aber das für uns nicht hat übrig kein klainstes Fleckchen, daß wir fässig darauf seien!‘ Man muß bedenken, der Mann, der so sprach, war nicht disziplinierter von den Parteibonzen; frei von der Schablone redete er, was ihm vom Herzen kam und daher zum Herzen sprach. —

(Schluß folgt.)



Die Rache ist mein.

Von

Prinz Emil von Schönaich-Carolath.

Das war ein unheimlicher, trüber Tag, der seine Nebel über die Trancheen deckte wie ein Leichentuch, während krachende Geschütze den Weg durch Kieselleh zwangen und begeisterte Bataillone jubelnd über Bergkuppen kletterten, aus Schluchten tauchten, dann in dunklen, schlechtgesammelten Haufen vorliefen und unter dem schmetternden Feuer des Feindes nicht mehr zurückkonnten, sondern liegen blieben, schwarze, zähe Massen, zusammengeballt, von Lehm und Blut triefend, überströmt vom klatschenden Platzregen.

Bei sinkender Nacht, während Wolken immer dichter und schwerer über das Schlachtfeld zogen, als wollten sie es abwaschen mit kalten Schauern, ging die Armee rückwärts. Betrunkene Regimenter, die nicht ins Feuer gekommen waren, versperrten die Felder und heulten Sieg, während verirrte feindliche Granaten Splitter in sie warfen und surrende, vom Boden geschälte Grasschollen. Dann kam, meilenfern, eine öde Fläche, wo Kosakenpatrouillen durcheinander ritten, wo hinter rasch aufgeworfenen Schützengräben Bataillone lagerten. Später ein leichter Höhenzug, dahinter graue Zeltgassen, sich kreuzend, große Tannenbüschel als Wegweiser dazwischen. Eine Wagenburg stand mit zusammengefahrenen Rädern, die Packpferde in dunklem Klumpen mit gesenkten Köpfen. Eine schwere Batterie, in Eilmärschen herbeigezogen und im aufgeweichten Boden verlassen, reckte, halb versunken, ihre Wagenmassen und die blanken, neuen Geschützrohre schräg über das Lager hin.

In dieser Aufnahmestellung lagen Garde- und Linienbrigaden, dezimierte wie noch unbeschossene, hastig zusammengezogen, das Gros für die morgige Operation bildend. Die Soldaten, welche, wo immer sie ein wenig Schutz fanden, zusammengedrängt lagen und schliefen, kannten nicht ihren neuen Führer; man wußte nur, daß ihn der Zar vor wenigen Tagen von einer entfernteren Stelle des Kriegsschauplatzes herbeigezogen und in der Stunde der Gefahr mit einem hohen Kommando betraut hatte.

Hugo Ulbrich fec.

Der große Tempel in Luxor.

Hoch Land

Im Zelte des Befehlshabers ging ein Kriegsrat zu Ende. Von einer Anzahl Offizieren umgeben, zog der General die letzten Rotstiftstriche über einige halb durchweichte Feldkarten und erhob sich grüßend. Als das Zelt leer geworden, rückte er, ermüdet, den Sessel ans Feuer und zog einen Brief hervor, den er seit Tagen bewahrt haben mochte. Der schmale Papierstreif enthielt nur wenige Zeilen.

‚Soeben erfahre ich, daß Wassil in Ihre nächste Umgebung kommandiert ward. Wenn ich als Russin auch stolz sein muß, ihn vor dem Feinde und unter Ihrem Befehle zu wissen, so blutet doch das Herz der Mutter in namenlosem Bangen. Er ist mehr als mein Sohn — er ist die Verkörperung meiner und Ihrer unermeßlichen Schuld — in seinem Glücke nur, in seinem Wohlergehen liegt das Symbol der Vergebung Gottes. Kehrt er heim aus diesem entsetzlichen Kriege, dann will ich an Vergebung glauben, dann wollen auch wir, entsühnt, uns wiedersehen. Wachen Sie über dem Heile, über dem Leben meines Kindes. Raissa.‘

‚Ich will es‘, sprach der General leise und faltete den Brief. Ehe er ihn an der Brust barg, preßte er seine Lippen auf das zerknitterte Papier, dann rief er seinen Adjutanten. ‚Ich lasse den Leutnant Trekuroff zu mir bitten.‘

* * *

General Graf Wassil Barinski hatte, selbst nach russischen Begriffen, eine ganz außergewöhnliche Laufbahn zurückgelegt. Er war überhaupt eine außergewöhnliche Erscheinung; den Petersburger Kreisen, in denen man doch sonst seine Grade zu erobern pflegt, entfremdet, weil er das Lagerleben im Kaukasus und gegen die Turkmenen vorgezogen hatte. Man wußte nur unbestimmt, daß ein Schatten auf seinem Leben sei, etwas Unaufgeklärtes. Die Männer rieten auf eine Liebesgeschichte oder ein fatales Duell, die Frauen, der idealere Teil der Gesellschaft, seltsamerweise auf Schulden. Einmal stieg das Gerücht auf, daß Wassil bei Hof in Ungnade gefallen sei, und dies reichte völlig hin, um fortab alles, selbst menschliche Anteilnahme, von ihm fernzuhalten.

Graf Wassil Barinski hatte allerdings einen Roman in seinem Leben. Früh verwaist, verlebte er die reiche Mußezeit, deren er sich während seines Dienstes in der Chevaliergarde erfreute, gewöhnlich in Südrußland auf den ausgedehnten Besitzungen seines Vetters Trekuroff. Dieser ältere Vetter bewahrte auf einem seiner Schlösser aus Familienpietät zwei alte Tanten nebst einer Kousine, welche er kaum kannte. Raissa war ein herbes, schönes Mädchen von siebzehn Jahren, eine kleine Despotin der Steppe, die sie im Sattel eines kleinen bissigen Kosakenpferdes tagelang durchstreifte. Wassil,

auf der Schnepfenjagd verirrt, entdeckte sie eines Tages, als sie, an einem Zaune sitzend, die Finger schwarz von gepflückten Brombeeren, ihrem Pony aus einem Buche vorlas. Seit jener Begegnung veränderte Raissa sich merklich, zwängte ihr rebellisches Haar in Flechten und bemühte sich, zur unendlichen Genugtuung der Tanten, wohlgesittet zu werden. Wassil war seinerseits auffallend zerstreut, sogar finster, kam immer häufiger auf Besuch, und riß eines Abends, während der Herbstwind die Baumkronen im Parke durcheinanderschlug, seine Kousine an sich und küßte sie auf den Mund. Sie sprachen kein überflüssiges Wort, denn die Liebe erblüht schnell auf der Steppe und die Herzen dort sind fest und klar und so zuversichtlich auf heitere Tage, wie das lange Morgenrot der südöstlichen Sonne.

Verwunderung und Jubel herrschten tags darauf im geräumigen Heim des Vetters Trekuroff. Dieser durchlief die Zimmer seiner Jagdgäste und verbreitete die Kunde, daß Wassil, der Gardechevalier, die ‚Waldkousine' heiraten werde. Dann erfolgte großes Galadiner, und gleich darauf reiste Wassil nach Paris, um wie der Vetter sich ausdrückte, die Perlenzäume für seine junge Steppenbraut einzuhandeln.

Nach drei Wochen schrieb Wassil aus Genua. Kein Brief später, nur plötzlich ein lakonisches Telegramm, welches Postpferde nach der Station befahl. Als der Wagen durch die Schloßeinfuhr dröhnte, stand Raissa im Empfangszimmer, bräutlich schön, mit niedergeschlagenen Augen. Er schritt rasch auf sie zu, als wolle er ihr zu Füßen fallen, dann besann er sich und hob, jäh entschlossen, die Stirn.

‚Ich will offen sein, wie's Ihrer würdig ist, Raissa. Geben Sie mir mein Wort zurück — ich liebe eine andere.'

Eine Ohnmacht griff sie an, aber ein Strom trotzigen Blutes kam ihr zu Hilfe, und um ihren Stolz zu retten, fand sie blitzartig eine unerhörte Entgegnung.

‚Das trifft sich glücklich', sprach sie, indes ihre schlanke Gestalt sich schaudernd, aber vollendet vornehm emporreckte, — ‚denn Sie blieben lange aus und auch mein Herz ward Ihnen fremd . . .'

Wassil grüßte tief und verschwand; sie schritt die Gartentreppe hinab zu den Beeten, drauf Anemonen und erste Veilchen blühten. Unbefangen erschien sie bei Tische, um von der Sinnesänderung ihres Vetters achselzuckend und so gelassen zu plaudern, als habe der jähe, ungerechte Schlag, den sie erfahren, einer Fremden gegolten. Sie lachte fröhlich, ohne Bitterkeit, und nahm ihre lang vernachlässigten Ritte in die Steppe mit neuem Eifer auf.

Die zurückgegangene Verlobung erregte weit über die Grenzen des Gouvernements hinaus maßloses Aufsehen. Am meisten wunderte sich der

Vetter Trekuroff, dem erst jetzt die volle, sieghafte Schönheit Raissas so recht ins Auge fiel. Da er ein guter, taktvoller Mann war, der Skandale haßte und außerdem das Bedürfnis fühlte, die Stellung des unter seinem Dache so schwer gekränkten jungen Mädchens zu befestigen, bot er ihr seine Hand an. Raissa willigte unbedenklich ein nud schritt diamantensprühend zum Altare, lächelnd wie eine Königin.

Nach wenigen Monaten kehrte Wassil unangemeldet zurück. Trekuroff, zuerst befremdet und verlegen, nahm diese Rückkehr für einen Beweis ungetrübter Freundschaft und war im Grunde darüber seelenvergnügt. Raissa erbleichte bis in die Lippen und reichte ‚dem Jugendfreunde' unbefangen die Hand. Es war später Abend; der Salon, in der Nachlässigkeit langen Bewohntseins, mit den weichen Teppichen, dem Tische und der Auswahl durchwühlter Pariser Journale, lag im Schatten der rotseidenen Lampenschirme. Trekuroff, der stets rücksichtsvolle, ging in das Nebenzimmer, um Briefe zu erledigen. Am Fußende des Sofas, drauf sich Raissa zurückgelehnt, stand Wassil mit weißen Lippen und beichtete.

‚Das Wesen, dem ich alles geopfert, alles — bedurfte des Mitleids. Sie hieß Vera Timofejewna und stammte aus einem Fürstenhause, älter als dasjenige unserer Zaren. Ihre Mutter lebte fern von Rußland in übertünchtem Elend, vom Glanze ihres Namens zehrend, von Gläubigern verfolgt, von Hotel zu Hotel gejagt, über einen Kreis von Glücksrittern gebietend. Mit sich schleifte sie ihre Tochter, ein halbes Kind, welche sie behandelte wie ein noch unverwertbares Staatspapier. Ihre letzte Hoffnung — und Gott weiß, was für Hoffnungen sie hegte — lagen auf jenem Kinde, dessen Scheitel fromm und glatt gekämmt, dessen Herz vor der Zeit in der Schule der Mutter ein Abgrund von Egoismus, Berechnung und Schlechtigkeit geworden war. Wie gut verstand die kleine Vera, kaum halbreif, die Blicke der Herren zu deuten, welche ihre flache Brust, ihre mageren Arme auf kommende Fülle abschätzten, während die Fürstin-Mutter zum Bankhalten aufmunterte und den Champagner verdächtig reichlich fließen ließ ... Der Zufall führte mich in jene Kreise, und die kleine Vera, welche der seltene Anblick eines ehrlichen Gesichtes zu fesseln schien, begann von ihrem Leben zu plaudern und zu klagen. Sie erzählte, daß sie es herzlich satt habe, oftmals aus dem Schlafe gerissen und in das Coupé eines Nachtzuges gepackt zu werden, der von Paris nach Neapel oder von London nach Wien die Mutter trüge, wenn die Wirte nicht mehr borgen wollten oder die Polizei begänne unbequem zu werden ... Wir leben nur in Gasthöfen, schlafen auf den roten Polstern der Eisenbahnwagen und kleiden uns aus unseren Koffern ... Ein solches Dasein sei ihr unerträglich, sie sehne sich so sehr nach einem ruhigen, still bescheidenen Orte, sie wolle so gern eine

brave, dankbare kleine Frau werden — aber dieses Glück eben bliebe ihr wohl ewig versagt —

Sie war unsagbar lieb und schön, und hatte, während sie dies alles leichthin erzählte, die Augen eines bekümmerten, mißhandelten Geschöpfes, das mit Füßen getreten wird und stumm ergeben leidet, ohne sich wehren zu können.

Ja, sie hatte schöne, rätselhafte, gequälte Schlangenaugen! Der lähmende Bann, den sie mir unabwälzbar auflegten, hatte nichts mit einer jäh auflodernden, sinnlichen Leidenschaft gemein. Wäre dem so gewesen, verböte mir ein Rest von Selbstachtung und Scham, vor Ihnen zu erscheinen. Ich fühlte nur Mitleid für jenes Kind, tiefes Mitleid. Aus dieser großmütigen Regung erwuchs eine Begierde, die in jedes Mannes Brust schlummert, die verborgenste wohl, aber auch die verlockendste, törichteste, verderblichste — die Sucht, eine strauchelnde, vielleicht schon gefallene Frau retten, einem Wesen, das den sittlichen Halt verlor, die eigene starke Seele zum Stützpunkt bieten zu wollen. Das ist kein Edelmut mehr, sondern Wahnsinn. Aus meinem Herzen stahl ich die Liebe zu Ihnen, der Reinen, und bemühte mich, sie in wildem Schöpferdrange dem Wesen einzuhauchen, das sich, wie die Lehmscholle aus einem Graben, meinem Fuße angeklebt! Ich kaufte sie der Fürstin-Mutter ab, trug sie aus den Kreisen hinaus, drin sie zu frieren vorgab, und begann mein Pygmalionswerk. Aber was fand ich? Ein launisches, welkes Kind, ein verlogenes, kleinliches, jeder Erhebung unfähiges Herz, ein Häufchen früh ausgebrannten, trostlosen Schuttes. Sie hatte sich offenbar schon mehr als einmal „retten lassen". Nach kurzer Zeit entlief sie mir und kehrte zu der problematischen Hotelexistenz zurück, für die sie eben geboren war. In den Salons der Fürstin-Mutter heiße ich seitdem Pygmalion. Das Erwachen nach einer erlittenen Schmach ist schrecklich, besonders wenn sich mit ihr der Fluch der Lächerlichkeit paart. Aber ich bin zu krank, als daß ein solcher Stachel mich noch schmerzen könnte. Für mich gibt es, wie ich glaube, keine Rettung mehr; ich erkenne meine Lage klug und klar, wie ein Arzt die Krankheit nennt, die ihn selbst ergriffen hat. Der Schiffbruch meiner Jugend, meines Stolzes, meines Glaubens ließe sich vielleicht überstehen, nicht aber kann ich das Bewußtsein tragen, Ihre Liebe verscherzt, verloren zu haben. Sehr glücklich würde ich sein, wenn Sie mir nach meinem Bekenntnisse einen Rest von Achtung und später ein mildes Gedenken nicht versagen würden. Jetzt will ich Ihren Gemahl bitten, mir eine kurze Zeit der Ruhe und der Sammlung, deren ich sehr benötigt bin, unter diesem Dache gestatten zu wollen. Gewähren auch Sie es, denn Sie tun damit lediglich ein Werk des Erbarmens.'

Er verneigte sich wie vor der Mutter Gottes von Kasan, Raissa lag im Divan zurückgelehnt mit geschlossenen Augen. Trekuroff kam wieder und

hob, sich entschuldigend, den herabgesunkenen Schirm einer Lampe. Wassil führte, geblendet, die Hand zu den Augen; sein Kopf war alt geworden in wenigen Wochen, das Haar lichter, die Züge krankhaft geschärft. Trekuroff, wohlerzogen und korrekt, unterdrückte mit Mühe einen Ausruf der Teilnahme. Nur als der Tee vorüber war, nötigte er Raissa ans Klavier, um dem Gaste — Ironie war ihm fremd — etwas recht Aufheiterndes zu spielen. Raissa begann eine wilde spanische Tanzweise, und er stand bewundernd hinter ihrem Stuhle; sie spielte aber so heftig und schnell, daß er es versäumte, die Blätter umzuwenden. Wenn er dann seinen Irrtum erkannte, lachte er voll und kräftig, indessen er, eifrig umblätternd, Raissas Haar streifte, über dessen blauschwarze Fülle das Kerzenlicht weiße Strahlen wob.

Sie endete den Vortrag mit einem hastigen, unsicheren Griffe. Wassil kam mit dankender Verbeugung aus seiner Ecke hervor und verabschiedete sich. Er fühle sich krank, und erhoffe Besserung durch Ruhe und Einfluß der herben Steppenluft. Er wünsche sein gewohntes Zimmer zu beziehen, und bäte im voraus um Nachsicht mit der Zurückgezogenheit, die er sich fürs erste notgedrungen auferlegen müsse.

Er verschwand und kam im Laufe der folgenden Wochen nicht zum Vorschein; da das Schloß von Gästen selten leer wurde, fiel seine Abgeschlossenheit wenig auf. An einem Hochmittage traf er Raissa weit unten im Parke. Sie saß im Sonnenscheine; der Sommerwind spielte mit ihrem weißen Gewande, hob von ihren Schultern das lose, tiefdunkle Haar und wehte es fester um ihr gesenktes, feines, strenges Profil. Sie waren ganz allein; durch die Gartenstille plätscherte hörbar ein Bach über Kiesel und Ellerstauden; verirrte Schwalben schossen gewitterbange niedrig über die Baumkronen hin.

‚Was führte Sie hierher — zurück zu mir?‘ begann sie mit ruhiger goldklarer Stimme.

‚Eine Laune‘, entgegnete er müde und ernst, ‚besser gesagt, ein Wunsch. Vielleicht auch ein Verhängnis. Treibt doch jeden Verbrecher eine geheimnisvolle Macht nach der Stätte zurück, wo er gesündigt. Ich durfte mir die letzte Qual nicht ersparen: Sie elend zu sehen. Denn elend sind Sie an Trekuroffs Seite — es mußte so kommen. Noch ein anderes zwang mich hierher: ich wollte nicht sterben mit diesen Lippen, die noch befleckt sind von häßlichen, schmachvollen Küssen, keinen solchen Nachgeschmack mit in das Grab nehmen, der allbarmherzigen Erde kein ganz vernichtetes, entweihtes Herz wiedergeben. Ich will entsühnt sein, Raissa . . . ich will noch einmal hören, daß du mich geliebt hast und jetzt noch liebst —‘

Den Kiesweg entlang flog ein stechend warmer Wind, die Kronen der Ulmen murrten auf; über die Steppe zog rasch ein Gewitter heran.

‚Komm‘, sagte Raissa, ‚und höre meine Antwort‘. Sie nahm seinen Arm und tat, daran geschmiegt, langsam einige Schritte. Durchs Blättergewirr peitschten Tropfen, der Park war dunkel geworden. Aus seiner Tiefe leuchtete die Eremitage auf, ein Gartenhaus, aus weißen Birkenstämmen gezimmert, altmodisch, mit geblümten Tapeten und verschossenen Seidenpolstern. ‚Dich habe ich um Verzeihung zu bitten, dich allein‘, sprach sie, indem sie verklärt, glückselig zu ihm emporsah. ‚Ich nahm in einem bösen Augenblicke die Hand des andern — aus Groll und Stolz, einzig, um dich zu strafen, einzig, um dir zu zeigen, daß ich dich, sogar dich vergessen könne! Aber fortgeliebt habe ich dich immer und bin niemals irre geworden an dir, glaub mir, niemals! Und nun, du Stolzer, Großmütiger, kenne ich dich ganz. Aus Großmut warfst du deine Liebe weg an eine schwächere — welch Weib, welch echtes Weib vergäbe das nicht? Meinen Teil von Liebe doch behielt ich für mich. Er ist groß genug für zweie, selbst für Stolze! Wollen wir teilen — Pygmalion? . . .‘

Ein blauer Blitzstrahl zuckte durch die Scheiben und der Donner begrub den Südsturm in den Baumkronen, die braune, triefende Steppe lag dunstig im heißen Regen.

Und die Vögel sangen wieder, über dem aufatmenden Parke ging die Sonne zuckend, blutrot nieder.

Den Weg hinab wandelten zwei hohe Gestalten, still und mit blassen Stirnen. So schritten dereinst wohl die ersten Menschen aus dem blühenden, traumhaften Eden ins Leben hinaus.

Noch einmal neigte sich der Mann, aufschluchzend, über die Hand der Frau, und sie malte das Kreuz über seine Stirn und sprach mit weiten, schuldumflorten Augen: ‚Leb wohl und laß uns büßen.‘

Vom Schlosse her kam Trekuroff, umbellt von seinen braunen Hunden; er schwenkte von weitem fröhlich den breiten Gartenhut. — — —

Graf Wassil Barinski erbat bedingungslose Aufnahme in die Armee, wurde auf Probedienst nach Sibirien und bald darauf nach dem Kaukasus geschickt. Dort ereilte ihn ein Brief Trekuroffs, welcher bat, er möge bei einem Sohne, den ihm Raissa gegeben, Patenstelle vertreten. Wassil sandte als Antwort einen Altarschmuck für die Kirche, in welcher Trekuroff und Raissa getraut worden. Dann wußte man nur, daß er in Westasien kämpfe; nach Jahren kam er als Oberst, notgedrungen, nach Petersburg, um das Sankt Georgs-Kommandeurkreuz entgegenzunehmen. Er sah niemals das Ziel seiner Sehnsucht wieder, das Schloß mit den weißen Giebeln, schimmernd herausgrüßend aus der braunen südrussischen Fläche.

Und nach langjährigem Büßerkampfe erlebte er den Tag, an dem sein Vaterland, das große heilige Rußland, durch inneren Verfall und

äußeren Kriegsandrang auf seinen morschen Riesenpfeilern zu wanken begann. Nach verlorenen Schlachten, über gestürzte Größen hinweg rief ihn der Zar zur Rettung, stellte ihn an die Spitze von Tausenden und legte in die Hand, die nie gezittert hatte, seit sich Raissas schmale Finger zum letztenmal darin gebettet, den Feldherrnstab . . .

Das war Graf Wassil Barinskis Roman; er zog noch einmal an ihm vorüber, rasch, wie über die Zeltwand das Flackerlicht der krachenden Scheite.

* * *

‚Leutnant Trekuroff‘, sprach eine feste, wohltönende Stimme.

Das war wie ein Klang von Raissas Lippen, nur metallischer und tiefer, da waren auch Raissas dunkle Augen, nur daß sie aus einem gebräunten Jünglingsgesichte strahlten, welches voll jugendlicher Erregung und Begeisterung auf den gefeierten General blickte.

‚Gott zum Gruße‘, sprach Barinski und bot beide Hände dar. Er mußte alle Selbstbeherrschung aufbieten, um den jungen Mann nicht ans Herz zu pressen, allein die Blicke der beiden loderten zusammen in einer Regung von leidenschaftlicher Bewunderung auf der einen, stolzer Liebe auf der anderen Seite.

‚Und nun müssen Sie viel erzählen‘, begann der General mit herzlichem Tone. ‚Zunächst aber sollen Sie mein Gast sein‘, fügte er hinzu, indem er Brot und einen Rest Kapwein auf den Tisch schob. ‚Besseres kann ich Ihnen leider nicht bieten, aber selbst um dieses wenige und um das warme Feuer hier dürften uns die armen Kameraden in den Trancheen noch beneiden. Das erste Glas, welches wir zusammen trinken, soll Ihnen selbst gelten, Ihrem Heil und Ihrem Wohlergehen! . . . Doch nun nehmen Sie vorlieb und erzählen Sie von Ihren Eltern, Ihrer Jugend, Ihren Hoffnungen.‘

Er lehnte sich zurück und betrachtete milden, glücklichen Gesichts den jungen Offizier, der frisch und offen von seiner fröhlichen Jugend zu plaudern begann, von allerhand kleinen Begebnissen aus dem Familienleben, die heiter an ihm vorüberzogen, für Barinski jedoch von süßschmerzlicher Bedeutung waren. Der Vater habe in den letzten Jahren reges Interesse an großen landwirtschaftlichen Unternehmungen gewonnen, welche den Wohlstand des Gouvernements, sowie den Wert der Güter bedeutend zu heben begännen; die Mutter lebe eigentlich nur, um Gutes zu tun, die Hütten der Armen aufzurichten, anspruchslose Hospitäler zu bauen, eine echte Mutter nicht nur für die Ihrigen, sondern für alle, welche trostbedürftig und leidend schienen. Sie sei noch immer schön wie eine Heilige und geliebt wie eine solche, nur

fast allzu still, allzusehr sich opfernd für andere, wunschentsagend, goldspendend mit klugen Händen ... und während der junge Offizier dies seltene Frauenleben schilderte, lag auf seiner hübschen, ehrlichen Stirn aller Widerschein des Segens, den die Küsse einer solchen Mutter gewiß nicht vergeblich darauf geprägt hatten. So stand er vor Barinskis entzückten Augen, begeistert plaudernd, kräftig und bescheiden, treuherzig, dabei formvollendet und selbstbewußt, das prächtige Gemüt gewiß noch heißer Jugendideale voll.

Wassil begriff nun, daß Raissas einziges Glück auf ihrem Sohne ruhe, den sie in bitterer Sorge und Herzensangst großgezogen, über dem sie gewacht, den sie weit heftiger und abgöttischer liebte, als Mutterliebe allein es vermag. Offenbarte doch sein herrliches Gedeihen, daß jene Schuld, die ihm das Dasein gegeben, sich nicht rächen wolle an ihm nach dem Worte des finstern Bibelspruches, sondern daß sie hinweggebetet, fortgeweint, gesühnt sei durch den Büßergang zweier Menschenherzen, die stolz geblieben selbst nach dem Sündenfalle, die sich mutvoll aufgerafft hatten, und deren Leben seitdem Entsagung, Kampf und Arbeit gewesen.

Eine kleine Pause entstand; vor dem Zelte wechselten die ablösenden Posten ihre Gewehrgriffe.

‚Erzählen Sie weiter‘, mahnte der General herzlich, ‚Sie ahnen nicht, wie sehr Ihre Worte mir wohltun. Noch eins‘, fügte er nach langem Kampfe hinzu, mit bittender, fast schüchterner Stimme, ‚ich kannte Ihre Eltern von Jugend auf ... wollen Sie mir erlauben, das heißt, wäre es Ihnen nicht störend, wenn ich als alter Freund — als zweiter Vater etwa — das trauliche Du gebrauchte? ... O, um so besser‘, sprach er ganz glücklich, als er sah, daß der junge Offizier vor Freude errötete, ‚es ist etwas Liebes um dieses Wörtchen, wenn man sein Leben hindurch engeres Glück entbehrt hat — ich nenne sonst keinen so. Aber nun weiter, weiter mit der Erzählung; werde ich doch nicht müde, Näheres von dem Streben, den Plänen und Hoffnungen meines lieben jungen Freundes zu hören‘.

Wassil Trekuroff beugte sich über die Hand des Generals.

‚Ich bin es‘, sprach er bewegt, ‚der danken muß für so viel Huld! Ihren Namen wußte ich auswendig, ehe ich lesen lernte — aus den Gebeten meiner Mutter. Und wie wird sie, meine gute Mutter, darauf stolz sein, daß ich Ihr Freund geworden bin! Sie wird mich nun doppelt glücklich umarmen, falls ich heimkehre ...‘

Ein Schatten flog unmerklich über seine Züge; der General jedoch ließ die klaren, sinnenden Augen heiter auf ihm ruhen.

‚Du wirst heimkehren‘, sprach er mild, ‚deine Mutter in die Arme schließen und ihr im stillen einen Gruß von mir sagen, einen Herzensgruß.

Außerdem' — er lächelte sonnig dabei — ‚würdest du ihr vielleicht das Georgskreuz mitbringen ... dergleichen schadet beim Empfange nie'.

‚O, könnte ich das erringen', rief Wassil Trekuroff begeistert aus, ‚so wäre mir doch ein Wunsch, wenigstens ein heimlicher, glühender Wunsch erfüllt! Freilich brächte ich's zuerst nicht meiner Mutter, dieses Kreuz, sondern ...'

‚Nicht der Mutter zuerst?' unterbrach Barinski sehr verwundert. ‚Ach, ich verstehe', fügte er gutmütig, fast kindlich lächelnd hinzu, — ‚ich ließ dich nicht ausreden — gewiß eine kleine Komtesse aus dem Gouvernement Saratoff — wie glücklich wird deine liebe Mutter werden, wenn auch ein wenig eifersüchtig ...' Er kreuzte sinnend die Arme, als sähe er freundliche Bilder aufsteigen, und dachte bei sich selbst: ‚Ich werde ihn mit Depeschen zum Zaren schicken — gerade morgen dürfte an meiner Seite kein Platz für glücklich Liebende sein.'

‚Sie täuschen sich über meine Absichten', sprach Trekuroff mühsam, ‚doch will ich Ihnen, mein Wohltäter, Vertrauen schenken. Die Frau, die ich liebe, gilt bei uns seit Jahren für eine Fremde. Ich begegnete ihr um Ostern in Italien; es war ein kurzes, seliges Zusammentreffen. Ich folgte ihr und sah sie wieder, bange, süße Stunden lang, vor den unbekannten van Dycks im Palazzo Catani zu Genua ... mein Gott, was ist Ihnen, General ... ermüdet Sie mein Geplauder oder wüßten Sie gar um meine Liebe, wäre jene Frau, deren Geist und Schönheit gefeiert sind in allen Zungen, die zu mir herabsteigen will, um mein treues Weib zu werden, Ihnen selbst bekannt? O, gäbe der Himmel, daß dem so wäre, daß ich an Ihnen einen Fürsprecher fände, zunächst bei meinen guten Eltern, die freilich mein Glück nicht hindern würden ...'

Wassil Barinski starrte wortlos vor sich hin, mit weitgeöffneten Augen, indessen er mit der Rechten unablässig über die Stirn strich, wie jemand, der von schwerem, lähmendem Traume befallen ist.

‚Hauptsächlich aber', vollendete Trekuroff, ‚einen Vermittler dem Kreise meiner Verwandten gegenüber, unseren Adelskreisen überhaupt, die eine Fremde in ihrer Mitte nun einmal nicht lieben ... und gerade sie hat leider herbe Lose erfahren, obschon sie edel, stolz und makellos ist wie keine ... sie lebte bisher aus Rußland verbannt und stammt aus einem Fürstenhause, älter als dasjenige unserer Zaren ...'

‚Ah', stöhnte Barinski rauh und reckte sich jäh vom Schemel empor. ‚Edel — stolz — makellos, sagtest du? Barmherziger Gott, noch könnte ein Irrtum obwalten ... Ihr Bild! Du mußt es bei dir haben — leugne nicht, ich weiß es ... her mit dem Bilde, ich befehle es dir!'

‚Ihr Bild —'

Es lag in einer flachen Goldkapsel; die fliegenden Finger des Generals schlossen sich darum mit so wildem Griffe, daß die Hülle aufbarst.

War es ein Spuk? Ihm entgegen zuckte ein feingeschnittenes, elegantes Gesicht, etwas müde vielleicht, etwas welk, aber mit dem alten sieghaften Zuge dämonischer Urmacht, dem grausamen Lächeln der Russalka, der Teichnixe, die aus Torfmooren höhnt und den Gesoppten mit ihren unabwendbaren Augen in die schwarze Lache hinabzieht ... das knisternde fattrote Haar kräuselte sich um die schmale Stirn wie ein Streifen Lohe; wo es über der Brust zusammenschlug, am Rande des Bildes, stand in langen, feinen Schriftzügen der alte kühne Lockruf: ‚Je t'adore'.

‚Vera Timofejewna!'

Der Name brach von den Lippen des Generals wie ein Entsetzensgeschrei, voller Bitterkeit und Schmerz. Zugleich rollte die Kapsel, mit unsäglicher Verachtung fortgeschleudert, über den Boden hin.

‚Ganz recht — Vera Timofejewna', wiederholte der junge Offizier, indem er mit funkelnden Augen das Bild aufhob. ‚Zählen auch Sie bereits zu meinen Feinden? Schade um die Freundschaft, Graf Barinski, die Sie mir soeben angeboten — sie war wahrlich nicht von langer Dauer! Schade darum! Sie sind wohl eifersüchtig auf mich, nicht so, General?'

Barinski antwortete nicht. Er fragte sich, weshalb die Pfade, die Gott uns anweist, denn gar so dunkel seien, und warum Ironie sein müsse in den schwersten Fügungen. Er gelobte sich, fest zu bleiben und seine Pflicht zu tun. Dann ließ er den Kopf auf die Brust sinken und dachte an Raissa.

Trekuroff beobachtete ihn mit einem Angesichte, das eine jähe Veränderung erlitten hatte. Von den soeben noch offenen, frischen Zügen schien jeder Schimmer, jede Jugend hinweggelöscht. Über die Stirne flammte eine unheilkündende Röte, während die Augen höhnisch sprühten und die wachsbleichen Lippen ein unversteckes, böses Lächeln zeigten.

‚Ich will Ihnen aufhelfen, General', sprach er heiser, ‚denn Sie sind alt und wissen nicht mehr mit Leidenschaften zu rechnen. Rücksichten schrecken Sie? Wie lächerlich! Waren Sie selbst denn niemals jung? Haben Sie selber nie an Liebe gelitten, an wahnsinniger, markverzehrender Liebe? Jetzt sind Sie freilich ein Heiliger, besonnen und kühl bis an den Rest von Herz heran! Aber damals, als noch Feuer in Ihren Adern kochte, haben Sie stets fein säuberlich nach Rücksichten und Gewissen gefragt? Haben Sie vielleicht Entsagung geübt und Weißfische geangelt? Lassen Sie darum auch mich meinen eigenen Weg gehen und verschonen Sie mich mit Ihrer greisen Bevormundung'.

Dem General blieb keine Marter erspart. Er mußte erleben, daß der Sohn, den er seit Jahren mit einer durch die Trennung geschärften

Liebe vergöttert hatte, ihm nun gegenüberstand wie ein feindliches, schädliches Wesen, daß dieser Sohn sich durch jede Äußerung, jede Gebärde losriß vom Vaterherzen, stoßweise, grausam, so daß jede einzelne Fiber schmerzte und blutete. Aber er hatte gelernt, sich und andere zu beherrschen.

‚Jene Frau', sprach er gelassen, ‚wird ihren Fuß nicht in das Haus deiner Mutter setzen'.

‚Hüten Sie sich vor Beleidigung', stammelte Trekuroff, seiner kaum noch mächtig. ‚Jeden zerschmettere ich, der sich zwischen mich und meinen Willen zu stellen wagt. Ich habe fremdes Blut in den Adern, Tigerblut, das mich verbrennt und erstickt ... von meinen Eltern stammt es nicht. Gleichviel. Lassen Sie sich's gesagt sein, General, und wecken Sie nicht in mir dieses fremde Blut. Es könnte, bei Gott, uns beide gereuen!'

Barinski erbleichte unter dem neuen Schlage; dann erhob er, einen Hoffnungsschimmer in den Augen, das Haupt.

‚Nur eine Frage noch', sprach er feierlich. ‚Überlege dir deine Antwort, denn vor dem Throne des Höchsten wirst du sie einst wiederholen müssen. Wenn du zur Wahl gezwungen wärest zwischen deiner Mutter und jener Frau — wenn eine von ihnen sterben müßte, um der andern Platz zu lassen auf Erden ...'

‚So würde ich meine Mutter beklagen', sprach Trekuroff rasch, ‚über ihre Bahre aber die Frau zur Hochzeit führen, die ich nun einmal liebe'.

Der General bedeckte das Gesicht mit den Händen. Er ist dein Sohn, dachte er bei sich, und ein Schluchzen stieg in seiner Kehle auf.

‚Höre mich an', begann er noch einmal. ‚Du weißt, was Ehre ist? Ein Fremdwort war es im Hause deiner Eltern wenigstens nie. In ein solches Haus paßt nun eben nicht jeder und jede. Jene Frau aber, die du liebst, am allerwenigsten — denn sie ist eine Ehrlose!'

Trekuroff stieß einen Schrei aus wie ein Tier und riß mit entstelltem Gesichte den Säbel aus der Scheide.

‚Ich lasse nicht von ihr!' keuchte er mit wutbrechender Stimme. ‚Hörst du? Niemals! Und mit dem Troste, Dämon, der du meine Liebe vernichten willst, magst du zur Hölle fahren, denn deine Stunde ist jetzt gekommen: ich töte dich — du Verfluchter!'

Barinski hob wild die Faust — nicht zur Abwehr — sondern schlug sie schwer vor die eigene Stirn.

‚Das ist die Schuld', sprach er laut, ‚die Schuld, die sich rächt! Die Stimme des Blutes ist erloschen — dich wenigstens, Raissa, will ich schützen vor deinem, vor meinem Sohne! Gott, furchtbarer Rächer, sieh mich an! Du sollst mich stark erfinden in der Buße und fest bis zum Ende.'

Die Zelttür gähnte weit offen. Einige Stabsoffiziere, die unvermutet eingetreten waren, standen wortlos da, wie angewurzelt vor Entsetzen.

‚Rebellion!‘ stammelte endlich ein alter Oberst. ‚Den Degen erhoben wider den General? Am Vorabend einer Schlacht? Darauf steht Tod! Hauptmann, rufen Sie die Wache —‘

‚Wer befiehlt in meiner Gegenwart?‘ rief Wassil Barinski mit drohender Stimme. ‚Bringen Sie wichtige Meldung? Nein? So entschuldigen Sie mich, meine Herren. Morgen, nach der Schlacht, werden Sie mich zu Aufklärungen bereit finden. Vorläufig bitte ich Sie, Ihr gerechtes Befremden für sich bewahren zu wollen.‘

Die Offiziere entfernten sich; der Adjutant vom Dienste trat näher, ein Notizbuch in der Hand.

‚Geruhen der Herr General, den Leutnant Trekuroff zum Stabe zu kommandieren?‘

Noch einmal stieg vor Wassil Barinskis Augen mit voller Macht verblühtes Glück auf, noch einmal dachte er an Raissa, an alles, was er geliebt und ersehnt, an letzte Hoffnungen, die er mit eigener Hand hinabstoßen mußte ins Grab — dann erhob er sein vornehmes, todblasses Haupt.

‚Zum Stabe nicht‘, befahl er ruhig, ‚zum ersten Bataillon der ersten Angriffsstaffel‘.

Als er allein geblieben, hüllte er sich in seinen Mantel, trat vor die Zelttür und sah dem Davonschreitenden nach. Der Mond blickte dunstig durch vorüberdampfende Wolken; es regnete nicht mehr. Die Doppelposten, welche regungslos unter dem Gewehre standen, wunderten sich, daß dennoch über das Gesicht des Generals Tropfen rannen, unaufhaltsame, stürzende Tropfen.

* * *

Der nächste Tag brachte einen durch gute Führung entschiedenen, aber schwer erkämpften Erfolg. Vom ersten Bataillon der ersten Angriffsstaffel kam keiner wieder, auch nicht der Leutnant Trekuroff.

Newman und die Kanzelsprache unserer Zeit.

Von

A. Laros.

Es ist kein Zweifel, daß sich die gebildete Welt, Prediger wie Laien, von der pomphaften französischen Beredsamkeit, die seit langem auch bei uns die Kanzel beherrschte, allmählich abgewandt hat und auf die Suche nach einer Predigtweise gegangen ist, die nicht nur das Ohr und den ästhetischen Geschmack befriedigt, sondern vor allem das Herz ergreift und den Willen mit innerer Gewalt zum Guten leitet. Unser religiöses Bedürfnis ist zu tief, unser Standpunkt zu erkämpft, als daß wir uns durch äußere Aktion oder reichen Wortschwall befriedigen ließen; unser Verstand zu kritisch, als daß oratorische Kunstgriffe und laute Deklamation, die mehr naive Gemüter voraussetzen, einen nachhaltigen Eindruck auf ihn machen könnten. Wir leben nicht mehr in der Zeit, in der es Mode war, jeden Sonntag eine Predigt zu hören, wo Könige und Fürsten ihre Ehre darein setzten, die Zelebritäten des Geistes und des Wortes an ihrem Hofe sprechen zu lassen, — freilich ohne deshalb immer ihr sittliches Leben zu ändern. Statt dessen hat das Publikum die Argumente und Zweifel der Gegner auf tausend Wegen in sich aufgenommen, und es kommt nun, wenn überhaupt noch, um einen klaren, überzeugenden Gedankengang und eine ebenso ruhige, als siegesgewisse und sachlich überwindende Sprache zu hören und mit dem Gegner zu vergleichen. Nicht zuletzt ist auch der literarische Geschmack der vergangenen Jahrzehnte, die Abneigung vor jedem Pathos, jeder Pose, nicht spurlos an uns vorübergegangen. Wir wollen Lebenswahrheit, Gedanken, eine fein abwägende Darlegung, die nicht durch äußere Mittel, sondern durch Einsicht in die Wucht der Gründe den Verstand überzeugt und den Willen von innen heraus bezwingt; wir wollen einen Prediger, der aus den Bedürfnissen unserer Zeit herausgewachsen ist, der unsere Nöte kennt und selbst in sich empfunden hat, der unsere Sprache spricht und mit der Glut des innern Erlebnisses im Herzen die Kraft seiner Überzeugung und das Feuer seiner Liebe in uns überströmen läßt.

Es ist klar, daß eine neue Methode erst geschaffen werden muß, wie auch einst die der Väter und französischen Kanzelredner aus den Bedürfnissen der Zeit heraus geboren werden mußte. Aber das hat im Grunde keine Not. Jeder Gedanke schafft sich selber seine Form, wenn er nur einmal klar und

lebendig erfaßt ist. Die Gedanken gilt es demnach zuerst zu wecken; dann werden sie die Form als ihre natürliche Frucht schon aus sich hervortreiben. An vorbildlichen Versuchen einer unserem Zeitbedürfnis angepaßten Kanzelsprache fehlt es nicht. Die Namen Möhler, Hirscher, Staudenmaier, Deutinger, Wiseman, Newman sind mit ihnen verknüpft.

Vor mehr als 50 Jahren wurden bereits zwei Bände von Newmans Predigten, die einzigen, die er als Katholik herausgegeben hat, ins Deutsche übersetzt.* Sie sind aber längst vergriffen und nur zum geringen Teil eigentliche Predigten, so daß man unbedenklich sagen kann, daß Newman als Prediger in Deutschland so gut wie unbekannt ist. Es ist darum in Wahrheit eine dankenswerte Tat des Dr. theol. Guido Maria Dreves, daß er den großen englischen Konvertiten durch eine Auswahl seiner Predigten uns Deutschen als Kanzelredner wieder nahe zu bringen sucht.** Die Übertragung hat eigentlich eine doppelte Schwierigkeit, die nur der voll empfinden kann, der sie selbst einmal versucht hat: Einerseits hinter der glänzenden Diktion des Mannes allzuweit zurückzubleiben, der nach einem Ausspruch Gladstones mit Ruskin und Carlyle um die Palme gerungen und sie nicht verloren hat, der ein königliches Englisch, ‚this regal English' geschrieben, das nur mit dem Schönsten, was die griechische Prosa uns hinterlassen hat, verglichen werden kann; andererseits ihren eigenartigen Charakter in der Anwendung auf deutsche Verhältnisse zu trüben. Beides hat der Übersetzer im ganzen mit Glück vermieden.

Sämtliche Predigten der vorliegenden Sammlung sind der anglikanischen Zeit entnommen. Das ist um so anziehender und interessanter für unsere Tage, als es Predigten eines Kontrovertisten ersten Ranges und aus einer Zeit der bittersten religiösen Polemik sind, gleichwohl aber kein verletzendes Wort oder eine unkirchliche Anschauung enthalten, so daß das bischöfliche Imprimatur unbedenklich gegeben werden konnte.

Von den 12 Bänden, die Newman hinterlassen hat, sind, wie gesagt, die ersten zehn anglikanisch und ca. 1—8 (Parochial and Plain sermons) einfache Pfarrpredigten, die er als Pfarrer von Saint Mary in Oxford gehalten hat; der neunte Band (Sermons bearing on subjects of the day) behandelt anscheinend, wie der Titel vermuten läßt, Tagesereignisse, schildert aber im Grunde die Glaubenskämpfe, die seine Seele und die Seele seiner Zuhörer bewegen. Sonst läßt er diesen Gegenstand ganz beiseite und zeigt nur den klaren, ernsten und festen Anglikaner. Hier fühlt er sich gewissermaßen beunruhigt, er könne sein Amt als anglikanischer Pfarrer mißbrauchen und durch seine als katholisierend bezeichnete Richtung einige zum Zweifel oder gar zum Austritt aus der Hochkirche verleitet haben. Es ist rührend zu sehen,

* ‚Religiöse Vorträge an Katholiken und Protestanten' (Discourses adressed to mixed congregations) sowie ‚Vorträge und Reden' (Sermons preached on various occasions), übersetzt von Gerh. Schündelen, Pfarrer in Spellen. Der erste Band Mainz, Kirchheim, 1851, der zweite Köln, Bachem, 1860.

** ‚Ausgewählte Predigten auf alle Sonntage des Kirchenjahres und für die Feste des Herrn' von Joh. Heinr. Kardinal Newman. Kösel, 1907, VIII und 606 S., brosch. M. 4.—.

wie er unaufhörlich Kompromisse schafft, um der eisernen Konsequenz seines Gedankes auszuweichen, wie er tröstet, ermutigt, befestigt und doch wieder mit der einen Hand nehmen muß, was er zitternd mit der andern gegeben. Bremond, ein hervorragender Biograph Newmans, bezeichnet das Buch als einzig dastehend in der Predigtliteratur. Der 10. Band (Fifteen sermons preached before the university of Oxford) entstammt seiner Stellung als Universitätslehrer und -prediger und behandelt vor allem das Verhältnis von Glauben und Wissen. Die beiden katholischen Bände sind größtenteils in der Kapelle der neugegründeten katholischen Universität zu Dublin, deren Rektor er von 1854—1858 war, sowie im Oratorium zu Birmingham gehalten worden.

Der Prediger wirkt entweder durch den Zauber seiner Persönlichkeit, oder durch die Macht und Neuheit seiner Ideen oder durch die Form des Vortrags im weitern Sinne des Wortes. Ganz getrennt kommen diese Eigenschaften selten vor; gerade so selten ihre harmonische Vereinigung; dann aber feiert die Beredsamkeit ihre seltenen Triumphe.

Newman wirkte vor allem durch den Zauber seiner Persönlichkeit. Freunde und Biographen haben ihn mit den feinsten Farben zu malen versucht, so daß wir durch ihre Schilderungen entzückt werden; aber am Ende folgt stets als Refrain, daß, ihn zu erschöpfen oder auch nur in seinem Wesen darzustellen, ebensowenig möglich sei, wie das Leben einer Pflanze, die Schönheit der Lilie oder den Duft der Rose mit Worten zu beschreiben. Schön von Gestalt, von antik-klassischen Gesichtszügen, hat er in beständiger Arbeit die klassische Schönheit des christlichen Ideals in sich selber auszugestalten gesucht. J. Antony Froude, ein Mann von scharfem Blick, hat Newmans Kopf mit dem Julius Cäsars verglichen und gesagt, daß die Gelehrten, die nach 2000 Jahren das Innere Londons durchgraben, seine Büste unbedingt neben die Ciceros und Cäsars stellen werden. Dazu die lichten, blauen Augen, die träumerisch über diese Zeitlichkeit hinaus in eine bessere Welt zu blicken schienen, das zarte, fast frauenhafte Lächeln, das jeden in seinen Bann zog, die Feinheit der Bewegung, die Grazie der Umgangsformen: kurz alles war darnach angetan, in den ersten Tagen seines Aufenthaltes die Augen ganz Oxfords auf ihn zu lenken. In einer launigen Stunde hat er selbst erzählt, wie ihm seine Freunde ungerufen gewissermaßen vor die Tür kamen und Einlaß bei ihm begehrten. Er hat sie in der Tat eher ferngehalten als aufgesucht — am Ende seiner anglikanischen Tage konnte noch keiner sich rühmen, ihn zu kennen — und doch zählte er ihrer mehr als irgend eine Celebrität in Oxford. Sein Wesen neigte viel mehr zur Einsamkeit und Selbstbetrachtung. Ernst, fast scheu, hatte er Welt und Leben verachten gelernt und, mit gewaltiger Denkkraft begabt, sich eine neue, geistige Welt geschaffen, ein sittliches Ideal, das weit ablag von der breiten Straße jener Zeit, und dem er mit der Liebe und Geduld eines Künstlers seine Seele nachzubilden suchte. Gladstone nennt ihn einen Geist, ‚der scharf genug ist, den Diamant zu schneiden und glänzend, wie der Diamant, den er schneidet'. Bekannt ist auch Disraelis Wort: ‚Die

anglikanische Kirche taumelte unter dem Austritt Newmans.' Was aber das Kunstwerk seiner Persönlichkeit vollendete, war, daß diese Geisteskraft und Willensstärke mit einem Herzen von lauterer Einfalt und naivem Kindessinn vereinigt war, einem Herzen, das, wie die Blume des Gartens, nicht weiß und ahnt, daß es schön ist, das andere erfreut und versittlicht, sich selbst aber für schlecht und verdammungswürdig hält: das Bild des echten Theologen, der mit dieser Erde nichts gemein hat als den Boden, auf dem seine Füße wandern, der das nimmer versagende, durch nichts beirrte, liebevolle Erbarmen gelernt hat und es in Geduld übt mit den Torheiten und Verirrungen der Menschen. Eine der ersten Autoritäten der anglikanischen Kirche, Church, Dekan von St. Paul schreibt: ‚Bei vielen und darunter auch bei solchen, die nicht zur römischen Kirche gehören, wird das Ende von Newman Empfindungen erwecken, jenen vergleichbar, die der Tod des Apostels Johannes in der Kirche der Väter erweckte, da noch die Schlußworte seiner Epistel: „Kindlein, hütet euch vor den Abgöttern", frisch in ihrem Gedächtnis lebten.'

Diese Persönlichkeit denke man sich in das Oxford jener Tage, unter einen Klerus versetzt, der, an der Staatskrippe aufgezogen, nichts so sehr als die aurea mediocritas liebte, und welchem Newman, so groß das Unglück für das Land auch wäre, kein segensreicheres Ende wünschen konnte, ‚als den Verlust seiner irdischen Güter und das Martyrium . . . denn der Prophet hatte aufgehört zu rügen, zu warnen, zu leiden'. Es ist klar, Newman würde hier mit seiner Ideenfülle und seinem sittlichen Ideal vielleicht nicht angehört worden, auf keinen Fall aber durchgedrungen sein, wenn er nicht von so ausnehmender Grazie und persönlicher Liebenswürdigkeit gewesen wäre. So aber stellte er diese seltenen Gaben in den Dienst einer großen Idee, und er zündete. Er wurde bald der Mittelpunkt des geistigen Lebens in Oxford, und das Werkzeug der Regeneration des Anglikanismus, von dem er in Italien geträumt. Die Elite der Stadt, die Professoren und Studenten der Universität, Gladstone, Macaulay, Manning, Pusey, Keble, Froude, Ward, Männer und Frauen aller Richtungen und Standpunkte versammelten sich um seine Kanzel. Jeden Sonntag um 4 Uhr strömten die Scharen herbei. Lange vor Beginn der Predigt war die Kirche bereits bis auf den letzten Platz besetzt, und das, obwohl die Stunde mit der Dinerzeit eines großen Teiles seiner Zuhörer zusammenfiel. Mager, bleich, durchgeistigt, etwas gebeugt, mit großen, leuchtenden Augen verließ er mit dem Glockenschlag die Sakristei und bestieg die Kanzel. Dem anglikanischen Gebrauche gemäß las er seine Predigt vor. Langsam und melodisch erhebt sich seine Stimme; die Augen auf das Manuskript gerichtet, die Arme ruhig, die Hände verborgen, steht er unbeweglich da. Ohne große Modulationen, scharfe Akzente, ohne jeden oratorischen Pomp fließt Satz für Satz, Gedanke auf Gedanke von seinen Lippen; nur hie und da eine kleine Pause, um Zeit zum Nachdenken zu lassen, und ein leises Zittern der Stimme, das die innere Bewegung verrät. Nichts Äußerliches soll sich zwischen Gott und die Seele stellen: der Gedanke allein soll wirken mit der ihm inne-

wohnenden Kraft. ‚Die Zurückhaltung', sagt Thureau-Dangin, ‚will manchen, die zu viel Respekt vor der Unabhängigkeit des Gewissens haben und zu sehr um die Religion besorgt sind, um nicht durch rednerische Überraschungen auf die Zuhörer zu wirken, nicht recht zusagen'. Aber diese mögen sich beruhigen: Newmans Publikum hat sie mehr zugesagt, als eine künstliche Leidenschaft, das Donnern der Stimme und das Spiel der Arme und Hände. Macaulay, der in Bezug auf alle großen Probleme am andern Pol geistiger Entwicklung stand, wußte eine 1850 von Newman gehaltene Predigt, ‚the second Spring', ‚Der zweite Frühling', auswendig und pflegte Stellen daraus mit enthusiastischer Anerkennung zu zitieren. A. Froude, der Historiker, ein abtrünniger Schüler Newmans, hat in hinreißenden Worten den Zauber geschildert, der ihn mit den Jugendgenossen zu Oxford am Fuß der Kanzel festhielt, von welcher herab Newman Worte sprach, die ihn dünkten, ‚als ob ein Echo des Paradieses bis zu ihnen gedrungen sei'.

So wurde Newman der Führer einer religiösen Bewegung, welche von Thwing die volkstümlichste seit der Reformation genannt worden ist, und die das Ansehen der Kirche in den Augen Englands auf immer unsagbar kräftigte. Man ist gewohnt, die Oxfordbewegung mehr den Kontroversschriften, den Trakts, von denen sie auch den Namen ‚traktorianische Bewegung' hat, zuzuschreiben und Newmans Tätigkeit sich vor allem auf diese konzentriert zu denken. Das ist ein Irrtum. Er sagt vielmehr selbst, daß er in der gewissenhaften Erfüllung seiner Pfarrpflichten das wirksamste Mittel zur Förderung der Bewegung erblickte. Hier wollte er zuerst Wandel schaffen und seinem Bischof zeigen, ob sich seine Reformpläne bei ihm selbst bewährten. Er begann zunächst jeden Sonntag und später auch Mittwochs regelmäßig Gottesdienst zu halten und das Volk mit religiösem Geist überhaupt bekannt zu machen, und nach sechs Jahren, 1834, wagte er es, die im Prayer-book vorgeschriebene, aber längst in Vergessenheit geratene, tägliche Vornahme der hl. Handlung wieder einzuführen. In diese religiösen Formen goß er als lebendigen Inhalt seine Predigten und machte damit gewissermaßen die Probe auf die Rechnung, noch ehe dieselbe zu Ende geführt war, so daß seine Zuhörer ihm desto leichter und unbedenklicher auf dem Wege, den er sie führen wollte, folgen konnten. ‚Ohne die Predigten', sagt einer der besten Kenner jener Zeit, ‚wäre die Bewegung entweder überhaupt nicht entstanden, oder doch wenigstens das nicht geworden, was sie geworden ist'.

Es braucht nicht gesagt zu werden, daß die Bedeutung Newmans für uns, denen seine Persönlichkeit entrückt ist, nicht entfernt die sein kann, wie für seine Zeitgenossen. Aber sie ist auch nicht, wie manche behauptet haben, schon eine rein historische. Wie jeder große Denker und Schriftsteller lebt er in seinen Werken fort, und die Macht seiner Ideen wie den Glanz seiner Darstellung vermögen auch wir Nachgeborene noch zu empfinden und zu genießen. Das Charakteristische von Newmans Predigtweise läßt sich aus zwei Aussprüchen Jean Pauls bezeichnen: ‚Der Prediger darf vor allem kein Redner

sein,' und ‚Bei alten Worten denken die Menschen auch nur alte Gedanken, nämlich gar keine.'

‚Newman war so wenig Redner, als seine Eigenschaft als großer Prediger es gestattete', in diese Worte faßt einer seiner begeistertsten Zuhörer, der bereits erwähnte Church, sein Urteil zusammen, und alle, die Newman näher kennen gelernt, bezeichnen es als das beste, was über seine Predigten gefällt worden ist. Ist aber dieses Fehlen des Spezifisch-Rhetorischen bei Newman ein Mangel? Der Herausgeber unserer Sammlung bezeichnet es mit einem unverkennbaren Seitenhieb auf die Franzosen als einen entschiedenen Vorzug und sieht gerade darin Newmans vorbildliche Bedeutung für den Prediger der Zukunft. Aber Newman hat es nicht nötig, auf Kosten Bossuets und Bourdaloues erhoben zu werden. Besser ist die Parallele, die Bremond in den Etudes 1897 gezogen hat und die seitdem in fast alle wissenschaftlichen Werke übergegangen ist.

Auch er sagt gleich heraus: ‚Newman ist kein Redner im gewöhnlichen Sinne des Wortes, und es wäre auch Torheit, ihn dem Lande eines Bossuet und Lacordaire als solchen vorzustellen. . . . Man braucht in der Tat weder Christ noch Franzose zu sein, um unsere großen Redner zu lieben und zu verehren; sie sind über allen Zweifel erhaben. Aber es fragt sich, ob man sich nicht ein anderes Ideal, eine andere Predigtweise neben der französischen denken kann. Wer weiß, ob nicht manche aus uns trotz ihrer Bewunderung für Bossuet und Bourdaloue doch einmal lieber einen andern Prediger gehört hätten, ob nicht manche, die die Kanzel selbst besteigen müssen, unter dem Druck der traditionellen Formeln leiden und auch einmal anders sprechen möchten? Man fühlt, daß diese bisweilen etwas Gemachtes, Gekünsteltes, Kaltes, Fernstehendes haben. Mit ihrem harmonischen Aufbau, ihren klangvollen Perioden bieten sie ohne Zweifel einen hohen ästhetischen Genuß, aber das Herz lassen sie kalt. Deshalb wünscht man eine Sprache, die weniger rhetorisch und dafür mehr ethisch, einfach, warm, selbstvergessen, rein menschlich wäre. Könnte man sich nicht eine Predigt nach Art eines intimen, gehaltvollen Briefes denken, in dem der Mensch zum Menschen redet und den man aufbewahrt wie einen Schatz seiner Seele? Denen, die diese Wünsche hegen, bietet Newman alles, was sie suchen'.

Man vergleiche nur die Themen. Die Franzosen sprechen über ‚Das Almosen', ‚Die Gerechtigkeit', ‚Den Stolz', ‚Die Vorsehung', ‚Die hl. Kommunion', und diesen gewaltigen Stoff, über den Bücher geschrieben sind, drängen sie mit genialer Hand in zwei bis drei Punkte. Nicht so Newman. Ihm ist sogar einer dieser Punkte noch zu viel. Er greift eine Idee, die die Franzosen nur einige Minuten beschäftigen würde, heraus und verfolgt sie in all ihre Konsequenzen bis in die psychologische Tiefe: ‚Der sittliche Ernst, ein Beweis des Glaubens an die göttliche Allgegenwart', ‚Schwachheitssünden', ‚Die moralischen Wirkungen des Verkehrs mit Gott', ‚Menschenlob', ‚Christus, verborgen vor den Augen der Welt', ‚Die Kirche, eine Zufluchts-

stätte für verlassene Seelen', ‚Die Geheimnisse unseres gegenwärtigen Daseins'. Diese Themenwahl ist nichts rein Äußerliches; sie liegt im Wesen Newmans. Man lese z. B. die Reden Bossuets und Bourdaloues über die göttliche Vorsehung. Bourdaloue ist von der moralischen Seite des Themas ergriffen und erschöpft dasselbe in zwei gewaltigen Punkten, indem er Sünde und Verderben derer, die an dieses Dogma nicht glauben, schildert. ‚Wenn Bourdaloue von der Kanzel steigt, ist über das Schicksal dieser Seelen nichts mehr zu lernen'.

Bossuets Einteilung ist noch grandioser. Er faßt Dogma und Moral in ebenfalls zwei Punkten zusammen, die den Gegenstand buchstäblich erschöpfen. Diese Methode großzügiger Behandlung hat unverkennbar ihre Vorteile. Von einem Meister des Gedankens wie des Wortes gehandhabt, sind sie im Stande, aufzurütteln, zu begeistern und hinzureißen. Man fühlt sich klein und schwächlich neben der Wucht dieser Ideen und der Kraft der Phantasie, die ihnen Leben zu geben vermag. Umso schlimmer aber, wenn diese Fruchtbarkeit versagt, wenn an Stelle der Großzügigkeit Abgeblaßtheit der Gestaltungskraft, geistloses Tradieren und Wiederholen der Gesichtspunkte tritt, wenn das Pathos nicht aus dem Leben und Weben in der Idee geboren, sondern mehr oder weniger geschickt nachgeahmt wird. Es bleibt sogar bestenfalls, angesichts eines Bossuet und Bourdaloue, die Frage, ob dieses Hinreißen und Bezwingen wirklich das Ideal der Predigt ist. Denn nicht der Enthusiasmus, sondern eine in Ruhe und Klarheit gewonnene Überzeugung pflegt dem Leben eine dauernde Richtung zu geben. Bremond fragt, indem er die freudige Begeisterung und das Triumphgefühl analysiert, das die wunderbare Predigt Lacordaires über die Liebe Jesu auch heute noch in uns weckt, ob diese Begeisterung überhaupt die des Christen oder nicht vielmehr die des Künstlers in uns ist. Wenn sie, wie bei Lacordaire, eine wirklich christliche ist, dann muß auch unsere Liebe gleich der Lacordaires sein; denn auch profane und indifferente Kritiker sprechen mit Enthusiasmus davon, aber nur von seiner ästhetischen Schönheit. Daß das Newmans Ansicht war, geht aus einer Stelle seiner Pfarrpredigten hervor: ‚Das wahre christliche Temperament ist frei von jeder Erregung und dem Lodern der Leidenschaften. Schaut auf unser Vorbild: Wo gibt es etwas Ruhigeres, Einfacheres als seine Frömmigkeit und seinen Gehorsam? . . . Betrachtet das Gebet, das er uns selbst gelehrt und als Muster hinterlassen hat. Wie schlicht und schmucklos, wie kurz und ernst in seinen Bitten, wie frei von aller geräuschvollen, fieberhaften Erregung!' Die Predigtweise der Franzosen hat die Vorzüge und Mängel der deduktiven Methode. Newman wählt die induktive. Beide Methoden haben ihre Berechtigung; aber wo für gewöhnlich die nachhaltigere seelische Wirkung liegt, darüber hat die moral-pädagogische Erfahrung entschieden.

Dennoch fehlt bei Newman durchaus nicht jedes Pathos, aber sein Pathos ist mehr ein ethisches, ein Pathos des Gedankens. Er hatte eine zu hohe Meinung von der Unabhängigkeit des Gewissens, um seine Zuhörer

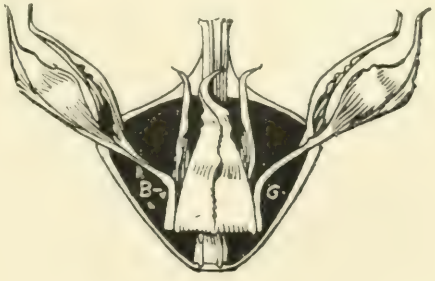
durch Erregung ihrer Leidenschaften mit sich fortzureißen, und zwar das im Lande eines General Booth und eines Wesley!

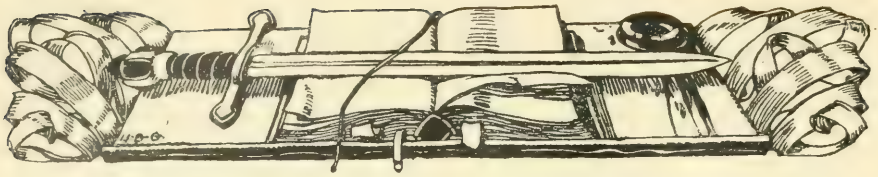
Eine weitere Eigenheit Newmans, die der ängstlichen Beschränkung des Themas gerade entgegengesetzt scheint, ist, daß er gegen Schluß der Predigt nie moralisiert, überhaupt nicht auf einzelne Willensentschlüsse und die Erfüllung bestimmter Gebote hinarbeitet, wie es sonst zu geschehen pflegt. Der Grund dieser Erscheinung ist ein persönlicher und in dem Wesen seiner Natur begründet. Selbst eine durchaus ethische Persönlichkeit, die sich nur von dem Gedanken der Pflicht leiten läßt, möchte er vor allem das Pflichtbewußtsein in seinen Zuhörern wecken. Was ist schließlich mit einer partikulären Tat, der Erfüllung eines einzelnen Gebotes gewonnen, wenn die gesamte Denk- und Willensrichtung nicht geändert wird? Er will eine Reform von innen heraus, eine Umgestaltung des ganzen inneren Menschen, und deshalb sucht er mehr das gesamte geistig-sittliche Niveau zu heben. Das geschieht aber nicht durch äußere Überraschungen, flüchtiges Stimmungmachen, Herbeiführung einzelner Willensentschlüsse, gegen die die Freiheit des Menschen sich naturgemäß sträubt, sondern nur durch Einsicht in das Wesen des Sittlichen überhaupt, durch die Erkenntnis, daß in Wahrheit erst die freie Selbstbestimmung für das Gute die volle Freiheit ist und das Leben lebenswert macht. Newman ist vor allem Lebensphilosoph, und aus seiner Erkenntnis der Grundlage des Daseins stammt seine sittliche Grundrichtung. Das möchte er auch bei seinen Zuhörern bewirken. Sie sollen sich auf sich selbst besinnen, sie sollen nachdenken, worauf denn eigentlich ihr Leben gestellt ist, verstehen lernen, daß sie ohne Gott nichts, mit ihm alles sind, damit sie so aus innerer Einsicht, ohne Täuschung und Beeinflussung, mit der ganzen Kraft ihrer Seele, aus freiester Hingabe ihm entgegeneilen und zu ihm sagen: Vater unser.

Damit hängt es zusammen, daß sich Newmans Predigten zur direkten Verwendung auf der Kanzel nicht eignen. Sie eignen sich nicht mehr und nicht weniger dazu als Pascals Pensées. Was sie bieten, ist eine Fülle lebenskräftiger Gedanken und Anregungen, die selbständig durchdacht und ergänzt sein wollen; sie sind eine Art geistlicher Lektüre, die uns den Geist Newmans erschließt und uns einlädt, aus seinem Geiste heraus zu denken und zu sprechen. Manchen mag das eine ungewohnte Forderung sein. Jedenfalls aber wird damit dem ersten Gesetz alles Geisteslebens, der Selbsttätigkeit, mehr genügt, und das ist es, wozu Newmans ganze Methode am meisten anregt.

Wenn man ihn so auffaßt, dann ist auch der Gefahr, seine Mängel nachzuahmen, am besten vorgebeugt. Es ist zunächst eine sonderbare, auch von Barry und Bremond nicht gänzlich aufgeklärte Antinomie in Newmans Wesen, daß der Mann, dessen Denkkraft von seinen Freunden mit der der alexandrinischen Väter verglichen worden ist, die Bedeutung und Tragweite der Vernunftargumente mit sichtlichem Behagen verkleinert und herabdrückt, um den übernatürlichen Glaubensmotiven desto mehr Boden zu gewinnen. Es darf gefragt werden, ob ihm das in Allweg gelungen ist; uns scheint er mit Pascal

die Bedeutung der Vernunft zur Fundamentierung des Glaubens nicht wenig unterschätzt zu haben. Auch hat er das apologetische, streng beweisende Moment in Methode und Themenwahl, dem ethischen Zug seiner Persönlichkeit folgend, zu sehr vernachlässigt. Newmans Entwicklung und Glaubenskämpfe liegen eigentlich in der Zeit der Romantik und bewegen sich um die Frage der Konfessionen, Konzilsgeschichte und Gnadenlehre. Wir streiten heute um die Grundlagen des gesamten Geisteslebens und der Religion überhaupt. Aber auch hier hat uns Newman auf seine Weise gezeigt, wie man den Gegner von innen heraus überwindet. Eine Gefahr der induktiven Methode ist, daß der Prediger sich leicht zu sehr von der interessanten Seite des Stoffes leiten läßt und in den Ton des geistreichen Causeurs verfällt, der mehr den spielenden Verstand als den richtungsuchenden Willen befriedigt. Darüber zu entscheiden, wo und inwieweit Newman diese Gefahr nicht hinreichend vermieden hat, erübrigt sich hier umso mehr, als dabei sowohl der persönliche Geschmack als das Verständnis für die Person und die Grundrichtung des Predigers zu sehr in Frage kommt. Der urteilsfähige Leser wird unschwer von selbst finden, was auf die Gediegenheit der Methode und was auf die geistreiche Art des Autors zu setzen ist. Als Ganzes aber wird er in dem vorliegenden Band von Newmans Predigten eines von den wenigen Büchern kennen lernen, die ihn wirklich besser machen. Selbst wenn ihm die epische Ruhe, das Fehlen des gewöhnlichen Pathos, der Erregung der Affekte, der äußeren Aktion nicht ganz zusagt, wird er gestehen müssen, daß es eine gewaltige Beredsamkeit gewesen sein muß, die ohne diese Mittel größere sittliche Wirkungen hervorgebracht hat als das glänzende Dreigestirn der französischen Predigtkunst zusammengenommen. ‚Man muß ihn selber lesen, seinen Zauber auf sich wirken lassen und in denselben einzudringen suchen: dann wird man sehen, daß ich den Mann, der sich rühmte, kein Redner zu sein, nur neben seinesgleichen stellte, als ich ihn mit Bossuet und Bourdaloue verglich‘ (Bremond).





Ein internationales Gericht für den Seekrieg.

Von

Heinrich Pohl.

Im Landkriege hat sich längst der Grundsatz zu allgemeiner Anerkennung durchgerungen, daß in friedlicher Ausübung ihres Berufes begriffene feindliche Staatsangehörige ihrer Freiheit und ihres Eigentums nicht beraubt werden dürfen. Das geltende Seekriegsrecht unterwirft noch immer feindliches Privateigentum unter feindlicher Flagge dem Wegnahmerecht des Kriegführenden. Auch den neutralen Handel zieht ein moderner Seekrieg aufs schwerste in Mitleidenschaft; neutrales Gut kann als gute Prise erklärt werden, wenn es den Interessen oder Zwecken der einen Kriegspartei gegen die andere zu dienen bestimmt ist. Es ist ein feststehender völkerrechtlicher Satz, daß die kriegsrechtliche Legalität jeder Prise durch einen formalen Akt, durch eine gerichtliche Entscheidung, zum Ausdruck gebracht werden muß. Erst die Verurteilung durch ein Prisengericht der Kriegspartei, deren Flotte die Prise aufgebracht hat, besiegelt das Schicksal des Schiffs und seiner Ladung. Bisher gab es nur nationale Prisengerichte; sie waren entweder erst zu Beginn des Seekriegs geschaffene besondere Gerichte, oder es wurden ordentliche Gerichtshöfe oder andere Staatsbehörden mit der Ausübung prisengerichtlicher Funktionen betraut. Seit mehr als 150 Jahren wird einer Reform der Prisengerichtsbarkeit besonders im Interesse des neutralen Handels das Wort geredet. Bekannt ist, daß schon Friedrich der Große gegen die nationalen Prisengerichte der Kriegführenden entschieden Einspruch erhoben hat, indem er den englischen Prisengerichten das Recht bestritt, über preußische Schiffe zu urteilen, da Preußen neutral geblieben sei. Man hat der nationalen Prisengerichtsbarkeit vorgeworfen, sie diene den einseitigen Interessen der Kriegführenden und biete keine genügende Gewähr für eine unparteiische Rechtspflege. Zudem sei das Verfahren vor diesen Gerichten für die Beschwerdeführer möglichst ungünstig gestaltet und sie legten, statt lediglich nach den Prinzipien des internationalen Rechtes zu urteilen, ihren Entscheidungen nur das besondere Recht ihres Staates zugrunde. Während die vielfach kraß zutage getretenen Mängel und Schäden der nationalen Prisengerichtsbarkeit manchen Publizisten auf den Plan riefen gegen den nationalen Charakter des formellen Prisenrechts überhaupt, hielten andere diese Fehler nicht für unheilbar, weshalb sie eine Verbes-

ferung der Organisation und des Verfahrens vor den nationalen Gerichten befürworteten. Andere glaubten sich mit der Forderung einer Internationalisierung der höchsten Instanz begnügen zu sollen. So empfahl das um die Fortbildung des Völkerrechts hochverdiente Institut für internationales Recht die Einrichtung gemischter Prisengerichte zweiter Instanz, wobei es jedoch dem Wunsche Ausdruck gab, es möchte in der Zukunft die Reform eine noch weitergehende und die internationale Gerichtsbarkeit in Prisensachen eines Tages allein zuständig sein. Noch zu Anfang des Jahres 1907 schienen diese und andere auf das gleiche Ziel gerichtete Bestrebungen für absehbare Zeit keinerlei Aussicht auf Verwirklichung zu haben; diese brachten unerwartet die Arbeiten der zweiten Haager Völkerrechtskonferenz.

Gleich in der zweiten Plenarsitzung kündigten der deutsche Delegierte Freiherr v. Marschall und Englands Bevollmächtigter Sir Edward Fry die Vorlage von Entwürfen über die Errichtung eines internationalen Prisengerichts an. Die Konvention, welche die Konferenz nach längeren Kommissionsberatungen in der Plenarsitzung vom 21. September 1907 mit 37 Stimmen annahm, ist das Ergebnis einer zwischen dem Deutschen Reich, Frankreich, Großbritannien und den Vereinigten Staaten von Amerika erzielten Einigung. Nur Brasilien stimmte gegen das Abkommen; zwei Großmächte, Rußland und Japan, übten Stimmenthaltung, außer ihnen die Dominikanische Republik, Siam, die Türkei und Venezuela. Außerdem machten Chile, China, Ekuador, Guatemala, Haïti, Kolumbien, Kuba, Persien, Salvador und Uruguay Vorbehalte zu Artikel 15, der die Verteilung der Richterstellen regelt.

Nach der Konvention ist über jede Prise, es mag sich um neutrales oder um feindliches Gut handeln, in einem prisengerichtlichen Verfahren zu entscheiden. Wie bisher wird diese Gerichtsbarkeit zunächst durch die nationalen Prisengerichte der nehmenden Kriegsmacht ausgeübt, die auch weiterhin nach den Vorschriften ihrer Gesetzgebung zu urteilen haben. Die Entscheidungen dieser Gerichte sind in öffentlicher Sitzung zu verkünden und von Amtswegen den neutralen oder feindlichen Parteien zuzustellen.

Unter Bedingungen, welche die bei jeder Prisensache beteiligten öffentlichen und privaten Interessen soweit wie möglich miteinander in Einklang bringen sollen, ist in bestimmten Fällen ein Rekurs an den Internationalen Prisenhof im Haag zugelassen. Der Rekurs kann darauf gestützt werden, daß die Entscheidung der nationalen Gerichte in tatsächlicher oder in rechtlicher Hinsicht unrichtig sei. Als Kläger können vor dem Internationalen Prisenhof auftreten: eine neutrale Macht, wenn die angefochtene Entscheidung ihr Eigentum oder Hab und Gut ihrer Angehörigen betroffen hat, oder wenn behauptet wird, daß die Wegnahme eines feindlichen Schiffes in den Küstengewässern der neutralen Macht erfolgt sei; eine neutrale Privatperson, wenn die Entscheidung ihr Eigentum betroffen hat; endlich ein Untertan der feindlichen Macht, wenn die Entscheidung sein Eigentum betroffen hat, das auf einem neutralen Schiff verfrachtet war, oder wenn er einen

Anspruch auf Grund der Behauptung geltend macht, daß die Wegnahme seines Eigentums unter Verletzung einer zwischen den Kriegsparteien geltenden Vertragsbestimmung oder einer von der nehmenden Kriegsmacht erlassenen Rechtsvorschrift bewirkt worden sei. Der neutralen Macht bleibt das Recht vorbehalten, ihren Staatsangehörigen die Anrufung des Prisenhofs zu untersagen oder dort selbst an ihrer Stelle aufzutreten. Die Konvention gibt unter den gleichen Bedingungen auch solchen neutralen und feindlichen Beteiligten ein Rekursrecht, die ein rechtliches Interesse an dem Obsiegen der zum Rekurse befugten Privatperson oder neutralen Macht haben; Voraussetzung ist jedoch, daß sie ihr in dem Verfahren vor der nationalen Gerichtsbarkeit beigetreten waren.

Die internationale Gerichtsbarkeit beginnt erst nach endgültiger Erledigung des nationalen Rechtsweges, der aber höchstens zwei Instanzen umfassen darf. Nach dem deutschen Entwurf sollte sie nach dem Erkenntnis der ersten nationalen Instanz in Anspruch genommen werden. Wenn es vielleicht erträglich ist, daß ein internationales Gericht den Spruch eines niederen Landesgerichts nachprüft und gegebenen Falles aufhebt, so hat das Gleiche gegenüber einem hohen nationalen Gerichtshofe seine schwerwiegenden Bedenken. Die Bevölkerung eines kriegführenden Staates setzt in die Unparteilichkeit eines hohen nationalen Gerichts, das ihr Vertrauen besitzt, ebenso viel, wenn nicht mehr Vertrauen wie in die Rechtsprechung des internationalen Prisenhofs. Um so schwerer wird der kriegführenden Macht die Unterwerfung unter ein Urteil fallen, welches von dem Spruch seines angesehenen nationalen Gerichts abweicht. Der Prisenhof kann *vor* Erschöpfung der nationalen Instanzen angerufen werden, wenn diese binnen zwei Jahren nach der Wegnahme keine endgültige Entscheidung getroffen haben.

Die internationale Prisengerichtsbarkeit soll einen *ständigen* Charakter haben; der Prisenhof wird ein ständiges Gericht sein und nicht erst im Falle eines Krieges gebildet werden. Er besteht aus Richtern und Hilfsrichtern, die von den Vertragsmächten für eine Amtsdauer von je 6 Jahren ernannt werden. Sie alle müssen Rechtsgelehrte von anerkannter Sachkunde in Fragen des internationalen Seerechts sein und sich der höchsten sittlichen Achtung erfreuen. Nur Juristen sind vollberechtigte Mitglieder; die von Deutschland geforderte Zuziehung von Admiralen wurde von der Konferenz abgelehnt. ‚Ein Gerichtshof ist ein Gerichtshof und ein Jurist ist ein Jurist,‘ ereiferte sich der Amerikaner Choate, ‚und nach unserer Ansicht zielt die Einführung jedes anderen Elements darauf ab, diesem Gericht den wahren gerichtlichen Charakter, den es haben muß, zu nehmen.‘ Die beteiligten Mächte können höhere Marineoffiziere als Beisitzer mit beratender Stimme in das Kollegium entsenden; ihre Erfahrung erschien für eine sachgemäße Entscheidung unentbehrlich. Der Prisenhof ist mit der Anzahl von 15 Richtern besetzt; neun Mitglieder genügen zur Beschlußfähigkeit. Die acht Großmächte — das Deutsche Reich, die Vereinigten Staaten von Amerika, Österreich-Ungarn, Frankreich, Großbritannien,

Italien, Japan und Rußland — sind berechtigt, je einen zu ständiger Mitwirkung berufenen Richter und Hilfsrichter zu ernennen. Die von den übrigen Vertragsmächten ernannten Richter und Hilfsrichter wechseln nach einer dem Abkommen beigegebenen Liste ab, die ihre Beteiligung jahrweise festsetzt. Bei dieser Verteilung wurden als maßgebende Faktoren die Größe der Kriegsflotten, die Bedeutung der Handelsmarinen und des Seehandels der einzelnen Nichtgroßmächte in Betracht gezogen. Die kriegführenden Mächte werden im Prisenhof stets vertreten sein. Seine Organisation hat man mit dem Haager Ständigen Schiedshof in nähere Verbindung gebracht, indem der Verwaltungsrat und das Internationale Bureau für die Zwecke des neuen Gerichts herangezogen werden sollen. Bevor sie ihren Sitz einnehmen, haben die Richter vor dem Verwaltungsrat einen Eid zu leisten oder eine feierliche Versicherung abzugeben, daß sie ihr Amt unparteiisch und auf das gewissenhafteste ausüben wollen.

Auf die in der Konvention enthaltene sorgfältige Regelung des Verfahrens vor dem Prisenhof kann hier nicht näher eingegangen werden. Die Rekursfrist ist auf 120 Tage festgesetzt. Die Einlegung des Rekurses erfolgt entweder bei dem erkennenden nationalen Gericht oder dem Internationalen Bureau des Ständigen Schiedshofs. Das weitere Verfahren zerfällt in zwei gesonderte Abschnitte: das schriftliche Vorverfahren und die mündliche Verhandlung. ‚Das Bestreben bei Regelung des Verfahrens ging dahin, dem Prisenhofe möglichste Bewegungsfreiheit zu lassen und ihn insbesondere in der Beweiswürdigung in keiner Weise zu beschränken' (Weißbuch). Ist der Prisenhof nicht versammelt, so werden einzelne notwendige prozeßleitende Verfügungen durch eine Delegation von drei Richtern wahrgenommen, die der Prisenhof bestimmt. Jede Partei trägt die Kosten der eigenen Verteidigung. Die unterliegende Partei trägt außerdem die Kosten des Verfahrens und hat eins vom Hundert des Wertes des Streitgegenstandes als Beitrag zu den allgemeinen Kosten des Gerichts zu zahlen. Im übrigen werden letztere von den Vertragsmächten nach Verhältnis ihrer Beteiligung bei der Richterwahl aufgebracht.

Welche Rechtsgrundsätze soll der internationale Gerichtshof anwenden? Das Seekriegsrecht ist nur zu einem kleinen Teile kodifiziert, insbesondere fehlt es nahezu vollständig an einem materiellen Prisenrecht. Was ist Konterbande, was eine effektive Blockade? Und das Seebeuterecht und zahlreiche andere Fragen von der größten Bedeutung harren noch der Lösung, an denen sich auch die zweite Haager Konferenz vergeblich abgemüht hat. Artikel 7 der Konvention sucht diesen Mangel mit einem Schlage zu beseitigen. Er macht den Prisenhof zu einer internationalen *rechtschaffenden* Instanz ersten Ranges; er überträgt ihm die weittragende Befugnis, durch seine Rechtsprechung das Prisenrecht und damit einen erheblichen Teil des Seekriegsrechts nach humanen Grundsätzen weiterzuentwickeln. Ist die zu entscheidende Rechtsfrage vorgesehen in einem in Geltung befindlichen Abkommen zwischen der nehmenden Kriegsmacht und der Macht, die selbst oder deren Angehöriger Prozeßpartei

ist, so richtet sich der Prisenhof nach den Bestimmungen dieses Abkommens. In Ermangelung solcher Bestimmungen wendet er die Regeln des internationalen Rechtes an. Wenn allgemein anerkannte Regeln nicht bestehen, so entscheidet das Gericht nach den allgemeinen Grundsätzen der Gerechtigkeit und Billigkeit.

Das gleiche gilt von der Beweislast und den Rechtsbehelfen, die vorgebracht werden können. Wird der Rekurs auf Verletzung einer Rechtsvorschrift der nehmenden Kriegsmacht gestützt, so hat der Prisenhof diese Vorschrift anzuwenden. Prozessuale Rechtsnachteile, die in der Gesetzgebung der nehmenden Kriegsmacht vorgesehen sind, kann er unbeachtet lassen, falls er der Ansicht ist, daß ihre Folgen der Gerechtigkeit und der Billigkeit widersprechen. Eine kühne Lösung! Dieser Artikel 7 ist vielleicht von allen im Haag angenommenen Artikeln derjenige, welcher die Wissenschaft des Völkerrechts am meisten zum Kampfe für und wider aufruft. Optimisten werden ihn billigen, andere werden bei ruhiger und nüchterner Abwägung aller in Betracht kommenden Gesichtspunkte wegen des Mangels eines materiellen Prisenrechts dem ganzen als so bedeutsam gepriesenen Fortschritt, den die Errichtung des Prisenhofs darstellen soll, recht zweifelnd gegenüberstehen. Die Vertragsmächte übernehmen in Artikel 9 die Verpflichtung, sich den Entscheidungen des Internationalen Prisenhofs ‚nach Treu und Glauben' zu unterwerfen und ihnen in möglichst kurzer Frist nachzukommen. Mit juristischen Mitteln läßt sich der Begriff ‚Treu und Glauben' hier am allerwenigsten bestimmen. Hier handelt es sich um das ureigenste Gebiet der Politik, welche unter Berücksichtigung der gesamten internationalen Verhältnisse und Machtfaktoren nicht zuletzt vom Standpunkt des reinen Interesses das Urteil des Prisenhofs auf seine Vollstreckungsmöglichkeit nachprüfen wird. Bei der dem Gerichtshof obliegenden Schaffung eines materiellen Prisenrechts muß im letzten Grunde ein Kampf der *Interessen* ausgefochten werden, in dem keine Macht durch Majorisierung ihre wesentlichsten Interessen verletzt haben will. Drum wird jeder Staat auch *nach* einem Spruch des Prisenhofs nach souveränem Ermessen — das ist hier Treu und Glauben — entscheiden, ob er die von dem Gerichtshof aufgestellte neue Norm für sich als internationales Recht annehmen will oder nicht.

Eine Rechtsprechung, die zugleich Gesetzgebung ist, birgt alle Gefahren einer Gelegenheitsgesetzgebung in sich; Recht und Gericht gehören zusammen. Im günstigsten Falle vergehen Jahrzehnte, bis auch nur in einigen Fragen des materiellen Prisenrechts eine feste Rechtsprechung vorliegt. Wechselt doch die Zusammensetzung des Prisenhofs von Jahr zu Jahr, und gehört doch ein Seekrieg nicht gerade zu den alltäglichen Erscheinungen. Ein Staat, der im Grunde von einem Fortschritt des Seekriegsrechts nichts wissen will und darin nur eine Gefährdung seines Übergewichts zur See erblickt, wird künftig auf die rechtschaffende Rechtsprechung des Prisenhofs vertrösten können. Und so hat die Prisengerichtskonvention möglicherweise zur Folge, daß die dringend notwendige Reform des Seekriegsrechts in unabsehbare Ferne geschoben wird.

Wer möchte aber trotz aller Bedenken behaupten wollen, daß die Errichtung eines internationalen Prisenhofs nur die gleichen Gefahren heraufbeschwört wie die nationale Prisengerichtsbarkeit und nicht auch Gutes schaffen kann? Wenn auch gewiß die Mitglieder dieses neuen Gerichtshofs nicht ‚sozusagen ohne Nationalität' sein, sondern ihre Staatsangehörigkeit zum Haag mitbringen werden, so ist doch die neue Institution geeignet, namentlich in neutralen Staaten den Glauben an eine unparteiische Rechtsprechung in Prisensachen zu erwecken. Ein nationales Prisengericht, das über die von der eigenen Staatsgewalt bewirkten Wegnahmen zu urteilen hat, wird in neutralen Ländern nie als unbefangen gelten. ‚Die neue Einrichtung beseitigt eine Reihe völkerrechtlicher Streitigkeiten, die aus Anlaß eines Seekriegs zwischen Neutralen und Kriegführenden über die Ausübung des Wegnahmerechts auszubrechen pflegen und bisher keine befriedigende Lösung fanden, während sie künftig im Wege eines geordneten internationalen Verfahrens zum Austrag kommen' (Weißbuch).

Zweifellos ist es ein Fortschritt, wenn die Prisengerichtsbarkeit auf eine feste internationale Grundlage gestellt wird; aber nicht jeder wird für eine solche Internationalisierung die Zeit für gekommen erachten und die Konvention über die Errichtung eines Internationalen Prisenhofs, dieses überraschendste und eigenartigste völkerrechtliche Vertragsinstrument der neueren Zeit, insbesondere die Verfassung des Gerichtshofs, eine glückliche nennen.

Die Regelung des Prisenrechts berührt die Lebensinteressen des deutschen Volkes. Die Sorge um Freiheit und Schutz unseres gewaltigen Seehandels erfordert, daß auch im Deutschen Reiche den Problemen des Seekriegsrechts eine stets erhöhte Aufmerksamkeit zugewendet wird. Leider herrscht aber im deutschen Volke noch vielfach der verhängnisvolle Wahn, im Haag werde nur Komödie gespielt und um Phrasen gestritten; völlige Unkenntnis der dort geleisteten schweren und wichtigen Arbeit erklärt ihn. Nicht oft genug kann das ernste beherzigenswerte Wort wiederholt werden, das einer unserer besten Kenner des internationalen Rechts, Theodor Niemeyer, im vergangenen Jahre beim Antritt des Rektorats der Christian-Albrechts-Universität gesprochen: ‚Diejenige Nation wird künftig in Krieg und Frieden die stärkste sein und an der Spitze der Zivilisation marschieren, welche die Zeichen der Zeit am aufmerksamsten beobachtet und im vollen Besitz nationaler Kraft mit der entschiedensten Wahrung nationaler Interessen die Fortschritte der internationalrechtlichen Entwickelung am weitsichtigsten zu verbinden versteht. Möchte unser teures Vaterland auch hier hinter anderen Nationen nicht zurückzustehen brauchen.'

Prinz Emil von Schönaich-Carolath.

Das literarische Vermächtnis des toten Dichters halten die Leser seit Jahresfrist schon in Händen. Es sind die sieben Bände der ‚Gesammelten Werke‘,* von denen drei den Versdichtungen, die übrigen den Erzählungen in Prosa eingeräumt wurden. Der erste Band wird durch ein Porträt eröffnet, das eine überraschend schlichte und ungekünstelte Sprache spricht, gar nichts von Byron-Locken weiß noch von Blasiertheit oder Dekadenz, Dingen, die man dem Toten vereinzelt hat andichten wollen. Nur die ernsten tiefen Augen und etwa noch der leicht herbe Zug um den Mund treten hervor aus der korrekten, männlichen Einfachheit der Erscheinung, lassen ahnen, daß wir eine Persönlichkeit vor uns haben, der ein volles Teil Menschenschicksal die reiche Seele überflutete, der die leidenschaftliche Wärme dieser Seele selbst zum Schicksal wurde, so daß eine Enttäuschung, daß jene alte ewig neue Geschichte, die tausend andre verwinden, sein inneres Werden und zum Teil auch sein äußeres Leben entscheidend zu bestimmen vermochte.

Obenhin betrachtet war dieses äußere Dasein das Typische seines Standes, doch an der Hofluft scheint der Prinz nie Gefallen gefunden zu haben. In Breslau 1852 geboren, in Wiesbaden Gymnasiast, in Straßburg Dragoneroffizier, quittierte er bald den aktiven Dienst, machte ausgedehnte Reisen, lebte mit Vorliebe auf seiner Besitzung Paelsgaard in Dänemark, in den letzten Jahren auf dem mütterlicherseits überkommenen Fideikommißgut Haseldorf in der Nähe von Blankenese an der Elbe. Vor wenigen Monaten führte ein schweres körperliches Leiden seinen Tod herbei.

Nicht Jugendjubel und fröhliche Jugendliebe hat aus diesem äußerlich konventionellen Leben die dichterische Persönlichkeit herauswachsen lassen. So gut wie nie hat Schönaich-Carolath ungetrübtes Liebesglück besungen. Das banale Ende einer Herzensneigung, der er sich mit dem ganzen Feuer und der ganzen Tiefe seiner Natur hingab, scheint den jungen Offizier bis ins Innerste getroffen zu haben, so daß er auf jahrelangen Reisen Vergessenheit suchte. Man kann fast sagen, sein ganzes Schaffen habe davon Form und Farbe angenommen und so sehr auch die späteren Jahre und Jahrzehnte in leidenschaftlichem Grübeln daran arbeiteten, diese herbe Dissonanz aufzulösen, sie haben den gellenden Mißton gemildert zu beruhigtem Schmerz, aber eine reine

* Leipzig 1907, Göschen. Brosch. M. 10.—, geb. M. 15.—.

Harmonie haben sie kaum mehr zustande gebracht. In allen Variationen ertönt das Lied von der treulosen, wortbrüchigen Schwäche der Geliebten, in zahlreichen Vermummungen spiegelt sich der trostlose Groll dieses einen aufwühlenden Erlebnisses ab. Der Ritter, der den Krämern, die ihm seine Nachtigall geblendet haben, die Stadt zusammenbrennt, kehrt mehrmals, in Prosa und in Versen, wieder. Selten hat man bei einem Dichter in dem Maße die Empfindung, daß alles aus persönlichem Zwang und Drang heraus gesagt und dargestellt wird, wie bei Schönaich-Carolath, und nichts wäre verkehrter, als in ihm einen dilettierenden Grandseigneur zu erblicken. Zunächst kam er freilich — bei dem plötzlichen Gefühlssturz ist das kein Wunder — unter den Bann fremder Töne, speziell jener überschwänglichen, von Koketterie nicht ganz freizusprechenden Klageweisen in Heines ‚Buch der Lieder', die sich mitunter bis zu einer Art selbstquälerischer Wollust steigern. Die ‚Lieder an eine Verlorene' (Stuttgart 1878) sind das Dokument dieser seltsamen Stimmungen, zusammengesetzt aus unbefriedigter Leidenschaft, aus Eifersucht, Mitleid, Welthaß und Zweifel. In dieser schroffen Ausprägung bedeutete die eigene Ungeklärtheit und wilde Verbitterung, verbunden mit dem äußeren Einfluß Heines, nur eine Episode, eben das, was man die Periode der jugendlichen Unreife zu nennen pflegt, es scheint aber, daß verschiedene Literaturgeschichten ihre Kenntnis und ihr Urteil über den Prinzen genau auf diese Periode beschränken. Nur so wäre der Vorwurf der Dekadenz zu erklären, den vor mehreren Jahren schon Anton Lohr in der ‚Literarischen Warte' lächerlich gemacht hat.

Aus diesem Schmerzenstaumel taucht das Ideal des Dichters auf, zunächst noch mit leisem Anklang an das kokette Heinewort von den kleinen Schmerzen und den großen Liedern, aber dann immer ernster und erfüllter von der Notwendigkeit zu überwinden und größer zu sein, als das Leid. Wie jede tiefe Natur, baut sich auch Schönaich-Carolath von dem eng-persönlichen Erlebnis die Brücke zum weiten Menschenschicksal, sucht nach den Gesetzen, die hier Glück und Unglück verteilen, nach der Ordnung, die dem Wirrsal zugrunde liegt. Es ist merkwürdig, wie im erlesenen Geist die Keime des Selbsterlebten aus dem kleinen Ich hinauswachsen zu weltbetrachtender Selbstlosigkeit. Die Überhebung über das, was er Krämerpack nennt, gibt ihm Selbstbewußtsein und der in schwerem Leid zum Dichter Herangereifte ringt sich zu der Erkenntnis durch, daß Schmerz und Entsagung den Starken zu wahrer Freiheit und Größe führen, eine Erkenntnis, die fortan den Grundton seiner Lebensphilosophie bildet. ‚Ich halte dem Glücke das Totenamt und trage die Weltlast meiner Schmerzen zur Freiheit' heißt es in den ‚Dichtungen' (Stuttgart 1883) und noch deutlicher ist ein ‚Albumblatt':

‚Unsterblich ist Schmerz allein,
Was nie Du besessen,
Ersehnt, nie vergessen,
Wird Deines Himmels Grundbau sein.'

Freilich, der ‚Schrei um Zerschlagnes' bricht immer wieder und oft recht hart auch aus den reiferen, dichterischen Äußerungen. Die Novelle ‚Tauwasser' (Stuttgart 1881) ist eigentlich ein einziger bittrer Klageschrei, zugleich ein Beispiel für den nachhaltigen Eindruck, den die romantische Naturbeseelung Heinescher Färbung auf den Dichter gemacht hat, Naturbeseelung vorzüglich in dem Sinne genommen, daß die Natur als anteilnehmend gedacht wird am Schicksal des Menschen, daß sie aus ihrem Leben begleitende Parallelen hergeben muß zum Menschenleben. Nicht immer ist Schönaich Carolath hierin der Gefahr der Äußerlichkeit entgangen, auch im ‚Tauwasser' nicht, wo der Titel auf die entfesselte Liebesleidenschaft zweier junger Menschen weist, die zu unglücklichem Ende führt. Eine merkwürdige, düstere, unerbittliche Konsequenz hebt sich aus dem mancherlei Unreifen und Unbeholfenen ab, die besonders den Charakter des Helden, eines armen Studenten, Schritt um Schritt weiterführt zum Erwachen der Leidenschaft, die sein Schicksal werden soll. Es ist ja stets eine der persönlichsten Eigenschaften des Dichters geblieben, daß er keine Spur von beschwichtigender Feigheit kennt, die das Leben und seine harten Tatsachen gerne umbiegen möchte, um sie angenehmer zu machen. Und nur aus diesem mannhaften Verzicht auf alle Versuche, sich und andere über den Zwiespalt der irdischen Dinge hinwegzutäuschen, konnte ihm sein Teil Erkenntnis erwachsen.

Nach der ganzen Genesis seines innerlichen Lebens war es natürlich, daß im Mittelpunkt seiner Weltbetrachtung vor allem ein Rätsel stand: das Weib. Die ‚Dichtungen' bringen die ernsteste und tiefste Auseinandersetzung mit dieser Frage. Zwar hat er weltverachtende Stunden, wo er, wie der Erde ihr karges Grün, so dem Schöpfer das im Grunde grausam dumme Lächeln seiner ‚Sphinx' vorwirft, ihn anklagt, daß er für die zahllosen Tränen, die um Frauenliebe geweint werden, das Weib viel zu klein erschuf. Aber die Grundstimmung, mit der er sich daran macht, die Aufgabe der Frau im Weltplan zu ergründen, ist ein hoher Ernst, himmelweit entfernt von jeder Lüsternheit, von jeder Blasiertheit. Das Herz vom ‚Sturm des Schönen' bis zum tiefsten Kern forscht er gleich Dehmel — aber nicht so sehr in seinem Ich stecken bleibend — nach dem ‚Woher?' und ‚Warum?' der ewigen ‚Pendelwandrung von Begier zum Leide'. Der künstlerischen Form und Einheit der größeren Versdichtungen ‚Angelina', ‚Die Sphinx', ‚Don Juans Tod', ‚Fatthume' ist es ja durchaus nicht zugute gekommen, daß immer wieder der Denker über den Dichter Herr wird, aber sie enthalten doch wohl das Reifste und Tiefste unter den Werken des Prinzen und steigern sich auch in den Reflexionen gar oft zu wahrhaft poetischer Größe. Das Weib erscheint hier als Verkörperung dessen, was man im christlich-asketischen Sinn die ‚Welt' nennt. Mit ihr sich abzufinden, gibt es zwei Möglichkeiten; die eine ist, der großen Liebeszuckung nachzugeben und ‚im Weiblichen verlodernd aufzugehn'.

‚Dann freilich, heißt es, mehr noch als dies Leben
Dem großen Kreislauf still zurückzugeben,

Denn, ist verhallt der letzte Wollustschrei,
— Hier liegt die Falle — geht der Tod vorbei.
Und zwar kein Tod, bedeutend eine Pause
Zu kurzer Rast; nein, ein Gedankenstrich,
Verlöschend, tilgend, daß zur Sühne Dich
Das große Nichts auf ewig überbrause,
Denn wie den Leib, so hast in blinder Lust
Die Seele Du zernichtet unbewußt, . . .'

Die andere Möglichkeit heißt eben entsagen, mit vollem Bewußtsein verzichten, durch Leid und Entbehrung zu seelischer Größe emporzusteigen. Dann klärt sich das Rätsel der Sphinx dahin auf, daß sie bestimmt ist, ein ‚Heimweh nach verlorner Ferne' in uns zu wecken, ‚daß wir aufwärtsdehnen zu Gott empor des Lebens Probeflug'.

Auf dieser Grundlage baut sich dann eine trotz des leisen weltschmerzlichen Untertons letzten Endes durchaus optimistische, zuversichtliche, Lebensanschauung auf, die keinen Aufschwung nach oben, kein Streben nach Erkenntnis, kein Tasten nach ewigen Gütern vergebens geschehen läßt. Den allmählichen Aufstieg von kurzsichtiger egoistischer Menschlichkeit zu sittlich gereiftem Weitblick zeigen die ‚Geschichten aus Moll' (Stuttgart 1884) in fast lückenloser Reihe an. In den drei ersten Erzählungen herrscht noch das Weh verlorener Liebe in seiner ganzen Wildheit. Die erste kennt noch keine andere Zuflucht als blutige Rache und Selbstmord, der Held der zweiten nimmt die Mönchskutte, und die Geschichte ‚vom Könige, der sich totgelacht hat', hat gleichsam zur Schlußmoral den Satz ‚dem, der nicht mehr glauben kann (d. h. an die Menschheit) gehört ein Grab, je tiefer, desto besser.' Die übrigen Geschichten, darunter ‚Die Rache ist mein' ruhen deutlich schon auf dem Gedanken der Selbstverleugnung. In ‚Entlang den Hecken' und ‚Lia' ist es ausgesprochenermaßen der Verzicht auf das Liebesglück, in beiden Fällen durch ein bewußtes Opfer der Geliebten bedingt, der die menschliche und künstlerische Reife der betreffenden Helden herbeiführt. Noch schärfer, freilich auch noch äußerlicher ist dieser Zusammenhang in der in einem anderen Bande enthaltenen Novelle ‚Lichtlein sind wir' hergestellt, wo ein junger Astronom den heiß ersehnten Stern, ‚seinen' Stern, erst dann findet, als er sich über die Aussichtslosigkeit seiner Liebeshoffnungen völlig klar geworden ist.

Je weiter der Blick sich über die Beschränktheit persönlicher Erfahrung hinaus ausdehnte, desto mehr verstärkte und vertiefte sich auch das Mitgefühl für allgemeine Menschheitsleiden, denn edle Naturen macht der eigne Schmerz nicht blind, sondern erst recht empfänglich für fremdes Geschick. Man darf die ersten Spuren dieser immer weiter sich entfaltenden, teilnehmenden Güte wohl in jenem Mitleid für die ‚Verlorene' erkennen, das auch die herbste Enttäuschung nicht völlig unterdrücken konnte. Die Stelle der einzelnen nahm dann die Frau überhaupt ein, als Trägerin zarter Schönheit, als viel begehrte und leicht zugrunde gerichtete, verkörpert durch Angelina, das römische

Blumenmädchen (Dichtungen I), dessen keusche Unnahbarkeit und Herzensanmut schließlich doch im Schmutz enden muß. Und von da aus fällt der Blick auf die Armen und Elenden jeder Art, im Zusammenklang mit dem Zeitgeist und der Zeitdichtung auch auf die sozialen Schäden. Es macht sich gerade hier gerne ein aristokratischer Dilettantismus breit, aber bei Schönaich-Carolath fühlt man, trotz einzelner Übertreibungen, fast aus jeder Zeile den tiefsten Ernst heraus, mag er nun im ‚Bürgerlichen Tod' das Schicksal eines arbeitslosen Schreibers oder sonst das Elend von Vagabunden und verlassenen Mädchen schildern. Auch auf das Tier erstreckt sich sein Mitleiden. Der ‚Heiland der Tiere', besonders merkwürdig wiederum durch die unbeugbare Konsequenz der Handlung, gibt davon Zeugnis, und ihm steht an packender anschaulicher Wirkung die viel knappere ‚Kiesgrube' sicherlich nicht nach.

Nur in einer von allen Lebenssonnen — so verkünden die ‚Gedichte' (Leipzig 1903) — glaubte der Prinz noch Hoheit zu finden, und zwar in dem Glück

> , . . . zu gehn durch finst're Großstadtgassen
> Und einem Kind, das bettelnd steht im Regen,
> In beide Hände, die durchfror'nen, blassen
> Der Liebe Goldschatz stumm und reich zu legen.'

Es steckt, wie schon dieses Zitat zeigt, sehr viel an reflektierender persönlicher Erinnerung in diesen Gedichten, aber doch auch, namentlich in einigen lyrisch-epischen Gebilden von einfacher volksliedmäßiger Haltung, mit das künstlerisch Objektivste, das dem Dichter gelungen ist, wo der Überschuß an Empfindungen und Gedanken nicht, wie so oft, über die Form hinausgewachsen ist.

Die Goethe'sche Forderung, daß der Mensch größer sein müsse als der Dichter, hat Prinz Schönaich-Carolath sicher erfüllt. Er war eine adlige Natur, die keine Pose kannte, ein Mann, der, ganz im Gegensatz zu Heine, nicht wußte, was Effekt heißt. Dessen Seele wohl zart und leidenschaftlich war, aber nicht klein und schwach, nicht dekadent, sonst hätte er nimmer den Anteil an Weltweisheit und Güte sich errungen, der sein schönster, stillster Erfolg geworden ist, hätte nimmer den Mut gehabt, auf Fragen sich einzulassen, deren Größe sich nur dem reinen Ernste auftut, nimmer die Kraft besessen, als einzelner, soweit es eben einem einzelnen möglich ist, den alten Kampf auszukämpfen, den sein ‚Don Juan' und der Patriarch nur in Worten ausfechten, den Kampf zwischen Heidentum und Christentum.

Max Behr.

Neues von den Teslaströmen.

Von Wundertaten der Technik werden wir um so weniger sprechen, je großartiger und gedankengewaltiger ihre Werke um uns entstehen. Früher wohl haftete an großen Erfindungen der Nebel des Unbegreiflichen, schien der Entdecker ein Meister unbekannter Kräfte, die er, geheimnisvoller Mittel kundig,

Hugo Ulbrich fec.

Der Sphinx von Gize.

Hoch Land

in seine Dienste zwang. Heute ist er nur mehr der kluge und konsequente Anwender bekannter Naturgesetze. Nur ein Anwender des Gegebenen, Natürlichen. In dieser Begrenzung liegt die ungeheure Fläche seines Arbeitsfeldes.

Indessen zwei Namen scheinen von dieser Regel eine Ausnahme zu bilden. Wenn wir von den Amerikanern Edison oder Tesla etwas hören, dämmert uns herüben in der alten Welt, die wir noch ein wenig das Träumen lieben, ein Schimmer des geheimnisvollen Landes auf. Wir denken sie uns umgeben von großen vielarmigen Maschinen, in denen neue Kräfte Unbegreifliches wirklich machen. Wir sehen sie in halbdunkeln Arbeitsräumen, die manchmal plötzlich durchzuckt sind von flammenden Entladungen elektrischer Ströme, oder bleich beleuchtet von einem neuen kalten Lichte. —

In Wirklichkeit sind die Dinge nüchterner. Insbesondere Edison ist kein Schwärmer, der auf blendende Experimente sinnt, sondern ein kühler Amerikaner, der mit einem Stabe technischer Hilfskräfte Aufgaben klar ins Auge faßt und rechnend und langsam fortschreitend der Lösung sich nähert. Tesla allerdings ist der einzige, der jene Romantik in der Experimentalphysik vertritt. Er umgibt sich mit stobenden Blitzen, liebt es, seine Experimente riesenhaft zu dimensionieren und seine Ziele so hoch und weit zu stecken, daß sie an das Unglaubliche grenzen und bei den nüchternen Schulgelehrten oftmals arges Kopfschütteln erregen.

Doch muß man bei Beurteilung seines Schaffens wohl bedenken, daß wir wenig von ihm selbst erfahren, vieles durch Vermittelung der amerikanischen Journalistik, die in ihren laienhaften Berichten übertreibt und damit auch das Richtige unwahrscheinlich macht. Wer hätte nicht von Teslas kaltem Licht gehört, wer nicht von den ungeheuren elektrischen Entladungen vernommen, die er in die Lüfte senden will, um Kräfte weithin ohne Vermittelung eines leitenden Drahtes zu übertragen. Das, was wir von Tesla wirklich besitzen, ist gewiß nicht wenig. Und es ist von solcher Art, daß wir es zu dem Sensationellsten im Gebiete der Elektrizitätslehre rechnen. Es sind ungemein brillante und eigenartige Experimente, die sich mit Teslas hochgespannten Wechselströmen erzielen lassen.

Freilich, mit der praktischen Anwendung, nach der unser Zeitalter immer fragt, zumal, wenn die Entdeckung von einem Amerikaner ausgeht, war es im Anfang nicht viel. Durch Teslas blitzende Entladungen, die auf Meterlänge sichtbar waren, die den umgebenden Raum in ein mit elektrischen Schwingungen durchsetztes Gebiet verwandelten, ließ sich zunächst nichts Nützliches erreichen. Es verging einige Zeit, bis praktische Anwendungen der Teslaströme, die breiten Mengen unserer Bevölkerung zugute kommen, möglich wurden, und diese Anwendung lag auf einem Gebiet, an das Tesla selbst und die bewundernden Nachahmer seiner Versuche gewiß am wenigsten gedacht hatten — in der Medizin.

Der französische Physiker d'Arsonval hat als erster bereits i. J. 1892 der Pariser Akademie eine Arbeit vorgelegt, welche die Anwendung der Teslaschen

hochgespannten Entladungen zu medizinischen Zwecken zum Gegenstand hat. D'Arsonvals Ruf ist groß. Seine Methode fand in Frankreich, auch in Amerika und England ausgedehnte Anwendung. In Deutschland begegnete man ihr mit einer großen Skepsis, und noch vor einem Jahre waren die Stimmen gegen ihre Bedeutung vielleicht zahlreicher und nachdrücklicher als die Stimmen der Anhänger. Die Franzosen wollten auch gar zu viel mit diesen Strömen heilen. In neuerer Zeit begann das Richtige von dem Hinzugedichteten sich loszuschälen und es stellte sich heraus, daß der medizinische Wert der Teslaströme, oder, wie man die Methode benannte, der Arsonvalisation, nicht unerheblich sei. Endlich, vor wenigen Monaten, wurde durch eine neue Anwendungsweise dieser Ströme durch einen französischen Arzt, Dr. Keating-Hart in Marseille, ihr Wert für alle Zeiten sichergestellt.

Was ist es um diese geheimnisvollen Ströme? Was ist Teslas Entdeckung und wie läßt sie sich medizinisch verwerten? Das Gebiet, das wir, um ein wenig klar zu sehen, betreten müssen, ist nicht ganz leicht. In früheren Besprechungen wurde es in ‚Hochland' schon gestreift (s. drahtlose Telegraphie, heilende Strahlen). Es handelt sich um eine besondere Gruppe elektrischer Erscheinungen.

Die Energieformen, die wir kennen, untersuchen wir ganz naturgemäß quantitativ und qualitativ. Die Kraft des stürzenden Wasserfalles bemißt sich einmal nach der Menge des fließenden Wassers und dann nach der Höhe, aus der es herabfällt. Die Temperatur ist die qualitative Dimension, die Wärmemenge die quantitative der Energieform Wärme. Und so unterscheiden wir auch bei der Elektrizität Qualität und Quantität, elektrische Spannung und elektrische Stromstärke in allen Fällen. Die Ströme, welche unsere Zentrale ins Haus liefert zur Beleuchtung, zur Bewegung von Motoren, sind Ströme von mittleren Spannungen. Ihre Maßzahl beträgt 100—250 Volt etwa. Größer schon ist der elektrische Druck der Fernübertragungen. Er muß größer gewählt werden, wenn wir eine im Gebirge zutage tretende Wasserkraft an die Stätte des Verbrauchs, die Stadt, überführen wollen, damit der Strom den Widerstand des längeren Weges überwinde. Noch höhere Spannungen liefert uns das bekannte Induktorium, das wir bei so vielen Schulversuchen, das wir neuerdings zur Erzeugung der Röntgenstrahlen gebrauchen. Ströme von noch höherer Spannung im allgemeinen sind es, die Nicola Tesla zuerst erzeugt hat und die nunmehr in der Heilkunde ausgedehnte Verwendung finden sollen. Mit der wachsenden Spannung, so war man berechtigt anzunehmen, müsse die Gefahr der elektrischen Ströme wachsen. Harmlos ist der Strom von einigen galvanischen Elementen. Die Berührung metallischer Teile einer elektrischen Zentrale kann recht unangenehm sein. Fast sicher tötlich ist der Kontakt mit Fernleitungen, die zur Überführung hochgespannter Wechselströme dienen. Die Entladungen eines starken Funkeninduktors sind auch tötlich, oder zum mindesten doch sehr schmerzhaft und gefährlich. Nicola Teslas Ströme höchster Spannung sind harmlos. Wir können sie auf unsere Hand über-

springen lassen in leuchtenden Funken. Sie prickeln wohl ein wenig, aber sie schädigen nicht.

Diese Unschädlichkeit verdanken Teslas Ströme wohl nicht ihrer hohen Spannung selbst, sondern einer andern Eigenschaft, die sie besonders charakteristisch macht. In der Tat ist bei den Teslaströmen die häufig verwendete Hochspannung nicht das allein eigentümliche, sondern vielmehr noch das rasche Hin- und Herpendeln der Ströme, das ihnen eigen ist. Wir sprechen von den Schwingungen des Lichtes, von den Wellenbewegungen des Äthers. Schwingungen von gewissen Dimensionen werden von uns als Farbe empfunden. Nimmt die Länge der Wellen zu, dann reagiert unser Auge nicht mehr, wir sehen nicht mehr, aber wir fühlen, wir empfinden Wärme. Wärme ist Schwingung wie Licht, nur von größerer Wellenlänge. Diese Wellenlängen denken wir uns vermehrt. An Stelle der Welle von hunderttausendstel Millimeter Länge solche von Centimetern, ja Kilometern Länge. Solche Wellen gibt es im Weltraum. Wir können sie auch künstlich erzeugen. Freilich, wir haben keinen Sinn sie wahrzunehmen. Wir bauen uns Apparate, welche den Sinn ersetzen, und haben damit prinzipiell die drahtlose Telegraphie, die sich dieser Wellen bedient. Je längere Ätherwellen im Raume verlaufen, desto mehr sind sie geeignet, um Hindernisse sich herumzubeugen. Mit Hilfe elektrischer Apparate erzeugen wir solche Wellen von möglichst großer Länge. Mit Hilfe anderer Apparate, die unser Auge für diese langen Wellen ersetzen, weisen wir ihr Vorhandensein nach und übertragen auf diese Weise Zeichen durch den Raum.

Allen diesen Phänomenen der Wärme, des Lichtes und der elektrischen Wellen haftet etwas Gleichartiges an; daß sie nämlich Schwingungsphänomene sind. Das physikalische Denken unserer Zeit erzieht uns dazu, die Erscheinungen auf Bewegungsvorgänge zurückzuführen. Änderungen haben wir hier vor uns. Denn offenbar sind diese ungeheuer raschen Schwingungen Änderungen von Zuständen und zwar kontinuierliche, gesetzmäßige Änderungen, pendelnde Änderungen, Oscillationen. Wir dürfen uns nicht vorstellen, daß bei einer Wellenbewegung Teilchen sich in der Richtung der Welle bewegen müssen. Das ist im allgemeinen nicht der Fall. Ähnlich wie die Wasserwellen um den hineingeworfenen Stein sich bilden und immer größere Kreise um ihn beschreiben, ohne daß dabei das Wasser hin- und herfließt, pflanzt sich das Schwingungsphänomen der Elektrizität, des Lichtes und der Wärme fort. Ausgehend von einem schwingenden Teilchen, vermutlich schwingenden Elektronen, pflanzt sich diese zitternde Bewegung mit ungeheurer Geschwindigkeit von Elektron zu Elektron fort und durchflutet den Raum.

Um Teslaströme zu erzeugen, leiten wir plötzliche elektrische Ströme durch aufgewundene Drähte. Dazu läßt sich eine der bekannten Leydener-Flaschen verwenden, ein kleiner Sammler von elektrischer Energie, wie wir ihn alljährlich an Weihnachten in Kinderhänden als modernes Spielzeug hundertfältig sehen. Die Entladung einer solchen Leydener-Flasche gibt einen knallenden,

leuchtenden Funken. Ein hübsches, aber scheinbar überaus einfaches Phänomen, das früher als in dem tausendsten Teil einer Sekunde beendet ist. Ein nordischer Physiker, Feddersen, hat diesen Funken untersucht und festgestellt, daß er doch so einfach nicht ist, wie er aussieht. Man meinte zwar, eine solche Leydener-Flasche beherberge zwei elektrische Quantitäten, eine positive und eine negative Quantität, die sich dann in einem solchen Funken vereinigten. Feddersen aber fand, daß dieser Funke ein Schwingungsphänomen ist, ein Auf- und Abpendeln von Elektrizität, also eine elektrische Wellenbewegung, bei der allerdings die einzelnen Wellen ungemein kurze Zeit nur brauchen. Er photographierte die Funken mit Hilfe eines rasch rotierenden Spiegels und löste so das Phänomen in seine einzelnen, nacheinander folgenden Erscheinungen auf.

Solche elektrischen Schwingungen pflanzen sich nun im Äther fort, wie Lichtstrahlen etwa, fürs Auge zwar unsichtbar, aber durch Heinrich Hertz und andere ebenso eingehend wie das Licht uns bekannt. Aber diese elektrischen Vibrationen stören auch in benachbarten Leitungskreisen das elektrische Gleichgewicht und erregen in ihnen neuerdings pendelnde Ströme, deren Natur zum Teil von der Anordnung der Leiter abhängig ist, in denen sie entstehen. Durch Modifikation dieser Leiter, durch Benützung windungsreicher Spiralen können wir die Spannung dieser neuerdings erzeugten Ströme steigern. Man nennt die hier beschriebene Erzeugung elektrische Resonnanz. Der Ausdruck ist sinngemäß. Denn ebenso wie ein angeschlagener Ton durch Medien hindurch eine auf gleiche oder ähnliche Schwingungszahl abgestimmte Stimmgabel oder Saite zum Mittönen erregt, so veranlassen die heftigen elektrischen Oscillationen des aus einer Leydener-Flasche herausstürzenden Funkens benachbarte elektrische Schwingungskreise zum Mittönen. Durch solche elektrische Resonnanz hat d'Arsonval auf Grund der Teslaschen Versuche mit Strömen höchster Spannung und Frequenz ein Instrumentarium zusammengesetzt, dem er, und nach ihm viele, eine gewaltige medizinische Bedeutung zuerkannten.

Ein Teil der von den französischen Ärzten behaupteten Wirkung soll auf der Durchflutung der ganzen Umgebung eines solchen Apparates mit elektrischen Wellen beruhen. In der Tat ist es auch ein ganz eigenartiges Gefühl, das die Nachbarschaft eines starken elektrischen Schwingungssystems hervorruft. Die Vertreter dieser Gruppe der Arsonvalisation nehmen eine ungemein günstige Wirkung auf das Nervensystem und auf den Stoffwechsel an und benutzen die Methode für Nervenkrankheiten, Stoffwechselkrankheiten häufig. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß in hunderten von Fällen der günstige Einfluß auf das Nervensystem nicht ausbleibt, Kopfschmerzen, Schwächezustände, Schlaflosigkeit, Depressionszustände geheilt worden sind. Indessen, es gab viele Autoren, die alle diese Resultate auf suggestive Einflüsse zurückführen wollten, und sie konnten sich dabei darauf berufen, daß exakte Stoffwechsel- und Blutdruckversuche bei der Arsonvalisation unzweifelhafte Resultate nicht sicher ergeben haben. Immerhin dürfen wir mit Bestimmtheit annehmen, daß hier das letzte Wort noch nicht gesprochen ist. Prinzipiell kann nicht bestritten

werden, daß eine Beeinflussung der menschlichen Organe und ihrer Zellen durch solche elektrische Schwingungen möglich ist.

Aber es gibt noch eine andere Art der Anwendung dieser Hochfrequenzströme. Nähert man einen Leiter oder auch den Körper den elektrischen Resonatoren, dann springen oft auf große Distanzen blaue zarte Funken über. Solche Funken können Spannungen von hunderttausenden, ja Millionen Volts tragen. Ihre Intensität ist minimal und ihr Pulsieren außerordentlich frequent. Wie wir schon vorher sahen, lösen sie im menschlichen Körper kein sehr starkes Schmerzgefühl aus und sind jedenfalls ungefährlich.

Wenn man systematisch solche blauen Funkenbüschel der Arsonvalisation auf Organzellen, z. B. auf die Haut, wirken läßt, so verändert sich das Organ unter ihrem Einfluß. Es bilden sich Entzündungen und es können durch dauernde Bestrahlungen auch stärkere Schädigungen erzielt werden, denen aber das Gemeinschaftliche anhaftet, daß sie, wenn sie nicht allzu stark waren, mit sauberer glatter Narbe verheilen. Blutungen kann man durch diese Funkenbüschel sehr rasch zum Stillstand bringen. In der Hauttherapie hat darum die lokale Applikation der Arsonvalisation eine große und verdiente Verbreitung gefunden.

Dr. de Keating-Hart in Marseille hat nun vor einigen Monaten der Pariser Akademie der Wissenschaften eine neue Anwendungsweise vorgelegt, die bei Behandlung inoperabler Tumoren gute Erfolge zu geben scheint. Prinzipiell ist die Stromform, die benutzt wird, keine andere als die unter dem Namen Nicola Tesla seinerzeit bekannt gewordene. Er läßt Funkenbüschel von hochgespannten frequenten Strömen nach Entfernung der operablen Hauptmasse des Tumors auf das ganze Operationsgebiet in der Narkose wirken. Die Erfolge sind, soweit man bis jetzt übersehen kann, gute. Die Methode hat in Frankreich selbst und auch in Deutschland große Beachtung gefunden und es scheint, als ob uns hier wiederum die Natur eine neue Waffe im Kampf mit der Krankheit reicht.

Friedrich Dessauer.

Aus der Naturforschung des Mittelalters.

Von Zeit zu Zeit tauchen in den Bildungsecken unserer Tagesblätter Mitteilungen auf — Lesefrüchte aus den Bibliotheksstunden beschäftigungsloser Literaten —, in denen aufmerksam gemacht wird, daß manche von den großen Entdeckungen der modernen Naturwissenschaft bereits im Mittelalter durch geniale Geistesblitze einzelner Forscher vorweggenommen oder wenigstens vorausgeahnt worden wären. Wendet man den Blick solchen Behauptungen etwas näher zu, dann zerfließen sie als Illusionen. Die Naturforschung der Gegenwart besitzt eben keine tatsächliche Analogie in den Studien des Mittelalters. Ganz abgesehen von der Macht der Tradition, welche an die Autoritäten des Altertums anknüpft und das Wissen der Tatsachen unterbindet, so daß kein Forschen daraus entstehen kann, wird auch das Anschauen der Welt von der

Vorstellung völlig beherrscht, daß darin eine höchste, von Gott gewollte und geschaffene Vollkommenheit vorliege, die vom Anbeginne ab stabiliert, unveränderlich, sei. Der Begriff der Entwicklung fehlt gänzlich, weil alles immer so war, wie es heute ist, und damit gebricht es an jedem Anreiz, darüber nachzudenken, wie sich die organische Welt der Gegenwart erkläre. Für diese genügt es dem Wissenstriebe vollständig, wenn ihre Erscheinungen aufgezählt und beschrieben werden. Da nun solche Beschreibungen aus der Antike, hauptsächlich durch Aristoteles, in anscheinend unübertrefflicher Weise überliefert sind, bleibt der Naturkunde des Mittelalters zunächst nichts anderes übrig, als in Selbstzufriedenheit zu erstarren.

Unter solchen Umständen gewährt es schon Freude, in den mittelalterlichen Schriftwerken bisweilen die leisen Atemzüge eines Wunsches nach einer Kausalerklärung von Tatsachen wahrzunehmen, die über das angelernte Erbe des klassischen Altertums hinausreicht. Für ihre Beurteilung muß es allerdings ganz gleichgültig bleiben, in welchem Verhältnis die vorgetragenen phantastischen Deutungen sich zu der Naturkenntnis unseres zwanzigsten Jahrhunderts befinden. Wilhelm von Conches meint einmal in seiner ‚Philosophie von der Welt', der menschliche Körper sei durchaus von winzigen Tierchen (vermiculis) erfüllt, die ihm aber nicht schadeten, sondern vielmehr den notwendigen Verkehr der Säfte beförderten. Dieser Satz, der vielleicht nur auf die Beobachtung abgegangener Spulwürmer zurückzuführen ist, klingt recht hübsch und sieht der Buchnerschen Bazillentheorie von weitem etwas ähnlich. In Wirklichkeit beruht er jedoch auf keiner wissenschaftlich höheren Auffassung als die These des Honorius Augustodunensis in seinem ‚Weltbild', der das Entstehen von Finger- und Zehennägeln bei den Menschen dadurch erklärt, daß die aus dem Herzen abfließende, überschüssige Feuchtigkeit, sobald sie zu den Enden der Gliedmaßen gelange, durch das Einwirken der äußeren Kälte sich verhärte (das Durchscheinen der Nägel macht den Einfall verständlich). Gleich neben dieser Wunderlichkeit des Honorius steht eine andere Behauptung desselben Autors, wonach die Keime der großen Epidemien (deren furchtbare Geißel das Mittelalter sehr wohl kannte) von den Menschen entweder mit der Luft eingeatmet oder mit der Nahrung in den Körper aufgenommen würden: in der Tat die Erklärung, welche die heutige Medizin für die Infektion beim gelben Fieber und Typhus gefunden hat.

Doch genug von solchen Lichtern des Zufalls, die ebensogut in die Irre führen als den rechten Weg hätten weisen können, wenn sie nicht überhaupt bald in sich erstorben und ohne Einwirken auf die Nachwelt geblieben wären. Es scheint mir lehrreicher, die Leser damit bekannt zu machen, daß es wirklich im 13. Jahrhundert eine Bahn gegeben hat, die zur Naturforschung als Wissenschaft führen konnte und von hervorragenden Männern eine Zeitlang mit Erfolg beschritten worden ist. Das dreizehnte Jahrhundert ist in manchem Betrachte das modernste und anregungsvollste des Mittelalters. Die wissenschaftliche Arbeit darin wird beinahe ganz allein geleistet von den beiden

neuen Bettelorden, den Dominikanern und Minoriten; die Rezeption des Aristoteles, das heißt die Erweiterung und Vertiefung der Kenntnis aristotelischer Schriften, ist das wichtigste Treibmittel der neuen Bewegung, in deren Dienst sich eine Reihe der vorzüglichsten Kräfte stellt. Diese Bemühungen gehen von der Universität Paris aus; sie wirken sofort, und zwar zunächst durch die Minoriten, nach England hinüber, wo sie in Oxford unter dem Schutze und durch die Leitung Robert Grosseteste (1175—1253), nachmals Bischofs von Lincoln, der größten und reichsten englischen Diözese, mächtig gefördert werden. Solcher Anstoß, wie er aus der Neubelebung des Aristoteles hervorbricht, trifft gerade dort in England den günstigsten Boden, wo schon vorher in der Encyklopädie des Alexander Neckam (1127—1217) De naturis rerum, über die Natur der Dinge, sich die eigene Beobachtung des Naturlebens neben die gelehrte Tradition selbsttätig gestellt hatte. Diese echt englische Eigenschaft, welche bis zur Gegenwart wirksam ist und allen großen Naturforschern Englands anhaftet, verbindet sich nun mit dem Studium des Aristoteles zu erfolgreichem Schaffen. Robert Grosseteste ließ auf seine Kosten Griechen und Araber nach England kommen, um mit ihrer Hilfe Aristoteles und seine Kommentatoren ins Latein zu übertragen; englische Gelehrte wie Michael Scotus, Alfredus Anglicus u. a. nahmen an der Arbeit teil. Aus dieser Schule erwuchs der genialste Naturbeobachter, den jenes Jahrhundert kannte, der Minderbruder Roger Bacon.* Einer der bedeutendsten Vermittler für die Ergebnisse dieser englischen Naturforschung war der Minorit Bartholomäus, zubenannt Anglicus, der zuerst in Paris die Bibel erklärte und dann von 1230 ab durch einige Jahre Vorlesungen im Minoritenstudium zu Magdeburg hielt. In seiner großen, 19 Bücher umfassenden Realencyklopädie über die Eigenschaften der Dinge (De proprietatibus rerum) sammelt er das bisherige Wissen und knüpft allerorts daran die Beobachtung des Lebens von Mensch und Tier, Pflanze und Steinen. Niemand geringerer als Berthold von Regensburg, der größte deutsche Volksredner des Mittelalters, die Fackel seiner Zeit, hat seine Kenntnisse großenteils aus diesem Werke geschöpft und durch das lebendigste Wort in die Massen seiner Zuhörer getragen. Aber auch die ingeniösen Beobachtungen, die der Dominikaner Albert der Große, zeitweilig Bischof von Regensburg, an den Naturobjekten anstellte, gehen auf die Anregungen zurück, die jenen englischen Studien ihren Ursprung danken.

Die Frage, was nun aus all dem geworden sei, läßt sich so leichterdings nicht beantworten. Dem Anscheine nach ist die Bewegung mit dem Ende des 13. Jahrhunderts in Stillstand geraten, Robert Grosseteste ist ver-

* Wenn man mir immer nicht glauben will, daß die Gegenwart sich von den historischen Studien, zumal des Mittelalters, abwendet, so verweise ich auf die Tatsache, daß der größte Teil der Schriften Robert Grossetestes wie seines Schülers Roger Bacon bis zur Stunde ungedruckt ist. Die Versuche Robert Steeles blieben ohne Nachfolge. Und das in unserer Zeit, wo kein modernes Werk so elend ist, daß es nicht seinen Drucker fände.

gessen worden, Roger Bacon nur als Zauberer des Erinnerns wert geblieben. Starke religiöse Strömungen erfüllen das Leben des 14. Jahrhunderts; ihnen folgt eine Renaissance, die, so fruchtbar sie sonst sich erwies, doch gerade durch die Erneuerung des blendenden Glanzes der Antike zunächst von dem eigenen und bescheidenen Beobachten der Wirklichkeit eher abschreckte, als es förderte. Aber nicht alle Quellen, die nach kurzem Lauf in die Tiefe der Erde versinken, sind deshalb vertrocknet und unwirksam geworden: manche brechen später und anderorts wieder hervor und befruchten das Land und helfen den Menschen mit geheimnisvoller Kraft. So wird auch jener wahrhafte Aufschwung zur Naturforschung im 13. Jahrhundert der Nachwelt nicht völlig verloren gegangen sein, sondern nachmals irgendwo sich ausgewirkt haben.

Dr. Anton E. Schönbach.

Zwischen Traum und Tag.

Leise veratmet die Sommernacht,
Alle Blumen haben ihr Auge erschlossen
Dem Licht, das weithin ausgegossen
Im Osten hinter den Hügeln erwacht.

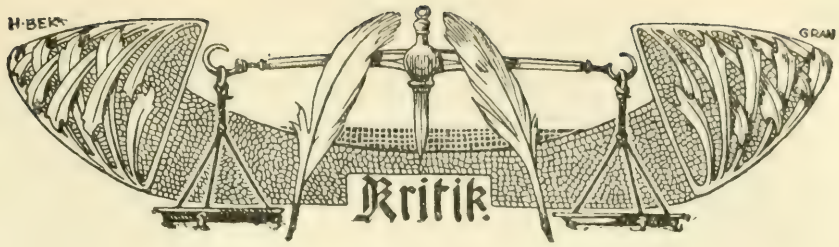
Hörst du der Sterne scheidenden Chor
Tönend um tausend Sonnen kreisen,
Künden die alten Rätselweisen
Wie tausend Jahre zuvor? —

Menschenlos in den Sternen steht,
Träume wandern durch Raum und Stunden,
Bis sich Seele zur Seele gefunden,
Noch, eh die Nacht verweht.

Tod ging schlafen, das Leben erwacht,
Blüte will sich zur Blüte neigen,
Frucht will keimen, Saft will steigen,
Bis es die Sonne vollbracht.

Liebe nun Leben wirken mag:
Früchte reifen und Menschen wachsen,
Welt dreht ihre goldenen Achsen
Durch Dunkel, Dämmer und Tag.

Klaus Henkel.



‚Aus der Welt der Arbeit.'*

Es gibt Wahrheiten, die durch lange Zeiträume von Hand zu Hand gehen mit dem Wert einer Phrase; Wahrheiten, die jeder nachspricht und keiner glaubt. Ihr blankes Gepräge verwischt sich langsam, sie sinken vom Rang der Zahlmünze zu der Wertlosigkeit eines Spielpfennigs herunter, — bis einmal ein Tag kommt, wo man den vermeintlichen Spielpfennig blankreibt und entdeckt, daß er vollwertiges Gold ist.

Zu dieser Gattung Wahrheiten gehört das Wort vom ‚Adel der Arbeit'. Nicht in dem Sinne nur, daß Arbeit, Tat, Leistung den Charakter des einzelnen hebt, und auch nicht allein von dem geistigen und künstlerischen Schaffen verstanden, sondern ganz wörtlich, daß die schlichte, praktische, erdgeborene Arbeit etwas Vornehmes ist, und der edelsten Hände und Geister würdig.

Das verflossene 19. Jahrhundert hat diese zur Phrase abgegriffene Wahrheit wieder entdeckt und ihr einen neuen tiefen Inhalt gegeben, und daß es sie entdecken mußte, lag in seiner eigenen Entwicklung. Durch das kolossale Anwachsen der Industrie sind der praktischen Arbeit neue gewaltige Möglichkeiten und Gesichtspunkte von weltumfassender Weite gegeben. Dadurch, daß sie neue Verkehrswege schafft, Gebirge durchbohrt, Ströme überbrückt und aus Ferne Nähe macht, baut sie auch geistige Brücken von Volk zu Volk und hebt sich über die Kleinheit persönlicher Zwecke zu einem Kulturmittel ersten Ranges. Und eben aus dieser neuen Größe ihres Gebietes erwächst der Arbeit an sich der Adel und die Schönheit, die allen großen Werken menschlicher Kraft eigen sind — freilich die etwas brutale Schönheit eines Maschinenzeitalters, wie Meunier sie meißelt und Zola sie darstellt, — wie sie aber ihren großen Dichter noch sucht!

Einer ihrer ersten Apostel aber ist Max Maria von Weber, der Verfasser des vorliegenden Buches ‚Aus der Welt der Arbeit'. Nicht daß diese Sammlung von Skizzen und Aufsätzen an sich schon eine dichterische Verklärung der Arbeit wäre, wie sie uns noch fehlt. Aber sie tut uns die Augen auf für die Schönheit einer Welt, die der Laie meist nur aus dem Steigen und Fallen der Industriepapiere, aus dem schwarzen Qualm der Fabrikschlote und dem Lärm der Bahnhöfe kennt — für die Schönheit der Arbeit. Und es ist geschrieben von einem Manne, der dieser Arbeit gedient hat von der Pike auf, und sich dabei doch immer den hellen Blick für ihre höchsten Kulturziele bewahrte.

Max Maria von Weber wurde 1822 zu Dresden als erster Sohn des großen Tondichters Karl Maria von Weber geboren. Von dem künstlerischen Geist seines Elternhauses sog er genug ein, um sich anfangs auch mit dem Gedanken an eine künstlerische Laufbahn zu tragen. Seine entscheidende Wendung zu dem tech-

* Von Max Maria von Weber. Berlin, Groteske Verlagsbuchhandlung.

nischen Beruf wurde durch die zufällige Bekanntschaft mit einem kleinen Buch über ‚Sir John Herrschels höchst merkwürdige Entdeckungen, den Mond und seine Bewohner betreffend,' herbeigeführt, — also durch eine Einwirkung auf seine Phantasie, auf das künstlerische Element in dem Knaben. Und mitten in dem theoretischen und praktischen Studium und der Ausübung seines Berufes ist ihm die angeborene künstlerische Art, die Welt zu sehen, nie verloren gegangen. Er hatte sich diesem Berufe zugewandt zu einer Zeit, da er für Söhne guter Familien noch als ungewöhnlich und nicht standesgemäß galt, und hatte als einer der ersten in Deutschland den Adel der Arbeit im eigenen Leben erwiesen. Sein besonderes Fach war das Eisenbahnwesen, das damals noch in seinen Anfängen steckte, und in dem er später hohe leitende Stellungen in Sachsen und Österreich einnahm. Nach seinem durch allerlei widrige dienstliche Verwicklungen herbeigeführten Abgang in Wien lebte er bis zu seinem 1881 erfolgten Tode hauptsächlich der schriftstellerischen Tätigkeit. Neben den vielen fachwissenschaftlichen Schriften, in denen er seine reiche Erfahrung niederlegte, ist auch das Buch ‚Aus der Welt der Arbeit' eine Frucht jener Jahre.

Es ist eine Freude, ihm in diesen abwechslungsreichen Schilderungen auf beruflichen Wegen oder auf Streifzügen in die Geschichte dieses noch jungen Berufes zu folgen. Als gründlicher Kenner des Eisenbahnwesens vergegenwärtigt er uns vor allem die Entwicklung dieses unseres wichtigsten Verkehrsmittels aus seinen schwerfälligen und kindlichen Anfängen bis zu den heutigen komplizierten Leistungen, macht aber auch interessante Exkursionen in die benachbarten Gebiete der Maschinentechnik und des Seewesens. Wir sehen da die geniale Kühnheit modernen Brückenbaues, der vor keinem technischen Hindernis zurückschreckt und wahre Kunstwerke aus Stein und Eisen erschafft — die Entwicklung des Maschinenwesens, und vor allem der Lokomotive aus dem ersten primitiven Dampfwagen, der im Jahre 1803 die Straßen von Lamborn durchfauchte, — wir sehen das großartige Ineinandergreifen der heutigen Eisenbahnsysteme, aber auch die furchtbaren Katastrophen, denen die durch den menschlichen Geist nur widerwillig gebändigten Naturkräfte ihren Bezwinger aussetzen — wir ehren mit dem Verfasser des Buches die Treue und Tapferkeit des schlichtesten Mitkämpfers in diesem friedlichen Weltkriege der Arbeit und das Genie ihrer großen Generale, eines Stephenson, Brunel u. a. Und wir gewinnen aus dem allen den überraschenden Eindruck, daß die Geschichte dieser modernen Arbeit in ihrem Werden, ihrem Kampf um die Existenz und ihren genialen Siegen ein Weltroman ist, wie ihn spannender kein Dichter erfinden kann.

Das Buch ist in einem ruhigen, durchsichtigen und flüssigen Stil geschrieben, ohne jede Prätension als die, klar zu sein und ein reines Bild der Dinge zu geben, hinter dem die Persönlichkeit zurücktritt. Und doch fühlt man diese Persönlichkeit wohltätig durch als die eines Mannes, der mit dem sicheren Wissen und dem klaren Wirklichkeitssinn des Technikers den Geschmack des feingebildeten und künstlerisch schauenden Menschen verbindet.

Und wenn Max Maria von Weber am Schluß seines Buches die Forderung erhebt, auch der technische Beruf dürfe nicht nur einseitige Fachleute erziehen, sondern müsse der allgemein menschlichen Bildung Raum lassen, so gibt er selbst dieser Forderung den größten Nachdruck durch das Beispiel seines eigenen Lebens, das eine Verkörperung des Wortes vom Adel der Arbeit bedeutet.

Lulu von Strauß und Torney.

Erinnerungen eines Konvertiten.*

Bücher dieser Art sind nachgerade keine Seltenheit mehr. Doch sonderbar! Wie diese Art Literatur auch anwachsen mag, die einzelnen Erzeugnisse behalten doch ihren eigenen Reiz. Denn wie die Menschenseele stets dieselbe ist und doch in tausend Farben schillert und durch eine Unzahl charakteristischer Einzelzüge die Individuen prägt, so auch die Seelenbekenntnisse. Und wenn aus jedem ernsten Buch eine Seele spricht, so kenne ich keine Art Literatur, bei der das mehr der Fall sein könnte als bei derjenigen, die uns in die geheimsten Falten, in die tiefsten Tiefen einer Menschenseele blicken läßt. Darin liegt auch der unvergängliche Zauber der Bekenntnisse eines Augustinus, der abgeklärte Blick auf die wunderbaren Zusammenhänge und die rätselhaften Probleme des Lebens, die Unmittelbarkeit von Seele zu Seele, die selbst mittelmäßige Geistesprodukte, selbst Naturen, die nicht problematisch veranlagt sind, zum Gegenstand verständnisvoller Betrachtung und interessanten Studiums machen können. Wo immer ein Mensch in heiligem Ernst Gott sucht, da weht Gottes Geist, und das Streben nach Wahrheit wird ihn nach oben führen; denn das Suchen nach der Wahrheit ist stets Idealismus. Tout chemin qui monte mène au ciel.

Wer in den Bekenntnissen und Erinnerungen Krogh-Tonnings das Ringen mit den Problemen sucht, die gemeinhin geeignet sind, die menschliche Natur in ihren Tiefen aufzuregen, wird nicht auf seine Rechnung kommen Es sind nicht die innern Kämpfe eines Newman um den Besitz der Wahrheit, vor denen wir hier stehen, eher die eines Manning, obschon Krogh-Tonning in seiner Geistesanlage Newman näher steht. Es sind naturgemäß weniger religiöse Probleme als konfessionelle Streitfragen, durch die uns der Verfasser mit Klarheit, sachlicher Schärfe und seltener Ruhe und Sicherheit des Urteils hindurchführt. Daß es sich weniger um allgemein religiöse Fragen handelt, bedarf der Erwähnung. Denn der Weg speziell vom Protestantismus zum Katholizismus führt heute nicht mehr in allen Fällen unmittelbar durch konfessionelle Fragen, um in deren Klarstellung zu enden, sondern es liegt häufig zwischen beiden eine Art religiöses Nichts als Zwischenstufe, die erst in ihrer ganzen Unzulänglichkeit durchkostet werden will. Wenn wir in dem Roman, den uns der gleichfalls nordische Konvertit Jörgensen in diesen Blättern geboten hat, ein persönliches Moment annehmen dürfen, dann haben wir in der Konversion Hermann Ronges eine Illustration zu dieser Erscheinung, die mit der religiösen Grundströmung unserer Zeit im engsten Zusammenhang steht. Denn die moderne Welt neigt, wenigstens in ihrer Höhenströmung, mehr der Religion als der Konfession zu. Auch die ‚Fin-de-siècle-Konvertiten', von denen seiner Zeit im ‚Hochland' die Rede war, die in mystischer Verschwommenheit für die gemütvollen und romantischen Seiten des Katholizismus schwärmen, sind ein Produkt des religiösen Bedürfnisses unserer Zeit. Hier gibt das Gefühl die Direktive, nicht die strenge Konsequenz. Damit soll aber die heutige Strömung zur Religion hin, der es gelungen ist, den Materialismus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zu überwinden, nicht unterschätzt werden, ebenso wie wir nicht behaupten wollen, daß Krogh-Tonning den religiösen Fragen fremd oder gleichgültig gegenüber steht. Wie in einer Besprechung seiner

* Erinnerungen eines Konvertiten von Dr. Karl Krogh-Tonning. Trier, Paulinusdruckerei. 1907.

Essays (Hochl. IV, 12) angedeutet wurde, ist er an der Hand Platos im Geiste des religiösen Idealismus zu Christus gelangt. Allerdings ist dieser Geistesgang bei ihm wohl kaum Erlebnis, sondern religions-philosophische Spekulation gewesen. Denn eines Führers zu Christus wird Krogh-Tonning niemals bedurft haben. Deshalb war ihm der Schritt vom Protestantismus zum religiösen Nihilismus psychologisch unmöglich. Zwischen den Zeilen liest man bei ihm immer wieder den Gedanken: Als Protestant war ich im zweifellosen Besitz eines Teiles der Wahrheit. Der ganze Wahrheitsbesitz kann nicht auf dem Wege der Destruktion liegen, wenn ich nicht einen Umweg machen soll, auf dem ich vielleicht alles verlieren kann, sondern er muß sich auf diesem Teil der Wahrheit aufbauen.

So führte ihn der konsequente Gedanke zum Katholizismus. Trotz dieser grundstürzenden Seelenkämpfe sind es ruhige, abgeklärte Bilder, die seine Erinnerungen vor uns aufrollen. Sie sind ja geschrieben in einer Zeit, wo er sich nach all den äußern und innern Stürmen im Hafen, im Besitz des Friedens weiß, und so weht denn auch der Geist des Friedens und der Versöhnung durch seine rückschauende Betrachtung. Er ist ein Freniker im Geiste Leibnizens und Newmans, und mit Recht konnte Willmann über seinen Lebensgang die Worte schreiben: Auf stillen Pfaden nach Rom. F. X. Telsing.

Sprachschönheit.

Es ist ein beliebtes und zu mancherlei effektvollen Wirkungen in Rede und Schrift bevorzugtes Thema, die Schönheitskonkurrenz der bekannteren Sprachen aufzustellen und auszutragen. Der Preis fällt gewöhnlich den musikalisch klangvolleren zu, sofern nicht nationale Begeisterung die jeweiligen charakteristischen Vorzüge voranstellt. Superlative im einen wie im anderen Falle geben zu erkennen, wie subjektiv ohnehin man gern ein zufälliges Interesse befriedigt. Noch weniger mag man sich einigen, wenn man weitergeht und die ästhetische Vergleichung auf die landschaftlichen Dialekte überträgt. Die nähere Sachkenntnis pflegt dabei das ausschlaggebende Gewicht von Sympathie und Antipathie nur zu fördern. Es ist klar, daß das Urteil des subjektiven Eindrucks, so wesentlich es in ästhetischen Fragen ist, hier versagen muß, sobald man sich nicht greifbare Kriterien der Form und des Ausdrucks aussucht. Der akustische Wohllaut, an den der Sprachfreund instinktiv zuerst gedacht hat, teilt sich mit inhaltlichen und geistigen ästhetischen Faktoren in die Entscheidung, und je mehr das äußere sinnliche Element zurücktritt, rücken die schwierigsten Probleme der Ästhetik auf den Plan. Der poetische Charakter der Sprachbildung und ihr proteisches aus unerkannten Quellen sich nährendes Wachstum muß schließlich dazu führen, die Frage nach der sprachlichen Schönheit zur Frage nach Wesen und Form des Ausdrucks, den ein soziales oder persönliches Individuum sich schafft, zu einer Stilfrage zu machen.

Es fehlt noch ganz an Kenntnis dieser Verhältnisse. Die Sprachwissenschaft arbeitet noch im Vorhof, um den Sprachstoff und seine Geschichte zu erkennen und die Grundlage zu geben für philosophische, psychologische und ästhetische Universalbetrachtungen. Ein Werk, das Oskar Weise, bekannt durch geschätzte populäre Sprache und Stillehren, hat erscheinen lassen, will diesem Bedürfnis Rechnung tragen. Indem es sich ‚Ästhetik der deutschen Sprache'* nennt,

* Ästhetik der deutschen Sprache. Von Prof. Dr. Oskar Weise. 2. verbesserte Auflage. Leipzig und Berlin. B. G. Teubner.

wollte es im Gegensatz zu seinen früheren Büchern nicht mehr die vergleichende, sachordnende Zusammenstellung sprachlicher Erscheinungsformen geben, sondern die ästhetische Betrachtungsweise darauf anwenden. Es ist nun sehr charakteristisch, daß von diesem methodischen Prinzip selber nirgends im Buche die Rede ist. Und dies in dem stillen Glauben, daß darnach gar keine Frage gehe, und daß ein Werk seines Planes ganz von selbst in die von ihm richtig erspähte Lücke der ästhetischen Literatur einspringen werde. Im Vorwort steht: ‚Welche Schönheit man dem Ausdruck verleihen, welche Wirkungen man damit erzielen kann, wissen viele nicht.' Wir merken die pädagogische Tendenz und wissen weiterhin zu ertragen: ‚So reichen wir Deutschen nur zu oft goldene Früchte in irdener Schale, da uns die Erwägung fern liegt, daß eines so köstlichen Inhalts nur ein silbernes Gefäß würdig ist. Kein Wunder, daß in unserem Vaterlande hervorragende Stilisten wie Friedrich Nietzsche zu den Seltenheiten gehören.' Und darum also will Weise ‚die weiten Kreise der Gebildeten', die als die Gärtner der Sprache betrachtet werden (was durchaus fragwürdig ist), ‚mit dem Zauber ihrer Form' bekannt machen.

Es ist aber wahrscheinlich, daß die weiten Kreise der Gebildeten aus der Ästhetik Weises keine Vorstellung von dem Zauber der Form bekommen werden, sondern nur eben, wie auch früher bei Weise, von den Erscheinungsformen selber. Da das die Grundlage ist, wird man die Bedeutung des Buches verstehen. Aber es ist darum doch nicht eine Ästhetik der deutschen Sprache, es füllt eine Lücke der sprachlichen, aber nicht die der ästhetischen Literatur aus. Weise verfährt rein formal nach einem Schema. Ein allgemeiner Teil ist überschrieben: ‚Die Schönheiten unserer Sprache' und hat die Gliederung: Lautwirkungen (Lautmalerei, Interjektionen, Wohllautsbestrebungen), Kraft und Milde des Ausdrucks (Verkleinerungs- und Koseformen, Verstärkung des Ausdrucks, Gegensatz im sprachlichen Ausdruck), Würde und Anmut des Ausdrucks (Gefühlswert der Wörter, Glimpfwörter, Höflichkeitsbezeichnungen, Schimpfwörter), Anschaulichkeit und Lebendigkeit des Ausdrucks (Metaphern, Beseelung des Leblosen, Volkstümliche Bildersprache, Geschmack im bildlichen Ausdruck). Schon daß hierauf ‚Die Frau und die Sprache' und ‚Der Volkswitz' in einen Anhang gesteckt werden, beweist, daß das Schema unzulänglich ist. Der zweite, besondere Teil behandelt ‚die Schönheiten der poetischen Ausdrucksweise', Unterschiede zwischen poetischer und prosaischer Rede, Schmuck der Rede ꝛc., die Sprache Goethes und Schillers ꝛc.

Im Grunde verfährt Weise, wider den Schein, unpsychologisch. Den Astralleib, der die Wörter zu Worten macht, sieht er nicht. Rhetorische Figuren sind an sich noch keine ästhetischen Formen; erst der Stil macht sie dazu. Aber an dieser Stelle spukt wieder die Verwirrung zwischen Volkssprache und Schriftsprache und Stil und schließlich der faule Friede, den Weise zwischen Wortform und Wortsinn macht. Ästhetik ist Psychologie, aber Psychologie nicht Ästhetik. Und wer will leugnen, daß es auch eine Schönheit der philosophischen Sprache gibt? Wo ist also die Grenze zwischen den sinnlichen und den geistigen Elementen? Oder wie verläuft sie? Jede tiefer dringende ästhetische Betrachtung der Sprache stößt auf eine Komplizierung der Gesichtspunkte, von der Weise jede Andeutung zu geben unterläßt. Das Buch ist nur ein halbes Buch, wenn es sich Ästhetik der deutschen Sprache nennt. Aber diese Feststellung an dem reichen und seltenen Detail des unterhaltenden Buches gerade selber vorzunehmen, kann nur eindringlich jedem offenen Geist geraten werden. J. Muth.

Furcht vor der Wahrheit?

Es ist eine regelmäßig wiederkehrende Erfahrung, daß die Verbreitung und Aufnahme neuer Errungenschaften der geistigen Arbeit unter Begleiterscheinungen vor sich geht, die innerhalb der Kontroversen und Parteikämpfe den Streitenden eine Fülle sittlicher Forderungen präsentieren. Ist das auch eine allseitig anerkannte Tatsache, so liegt es andererseits in der Natur der Sache, daß in diesem Streit zwar auf theoretischem Gebiet eine Konvention der Toleranz und Objektivität üblich ist, auf den angrenzenden Entscheidungsplätzen der Praxis aber Opportunität und Rivalität die Hauptrolle übernehmen. So wenig dabei an sich irgend Unehrlichkeit im Spiel ist, so sehr vertraut auch jeder auf den siegreichen Durchbruch seiner Meinung, die er für die wahre halten muß. Je allgemeiner die Sache geartet ist, um so stärker wird die Betonung ihres Wahrheitsgehaltes begegnen, und in Fragen der Weltanschauung wird sie zur Sache der Wahrheit selbst erhoben werden. Im selben Maße steigert sich die subjektive Teilnahme, und unter den Vorwürfen, die Empfindlichkeit und Eifer zum Angriff bereit haben, scheint keiner natürlicher als jener, daß es an Vertrauen zur Wahrheit fehle, daß die Vertretung des jeweiligen Standpunktes nicht der innigen Hingabe an die Wahrheit, sondern der Furcht vor der Wahrheit eigentümlich verwandt sei. Da dieser Vorwurf sich zwar wuchtig fühlbar macht, die einfachste Überlegung jedoch schon seinen Bann zerbricht, so ist es ersichtlich, daß sich darunter ein natürlicher Faktor des Fortschrittsprozesses verbirgt, der auf allen Gebieten Gültigkeit hat und den zu erkennen genügt, um fortab leichter die Ethik der ideellen Propaganda festzuhalten.

Um dies deutlich zu machen, daß ein psychologischer Faktor von typisch individueller Eigenart auch angesichts der prinzipiellsten Ideenkonflikte in Rechnung zu ziehen ist, hat der Freiburger (Schweiz) Professor Bernhard Allo, der sich seiner theologischen Richtung nach als Thomist vorstellt, eine außerordentlich dankenswerte, durch die Klarheit und Gerechtigkeit der Unterscheidungen wie des Ausdrucks und durch die psychologische Erfahrung ausgezeichnete Untersuchung über die Furcht vor der Wahrheit veröffentlicht.*

* La Peur de la Vérité, Paris, Bloud & Co. Deutsch von Dr. Joseph Holtzmann: ‚Die Furcht vor der Wahrheit.' Straßburg, Le Roux. In der Sammlung bedeutender Zeitfragen: ‚Wissenschaft und Religion.' Aus dem im gleichen Pariser Verlag soeben erschienenen größeren Werk Allos: ‚Foi et Système (Études de philosophie et de critique religieuse).

Bernhard Allo bedient sich eines speziellen Gesichtspunktes, des theologischen. Indem er voranschickt, daß er sich nur an solche wendet, die der Wahrheit von vornherein ehrlich ergeben sind, führt er ohne direkte oder indirekte persönliche Adressierung aus:

‚Jede neue Erkenntnis ist dem ausgesetzt, die einen ebensosehr zu erschrecken, als sie vielleicht auf andere verlockend wirkt. Das kommt nicht nur von der erneuten Arbeit, den erneuten Forschungen und neuen Forderungen, die sie notwendig macht, sondern ebensosehr von der Unbestimmtheit und Unübersichtlichkeit der Folgerungen, die sich etwa ergeben werden und die den Ängstlichen immer als furchtbar erscheinen können. Dadurch daß es einen Anstoß gibt und auf den Fortschritt hinweist, hat das Auftreten jeder neuen Wahrheitserkenntnis die Unbequemlichkeit im Gefolge, daß irgendwo eine Gleichgewichtslage gestört wird, in der etliche Geister sich zur Ruhe gesetzt hatten. Diese kommen dann zeitweilig aus der Fassung, weil ihnen die Grundlage ihres Denkens oder Handelns bedroht zu sein scheint. Freilich besonnene Leute legen sich nicht mit Bedacht zu enge Schranken. Allein es ist nun im Allgemeinen so mit dem Menschen, daß ein instinktmäßiger Trieb uns drängt, jede Gesamtheit zusammengehöriger Ideen, die uns geeignet erscheint, irgend eines Interessen zu fördern, sei es auch nur das Interesse unserer bequemen Ruhe, zu einem fertigen System zusammen zuschließen. Man hält es für klüger und sicherer, so schnell wie möglich ein abgerundetes System zu haben, um die einzelnen Bestandteile desselben, an denen man ein Interesse hat, gegen die auflösende Kraft der Zersplitterung zu schützen, über die man vielleicht nur mit Mühe Herr geworden ist, als man das System zusammenfügte. Dann bilden wir uns ein, daß wir unsern Kompositionen liebgewonnener Ideen eine Lebensdauer zugesichert haben, die uns mindestens aushält. Da taucht in der neuen Wahrheitserkenntnis ein unerwartetes Moment auf. Wird es, wenn es zur Geltung kommt, nicht die ganze Harmonie zusammenwerfen? Muß nun nicht ein neues System von Grund aus aufgebaut werden? Weitaus die meisten entsetzen sich ob dieses Gedankens.

Der Trieb, von dem wir sprechen, ist derselbe wie der Erhaltungstrieb, nur etwas engherziger durch die naturhafte Trägheit und die Starrköpfigkeit der räsonnierenden Vernunft. Ganz anders verhalten sich die organischen Wesen, deren Lebensentfaltung der Schöpfer durch die unwillkürlich wirkenden Naturgesetze allein bestimmt sein läßt. Diese passen sich von selbst ihrer Umgebung an oder aber sie verzichten darauf fortzubestehen. Bei uns aber ist es so, daß je tiefer ein System von Ideen in das Leben eingreift, um so mehr auch der Erhaltungstrieb jeder Änderung im Bereiche dieses Systems Widerstand entgegenzusetzen strebt. Nun sind aber im Gebiet des Religiösen die Ideen und Auffassungen geradezu identisch mit dem, was das Leben, die Sittlichkeit, das Streben nach Glück Eindringlichstes haben. Im Gebiet des Religiösen, auf dem die Wahrheit schon an und für sich die meisten Widersacher hat, trifft es darum auch am meisten zu, daß neue Wahrheitserkenntnisse manche Freunde der Wahrheit erschrecken, indem diese sich klar machen, daß hier die Störung des Gleichgewichts unheilvolle Folgen nach sich ziehen würde.‘

Es sind die beiden großen Gruppen der Männer der Praxis und der Männer der Wissenschaft, die sich an diesem Punkte scheiden.

‚Allzuhäufig besteht ein Gegensatz zwischen diesen beiden mehr oder minder scharf getrennten Kategorien von Kämpfern für die katholische Wahrheit. Die religiöse Gemeinschaft hat nämlich zwei Aufgaben an dem übernatürlichen Glaubensschatz zu erfüllen: ihn zu erhalten und ihn wirksam zu machen. Um ihn wirksam zu machen, ist eine gewisse Freiheit der Forschung, die ein Fortschreiten gestattet, unbedingt erforderlich. Andererseits aber ist die in der Entwicklung begriffene Idee nicht recht geeignet, praktisch verwirklicht zu werden. Diese zwei Aufgaben bewirken unvermeidlich bei den Arbeitern am Evangelium eine Scheidung und erzeugen zwei verschieden geartete Geistesrichtungen. Man sollte sich jedoch dieser besonderen Ausgestaltung bewußt sein und die Verschiedenartigkeit durch den gemeinsamen Glauben und durch eine weitherzige Denk- und Gesinnungsart beherrscht sein lassen, damit die Leidenschaftlichkeit und die einseitige Ausschließlichkeit vermieden werden.‘

‚Es wäre durchaus unklug und ungerecht, für eine dieser Kategorien unter Preisgabe der andern ausschließlich Partei zu ergreifen. Es wäre aber auch ein eitler Friedenstraum, wenn einer wähnte, diesen Gegensatz auf einmal verschwinden machen zu können.‘

‚Die Sache ist diese, daß für das Werk der Erhaltung und Verbreitung der katholischen Wahrheit, wie auch sonst überall, die Notwendigkeit der Arbeitsteilung sich aufdrängt, und ebenso möchten wir hinzufügen, drängt sich die Notwendigkeit der Selbständigkeit, natürlich unter der höchsten Autorität der unfehlbaren Kirche, für jedes Arbeitsgebiet auf, mit allen Folgerungen, die sich daraus ergeben.‘

‚Wäre es nun wohl möglich, das Problem dahin zu lösen, jeder Kategorie von Arbeitern unter Berufung auf den Grundsatz der Arbeitsteilung ihre bestimmte Aktionssphäre zuzuweisen, so getrennte und umgrenzte Gebiete zu schaffen, daß jede Berührung der beiden und jede gegenseitige Beeinflussung ausgeschlossen und dadurch auch jeder Konflikt unmöglich gemacht wäre? Das wäre eine gar zu einfache Lösung, die im übrigen ebenso unheilvoll wäre als sie unmöglich ist. Das Resultat wären zwei Arten von Katholizismus, von denen keine ein rechter Katholizismus mehr wäre.‘

‚Demzufolge ist die Lösung des Problems vor allen Dingen auf dem moralischen Gebiete zu suchen. Sie ist nicht dadurch gegeben, daß die einen die andern in Acht und Bann erklären oder daß sie sich gegenseitig ignorieren, sondern darin, daß sie einander gegenüber Toleranz walten lassen, die sich gründet auf das Vertrauen in die Wahrheitserkenntnis des anderen, wie die gewöhnliche Toleranz gegründet ist auf der Achtung der Freiheit des andern. Mit anderen Worten: Wer die Wahrheit lieb hat, der darf nicht Angst haben vor Gesichtspunkten oder praktischen Folgerungen aus der Wahrheitserkenntnis nur aus dem Grunde, weil sie von andern zuerst oder besser erfaßt worden sind als von ihm. Nehmen wir doch billiglich an, daß jene, die auf einem anderen Standpunkt stehen als wir, in ihrem Gebiete besser orientiert sein können, und lassen wir es gelten, daß sie nicht minder gewissenhaft und nicht minder bedächtig sind als wir.‘

‚Gewisse Mängel müssen wir einander nachsehen, da sie wegen der Eigenart unserer verschiedenen Arbeitsgebiete kaum zu vermeiden sind. Es liegt in der Natur der Sache, daß einer, der sich mit Forschern, die seiner eigenen religiösen Anschauung fremd gegenüberstehen, wissenschaftlich auseinander zu setzen hat,

wenig Neigung verspüren wird, von Autoritätsbeweisen Gebrauch zu machen, die für seine besonderen Zwecke brauchbar sind. Er wird solche Argumente auch als Mensch oder als Priester nur in den seltensten Fällen anziehen und als Gelehrter sich niemals auf sie berufen. Dann kann es kommen, daß er solche Beweisführungen, von denen er keinen Gebrauch zu machen pflegt, nicht mehr so einzuschätzen weiß, wie das andere tun. Einem Mann der Wissenschaft fällt es schwer, sich die Auffassungsweise eines Verwaltungsbeamten zu eigen zu machen. Während er einerseits den Verirrungen Andersdenkender eine vielleicht allzugroße Milde entgegenzubringen geneigt ist, erfaßt ihn leicht auf der anderen Seite ein übermäßiger Widerwille gegen einige volkstümliche Auffassungen der Religion, die etwas unwichtig und etwas rückständig sein mögen. Das ist natürlich, denn sie bereiten ihm dort dauernd Verlegenheit. Die Gegner, mit denen er fortwährend in Berührung sein muß, bilden sich ein wahres Arsenal von Einwendungen aus manchen praktischen Äußerungen der volkstümlichen Religionsauffassungen. Der katholische Gelehrte kann dieselben von dem gemeinsamen wissenschaftlichen Boden aus vor den Gegnern nicht rechtfertigen und doch versteifen diese sich darauf, einen authentischeren Katholizismus darin zu sehen als jener Katholizismus, den er ihnen darstellt. Da ist es psychologisch recht wohl begreiflich, daß diese Gleichsetzung des ganzen Katholizismus mit solchen volkstümlichen Äußerungen desselben unangenehm empfunden wird und mitunter eine gereizte Unduldsamkeit auslöst gegen einzelne Übertreibungen oder Materialisierungen der Religion, weil man den zugrunde liegenden Wahrheitskern aus diesen unvollkommenen Symbolen nicht mehr loszulösen versteht. Für den Seelsorger oder Prediger ist es umgekehrt. Diese nehmen wahr, daß solche Auffassungen noch wirksame Kräfte entbinden und für die religiöse Lebensentfaltung mancher Seelen in ihrem Wirkungskreis von Nutzen sind. Da werden sie leicht zu wenig auf den inneren Wert derselben schauen, wenn sie es je getan haben und weniger darauf achten, Gold und Flitter auseinander zu halten. Sie hängen sich daran fest als an wertvolle Mittel der Seelsorge und werden nun ihrerseits unduldsam gegen die anderen, die sie im Verdacht haben, als wollten sie unter dem Vorwand des Forschens nach einer einfacheren Wahrheit ihnen die Mittel ihrer Seelsorge entreißen oder unbrauchbar machen.'

Dieselbe Erscheinung wiederholt sich nun aber noch im besonderen innerhalb des Kreises der Forscher, indem auch hier praktische Gesichtspunkte bis zu einem Grade die wissenschaftliche Methode beeinflussen können, der sie wiederum mehr zu Pädagogen macht, als im Charakter der nächsten Aufgabe gelegen ist. Da alle diese Vorgänge sich ja in allmählicher Denk- und Arbeitsgewohnheit etwas abseits von den Brennpunkten der geistigen Aufmerksamkeit abspielen, so sind gerade diese Stellen der Psyche für ungewohnte Erhellungen besonders empfindlich und geneigt, in unregulierten Reaktionen dem Reiz zu entsprechen. Auch ist es gerade der Utilitarismus, der vornehmlich zur geistigen Anpassung neigt. Doch ist es hier nicht weiter nötig, diese Einzelfälle ausführlich heranzuziehen, wie Allo dies in derselben markanten Weise getan hat. Die Schwierigkeit in ihrer elementaren Allgemeinheit aufzuzeigen, ist hinreichend, sich ihrer moralischen Lösung willfährig zu machen.

Denn die Wahrheit

‚ist nicht so schwächlich, daß sie nur in ein mit vielem Halbirrtum und vieler Unwissenheit ausgeworfenes Beet eingegraben zum Blühen und Gedeihen kommen kann; auch nicht so schwächlich, daß sie es aus innerer Kraft ohne gewalttätige Ausrodung nicht vermöchte, das rings um sie her aus gleichem Boden hervorschießende Unkraut schließlich zu bewältigen. Dann dürften vielleicht die sogenannten spekulativen Wahrheiten und jene, die man gern mit einer gewissen Ironie als seelsorgliche und erbauliche Wahrheiten charakterisiert, besser harmonisieren, da sie ja doch nur zwei Seiten einer und derselben ewigen Wahrheit sind.‘

In dem Maße, als mit der Erkenntnis dieses natürlichen Gesetzes des Fortschritts aus der gleichen Wurzel das lebendige, lebengestaltende Vertrauen auf die Wahrheit über das bloße suggestive Hindämmern im Schatten ihrer machtvollen Unbezwinglichkeit hinauswächst, erweist es sich klarer und klarer, daß die mannigfachen Symptome einer Furcht vor der Wahrheit, wie sie allüberall begegnen, Eigenheiten unserer Psyche sind, die der Individualität anhaften, nicht aber bewußte Zeichen berechneten Übelwollens, als die sie außerhalb wirken. Aber freilich, erst diese Einsicht selbst macht die Furcht vor der Wahrheit zur Chimäre und die Persönlichkeit derart vollendet, daß die freimachende Wirkung des Wahrheitsgeistes sich in dem Streben nach harmonischer Ordnung der Zustände erkennen läßt.

* *

Aphorismen.

Weisheit ist immer ein Letztes — das ruhige durchdachte Nacherlebenkönnen eines Lebens.

Klugheit ist Wissensmacht, Weisheit — Erkenntnismacht, Güte — Liebesmacht.

Freude hat so wenig Bestand wie Leid; allein jene umbildende geistige Kraft, die mit beidem auf tapfere Art innerlich fertig wird.

Achtung vor der Seele in allem Menschlichen; auf ihr allein ruht der gute Wille zum gegenseitigen Sichverstehenwollen sicher begründet.

Mitleid ist ein Unwillkürliches; zu rechter selbstloser Mitfreude muß sich der Mensch, sein Inneres läuternd, allmählich heraufbilden.

Menschenliebe ist kein äußerlich auferlegtes Gebot, sondern ein eisernes Entwicklungsgesetz inneren Lebens.

Im Grunde gehört uns von einem geliebten Menschenwesen nur das, was wir uns in edler Selbstlosigkeit von ihm zu eigen machen konnten.

Alle Güter sind dem Menschen geliehen, nur die Gesinnung ist sein Eigen.

Anspruchslosigkeit aus Schwäche ist nichts, Anspruchslosigkeit aus Klugheit ist etwas, Anspruchslosigkeit aus Liebe ist im Grunde alles.

Hermann v. Blomberg.

Zeitgeschichte.

Schell-Commer. Die Frage, welche sich an diese beiden Namen knüpft, ist nicht bloß eine theologische, sondern eine allgemein menschliche, eine ethische und eine literarische Frage. Wäre sie nur das erstere, wir würden keine Veranlassung haben, hier dazu Stellung zu nehmen. Aber selbst der Lemberger Erzbischof Teodorowicz hat gleich nach dem Bekanntwerden der Commerbriefe an Schell die Demarkationslinie gezogen. In der Salzburger Kirchenzeitung vom 27. September und 1. Oktober 1907 betont er: ‚In dem Augenblicke somit, wo die publizierte Korrespondenz des Professors Commer die Pietät in den Vordergrund gerückt hat, war es die Pflicht der katholischen Kreise, gleich die Isolierungslinie zwischen dem päpstlichen Worte und den nachkommenden Ereignissen zu ziehen.‘

Der Erzbischof unternimmt es auch selber, indem er von dem Kerne der päpstlichen Lehre spricht und einem ‚fremden Körper, an dem nachher eine Geschwulst entstanden‘; denn, so fährt er fort, ‚wie konnte man sich auf katholischer Seite des Urteils enthalten, wo nicht mehr die Doktrin, sondern das allgemein Menschliche besprochen werden sollte; wie konnte man schweigen, wo das Schweigen leicht dahin gedeutet werden konnte, als ob es für die Verteidigung des Heiligen Stuhles notwendig wäre, den Heiligen Stuhl wirklich mit diesem Zwischenfall in Verbindung zu bringen?‘

Von diesem gewiß berechtigten Standpunkte aus hat nun auch der Würzburger Dogmatiker Prof. Dr. Frz. X. Kiefl es unternommen,* eine klare Scheidung zu vollziehen ‚zwischen dem, was die Kirche an Schells Lehre beanstandet hat und dem, was Commers literarisches Privatwerk ist und deshalb der theologischen Diskussion untersteht‘. Kiefl betont mit Recht auf das Nachdrücklichste, daß das päpstliche Schreiben an Commer vom 14. Juni 1907 die von Erzbischof Teodorowicz gewünschte Demarkationslinie selber enthalte, indem es sich ausdrücklich mit dem Indexdekret vom 15. Dezember 1898 identifiziert. Insofern also dieses Dekret zum Ausgangspunkt des päpstlichen Einspruchs erhoben wird, erhellt gleichzeitig aus dieser Tatsache, daß Commers literarische Kritik nicht durch die Autorität des Heiligen Stuhles gedeckt wird, sondern nur ein äußerer, wenn auch nicht glücklich gewählter Anlaß für jenen Einspruch gewesen ist. Diese letztere Kritik finden wir in Kiefls Buch zwar nicht formuliert, aber sie ergibt sich aus der äußerst sachlichen und ruhigen Dar-

* Die Stellung der Kirche zur Theologie von Herman Schell auf Grund der kirchlichen Akten und der literarischen Quellen erläutert. Ein theologischer Kommentar zum päpstlichen Schreiben an Prof. Ernst Commer in Wien vom 14. Juni 1907. 8°, 244 S. Schöningh, Paderborn 1908.

legung der Art und Weise, wie Commer gearbeitet hat, ganz von selbst.

Prof. Commer hat es in seinem Interesse für zweckdienlich gehalten, den Kreis seiner Verdächtigungsarbeit möglichst groß zu ziehen. Auch ‚Hochland' ist in diesem Sinn seiner ‚Sorgfalt' nicht entgangen. Man wird es daher auch uns zu gut halten, wenn wir unseren Lesern zur Kennzeichnung der von ihm beliebten Gründlichkeit wissenschaftlicher Informierung einen kleinen Einblick gewähren in die von Prof. Kiesl an den beiden Ausgaben des Buches ‚Herman Schell und der fortschrittliche Katholizismus' (Kirsch, Wien 1907 u. ²1908) geübte Kritik. Die Quintessenz dieser Kritik gipfelt in dem von Kiesl lückenlos bewiesenen Satze: ‚Commers Buch, das nur Schatten ohne jeden Lichtstrahl enthält, beruht nicht auf einer selbständigen Durcharbeitung von Schells Werken.' So seien z. B. die großen Werke Schells, von einigen aus zweiter Hand entnommenen Stellen abgesehen, so gut wie gar nicht verwertet. Vor allem seien die kirchlich nicht beanstandeten Werke weder zitiert noch berücksichtigt. Von den übrigen großen Werken Schells, die genannt werden, sind von den 4686 Seiten, welche sie umfassen, von Commer im ganzen 63 Zeilen zitiert, ‚und mit diesem Quellenmaterial weist er Schell 40 grundstürzende Häresien nach, welche in den Indexdekreten und den Würzburger Protokollen sich nicht finden und von der bisherigen Theologie mit Ausnahme Gloßners bei Schell nicht gefunden wurden.' Mit Recht verwirft Kiesl den Einwand, Commer habe populär schreiben wollen, denn das entbindet nicht von gewissenhafter Kritik.

Nicht minder günstig fallen die Untersuchungen aus, welche Kiesl den einzelnen Zitaten bei Commer widmet. Ein großer Teil ist so ungenau, daß die Herkunft nicht festgestellt werden kann. Andere sind verstümmelt durch wichtige Auslassungen, wodurch in einem geradezu schreienden Fall gerade diejenigen Worte fehlen, welche den Commerschen Beweis von Schells unkorrektem Denken umgestoßen hätten Mit Recht meint Kiesl: ‚Aus Raumersparnis hätte er doch diese halbe Zeile nicht mitten im Text wegzulassen gebraucht.' Andere Ungeheuerlichkeiten wissenschaftlicher Oberflächlichkeit möge bei Kiesl selber einsehen, wer sich dafür interessiert. Auch in der zweiten Auflage hat diese jämmerliche literarische Grundlage des Buches keine Verbesserung erfahren. ‚Alle Fehler sind stehen geblieben,' konstatiert Kiesl.

Nächst den Einwendungen vom literarischen sind es die vom menschlichen Standpunkte aus, welche uns interessieren. Auch hier hat der durchaus irenisch gestimmte Erzbischof Teodorowicz an der bereits erwähnten Stelle die richtigen Worte gesprochen. In bezug auf Commers Freundschaftsbriefe an Schell, noch mehr in bezug auf die Apologie, welche Commer seinen eigenen Briefen nachträglich widmet und die der Lemberger Erzbischof für Commer ‚vernichtend' nennt, kommt er zu dem Urteil: ‚Einseitigkeit und Lieblosigkeit und die enthusiastische Vergangenheit lassen sich trotz alledem nicht wegwischen, denn über das Grab der früheren Freundschaft kann man doch nicht ungestraft lieblos hinweggehen.' Diese Worte waren längst vor der zweiten Auflage geschrieben, und doch hat Commer sich in keiner Weise bewogen gefühlt, sein Material genauer zu prüfen und seine daraus abgeleiteten Folgerungen in bezug auf Schells Charakter sorgfältig abzuwägen. So ist die Art und Weise, wie er die seither veröffentlichten Schellbriefe ohne Skrupel darüber, ob er sie als echt hinnehmen dürfe, verwendet, im höchsten Maße lieblos. Selbst von den Beteiligten dementierte Gerüchte, wie Schells Bewerbung um eine altkatholische Professur in Bern, werden in der zweiten Auflage weiterkolportiert. Kiesls psychologischer Interpretation der Schellbriefe wird man rückhaltlos beistimmen können. Diese

psychologische Auffassung jener Äußerungen Schells in dem Sturmjahre seiner Verurteilung und vor allem der darauffolgenden maßlosen Hetze ist die einzig würdige und gerechte. Der feierliche Protest, den Kiesl gegen die Darstellung des Charakters Schells in der zweiten Auflage von Commers Schrift erhebt, wird daher überall da Beifall finden, wo neben aufrichtiger Liebe zur Kirche seelisches Verständnis und Sinn für Gerechtigkeit herrschen.

Sehr richtig ist, was Kiesl sagt: ‚Die Tausende gebildeter Katholiken, welche Schell verehren, hängen an keinem seiner Irrtümer; sie hängen an der edlen Persönlichkeit und an seiner lebendigen, überzeugenden Verteidigung der so sehr bedrohten christlichen Grundwahrheiten.‘ Commer, der das Schreiben des heiligen Stuhles seinem Buche vorzudrucken kein Bedenken getragen, kann doch sein liebloses Verfahren niemals mit dem Papstwort decken, durch das der Charakter Schells die höchste Ehre erfahren hat. Was die Irrtümer Schells anlangt, so ist, wie wir der Vollständigkeit halber bemerken wollen — Kiesl weit entfernt, irgend einen von der Kirche beanstandeten Satz wissenschaftlich zu vertreten. Er stellt fest, daß bei Schell niemals von einer häretischen Anschauung in sensu auctoris, gesprochen werden könne; daß es sich vielmehr überall nur um spekulative Konsequenzen aus gewissen Begriffen handle, die Schell jedoch nicht gezogen habe. Nichtsdestoweniger findet er das Verbot seiner Schriften gerechtfertigt, und zwar durch die ‚selbst in theologischen Kreisen maßlos angewachsene Verwirrung, deren tiefste Ursachen mit in der Situation der Zeit liegen‘. Doch wie gesagt, die theologische Frage scheidet nach ihrer speziellen Seite für uns hier aus, obwohl in ihrer Behandlung der Hauptwert von Kiesls Schrift ruht. Ein Teil des dazu notwendigen Materials hat Dr. Karl Hennemann in seiner aktenmäßigen Darstellung: ‚Widerrufe Herman Schells?‘ (Würzburg 1908) dargeboten — und damit der Untersuchung Kiesls eine wertvolle Unterstützung geschaffen. Und wie diese Schrift zur Rechtfertigung von Schells Charakter beiträgt, so auch die historische Darstellung, welche Assessor Dr. A. ten Hompel in Verbindung mit Justizrat H. Hellraeth und Professor Dr. J. Plaßmann über die ‚Inderbewegung und Kulturgesellschaft‘ auf Grund der Akten herausgegeben hat. (Bonn 1908). Durch diese aktenmäßige Darstellung tritt es klar zutage, daß nicht, wie Commer und nach ihm andere behaupteten, Schell der Verfasser der Bittschrift gewesen, geschweige denn, daß er bei den Organisations-Grundlagen der Inderliga mitgewirkt habe. Aber auch die übrigen übertreibenden Anklagen Commers gegen jene beabsichtigte Organisation werden durch die einfache Mitteilung der Akten hinfällig — und entpuppen sich als lächerliche Übertreibungen. Wer die Publikation des ehemaligen Bittschriften-Komitees liest, wird vielmehr den Eindruck bekommen, daß es sich dabei um den Ausfluß einer zwar unzureichend orientierten, aber jedenfalls ehrlichen und reinen Absicht handelt. Schon der Umstand, daß die Herausgeber eine historische Darstellung und nicht eine kanonisch-rechtliche Untersuchung gewählt haben, was in ihrer Situation fast noch näher gelegen hätte — schon dieser Umstand spricht für ihre friedliche und bescheidene Gesinnung. Über den dieser Darstellung als zweiter Teil beigefügten Plan einer Gesellschaft für christliche Kultur werden wir vielleicht wohl später noch Gelegenheit haben, uns zu äußern. Wir wollen gerne zugestehen, daß es bis heute noch unter den deutschen Katholiken ‚an einer einheitlichen, unausgesetzt tätigen Organisation der Gebildeten im Dienste der höheren Kultur fehlt‘. Doch wollen wir nicht verhehlen, daß uns aus dem vorliegenden Plan eine wirklich

durchgreifende Arbeitsweise dieser Organisation nicht klar geworden ist. Ein großer Teil dieser Arbeitsleistungen entfällt heute schon auf bestehende Organisationen, wie Charitas-Verband, Albertus Magnus-Verein, Görres-Gesellschaft u. a., und es könnte sich somit nur um eine Kartellierung dieser nur wenig systematisch ineinandergreifenden Bestrebungen handeln. Doch dies nebenbei; auf Einzelheiten zurückzukommen, wird sich wohl noch Gelegenheit bieten.

Indem wir noch einmal auf die Commer-Schell-Kontroverse zurückgreifen, bemerken wir, daß wir in der Kritik des Commerschen Buches nicht etwa eine Rache für Schell im Hinblick auf den Papstbrief an Commer sehen, sondern lediglich die Wahrnehmung eines literarisch-wissenschaftlichen Interesses. Zur Pflege eines charaktervollen und starken Geisteslebens gehört nicht nur eine mit höchster sittlicher Gewissenhaftigkeit, sondern auch mit strengster wissenschaftlicher Akribie arbeitende Literatur, auch da, wo es sich um Kampf und Streit handelt. Noch immer wurde der Wahrheit schlecht gedient, wo es mit untauglichen Mitteln geschah — und wenn gar wie hier das Ansehen der höchsten kirchlichen Stellen zum Deckmantel herhalten muß für solche Schwächen, so haben auch wir Laien nicht nur ein Recht, sondern die Pflicht, unsere Meinung zu sagen.

-th.

Philosophie.

Die Zukunftsaufgaben der Philosophie. Geistige Entwicklungstendenzen, wie sie im Leitaufsatz dieses Heftes für die Denker der jüngsten Vergangenheit nachgewiesen wurden, sind auch der unmittelbaren Gegenwart nicht fremd. So sieht sich Friedrich Paulsen, der im Teubnerschen Sammelwerk ‚Die Kultur der Gegenwart' (Teil I, Abteilung 6: ‚Systematische Philosophie') die Zukunftsaufgaben der Philosophie formuliert, genötigt, Anforderungen neu aufzunehmen, die vielen als längst erledigt gelten. Weist er der Philosophie doch als letzte und höchste Aufgabe zu: ‚Die Vermittlung zwischen dem Wissen und dem Glauben. Kann sie zeigen, daß Wissen und Glauben, wenn sie auch nicht aufeinander zurückführbar sind, so doch auch nicht im Verhältnis des ausschließenden Gegensatzes stehen, daß für beide, wie innerhalb des einen Geistes, so innerhalb der einen Wirklichkeit Raum ist, so leistet sie damit dem inneren Frieden einen unvergleichlich bedeutsamen Dienst, dem Frieden der einzelnen Seele und ebenso dem Frieden zwischen den großen Lebensmächten der Wissenschaft und der Religion.'

Freilich schränkt Paulsen schon vorher diese Formel, welche viele ganz ‚scholastisch' und gar nicht ‚voraussetzungslos' anmuten wird, durch den anderen kantianischen Vorbehalt ein, daß es ein unmögliches Unternehmen sei, den religiösen Glauben mit logisch-metaphysischen Beweisführungen sicherzustellen: ‚Die universelle Reflexion über die Wirklichkeit, die wir Metaphysik nennen, mag zu dem Gedanken eines einheitlichen Weltgrundes führen, mag auch dazu anleiten, ihm Geistigkeit als Wesensbestimmung beizulegen [Immerhin schon etwas!] Aber zu einem Stück führt keine theoretische Spekulation, zu der Gewißheit, daß das Gute Ziel und Grund der Wirklichkeit ist.

Und das ist der eigentliche Sinn des religiösen Gottesglaubens. Das Bekenntnis zu dem Glauben an Gott den Vater, den Allmächtigen, Schöpfer Himmels und der Erde hat nicht einen theoretischen Sinn, es bedeutet nicht die Erklärung einer Tatsache aus ihrer Ursache, sondern es drückt eine praktische Gewißheit aus: Die Gewißheit, daß die Wirklichkeit vom Guten stammt und zum Guten ist, und daß daher alles, was guten Willens ist, zuletzt die Wirklichkeit selbst für sich hat und also seines Zieles gewiß sein darf.

Der innere Widerspruch dieser philosophischen Zweiseelentheorie liegt auf der

Hand. Wie kann man Gott noch mit einigem Sinn als den ‚Schöpfer Himmels und der Erde' bezeichnen, glauben, daß ‚die Wirklichkeit vom Guten stammt', wenn man damit nicht eine ‚Tatsache aus ihrer Ursache erklären' will? Wie kann Gott der ‚Allmächtige' genannt werden, wenn man keinerlei beweisende Spur seiner Kausalitätsmacht im ganzen weiten Bereich der Außenwelt anerkennt?

Auf solche Weise würde die Philosophie ihrer letzten von Paulsen selbst formulierten Aufgabe der Vermittlung von Glauben und Wissen nimmermehr gerecht, sondern eine Trennung beider statuieren. Logische Vernunft und sittlich-religiöse Sicherheit können aber im selben Menschen nicht auf die Dauer gänzlich getrennt buchführen; die eine sich nicht behaupten, wo die andere versagt.

Paulsen weiß auch natürlich selbst sehr gut, daß es noch eine wesentlich andere Grundauffassung des Verhältnisses zwischen Metaphysik und religiösem Glauben gibt. ‚Zwei Anschauungen stehen sich', so sagt er, ‚hier gegenüber: Die eine neigt dazu, ihre wesentliche Identität zu behaupten, nur daß die Philosophie mit Begriffen erfasse, was der Glaube in anderer Form besitze. So die spekulative Richtung, die, von Plato ausgehend, in der scholastischen Philosophie weiter durchgebildet, in Hegel den letzten Höhepunkt ihrer Entwicklung erreicht hat. Die andere, von Kant vertretene kritische Richtung behauptet die Unzulänglichkeit aller Spekulation zur Begründung des religiösen Glaubens, seine Unabhängigkeit von aller Metaphysik: Von völlig anderer Art und Herkunft als das wissenschaftliche Erkennen, sei der Glaube durch dieses weder zu begründen noch zu erschüttern; auf der Willens- und Gemütsseite beruhend, werde er von allem Wandel in der Spekulation über das Wirkliche nicht berührt.

Man kann die erste Ansicht auch als die katholische, die andere als die protestantische bezeichnen. Die alte Kirche, es ist das Erbe des Platonismus, bestand und besteht noch heute auf einem Semirationalismus; Vernunft und Glaube, beide von Gott, dem Quell aller Wahrheit, stammend, unterstützen sich gegenseitig, so daß, wie es eine Enzyklika Pius' IX. von 1846 ausspricht, „die richtige Vernunft die Wahrheit des Glaubens demonstriert und verteidigt, der Glaube aber die Vernunft von allen Irrtümern freimacht, durch die Erkenntnis der göttlichen Dinge erleuchtet und vollendet". Der protestantischen Theologie ist dagegen von ihrem Begründer, von Luther, dem Hasser der scholastischen Theologie und Philosophie, das Mißtrauen gegen die Vernunft in religiösen Dingen vererbt. Und die Kantische Philosophie, so wenig sie in anderer Hinsicht auf dem Boden des Luthertums steht, ist doch darin gleich gerichtet, daß sie die Unmöglichkeit einer spekulativen Begründung des religiösen Glaubens auf das entschiedenste betont.'

Wer den Gegensatz durch Paulsen so richtig formuliert findet, wird unschwer aus seinen vorherigen Halbkonzessionen zu dem folgerichtigen Zugeständnis fortschreiten, daß dann eben die Philosophie der Zukunft wieder ‚spekulativ' und ‚katholisch' werden muß. Die allseitige Zunahme des philosophischen Interesses, von der Paulsens ganzer Gedankengang mit Genugtuung ausgeht, beruht gerade darauf, daß man von der Philosophie eine Lösung der großen Weltanschauungsfragen erwartet, nachdem die Einzelwissenschaften in dieser Hinsicht ‚enttäuscht' haben. Erkennt doch Paulsen sogar dem Brunetièreschen Wort vom ‚Bankerott der Wissenschaft' ein Moment der Berechtigung zu: ‚Die Wissenschaften haben nicht alle Erwartungen erfüllt, die vor einem Menschenalter in sie gesetzt wurden; sie haben weder zu einer in sich gefestigten Gesamtanschauung der Dinge noch zu einer gesicherten Lebensauffassung und Lebensnorm geführt. Ja, es möchte jemand sagen, sie hätten, je weiter sie vordrangen, nur in um so tiefere

Dunkelheiten geführt. . . Das ist die Stimmung oder wenigstens ein Einschlag in die Geistesstimmung der Gegenwart: die Hoffnung, durch exakte Forschung die Wirklichkeit bis auf den Grund durchsichtig zu machen, ist fehlgeschlagen; die Wissenschaft führt nicht ans Ende der Dinge, an keinem Punkt, nicht im kleinsten und nicht im größten: soll die Weltanschauung ausschließlich auf exakte Forschung gebaut werden, dann müssen wir für immer darauf verzichten, eine zu haben.'

Soll aber die Philosophie nicht in Bälde die gleiche Enttäuschung bereiten und auch von *ihrem* ‚Bankerott' gesprochen werden, dann muß sie es sich eben angelegen sein lassen, inbezug auf die letzten, großen Fragen wirklich weiterzuführen und zu positiven Ergebnissen zu gelangen. Das kann sie nicht durch ethische Sicherungen und Neubegründungen *allein*, so wertvoll diese auch sind; sondern auf allen Gebieten der Spekulation, dem naturphilosophischen wie geistesphilosophischen, gesellschaftsphilosophischen wie religionsphilosophischen muß ohne überkritische Metaphysikscheu wieder das höchstmögliche Maß menschlicher Erkenntnis und Ahnung angestrebt werden. Paulsen betont einmal, daß die *Aufgaben* der Philosophie eigentlich immer ‚die alten und ewig neuen' bleiben. So werden sich auch gewiß ihre letzten Lösungen stets wieder als die alten und ewig neuen erweisen. Alt in dem unwandelbaren Wahrheitsgehalt, der von je Verstand und Gemüt des Menschen allein befriedigt hat; erneuert und vertieft aber in der Art der Formulierung und Beweisführung, die immer neuen Erkenntniszuwüchsen und Denkschwierigkeiten Rechnung tragen muß. Nur so ist die Erfüllung der letzten und höchsten Aufgabe denkbar, die auch Paulsen der Philosophie stellt: die Vermittlung zwischen Wissen und Glauben.

Dr. Max Ettlinger.

Ein Streit um Nietzsche, so müssen letzten Endes die unliebsamen, gerichtlichen Auseinandersetzungen aufgefaßt werden, die sich an den ersten Band von C. A. Bernouillis großangelegtem Werk ‚Overbeck und Nietzsche' (Leipzig, bei Diederichs) angeschlossen haben und vorläufig das Erscheinen des zweiten Bandes hindern; statt dessen ist allzusehr ein Streit um Nietzsches Schwester, Frau Förster-Nietzsche, daraus geworden. Das kam also: Bernouilli wollte ein kritisches, wahrheitsgetreueres Seitenstück geben zu dem abgöttisch verklärten Bilde, welches die Schwester von dem verstorbenen Dichterphilosophen als Biographin und Nachlaßverwalterin entworfen hat. Damit aber nicht genug, hat Bernouilli auch dartun wollen, daß Frau Förster an Geist und Charakter der Aufgabe nicht gewachsen war, ihren Bruder zu verstehen und seine Werke auf angemessene Art herauszugeben. Zu diesem Zweck zog Bernouilli zahlreiche vertrauliche Briefäußerungen heran, namentlich aber solche von Nietzsche selbst über und an seine Schwester, die schroff absprechend zwischen beider Geist die Trennungslinien ziehen und bis zur äußersten Entfremdung führen. Letztere ist bezeichnet durch den Absagebrief, den Nietzsche in der Weihnachtszeit 1888, also kurz vor dem Ausbruch seiner Geisteskrankheit, schrieb:

‚Meine Schwester! Ich habe Deinen Brief empfangen und nachdem ich ihn mehrere Male gelesen habe, sehe ich mich in die ernste Notwendigkeit gesetzt, von Dir Abschied zu nehmen. Jetzt, wo sich mein Schicksal entschieden hat, empfinde ich jedes Deiner Worte an mich mit ungeheurer Schärfe: Du bist wahrhaft tragisch darin, nächst verwandt mit dem Philosophen zu sein, in dem sich Fragen von Jahrhunderten entscheiden, ich habe ganz wörtlich geredet, das Schicksal der Menschheit unter mir. Ich kenne die menschliche Natur und bin unsäglich ferne davon, in irgend einem einzelnen Falle zu verurteilen, was der Fluch der Menschheit überhaupt ist: mehr noch, ich ver-

stehe, wie gerade Du, aus vollkommener Unmöglichkeit, die Dinge zu sehen, in denen ich lebe, in den vollständigen Gegensatz von mir hast flüchten müssen . . .'

Bernouilli hat die wichtigsten Äußerungen dieser absprechenden Art in Heft 16 des ‚Literarischen Echos' vom 15. Mai als ‚wissenschaftliches Erträgnis des Prozesses' zusammengetragen; genau am gleichen Tag aber ließ Frau Förster in der ‚Österreichischen Rundschau' (Jahrgang XV, Heft 4) eine Reihe von Nietzschebriefen veröffentlichen, aus denen mindestens das **eine** hervorgeht, daß nach der ersten und hauptsächlichen Entfremdung, auf die sich Bernouilli beruft, (sie erfolgte 1883 durch die Schuld der Frau Lou-Salomé und Paul Rées) bald wieder eine volle Versöhnung eintrat. Nietzsche schreibt dann wieder: ‚Ich weiß es so schon gar nicht wieder gut zu machen, daß ich Dir in den letzten zwölf Monaten der Störenfried Deines Lebens werden mußte', und er sucht mit so herzlichen Worten alle ‚Nachtgespenster', die sich zwischen ihn und die Schwester drängen wollen, zu beseitigen, daß man in dem peinlichen Eindrucke bestärkt wird, nur die wachsende geistige Umnachtung habe ihm schließlich wieder so herbe Worte wie die oben zitierten eingegeben.

In jedem Fall hätte es der Neuheraufbeschwörung dieses Geschwisterzwistes nicht bedurft, um über die Qualität der Försterschen Nietzscheausgaben ins reine zu kommen, deren unleugbare Mängel auch in dieser Zeitschrift wiederholt schon bedauert wurden. Und was den maßlosen Nietzschekult angeht, dessen die Försterische Biographie nur ein Symptom ist, so wird er sich wohl durch rein sachliche Klarheit und Wahrheit überwinden lassen; wenn einmal das Götzenbild zerstört ist, büßen die Hohenpriester von selbst ihre Funktion ein. Frau Förster hat ja bereits am 23. Mai endgültig die Verwaltung und Leitung des Nietzschearchivs Berufenen (Heinze, Baihinger u. a.) übertragen, die sich zu keiner Schönfärberei hergeben werden. Sobald nun auch Bernouilli seinen zweiten Band (ev. unter Verzicht auf die verweigerten Peter Gast-Briefe) vorlegt, wird man die neuen Tatsachen im vollen Umfange überblicken können, die es wohl für immer unmöglich machen, in Nietzsche noch länger einen übermenschlichen Heroen zu sehen. Gerade die widerspruchsvolle Haltung zu seiner Schwester und manchem anderen Freund bestätigt nur neuerdings in markanter Weise das Bild der reizbaren und impulsiven Künstlernatur, des in seinem ursprünglichen idealen Drang enttäuschten und vergeblich nach dauerndem neuen Halt ringenden Menschen, wie er tieferem Blick längst aus seinen Schriften entgegentritt. Unmittelbar nach Vollendung des zweiten Teiles des Zarathustrabuches ließ Nietzsche in einen der jetzt erst bekannt gewordenen Freundesbriefe an die Schwester eine Selbstcharakteristik mit einfließen, über der man andren nebensächlichen Inhalts leicht vergißt: ‚Jedes Wort meines Zarathustra ist ja siegreicher Hohn und mehr als Hohn über die Ideale dieser Zeit: und fast hinter jedem Wort steht ein persönliches Erlebnis, eine Selbstüberwindung ersten Rangs.'

M. E.

Medizin.

Die wirtschaftlichen Erfolge der Lungenheilanstalten. Im Juni 1906 habe ich in dieser Zeitschrift über die Erfolge der Heilstättenbehandlung im Kampfe gegen die Tuberkulose berichtet. Ich habe mich damals an der Hand der Statistik über die erzielten Heilerfolge ausführlich geäußert, ohne weitere Folgerungen volkswirtschaftlicher Art daran zu knüpfen; das Material, auf Grund dessen man über diese Fragen nunmehr urteilen kann, lag damals noch nicht vor.

Auch heute ist noch einer der beliebtesten Einwände gegen die Heilstättenbewegung die Kostenfrage. Die Kosten

seien zu hoch und ständen in keinem Verhältnis zu den erzielten Erfolgen.

Inzwischen hat bei der 2. Generalversammlung des Deutschen Zentralkomitee zur Bekämpfung der Tuberkulose der Geheime Regierungsrat Bielefeldt in einem gehaltvollen Vortrage gerade die wirtschaftliche Seite der Tuberkulosebekämpfung zum Gegenstande seiner Auseinandersetzungen gemacht.

Die Anstaltsbehandlung unserer tuberkulösen Arbeiter ist weitaus die verbreitetste. Nur etwa 4 Proz. der in Heilanstalten untergebrachten Kranken befinden sich in Bäderbehandlung usf. In den 10 Jahren 1897—1906 sind insgesamt 159 802 Kranke in Behandlung genommen worden; die daraus entstehenden Kosten betrugen mehr als 56 Millionen Mark. Für eine behandelte Person betrugen die Kosten 370,16 M. nach dem Mittel aller deutschen Versicherungsanstalten, für einen Verpflegungstag 4.96 M.

Das Ziel der Anstaltsbehandlung der Tuberkulösen ist für die dabei beteiligten Versicherungsanstalten die möglichst lange Erhaltung der Erwerbsfähigkeit des Kranken. Es ist darunter nicht die volle Arbeitsfähigkeit zu verstehen, denn nach dem Invalidenversicherungsgesetz ist derjenige erwerbsfähig, der noch ein Drittel seines bisherigen Einkommens durch Arbeit zu verdienen imstande ist.

Wenn man sich ein Urteil darüber bilden will, ob die Versicherungsanstalten bei ihrer Beteiligung an der Heilstättenbehandlung der Tuberkulose auf ihre Kosten kommen, so muß man ihre Ausgaben für die Behandlung der Kranken mit dem Gewinn an Rentenersparnis vergleichen. 1905 betrug der Durchschnitt der Invaliden- und Krankenrente etwa 160 M. für das Jahr, das sind für 5 Jahre 800 M.

Die Durchschnittskosten für einen tuberkulösen Versicherten betragen 363 M. Bleibt dessen Erwerbsfähigkeit durch die Kur auf 5 Jahre erhalten, so verdient die Versicherung 800 — 363 = 437 M.; bleibt sie auch nur 3 Jahre erhalten, so beträgt der Gewinn 117 M.

Wendet man diese Berechnung auf je 100 Tuberkulöse des Jahres 1901 und die anfangs 1906 festgestellten Dauererfolge an, so ergibt sich für je 100 Behandelte des Jahres 1901 eine Rentenersparnis von 2900 M. Legt man das gleiche Heilungsverhältnis für die Jahre 1897—1906 zugrunde, so beträgt die Ersparnis an Rente bei 159802 behandelten Tuberkulösen 4 631 800 M.

Dagegen könnte man einwenden, es stehe gar nicht fest, wie lange bei den Kranken Erwerbsfähigkeit und für die Versicherungsanstalt Befreiung von der Rentenlast auch ohne die Heilstättenbehandlung angehalten hätte.

Bielefeldt hat bei der Landesversicherungsanstalt der Hansestädte 501 Personen, die 1901 den Antrag auf Heilstättenbehandlung gestellt hatten, aber abgelehnt worden waren, im Jahre 1907, also nach 6 Jahren, auf ihre Erwerbsfähigkeit kontrollieren lassen. Dabei hat sich folgendes ergeben: 41.83 Proz. bezogen Invalidenrente, 30.27 Proz. waren gestorben, 18.53 Proz. arbeiteten noch versicherungspflichtig. Damit vergleicht er dann die Erwerbsfähigkeit von 715 Personen, die in Heilstättenbehandlung gekommen waren, ebenfalls 6 Jahre nach der Antragsstellung auf ihre Erwerbsfähigkeit. Von diesen bezogen nur 11 Proz. Invalidenrente, 18 Proz. waren gestorben, 49.93 Proz. war in guter Erwerbstätigkeit befindlich, 15.83 Proz. noch soweit erwerbsfähig, daß sie eine Invalidenrente nicht erhielten. ‚Also beträgt der Unterschied zwischen Behandelten und Nichtbehandelten in Bezug auf Tod und Invalidenrente 72 — 29 = 43 Proz., in Bezug auf Erwerbsfähigkeit 49.93—18.53=31.40 Proz., oder wenn man, wie es recht ist, die über ein Drittel Erwerbsfähigen hinzurechnet, 46.78 Proz. In diesen Ziffern finden die Erfolge der Heilstättenbehand-

lung einen unzweideutigen Ausdruck.' Zu diesem großen Ersparnis an Invalidenrente kommt der sehr hohe Betrag, welchen die Krankenkassen ersparen, deren ständige Pflegebefohlenen die Tuberkulösen sind. Der so gewonnene Betrag kann ebenso hoch gerechnet werden wie der der Rentenersparnis.

Der gewaltigste wirtschaftliche Erfolg liegt aber in den Arbeitslöhnen, die von den erwerbsfähig gebliebenen Tuberkulösen noch erzielt werden. Nimmt man einen Durchschnittslohn von 2 M. für den Tag an, so verdienen die von 100 behandelten Tuberkulösen erwerbsfähig Gebliebenen:

34 %	in 5 Jahr.	34×2×300×5	= 102 000
6 „	„ 4 „	6×2×300×4	= 14 400
6 „	„ 3 „	6×2×300×3	= 10 800
9 „	„ 2 „	9×2×300×2	= 10 800
15 „	„ 1 „	15×2×300×1	= 9 000
			147 000

Das bedeutet für die 159 802 in den Jahren 1897—1906 behandelten Tuberkulösen, die infolge der Behandlung während der fünf Kontrolljahre erwerbsfähig geblieben sind, 234 906 000 oder rund 235 000 000 M.

Diese kolossale Summe ist den Arbeitern und ihren Familien geblieben; sie hat an der gesundheitlichen und wirtschaftlichen Hebung des Volkes mitgearbeitet.

Hiernach kann man nicht mehr zweifeln, daß auch in wirtschaftlicher Beziehung die Lungenheilstätten von größter Bedeutung sind, daß sie nicht nur direkt, sondern auch auf dem Umwege der Ersparnis von Nationalvermögen ihren segensreichen Zweck erfüllen. Diese Tatsache muß besonders hervorgehoben werden, denn sie hat bisher häufig zur scharfen Agitation gegen die Heilstättenbehandlung der Tuberkulose dienen müssen.

Dr. H. Ziesché.

Naturwissenschaft.

Pithecanthropus erectus ist bekanntlich eine ausgestorbene Affenart, welche 1894 bei Trinil auf Java vom holländischen Militärarzt Dubois entdeckt wurde. Dubois selbst hatte seinen Affen direkt als Zwischenglied zwischen Mensch und Affe angesprochen. Anfangs waren ihm viele gefolgt, besonders alle jene, die nach Vorschrift — aber nicht nach kirchlicher, sondern nach monistischer — denken. Die Skepsis dem Funde gegenüber wurde skeptisch aufgenommen, auch wenn sie von noch so anerkannten Autoritäten ausging. Nicht zu verübeln. Warum sollte man sich vom nächsten besten Gelehrten die Freude am glücklich gefundenen Zwischenglied vergällen lassen? Und doch konnte die Mache gegen den Gang der Forschung nicht aufkommen. Das Ansehen unseres Pithecanthropus, als eines angeblich aufrecht gehenden Affenmenschen, verblaßte in den letzten Jahren mehr und mehr und schließlich erlebten wir vor kurzer Zeit das sonderbare Schauspiel, daß ihm von allen Seiten das Grablied gesungen wird.

Zunächst hatte Professor Volz-Breslau die Fundstelle bei Trinil geologisch untersucht (1906) und im Globus ein allgemein verständliches Referat erstattet (Bd. 92 Nr. 22). Dabei stellte sich heraus, daß die Knochen aus den Schlamm-Massen resp. Tuffen eines Vulkanes stammen, dessen Tätigkeit in die Eiszeit und zwar wahrscheinlich in die mittlere Eiszeit fällt. Mit diesem jugendlichen Alter hat Pithecanthropus seinen ganzen deszendenztheoretischen Nimbus eingebüßt, denn er lebte zu einer Zeit, da die Menschen bereits die Erde bevölkerten, war also kein Vorfahre, sondern ein Zeitgenosse des Menschen. Daß dem wirklich so war, hat im folgenden Jahre auch noch die Selenkasche Trinil-Expedition aufgewiesen (cf. Globus, Bd. 93, Nr. 4). Wenn man auch dieser Expedition nach allem, was man munkeln

hört, etwas skeptisch gegenüberstehen muß, so scheint sie doch den Beweis geliefert zu haben, daß zu gleicher Zeit mit Pithecanthropus Menschen bei Trinil lebten, welche bereits Knochen zu Werkzeugen bearbeiteten und die Röhrenknochen zur Markgewinnung aufschlugen. Es kann daher keinem Zweifel mehr unterliegen, daß das Bild des Pithecanthropus ‚erectus', das von Dubois und Gabriel Max bereits in ebenso künstlerischer wie phantasievoller Weise glyptisch und auf der Leinwand entworfen wurde, aus der Ahnengallerie der Menschheit wieder entfernt werden muß.

Dr. Joh. Bumüller.

Heerwesen.

Maschinengewehre für das Heer. Die Einführung der Maschinengewehre in das Heer bezweckt die Steigerung der Feuerwirkung, in der ein entscheidender Faktor für den Sieg erkannt wird. Ein kurzer, geschichtlicher Rückblick auf das Hervortreten dieses Faktors in der neueren Kriegsgeschichte wird das näher erklären.

Als Friedrich der Große die Blüte seiner Infanterie auf den Schlachtfeldern eingebüßt hatte, verstärkte er die Feuerkraft seines Heeres durch schwere Geschütze, die sogenannten ‚Brummer'; im Lager von Bunzelwitz verfügte er 1761 über etwa 46 dieser Geschütze. Schon die Einführung des eisernen Ladestocks, sowie die der Perkussionsgewehre und dann der gezogenen Gewehre, hatte die Steigerung der Feuerwirkung bezweckt. Die französische Armee glaubte im Kriege von 1870/71 mit der intensiven Feuerwirkung ihrer 300 Mitrailleusen einen wichtigen Faktor zum Siege gewonnen zu haben; allein diese Waffe, — eine Art Maschinengewehr, da sie ebenfalls kleine Geschoße, ähnlich wie die Infanterie schnell verfeuert, wenn sie auch weniger leicht transportabel und stärker bespannt war — versagte bekanntlich für diese Hoffnung vollkommen. Sie hat also bei ihrem ersten Auftreten im Kriege völlig Fiasco gemacht, obgleich sie von dem Chassepotgewehr unterstützt wurde, das dem damaligen deutschen Gewehr ballistisch weit überlegen war. Denn es ist nicht die Qualität und Leistungsfähigkeit der Feuerwaffe allein, die den Sieg verschafft, wenn sie auch ein höchst wichtiges Moment für ihn bildet, sondern auch das Geschick in ihrer Verwendung und in der Ausbildung dafür, sowie andere, hier nicht zu erörternde Faktoren, wie Führung, Anzahl, Organisation und Kriegsschulung etc. Allein die auf deutscher Seite hierin vorhandene Überlegenheit schloß doch nicht aus, daß man sofort nach dem Kriege zur Annahme eines verbesserten Schnellade-gewehrs, des Mausergewehrs, und später seiner verbesserten Modelle schritt, die Mitrailleusen aber als wertlos verwarf und nur für die niedere Grabenbestreichung bei Befestigungen bestimmte. Neuere Kriegserfahrungen, die man zwar schon in den englischen Kriegen in Ost- und Südafrika, namentlich aber im jüngsten ostasiatischen Kriege machte, rieten jedoch, die Feuerkraft der Truppen noch zu steigern. Bei Omdurman am Nil war es, wo die Maximgewehre Lord Kitcheners ihre verheerende Wirkung gegen die tiefen, massierten Kolonnen der Derwische äußerten, und den Sieg der Engländer entscheiden halfen, ein Vorgang, der sich allerdings bei Heeren mit moderner Kampfweise kaum wiederholen wird. Allein auch im Kriege in Südafrika und neuerdings bei dem gegen die Mohmands erwiesen sich die Maschinengewehre den Engländern sehr nützlich, und schon in ersterem hatten sie je einem Bataillon jeder Infanterie- und jeder Cavalleriebrigade, sowie jedem berittenen Infanterie-Bataillon je eine Maschinengewehrabteilung zugeteilt. Im russisch-japanischen Kriege gelangten die Maschinengewehre zwar nicht in großer Anzahl zur Verwendung, und vermochten daher weder zur Entscheidung dieses Krieges noch seiner großen Schlachten beizutragen; nur im Kampfe bei Li-Chia-Wo-

Peng scheinen sie von durchgreifender Wirkung gewesen zu sein. Nichts desto weniger erwiesen sie sich als sehr nützlich, so daß die Japaner, ‚die im Anfang des Krieges nur eine Maschinengewehrabteilung per Cavalleriebrigade hatten, am Ende desselben über 2 Maschinengewehrabteilungen per Division verfügten. Russischerseits aber, wo man vor Beginn des Krieges nur über 5 derartiger Abteilungen gebot, scheint in seinem Verlaufe eine größere Anzahl nach dem Kriegsschauplatz gesandt worden zu sein, die sowohl bei den Stellungskämpfen bei Liaoyang und Mukden wie auch bei Port-Arthur vorteilhaft zur Verwendung gelangten.‘ Auch im deutschen Kriege in Südwestafrika haben sich die Maschinengewehre gut bewährt, und Mitkämpfer versichern, daß die Herreros und Bondelzwarts vor dem Infanterie- und Artilleriefeuer wenig, dagegen vor dem Feuer der Maschinengewehre den größten Respekt hatten. Auch bei der Marocco-Expedition wurden sie bei der Einnahme von Taddert und der Kasbah Mediuna und in anderen Kämpfen mit Vorteil verwendet. Auf Grund der Erfahrungen in den ersteren Kriegen wurde ihre Zahl im englischen und russischen und japanischen Heere verstärkt und ihre Einführung ins deutsche, französische und österreichische Heer beschlossen. Bei der Armee der Schweiz waren sie schon früher eingeführt worden.

Inzwischen hatte zwar eine Steigerung der Feuerkraft der Heere durch die Einführung der schweren und leichten Haubitzen in die Feldartillerie stattgefunden, allein diese wurde weniger durch eine Verstärkung der Intensität des Feuers überhaupt geboten, als vielmehr durch besondere Anforderungen, die man an seine Wirkung stellte, wie sie das Steilfeuer gegen verdeckte Ziele, die besondere Durchschlagskraft gegen Feldbefestigungen und namentlich auch permanente Befestigungen der Grenzzonen, wie Sperrforts etc. bedingten.

Es fragte sich aber bei der Einführung der Maschinengewehre überhaupt, ob unter den besonderen Verhältnissen der heutigen Feldkämpfe eine Verstärkung des Feuers der Heere durch Vermehrung ihrer Feldartillerie oder durch die neue Waffe der Maschinengewehre am besten zu erreichen sei. Feldgeschütze besitzen über die doppelte Tragweite der Maschinengewehre und die Vernichtungskraft ihrer Geschoße ist, den erforderlichen Munitionsersatz vorausgesetzt, weit größer; denn diese krepieren in etwa 270 Sprengpartikel und durchschlagen selbst stärkere Deckungen, eine Eigenschaft, die denen der Maschinengewehre fehlt; und überdies erhalten die heutigen Feldgeschütze Schutzschilde. Dagegen haben die Maschinengewehre, die neuerdings aus Aluminium hergestellt werden, andere Vorzüge. Sie sind weit leichter transportabel wie Feldgeschütze und bedürfen keiner großen Anzahl von Pferden und Infanterie-Begleitfahrzeugen und nur weniger Bedienungsmannschaften (6 Mann), im Notfalle 2, so daß für den Transport eines Maschinengewehrs bei der Infanterie 2 Pferde und neuerdings einzelne Tragetiere und Mannschaften genügen. Auch im russischen und japanischen Heere wurde nur je ein Pferd dazu verwandt. Das Maximum mit 4 Pferden pro Maschinengewehr beanspruchen die Maschinengewehrabteilungen der Cavalleriedivisionen. Überdies sind sie sehr leicht völlig verdeckt aufzustellen, und vermag eine Abteilung von 6 Maschinengewehren auf einem Raum von etwa 100 Schritt Breite mehr Stärke des Feuers zu entwickeln als eine kriegsstarke Kompagnie auf einem Entwicklungsraum von 500 Schritt Breite; dabei gilt die Feuerkraft eines Maschinengewehrs gleich der von 60 Kleingewehren. Somit vermögen die Maschinengewehre an den Stellen, wo sie feindlicher Infanterie gegenüber zur Verwendung gelangen, auf begrenztem Raum die Feuerüberlegenheit zu gewinnen, und zwar

namentlich wenn sie in beträchtlicher Zahl oder an besonders wichtigen Stellen, wie bei der Bestreichung von Straßen, Brücken, Dämmen und sonstigen Défileen auftreten.

Nur zögernd schritt die deutsche Heeresverwaltung zur Einführung der Maschinengewehre, nachdem sie über die Mitrailleusen vor $3^1/_2$ Jahrzehnten den Stab gebrochen hatte, und auch heute zählt das deutsche Heer erst 16 Maschinengewehrabteilungen à 6 Maschinengewehre, und 12 derartige Versuchsabteilungen, und somit pro Armeekorps erst eine Abteilung. Bei dieser geringen Anzahl vermögen die Maschinengewehre in der Gesamtkampfleistung des deutschen Heeres noch keinen wichtigen Faktor zu bilden. Ihre Vermehrung gilt daher für geboten.

Hatte schon die Aufstellung jener 12 Versuchsabteilungen erkennen lassen, daß mit der Vermehrung in stärkerem Tempo vorgegangen werde, so gelangt diese Absicht mit der letzten Forderung von 13 806 800 Mark für Maschinengewehre noch bestimmter zum Ausdruck. Bis dahin war man langsam vorgegangen mit der Einführung einer neuen Waffe ins Heer, die sich auf europäischen Kriegsschauplätzen noch nicht bewährt hat, und die, wenn sie auch überall hingeschafft werden kann, wo die Infanterie hingelangt, doch der eigenen Offensivkraft ohne Unterstützung durch die übrigen Waffen völlig entbehrt, und daher in dieser Beziehung minderwertig ist. Vielleicht hegte man auch die Besorgnis, daß die Infanterie sie als eine unerläßliche Stütze zu betrachten anfangen und vielleicht dadurch von ihrem Offensivgeist einbüßen werde. Jedoch die Vermehrung der Maschinengewehre in Frankreich, wo bereits seit 1900 Maschinengewehrzüge bei 18 Jäger- und 12 Gebirgsjägerbataillonen bestanden, und wo schon das Budget für 1907 $5^1/_2$ Millionen für Maschinengewehre forderte, und in Rußland, wo bereits zu Beginn des Vorjahres 112 Maschinengewehrkompagnien vorhanden sein sollten, und nunmehr die Infanterieregimenter sämtlicher Infanteriedivisionen bis auf 8, Maschinengewehrkompagnien besitzen, mußte offenbar entscheidend für die starke Neuforderung des neuen deutschen Heeresbudgets werden.

Mit der von 1901 bis 1903 erfolgten Aufstellung von 16 Maschinengewehrabteilungen im Heere und der am 1. Okt. vollzogenen Neubildung von 14 derartigen Formationen bei 4 Regimentern des Garde-Corps und bei je einem Regiment des 1., 2., 5., 7., 8., 15., 16. und 17. Armeekorps, namentlich aber mit der Errichtung einer Maschinengewehrfabrik in Spandau, deren Betrieb am 15. April eröffnet werden und 350 Arbeiter beschäftigen soll, und mit dem in der Forderung des neuen Etats für das Versuchswaffenwesen enthaltenen Mehr von fast 14 Millionen Mark für Maschinengewehre, ist nunmehr die endgültige Angliederung der neuen Waffe an das Heer und ihre beschlossene, erhebliche Verstärkung ausgesprochen.

In Frankreich erblickt man in den dort ‚Mitrailleusen' genannten Maschinengewehren ein Mittel, die Feuerüberlegenheit über die deutsche Infanterie zu gewinnen. In der Waffenfabrik von St. Etienne herrscht neuerdings eine außerordentliche Tätigkeit, so daß bereits Anfangs Oktober 1907 500 Gewehre eines verbesserten Modells fertiggestellt waren, und weitere 800 hergestellt werden sollen. Dieses verfeuert 650 Schuß in der Minute und soll bis 10000 Schuß ohne Reparatur aushalten können; allein der Verschluß hat Fehler und Schwächen, so daß er bei längerem Schießen mehrfach versagt. Die Maschinengewehre für die französischen Kavalleriedivisionen sollen künftig, da sich ihre Bespannung mit vier Pferden als unzulänglich erwies, auf Tragetieren transportiert werden. Bei uns aber sollen die bereits bestehenden 13 Maschinengewehrabteilungen demnächst dauernd der Kavallerie zugeteilt werden, während die

jüngst formierten der Infanterie überwiesen wurden, der auch die neu zu bildenden zugeteilt werden. Die neuesten Maschinengewehre aus Aluminium sind so leicht, daß je ein Mann für den Transport des Gestells und des Rohrs genügt. Sie sollen zügeweise an die Bataillone verteilt werden, und nur ausnahmsweise sollen die Abteilungen vereint und in größerem Verbande fechten. Sie werden somit nicht etwa eine Waffe wie die frühere Artillerieresерve der Corps-Artillerie in der Hand der Führung bilden, sondern nur dazu beitragen, nach Art der früheren Bataillonsgeschütze das Feuer der Infanterie zu verstärken. Diese Geschütze aber wurden aufgegeben, da ihre Feuerwirkung zu gering war, und da sie überdies ein beträchtliches Hindernis für die Truppe bildeten. Beides aber trifft, soweit die bisherigen Erfahrungen reichen, für die Maschinengewehre nicht zu. Im Gegensatz zu früheren Verlautbarungen steht nach der Erklärung General Sixt von Armins vom Kriegsministerium nunmehr fest, daß die Heeresverwaltung nicht vom Maximmaschinengewehr abzugehen und das System ‚Schwarzlose‘, dem man viele Vorzüge, namentlich den der einfacheren Konstruktion, nachrühmt, an seine Stelle zu setzen beabsichtigt. Denn das Maximgewehr ist in seinem neuen erheblich erleichterten Modell leichter und zugleich billiger wie das System ‚Schwarzlose‘, und die Heeresverwaltung glaubt in ihm eine leistungsfähige Waffe zu besitzen. Wie verlautet, haben die Gewehrfabriken in Spandau und Danzig vor der Hand die Fabrikation der Gewehre M. 98 eingestellt, da in den Zeughäusern bereits große Bestände derselben lagern, und sind mit der Herstellung der neuen längeren Kavalleriekarabiner beschäftigt. Ferner soll zum 1. Oktober d. J. die Ausrüstung für 48 Maschinengewehrkompagnien fertiggestellt sein, die zu den unlängst formierten 12 Maschinengewehrversuchsabteilungen und den bereits 1901 bis 1903 aufgestellten 16 Maschinengewehrabteilungen hinzu kommen würden. Es sollen allmählich sämtliche Infanterieregimenter je eine Maschinengewehrkompagnie zu 3 Zügen à 2 Maschinengewehren, und somit einen Zug per Bataillon erhalten.

Man darf gespannt sein, wie sich die Maschinengewehre in einem künftigen europäischen Kriege bewähren werden. Eine ausschlaggebende Rolle dürfte ihnen dabei kaum zufallen, jedoch ist eine erhebliche Verstärkung des Infanteriefeuers als Nutzeffekt zu erhoffen.

Rogalla von Bieberstein.

Literatur.

Adolf L'Arronge ist am 25. Mai gestorben. Als am 8. März dieses Jahres die deutschen Bühnen den 70. Geburtstag des ausruhenden Bühnenherrschers durch Jubiläumsaufführungen feierten, war es eine einmütige und dankbare Huldigung; aber nichts Lebendiges, Dauerndes sprach sich darin aus. Es war eine Gedächtnisfeier, eine Erinnerung an harmlos heitere Stunden und einträgliche Geschäfte, an eine entschwundene Zeit und entschwindende Menschen, an eine dürftige literarische und unglücklich kritische Periode. Wie viel heiliger Eifer theaterfreundlicher Geister hat über die Art, Verwandtschaft und Erfolge L'Arronges und Genossen enttäuschte endlose Jeremiaden losgelassen, die er heute in unwesentlich geänderter Form mit resigniert gedämpfter Stimme wiederholt. Was L'Arronge betrifft, so scheint ein Vergleich mit der heiteren Muse, die nach ihm kam, die Gemüter freundlich und wohlwollend für ihn zu stimmen. Führt doch der Rückzug aus den Gefilden der Excentriks des Geistes, Witzes und Raffinements zu der ehrlichen und tiefen Empfindung über die Solidität.

L'Arronges Bedeutung liegt in solider Arbeit nach zwei Seiten hin, als Theaterleiter und als Theaterdichter. Von Jugend auf waren derart seine Interessen

bestimmt. Von kleinen Anfängen, Kapellmeister und Gesangsposse, hat ers weit gebracht. Im Notfall konnte er Schauspieler sein; die Begründung des Deutschen Theaters in Berlin (1883) sichert ihm einen festen Platz in der Theatergeschichte. Als Autor erweckte er Hoffnungen auf eine Blüte des Volksstücks, als 1873 ‚Mein Leopold' großen Beifall fand. Doch was andern genug gewesen wäre, erkannte er selber nicht, und wurde der zugkräftige harmlose Unterhaltungsdramatiker, dem das Lustspiel nicht gelang. ‚Hasemanns Töchter' 1877, Dr. Klaus 1878 sind Repertoirestücke geblieben. Pädagogisch war er ein Gegengewicht gegen das klitschrige Gesellschafts- und Sittenstück der Lindau und Lubliner. In breiten Volksschichten fand seine moralische Gesinnung und hausbackene Lebensauffassung natürlichen Anklang. Anderen schmeichelte obendrein die abgewogene Dosis Parfüm, die der Praktiker zuzugeben verstand. In den Rollen entdeckten alle wohlvertraute Bekannte. Die Wahl der Charaktere ist L'Arronges Zugmittel. Er wußte sie lebendig zu machen und das Wirkungsvolle in drastischen Situationen herauszuholen. Das verteilt sich auf einen richtig gezimmerten Aufbau, erfährt hie und da bengalische Beleuchtung so recht aus rührender Gemütstiefe, und bespiegelt sich an einer ungefährlichen Stelle in fest hingesetzten Sentenzen. Den Rahmen gibt die Familie ab, mit altem Faktotum wie zweifelhafter Neuerung. Aber alles wird gut, weil ‚im Grunde' alle gut sind. So ersetzt die Sympathie die innere Entwicklung, wie der Trick die innere Verwicklung vortäuscht. Denn es geschieht mit viel zu ehrlicher Miene, als daß der Zuschauer nicht stets wüßte, woran er ist, daß er weder große Ansprüche voraussetzt noch heranträgt, daß er den gesunden Menschenverstand sich vergnügen läßt und das Gelingen der Leistung darein setzt, daß das Leben der aufgegriffenen Volksschicht sich auf ihrem eigenen Niveau betätigt. Denn solche Wirkungen, die des Künstlerischen entbehren und sich solid und ehrlich geben, sind lediglich reine Niveaufragen sozialen Geschmacks. Jos. Muth.

François Coppée †. Der französische Dichter François Coppée ist tot. Die allgemeine Huldigung, die sein Grab begrüßt, ist wohlwollend, gutmütig und diskret wie seine bescheidene und familiäre Muse. Sie gilt dem Dichter mehr als dem Politiker oder dem Denker — und zwar einem Dichter, dessen Genre in der französischen Literatur wenig vertreten ist.

Coppée, der sich selbst (in den Intimités) als ‚ein blasses Kind des alten Paris' nannte, wurde in Paris (12. Januar 1842) in der Zeit des bürgerlichen Königtums geboren. Sein Vater, ein kleiner Beamter im Kriegsministerium, stammte aus einer ursprünglich belgischen Familie, welcher Denys Coppée, ein wallonischer Dichter des XVI. Jahrhunderts, angehörte. François Coppée, der zuerst Beamter und Archivar, später Feuilletonist und endlich Mitglied der französischen Akademie (1884) wurde, lebte ein ruhiges Junggesellenleben. Kurz vor seinem Tode schrieb er unter seinem jugendlichen Bilde:

‚Evoquant le passé confus,
Devant mon portrait de jeunesse
Et doutant qu'on m'y reconnaisse,
J'écris tristement: Tel je fus.'

Dem Literarhistoriker fällt es weniger schwer, in dem jungen oder alten Coppée den einen und selben Menschen zu erkennen.

Sein Erstlingswerk Le Reliquaire (1866), das Leconte de Lisle gewidmet war und sich der Schule der Parnassiens anschloß, war noch nicht so originell und machte kein so großes Aufsehen wie die 1868 veröffentlichten Intimités. In dieser Sammlung erscheint die einfache, naive Poesie des alltäglichen Lebens, der kleinen Leute, des Philistertums: Coppée besingt — in einem anspruchlosen Stil — den kleinen Bürger, der am Sonntag

Hugo Ulbrich fec.

Die Memnonskolosse.

Hoch Land

nachmittag nach dem Vorort mit seiner Familie spazieren geht, oder die kleine Blumenverkäuferin, oder noch das Glück der alten Rentner, die ein Häuschen mit einem Garten, eine Uhr mit einem Napoleon darauf, einen ruhigen Dackel besitzen und in der Obstzeit Confitüren bereiten. Solche Themata, die in der Sammlung Les Humbles (1872), in Le Cahier Rouge (1874) usw. vorkommen, hatten früher die immer edle, vornehme französische Dichtung so wenig beschäftigt, daß Coppée als der Entdecker einer neuen Stoffwelt betrachtet wurde. Zola behauptete, der Dichter des Petit épicier de Montrouge (Der kleine Krämer von Montrouge) sei der Einführer des Naturalismus in der Poesie! Andere machten sich lustig über diese neue und philiströse Gattung, die einen dankbaren Stoff für zahlreiche Parodien lieferte (Le Petit Bonnet usw.), worin zum Beispiel eine Modistin vor einem Laden steht und in Entzückung versunken ist.

‚Devant ces beaux machins et ces belles machines...'

Diese Parodien hatten ungefähr den Ton eines W. Busch, der ohne Humor wäre, und sie hatten große Ähnlichkeit mit dem Texte von Coppée selbst.

Coppée war doch ein wahrer, harmloser Dichter, in dem sich die Pariser der linken Ufer, des Quartier Latin, der Vororte, die kleinen Bürger überhaupt und die jungen Leute leicht erkannten. — Er konnte auch einen höheren Ton nehmen, und er wurde als dramatischer Dichter und als epischer Erzähler tätig. In der Aufführung seines Einakters Le Passant im Odéon (1869) wurde ‚die junge blonde Schönheit' Sarah Bernhardt bewundert; die Dramen Severo Torelli (1883), Les Jacobites (1885), Pour la Couronne (1895) haben die Popularität des Dichters noch verbreitet und verstärkt.

Im einfachen Stil der gewöhnlichen Unterhaltung wurden auch tragische oder patriotische Geschichten erzählt. Zeitgenössische Unruhen in der industriellen Loire-Gegend haben ‚Der Streik der Schmiede' inspiriert, welcher ins Deutsche übersetzt und in Frankreich populär geblieben ist. — Die Lettre d'un mobile breton (Brief eines mobilisierten bretonischen Bauern an seine Eltern) schildert den Krieg von 1870. La Bénédiction ist eine Episode aus dem Krieg in Spanien:

‚Or en mil huit cent neuf nous prîmes Saragosse
J'étais sergent. Ce fut une journée atroce.'

Der Epiker und der Lyriker blieb nicht indifferent den neueren Ereignissen gegenüber, welche die französische Republik bewegten. Als kleinbürgerlicher Pariser hatte er Sympathie für das Militär, die Uniform, den Patriotismus; als die Dreyfus-Affäre die Franzosen in antimilitaristische Dreyfusards und patriotische Armeefreunde teilte, stand Coppée natürlich auf Seite der letzteren; er wurde sogar Vorsitzender der patriotischen Liga, und bei einem Festzug schrie er vor dem Präsidenten der Republik: Vive l'armée! — wie der Kriegsruf der nationalistischen Partei lautet.

Im Herzen Coppées wie in der französischen Politik gingen Armee und Kirche zusammen. Der Nationalist mußte sich umso leichter dem Katholizismus bekennen, als er nie eigentlich antireligiös gewesen war. Nach einer Krankheit erklärte er seine vollständige Bekehrung in La Bonne Souffrance (1898). Er gehörte damit zur Gruppe der ‚großen Bekehrten' (Brunetière, J.-K. Huysmans, Paul Bourget und beinahe Jules Lemaître), deren Rückkehr zum Katholizismus in der heutigen Dekadenz des französischen, patriotischen und religiösen Glaubens ein Zeichen der Zeit, und ein Zeichen der historischen Tradition Frankreichs ist.

Seltsame Ironie des Schicksals! Fast gleichzeitig, da der naturalistische Rapsod des Débâcle und der ‚Mutter Erde' (La terre) mit pompösen Kundgebungen ins Pantheon geführt wird, gibt eine sympathieerfüllte Menge das Totengeleite auch einem François Coppée, jenem echt

französischen Dichter, der sovielen bescheidenen Menschen die Poesie ihres stillen Lebens offenbarte, und der seinen Vorort, sein altes Paris und sein liebes Frankreich in schlichten und leichtverständlichen Worten zum Ausdruck brachte.

Univ.-Prof. Dr. A. Counson.

D'Annuncios ‚Nave'. Nach den Mißerfolgen der letzten Jahre war Gabriele d'Annuncio bei der neuen Schöpfung seines Werkes auf nichts mehr bedacht als auf Theaterwirkung, die denn ja auch während des ganzen Winters von der ‚Nave' ausgegangen ist. Wer das Stück nicht vorher gelesen hatte, oder wer gar des Italienischen nicht ganz mächtig ist, mochte glauben, daß der Haupteffekt von dem ohrenzerreißenden Getöse ausgehe, das von abends halb neun bis kurz vor ein Uhr nachts das teatro Argentina erdröhnen machte, sei es durch Waffengeklirr, sei es durch Volkserregung, durch Trompetenstöße oder sonst in reichem Maße verwendete Musik, — die Szenen, in denen die gespannten Nerven der Zuschauer ein klein wenig nachlassen konnten, waren gering, — und auch in diesen wurden zum Teil so starke Zumutungen an die durch das Auge vermittelte Empfindsamkeit gestellt, daß sie keineswegs eine Erholung von den dröhnenden bildeten. Es gibt angenehmere Dinge, als dauernd vier Geblendete mit scheußlich gemalten leeren Augenhöhlen vor sich agieren zu sehen; doch man glaubt vielleicht zunächst dem Dichter, daß diese Szene den Keim zu der Tragödie in sich trage, und deshalb unerläßlich sei, zumal sie an der Stelle steht, wo wir gewöhnt sind, eine Exposition zu finden; auch wäre dem Sinne nach nichts natürlicher als dies: Die Geblendeten, die niedergeworfene Partei in Venedig, schwört der jetzt herrschenden Faktion Rache, die im Verlauf des Stückes Tat und Wahrheit werden wird; noch die folgende Szene bestärkt in in diesem Glauben — die Byzantinerin, die gerettete Tochter und Schwester der Unglücklichen, kehrt prunkvoll, und, wie es scheint, entschlossen zurück, das Schicksal ihres Hauses an den Tyrannen durch ihre weibliche Verführungskunst zu rächen. Aber im Ernst kommt es gar nicht darauf an, eine Tragödie heraufzubeschwören und mit unabänderlichem Schicksalsschritt zu Ende zu führen, und wer sich die Mühe nimmt, sich für die Gestalten des ersten Aktes anteilnehmend zu interessieren, riskiert, daß in den folgenden Akten auch nicht einmal mehr ihr Name fällt. Es kommt, so seltsam uns das vor dem Werke eines großen Dichters anmuten mag, ganz einfach darauf an, glänzende Bilder aneinander zu reihen, den Markusplatz des alten Venedig, den Festsaal eines Bischofspalastes, das Meer und endlich den riesigen Bug eines eben in See gehenden Schiffes sehen zu lassen. Es ist ein schöner Augenblick, wenn in den Parteiwirst der Venezianer eine himmlische Stimme ruft ‚la Nave' und damit die Hoffnungen des Volkes auf das Meer weist; es ergeben sich interessante Kulturbilder durch das Hineinspielen byzantinischer Pracht und Verderbtheit, — vor allen Dingen starrt die Byzantinerin von Brokat und Edelsteinen — und die minder geistigen Instinkte des Publikums werden durch die Art, wie sie mit Männern umgeht, lebhaft angeregt. Aber eine fortschreitende Handlung, ein Versuch, einem geschlossenen Kunstwerk das Leben zu geben, ist in diesem erfolgreichen Theaterstück nicht gemacht. Dagegen tritt im einzelnen, besonders bei der Lektüre, der Dichter an vielen Stellen hervor; seine Meisterschaft über die Sprache, in zarten sowohl als in hinreißend leidenschaftlichen Tönen, verläßt ihn auch hier nicht, erscheint sogar in ihrer Fähigkeit, neue, einleuchtende Worte zu schaffen, den früheren Werken des Dichters überlegen. Umsomehr müssen wir bedauern, daß solche Blüten echter Poesie im Lärm des Zusammenspiels von zuviel Künsten an einem Theaterabend ungenossen zerfallen.

v. St.

Theater.

Das Theater und die Künstler. Wir sind wieder einmal unzufrieden mit unserem Theater geworden. Das ist eine häufige Erscheinung in der Geschichte unseres Theaterlebens und man brauchte nicht davon zu reden, wenn es nicht ein besonderer Grad der Unzufriedenheit wäre. Aber wir sind diesmal unzufriedener als je; das hat sich bei verschiedenen Anlässen gezeigt. Alle Anstrengung der Regiekunst vermag den Überdruß der Schaffenden nicht zu überwinden. Als kürzlich die Monatsschrift ‚Nord und Süd' an eine Anzahl hervorragender Literaten die Frage richtete, was ihre Bildung dem modernen Theater verdanke und was sie von diesem selber hielten, da waren die meisten Antworten der Ausdruck einer recht erheblichen Verstimmung. Und wie bei den Dichtern, so verhält es sich bei den Kritikern und bei allen, die ernstlich unser Theater zum Gegenstand ihrer Sorge gemacht haben. Man denkt an das altgriechische Theater, an die mittelalterliche Mysterienbühne und ein wenig auch an Bayreuth und vergleicht damit das kulturlose Durcheinander unserer Schaubühne. Wir empfinden schmerzlich den Mangel einer lebendigen Tradition und Konvention, die die Kraft hätte, das Auseinanderstrebende und Gegeneinanderwirkende zur Einheitlichkeit und Geschlossenheit eines festen, auf eigenen Gesetzen beruhenden Organismus zusammenzufassen. Kurz, wir leiden unter der Stillosigkeit der modernen Bühne und träumen von einer gänzlichen Umgestaltung alles Theaterwesens. Wir? Wer sind diese ‚Wir'? Das Volk, die Gesamtheit derer, die im Theater Unterhaltung und Unterhalt suchen? Nein, weder das Volk in dem unbestimmten Begriff dieses Wortes, noch die oberen Zehntausend der Gebildeten, empfinden in solchem Maße die innere Unkultur unseres Theaters. Sie haben ja eine charaktervolle Schaubühne nie gekannt und immer nur gutgläubig hingenommen, was ihnen von den Leitern in Verbindung mit den Literaten geboten worden ist. Heute die Tragödie und morgen die Posse, jetzt das Sittenstück und dann das disputierende Gesellschaftsspiel, gestern die Wagneroper und übermorgen das Überbrettl. Je bunter je besser; je überraschender umso zugkräftiger! Daß vom Publikum eine Änderung ausgehe, ist nicht zu glauben. Tatsächlich nimmt es an der Bewegung, die sich gegen unser landläufiges Theater zu erheben beginnt, nur in der Rolle des neugierigen Zuschauers teil. Die ‚Wir' aber, das sind wie immer nur wenige. Daß es diesmal die Künstler, und unter den Künstlern die ‚bildenden' sind, gibt der Sache ein neues Gesicht. Es war noch nie ein Nachteil, wenn sich die Künstler wie in früheren Zeiten um die Bühne kümmerten. Wie auf so manchem anderen Gebiet, so erfolgt der erste praktische Anstoß auch hier von unserer modernen ästhetischen Bewegung aus. Manchem erscheint das als eine Kur von der Oberfläche her. Ich kann mich dieser Auffassung nicht unbedingt anschließen. Unserer heutigen Richtung auf das Ästhetische liegt eine geheime Sehnsucht nach Ganzheit und Geschlossenheit des Wesens zugrunde. Wir haben diese Geschlossenheit nicht. Indem sie uns immer wieder als Ideal erscheint, suchen wir hinter das Geheimnis von Ursache und Wirkung zu kommen. Daß es der schöne Schein, die Oberfläche, die Verzierung — nicht tut, wissen wir, und aus dieser Erkenntnis erwachsen neue Antriebe. Wenn eine große und echte Kultur und Kunst nicht möglich ist, ohne daß in uns Großes und Echtes zur Erscheinung drängt, so müssen wir es eben notwendig in uns pflanzen und großziehen; denn nur so gelangen wir — wenn man will auf einem Umweg, der aber weil notwendig nicht ‚Umweg' heißen kann — von der ästhetisch bedingten Sehnsucht nach

Einheitlichkeit über ethische Forderungen zur wirklichen Einheit von Sein und Erscheinung, mit anderen Worten zu Kultur. Das ist dialektisch ausgedrückt der Gang unsrer modernen Geistesentwicklung, und ganz dasselbe Verhältnis findet bei der Entwicklung unseres Theaters statt. Die Maler, Bildhauer und Architekten haben vom Auge ausgehend die Stilbarbarei unserer Schaubühne zuerst empfunden, oder sagen wir zuerst so stark empfunden, daß sie auch als die ersten statt fruchtlosen Klagens der Dichter praktisch Hand anlegten. Zunächst gilt es, alles ästhetisch Unmögliche, Gewaltsame, äußerlich Unwahre zu beseitigen. Bei diesen Versuchen kommt man unabwendbar auf einen Punkt, von wo aus diese übelstände sich als die Wirkung von Ursachen geben, die zu beseitigen nicht mehr in der Hand dieser Künstler liegt. Der Konflikt ist da. Nunmehr hängt es davon ab, ob die andern zur Mitwirkung berufenen Faktoren für die von den Künstlern gewollte Einheitlichkeit von Inhalt und Form, Verständnis besitzen oder nicht. Soviel ist heute schon klar: daß in einem Theater, wie es einige unserer namhaftesten bildenden Künstler im Geiste sehen, die meisten unserer gangbaren Theaterstücke so wenig möglich sind wie ein Maskenscherz in einer gottesdienstlichen Handlung, oder eine Wirtshausszene im Parlament. In dieser Erkenntnis aber liegt ein Anfang.

Unter den Versuchen, die in diesem Sinn bis jetzt gemacht worden sind, ist das Münchener Künstlertheater der konsequenteste und am meisten überlegte. Wohl hat Reinhardt in Berlin in der Inszenierung des Wintermärchens von Shakespeare vereinzelte Anregungen gegeben. Aber was dort Selbstzweck einer raffinierten Regiekunst war, soll in München Mittel sein, dem Werke des Dichters die reinste und ausdruckfähigste Wirkung zu sichern. Beseitigung alles Naturalismus war das erste; aber die Rückkehr zum Primitiven, die ein ästhetisches Spartanertum empfohlen hat, kann unserem heutigen Bedürfnis nicht mehr genügen. Andererseits ist es klar, daß die Gefahr der Lächerlichkeit einer naturalistischen Ausstattung in demselben Verhältnis wächst, als sie der Wirklichkeit am nächsten zu kommen trachtet. Indem das moderne Künstlertheater auf diese beiden Extreme verzichtet, kommt es in der Hauptsache zu einer Vereinfachung des Bühnenbildes, ohne ihm jedoch den Reiz des ästhetischen Eindrucks zu nehmen, der aus einer richtigen Gestaltung des Raumes und einer stilisierenden Anwendung der Farbe entspringt. Ausgangspunkt ist das Wort des Dichters und die Erscheinung des Schauspielers. Beides gilt es zu unterstützen, nicht zu übertönen. Kulissen und Soffiten sind verpönt. Ein ruhig gehaltener architektonischer Aufbau schließt die Seiten der Mittelbühne ab, die ganz nach Belieben enger oder weiter gemacht werden kann, je nachdem die zur seitlichen Begrenzung dienenden sogenannten Türme zusammengeschoben oder auseinandergerollt werden. Wo ein landschaftlicher Hintergrund gefordert ist, tritt die Hinterbühne in Funktion, die nach hinten versenkt ist, sodaß die Horizontlinie auf dem tief hinabsteigenden Prospekt unsichtbar wird und der Zuschauer den Eindruck größter Ausdehnung erhält. Da alle Versatzstücke, wie Bäume, Felsen, auf der Bühne selbst fehlen und die Schätzung einer Entfernung deshalb unmöglich ist, wirkt nicht nur dieser Hintergrund, sondern auch der Schauspieler, selbst wenn er unmittelbar davor erscheint, perspektivisch richtig. Das Münchener Künstlertheater hat bis jetzt zwei Aufführungen veranstaltet, die man als Proben dieser neuen Einrichtung betrachten darf. Der vom Kunstmaler Fritz Erler inszenierte ‚Faust' ist ein vollständig Neues; man wird sich sozusagen zunächst daran gewöhnen müssen. Aber soviel ist sicher, dem phantasievollen Genießen

bleibt der größte Spielraum offen, und doch fehlt es für den phantasiearmen Zuschauer nicht an dem stimmenden Bilde, in dem die innere Tragödie ihren Ablauf findet. Eine bewußte Illusion läßt uns stets den Abstand wahren, der zu einem wirklichen künstlerischen Genießen erforderlich ist. Meisterhaft war in dieser Hinsicht der Osterspaziergang, bei dem der ganze szenische Aufwand in einem Prospekt und einer dammartigen Erhöhung der Mittelbühne bestand, auf welcher Faust und Wagner vorbeischritten, während ein Teil des frohen Ostervolkes auf der unteren Bühne vorbeizog und seine Tänze aufführte. Meisterhaft war auch die Szene am Brunnen und vor dem Marienbilde, von stärkster Wirkung die Szene im Dom. Ein mächtiger romanischer Pfeiler im Mittelgrund, der Hintergrund ein von schwachen Kerzen durchbrochenes Dunkel, aber es genügte, den Eindruck ebenso ruhig wie stark zu machen. Alles Interesse war den seelischen Vorgängen zugewandt, und nur wo die Phantasie in ihr Recht treten mußte, wie in den Hexenszenen auf dem Brocken, da hatte man einzelne opernhafte Wirkungen nicht verschmäht. Daß bei anderen Szenen (Begegnung mit Gretchen, Gretchens Stube) eine gewisse Nüchternheit herrschte, soll nicht verschwiegen werden. Doch das sind Mängel, die sich leicht beseitigen lassen. Eine Frage für sich ist die dramaturgische Bearbeitung der Goetheschen Dichtung, bei der Georg Fuchs sich gewisse Willkürlichkeiten zu Schulden kommen ließ, die auch das Mißfallen fast der gesamten Kritik gefunden haben.

Weniger geeignet, die Idee der inneren Reform in das rechte Licht zu stellen, muß die Inszenierung von Shakespeares ‚Was ihr wollt' genannt werden. Inbezug auf einfache und geschmackvolle Inszenierung wird sich die Arbeit von Kunstmaler Diez kaum übertreffen lassen. Aber gerade in dieser hohen Verfeinerung lauert eine Gefahr; wie leicht gibt man sich mit dem harmonischen und wohltuenden Eindruck des Bildes zufrieden, das in manchen Szenen der Schauluft soviel Anreiz gab, daß die Aufmerksamkeit unvermeidlich darunter Schaden litt. Auch hier muß erst eine gewisse geschmackvolle Konvention geschaffen sein, um dem wirklich vorzubeugen, was doch vor allem durch diese Bühnenreform erreicht werden soll: verinnerlichtes Eingehen des Zuschauers auf den Bühnenvorgang, seelische Konzentration auf das gesprochene Wort. So einfach das Zimmer Olivias auch war, denn es bestand in nichts als in einem Prospekt, einem kleinen Sopha, Tisch, Stuhl und Papageienkäfig, so konnte sich das Auge doch so in den intimen Reiz dieses im Eindruck vollkommenen Damensalons verlieren, daß es von da bis zur Geistesabwesenheit des Beschauers nur noch ein Schritt war. Auch nach anderer Richtung drohen diesen neuen Bestrebungen manche Gefahren. Ob sich das Prinzip der reliefartigen Darstellung des Schauspielers ohne Nachteil für die innere Lebendigkeit der darzustellenden Handlung in allewege wird festhalten lassen, muß die Erfahrung lehren. Eine Unzulänglichkeit aber empfand man schwer: dem äußeren stilvollen Aufbau des Ganzen entsprach in keiner Weise der Vortrag der Schauspieler, der durch die naturalistische Schule der letzten Jahre gründlich verdorben worden ist. Hier hätte ein tüchtiger Dramaturg so viel zu leisten wie in der Inszenierung der Künstler.

Aber daß wir überhaupt diese Dinge empfinden, darf man als Gewinn der neuen Bestrebungen schätzen. Wenn sie sich folgerichtig auswachsen, dann kann es wohl möglich sein, daß das deutsche Theater vor einer entscheidenden Wendung steht.

M.

Kunst.

Angewandte Plastik auf der Ausstellung ‚München 1908'. Die ungewöhnlich reiche Vertretung von

plastischen Werken auf den Ausstellungen der ‚Sezession', im Glaspalast und ‚München 1908' gibt Veranlassung, einmal die Stellung und Bedeutung der Plastik auf Ausstellungen näher ins Auge zu fassen. Es ist eine bekannte Tatsache, daß diese Kunst, wie sie gewöhnlich im Rahmen unserer Ausstellungen auftritt, kaum beachtet und gewürdigt wird. Sie wird von ihrer viel glänzender auftretenden Schwester Malerei überstrahlt und nimmt dieser gegenüber regelmäßig die Stellung des Aschenbrödels im Hause ein. Auffallend ist es schon, daß sie numerisch so stark hinter der Malerei zurücksteht. Auf etwa 1000 Bilder treffen etwa 40 Bildhauerwerke. Etwas günstiger ist dieses Verhältnis bei der Ausstellung der Sezession, wo auf etwa 200 Bilder 70 Plastiken kommen. Daraus kann man auch schon schließen, wie viel stärker das Interesse für Werke der Malerei ist. Für Plastik interessiert sich das Publikum wenig, trotzdem viele Bildhauer dem Geschmacke des Publikums durch die Darstellung von ‚hübschen' und ‚netten' Motiven entgegenkommen. Man betrachte nur die immer wiederkehrenden Sujets: lachende und weinende Kinderköpfe, Kind mit Katze, Kinder im Bade und nach dem Bade, die nackten Tänzerinnen, ‚Salome' und die vielen lustigen Geschichtchen in Kleinbronzen dargestellt; lauter Motive, die man sonst nur in illustrierten Blättern, Familienjournalen und in Genrebildchen findet. Man sieht es dieser Plastik an, ‚daß sie nur der Ausstellung wegen entstanden ist.' Sie soll um jeden Preis Aufmerksamkeit und Wohlgefallen erregen. An sich wäre dieses Bestreben nicht einmal zu tadeln, denn alle Kunst strebt ja darnach, die Menschen zu erfreuen.

Aber Kunst soll doch Kunst bleiben. Die Plastik verliert ihren Charakter, wenn sie ‚Witze' illustriert, und der Künstler sinkt, indem er seine Kunst in diesem Sinne mißbraucht. Das Publikum verlangt gar nicht, daß er seinen verworrenen Instinkten schmeichelt. Es kommt in die Ausstellungen voller Begierde und Schaulust. Nur schauen will es. Am Künstler ist es, ihm etwas zu zeigen. Wenn er wollte, hätte er das Publikum schon längst zum plastischen Sehen erzogen. Die Maler haben es schon durchgesetzt und das Publikum daran gewöhnt, die Dinge um ihrer reinmalerischen Erscheinung willen zu betrachten. Warum soll sich nicht auch die plastische Kunst in ihrer wahren Natur und ihrer eigentümlichen Schönheit zeigen dürfen? Freilich so wie sie bisher auf Ausstellungen gezeigt wurde, wird das Publikum von plastischer Kunst nie einen rechten Begriff bekommen. Denn gerade auf Kunstausstellungen wird die Plastik im dekorativen Sinne mißbraucht, ohne daß damit auch nur die geringste ‚dekorative Wirkung' erzielt wird. Man benützt die Plastik als Staffage im Ausstellungsbilde, Statuen und Gruppen erfüllen die sonst leeren Ecken und Winkel. Das Publikum, das sich an der üppigen Tafel der Malerei sattgesehen hat, beachtet sie kaum. Die mit Grün garnierten Marmorbilder bedeuten im Ausstellungsmenu soviel als ‚kalte Platte'!

Wie man aber Plastik verwenden, sie zum Schmucke unserer täglichen Umgebung heranziehen könnte, das zeigt zum erstenmal die Ausstellung ‚München 1908'. Die Plastik tritt hier zunächst im Ausstellungsfelde im Zusammenhang mit der Architektur als raumschmückende Kunst auf. Sie löst hier Aufgaben, die der monumentalen Kunst zukommen, die aber bisher gerade die Monumentalplastik nicht immer erfüllt hat. (Man denke nur daran, wie z. B. in Berlin und anderwärts Denkmäler aufgestellt werden.) Als angewandte Plastik erscheint sie in architektonischen, tektonischen und ornamentalen Verbindungen, als Rund- und Reliefplastik in Stein und in Bronze. Mächtige Kandelaber in ganz neuen tektonischen Formen schmücken das weite

Rund eines Platzes, der von mächtigen Gebäuden eingerahmt wird. Sie betonen nachdrücklich die vertikale Richtung gegenüber dem ausgesprochenen Horizontalismus der umgebenden Architektur. Sie dienen als Lichtträger und gewähren auch als malerische Erscheinung im Glanze der Lichter einen überraschenden Anblick. Das Organische in der Entwicklung der tektonischen Form, ihre Bestimmung und Funktion kommt darin vollkommen zum Ausdruck.

In einer Reihe herrlicher Brunnen zeigt sich die angewandte Plastik von ihrer besten Seite. Was für reizvolle Bilder bieten sich da dem Auge. Im Schatten mächtiger Brunnengruppen, zwischen hohen Wipfeln steht ein steinerner Brunnen — wie in der Einsamkeit eines alten römischen Parkes, wo die Wasser verschlafen rauschen in der mondbeglänzten Sommernacht. Auf dem inmitten des Brunnenbassins hochaufragenden Steinsockel sieht man ein paar aus Bronze gebildete Pferde, die in lebhafter Geste in aufbäumender Bewegung dargestellt sind. Eine wahre Augenweide ist dieses Bild kraftvoller Entfaltung animalischer Stärke, die kühne Bewegung der sich bäumenden Rosse mit ihren von strotzender Lebenskraft erfüllten Formen. Welches Spiel der Linien, welcher Fluß in der rhythmischen Bewegung von Linien und Kurven!

Ist hier organisches Leben in einem Ruhepunkt der Bewegung in einer Gruppe dargestellt, die aber gleichwohl in unserer Vorstellung ein lebhaftes Bild aller Bewegungsmöglichkeiten erstehen läßt, so bietet sich dem Auge ein Bild in sich ruhender Erscheinung dar in den beiden Bronzebildwerken von Georgii, einem Reh und einem Rehbock. Die Tiere sind so dargestellt, als ob sie aus der grünen Dämmerung der Bäume heraus auf eine freie Wiese treten würden. Sie erscheinen so in unmittelbarem Zusammenhange mit der umgebenden Natur. Man sieht auch oft in Gärten aus glasiertem Ton oder aus Zinkguß hergestellte Rehe mit der deutlichen Absicht einer naturalistischen Wirkung. Die in Bronze ausgeführten Tiere erwecken nicht entfernt den Anschein von einer solchen Wirklichkeit, sondern sie sind ganz dem Charakter der Bronze entsprechend behandelt, und doch wirken sie im Zusammenhang mit der Natur verblüffend naturwahr. Das scheue, zarte Wesen des Rehes, sein wundervolles Auge kann nicht poetischer dargestellt werden. Diese Kunst ist durchaus ideal und doch in ihren Wirkungen so realistisch, weil sie für unser Auge der Natur näher steht wie alles Wirkliche. Das Wirkliche ist in diesem Falle eben der das Auge bezaubernde ästhetische Eindruck. Solche ästhetische Eindrücke werden uns noch öfter auf der Ausstellung, weil hier eben die Plastik als Kunst auftritt und in Situationen, wo sie sich in ihrer ganzen Eigenart und in ihrer vollen Schönheit zeigen und entfalten konnte.

A. H.

Hugo Ulbrich, der als Maler-Radierer in Berlin lebt, hat, ich weiß nicht, ob aus eigener Initiative oder in höherem Auftrag, Ägyptens Kulturdenkmäler in Kupfer radiert.* Wenn man bedenkt, daß der Künstler dieser Arbeit Jahre widmen mußte und daß die photographische Kamera die Wiedergabe derselben Gegenstände mit vollkommener Treue in ebenso viel Tagen zustande bringt, so wird man daraus auf den außergewöhnlichen Wert schließen dürfen, welchen diese Schöpfungen der Nadel auch der vollkommensten Photographie gegenüber darstellen. Und zwar sind es neben dem Wert der aufgewandten Arbeit lediglich die künstlerischen Qualitäten, die das Außergewöhnliche der Leistung bedingen. Wir wollen vom Stand

* Wie wir nachträglich erfahren, ist es Herr Kunstverleger Alfred Langewort in Breslau, dem das Verdienst zukommt, den Künstler angeregt und ihm die Ausführung ermöglicht zu haben.

D. R.

unserer photographischen Technik nicht gering denken. Sie vermag heute ebenso sehr dem Lichtzauber einer Landschaft gerecht zu werden, wie dem Vexierspiel der perspektivischen Verkürzungen bei Bauwerken, in der Landschaft ein Korrektiv gegenüber zu stellen. Wer die photographischen Aufnahmen von Bauwerken gesehen hat, wie sie die Berliner Meßbildanstalt anfertigt, dem wird es ohne weiteres klar sein, daß man auch die altägyptischen Baudenkmäler auf diesem Wege mit vollkommenster architektonischer und geometrischer Präzision wiedergeben konnte. Aber unerreichbar über all diesen Zauberkünsten des Objektivs steht ein großgeschultes Künstlerauge. Ulbrichs Radierungen sind ein sprechender Beweis dafür. Um die spezifische Differenz an künstlerischen Werten festzustellen, sollte man sie eigentlich neben photographischen Aufnahmen derselben Gegenstände betrachten. Erst ein solcher Vergleich kann das vereinfachende Verfahren des Künstlerstifts gegenüber der summarischen Wiedergabe der Kamera, die Zufälliges und Wesentliches mit gleicher Stärke aufnimmt, ins rechte Licht setzen. Hervorragende Kenner des Landes haben Ulbrichs Meisterschöpfungen die größte archäologische Genauigkeit, das feinste architektonische Verständnis nachgerühmt. Weit darüber hinaus wird jedoch der Kunstfreund, welcher weniger auf solche besonderen Vorzüge, als auf die Totalität der Bildwirkung reagiert, den seltsamen Reiz schätzen, den das Zusammenwirken des umrahmten Landschaftsbildes mit den darin wuchtig aufragenden Mälern unter der Einwirkung von Luft und Licht hervorruft. In dieser Beziehung ausgezeichnet sind vor allem die drei Blätter, welche die Insel Philae, den Sphinx von Gize und die Memnonkolosse zu prachtvoll synthetischer Bildwirkung bringen. Vereint sich hier einerseits Lieblichkeit mit Würde und Kraft, andererseits Erhabenheit des Raums mit beherrschender Monumentalität, so stehen wir auf den drei anderen Blättern ganz unter dem Eindrucke des Kolossalischen, Ungeheuren, ja Wuchtenden. An malerischer Bildwirkung bleibt nichtsdestoweniger das Tal der Königsgräber hinter keinem der drei erstgenannten Blätter zurück.

Nächst dem rein künstlerischen Eindruck, auf den diese Radierungen vor allem angelegt sind, mag deren Betrachtung auch den Gedanken auslösen, welchen Fortschritts sich unsere Zeit auch in der Beherrschung solcher künstlerischen Techniken neben den photographischen erfreut.

Wie einfach und schlicht waren doch noch jene Stiche, welche Goethes Vater einst aus Italien mitgebracht hatte und die die Sehnsucht des jungen Dichters nach jenem Lande schon im Vaterhause hervorlockten. Noch dem alternden Goethe waren sie oft eine Freude und Augenweide. Was aber würde dieser erst empfunden und gesagt haben angesichts von Schöpfungen in der Vollkommenheit dieser vorliegenden?

An vollwichtiger Anerkennung hat es dem Künstler denn auch nicht gefehlt. Seine Blätter erfreuen sich internationaler Schätzung.

Ulbrich, am 10. November 1867 zu Dirsdorf (Schlesien) geboren, war zuerst Buchhändler, genoß dann den Unterricht des Radierers Prof. Karl Köpping in Berlin und machte sich schon frühzeitig durch die Mitwirkung an dem großen Bilderwerk der Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Schlesien verdient. Weiterhin bekannt wurde er durch seine großen Originalradierungen deutscher Architekturen (Breslauer Rathaus, Burg Rheinstein und Caub a. Rh. u. a. m). Den ägyptischen Radierungen gingen die des römischen Forums und des Titusbogens voraus. Neuerdings hat er seine Nadelkunst der Marienburg gewidmet, während eine große Radierung des Schlosses zu Königsberg i. P. als neuestes Werk noch im Herbst im Kunstverlag Langewort in

Breslau erscheinen wird, der auch die Blätter aus Ägypten in den Handel gebracht hat. Noch ist bezüglich der letzteren zu bemerken, daß die Größe der radierten Flächen zwischen den beiden beträchtlichen Maßverhältnissen von 44×68 und 64×46 cm wechselt. Die Blätter kosten, je nachdem sie numeriert und vom Künstler unterzeichnet, oder vom Künstler unterzeichnet, aber nicht numeriert, oder Drucke mit Schrift sind, je 240 oder 120 oder 30 Mark. -u-

Musik.

Aus dem Beethoven-Kreis. ‚Einsichtige werden mir gerne zugestehen, daß heute eigentlich geradewegs jedes Flickchen Neuigkeit über Beethoven der Forschung erwünscht sein kann', sagt Frimmel in der Vorrede zum II. Bande seiner ‚Bausteine zu einer Lebensgeschichte des Meisters' (1906). Und in der Tat. Nichts darf uns zu unbedeutend erscheinen, wenn es dazu beiträgt, die gewaltige Erscheinung unseres Beethoven in ihren Umrissen klarer und deutlicher werden zu lassen. Niemand aber erscheint mir berufener zu dieser Arbeit als Th. Frimmel. All seine Forschungen sind von einer Exaktheit und Zuverlässigkeit, einer Vorsicht und Klarheit des Urteils, die unübertrefflich ist. Seine Darstellung ist nicht schwungvoll und mitreißend, sondern schlicht und einfach berichtet er Tatsachen; aber gerade in dieser Schlichtheit fühlen wir die Gewähr für die Zuverlässigkeit. Denn die Arbeit des aller Schwärmerei abholden, nur nach Erkenntnis strebenden Gelehrten ist es, die uns in der Beethovenforschung am meisten Not tut. Hatte Frimmel im 1. Bande uns die äußere Erscheinung Beethovens vorgeführt, so wollte er in diesem Bande diese beleuchten durch Streiflichter, die sie von Außen treffen. Aus dem reichen Material des vorliegenden Bandes sei es mir gestattet, Einiges des vielen Interessanten hervorzuheben.

Der erste Aufsatz gibt uns einen Einblick in das Verhältnis Beethovens zu seinen Kopisten.

Die Art, wie Beethoven seine Manuskripte zustande brachte, machte das Amt des Kopisten bei ihm zu einem ganz besonders schwierigen und verantwortungsvollen. Der Meister war von der peinlichsten Genauigkeit und wollte alles bis ins kleinste genau so kopiert haben, wie die Vorlage es angab. Das war aber bei Beethovens wüster Schrift gewiß eine schwere Aufgabe. Zelter meinte, Beethoven schriebe wie mit einen Besenstiel, und tatsächlich gibt es in seinen Notenhandschriften Stellen, aus denen man mehr die Absicht erraten muß, als daß man sie mit voller Sicherheit lesen könnte. Mit dem Alter nahm die Flüchtigkeit seiner Schrift noch zu. Die fertigen Abschriften unterzog dann Beethoven vor dem Druck einer ganz genauen Korrektur.

Da war denn des Ärgers kein Ende. ‚Ich habe nicht weniger als heute den ganzen Vormittag mit der Korrektur der 2 Stücke zugebracht und bin ganz heiser von Fluchen und Stampfen'! so schreibt er im Mai 1825 seinem Kopisten Holz. Das war aber noch zart ausgedrückt, bei anderen Gelegenheiten war er in seinen Ausbrüchen entschieden weniger wählerisch und der Kosenamen ‚Esel' war wohl noch einer der zartesten. Lange Jahre — wohl an die dreißig — war ein gewisser Schlemmer der Hauptkopist des Meisters. Er hatte geschulte Unterarbeiter. Allein schon der Umstand, daß Schlemmer so lange für Beethoven arbeitete, beweist uns die Zufriedenheit Beethovens mit seinen Leistungen. Im Jahre 1823 starb er und nun beginnen sofort die Klagen des Meisters über die ‚elenden Kopisten'. Nur Gläser verstand es nachher noch, den Meister zu befriedigen. Frimmel veröffentlicht einen längeren, interessanten Brief Beethovens an diesen. Hier ermahnt ihn der Meister dringend, doch sich genau an die Vorlagen

zu halten. ‚Was die Worte anbelangt wie Sa———nft, müssen die Konsonanten erst nach Endigung der Dehnung geschrieben werden. Es steht deutlich genug da und sie sehen, daß schon da immer korrigiert worden in der abgeschriebenen Partitur, damit es so, wie ich es einmal nach Grundsätzen für gut halte, werde‘. In dieser, dem Kopisten übergebenen Partitur zur ‚Neunten‘ fehlte ‚durch Vergessenheit‘ die Koda des 2. Stückes. Das kann passieren, meint Beethoven, ‚ich halte es hierin mit den großen Männern Haidn, (sic!) Mozart, Cherubini, welche sich nie gescheut haben, etwas auszustreichen, oder zu kürzen, oder zu verlängern‘. Hier haben wir ein neues Zeugnis für die Wertschätzung Cherubinis durch Beethoven.*

Wie peinlich genau Beethoven bei der äußern Herstellung seiner Werke war, das bezeugt vor allem ein Brief aus dem Jahre 1825, der sich auf die Abschrift des A-moll-Quartetts, op. 132, bezieht. Hier schreibt Beethoven an einen Freund: ‚Um Gotteswillen bitte ich Rampel einzuprägen, daß er alles schreibt, wie es steht‘. Er soll wohl unterscheiden zwischen Staккatopunkten . . . . oder Strichen , , , ; die ≺ müssen ganz genau an der richtigen Stelle stehen, die Bindebogen aufs gewissenhafteste gesetzt. ‚Merkts euch von höheren Orts!‘

Frimmel kommt am Schlusse zu dem Resultat, ‚daß Beethoven mit höchster, oft zur Leidenschaft gesteigerter Sorgfalt bedacht war, seine Werke so vollkommen zu gestalten, als es nur immer möglich war‘. Dem ist in der Tat so. Wir sind heute fast allgemein der Überzeugung, daß die Werke Beethovens keiner Retouchen bedürfen, daß jede Änderung, besonders in den Symphonien, eine Verschlimmerung bedeutet und überflüssig ist, ein paar Stellen vielleicht in der ‚Neunten‘ ausgenommen.

In einem anderen Aufsatze bestätigt Frimmel den Bericht Wittmanns und anderer über die Bekanntschaft Marschners mit Beethoven, und setzt das erste Zusammentreffen in das Jahr 1815. Zunächst hatte sich Marschner eine ‚bittere Enttäuschung‘ geholt. Kaum ein Wort war aus dem tauben, weltabgeschiedenen Beethoven herauszubekommen. Flüchtig sah er ein paar von Marschner mitgebrachte Manuskripte nach und konzentrierte sein ganzes Urteil in einem, wie es schien, nicht ganz unzufriedenem Hm! Dann reichte er ihm die Hand mit den Worten: ‚Hab nicht viel Zeit — nicht zu oft kommen — dann aber wieder etwas mitbringen!‘ Marschner war ganz niedergeschmettert und wollte sofort Wien verlassen. Erst nachdem ihn seine Freunde über die unwirsche Art des Meisters aufgeklärt hatten, beruhigte er sich. ‚Spätere Besuche, — die der kluge Marschner so einrichtete, daß er dem großen Manne nie zur Last fiel — waren denn auch von viel besserem Erfolge begleitet. Beethoven ließ es an Rat und Ermunterung nicht fehlen.‘*

Einen weit besseren Empfang hatte der viel unbedeutendere französische Geigenkünstler Alexandre Jean Boucher im Jahre 1822. Er besaß in einer Empfehlung Goethes, des Abgottes unseres Meisters, den Talismann, der ihm Tür und Herz des Gewaltigen öffnete.

Es ist eine traurige Tatsache, daß die von Beethoven veranstalteten Konzerte ihm zwar großen Ruhm, aber selten Geld eintrugen und noch mehr Ärger. Auch dafür bringt Frimmel neue Belege.

Beethoven hatte für den 20. Nov. 1814 eine Akademie im Redoutensaale

*Über das Verhältnis dieser beiden Meister zu einander verweise ich auf den vortrefflichen Aufsatz L. Schumanns: ‚Ein Wort über Luigi Cherubini‘. Sonderdruck aus der Zeitschrift ‚Musik‘. 1907.

*Vergl. Wittmanns Marschnerbiographie. Reclam.

angekündigt. Nach zweimaliger Verschiebung fand sie endlich am 29. Nov. statt. Die Bedingungen, unter welchen ihm Graf Pálffy den Saal überlassen, entsprachen keineswegs der bescheidenen Lage des unbemittelten Komponisten. Ein Drittel der Einnahmen mußte er abgeben. Der Graf hatte sogar die Hälfte verlangt; die allgemeine Entrüstung ließ ihn aber davon abstehen. Um diese Zeit kam Tomaschek zu Beethoven und zwischen beiden entspann sich folgendes Gespräch. Tomaschek: ‚Es gibt wohl nichts Ärgerlicheres und Gemeineres als die Vorbereitungen zu einer Akademie?' Beethoven: ‚Da haben Sie wohl recht; man kommt vor lauter Dummheiten gar nicht vorwärts. Und was man für Geld auslegen muß! Es ist unverantwortlich, wie man jetzt mit der Kunst verfährt. — Ich muß ein Dritteil an die Theaterdirektion und ein Fünfteil an das Zuchthaus entrichten. Pfui Teufel! — — Bis die Geschichten aus sind, werde ich dann nachfragen, ob die Tonkunst eine freie Kunst sey oder nicht?'

Ueber Beethoven als Lehrer berichtet Frimmel aus dem Munde eines Schülers des Meisters: C. Fr. Hirsch. Der Unterricht umfaßte ungefähr das, was wir heute Harmonielehre nennen. Beethoven sei sehr streng gewesen; er habe dem Schüler genau auf die Hände gesehen und sei über etwa getane Fehlgriffe in lebhaften Zorn geraten. Besonders bei ‚falschen Quinten und Oktaven' sei er in seiner Leidenschaftlichkeit sogar tätlich geworden und habe den Kunstnovizen ganz tüchtig ‚gekneipt'. Hirsch gibt uns auch eine interessante Schilderung des Meisters. Er bestätigt die auch sonst bekannten Angaben über den kräftigen Körperbau des musikalischen Titanen; ebenso die gesunde Röte auf dem Gesicht desselben. Die Augenbrauen waren sehr dicht, die Stirne niedrig, die Nase groß und breit. Das sehr dichte, buschige dunkle Haar, schon grau ‚meliert', stand aufwärts aus dem Gesichte. Die Hände seien ‚grob und dick' gewesen mit sichtbar vortretenden Adern auf den Handrücken, die Finger kurz. Diese Gestalt steckte zu Hause in einem geblümten Zeugschlafrock, außer dem Hause in einem dunkelgrünen oder braunen Rock und grauen oder schwarzen Hosen. Auf dem Haupte trug er eine Art niederen Zylinderhutes und im Sommer einen braunen oder gelben Strohhut. Wenig schmeichelhaft ist das Zeugnis, das Hirsch dem Hauswesen des Meisters ausstellt. ‚Der große Beethoven war in seinem ganzen Wesen, wie man sagt, sehr schlampert (unordentlich). Im Zimmer die größte Unordnung, Noten, Schriften, Bücher, teils am Schreibtisch, teils auch auf dem Boden liegend.'

Von ganz besonderer Bedeutung ist die letzte Abhandlung des Werkes: ‚Der Klavierspieler Beethoven'. Aus den verschiedenen Lebenszeiten sind hier die Zeugnisse zusammengestellt. Sicher ist, daß Beethoven, als er nach Wien kam, bereits fertiger und hochbedeutender Klavierkünstler war. Mit inniger, rührender Begeisterung schildert der Bonner Kaplan Carl Ludwig Junker das Spiel Beethovens im letzten Jahre seines Bonner Aufenthaltes (1791). Er nennt ihn, nachdem er ihn phantasieren gehört, ‚einen der größten Spieler auf dem Klaviere'. ‚Man kann die Virtuosengröße dieses lieben, leise gestimmten Mannes, wie ich glaube, sicher berechnen nach dem beinahe unerschöpflichen Reichtum seiner Ideen, nach der ganz eigenen Manier des Ausdrucks seines Spieles und nach der Fertigkeit, mit der er spielt. Sein Spiel unterscheidet sich auch so sehr von der gewöhnlichen Art, das Klavier zu behandeln, daß es scheint, als habe er sich einen ganz eigenen Weg bahnen wollen. ...' Die Bewunderung für Beethovens Spiel wächst in Wien noch gewaltig. Der selbst berühmte Pianist Cramer (1799) faßt sein Urteil zusammen in die Worte, Beethoven sei, wenn nicht

der erste, doch einer der ersten und bewunderungswürdigsten Klavierspieler, die er je gehört, sowohl hinsichtlich des Ausdrucks als der Fertigkeit. Und Czerny rühmt an Beethovens Spiel ‚ungeheure Kraft, Charakteristik, unerhörte Bravour und Geläufigkeit.‘

In dem Maße, wie Beethovens Taubheit zunimmt, verliert sein Spiel an Sicherheit der Klangschattierung. Das Bestreben sich selbst zu hören, verleitet naturgemäß zu immer größerer Kraftentfaltung. Cherubini, der Beethoven in den Jahren 1805 und 1806 hörte, charakterisiert sein Spiel einfach als ‚rauh‘. Clementi nennt es ‚nur wenig ausgebildet, nicht selten ungestüm, wie er selber, immer jedoch voll Geist.‘ Die meisten Berichte aus jener Zeit — sagt Frimmel — heben hauptsächlich die freie Phantasie Beethovens als bewunderungswürdig hervor und den überaus gesangvollen Vortrag langsamer Sätze. Die Kraft wird gerühmt, dagegen der Mangel an technischer Eleganz gerügt.

Noch 1812 spielte Beethoven in Karlsbad öffentlich. Hier war es auch, wo er mit Goethe zusammentraf. Der große Dichter besuchte Beethoven und hörte ihn spielen. In seinem Tagebuch finden wir die Notiz: ‚Abends bei Beethoven. Er spielte köstlich.‘*

Moscheles aber, der Beethoven zwei Jahre später hörte, findet nur mehr: ‚Spuren eines großen Spiels.‘

Daß der Riese, sobald er seine Phantasie frei walten ließ, trotz der Mängel, noch verstand, alles mit sich zu reißen und zu bezaubern, das bezeugt uns noch im Jahre 1821 Carl Czerny und ein Jahr nachher J. A. Boucher. Später war es überhaupt sehr schwer, Beethoven zum Spielen zu bewegen.

Durch alle diese Urteile aber klingt der gleiche Grundton durch. Beethovens Spiel bedeutet etwas ganz Neues, im höchsten Grade Originales. Entwickelt hat es sich viel mehr auf musikalischer Grundlage als auf technischer. ‚Als der Meister in Wien rasch zu großer Berühmtheit als Virtuose gelangt war, — sagt Frimmel — bedingte die Kraft seines Spieles einen Aufschwung des Klavierbaues, wodurch eine orchesterartige Wirkung des Klavierspiels möglich wird, die vielfach auch durch ausgedehnten Gebrauch des Pedals erzielt wurde. Diese großartige, schallkräftige Wirkung tritt erst mit Beethoven in die Geschichte des Klavierspiels ein.‘

Mit dem hier Mitgeteilten ist der Inhalt des wertvollen Frimmelschen Buches bei weitem nicht erschöpft. Noch eine Fülle des Wertvollen und Interessanten bietet es; ich hebe nur die mit einem gewissen reizenden Humor geschriebene Abhandlung über den ‚kleinen Franz Liszt‘ hervor, der die Frage, ob der Knabe den vielbestrittenen Weihekuß von Beethoven erhalten, in bejahendem Sinne löst. Doch möge auch dem Leser des Buches nicht manche schöne Überraschung hier weggenommen werden.

Dr. Fritz Volbach.

* Man vergl. auch hierzu Sauer: Goethe und Österreich, II. (1904).

Größe und Niedergang Roms. Von G. Ferrero. 8°. 1. Band: Wie Rom Weltreich wurde. XXIV 390 S. 2. Band: Julius Cäsar. XV 426 S. Stuttgart, Julius Hoffmann, à 4 Mark.

Besonders glänzend geschriebene Aufsätze und Werke pflegen oft keine dauernden Eindrücke zu hinterlassen, keine bleibenden Ergebnisse zu liefern; denn das Wortgepränge und Stilgefunkel verdeckt oft eine gewisse Unbestimmtheit und Zerflossenheit des Denkens. Etwas von dieser Empfindung hinterließ in mir die Lektüre des angezeigten Werkes. Das Buch ist flott geschrieben und angenehm zu lesen, der Erfolg wird ihm nicht versagt bleiben. Aber das ihm schon vielfach gespendete Lob scheint mir übertrieben zu sein; es fehlt doch die scharfe Bestimmtheit der staatsrechtlichen, juristischen, nationalökonomischen Begriffe. Das Wesentliche tritt zu wenig scharf hervor, namentlich aber fehlt, worauf heutzutage das Hauptgewicht gelegt wird, eine einleuchtende Gliederung der Entwicklung. Schon nach den ersten Seiten glaubt man sich in die Kaiserzeit versetzt, so viel ist schon im zweiten Jahrhundert vor Christus die Rede von Kapitalismus und Verschuldung, Luxus und Entsittlichung, von Landflucht und von der Zerstörung des gesunden italischen Blutes durch die Großstadt Rom. Man wundert sich, daß die verkommene Aristokratie nicht schon im zweiten Jahrhundert in Nacht und Dunkel versank, daß den italienischen Bauernstand die Neigung zum Stadtleben und die Verschuldung nicht schon ganz zerrüttet, daß immer wieder tüchtige Heere und Feldherrn vornehmer Herkunft aus dem ausgemergelten Boden herauswuchsen. Doch scheint der Verfasser die Ansicht zu teilen, daß die Entsittlichung keinen Einfluß auf den Untergang Roms ausübte; die heutige Geschichtsforschung und die Nationalökonomie weiß ja das besser. Ein so angesehener Nationalökonom wie Hasbach erklärte allen Ernstes den Mangel an Geld als die eigentliche Ursache des Untergangs Roms. Als ob der notorische Mangel an Geld die mittelalterliche Gesellschaft gehindert hätte, vorwärts zu kommen, emporzuschreiten!

Gerade der Mangel an Geld pflegt bei arbeitsamen Völkern ein Sporn zu sein, sich bei Reichern Geld zu verdienen; man denke an die eigentümliche Wirkung des Wechselkurses (vgl. meine Kulturgeschichte der römischen Kaiserzeit, 2, 230). Indessen weicht der Verfasser solchen Fragen in den vorliegenden Bänden noch aus; vielleicht daß er später darauf zurückkommt. Übrigens weisen viele Historiker derartige nationalökonomische Betrachtungen als ungehörig zurück, da sie dazu verleiten, den Stoff nach gewissen Gesichtspunkten zurecht zu legen. Mag dem sein wie immer, jedenfalls lernt man aus solchen Büchern mehr als aus der Schilderung flüchtiger Ereignisse. Die Stärke des Verfassers beruht in der Tat mehr auf der Schilderung der Geschehnisse der Ereignisse, der Kämpfe und Parteigegensätze als in der Darstellung des Zuständlichen, obwohl er auch auf letztere viele Seiten verwendet; nur bestehen sie zum Teil aus Wiederholungen. Das Hauptgewicht liegt in beiden Bänden auf der Zeit des Julius Cäsar. Schon im ersten Bande, nicht nur wie der Titel besagt, im zweiten tritt seine Gestalt ziemlich früh in den Gesichtskreis. Wenn der Verfasser mit gleicher Ausführlichkeit die spätere Zeit behandelt, wird sein Werk eine willkommene Ergänzung zu Mommsen bieten. Allerdings übertrifft ihn Mommsen durch die Weite seines Gesichtskreises. Wenn man Ferrero liest, fühlt man sich gar oft erinnert an die Entwicklungsgeschichte der mittelalterlichen Stadtstaaten Italiens, an die Geschichte von Florenz oder Venedig. Doch hat auch diese Sonderart der Betrachtung ihre Berechtigung. Als Italiener hat der Verfasser besseres Verständnis für viele Erscheinungen als ein Nordländer.

Dr. G. Grupp.

Die zweite Haager Konferenz, ihre Arbeiten, ihre Ergebnisse und ihre Bedeutung. Von Alfred A. Fried. Leipzig, Verlag von B. Elischer Nachf. (1908). Geh. M. 3,50, gebd. M. 5,—.

Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, dem deutschen Publikum Kunde von dem großen Werden zu geben, das sich im Sommer 1907 in der holländischen Residenz vollzog, einem Werden, das in seiner Bedeutung nur von wenigen erkannt wird. Er will die schwierige Arbeit schildern, welche von Diplomaten und Gelehrten in vier Monate dauernden Beratungen geleistet worden, und die Ergebnisse darlegen, die leider mehr von der Parteien Haß als von ihrer Gunst verwirrt wurden. Die Gleichgültigkeit und Verständnislosigkeit, mit welcher man in Deutschland vielfach der Fortbildung der internationalen Rechtsorganisation gegenübersteht, ist in der Tat ebenso unbestreitbar wie bedauerlich und gefährlich. Im Kampf gegen diesen Mißstand wird das Fried'sche Buch trotz aller Bedenken, die gegen seine Wertung der Ergebnisse der Konferenz erhoben werden müssen, gewiß einige Dienste tun können. Der ausführliche Bericht über die Arbeiten auf friedensrechtlichem Gebiet ist sehr dankenswert; die wichtigsten kriegsrechtlichen Materien werden bei dem pazifistischen Standpunkt des Verfassers nicht in entsprechender Weise behandelt. Man begegnet in dem Buche zahlreichen Übertreibungen und Urteilen, die man dem Eifer und der Begeisterung des Friedensagitators zugute halten muß. So ist nach Fried die Stellungnahme des Deutschen Reiches zum obligatorischen Schiedsvertrag der größte Fehler, den die deutsche Politik in der nachbismarckischen Zeit begangen hat! Frieds Anschauung, daß alle die Bestrebungen, die Schrecken und Leiden des Krieges zu verringern, unwirksam oder unheilvoll sein müssen, widerspricht aller Erfahrung; jeder einzelne Artikel eines Staatsvertrags, der eine unnötige, d. h. durch die militärische Notwendigkeit nicht gebotene Härte der Kriegführung ausschaltet, ist eine Kulturtat. Die Bedeutung des Kriegsrechts und seiner Humanisirung wird eine gewaltige sein. Kriege sind zu allen Zeiten geführt worden, und um großer Interessen- und Ehrenfragen willen werden stets Kriege geführt werden, mag die internationale Rechtsorganisation noch so bedeutsame Fortschritte zu verzeichnen haben. Wer die Dinge nüchtern betrachtet, kann den Haager ‚Friedenskonferenzen' nur rechtviel ‚kriegsrechtlichen Ballast' wünschen.

Dr. Heinrich Pohl (Bonn).

Peking-Paris im Automobil. Eine Wettfahrt durch Asien und Europa in sechzig Tagen. Von Luigi Barzini. Mit einer Einleitung von Fürst Scipione Borghese. Mit 168 Abbildungen und einer Karte. Leipzig, F. A. Brockhaus, geb. 10 M.

Sie liest sich spannend, diese Jagd im Automobil über 16000 Kilometer, viel spannender, als man bei diesem Vorbeifliegen an Land und Leuten zunächst denken sollte. Das verdankt sie vor allem den Zufällen, die eigentlich die Feinde des Automobilsportes sind, den Hindernissen, dem Steckenbleiben. Dutzendmal wiederholen sie sich und gleichen sich und sind doch immer wieder neu; denn immer wieder passieren sie in neuen Landstrichen, bei anderen Menschen, wo noch nie ein Automobil erblickt wurde. Oft mußte das selbstgehende Kraftfahrzeug gehoben, geschoben, gezogen werden. Bald schien es verloren und dann sauste es wieder in ungeminderter Kraft von dannen zum großen Staunen der Eingeborenen, die eben das Ding ohne Zugtiere hilflos im Sumpfe stecken fanden. 16000 Kilometer betrug der Weg, von denen 12000 ohne chaussierte Straßen waren, und nur etwa 200 Kilometer hat das Automobil nicht aus eigener Kraft zurückgelegt. Fürst Borghese wollte ‚zeigen, daß ein gut gebautes, mit Umsicht und Sorgfalt geleitetes Automobil imstande ist, auf langen Reisen durch Gelände mit oder ohne Straßen die Zugtiere tatsächlich zu ersetzen'. Und dieser Beweis ist ihm im wesentlichen gelungen, wenn er auch bewiesen hat, daß man ohne fremde Hilfe allein durch Automobilkraft heute noch nicht von Peking nach Paris reisen kann. Fürst Borghese mag auch die Macht des Beispiels als positives Ergebnis rechnen. ‚Überall hinterließ unsere Fahrt eine Furche und vielleicht einen Samen sicherer zukünftiger Zivilisation rascheren Fortschritts, weil unsere Maschine überall das Bild einer möglichen regelmäßigen Verbindung hervorrief, mittels deren das Blut der Völker lebenerweckend die Erdteile durchkreisen kann'. Die Fahrt durch die Wüste Gobi, für Karawanen in siebzehn Tagen zurückzulegen, dauerte beispielsweise vier Tage. Den Hauptdank für das Gelingen zollt Borghese seinem tüchtigen Chauffeur Ettore Guizzardi. Der dritte Reisegefährte, von dem die Schilderung stammt,

war der Korrespondent des ‚Corriere della Sera‘, Luigi Barzini. Seinem schnellen Blick gelang es, im Vorübereilen eine Reihe Beobachtungen zu machen und zu kulturellen und politischen Betrachtungen zu verspinnen, die seine gewandte Feder dann in fesselndem Stil zu Papier brachte. Wohl hätte ein helläugiger Bruder Straubinger, dem eine Wanderung durch China, die Mongolei, die Wüste Gobi, Sibirien, Rußland, Deutschland, Frankreich bis zum Hause des reklamesüchtigen ‚Matin‘ gelungen wäre, mehr erlebt; aber hier handelte es sich um anderes und Neuartiges.

ss.

Abende am Genfer See. Grundzüge einer einheitlichen Weltanschauung. Von P. Martin Morawski S. J. Genehmigte Übertragung aus dem Polnischen von J. Overmans S. J. 2. Auflage. 8°. (XVI und 258) Freiburg. Herdersche Verlagsbuchhandlung. M. 2,20; geb. M. 2,80.

Der Verfasser hat es verstanden, die Summe seines Forschens und Lebens der gebildeten Lesewelt als einheitliche Weltanschauung vorzulegen, die man in ihrer klaren Knappheit erfreulich nennen kann, und die sich nach ihrem Inhalt an die weitesten Kreise der modernen philosophisch und religiös interessierten Welt wendet. In verhältnismäßig kurzer Zeit ist denn auch eine Neuauflage notwendig geworden, die sich in keinem wesentlichen Punkte von der ersten Auflage unterscheidet. Das Buch selbst wird dafür sorgen, daß diese zweite Auflage nicht die letzte ist.

F. X. T.

Hawaii, Ostmikronesien und Samoa. Meine zweite Südseereise (1897—1899) zum Studium der Atolle und ihrer Bewohner. Von Prof. Dr. Aug. Krämer. Mit 20 Tafeln, 86 Abbildungen und 50 Figuren. Strecker und Schröder, Stuttgart; geb. 12 Mk.

Der Verfasser ist ein ernster und gewissenhafter Forscher, der die Gabe, mit Naturvölkern zu verkehren, in seltenem Grade zu besitzen scheint. Dennoch macht er kein Hehl daraus, wie schwer es ist, intimere Beobachtungen anzustellen. Für ein Unglück sieht er es an, wenn man den ‚Auswurf unserer Gesellschaft‘ in diese Länder schickt. Die Bilder, die er von der vornehmen, gastfreundlichen Gesinnung und der keuschen Empfindung vieler Wilden gibt, können viele Europäer beschämen. Sehr hübsch lesen sich die kleinen Episoden mit eingeborenen Mädchen, die wir im Bilde kennen lernen. Keine Jagodja-Erlebnisse! Schöne natürliche Menschlichkeit, bei der alle Würde gewahrt ist. Dem Arzt schreibt er nebst dem Priester große Bedeutung zu, um das Vertrauen und die Liebe der Eingeborenen zu gewinnen. Doch tadelt er den Übereifer der Missionen, die zu rasche Arbeit machen wollten und daher schlechte Arbeit machten. Die wissenschaftliche Ausbeute, insbesondere die Beobachtungen auf den Koralleninseln (Atolle), der Palolowurm und der Planktonorganismen kann hier nicht gewürdigt werden, sie scheint ergiebig und zuverlässig. Alles in allem ein sehr unterhaltendes, gewinnbringendes Werk, aber begreiflicherweise nicht für die Jugend.

M.

Unsere Schwächen. Plaudereien von P. Sebastian von Oer, Benediktiner der Beuroner Kongregation. Fünfte vermehrte und verbesserte Aufl. 16° VIII, 286 S. Freiburg i. Br. Herdersche Verlagshandlung. Geb. M. 2,20.

Wer sich selbst und andere beobachtet, wird bald finden, daß im täglichen Leben nicht alles vollkommen ist und manches nicht dem Ideal entspricht, das er bei sich selbst oder bei den Mitmenschen finden möchte. Es sind kleine Fehler und ‚Schwächen‘, die einem jeden Menschen mehr oder weniger anhaften und ihn oft sein ganzes Leben hindurch begleiten. Langweile, Zerstreutheit, Ungeduld, Verlegenheit, Gewohnheit, Unbeständigkeit, Mutlosigkeit, falsche Scham, Widerspruchsgeist, Verdrießlichkeit, Empfindlichkeit, Kleinlichkeit, Vielreden, Hast, Taktlosigkeit, Indiskretion, Oberflächlichkeit, Neugierde, Vergeßlichkeit, Unwahrhaftigkeit, Eitelkeit, Selbstsucht, Verweichlichung, Weltsinn, das sind die ‚Schwächen‘, die in vorliegendem Buch mit Meisterhand gekennzeichnet sind. Der Verfasser begnügte sich nicht damit, diese Schwächen einfach zu schildern, er will auch auf ihren Grund und ihre Ursachen zurückgehen und zugleich die zu ihrer Beseitigung oder wenigstens Minderung notwendigen Mittel angeben. Wohl bietet er ‚nur skizzenhafte Studien und leichte Plaudereien‘, allein diese Skizzen und Plaudereien, geschrieben von einem scharfen Beobachter und welterfahrenen Manne, der an sein Urteil den Maßstab christlich-sittlicher Auffassung legt, werden nicht wenig anregen ‚zur Selbstbetrachtung, zur Ergänzung und Berichtigung und — so es Gott gefällt — auch zum Ablegen unserer kleinen Fehler sowie zur milderen Beurteilung der Schwächen anderer‘.

Neben Frhr. von Oers Büchlein wird jeder nach ernster sittlicher Vervollkommnung strebende katholische Christ gerne die ‚Schätze des Glaubens und der Liebe' von Bischof Gay (Autorisierte deutsche Ausgabe von Emil Prinz zu Öttingen-Spielberg. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. 16° X, 332 S. M. 2; geb. M. 2,60) zur Hand nehmen. Man findet darin in 95 Betrachtungen oder Erwägungen nicht einfach einen Auszug aus den größeren Werken des bekannten asketischen Schriftstellers, sondern vielmehr eine Zusammenstellung der Pflichten eines christlichen Lebens. Diese ‚Fleurs de doctrine et de piété', die in Frankreich weit verbreitet sind, werden auch in der deutschen Übersetzung vielen frommen Seelen willkommen sein.

-ag.

Sehnsucht. Roman von Karl Rosner. Berlin W 30. Concordia, Deutsche Verlagsanstalt. Preis brosch. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

Künstlerromane pflegen das gemein zu haben, daß in der Darstellung eine ganze Reihe von Typen auftreten. Die schärfer ausgeprägten Individualitäten von Künstlernaturen führen ja die bloße Beobachtung schon zu solchem Ziele. Dem Dichter ist diese Buntheit von Gestalten, die ein gleichartiges Ideal im übrigen zusammenhält, ein willkommenes Mittel, den Kernpunkt der Handlung in ebenso lebendige wie durchsichtige Beziehungen zu verschiedenartigen Lebensmöglichkeiten zu setzen. Fehlt es dem Roman auch noch in bewußter oder unbewußter Anlehnung an die seelische Ungebundenheit des Künstlers, an fest durchgehaltener Komposition, so steckt bei der beobachteten Technik doch im Stoff eine wirksame Gliederung. Bei Rosners neuem Buch trifft all das zu. Nicht zu einheitlichem Schicksal sind Münchener Maler und Kunstfreunde zusammengeführt, sondern um vielmehr in individueller Buntheit einem allgemein menschlichen und gesteigert künstlerischen Zug Bedeutung zu verleihen. Und zwar erstreckt sich die typische Gliederung der Charaktere bei Rosner in wesentlicher Absicht auf die Stimmung, auf ein Sehnsuchtsgefühl, das alle kennen und das alle enttäuscht. Und doch trägt es überall eine andere Gestalt, und wie seine Wirkung im Menschen entgegengesetzt ist, das illustriert die Handlung wie ein Kaleidoskop von Bildern, die auf demselben Grunde zur Erscheinung kommen. Von reicherem Erleben und lyrischer Stimmung ist der Roman voll, ein edler Geist weht hindurch.

J. O.

Unsere Kunstbeilagen.

Das Bild ‚Herbst' ist ein echtes Werk von Paul Heys schlichter und klarer, aber poesievoller Naturanschauung. Nicht mit dem Gedanken, den alten Schäfer, der in seiner trocken gefestigten Manier dem jungen teilnehmend zugebeugten Menschenkinde Rede und Widerrede gönnt, dem alternden Jahre zu vergleichen, ist sein Inhalt ausgeschöpft. Der Vergleich ist alt, aber je mehr er aus dem Gedanklichen zurückgedrängt in das Naturleben übersetzt wird, desto mehr wird er Anschauung, Kunst. Starke, knorrige Baumgreise, deren Jahresringe vielfach zerklüftet und geborsten sind, halten die Szene in engerem Rahmen und begrenzen zugleich den Durchblick in das altertümliche Städtchen. Die kleine Herde verliert sich grasend über den abgeernteten Hügel hin. Die Horizontlinie und der Taleinschnitt leiten in eine weite durchsichtige Ferne, aus der das helle, kühle Licht herflimmert, das weiße Nebel und kühle Nächte kündet. Noch brauen sie nicht über dem Tale und der Siedelung; noch ist es Zeit zu einem stillheiteren Wortetauschen auf dem sonnendurchwärmten Ausguck.

Die vier Beilagen, altägyptische Baudenkmäler darstellend, sind mit gütiger Erlaubnis des Verlegers Langewort in Breslau nach Originalradierungen des Kunstmalers Hugo Ulbrich wiedergegeben. Wir verweisen auf die Würdigung in der Rundschau dieses Heftes.

Herausgeber und verantwortlicher Chefredakteur: Karl Muth, München-Solln.
Mitleiter für Musik: Univ.-Musikdirektor Prof. Dr. Fritz Volbach, Tübingen.
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.

Fünfter Jahrgang. August 1908. 11. Heft.

Berti.

Von

Josef Sangl.

‚Nachbar, jetzt rate uns,‘ sagte die junge Witwe. Der alte Moz sah gar nicht empor. Er ließ es auch bei seiner Antwort merken, wie ihn das Reden verdroß.

‚Ich weiß nur einen Rat,‘ brummte er. ‚Den gebe ich mir. Dir weiß ich keinen.‘

Da mußte sie bei all ihrem Jammer lachen. ‚So redet mein einziger Freund und Nachbar! Da sollte ich mich jetzt von Rechts wegen mit meinen fünf Kindern ertränken.‘

Moz zuckte ein wenig die Achseln. ‚Tue wie du willst. Mir ist alles recht, was ich noch geschehen sehe. Ich mag gegen nichts mehr einen Finger rühren.‘

‚Gegen die Not wirst du schon wieder Fäust' machen,‘ meinte das junge Weib. Er sah unverwandt auf seine im Schoß gefaltenen, jämmerlich zerplagten Hände nieder. ‚Nein,‘ sagte er. ‚Ich krümm' keinen Finger mehr weiter, als er nun schon von meinem holden Leben gekrümmt ist. Ich sitz' da, wo ich so fest hergesetzt bin, und reg' mich nimmer. Und wenn auch die Vögel auf meinem Kopfe nisten, so ist es mir recht. Ich hab' bis gestern meinem Herrn ehrlich gedient. Der Dienst ist aus. Der Herr hat mir

die Brotstell' genommen, die ich mit tausend lieber Mühe gehegt und so viel in Ehren gehalten hab'. Und da herum liegt meine Zahlung. Die ist schwer genug. Lauter harter, toter Stein. Nicht ein Krümmlein lebendiger Erde hat mir mein Herr gelassen, kein Samenkörnlein und nicht einmal eine grüne Staudenwurzel, an der ich noch kauen könnte. Er will nicht, daß ich mich noch weiter um mein tägliches Brot plage, sonst hätte er mir nicht alle Gelegenheit zu weiterem Schaffen genommen. So erkenne ich denn seinen Willen und rühre mich nicht mehr.'

Das Weib schüttelte den Kopf. ‚Du bist voller Zorn und Trotz gegen den Herrn,' sagte sie. ‚Du willst nicht tragen, was er dir auferlegt.'

‚Er hat mir schon gar zu viel auferlegt,' antwortete der Alte. ‚Er prüfte mich, bis er dabei meine Kraft vernichtet hatte, mit der ich ihm Treu und Glauben beweisen konnte. Was prüft er nun noch an mir? Meine zwei letzten lockeren Zähne? Will er sehen, wie ich damit in den Stein beiße, mit dem er mich für mein Lebenswerk bezahlt?'

‚Du sollst daran glauben, daß er dir noch Brot geben kann,' sagte sie.

Moz lächelte höhnisch. ‚So? Laß uns sehen, ob er mir eins gibt. Er hat mich oft versucht. Und ich hab' mich recht bewährt. Zweimal hat er mir schon so wie gestern mein Hab und Gut genommen. Und ich hab' mir immer unverzagt selbst geholfen und dabei fest daran geglaubt, daß er mir half. Jetzt, wo ich mich selber nimmer aufrichten kann, will ich sehen, was er für mich tut. Jetzt will ich ihn versuchen. Vielleicht stellt er mir, ehe ich verhungere, meine schönen, tragenden Obstbäume zurück, die gestern das Bergwasser mitgerissen hat. Oder der Bach bringt meine liebe Fechsung wieder, mit der er gestern davon ist, und breitet meine mit blutiger Mühe aufgeschüttete Ackererde wieder da aus, wo er sie genommen hat. Oder meine gute Kuh kommt mir wieder aus dem Wald herauf, wo sie der wilde Schwall an Baum und Stein zu tausend Stücken zerfetzt hat.'

‚Es braucht kein Wunder zu geschehen,' sagte das Weib. ‚Aber ich werde dich noch essen sehen, und werde es dir von Herzen gönnen. Aber eine Maulschelle kriegst du dann doch von mir.'

Sie schritt nun über das weiße, nackte Steinfeld hin. Gestern war hier ein sommerliches Erntegefilde. Und heute stak da keine Graswurzel und kein braunes Schollenrestchen in einer Spalte des Grundes. So sauber hatte das Bergwasser in der Talecke noch selten aufgeräumt. Kaum in den tiefen Rissen des breiten Felsenstaffels, der von dem bergverdunkelten einsamen Talwinkel zu einer sonnbegnadeten Landschaft niederführte, verfing sich eine Spur der entführten Sommerherrlichkeit. Unten im breiten Tale hatte das Wasser nicht viel geschadet. Durch den Wald hin brachen und verflachten sich die Fluten.

Nur die zwei armen Einschichtler kamen um ihre Äcker und Wiesen. Dem Moz verblieb diesmal auch die alte Holzhütte nicht.

Nur eine angerußte Stelle an der Felsenwand zeigte noch an, wo der kleine Bau gelehnt hatte. Das hölzerne, morsche Haus der Witwe war umgeworfen und zertrümmert. Die vor ihm lagernden Felsenblöcke ließen es nicht fortschwimmen. Zum Baue neuer Hütten besaßen die Einschichtler noch gerade Holz genug. Dem kleinen Waldbestande der Armen war nichts geschehen. Oben vor dem steilwändigen Berggipfel hatte die Witwe ein kleines Föhrengehölz. Das war freilich schon so licht ausgeforstet, daß sich da kaum mehr ein fallender Baum an einem anderen verhängt hätte.

Die Bäume des armen alten Mannes standen noch schütterer auf dem Gehänge der Bergschlucht, und es war keinem von ihnen ohne Lebensgefahr beizukommen.

Die Witwe ging jetzt geradewegs zu ihren Föhren hinauf. Oben war es gerade recht laut. Die fünf Kinder der Armen befanden sich dort bei einem gefretthaften Werke. Sie wollten von den bis hoch hinauf astlosen Bäumen Reisig herabbringen. Aus dem Grün sollte dann für den diesjährigen Sommer ein Haus gebaut werden. Vor Wintersanbruch hoffte man schon wieder ein wärmeres zu haben.

Bei dem schwierigen Unternehmen hatten sich nun aber die Geschwister zerkriegt. Joggerl und Lenz, die zwei jüngsten, wollten die Arbeit schneller gedeihen sehen. Erst rissen sie mit einem langen Floßhaken an den Zweigen herum, brachten aber auf diese Art trotz vieler Plage so wenig von den Bäumen, daß ihnen die Geduld verging. Sie wollten es nun Berti, dem Ältesten, gleichtun, der kühn auf einen der höchsten Bäume geklettert war und einen Ast nach dem anderen aus dem Wipfel hackte.

Weil aber nur noch ein Beil vorhanden war, balgten sie sich um dieses. Nun kamen aber Everl und Kathi herzu, die bislang die fallenden Äste sammelten. Die verbündeten Schwestern bemächtigten sich des strittigen Gegenstandes und sprachen dann den Kämpfenden alles Recht des Baumbesteigens ab. Die darob beleidigten Brüder halfen nun gegen die Mädchen zusammen, und es entstand ein Raufhandel, dem Berti vom Baume herab mit keiner noch so bedeutsamen Einsprache zu gebieten vermochte. Aber da kam die Mutter und schuf mit ihrem ersten Schrei Frieden.

‚Steig herab,‘ sagte sie dann zu dem Ältesten. ‚Es gibt jetzt ein eiligeres Geschäft für dich!‘

Berti rutschte schnell an dem Stamme hernieder. Der noch kaum siebzehnjährige Junge war schon um ein merkliches Stück länger als seine hochgewachsene Mutter, und der alte zerflickte Leinenanzug zerplatzte ihm schier überall an dem kraftgeschwellten, prächtigen Leibe. Er wußte schon,

was die Mutter von ihm wollte. In seinem Gesichte war eine Trauer, vor welcher das Schicksal solche schöne Jugend von rechtswegen immer behüten müßte. Dem Weibe wurde nun auch bei dem Anblicke des Burschen merklich das Reden schwer. Sie legte begütigend ihre Hand auf seinen Arm. ‚Ich kann dir nicht helfen,‘ sagte sie, ‚du mußt für uns betteln gehen.‘

Er antwortete nichts. Um es ihr nicht sehen zu lassen, was da über seine lebenswarmen Augen zog, senkte er den Blick. Jetzt kamen Joggerl und Lenz herzugesprungen und boten sich eifrig an: ‚Wir gehen betteln, wir!‘

‚Für euch ist es wohl noch zu einer solchen Talreise zu früh,‘ meinte das Weib. ‚Wem würdet ihr mit eurer glücklichen Lustigkeit erbarmen? Nein, nein, für uns muß ein Ernsthaftes betteln gehen.‘

‚So gehe halt ich,‘ entschloß sich heldenmütig das elfjährige Everl.

‚Du bist ein Narr,‘ sagte ihr die um drei Jahre ältere Kathi. ‚Da bliebest du hernach schon dein Lebtag im Tal das Betteleverl‘.

Everl sah die andere scharf an. ‚Und der Berti?‘ fragte sie. ‚Darf der deinetwegen der Bettelberti werden?‘

‚Ein Bub kann sich gegen den Spott fester wehren,‘ meinte Kathi.

‚Und ein Dirndl leichter,‘ behauptete altklug Everl.

‚Du sollst das Betteleverl nicht werden,‘ sagte ihr Berti. ‚Ich gehe schon für euch.‘

Die Witwe sah ihn mit einem dankbaren Blicke an. Sie wäre selbst in das Tal gegangen, wußte aber, daß man ihr unten vor einem Stücke Brot böse Worte geben würde.

Ihr war im Tale niemand gut. Als sie ihren nun verstorbenen Mann heiratete, hatte sie sich fast mit allen ihren Bekannten entzweit. Den sonderbaren Einschichtler konnte kein Mensch leiden. Nur sie hatte ihn gerne. Sie fand hinter seiner Unfreundlichkeit zufällig die Spuren eines recht lieben Wesens, das niemand in ihm geahnt hätte.

Je mehr sie diesem Funde nachging, desto glücklicher ward sie dabei. Die Beiden waren für einander die Rechten gewesen. Dann starb er bald, nachdem sie zum ersten Male ihren Besitz verloren hatten. Er hatte sich bei dem Auftragen der Ackererde zu schwer geplagt. Die Talleute wollten es dem Weibe nicht glauben, daß es hier oben jemals glücklich gewesen war. Man hätte sie zu gerne unten zurückbehalten. Wo sie dann mit den Talleuten zusammentraf, setzte es Unfrieden ab. Sie war überzeugt, daß sie ihr das neue Unglück herzlich gönnen würden — und irrte sich gewiß auch nicht. Ein Bittengehen im Tale hätte sie wieder zu vielem Streiten geführt. Sie hätte gegen die leiseste Äußerung von Schadenfreude grob auffahren müssen, das lag nun einmal so an ihr.

Wohl die meisten Geber hätten von ihr die Gabe vor die Füße bekommen.

Da blieb denn kaum etwas anderes übrig, als daß Berti hinunter ging. Mit ihm verfuhr man wahrscheinlich mild. Ehe das Weib einen Käufer für einige Baumstämme fand, mußte nun wohl zu der neuen schweren Arbeit, die es hier zu tun galt, Bettelbrot gegessen werden.

Berti wußte, wie seine Mutter zu den Leuten stand. Sie konnte ja zu ihm schon über alles ehrlich reden. Er verstand sie. Darum quälte er sie nun auch mit keinem Verschieben des Notwendigen.

Erst hielt er das, was ihm auf seinem Gange bevorstand, für unerträglich. Aber dann kam es auf dem Wege so über ihn, daß er fast noch ein wenig stolz auf sein Elend wurde.

Man muß nur etwas recht Großes zum Tragen bekommen und sehen, daß man es wirklich zu ertragen vermag, dann stellt sich auch bei noch so argem Jammer bald ein Gefühl von Größe und Bedeutung ein. Berti glaubte seine Leidensfähigkeit schon im voraus genau ermessen zu können. Als er dann aber am unteren Waldesrande angekommen war, hatte er doch unvorausgesehene Empfindungen. Zunächst stimmte der Anblick des fruchttragenden, sonnbeglückten Landes den aus der notvollen, nackten Wüstenei Kommenden ganz seltsam neidisch und klein. Und plötzlich wußte er wieder nicht mehr, wie er mit seinem Stolze vor der Eitelkeit des da draußen prunkenden Glückes bestehen würde. Er hatte sozusagen die reichen Talhöfe mit seinem Elende nur so im Sturme nehmen wollen und nun getraute er sich kaum aus der Waldesfinsternis in den Sonnenschein hinaus. Unter einer Buche setzte er sich auf einen Stein. Nur ein Weilchen noch wollte er von dem goldenen Lichte da draußen nichts sehen und von dem hereintönenden fröhlichen Menschenlärm nichts hören. Er bedeckte sein feines Gesicht mit den abgearbeiteten braunen Händen. Und ehe er es recht wollte, weinte und schluchzte er, wie noch kaum zuvor in seinem Leben. In diesem Schmerze traf ihn ein noch um vieles heftigerer Schrecken. Dicht vor Berti hatte plötzlich eine tiefe, sanfte Männerstimme gesprochen. Ein recht wildes Geschrei hätte ihn gewiß viel weniger erschreckt. Aber die milde Stimme ließ ihn gleich deutlich einen Menschen ahnen, an dem ihm außergewöhnlich viel liegen und vor dem er sich auch ganz besonders der Tränen schämen würde. Er getraute sich gar nicht emporzusehen. Aber da saß der andere auch schon neben ihm auf dem Steine, und Berti fühlte, wie sich ein starker Arm um ihn legte. Das gab ihm die Empfindung, daß er plötzlich einen schier wunderbaren Schutz gefunden hätte, vor dem die finstere Sorge zurückwich. Es wurde auch tatsächlich, da wo sie saßen, viel lichter. Ein Sonnenstrahl fand eben durch eine Bresche des Baumdaches zu ihnen herab den Weg.

Dann sahen sich die beiden an. Der eine zwar noch schamglühend, aber doch mit einem erstaunlich schnell wachsenden, freudigen Vertrauen,

der andere voll eifriger, rechter Hilfsbereitschaft. Der Fremde war ein großer, schöner Mann, aber sein Gesicht sah seltsam jung aus, so eigentümlich jung, als könnte es niemals altern. Aus den klaren Augen sprach eine unverderbliche Kindesunschuld. Und es war doch ein Ernst in ihnen, der nimmer tiefer und reiner werden zu können schien.

‚Was schmerzt dich denn so arg?‘ fragte der Mann, wie ein selbstbewußter, ehrlich bestrebter Arzt einen Kranken fragt.

Berti fühlte, daß hier keine Verschlossenheit gut war, geschweige denn eine Lüge. ‚Betteln soll ich gehen,‘ sagte er, indem er wieder geschämig die Augen senkte. ‚Und das paßt mir halt nicht recht.‘

Der Mann staunte ein wenig. ‚Du sollst betteln? Kannst du denn nicht arbeiten?‘

‚O ja, aber nicht so schnell, daß ich damit das verdienen könnte, was ich jetzt in aller Geschwindigkeit erbetteln muß. Bei uns oben wird es lang und schwer arbeiten heißen, bis wir dafür ein Stück Brot kriegen.‘

‚Jetzt kenn ich mich aus,‘ sagte der Mann. ‚Du bist vom Talwinkel. Bei euch war wieder einmal Kehraus. Und du bist zum Bettelngehen erkoren, weil du wohl von allen, die da oben sind, zum Packtragen der Tauglichste bist. Aber du bist zu der Aufgabe doch der Unrechte. Wie du schon vor ihrem Beginnen zusammenbrichst! Und ehrliche Armut ist doch keine Schande.‘

‚O ja,‘ sagte Berti. ‚Sie ist doch eine. Ehrliche Armut, die betteln muß, sollte es überhaupt nicht geben.‘

‚Da hast freilich wieder du recht,‘ sagte der Mann und sah den Burschen fast ein wenig bewundernd an. ‚Ich merk’ schon, wie du denkst. Gelt, solche Armut ist für alle, die sie tragen, und für alle, die sie sehen, eine Schande. Sie brauchte ja von niemandem getragen und könnte immer wieder leicht von den Menschen aus der Welt geschafft werden. Aber dich soll sie nicht umbringen.‘

‚Das wird sie auch nicht‘, sagte Berti.

Der Mann zuckte die Achseln. ‚Wer weiß, sie läßt in dem, der sie einmal litt, gar leicht einen argen Keim zurück. Wenn es dir recht ist, erspare ich dir das Betteln.‘

‚Kannst du das?‘

‚Ja. Ich bin nicht arm. Der nächste Hof da unten gehört mir. Unlängst kaufte ich ihn, weil mir die Gegend da so gefällt. Und es ist mir über den Kaufpreis wohl noch soviel geblieben, daß ich dir damit helfen kann. Wenn du willst, strecke ich dir für die Deinen vor, was sie jetzt brauchen. Und du dienest dann deine Schuld auf meinen Feldern, die jetzt gar vieler Menschenmüh’ bedürfen, ab. Gefällt dir das?‘

Berti sah zunächst den anderen prüfend an. Die schönen Augen des Mannes hatten kaum ihren Ausdruck verändert. Sie lachten nur ein wenig. Aber Berti meinte sie nun nicht mehr ergründen zu können wie vorhin. Er wußte nicht, ob ihm der Antrag des Mannes gefallen sollte. Wenn der gesagt hätte: ‚Ich schenke dir, was du für die Deinen brauchst,‘ so hätte ihm das gefallen. Es enttäuschte ihn recht fühlbar, daß der borgen anstatt schenken wollte. Er war schon so fest daran gewesen, gar gut und schön von diesem Manne zu denken.

Wie ein großes Glück empfand er es, von jemandem so schön denken zu dürfen. Und nun war das wieder aus. Er wurde recht traurig darüber. Von dem hätte er das Wort: ‚Ich schenke dir, was du brauchst,‘ gerne gehört — es schien ihm kein anderes so in diesen Mund zu passen. Und der hätte ihm mit lieben Worten auch das Nehmen lieb machen können, der so leicht wie kaum ein anderer. Der Mann ließ ihn nun nicht recht überlegen. Er sah ihn zu erwartungsvoll an. Da schüttelte Berti kurz entschlossen den Kopf. ‚Ich darf mir nichts erborgen,‘ sagte er. ‚Ich könnte es nicht abzahlen. Bei dir abdienen kann ich nichts. Meine Mutter braucht mich jetzt daheim zum Erdauffahren. Wir müssen was geschenkt bekommen. Es muß jetzt vor allem gebettelt werden, nicht geborgt.‘ Nun stand er rasch auf. Und um dem anderen doch etwas von dem, was er da fühlte, erkennen zu lassen, sagte er nun noch: ‚Ich darf mich bei dir nicht länger aufhalten. Ich muß mir gute, barmherzige Menschen suchen.‘

Der Mann lächelte ruhig. ‚Also mich hältst du nicht für gut und barmherzig?‘

‚Du willst ja nur borgen,‘ sagte Berti ehrlich heraus. ‚Dazu braucht es doch keiner Barmherzigkeit und Güte.‘

Jetzt war wieder der Mann von dem Wesen des Jungen unhold überrascht. Er hätte denselben gerne für recht feinfühlend und geschämig gehalten. Und nun meinte er Berti ganz anders erkennen zu müssen.

Aus den Augen des Mannes sprach eine gar nicht kleine Trauer. Aber er lächelte doch ruhig, indem er Berti die Antwort gab: ‚Du nimmst also doch lieber, als es früher deinem Weinen nach schien.‘

Berti schüttelte den Kopf. ‚Mein Weinen war schon richtig. Mir fällt das Betteln schwer genug. Aber —.‘ Er stockte.

‚Aber.‘

Da platzte denn Berti heraus: ‚Nur von dir hätte ich gerne genommen — nur von dir, wenn du so gewesen wärest, wie ich dachte — so gut und fein. Aber du bist nicht so. Und darum will auch ich nichts mehr von dir —.‘ Er war nun über seine Enttäuschung hell zornig geworden. In seinen Augen standen Tränen.

Der andere war aber plötzlich sehr erfreut. Er wollte die Hand des Burschen ergreifen. Aber der machte sich mit rauher Gewalt los. ‚Lasse mich!‘ rief er. ‚Und künftighin täusche niemanden mehr so wie mich. Stelle dich nicht mehr um so viel besser, als du bist. Mache nicht an Wunder glauben, die es nicht gibt. Es gibt keine Menschen, die so gut sind, wie du aussiehst — das weiß ich jetzt. Lege darum das in deine Augen, was hineingehört, damit man dich erkennt — nicht aber diese Güte — diesen Himmel, der ja doch nicht ist. Und setze dich nicht mehr so neben Weinende — reiße sie nicht so aus ihrem Unglücke und laß' sie nicht wieder so in dasselbe zurückfallen.

So. Jetzt weißt du, wie ich denke und wie ich dich kenne.‘ Damit wollte er fort. Aber da hielt ihn der andere lachend zurück.

Berti gebrauchte seine Kraft, um los zu kommen. Aber es gelang ihm nicht.

‚Bleibe,‘ sagte der Mann. ‚Du kannst mich so haben, wie du mich zuerst sahst.‘

Berti stutzte, rief aber doch noch voller Zorn: ‚Du bist nicht so.‘

‚Vielleicht werde ich so, wenn du es willst,‘ sagte der andere. ‚Ich glaube, daß ich deinetwillen um vieles besser werden könnte.‘ Und schon fast scherzend setzte er hinzu: ‚Oder möchtest du das nicht?‘

Jetzt staunte ihn Berti an. Sein Zorn war vergangen. Er stand wieder vor dem Anfange eines großen Glückes.

‚Wirklich? Du könntest so werden? Und meinetwillen? Ist das möglich?‘

‚Ich will's versuchen,‘ sagte der Mann lächelnd. Und Berti sah, daß der einen Glauben an sich selbst hatte, bei dem viel Schönes und Gutes möglich war.

‚Ja,‘ fuhr der Mann fort, ‚ich will es versuchen, so gut zu sein — wie ich dir auf den ersten Blick erschien.‘

Da forschte Berti tief in den Augen des anderen. ‚Du,‘ sagte er hernach, ‚mir ist jetzt, als ob ich doch mit dem ersten Blick recht gesehen hätte, und ob du gar nicht viel tun müßtest, um so zu sein, wie du aussiehst.‘

Da drückte ihn der Mann an sich. ‚Kann schon sein,‘ sagte er. ‚Man muß nur den Rechten finden, dann wird man leicht so gut, wie es der haben will.‘

Berti brauchte nun nicht betteln gehen. Sein neuer Freund half gehörig dazu, daß im nächsten Frühlinge auf dem Boden des Talwinkels wieder eine junge Saat keimen konnte.

Und der brachte auch den alten Moz dahin, daß dieser nicht auf dem nackten Steine hocken blieb, sondern lächelnd aufstand, gerne bereit, sich wieder zu rühren und wieder zu glauben. —

Vedanta und Buddhismus und ihre Schätzung durch die Gegenwart.

Von

Alfred Frhrn. von Mensi.

Der große Astronom sprach: Alle Himmelsflur
Hab ich durchforscht und nicht entdeckt von Gott die Spur.
Hat er nicht recht gesagt? Bei Mond und Sonnenflecken,
Im Sternennebel dort, ist Gott nicht zu entdecken.
Des Sehrohrs Scharfblick sieht den Unsichtbaren nicht,
Den nicht berechnen kann Zahl, Größe, Maß, Gewicht.
Wer Gott will finden dort, der muß ihn mit sich bringen.
Nur wenn er ist in dir, siehst du ihn in den Dingen.

Rückert, Die Weisheit des Brahmanen. 8, 10.

Alles kann zur Mode werden — sogar die Religion: die älteste wie die jüngste. Wir erleben es wieder in unseren Tagen. Hart neben absoluter Glaubenslosigkeit, neben einem wahrhaft erschreckenden Nihilismus und Materialismus auf allen Gebieten, auf dem ethischen und religiösen am meisten, tritt uns auch immer mehr die Sehnsucht nach einem festen Anker im wachsenden Lebenssturm entgegen. Dem einen wird er zum Schlusse die Religion, in der er geboren und erzogen; die andern, die rerum novarum cupidi, machen sich eine, die gerade modern ist. Im Buddhismus, wie sie ihn verstehen, in einer modern propagierten Theosophie, die indische und christliche Gedanken gar wundersam verquickt, finden sie oder glauben sie den Trost zu finden, den ihnen das alte unmoderne Christentum nicht mehr spenden kann. Eigene Gesellschaften nehmen sich in unseren Kulturzentren der Sache an, Commis voyageurs der Theosophie und des Neubuddhismus halten überall Vorträge, in denen sie das Kunststück fertig bringen, Haeckel, moderne Wissenschaft, Buddha und seine Lehre, Christus und das Johannes-Evangelium auf ein Ziel hinauslaufen zu lassen; ein ‚Lotus'-, ein ‚Vedanta'-Verlag, Begriffe, die vor zehn und zwanzig Jahren nichts weniger als sich selbst erklärt hätten, münzen das alte Gold indischer Literatur und Kultur zu kleiner Kupferscheidemünze um, in der oft kaum mehr ein Atom des alten Edelmetalls zu finden ist. Mehr oder minder schöne Damen fühlen nach einer lustig durchtollten oder mindestens religiös-indifferent verbrachten Jugend plötzlich längst entwöhnte

heilige Schauer im Angesicht der neuen bequemeren Heilslehre und suchen sich, da sie des Beichtvaters doch nicht entbehren können, einen neobuddhistischen Gewissensrat und Geistesführer. Kurz — ex oriente lux: aus dem Osten kommt, nicht zum ersten Male, das Licht, und Buddha wird nach dritthalbtausend Jahren wieder modern. Was aber einmal modern ist, hat bei uns von vornherein gewonnenes Spiel. Ist es da ein Wunder, wenn sich feinere und freiere Geister schon deshalb von dieser Mode unwillig abwenden und selbst über einen vielleicht ihr zugrunde liegenden guten Kern hinwegsehen, eben weil und nur weil sie gerade Mode ist?

Der ehrenden Aufforderung des Herausgebers dieser Zeitschrift, deren Lesern an der Hand einiger bedeutender neuer Erscheinungen auf dem Gebiete der Fachliteratur ein knappes Bild von der Schätzung zu geben, die altindische Religion und Kultur durch unsere Gegenwart erfahren, komme ich um so lieber nach, als ich allerdings der Ansicht bin, daß diese uralten Kulturwerte auch heute noch von dem größten und berechtigtsten Interesse sein können. Ja unter Umständen auch von bedeutender ethischer Wirkung. Wie wenige aber von unseren modernen Theosophen kennen den wirklichen Buddhismus, den sie doch so gern im Munde führen! Es ist bezeichnend, daß in ihren Büchern meist nur Zitate aus zweiter und dritter Hand auftreten: Ausschrotungen und Verwässerungen der alten Texte, die gar nicht zu kontrollieren sind. Schon vor mehr als zwanzig Jahren machte bei uns in Deutschland die anonyme Übersetzung eines englischen Buches, ‚Die esoterische Lehre oder Geheimbuddhismus' von A. P. Sinnett (1884) ziemliches Aufsehen. Es hat seither Schule gemacht. Das ‚Esoterische Christentum' der Annie Besant, der Nachfolgerin der Blavatsky, ist das christliche Gegenstück dazu. Dort wie hier wird alles zum Symbol verflüchtigt. Liest man das erstere Buch, so erfährt man mit Staunen, daß die Lehren des Vedanta, die allerdings zum Teil Geheimlehren waren, dem Buddhismus zugeschrieben werden, dem jede Esoterik fremd ist; liest man das letztere, so wundert man sich zu erfahren, das Jesus kaum ein einziges klares Wort gesprochen hat; denn kein einziges darf da so verstanden werden, wie es der schlichte Wortsinn ergäbe. Alle bedeuten etwas ganz anderes, als man bisher angenommen hat. Das heißt denn doch die unzweifelhaft vorhandene christliche Symbolik weit über Gebühr ausnützen und ausweiten.

Noch einfacher liegt die Sache beim Buddhismus. Für die meisten Laien ist das Wort eine Art Sammelbegriff geworden, ähnlich wie für viele noch vor ein paar Jahrzehnten das Wort Spiritismus, worunter der inzwischen erkannte und anerkannte Hypnotismus und der noch ziemlich unerforschte Somnambulismus bequem subsumiert wurden. Wer heute noch diese Begriffe verwechselt, darf schon kaum mehr Anspruch erheben, zu den Gebildeten gezählt zu werden. Soweit sind wir beim Buddhismus noch lange nicht. Vielleicht deshalb, weil, ähnlich wie beim Christentum, das Wort den Namen des Religionsgründers in sich schließt, was allemal eine prägnante, leicht zu merkende

und auf alle Fälle bequeme Bezeichnung für eine Religion abgibt. So muß der Buddhismus wohl oder übel die Religionsgeschichte etwa dreier Jahrtausende in sich aufnehmen: die Zeit der Veden, die Upanishads und den Vedanta, den alten echten Buddhismus und das abstoßende Pantheon des neueren, der sich von der Lehre Buddhas fast noch mehr unterscheidet als das abergläubische, äußerliche Christentum manches Bauernburschen von der Unio mystica eines Eckehart und Suso.

Es ist nun sehr merkwürdig, daß der deutsche Philosoph, dessen Schriften das größte Verständnis und die größte Verehrung Buddhas atmen, und zwar so sehr, daß sich das Ziel seiner eigenen Lehren mit dem des Buddhismus völlig identifiziert, Arthur Schopenhauer, ganz in denselben Fehler verfallen ist wie jene, die heute nur das bequeme Schlagwort ‚Buddhismus' kennen. Er begriff darunter oder unter seinem ‚Buddhaismus' Lehren der Upanishads und der Vedanta-Philosophie und die spätere Lehre Buddhas. Brahmanismus und Buddhismus verquickten sich in seiner Anschauung in eins, ja er ward noch der irrigen Ansicht, daß beide sich in umgekehrter Reihenfolge gefolgt seien. Das wird begreiflich, wenn man bedenkt, mit welch elenden Hilfsmitteln sich Schopenhauer damals, als sein System entstand, die Kenntnis der indischen Quellen verschaffen mußte. Die Upanishads, den Oupnek'hat, las er in der lateinischen Übersetzung einer persischen Bearbeitung des indischen Originals. Und doch konnte er (Parerga II. § 185) entzückt ausrufen: ‚Wie atmet doch der Oupnek'hat durchweg den heiligen Geist der Veden! Wie wird doch der, dem durch fleißiges Lesen das Persisch-Latein dieses unvergleichlichen Buches geläufig geworden, von jenem Geist im Innersten ergriffen! Wie ist doch jede Zeile so voll fester, bestimmter und durchgängig zusammenstimmender Bedeutung! Und aus jeder Seite treten uns tiefe, ursprüngliche, erhabene Bedenken entgegen, während ein hoher und heiliger Ernst über dem ganzen schwebt. Alles atmet hier indische Luft und ursprüngliches, naturverwandtes Dasein. Und o, wie wird hier der Geist rein gewaschen von allem ihm früh eingeimpften jüdischen Aberglauben und aller diesem frönenden Philosophie! Es ist die belohnendste und erhebendste Lektüre, die (den Urtext ausgenommen) auf der Welt möglich ist; sie ist der Trost meines Lebens gewesen und wird der meines Sterbens sein.' In der Tat lag stets der Oupnek'hat auf seinem Tisch aufgeschlagen, und vor dem Schlafengehen verrichtete er darin seine ‚Andacht'. Wenn Schopenhauer aber von den Veden spricht, meint er immer den Vedanta, die Upanishads, und all dies ist ihm — Buddhaismus gewesen, der in Wirklichkeit zeitlich viel später folgte. Trotzdem konnte Max F. Hecker, dem wir ein vortreffliches Buch über ‚Schopenhauer und die indische Philosophie' (Köln 1897) verdanken, dieses mit allem Recht mit der Versicherung schließen, daß das Abendland die Lehre Buddhas in der Sprache Schopenhauers lernen kann. Wir fügen hinzu: und tausendmal besser, auch heute noch, als in hunderterlei verwässerten Kompendien, Katechismen usw., die sie uns heute ‚billig und schlecht' vermitteln wollen. — Es ist in der Tat er-

staunlich: als Schopenhauer im Jahre 1813 schrieb: ‚Unter meinen Händen und vielmehr in meinem Geiste erwächst ein Werk (Die Welt als Wille und Vorstellung), eine Philosophie, die Ethik und Metaphysik in einem sein soll', da wurde seine Metaphysik zur Identitätslehre des Vedanta, seine Ethik zur buddhistischen Askese und Moral; ohne daß er es selbst wußte und wollte.

Da ist es denn wohl kein Zufall, daß gerade ein Schopenhauerianer, der einzige Schopenhauerianer, der heute einen deutschen Lehrstuhl schmückt — Schopenhauer und Universitätsphilosophie haben sich bekanntlich von jeher schlecht verstanden —, uns Deutschen die wichtigsten Quellen vermittelt hat, aus denen sich uns die echte vorbuddhistische Religionsphilosophie der Upanishads, des Vedanta erschließt: Professor Dr. Paul Deussen in Kiel. Deussen kennt Indien und indische Literatur und Kultur nicht vom Schreibtisch aus. Er hat das Land seiner Studien im Winter 1892/93 besucht und seine Eindrücke allerdings erst zehn Jahre später (1904) unter dem Titel ‚Erinnerungen an Indien' (Kiel, Leipzig, Lipsius und Tischer) erzählt. Indische Reisen kann man heutzutage, wo alles reist, billig erzählt haben. Was aber die Reiseschilderungen Deussens vor andern auszeichnet, ist, daß der Verfasser gerade dem vollständig aus dem Wege gegangen ist, worauf alle indischen Reisenden angewiesen sind oder sich angewiesen sehen, da sie doch meist keine andere Sprache sprechen als die englische: eben den Engländern, den Beherrschern des Landes. Deussen hat fast ausschließlich nur mit Indern verkehrt und hat sich mit ihnen in ihrer Sprache, mit den Gelehrten in Sanskrit unterhalten. Man begreift, daß seine Eindrücke von den landläufigen wesentlich verschieden sein mußten. Deussen kennt also das Land, dessen Philosophie er sich zu seiner Lebensaufgabe gemacht hat. Vorbereitet hatte sich Deussen schon durch sein sehr geschätztes Buch ‚Die Elemente der Metaphysik', das er 1877 als Leitfaden zum Gebrauche bei Vorlesungen sowie zum Selbststudium herausgab und das seither drei Auflagen (die dritte stark vermehrte 1902 bei Brockhaus, Leipzig) erlebt hat. Es bietet eine Einführung in die Philosophie und Religion der Inder auf dem Wege von Platon über Kant und Schopenhauer zu den Upanishaden. Diesen Weg ist der Verfasser wohl selbst in seiner Entwicklung gegangen. Der Kieler Indologe hat als Lebenswerk eine auf sechs Bände berechnete Geschichte der Philosophie in Angriff genommen, die aber im Gegensatz zu den andern gerade der Philosophie und Religion des Ostens, die sonst mit ein paar Seiten abgetan zu werden pflegt, die ganze erste Hälfte des Werkes gewidmet hat. Hand in Hand damit geht eine Übersetzung der vornehmsten Texte. Wir haben von Deussen ‚Sechzig Upanishads des Veda' und die Sutras des Vedanta, ferner auch ‚Vier philosophische Texte des Mahabharatam' — lauter umfangreiche und freilich nicht dem oberflächlichen Verständnisse sich erschließende Werke — erhalten, durch deren Besitz wir Deutsche den Vorsprung, den die Engländer durch die erste Herausgabe der Sacred Books of the East von je hatten, wenigstens einigermaßen wieder eingeholt haben. Eine so reiche und glänzende

Übertragung der Upanishaden wie die ‚Sechzig Upanishads des Veda' (Leipzig, F. A. Brockhaus 1905, 2. Aufl.) Deussens hatte man bis dahin überhaupt in keiner europäischen Sprache aufzuweisen.

Was sind aber nun eigentlich die Upanishads des Veda und der Vedanta? Unsere modernen Theosophen und ‚Geheimbuddhisten' lesen leider all die genannten großen Werke nicht, sonst wären sie vielleicht keine ‚Geheimbuddhisten'. Vielleicht lesen sie aber nun den köstlichen Extrakt, den Deussen selbst aus seinem großen Upanishad-Werke gezogen in seinem neuesten Buche ‚Die Geheimlehre des Veda'* Zu der (an anderer Stelle erschienenen) Besprechung des ersteren grundlegenden Werkes hatte ich mir die schönsten Upanishaden angemerkt. Nun hatte ich die Freude, gerade diese im neuen Werke alle aufgenommen zu sehen. Sie und die dazu überleitenden großartigsten kosmologischen Hymnen aus dem Rigveda bilden den Inhalt des Buches. Die Upanishads aber sind für den Veda, was für die Bibel das Neue Testament ist. Und diese Analogie ist — ich zitiere Deussens interessante, aber gewiß nicht unanfechtbare Parallele, die äußerlich manches Bestechende für sich haben mag —: ‚nicht eine bloß äußerliche und zufällige, sondern eine solche, welche gar sehr in die Tiefe geht und in einem allgemeinen, auf beiden Gebieten zur Erscheinung kommenden Entwicklungsgesetz des religiösen Lebens begründet ist. In der Kindheit der Völker stellt die Religion Gebote und Verbote auf und gibt denselben Nachdruck durch Verheißung von Lohn und Androhung von Strafe; — sie wendet sich somit an den Egoismus, den sie als den eigentlichen Kern des natürlichen Menschen voraussetzt, und über den sie nicht hinausführt. Eine höhere Stufe des religiösen Bewußtseins wird aber erreicht mit der Erkenntnis, daß alle Werke, die auf Furcht und Hoffnung als Triebfedern beruhen, für die ewige Bestimmung des Menschen wertlos sind (siehe Kants kategorischen Imperativ), daß die höchste Aufgabe des Daseins nicht in einer Befriedigung des Egoismus, sondern in einer völligen Aufhebung desselben besteht, und daß erst in dieser unsere wahre göttliche Wesenheit durch die Individualität hindurch wie durch eine Schale zum Durchbruche kommt.' Der erstere Standpunkt ist im Alten Testament und in den rituellen Hymnen und Brahmanas des Veda vertreten. Die Upanishads des Veda, wie Deussen sie kurz und gut übersetzt: die Geheimlehre des Vedanta, das Ende, das Ziel des Veda, machen gleich dem Neuen Testament das Heil nicht vom Tun und Lassen, sondern vielmehr von der völligen Umwandlung des ganzen natürlichen Menschen abhängig; beide betrachten, wie uns Deussen schon in der kurzen Vorrede zu seinem letztgenannten Buche erklärt, diese Umwandlung als eine Erlösung aus den Fesseln dieser ganzen, im Egoismus wurzelnden empirischen Realität.

Warum aber bedürfen wir einer Erlösung aus diesem Dasein? Weil es das Reich der Sünde ist, antwortet das Neue Testament; weil es das

* Ausgewählte Texte der Upanishads, aus dem Sanskrit übersetzt von Dr. Paul Deussen. Leipzig, F. A. Brockhaus 1907. 221 S. 8°.

Reich des Irrtums ist, antwortet der Vedanta. Jenes sieht die Verderbnis im wollenden, dieser im erkennenden Teile des Menschen; jenes fordert eine Umwandlung des Willens, dieser eine solche des Erkennens. In dieser einseitigen Auffassung befangen, meint Deussen: ‚Wäre der Mensch bloß Wille oder bloß Erkenntnis, so würden wir uns, dem entsprechend, für die eine oder andere Auffassung zu entscheiden haben. Nun aber der Mensch ein zugleich wollendes und erkennendes Wesen ist, so wird sich jene große Wendung, in welcher Bibel und Veda das Heil erblicken, auf beiden Gebieten vollziehen: sie wird erstlich, nach biblischer Anschauung, das im natürlichen Egoismus versteinerte Herz erweichen und zu Taten der Gerechtigkeit, Liebe und Selbstverleugnung fähig machen, und sie wird zweitens, Hand in Hand damit, in uns die große, Kants Lehre antizipierende, Erkenntnis der Upanishads aufdämmern lassen, daß diese ganze räumliche, folglich vielheitliche, folglich egoistische Weltordnung beruht auf einer, uns durch die Beschaffenheit unseres Intellektes eingeborenen Illusion (Maya), daß es in Wahrheit nur ein ewiges, über Raum und Zeit, Vielheit und Werden erhabenes Wesen gibt, welches in allen Gestalten der Natur zur Erscheinung kommt, und welches ich, ganz und ungeteilt, in meinem Innern als mein eigentliches Selbst, als den Atman, fühle und finde.‘ ‚So gewiß, nach Schopenhauers großer Lehre, der Wille und nicht der Intellekt den Kern des Menschen bildet, so gewiß wird dem Christentum der Vorzug bleiben, daß seine Forderung einer Wiedergeburt des Willens die eigentlich zentrale und wesentliche ist, — aber so gewiß der Mensch nicht bloß Wille, sondern zugleich auch Intellekt ist, so gewiß wird jene christliche Wiedergeburt des Willens nach der andern Seite hin als eine Wiedergeburt der Erkenntnis sich kundgeben, wie die Upanishads sie lehren. ‚Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst‘, fordert die Bibel; aber woher diese Zumutung, da ich doch nur in mir, nicht in dem andern fühle? — ‚Weil‘, so fügt hier der Veda erklärend hinzu, ‚dein Nächster in Wahrheit dein eigenes Selbst, und was dich von ihm trennt, bloße Täuschung ist.‘ — Das Neue Testament und die Upanishads stehen nach der Ansicht des Schopenhauerianers quand-même Prof. Deussen nirgendwo (wenn man nicht an der Außenseite klebt) in einem unvereinbaren Widerspruche, sondern dienen in schönster Weise einander zur Erläuterung und Ergänzung.

Professor Dr. M. Winternitz in Prag steht zwar durchaus nicht immer auf dem enthusiastischen Standpunkt seines Kieler Kollegen, aber auch er sagt im soeben vollständig gewordenen ersten Bande seiner vortrefflichen Geschichte der indischen Literatur:* ‚Von den mystischen Lehren der Upanishads zieht sich ein Gedankenstrom zur Mystik des persischen Sufiismus,

* Erster Band: Einleitung. Der Veda. Die volkstümlichen Epen und die Puranas. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag 1908. (9. Bd.: Die Literaturen des Ostens in Einzeldarstellungen.) 505 Seiten: Die erste deutsche Literaturgeschichte Indiens von solcher Ausführlichkeit.

zur mystisch-theosophischen Logoslehre der Neuplatoniker und der alexandrinischen Christen bis zu den Lehren der christlichen Mystiker Eckehart und Tauler und endlich zur Philosophie des großen deutschen Mystikers des neunzehnten Jahrhunderts — Schopenhauers.' Merkwürdigerweise wird es gerade von katholischer Seite gern übersehen, daß dieser protestantische Philosoph des Pessimismus, was die philosophische Grundlage der Religion betrifft, vollkommen auf katholischem Boden steht und dafür überall den schönsten Ausdruck findet, so wenn er von der Erbsünde spricht und an anderem Orte z. B. sagt: ‚Der Protestantismus hat, indem er die Askese und deren Zentralpunkt, die Verdienstlichkeit des Zölibats, eliminierte, eigentlich schon den innersten Kern des Christentums aufgegeben und ist insofern als ein Abfall von demselben anzusehen. Dies hat sich in unseren Tagen herausgestellt in dem allmählichen Übergang desselben in den platten Rationalismus, diesen modernen Pelagianismus, der am Ende hinausläuft auf eine Lehre von einem liebenden Vater, der die Welt gemacht hat, damit es hübsch vergnügt darauf zugehe (was ihm dann freilich mißraten sein müßte), und der, wenn man in gewissen Stücken sich seinem Willen anbequemt, auch nachher noch für eine viel hübschere Welt sorgen wird (bei der nur zu beklagen ist, daß sie eine so fatale Entree hat). Das mag eine gute Religion für komfortable und aufgeklärte Pastoren sein: aber das ist kein Christentum. Das Christentum ist die Lehre von der tiefen Verschuldung des Menschengeschlechts durch sein Dasein selbst und dem Drange des Herzens nach Erlösung daraus, welche jedoch nur durch die schwersten Opfer und durch die Verleugnung des eigenen Selbst, also durch eine gänzliche Umkehrung der menschlichen Natur erlangt werden kann.'

Einen solchen Umgekehrten, geistig Wiedergeborenen nennt der Vedanta einen Dvija, einen Zweimalgeborenen. Er soll vier Acramas (Orden oder Lebensstadien) durchlaufen: als Brahmanenschüler, als Hausvater, als Waldeinsiedler, als Pilger oder Bettler. Das metaphysische Bedürfnis des Inders war vielleicht größer als das eines jeden andern Volkes. Dies geht schon daraus hervor, daß die Aufnahme dieses religiös-philosophischen Wissens nicht so einfach war, wie sich dies heute ein Laie vorstellen mag. Winternitz nimmt an, daß das Alter der vedischen Literatur bis ins vierte Jahrtausend v. Chr. zurückreicht. Man lese bei ihm die ebenso interessanten wie geistreichen Untersuchungen über den Veda und Vedanta nach, die durch ausführliche Zitate noch wertvoller werden, wie er denn auch von den übermenschlich großen indischen Epen einen sehr instruktiven Extrakt gibt, worauf wir vielleicht, wenn auch der Schlußband vorliegt, ausführlicher zurückkommen. In jener Zeit und auch viel später noch war der Schüler stets auf das lebendige Wort des Lehrers angewiesen. Er war Jahre bei ihm und diente ihm — nur um von ihm über die höchsten Fragen belehrt zu werden. Die Upanishads, die kurzen und infolge ihrer komprimierten Kürze fast unverständlichen Sutras des Vedanta mit dem um so längeren Kommentar des Cankara — alles mußte auswendig gewußt, vorgetragen und gelernt werden. Daher auch die für uns heutige

Leser so ermüdende Umständlichkeit und die endlosen Wiederholungen und Rekonstruktionen desselben Gedankens. So wird in der prachtvollen Chandogya — Upanishad jener oben ausgesprochene Gedanke von der Identität des individuellen Selbst mit dem Brahman, die Atmanlehre des Veda, der Grundgedanke ‚Das bist du' (Tat tvam asi) wieder und immer wieder in allen nur möglichen Erscheinungen der Natur verfolgt. Immer wieder heißt es: ‚Was jene Feinheit ist, ein Bestehen aus dem ist dieses Weltall, das ist das Reale, das ist die Seele, das bist du, o Cvetaketu!'

* * *

Während wir noch in den älteren Hymnen des Rigveda einen ausgebreiteten Götterhimmel vor uns haben, der sich immer mehr leert und einen eben so ausgebreiteten Opferdienst, nehmen die jüngeren und jüngsten Teile dieses heiligsten Buches der Inder immer mehr upanishadartigen Charakter an. Im zehnten Buche des Rigveda nimmt dieses Suchen nach dem einen unbekannten Gott, der diese Welt gemacht haben muß, grandiose Formen der Spekulation an. Ihr voraus geht der Zweifel, die Skepsis:

‚Er, der die Schöpfung hat hervorgebracht,
Der auf sie schaut im höchsten Himmelslicht,
Der sie gemacht hat oder nicht gemacht,
Der weiß es! — oder weiß auch er es nicht?'

Und ein anderer Hymnus schließt jede Strophe mit der immer dringender werdenden Frage:

‚Wer ist der Gott, daß wir ihm opfernd dienen?'

Prajapati wird es, ‚und kein andrer', Purusha, der Urmensch dann, bis sich endlich in Brahman alle Fähigkeiten konzentrieren. Immer unpersönlicher wird nun dieser Brahman gefaßt, bis das Brahman in den Upanishaden und im Vedanta mit dem Atman Eins wird. So geht eins in das andere über, bis der Buddhismus auftritt, den, ebenfalls wieder als Übergang, schon einzelne späte Upanishadstellen deutlich ankündigen und den Cankaras Kommentar zu den Vedanta-Sutras noch deutlicher bereits als lästige Sekte bekämpft. Der Buddhismus gilt als eine atheistische Religion, die keinen Gott und keine Seele kennt. Ich meine natürlich den alten Buddhismus, die echte Lehre Buddhas, nicht den heute in Asien herrschenden, der im Gegenteil mehr Götter kennt, als je vor ihm existiert haben — ein entsetzliches, sinnverwirrendes Pantheon, über das uns erst kürzlich Professor Max Buchner in seiner kleinen, sehr fesselnden Schrift ‚Das buddhistische Pantheon' (Sonderabdruck aus der Beilage zur Allgemeinen Zeitung) mit Laune und Geschmack unterrichtet hat. Im Grunde könnte man aber, meines Erachtens, eine Religion nur dann atheistisch nennen, wenn sie die Existenz eines Gottes oder wie man das oberste Prinzip sonst nennen mag, ganz leugnete. Dies ist so wenig der Fall, wie daß unter dem Nirwana das Nichts zu verstehen sei. Gegen diese letztere Annahme hat sich schon der große deutsch-englische Gelehrte Max Müller,

dem die indische Forschung so viel verdankt, energisch gewehrt. ‚Hat man den Buddhismus als eine Religion des Nichts bezeichnet und ihn von hier aus als von dem Kernpunkt seines Wesens zu entwickeln versucht, so hat man es in der Tat erreicht, das, was für Buddha selbst und für die alte Gemeinde seiner Jünger die Hauptsache gewesen ist, ganz und gar zu verfehlen.‘ Diesen apodiktischen Ausspruch finden wir in der neuesten fünften Auflage von Hermann Oldenbergs ‚Buddha‘,* der im übrigen durchaus nicht immer mit Max Müller übereinstimmt. Dieses Werk, auf das man immer wieder Jedermann hinweisen muß, der sich mit Buddhismus beschäftigt oder sich auch nur oberflächlich dafür interessiert, ist das wahre deutsche Standardwork über diesen Gegenstand bis heute geblieben, während man die Religion des Veda vielleicht genußreicher in Deussens Geschichte der Philosophie als in Oldenbergs etwas nüchternem und trockenem gleichnamigen Buche studiert. Ihm kann höchstens T. W. Rhys Davids' ‚Buddhism‘, der (bei Reclam) auch deutsch erschienen ist, an die Seite gestellt werden. Ganz vortreffliche gemeinverständliche Darstellungen hat neben seinen fachwissenschaftlichen Schriften der leider so früh verstorbene Professor Dr. Edmund Hardy in seinem (bei G. J. Göschen, Leipzig erschienenen) kleinen Werkchen ‚Buddha‘ und ‚Indische Religionsgeschichte‘ hinterlassen.

Aber wir kommen auf unser Nirwana zurück, auf diesen so ziemlich bekanntesten Begriff des Buddhismus, der so oft in den Mund genommen wird, mit und ohne Verständnis. Irgendwo im bayerischen Hochland habe ich sogar eine Pension Nirwana gefunden. Hätte ich den Besitzer gefragt, so würde ich wahrscheinlich zur Antwort erhalten haben, sie heiße so, weil sie ruhig gelegen sei oder weil er besonders für Ruhe für seine Pensionäre gesorgt habe. Und der Mann hätte gar nicht so Unrecht gehabt. Nirwana, das Ziel der Buddhisten, bedeutet allerdings auch Ruhe für den, der es erreicht. Aber dieses Ziel kann für den Heiligen selbst bei Lebzeiten erreicht werden: die Loslösung von allen Fesseln, von allem Begehren und vor allem von — dem Wiedergeborenwerden. Dies ist das eigentliche und einzige Ziel der Lehre Buddhas. Er leugnet nicht den Gott, die Seele und ein Jenseits, aber er läßt es auf sich beruhen, er untersucht es nicht, er spekuliert nicht. Er hat auf seinem Lebens- und Leidenswege, in seiner Askese und nach Aufgabe derselben, als nutzlos, nur mehr das eine praktische Ziel vor Augen, die Menschheit zu erlösen durch Willens- und Weltverneinung. Ein Hinausgehen über die tiefsinnigen Gottsucher des Vedanta war ohnehin ausgeschlossen. Nun war es das Leiden der Welt, des Diesseits, das es zu bekämpfen galt; die

* Buddha. Sein Leben, seine Lehre, seine Gemeinde von Hermann Oldenberg. V. Auflage, Stuttgart und Berlin 1906, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, 452 S., 8°. Diese letzte Auflage ist nicht erweitert worden, sondern zählt gegen die vierte und dritte weniger Seiten, indem u. a. zum Schlusse der polemische Exkurs ‚Bemerkungen über das Verhältnis des Buddhismus zum Sankhya-System‘ weggelassen wurde. Dafür ist sie aber gründlich durchgearbeitet und nimmt überall auf die neuesten Erscheinungen kritischen Bezug.

Frage nach dem Was dann? ließ Buddha offen oder er wies sie ab, entweder als unerforschlich oder noch mehr als für den Weg zur Erlösung bedeutungslos. Das Wort vom Leiden der Welt fällt übrigens schon in den Upanishads: ‚Wie die Sonne, des Weltalls Auge, fern und unberührt bleibt von aller Krankheit, die das menschliche Auge trifft, also bleibt der Eine, der Atman, der in allen Wesen wohnt, fern und unberührt von den Leiden der Welt.‘ Wo nicht Atman, die Einheit, ist, wo Vielheit herrscht, also in der Welt, im Samsara, ist Leiden, sind die Grundformen des Leidens: Geburt, Alter, Tod. Hier ist das Begehren (Kama) und die Tat, das Karman, das Belohnung und Bestrafung, je nachdem, zur kausalen Folge hat, also Wiedergeborenwerden. Begehren und Geschehen halten den Geist in den Schranken der Endlichkeit fest. Darin besteht das Leiden. Die vier heiligen Wahrheiten des Buddhismus handeln vom Leiden, von der Entstehung des Leidens, von der Aufhebung des Leidens und vom Wege zur Aufhebung des Leidens. ‚Immer aber ist es das Wort Leiden, das den Grundton des buddhistischen Denkens angibt.‘ Es ist das buddhistische Credo, der Kern und Angelpunkt der Lehre (Dhamma). Geburt ist Leiden, Krankheit ist Leiden, Alter ist Leiden, Tod ist Leiden, mit Unlieben vereint, von Lieben getrennt sein, nicht erlangen, was man begehrt, ist Leiden. Zur Entstehung des Leidens führt das Begehren, der Durst, im Sinne Schopenhauers der Wille zum Leben. Er führt von Wiedergeburt zu Wiedergeburt. Zur Aufhebung des Leidens aber führt der heilige achtteilige Pfad, der da heißt: rechtes Glauben, rechtes Entschließen, rechtes Wort, rechte Tat, rechtes Leben, rechtes Streben, rechtes Gedenken, rechtes Sichversenken. Diesen Weg kann jeder einzelne nur für sich gehen: jeder muß sich selbst aus den Banden der Sinnlichkeit und Körperlichkeit erlösen. Hat er diese Notwendigkeit erkannt, so nimmt er seine Zuflucht zum Buddha, zur Lehre und zur Gemeinde, wie die Formel lautet.

Wir haben eine Unzahl kanonischer buddhistischer Schriften, aber keine einzige rührt von Buddha selbst her oder auch nur aus seiner Lebenszeit. Sie sind erst später, zur Zeit der Konzilien und Jahrhunderte hernach entstanden. Am allerwenigsten gibt es etwa eine authentische Biographie Buddhas selbst. So hoch die metaphysische und philosophische Befähigung des Inders stand, so wenig war in ihm der geschichtliche Sinn entwickelt, auch nur der Sinn für Jahreszahlen. Um die Mitte des sechsten Jahrhunderts vor Christus wurde im Lande und Geschlechte der Sakya (‚der Gewaltigen‘) der Prinz, oder richtiger der adelige Knabe Siddhattha geboren, der später der Asket Gautama (Gotamo) und zuletzt der ‚Buddha‘ (der Erwachte, Erkennende, Vollendete) wurde. Dr. Julius Dutoit, Lehrer am Luitpoldgymnasium in München, hat unter dem Titel ‚Das Leben des Buddha‘ sehr geschickt und verdienstvoll alte Berichte aus den kanonischen Schriften der südlichen Buddhisten zusammengestellt, die ein weit zutreffenderes und authentischeres Bild seiner gewaltigen und so überaus merkwürdigen Erscheinung geben als die zahllosen dichterischen Ausgestaltungen sowohl wie die popularisierenden Zurichtungen der Vergangen-

heit und der Gegenwart. Aber wir sind auch bei Buddha auf die später entstandenen Berichte und Reden angewiesen, wenn wir uns annähernd genau sein Leben rekonstruieren wollen. Anders steht es mit der Lehre. Der Inder hatte nur für diese Sinn; das Leben Buddhas war ohnehin von dem Augenblick an, als er nach der Legende aus dem elterlichen Hause floh, um wie Tausende nach ihm ‚in die Hauslosigkeit' zu ziehen — als Asket, Büßer und Bettler, mit der Almosenschale von Haus zu Haus wandernd — völlig nur ein inneres, von äußeren Erlebnissen kaum bewegtes geworden. Die Lehre breitete sich aus; wir hören immer wieder die Geschichten neuer Bekehrungen, und als Achtziger stirbt Buddha im Kreise seiner Jünger. Diese Lehre nun ist der immer wieder in zahllosen Variationen rückkehrende Kern seiner Reden, die, obwohl sie damals sicher nicht aufgeschrieben worden sind, doch insofern echt oder glaubhaft sein können, weil, wie schon oben gesagt, sie ebenso wie die Veden und weit später noch die großen indischen Epen buchstabengetreu von Lehrer zu Schüler in unzähligen Wiederholungen überliefert worden sind.

Mit der schlichten Knappheit unserer Evangelien lassen sich aber die Reden Buddhas nicht vergleichen, eben schon dieser Wiederholungen und steten Variationen des einen Gedankens wegen nicht. Sie füllen Folianten und sind in Pali, einem indischen Dialekt, nicht in Sanskrit, verfaßt. Buddha selbst muß Pali oder einen diesem ähnlichen Dialekt gesprochen haben. Daneben gibt es nun allerdings zahlreiche buddhistische, mehr oder minder kanonische Schriften, die, wie das Dhammapadam, auch zu den formell schönsten Denkmälern des buddhistischen Altertums gehören. Es würde hier zu weit führen, auf dieses buddhistische Gegenstück zur Bhagavad-Gita, die Wilhelm v. Humboldt Worte des größten Entzückens entlockt hat, näher einzugehen. Halten wir uns nur an die Reden Buddhas, so haben wir, um uns auf das zu beschränken, was deutsch vorliegt, schon fünf Folianten zu verzeichnen, die aber noch nicht alles umfassen. Im Jahre 1896 hat der junge Wiener Indologe Dr. Karl Eugen Neumann, ein, wie man sieht, ganz aus der Art geschlagener Sohn des großen Theatermannes Angelo Neumann in Prag, ‚Die Reden Gotamo Buddhos' aus der mittleren Sammlung Majjhimanikayo des Pali-Kanons aus der ihm vom König von Siam überlassenen kostbaren Ausgabe zu übersetzen begonnen. Im Jahre 1902 schloß der dritte Band das dritte Halbhundert Reden ab. Im Jahre 1905 erschien ein neuer Band Reden aus der Sammlung der Bruchstücke Suttanipato, und jetzt liegt der erste Band einer neuen Reihe Reden aus der längeren Sammlung Dighanikayo* vor — eine erstaunliche Arbeit von stupendem Fleiß, großem Enthusiasmus und einer seltenen Belesenheit, die zumal in den Anmerkungen aus der Weltliteratur alles heranzieht, was nur im entferntesten zur Parallele dienen kann. Um für den Laien genußreich zu sein, müßten diese Texte etwa auf den zehnten Teil komprimiert sein, denn sie strotzen von Wiederholungen, berechnet, sich dem Gedächtnis des indischen Yoga-Schülers auf immer einzuprägen.

* München, R. Piper u. Co., Verlag 1907, gr. 8°, 316 S.

Buddha zieht predigend durch das Land, gefolgt von seinen Anhängern und Mönchen, deren Zahl oft in die Hunderte geht oder wenigstens so angegeben wird. Später kamen auch Frauen hinzu, deren soziale Stellung übrigens im alten Indien weit höher und freier zu denken ist als im späteren Orient. Doch unterwarf sie das weltliche Gesetz wie auch ‚die acht hohen Ordnungen' für die eigene buddhistische Gemeinde der Nonnen der Herrschaft der Männer bezw. der Mönche. In der Askese ließen sie sich von den Mönchen nicht übertreffen, nicht im Mitleid mit allen lebenden Wesen, vor allem auch dem Tier, nicht an Verachtung aller vergänglichen Körperlichkeit, vor allem des eigenen sterblichen Leibes, wäre er auch noch so schön. In den ‚Liedern der Mönche und Nonnen Gotamo Buddhos', die K. E. Neumann zum erstenmal aus den Theragatha und Therigatha übersetzt hat (Berlin E. Hofmann u. Co., 1899), treten uns überall glänzende Beispiele entgegen:

‚Errungen hat es Mancher hier, was ewig ist,
Erringen kann es heute noch der Mensch,
Der mutig kämpft und kühn beharrt:
Nur wer sich selbst verleugnet, hat gesiegt.'

Und Vimala, die ehemalige Hetäre, singt:

‚In Schönheit schimmernd, reizberauscht,
Von Glück und Glanz verwöhnt, verwirrt,
Voll Jugendleben, Jugendlust,
Verlacht' ich alle Andern laut.

Mit Bettelbissen heute satt,
Geschoren kahl, gekleidet fahl,
Im Forste sitz' ich, baumbeschirmt,
Verloren selig, abgelöst.'

* * *

Von protestantischen Schriftstellern mehr als von katholischen ist immer wieder auf die merkwürdige Übereinstimmung hingewiesen worden, die in den Einrichtungen der buddhistischen Gemeinde mit denen der katholischen Kirche besteht. Man hatte vor allem das Mönchstum, die Beichte, den Rosenkranz usw. im Auge. Ganz abgesehen davon, daß diese Einrichtungen zum Teil erst aus der späteren Zeit des Buddhismus datieren und mit der Urlehre Buddhas wenig oder nichts zu tun haben, stammen sie wohl daher, daß beide Religionen — wenn man den Buddhismus überhaupt eine Religion nennen will — pessimistische, asketische Religionen sind. Die Abkehr von der Welt zeitigte hier wie dort ähnliche Erscheinungen. Nur grenzenlose Oberflächlichkeit und buchhändlerische Sensationssucht kann aber ein Buch wie Th. J. Planges ‚Christus — ein Inder?' mit den Worten ankündigen: ‚Die Bibel ist so wenig als göttliche Offenbarung wie das Neue Testament als höchstes Gut anzusehen. Es sind vielmehr Bücher, die viele Jahrhunderte vor ihrer Abfassung vor anderen, von uns als Heiden bezeichneten Völkern in anderer

Form beſtanden und als heilig gegolten haben. Chriſtus hat niemals als Jude exiſtiert, iſt vielmehr eine Geſtalt der Phantaſie; Moſes iſt ein Schüler altindiſcher Weisheit, die älteſte chriſtliche Gemeinde iſt ein römiſcher Ableger des Buddhismus, und die kirchlichen Dogmen ſind ſämtlich indiſchen Urſprungs.' Planges Buch iſt etwas beſſer als dieſe törichte Ankündigung ſeines Verlegers, es bringt wenigſtens einige brauchbare Materialien, beruht aber in der Hauptſache auf zum Teil längſt überholten und widerlegten Studien Louis Jacolliots. Von deutſcher Literatur zu dieſem Gegenſtande ſcheint der Verfaſſer nur zu kennen, was zufällig bei Reclam erſchienen iſt. Auch unſere modernen Theoſophen laſſen ſich von der Ähnlichkeit zwiſchen beiden Religionen zu waghalſigen Schlüſſen verleiten, und ihre Wanderprediger tiſchen uns oft ein merkwürdiges Gebräu auf: ein Kompoſitum aus Orient und Okzident. Und doch ſcheint uns die Löſung ſo einfach. Es iſt der ja heute auf allen Gebieten ſo häufige Falſchſchluß: post hoc, ergo propter hoc.

K. E. Neumann hat in einer ſeiner älteren Schriften zwei buddhiſtiſche Suttas, das Sutta über die Frucht des Asketentums und jenes über die Fülle des Leidens mit dem herrlichen Traktat unſeres großen chriſtlichen Myſtikers Meiſter Eckehart ‚Über die Abgeſchiedenheit' in Parallele gebracht. In Angelus Sileſius' Cherubiniſchem Wandersmann finden wir Sinn- und Schlußreime wie die folgenden:

Die Selbſtvernichtigung.

Nichts bringt dich über dich als die Vernichtigkeit;
Wer mehr vernichtigt iſt, der hat mehr Göttlichkeit.

(II. 140.)

Im Meer werden alle Tropfen Meer.

Das Tröpflein wird das Meer, wenn es ins Meer gekommen:
Die Seele Gott, wenn ſie in Gott iſt aufgenommen.

Das ſind Gedanken, die wir faſt wörtlich in den Upaniſhaden und in den Reden Gotamo Buddhos wieder erklingen hören. Hat deshalb einer vom andern gewußt? Haben Eckehart und Angelus Sileſius überhaupt etwas von dieſen indiſchen Geiſteserzeugniſſen geahnt? Sicher nicht. Und doch dieſe Übereinſtimmung ähnlich wie zwei, ja fünf Jahrhunderte ſpäter als beide, zwiſchen Schopenhauer und den Indern. Es iſt eben das metaphyſiſche Bedürfnis nach der Erklärung der Welt um und in uns, das Gottesbedürfnis des doch überall und zu allen Zeiten gleichgearteten Menſchen, das auf beiden Hemiſphären und in den höchſt geſteigerten Kulturen ſeine wonnigen Blüten treibt, wie ſie letzten Endes erſtehen durch die myſtiſche Verſenkung in unſer Inneres — wenn wir darauf hören. Beata anima, quae Dominum in se loquentem audit, ſagt die Nachfolge Chriſti zu Beginn ihres köſtlichſten, dritten Buches: Selig die Seele, die den Herrn in ſich reden hört; ſelig die Ohren, die das leiſe Flüſtern vernehmen und auf das Geſumme dieſer Welt nicht achten.

Das künſtleriſche Lichtbild.

Von

Konrad Weiß.

Das Bedürfnis nach dem Eigenbildnis entſpricht nicht in letzter Linie einem egoiſtiſchen Kitzel und die immer allgemeinere Verbreitung des Porträts, das beſonders im Verlaufe des 19. Jahrhunderts angefangen hat, die ziviliſierte Welt zu überſchwemmen, iſt ein Zeichen der Demokratiſierung der Geſellſchaft. Das iſt eine ſoziale Wandlung; ſie hängt enge zuſammen mit der künſtleriſchen. Das Bedürfnis, den Menſchen, den ‚kleinen Gott der Welt‘, in ſeiner Eigenperſönlichkeit nachzubilden, wächſt mit dem Fortgang der Menſchheit von einſeitigen Kulturhöhen zu einem breiten Ziviliſationsniveau. Monumentale, für die Ewigkeit geſchaffene und Ideen geſtaltende Bau- und Bildwerke ſtehen an den Anfängen der Kunſtgeſchichte; mit dem Wert des Zeitdokuments und zu perſönlichem Ruhm ſchießen die Bildniſſe der Tagesgrößen aus dem allgemein kultivierten, aber mageren Boden einer ſich allſeitig vergeudenden Zeit. Vom Monumentalen und Idealen geht es zum Subjektiven und Realen, von der Typik zur Perſönlichkeit. Als die Kunſt realiſtiſch und individuell wurde, beim Beginn der Renaiſſance, wandte ſie ſich dem Porträt zu. Man fing an, den Charakter des Menſchen in ſeiner äußeren Erſcheinung zu ergründen und darzuſtellen. In eindringlicher, rückſichtsloſer Realiſtik offenbarte ſich das reine Weſen des Menſchlichen. Das heroiſche Barock fügte die pathetiſch große Gebärde bei. Das abſolutiſtiſch gerichtete Rokoko verhimmelte ſeine Größen, indem es ſie mit den Attributen der Antike paradieren ließ. Doch es war nur ein Geſellſchaftsſpiel. Dann verzopfte das Bildnis zum Repräſentationsſtück und ſchließlich verbürgerlichte es im 19. Jahrhundert und wurde mit der Marktware der Photographie das Populärſte von der Welt. Immer hat es auf dieſem Wege ein Stück an hoher typiſcher Kunſt verloren, bis in dem mechaniſchen Lichtbild nichts mehr davon übrig war. Erſt nach dem dritten Siege durfte die Statue des Olympiaſiegers in der Altis Porträtähnlichkeit haben. Heute können Gevatter Schneider und Handſchuhmacher gegenſeitig ihre Porträte in den Journalen bewundern.

Die Photographie hat mit ihrem Einzug in die Ateliers und Buchwerkſtätten das Volk in manchem Kunſtzweig geſchädigt und ärmer gemacht. Zwar ſteht dem der gewaltige Fortſchritt der mechaniſchen Reproduktionsverfahren gegenüber. Aber der künſtleriſchen Hand und wohl auch dem früher

nicht so übersättigten Auge ist Abbruch geschehen. Kupferstich und Holzschnitt und der nicht lange vorher entdeckte Steindruck mußten weichen, nachdem insbesondere der Holzschnitt unter Verleugnung seines Charakters mit feinsten tonigen Wirkungen den Wettbewerb versucht hatte. Und näherhin ist gerade auch auf dem Gebiete der Bildniskunst, das uns hier in erster Linie beschäftigt, nachdem die künstlerische Landschaftsphotographie schon früher in diesen Heften behandelt wurde, eine Verarmung eingetreten. Manch biederer Porträtmaler saß früher da und dort in den Städten und porträtierte Honoratioren, Bürger und Bauern. Diese Handwerkskünstler sind mit dem Aufkommen der Daguerreotypie brotlos geworden. Und doch gab ein solch nachgedunkeltes Gemälde von Ahnen und Eltern dem Staatszimmer des bürgerlichen Hauses etwas schlicht Solides und war ein Zeugnis konservativer guter Bürgertradition. Die dafür üblich gewordene vergrößerte Photographie hat nichts davon. Aus ihrer geleckten, retuschierten Glätte redet nicht die Zeit der Ahnen, sie müßte denn nur in einer charakteristischen Mode anklingen. Die gleichmäßig helldunkle, verblasene und oft nach den Rändern zu verschwindende Fläche hat keinen dekorativen Wert für die Wand und ist kein gesellschaftlicher Gradmesser. Auch die Porträtminiatur auf Elfenbein, jenes spielerische Erzeugnis einer galanten Zeit, fiel ebenso dem ernster gerichteten Sinn einer anderen Generation als der neuen Erfindung des Lichtbildes zum Opfer.

Das mechanische Lichtbild schien in seinem Entstehen eine künstlerische Einwirkung fast ganz auszuschließen. Es folgte optischen und chemischen Gesetzen. Seine Entwicklung ist denn auch bis vor kurzem fast nur ein Fortschritt der Optik und Chemie gewesen. Vor 1840 noch entstanden die ersten Daguerreotypien auf versilberten Kupferplatten, die immer nur ein Bild gestatteten; gleichzeitig kam das Papiernegativ, die Talbottypie. Einen erheblichen Fortschritt brachte alsbald die Einführung der Glasplatte und des nassen Kollodiumverfahrens. Mit der Erfindung der Trockenplatte und der Retusche war dann die Photographie der Allgemeinheit und dem Geschäft ausgeliefert.

Doch neben dieser chemischen Entwicklung geht auch eine künstlerische her, wie denn schon das Wort ‚Retusche' auf persönliche Eingriffe und eine verschönernde Absicht hinweist. Nur war das Resultat fürs erste ein negatives. Es ist gewiß eine merkwürdige Tatsache, daß unter den ersten Photographien Bilder sind, die zum Besten gehören, was der photographischen Kunst bis heute gelungen ist. Es sind die Bilder des englischen Malers D. Oktavian Hill.* Von der Mitte des letzten Jahrhunderts an nahm dann die künstlerische

* Das Illustrationsmaterial entnehmen wir mit gütiger Erlaubnis des Verlegers Gustav Schmidt in Berlin großenteils dessen Verlagswerk ‚Die Bildnisphotographie'. Ein Wegweiser für Fachmänner und Liebhaber von Fritz Löscher. 2. umgearbeitete und erweiterte Auflage mit 133 Abbildungen. Das Werk zeichnet sich durch genaueste Stoffkenntnis, solide Sachlichkeit und angenehme Darstellung aus. Der Text ist stets durch das Bild illustriert. Löscher schildert die Entwicklung zuerst der herkömmlichen Atelierphotographie und dann des

Qualität von Jahrzehnt zu Jahrzehnt ab, bis wir vor kurzem auf einem erschrecklichen Tiefstand photographischer Barbarei angelangt sind, der im allgemeinen heute noch eingehalten wird. Schön drapierte Teppiche und alle möglichen Versatzstücke kommen zur Verwendung. Von ihnen wird die Person umstellt und umbaut, um in vornehmer Umgebung zur Geltung zu kommen und zu repräsentieren. Schließlich langte man bei gemalten Hintergründen romantischen Genres und fingierten Tätigkeiten pseudo-poetischen Hauches an, bei Szenerien, an denen alles und jedes Täuschung war und selbst die Persönlichkeit eine verlogene Rolle spielte.

Daneben setzte nun seit ungefähr fünfzehn Jahren eine aufsteigende Bewegung ein. Unter dem Einfluß der realistischen Malerei ging man zurück zur Natur und zur Kunst. Einen großen Teil trug auch die neu erfundene Kopiertechnik des Gummidrucks bei. Das Verdienst, den Weg zur Kunst mit heißem Bemühen gesucht und gefunden zu haben, gehört wie bei der Landschaftsphotographie auch beim Bildnis fast ohne Ausnahme dem Amateurphotographen. Er brauchte sich nicht um ein Geschäft zu sorgen und war vom Willen des Publikums, das ein ‚schönes' Bild verlangte, unabhängig. Photographische Ausstellungen, für Deutschland zum ersten Male die zu Hamburg 1893, sammelten das jeweils erreichte Beste, ließen die Fortschritte erkennen und austauschen und gewährten einen internationalen Überblick. Heute haben wir schon eine Reihe Namen von gutem Klang, die in der Geschichte der Kunstphotographie als Bahnbrecher genannt werden müssen. In England sind es vor allem Craig Annan und Hollyer; in Frankreich machte Demachy den Gummidruck fruchtbar; für Österreich wurden Watzeck, Henneberg und Kühn die Männer der künstlerischen Tat; dazu kommt Spitzer. Am weitesten in der kühnen Konkurrenz mit der Malerei gehen die Amerikaner Steichen, White und Frl. Käsebier. In Deutschland arbeiten auch schon eine ganze Anzahl Amateure und Fachphotographen im Dienste der künstlerischen Ideen. So Weimer, die Gebrüder Hofmeister, Scharf, Weiß, die Berufsphotographen Dührkoop, Perscheid, Erfurth und andere. An nationalen Verschiedenheiten fehlt es nicht, wie auch an individuellen.

Wie in der Landschaft hat der Deutsche auch im Bildnis eine solide, etwas schwerfällige Arbeitsweise. Er sucht weniger neue Wege, als daß er

künstlerischen Lichtbildes in den verschiedenen Ländern. Der zweite Teil behandelt die Praxis der Bildnisphotographie bis ins einzelne, wodurch das Buch dem Amateur und nicht zuletzt auch dem gewöhnlichen Berufsphotographen wertvolle praktische Dienste leistet. Möge es seinen Weg im Dienste der angewandten Kunst weiter machen. — Eine historische und referierende Darstellung des allgemeineren Gebietes ist das in der Sammlung ‚Die Kunst', herausgegeben von Muther, erschienene Bändchen, ‚Künstlerische Photographie' Entwicklung und Einfluß in Deutschland von Fr. Matthies-Masuren, Vorwort und Einleitung von Prof. A. Lichtwark. Mit 1 Gravüre und 30 Tonätzungen. Marquard und Cie., Berlin. Das Bändchen gibt einen guten internationalen Überblick, wozu die Bilder die Anschaulichkeit vermitteln.

die alten ausbaut. Theorien und Skrupel halten ihn von allzu gewagten Neuerungen ab, wie sie die Franzosen und insbesondere die Amerikaner lieben. Dem Franzosen gehen oft pikante Lichteffekte über die eigentliche Absicht des Bildnisses; der glänzenden Form entspricht nicht immer ein tüchtiger Gehalt. Anders bei den Amerikanern. Hier ist die photographische Geschmackskultur auf die Spitze getrieben. An persönlichen Eingriffen gestatten sich Lichtbildner wie Steichen das äußerste, ohne daß bei der Kühnheit der Ernst verloren ginge. Fortschritt mit Sorgfalt gepaart zeichnet die englischen Bilder aus.

Nennt man die berühmten Namen der Lichtbildkünstler, so wird auch immer der Name des Engländers Hill genannt. Die Monographien und Beispielsammlungen über Kunstphotographie beginnen mit Lob und Wiedergabe seiner Bilder aus den Jahren vor 1850. Groß und sicher sind sie in den Raum komponiert. Die Stellung und Tätigkeit seiner Personen ist einfach und natürlich. Seine Gruppenbilder überzeugen durch eine ungezwungene Anordnung. Große Flächen mit Verdunklung des Nebensächlichen und Beleuchtung des Bedeutenden, einige stark betonte Umriß- und Hauptlinien, gegen die das übrige Faltengeknitter verschwindet, sind seine darstellenden Mittel. Das Gesicht bildet den beherrschenden geistigen Mittelpunkt.

Worin liegt nun die Kunst von Hills Bildern? Vergleichen wir sie mit einer landläufigen Photographie von heute, so empfinden wir unwillkürlich die ruhige Harmonie der Töne, der Licht- und Schattenpartieen, während hier durch das verwirrende Detail das Auge von einer Ecke zur andern gerissen, oder bei den verblasenen Bildern von keiner anatomisch oder sonstwie bestimmten Linie geleitet wird und zu keinem organischen Eindruck kommt.

So schien wohl die Kunst Hills durch die Unzulänglichkeit seiner Mittel garantiert und behütet und die Unkunst lag im technischen Fortschritte? Wenn demnach die unscharfe Flächenmodellierung gegenüber dem Detailreichtum den künstlerischen Eindruck vermittelte, lag dann die Kunst in der Unschärfe und war sie durch Unschärfe zu erzielen? Man gab zum Entsetzen der auf möglichst genaue Wiedergabe haltenden Fachphotographen die Losung aus: Unschärfe. Aber das Resultat entsprach nicht den Erwartungen. Man sah ein, daß es mit einem technischen Kniff nicht getan sei, sondern daß das Objekt in geistiger Durchdringung und Verarbeitung geläutert werden müsse, um Kunst zu werden. Ein geistiger Prozeß mußte die Führung des technischen übernehmen. Man mußte mit dem Auge des Malers arbeiten, wie Hill vorher Maler gewesen war. So ließ man sich vom Maler beraten und so ist z. B. der kühnsten einer, der Amerikaner Steichen, Malerphotograph.

Das Wesen des optischen und chemischen Vorganges der Photographie ist die Wiedergabe einer abgestuften Helligkeitserscheinung. Kunst ist dabei keine. Aber wiederholt ist Gelegenheit geboten, künstlerisch gestaltend in den Prozeß einzugreifen, bei der Aufnahme, beim Negativ- und beim Positivverfahren, bei der Auswahl und Anordnung des Motivs, bei der Entwicklung und eventuellen Überarbeitung der Platte und beim Kopieren, für welches be-

sonders der Gummidruck eine Reihe malerischer Möglichkeiten erschlossen hat. Andere Aufgaben stellt das Bildnis, andere das Bild einer Gruppe oder Handlung.

Wenn irgendwo, so gilt für die Photographie das Wort Dürers, daß die Kunst in der Natur stecke, aus der man sie herausreißen müsse. Denn mehr als eine andere ist diese Kunst ihrer Herkunft nach naturalistisch. Die Natur gibt dem optischen Abklatsch das natürliche Kleid, die irdische Schale mit und will die Kunst nicht in reiner Schönheit herausschälen lassen. Dem Apparat allein soll es jedenfalls nicht gelingen. Wie schwierig es ist, die Kunst aus der Natur herauszuholen, zeigt eben die ganze bisherige Geschichte des Lichtbildes, und die Vermutung, daß manche Schwierigkeiten, so für Gruppenbilder und dann insbesondere bei Gegenständen höherer Ordnung, bei Themen eines bestimmten geistigen Inhaltes unübersteiglich sind, dürften auch die besten Versuche noch nicht widerlegt haben.

Das Porträt stellt die konzentrierte Körperlichkeit und in ihr die geistige Individualität der Persönlichkeit dar. Es ist das Bild der körperlich-geistigen Erscheinung. Aus allen naturalistischen Kunsttheorien rettet sich diese höhere Forderung wieder heraus. ‚Jedes Menschengesicht ist eine Hieroglyphe, die sich allerdings entziffern läßt, ja, deren Alphabet wir fertig in uns tragen,‘ sagt Schopenhauer. ‚Das Gesicht spricht einen Gedanken der Natur aus.‘ Gerade das neunzehnte Jahrhundert hatte eine große Vorliebe für die geistige Physiognomie, wie Lavaters physiognomische Studien beweisen, die bei Goethe lebhaftes Interesse fanden. Diesen Gedanken der Natur spricht der Künstler im Porträt aus vermöge seiner künstlerischen Intuition. Er hebt die Idee über die natürliche Form heraus oder er gestaltet die Form so mächtig, daß sie von Ideen gefüllt erscheint oder er taucht das Individuum in eine Sphäre von Licht, in der es zu einem neuen Leben erwacht.

Wie der Maler die Persönlichkeit studiert und das Geistige aus dem Körperlichen entstehen läßt, zeigen Lenbachs Bilder von Bismarck oder Leo XIII. Hier überwiegt die Idee. Das Individuelle ist nicht mehr die Hauptsache. Anders ist die realistische Prägnanz eines Velasquez. Man möchte sagen, hier übertrifft die Darstellung die Natur an Naturwahrheit. Anders wieder offenbart sich das Geistige in Rembrandts Hell-dunkel bis zur Aufgabe des Persönlich-Individuellen in einer Sphäre leuchtend-zitternden Lebens. Eine Kunst, an der auch der Impressionismus teil hat. Das ist eine Fülle von Möglichkeiten, das Menschenbildnis im Wesen zu treffen. An Rembrandts Helldunkel und an den modernen Impressionismus glaubte die Lichtbildkunst am besten anknüpfen zu können. Nach den besonderen Bedingtheiten der Photographie und dem Zeitgeiste mit manchem Recht. Aber schließlich trägt jede Kunstgattung ihre Gesetze in sich selbst, und das Urbarmachen eines eigenen Pfades bleibt ihr nicht erspart.

Rembrandts Licht ist kein natürliches Licht, es ist ein geistiges Element und Träger einer künstlerischen Idee. Auch das Licht im künstlerischen Lichtbild ist kein natürliches Licht mehr, es ist verstärkt, herausgehoben. Es ist ebenfalls, noch viel mehr als im Gemälde, Träger des geistigen Gehalts.

Ihm fällt es zu, die charakteristischen Linien zu beleuchten, das Wesentliche zu gestalten und das Unwesentliche zu beschatten, Harmonie in die Fläche zu bringen und sich doch der Struktur unterzuordnen. Aber dies Licht kommt doch ganz vom natürlichen Licht her und kann seine irdische, unkünstlerische Abstammung oft nicht verleugnen. So bleibt vielfach der Eindruck einer Lichtstudie statt des Lichtbildes.

Die Photographie kann keine schaffende Kunst im höchsten Sinne werden, sondern sie muß mit ihren Mitteln immer eine darstellende, mehr oder weniger referierende Kunst bleiben. Innerhalb dieser Grenze mag sie sich am Wesen der Persönlichkeit im Porträt versuchen. Die Bildwirkung wird ihr dabei vor der Vertiefung gelingen. So in dem Frauenbildnis von Weimer, dem eine ganz hervorragende Bildmäßigkeit eignet, ohne wie vielfach in zu dunklen Tönen gearbeitet zu sein. Wie wohltuend berührt die weiche Fläche gegenüber der gewöhnlichen hartlinigen Plastik. Ein Muster von Geschmack ist der Hintergrund mit dem geschickt angebrachten schwarzen Band, der vielleicht aus ganz unscharf eingestelltem Laubwerk gewonnen wurde. Die flache Manier verlangt keine kräftige Muskelbetonung, zumal das Gesicht Ausdruck genug enthält. — Weniger auf die geschmackvolle Anordnung als auf die Betonung des Charakteristischen ist das Bildnis Gerhart Hauptmanns von Max Glauer angelegt. Aus dem wenig durchgearbeiteten Dunkel hebt sich nur das bekannte gefurchte Gesicht des Dichters in treuer Wiedergabe. Gerade diese Falten geben dem Gesicht den individuell geistigen Wert. Sie wegzuretuschieren wäre eine Versündigung am Leben der Natur. — Aus der Beleuchtung den Charakterkopf eines genialen Mannes herauszumodellieren, hat Hollyer in dem Bildnis Burne Jones unternommen. Hier ist das Licht ganz der Träger der persönlichen Erscheinung und bekommt zugleich geistige Bedeutung. Aus diesem Gedanken heraus werden die mehr zufälligen Züge vernachlässigt. Dadurch formt sich das Gesicht aus einfachen, großen Schattenpartien, die ihm Größe und Kraft geben. — Edward Steichens Selbstbildnis ist der Gipfel raffinierter photographischer Kunst. Hier feiert die Retusche wieder Triumphe, aber allerdings eine Retusche, die nicht auf sogenannte Verschönerung, sondern auf Geschmack und Bildwirkung ausgeht. Die wie mit dem Pinsel hineingewischten Lichteffekte sind mit äußerster Routine zu einer unaufdringlichen Umrahmung des Gesichts zusammenkomponiert, welches selber dadurch, daß es nicht der hellste Fleck ist, um so interessanter wirkt.

Zwischen dem gemalten Porträt eines intuitiven Meisters und dem Lichtbildnis bleibt ein prinzipieller Unterschied. Jenes Porträt schaut uns an mit lebendigen Augen, es zeigt die leiblichen Züge wie seine geistige Eigenart. Es hat Fühlung mit der Welt des Beschauers; und doch gehört es einer anderen Welt an. Sein Blick ist dem nur neugierigen Betrachter abgewandt. Sein Wesen existiert für sich, losgetrennt vom Alltag. Das Porträt im höchsten Sinne repräsentiert nicht für die Mitmenschen, es lebt sein Eigendasein. Darum waren auch jene biederen Landsleute und Auftraggeber

Rembrandts mißvergnügt über die ‚Nachtwache'. Sie wollten nicht, daß ihre Schemen in einer künstlerischen Scheinwelt wiedererständen, sie wollten mit voller Körperlichkeit in der realen Welt ihrer Mitbürger repräsentieren. Jene Welt gehörte dem Künstler, diese war ihre eigene. Dort verloren sie an ihrem bodenständigen und gesellschaftstüchtigen Wert, während sie doch durch die Kunst zu gewinnen hofften. Sie wollten ein Repräsentationsbild.

Hier ist die Photographie auf ihrem eigentlichen kunstgewerblichen Felde. Während die Amateure sich um hohe Kunst mühen, haben tüchtige Berufsphotographen Wandel geschaffen. Ihre Arbeit ist das Bild, das dem Beschauer von der Persönlichkeit des Dargestellten erzählte, das für sich und die Mitmenschen existiert. Je konzentrierter und freier von allem Zufälligen das Bild entsteht, desto mehr erfüllt es seinen Zweck. Licht und Schatten, Komposition, Raumgestaltung dienen der einen Absicht, die Persönlichkeit herauszuheben und zugleich mit der Umgebung organisch zu einem Bild zu gestalten.

Alle die Mittelchen der geistig bankerott gewordenen bisherigen Photographie sollten ebenfalls der größeren Ehre und Repräsentation der Persönlichkeit dienen. Aber da man der künstlerischen Einsicht bar war, half man mit äußeren Effekten nach, mit Verschönerungs- und Verjüngungsretuschen, mit Versatzstücken und Kulissen. Schließlich baute man ganze Szenen zusammen und ließ den Darzustellenden eine fingierte Rolle spielen. Nüchternheit wechselte mit theatralisch erlogener Pracht. Die früheren Bilder waren wenigstens noch mit soliden Möbeln und Stoffen ausstaffiert und zeigten im Arrangement oft eine nicht ungeschickte Hand. Ein verhältnismäßig gutes Beispiel bietet die Photographie Schwinds vor dem ersten Blatt der ‚Sieben Raben'. Zwar ist das Atelier unglücklich vorgetäuscht, aber etwas Freundliches läßt sich dem Bilde nicht absprechen; es mag allerdings großenteils von der Person des liebenswürdigen Malerpoeten ausgehen. Die Tätigkeit des Malers mit Staffelei, Bild und Pinsel zu symbolisieren, ist nicht Kunst. Das Rezept ist einfach. Beim Dichter genügt ein Tisch mit einem unbeschriebenen Blatt und dem Tintenfaß, in dem keine Tinte enthalten ist. Dahinter sitzt der Poet auf dem Stuhl, ‚wohlgespitzt die scharfe Feder'. Sudermann konnte man unlängst in dieser Positur photographiert sehen. Sie kann auch den Beruf eines Schreibers bezeichnen. Origineller wäre doch noch eine Aufnahme mit dem Federkiel quer durch den Mund nach Böcklins Kritikerkopf. — Das zweite Beispiel mit der posierenden Dame zeigt den Fortschritt von der wohlbehäbigen, nur auftrumpfenden Ausstattung zur schwindelhaften Eleganz. Alles ist hier Brimborium. — Die Beispiele eines unretuschierten und retuschierten Kopfes sprechen ihr Urteil über diese allgemein beliebte Art von Retusche selber. Man erträgt kaum den Anblick dieser ohne jede charakteristische Linie starr lächelnden Maske.

Alle diese Dinge fehlen heute oder sind äußerst spärlich verwendet. Der Amateur sucht sein Objekt am liebsten zwischen seinen gewohnten vier Wänden, der Berufsphotograph sieht ab von dem charakterlosen Atelierlicht und der Atelierpose und strebt nach schlichter, natürlicher Bildwirkung. Das Gegen-

lichtbild mit dem Mädchen am Klavier von Dührkoop, das allerdings mehr Studie ist, da die Finessen der Beleuchtung Hauptsache sind, sei ein Beispiel der neuen Lichtbehandlung.

In dem Bildnis Max Liebermanns von Perscheid ist durch die ungezwungene Haltung des sitzenden Künstlers auch die Illusion des Raumes ohne weitere Mittel erreicht. Der Hintergrund will nicht mehr sein als eine unaufdringliche Grundfläche. Das Bild will einfach sein Objekt natürlich wiedergeben, und diesen Zweck erfüllt es schön und vollkommen wahr. — Mehr Individuelles spricht aus dem Porträt von Alfred Kerr. Das rührt her von der Vernachlässigung des Räumlichen. Dazu kommt natürlich das Persönliche im Gesichte des vielgenannten Berliner Kritikers.

Reine Kunst verlangt von der Persönlichkeit ein Opfer an Repräsentation und Porträtähnlichkeit. Am leichtesten lassen sich noch beim Einzelbildnis Kunst und Bestellerwünsche vereinigen. Schon viel seltener sind gute Aufnahmen von zwei Personen. Den größten Schwierigkeiten begegnet aber die künstlerische Lösung eines Gruppenbildes. An allen Wänden der Gesellschaftszimmer hängen die Gruppenbilder der Mitglieder, abwechselnd von der Paradeaufstellung bis zur geistlos arrangierten Szene. Das war eben der Ärger der Holländer, daß Rembrandt sie nicht nach Rang und Würden zu Bild gebracht hatte. Aber Rang und Würde haben mit Kunst nichts zu tun. Ohne einen gewissen gedanklichen Inhalt mag sich eine Gruppe nicht wohl arrangieren lassen. Wenigstens verfallen alle Versuche auf einen solchen. Nur sei er einfach und menschlich wahr. Aller romantische und theatralische Aufputz, zu dem auch einige moderne französische Lichtbildner mit Parkanlagen und Märchenidyllen neigen, ist zu verurteilen. Ein Rollenfach paßt auf die Bretter der Bühne, aber nicht auf Gottes Erdboden. Auch ‚Schauspieler in Rollen photographiert zu sehen, hat für den, der keine Backfischphantasie besitzt, etwas äußerst Ernüchterndes'; Löscher gibt hiemit sicher einem oft nur halb bewußten Gefühl vor diesen Heroengestalten und -gebärden zwischen Kulissenpracht ohne Theaterlicht und Dichterwort Ausdruck. Alle Pose, absichtliche Gruppierung in der Pyramide, jeder Zwang muß vermieden bleiben. Im Gruppenbild sind besonders den Amerikanern prächtige Aufnahmen gelungen, wovon unser Bild der Mutter mit ihren beiden Kindern von Fräulein Kaesebier eine Probe ist. Nicht einmal eine Szene wurde zu Hilfe genommen, sondern in schlichter Menschlichkeit sind die drei vereinigt. Die natürlichste Stellung ist auch künstlerisch die wahrste. Das Bild ist lokal bedingt und arrangiert und ist doch mehr, nähert sich der Idee, in der diese drei Menschen zusammengehören.

Diese Photographie ist zugleich eine gute Probe für das Kinderbildnis. Wie viel mehr mütterliche Sorgfalt und kindliche Zutraulichkeit steckt in diesen natürlichen Stellungen als in den vielbewunderten Kleinmädchenbildnissen, wo Mamas Liebling seine Staatssachen angezogen hat und eitel und kokett den Beschauer anlächelt. Auch in Kindergruppenbildern haben besonders die Amerikaner neben Deutschen, wie Weimer, Vorzügliches geleistet. Werden die Kinder nicht

mit den Eltern zusammenphotographiert, wo das Familienverhältnis und die Ähnlichkeit das geistige Band und die Idee bilden, so werden die Gruppen beim Spiel aufgenommen.

Damit geht das Bildnis als Wesens- nnd Existenzbild über in ein Bild anderen Inhalts. Nennen wir es Tätigkeitsbild. Hier zeigt sich nun die ganze Unzulänglichkeit der Photographie, wenn es gelten soll, über die nur mit natürlichen Mitteln wie Licht- und Raumproblem bildmäßige Wiedergabe hinauszugehen und dem Gegenstande einen tieferen Gehalt unterzulegen, wie z. B. den Gedanken der Arbeit. Tausendfältig bietet sie sich dem Auge und der Linse dar. Immer mehr hat auch die Malerei die Arbeit zu ihrem Inhalt genommen. Nicht mehr allein die große schwere Bewegung des Bauern, der hart über die Scholle schreitet, wird als bodenständige Eigenart empfunden und dargestellt; auch die Stadt- und Fabrikarbeit hat ihre Meister erhalten, die aus Qualm und Rauch die charakteristische Poesie der Industrie herausfahen. Schon früher wurde gezeigt, wie schwer sich der Mensch als nebensächliche Staffage der Landschaft einordnet, wie an ihm lauter Zufälliges, nichts Großes, Bildmäßiges sich findet. Um wie viel seltener mag der Arbeitsgedanke in einer momentanen Szene groß und einfach verkörpert sein. Die Idee stammt eben aus dem ureigenen Geist des Künstlers, den er seiner Schöpfung einhaucht. Der Photograph aber kann nur mit seinem widerspenstischen Objekte rechnen, dem gegenüber er ziemlich machtlos ist. Die innere Struktur des Bildes, die Trägerin der Idee, liegt nicht in seiner Hand; sie ist nicht durch die Komposition und Lichtwirkung wettzumachen. Fast immer wird das erhaltene Bild *diese* Arbeit, aber nicht *die* Arbeit zeigen. In der Tat findet sich unter einem reichen Bildermaterial* kaum ein Bild, das zum geistigen Ausdruck der Handlung durchgedrungen wäre. Es ist bezeichnend, daß die Hauptwirkung unserer Probe ‚Am Teerkessel' von Ebert auf gut verteilten Schattenmassen und den hellen wallenden Streifen des Rauches beruht. Dazu kommen die Bewegung des Mannes und die einfachen Formen der Kessel. Aber das Bild lebendiger Tätigkeit, um das es sich handelt, würden sie nicht suggerieren wie der in Fetzen schwelende Qualm.

Das geheimnisvolle Leben von Licht und Schatten, die bildnerischen Elemente der Photographie, hat so recht seinen Tummelplatz in Winkeln von Architektur und Zimmer, im Interieur. Hier gilt es, das Nebensächliche zurückzudrängen und die Weite oder Enge, Großartigkeit oder Heimlichkeit des Raumes mit Lichtwellen auszufüllen oder in zarte Dämmerung einzuspinnen und einzubetten. Leicht webt sich eine heimliche Stimmung mit ein und ver-

* Wie es in den verschiedenen Jahrgängen des ‚Deutschen Kamera-Almanach', herausgegeben von Fritz Löscher und in den Heften der ‚Photographischen Mitteilungen', herausgegeben von P. Hanneke, Bilder-Red. von F. Löscher, enthalten ist, denen wir einiges entnommen haben. Diese Schriften enthalten neben den Aufsätzen sehr zahlreiche, gut gesichtete und oft künstlerisch bedeutende Bildproben. (Verlag von Gustav Schmidt, Berlin).

innerlicht den Bildwert. Hier muß das Bewußtsein noch allgemeiner durchdringen, daß es nicht nötig ist, romantische Stimmungen aus verfallenem Gemäuer zu zaubern, sondern daß das Licht im einfachsten Raum atmosphärische Wunder weckt. Mit viel Geschmack ist das traulich ruhige Interieur von Kleintjes gegeben. Das holländische Mädchen ist mit dem weißen Tuche nur Staffage. Hier sammeln sich die vielen feinen Tonnuancen in einem lebhaften Reflex. Lichtenbergs Interieur eines westfälischen Bauernhauses enthält zugleich eine Gruppe, die durch das Innenlicht gut zusammengehalten wird. Indes welch andere ruhvolle Welt ist in dem Interieur eines Holländers, in der Stube der ‚Alten Frau beim Apfelschälen' von Nikolas Maes, dem Rembrandtschüler! Hier messen wir den Raum nicht nach Linien und Ecken ab; wir fühlen ihn. Die alte Frau ist uns als Individuum gleichgültig; sie ist Repräsentantin dieser Welt und ihrer Arbeit.

Die Versuche, aus der Photographie künstlerisches Kapital zu schlagen, sind lebhaft im Gange. Bald hier bald dort tauchen neue Resultate auf. Wird hier die malerisch-tonige Darstellung verfeinert, so widmen sich andere einer kreidig-zeichnerischen Manier mit Vernachlässigung der Zwischentöne. Nur ein Beispiel sei das Kinderfries des französischen Lichtbildkünstlers Dubreuil. Es ist gewiß ein weiter Weg von einer dunkeltonigen Porträtphotographie bis zu diesem zeichnerisch dekorativen Wandschmuck. Solche Versuche weisen das vorschnelle Urteil immer wieder auf neue schöne Möglichkeiten.

Viel ernste Arbeit rührt sich um das künstlerische Lichtbild. Aber während hier der glänzende Regenbogen der hohen Kunst gespannt wird, setzt das auf die Instinkte spekulierende Geschäft daneben Belzebubs Nachbild. Wer kennt sie nicht, die mehr oder minder aufdrapierten Frauenzimmer als Musen, Nymphen und in ähnlichen Schwindelkostümen mit gemalter Natur und Requisiten aus Pape und in blödsinnigen Stellungen. Sie finden offenbar als Zimmerschmuck reißenden Absatz. Dazu kommt noch die Pest der künstlerischen Aktphotographien. Eine Aktphotographie hat nur in den seltensten Fällen künstlerischen Selbstzweck. Sonst ist sie Lehrmittel für den Künstler. Der aber besorgt sich seine Akte jeweils selber, da ihm für seine ganz bestimmten Bedürfnisse mit Marktware nicht gedient ist. Sodann kann der Akt noch eine gute Verwendung als Kunsterziehungsmittel finden, wie z. B. in Volkmanns Buch ‚Naturprodukt und Kunstwert', wo er in der Pose eines bereits ausgeführten plastischen Werkes mit diesem verglichen das Auge ungemein schult. Die übrigen Aktphotographien nützen aber für diesen Zweck keinen Deut. Kommissionen von Lichtbildkünstlern täten gut, bei Gelegenheit einschlägiger Prozesse, wo die famosen Sachverständigengutachten teilweise aus blasser Menschenfurcht diktiert sind, sich von dieser Seuche frei zu machen.

Im Lande des ‚Giak'.

Wanderungen unter den Malzoren Oberalbaniens.

Von

Ernst Schulz-Hamburg.

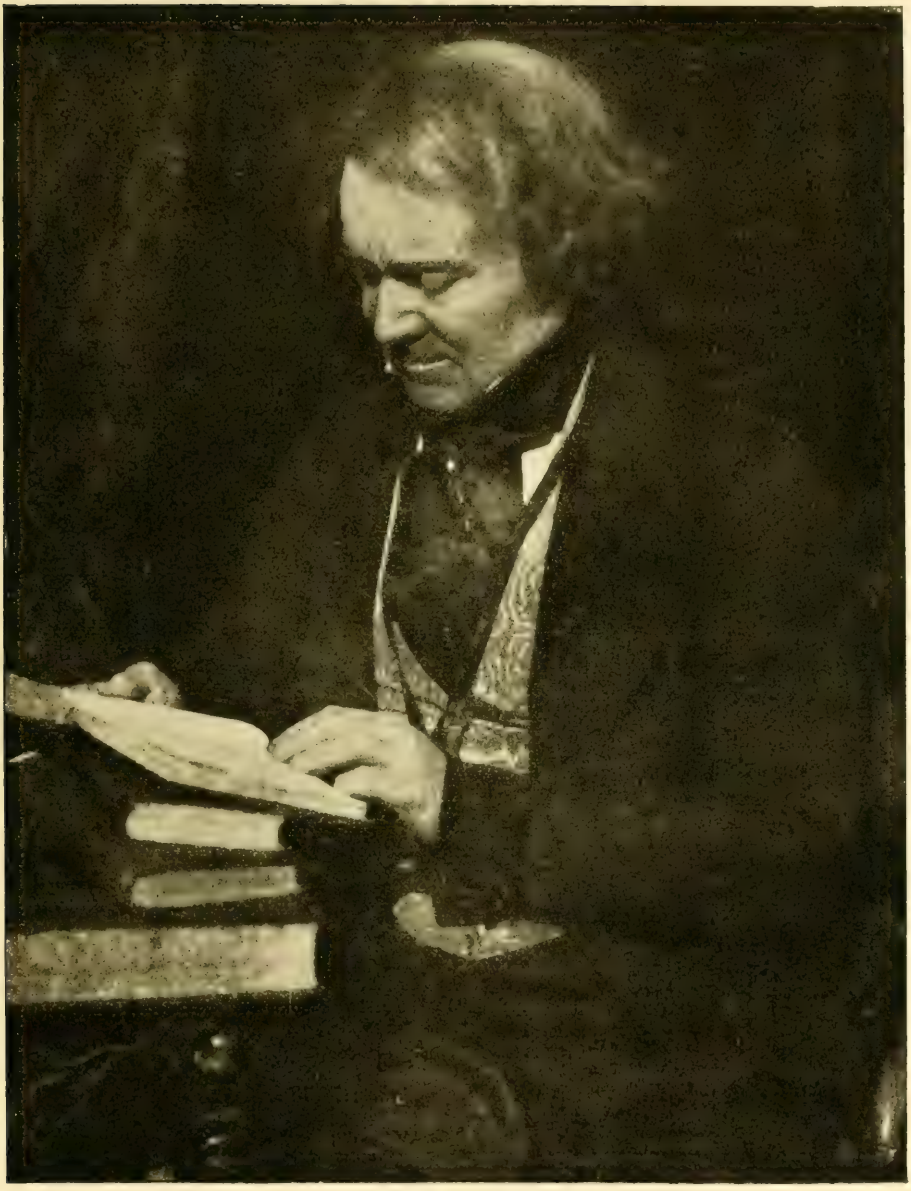
Nach zehnstündigem Ritte von Dulcigno (Montenegro) durch die Sümpfe der Bojana, oft bis an den Hals des Pferdes durch die fieberschwangeren Tümpel watend und von der Julisonne halb gebraten, war ich gegen zwei Uhr nachmittags in Skutari (Oberalbanien) angekommen. Kurze Zeit darauf suchte ich, von Staub und Schmutz gereinigt, den liebenswürdigen österreichisch-ungarischen Beamten, der zugleich die Interessen der Reichsdeutschen vertritt, auf, um meinen Paß vorzuzeigen und seine Hilfe zur Durchführung meines Planes zu erbitten. Seine erste Frage war nach einem ‚Teskere', d. h. einem vom Sultan persönlich ausgestellten Erlaubnisschein, ohne den jetzt niemand mehr das Innere Albaniens betreten darf, weil Mord und Todschlag unter den verschrieenen Stämmen an der Tagesordnung sind. Natürlich hatte ich kein ‚Teskere', war aber fest entschlossen, dieses Mal nicht wie zweimal im Jahre 1903 (in Montenegro) an der Grenze umzukehren. Ich erklärte, daß ich auf eigene Gefahr hin es doch versuchen würde, gegen den Willen der türkischen Behörden in die ‚Prokletija' (‚das verfluchte Gebirge'), wie die Montenegriner die albanischen Berge nennen, einzudringen.

‚Weiß Hilmi Pascha (der Gouverneur von Skutari) von Ihrer Ankunft?' fragte er mich im Laufe des Gespräches.

‚Ich denke, nein. Natürlich wird man ihn, entsprechend den türkischen Gewohnheiten, jeden Fremden mit Spionen zu umgeben, noch heute benachrichtigen.'

‚Wenn Sie noch länger in Skutari bleiben, haben Sie überhaupt keine Aussicht, in die Berge zu kommen.'

Das gab mir den Rest zu raschem Handeln. Es gelang mir im Laufe desselben Nachmittags, einen alten Kiriatschi (Pferdeknecht) vom Stamme der Pülati aufzutreiben. Ich traf ihn heimlich am dritten Ort, da mein Hotelwirt, ein Grieche, allgemein als türkischer Spion galt (und mit Recht, wie wir sehen werden). Wir wurden dahin handelseinig, daß er noch in der kommenden Nacht um zwei Uhr mit zwei Pferden vor meinem Hotel erscheinen



David Oktavian Hill, Glasgow.

Porträt eines Herrn.

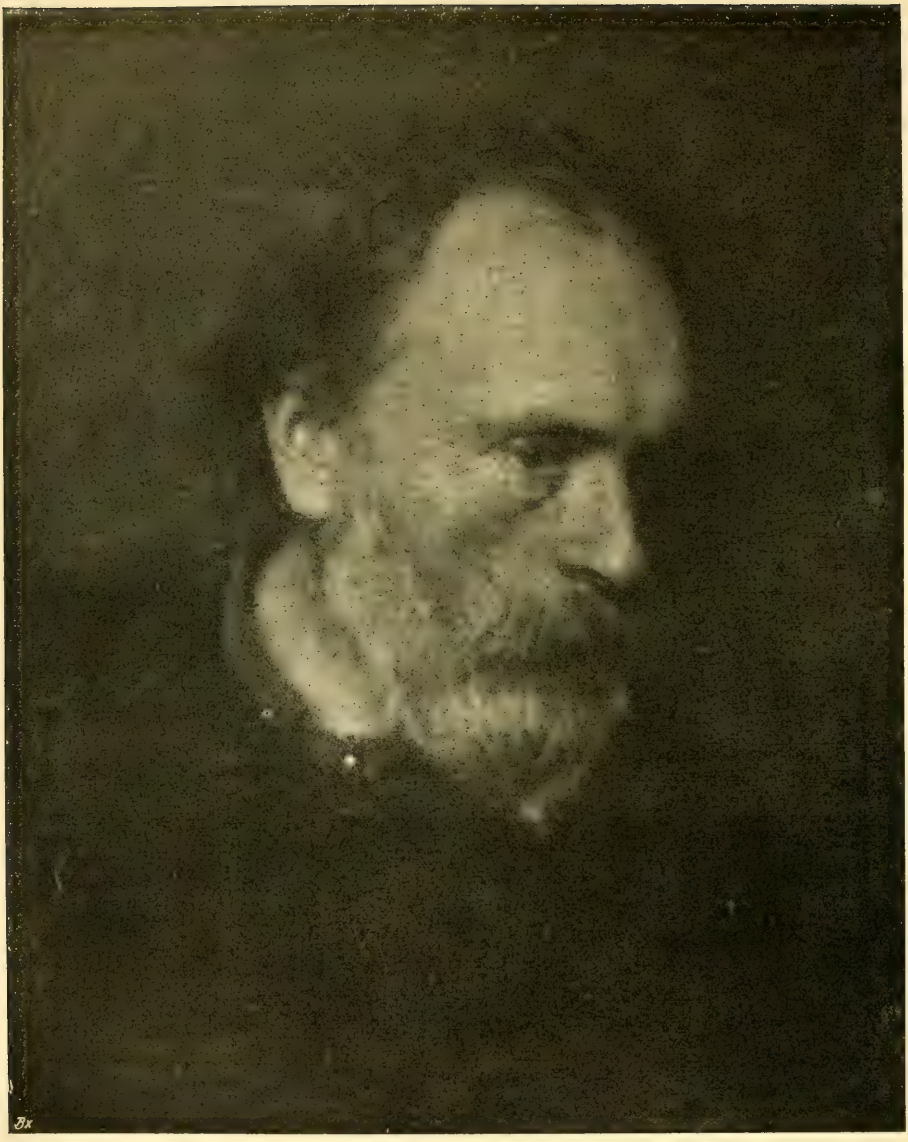
Wilhelm Weimer, Darmstadt.

Bildnis.

Max Slauer, Oppeln.

Gerhart Hauptmann.

Hochland



F. Hollyer, London.

Burne-Jones.

Horkland

sollte. Ich war entschlossen, im Dunkel der Nacht aus der Stadt in die Berge zu entweichen. Einmal aus der Stadt heraus und unter den Stämmen, war ich vor Belästigungen seitens der türkischen Behörden sicher, denn so unglaublich es klingt, so ist es doch nackte Wahrheit, daß es in der ganzen Malzia, d. h. unter den Stämmen nördlich des Schkumbi nur in großen Ebenen und in einigen Städten türkische Behörden und Soldaten gibt. Die Stämme der Berge, in den Alpen Oberalbaniens sind faktisch vollkommen unabhängig. Jeder Stamm, ja man kann sagen, jedes Tal und jede Ortschaft regiert sich allein. In diesem politischen Chaos hält nur ein Gesetz Ordnung — die Furcht vor der Blutrache —, der jährlich in Oberalbanien zwischen 3 und 5000 Männer, Jünglinge und selbst Knaben zum Opfer fallen. ‚Giak' (Blut) und ‚Giak-suren' (Blutflüchtlinge), d. h. Leute, die vor der Blutrache fliehen, bilden die beständige Unterhaltung der Bergbewohner.

Meinem Wirte sagte ich spät abends, daß ich sehr früh nach S. Giovanni di Medua an der Küste zurückreiten wolle. Statt um zwei Uhr nachts hörte ich, längst ungeduldig wartend, erst um drei Uhr Pferdegetrappel. Es war mein Kiriatschi. Ich weckte den Wirt und legte die letzte Hand an mein Gepäck. Ein heftiger Wortwechsel unter meinem Fenster erweckte in mir böse Ahnung. Ich sah hinaus und fand meinen Kiriatschi im Streite mit dem Wirte.

‚Was ist los?' mischte ich mich auf italienisch ein.

‚Sie haben gesagt, Sie wollen nach S. Giovanni di Medua und der Kiriatschi sagt, Sie ritten nach dem Stamme der Retschi-Loja.'

‚Was geht Sie an, wohin ich reise? Sie haben Ihr Geld erhalten und damit basta. Im übrigen irrt sich der Kiriatschi', fuhr ich fort. ‚Wir gehen nach S. Giovanni di Medua.' Bei den letzten Worten schaute der verräterische Schuft forschend meinen Kiriatschi an. Den Augenblick benutzte ich, um meinem Führer eine wütende Grimasse zuzuschneiden, die er sofort begriff.

‚Bitte, besorgen Sie sofort Kaffee', befahl ich dem Wirt, nur um ihn fortzubekommen. Als wir losritten, bedeutete ich dem Kiriatschi, erst die Richtung nach dem Meere einzuschlagen. Wie notwendig die Vorsicht war, sollte ich bald sehen. Mich umwendend, bemerkte ich, wie ein türkischer Beamter, der sich vorher verborgen gehalten hatte, uns folgte und uns vorsichtig hinter einer Ecke beobachtete.

Allein ich sah ihn scheinbar nicht. Nach einigen hundert Metern gab ich dem Führer den Befehl, so schnell wie möglich nach dem Stamme der Retschi-Loja zu reiten. Es war schon ziemlich hell geworden und doch sang aus einem mit Schlinggewächsen urwaldähnlich behangenen Baume, dicht an der Straße, ein Kauz noch sein einsames Lied. ‚Ein böses Omen, bei Eulengeschrei auszuziehen', dachte ich, und da kamen wir auch schon an einer Polizeiwache vorbei, auf deren Veranda, trotz der frühen Morgenstunde, ein Offizier stand. Ich erwartete angehalten zu werden, aber man ließ mich passieren, wohl weil die Wache noch keine Instruktion hatte, mich festzunehmen. Die Behörde hatte eben nicht vermutet, daß ich in der ersten Nacht auf und davon

gehen würde. Endlich hatten wir die freie Ebene vor der Stadt erreicht und nun ging es munter an gut angebauten Feldern mit reifendem Hafer und Mais vorüber. Schafherden mit bis an die Zähne bewaffneten Hirten begegneten uns. Sonst atmete alles den Frieden der sommerlichen Morgendämmerung. Wir mochten eine Stunde geritten sein, als wir am Wege eine Kaffana trafen, d. h. in diesem Falle eine aus Zweigen hergestellte Laube mit rohen Bänken, wo an offener Feuerstelle ein Albanese Kaffee kochte und die Tasse für zwei Kreuzer verkaufte. In der Ulme, direkt über dem Café, hatten Hunderte von Spatzen ihre Nester gebaut und lärmten und schrien, unbekümmert um die Menschen, die sich kaum einige Meter unter ihnen unterhielten. Der Baum war wie bedeckt von Nestern.

Mein Kiriatschi mußte natürlich genau Auskunft geben, wohin ich wollte ꝛc. Unser Weg durch die Ebene war sehr breit und gut ausgetreten; er glich mehr einer alten Heerstraße. Der Grund war der, daß jeden Winter die Stämme der Malzoren von den umliegenden Bergen, östlich des Skutari-Sees und nördlich von Skodra mit ihren Herden diese breite Straße nach der Küste zu wandern, um im Litorale zu überwintern. Im Sommer ziehen sie dann zurück auf die Alpen des Hochgebirges. Der Tiere wegen sind auch alle Felder der Albanesen mit einem lebenden oder toten Stachelgebüsch sorgfältig eingefriedigt, um das Vieh von dem Betreten der Äcker abzuhalten. Unterwegs holten wir eine schwer bepackte Karawane von Maultieren, Eseln und Pferden ein, die schon in der Nacht von Skutari nach Gusinje und Plava aufgebrochen war. Ich hatte mir vorgenommen, auch diese beiden Plätze zu besuchen, die meines Wissens seit 1853 von keinem Europäer mehr (die Bewohner des Balkan, namentlich in der Ebene, brauchen häufig den Ausdruck: ‚Sie in Europa', eine für uns etwas komische, aber die Menschen und Verhältnisse sehr treffend charakterisierende Anrede) wegen der persönlichen Gefahr besucht worden sind. Mancher Kaimakam ist von den gewalttätigen Einwohnern ermordet und in seinem Regierungspalast verbrannt worden. Aus meiner Reise dorthin, die ich in albanischer Verkleidung unternehmen wollte, konnte nun nichts mehr werden, denn die Leute musterten meine fremdartige Erscheinung in dieser von Europa gemiedenen Gegend mit scharfen, mißtrauischen Blicken. Sicherlich hätte mich der eine oder andere von der Karawane bei meinem Besuche in Gusinje und Plava wiedererkannt, und dann wäre es zu bösen Auftritten der leicht erregbaren fanatisch-mohammedanischen Bevölkerung gekommen. ‚Der verfluchte Kautz', dachte ich.

Nach zwei Stunden waren wir im Gebiet der Koplik, eines mohammedanisch-katholischen Stammes angekommen. Hier machten wir die zweite Rast an einer Schenke, die von einem jungen Skutariner gehalten wurde. Unter den Anwesenden fiel mir die prächtige, charakteristische Gestalt eines Koplik mit kühnem Gesichtsschnitt und feurigen Augen besonders auf.

Unterdessen war auch die Karawane nach Gusinje herangekommen, um die Tiere an einer klaren gefaßten Quelle unter uralten Rüstern zu tränken.

In der goldigen Morgensonne entwickelte sich ein Bild, wie man es malerischer und prächtiger kaum auf den Poussinschen Gemälden finden kann.

Mein Kiriatschi begann zu drängen, denn die Sonne stieg höher und das letzte und beschwerlichste Stück des Weges lag noch vor uns. Nach einem zeremoniellen Abschied, wie er bei den Albanesen gang und gäbe ist, verließen wir allmählich die Ebene und zogen uns langsam die Berge hinauf. Hoch über dem Tal zeigte mir mein Führer ein weißes Haus. Es war die Kirche mit der Pfarre vom Stamme der Retschi-Loja. Die Retschi, im Gebirge wohnend, sind durchweg katholisch, während der andere Zweig des Stammes im Tale, die Loja, fast alle mohammedanisch sind. Wie überall kann man auch hier beobachten, daß unter dem furchtbaren, Jahrhunderte langen Druck der erpresserischen, türkischen Beamten, und besonders wegen der Leichtigkeit, mit der türkische Truppen die ebenen Gegenden besetzen und verwüsten konnten, die in den Tälern, d. h. in den fruchtbaren Teilen, wohnenden Albanesen schließlich den Islam angenommen haben, während die in den wilden, meist unzugänglichen Hoch-Plateaus und in den Alpentälern wohnenden Stämme dem christlichen Glauben treu geblieben sind. Als wir den tiefer gelegenen Teil des Stammgebietes der Retschi erreichten, fiel mir auf, daß die Männer sich fast alle dicht bei ihren Häusern aufhielten und niemand auf den steinigen Äckern war. Den Grund vernahm ich am Abende. Es war wieder ein Fall von Blutrache vorgekommen, in dem ein Retschi einen Kastrati ermordet hatte.

In diesem Teil der Malzia herrscht das ungeschriebene Gesetz, daß nach einem Fall von Blutrache der ganze Stamm des Mörders für vier Wochen in die Blutrache fällt, so daß jeder Stammgenosse des Mörders für diese Zeit den Nachstellungen des beleidigten Stammes, die vielfach in wahre Kopfjägerei, d. h. bildlich, ausarten, ausgesetzt ist. Nach dieser Zeit herrscht nur noch Blutrache zwischen den Familien der Beteiligten und der Verkehr ist wieder frei.

Der Weg zwischen Äckern und Häusern den Berg hinauf wurde so eng, daß ich absteigen mußte, sonst hätte mir das Dorngestrüpp, mit dem zum Überfluß die Mauern der Äcker gekrönt waren, die Kleider vom Leibe gerissen. Mehrere Bewohner des Dorfes begleiteten uns, mehr aus Mißtrauen als aus Menschenfreundlichkeit. Kurz vor dem Endziel wurde der Weg wieder etwas besser. Da mein Pferd, das sonst wie eine Gemse kletterte, mit mir stürzte, ohne daß wir beide ernstlichen Schaden nahmen, ging ich schließlich zu Fuß. Als ich endlich hoch über dem Tale vor der Pfarre hielt, wunderte ich mich, daß Don Ernesto Kozzi, der hier als Pfarrer wirkte, mich nicht begrüßte. Statt dessen erschien sein 18jähriger Diener Col (Nikolaus), ein junger, intelligenter Bursche vom Stamme der Pülati, um mir mitzuteilen, daß sein Herr für einige Tage abwesend sei. Augenblicklich halte er sich bei einem Nachbarstamme, den Kattun-Kastrati auf. Alles schien sich verschworen zu haben, um dieses Mal wiederum mein Reisen zu vereiteln. Was sollte ich machen? Zurückreiten? Daran dachte ich keinen Augenblick. Schon die

physische Unmöglichkeit leuchtete mir ein. Die Unterarme waren von der Hitze und Sonnenglut derart schmerzhaft entzündet und geschwollen, daß ich kaum die Feder halten konnte, von dem Durchreiten auf einem Holzgestell nach zweitägigen Strapazen ganz zu schweigen. Ich beschloß deshalb zu bleiben, schickte aber gleich einen Boten fort, der den Pfarrer suchen und von meiner unerwarteten Ankunft Mitteilung machen sollte. Ich betrat das an die Kirche gebaute Pfarrhaus mit seinen drei einfachen schmucklosen Zimmern. Die Räume zur ebenen Erde dienten, wie in allen Pfarrhäusern, als Stallung für das Pferd sowohl wie als Vorratsraum. Eine Treppe hoch sind gewöhnlich die Wohnräume der Pfarrer resp. des Missionspriesters, die in diesen unzivilisierten, wilden und armen Bergen ihr unsagbar schweres Amt um einen wahren Gotteslohn ausüben.

Gleich als ich das Wohnzimmer von Don Ernesto Kozzi betrat, umwehte mich die Luft der Tiroler Berge, denen Don Ernesto, wie er kurz genannt wird, entstammt. Über der Tür zu seinem Schlafzimmer war der über zwei Meter spannende Balg eines Seeadlers mit ausgebreiteten Flügeln angebracht. Im Schlafzimmer selbst hingen zwei Hinterlader und zwei Jagdgewehre mit entsprechender Munition. Zum Überfluß lag noch eine Repetiermauserpistole auf dem Tisch. Man sieht, jeder Pfarrer ist hier Krieger zugleich und bei dem Mangel an jedem obrigkeitlichen Schutze und dem politisch-sozialen Chaos der gemischt konfessionellen unbändigen Bevölkerung in erster Linie auf Selbstschutz angewiesen. Wenn man das Pfarrhaus mit seinen Jagd-Trophäen und seinem Arsenal betrat, hätte man glauben können, sich an der Grenze von Wildwest mit einer blutdürstigen Indianerbevölkerung zu befinden. Was mich aber aufs angenehmste überraschte, war eine schöne wissenschaftliche Bibliothek. Hier mitten in der Wildnis sah ich Foggazaros ‚Il Santo', daneben populär wissenschaftliche Bücher über Medizin, Tier- und Pflanzenkunde. Ich hatte es mir zuerst auf dem Lagergestell des Dieners, der für mich alles, was sein Herr nur an Schätzen von selbst verfertigten Weinen und Schnäpsen besaß, herbeiholte und mich mit einer rührenden Aufmerksamkeit bediente, bequem gemacht. Leider sah ich gleich nach meinem Niederlegen, wie auch schon einige Wanzen mit großer Kühnheit auf mir herumturnten. Ich habe bisher immer nur von den Beschwerden der Tagereisen gesprochen. Sie sind nichts im Vergleich mit dem, was ein unglücklicher Reisender mit empfindlicher Haut in diesen Gegenden nachts auszustehen hat. Ich war von meinen früheren Reisen von Montenegro her gewiß nicht verwöhnt, aber das Ungeziefer in Dulcigno und Skutari, überhaupt in Albanien, stellt doch alles in den Schatten. Ich muß es erwähnen, weil jeder der Leser, der eine Reise durch Albanien unternehmen will, damit ernstlich zu rechnen hat. Ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß schließlich nicht die Strapazen der beschwerlichen Wanderungen und die Unsicherheit oder die Kugeln der Bewohner mich vorzeitig aus dem Lande getrieben haben, sondern das Ungeziefer, das sich Nacht für Nacht auf mich stürzte. Heute sage ich, zurückschauend auf die Tage in der ‚Prokletija':

‚Anfangs konnt' ich fast verzagen
Und ich glaubt', ich trüg es nie,
Schließlich hab ich's doch ertragen,
Aber fragt mich nur nicht wie.'

Meinen Kiriatschi hatte ich entlohnt und mit den Pferden, die mir in diesen wegelosen, zerrissenen Bergen doch nichts nützen konnten, nach Skutari zurückgeschickt, mit der strengen Weisung, nichts über meinen Aufenthalt zu verraten.

Ich lag müde und abgespannt auf dem Bett des Geistlichen, als kurz nach 6 Uhr Pferdegetrappel hörbar wurde und ein Mann die Treppe hinaufstürmte. Noch ehe ich wußte, was vorging, stand ein Priester in langer, jetzt hochgeschürzter Sutane mit Reitstiefeln an den Füßen vor mir. Aber das Auffallendste an ihm war sein Schnurrbart, den alle katholischen Priester und Mönche in Albanien, auch die Jesuiten tragen, um der Volkssitte entgegenzukommen. Schnurrbartlose Priester würde das Volk gleich Weibern behandeln, wie ein Pfarrer mir mal erklärte.

‚Seien Sie herzlich willkommen als lieber Gast', rief mir Don Ernesto Kozzi entgegen, denn er war es. Er hatte auf die Nachricht von meiner unerwarteten Ankunft seine Reise sofort unterbrochen und war heimgekehrt. Don Ernesto ist zwar Welsch-Tiroler von Geburt, beherrscht das Deutsche aber vollkommen.

‚Mein Gott, Don Ernesto, man könnte ja glauben, hier unter den Wilden zu sein, wenn man die Bevölkerung und Ihr Arsenal sieht. Ist es denn wirklich so schlimm mit der Blutrache, wie immer geschrieben wird? Gibt es denn kein Mittel, um diese entsetzliche Sitte abzuschaffen?'

‚Ich sage Ihnen als Priester, daß es die einzige Herrscherin hier im Lande ist, die die Ordnung einigermaßen, bei dem gänzlichen Mangel einer staatlichen Obrigkeit aufrecht erhält. Schaffen Sie die Blutrache ab, und morgen haben wir den fürchterlichsten Krieg aller gegen alle. Nur die Gewißheit, für jeden vergossenen Blutstropfen mit dem eigenen Blute oder dem Blute eines teuren Familienmitgliedes zahlen zu müssen, hält diese wilden, impulsiven Albanesen im Zaume. Unter den heutigen Verhältnissen geht es nicht ohne Blutrache.'

Doch sind die Zahlen der Opfer ganz verschieden, je nach den Stämmen. So hörte ich, daß im vergangenen Jahr bei den Hotti mit einer Bevölkerung von 3000 Seelen nur 2 Morde passiert seien. Anders bei den Stämmen im Herzen der albanischen Alpen, bei den Nika, Schoschi, Schalla, Krasnitschi und Merturi. Pater Paskale, der bei den Schalla $3\frac{1}{2}$ Jahre amtiert hatte, erzählte mir, als ich ihn beim Stamme der Gruda besuchte, daß er sich nicht erinnere, während der $3\frac{1}{2}$ Jahre auch nur einen einzigen Mann begraben zu haben, der eines natürlichen Todes gestorben sei. Alle verstorbenen Männer waren der Blutrache zum Opfer gefallen. Noch schlimmer ist es bei den Nika, die als der wildeste, unzugänglichste, unzivilisierteste Stamm von ganz Albanien

gelten. Hier herrschte 11 Jahre hindurch Pater Buschati, dem seine christlichen Pfarrkinder den mohammedanischen Namen Nuë aus Bequemlichkeit gaben, weil ihnen ‚Buschati' zu lang war, wie ein König. Dort ist es so entsetzlich, daß er, der persönlich hochverehrte Herr Pfarrer selbst, in seinem Hause abends Türen und Fenster verrammeln mußte, weil sonst Angehörige der umgebenden feindlichen Nachbarstämme, die nachts über die Pässe kommen und eine förmliche Kopfjägerei ausüben, wenn auch vielleicht nicht ihn, so doch seinen Diener erschossen hätten.

‚Mußte ich mal nachts zu einem Schwerkranken, um ihm die Wegzehrung zu geben, so war ich gezwungen, mit lauter Stimme: „aisch fratti" (ich bin der Pfarrer) zu rufen, um nicht aus Versehen erschossen zu werden,' waren seine eigenen Worte. Bei den Nika erscheinen zum sonntäglichen Gottesdienst nur Weiber, die Männer kommen trotz des kirchlichen Gebotes nicht, weil sie nicht nur in Blutrache mit den umwohnenden Stämmen leben, sondern auch häufig untereinander noch Blut auf dem Kopfe oder Blut zu fordern haben. Auch Don Ernesto war eigentlich der Blutrache wegen abends schleunigst nach Hause zurückgekehrt, denn nur seine Anwesenheit konnte uns schützen. Die Albanesen haben eigene Anschauungen und ganz bestimmte Regeln bei Ausübung von Blutrache. Ist der Pfarrer z. B. im Hause anwesend, so ist bei den Retschi-Loja und den umwohnenden Stämmen jeder Gastfreund vor Blutrache sicher. Der Geistliche als solcher ist gänzlich unverletzlich und es ist eine furchtbare Schande, einen Geistlichen zu töten. Wäre Don Ernesto nicht gekommen, so hätte der Diener zu Beginn der Dämmerung, wie man mir sagte, alle Fensterladen fest schließen und der Flur, der keine Laden hatte und vom Wohnzimmer in die Küche führte, immer ohne Licht oder doch sehr schnell vom Diener passiert werden müssen, da sonst Nikolo immer in Gefahr war, durch eine verräterische Lampe oder eine Kerze in der Hand die Aufmerksamkeit eines umherschleichenden Feindes auf sich zu ziehen und ihm Gelegenheit zu geben, ihn durch dieses ladenlose Fenster zu erschießen. So aber konnten wir weit die Fenster öffnen und die kühle Abendluft, die von den mit Schneefeldern bedeckten Gipfeln des Veletschik herniedersank, in die Räume zu lassen.

‚Sehen Sie, mein Lieber', meinte Don Ernesto, ‚welch' sonderbare Anschauung über Blutrache und Ehre die Albanesen haben.

Wenn z. B. mein Diener, trotzdem er vom Stamme der Pülati ist und nicht vom Stamme der in Blutrache gefallenen Retschi, bei denen ich Pfarrer bin, in meiner Abwesenheit getötet würde, so würde auf mich unauslöschliche Schande in den Augen der Albanesen fallen. Denn Nikolo, den ich seit seinem 12. Jahre bei mir habe, ist so gut wie mein Kind. Er ist Halbwaise und hat keine männlichen Anverwandten, die die Blutrache ausüben könnten. Dadurch, daß er in meinem Haus Diener ist, hat er, solange ich anwesend bin, die „Bessa" (d. h. den Schwur, was sagen will, daß man unter einem bestimmten Schutz steht). Ich habe dafür zu sorgen, daß meinem Diener nichts geschieht. Ich wäre verpflichtet, weil ich quasi Vaterstelle an

ihm vertrete, die Blutrache im Falle seiner Ermordung auszuüben, darf das natürlich als Priester nicht. Folglich ist es meine Pflicht in den Augen der Albanesen, Sorge zu tragen, daß ihm nichts passiert und es wird ihm auch nichts in meiner Gegenwart passieren. Sehen Sie, ich mache die Laden des Zimmers hinten und vorne weit auf. Jedermann kann bemerken, daß ich anwesend bin und jetzt wird niemand wagen, in die Pfarre zu schießen'. —

Ich hatte mir in den Kopf gesetzt, außer den Hautkrankheiten noch besonders die merkwürdige Sitte des Virtschentums zu untersuchen und Wahrheit und Dichtung darüber festzustellen. Diese Virtschen sind normal gebaute Frauen, wie alle anderen, erhalten aber dadurch, daß sie vor dem männlichen Familienrat der Sippe mit ausdrücklicher Erlaubnis des Vaters erklären, nicht heiraten zu wollen, sei es, um einen verhaßten Freier, dem sie nach der noch vielfach geübten Unsitte als unmündiges Kind anverlobt wurden, zu entgehen, sei es aus Familienrücksichten allgemeiner Art, oder daß Scheu vor dem Sklaventum der Ehe sie dazu treibt, männliche Vorrechte bekommen. Sie dürfen dann Waffen tragen, gehen in Männerkleidung, üben die Blutrache aus und nehmen nicht selten am Kampfe des Stammes teil.

Als ich Don Ernesto erklärte, daß ich Maruk e Kol-Doz, d. h. Maria, Tochter des Nikolaus und Dominikus sehen und photographieren möchte, meinte er rundheraus, daß das unmöglich sei, denn er als vielvermögender Pfarrer bemühe sich schon seit vielen Jahren vergebens, sie dazu zu bewegen. In der Tat ließ sie mir auf meine Bitte, zu mir zu kommen, durch meinen Boten zurücksagen, sie sei abwesend und auf Besuch beim Stamme der Skreli. Ich merkte gleich, daß es eine Ausrede war, ergab mich aber schließlich resigniert in mein Schicksal. Wer beschreibt nun mein Erstaunen, als am Tage meiner Abreise in aller Frühe um 5 Uhr morgens Nikolo mit der Nachricht hereinkam, Maruk e Kol-Doz sei in der Küche. Ich begab mich gleich dorthin und sah mich einem Manne in der Gjurdinje (der schwarzen ärmellosen Jacke der Männer) und Leinenhosen gegenüber. Aus dem mageren gelben Gesicht mit einer Habichtnase schauten mich ein Paar schwarze stechende Augen an. Um den Kopf trug dieser ‚Mann' weiße Leinentücher geordnet wie die Männer. Nikolo mußte parlamentieren. Ich ging ins Wohnzimmer zurück und Nikolo führte die Verhandlungen hin- und hergehend. Schließlich war das Mannweib gegen die Verdoppelung des zuerst gebotenen Geldgeschenkes bereit, sich photographieren zu lassen und ‚ihre weibliche Ehre aufs Spiel zu setzen', wie sie mir sagen ließ. Worin eigentlich die Gefahr bestand, konnte ich nicht entdecken. Allerdings ist es wahr, daß bei manchen Stämmen ein junges Mädchen schon keinen Mann mehr bekommt, wenn sie im Gespräch mit einem jungen Fremden betroffen wird. Aber Maruk mit ihren 45 Jahren wollte ja gar nicht mehr heiraten. Doch war ich froh, daß ich endlich das Vorkommen eines sozialen Mannweibertums einwandfrei festgestellt hatte.

Mit den herzlichsten Reisewünschen von Don Ernesto machte ich mich unter Führung eines alten Retschi auf den Weg in das Gebiet der Kattun-

Kastrati, um beim dortigen Pfarrer zu übernachten und meine Studien unter den ‚Skipetaren' (‚Felsbewohner', so nennen sich die Albanesen selber, das Wort ‚Albanese' ist ihnen unbekannt,) fortzusetzen. Allein in den Gebirgen umherzuwandern ist einfach unmöglich, und ich möchte keinem Fremden raten, ohne Schutz resp. ohne die ‚Bessa' (Schwur) eines Stammesangehörigen oder einer Frau in die Berge einzudringen; eine Ermordung oder eine Beraubung wäre so gut wie sicher. Die mißtrauischen Stämme betrachten nämlich jeden Fremden als Spion, günstigen Falles als heimlichen Steuerpächter, der in ihre Gegend sich einschleichen will, um Acker und Vieh abzuschätzen. Gefährlich ist ferner für jeden Fremden ihr Glaube, daß ein Reisender über unermeßliche Schätze verfüge. Und Habsucht und Raubgier ist eine der hauptsächlichsten Eigenschaften der Albanesen. Schon Bischof Bolizza, der im 17. Jahrhundert über die Stämme Oberalbaniens einen interessanten Bericht geschrieben hat, nennt sie ein ‚sehr raublustiges Volk'.

Ich verstand zum Glück nicht, was man alles von mir auf dem Wege sprach, aber mehr als einmal wurde mir der berüchtigte ‚kalte Blick' der Albanesen zugeworfen. Fast jeder Entgegenkommende hielt uns unterwegs an und mein Führer mußte Rechenschaft ablegen, wer ich sei und was ich wolle. Aber es passierte mir nicht wie einem österreichischen Ingenieur St. vor vier Jahren, der albanisch verstand und anhören mußte, wie ein Albanese in seiner Gegenwart dem Führer kaltblütig vorschlug, den Fremden gemeinsam zu ermorden und die Beute zu teilen. Ob man mit mir ähnliches vorhatte, kann ich nicht sagen. Ich habe das Gefühl, daß der Reisende, der die Eingeborenen in ihren religiösen Anschauungen und Gewohnheiten nicht verletzt und im Verkehr mit ihnen höflich ist, dabei die nötigen Vorsichtsmaßregeln beobachtet, so leicht nicht angetastet wird.

Wir konnten vielleicht 5 Minuten in nördlicher Richtung langsam talabwärts von der Pfarre geschritten sein, als wir durch einen Hain prachtvoller uralter Edelkastanien kamen, der sich eine Strecke weit in einem Einschnitte des Gebirges hinzog. In ihrem Schatten bemerkte ich zahlreiche Brunnen, und aus einem holte gerade ein ehrwürdig aussehender Hodscha (mohammedanischer Geistlicher) seinen Eimer Wasser. Bemerkt sei nebenbei, daß Katholiken und Mohammedaner der verschiedenen Stämme im besten Einvernehmen miteinander leben. Das hindert aber nicht, daß sie sich gelegentlich ihre Geistlichen erschießen. So haben vor einigen Jahren die Katholiken einen Hodscha der Kattun-Kastrati erschossen; deswegen trachten die Mohammedaner dieses Stammes dem katholischen Erzbischof von Skutari nach dem Leben, und dieser wagt nur in Begleitung eines fünffachen Mörders resp. Bluträchers auszugehen. Das sind eben die ehernen Gesetze der Blutrache. Im allgemeinen herrscht in der Malzia der Grundsatz: schiedlich, friedlich. Don Ernesto erzählte mir sogar lachend, daß sich der mohammedanische Hodscha des Stammes in Geldverlegenheiten einfach an ihn wende und ihn anborge. Mischehen, die früher häufig waren, kommen indes so gut wie gar nicht mehr vor, ohne daß der konfessionelle Friede dadurch gestört worden ist.

In einiger Entfernung bemerkte ich unter den Bäumen eine Anzahl brauner, turbanartiger, zerlumpter Zelte. Noch ehe ich mir klar war, was sie zu bedeuten hatten, stürmten wie Stoßvögel einige schmutzige und zerlumpt aussehende Weiber in schreiend bunten Kattunhosen und nacktfüßig auf mich los. Mit theatralischer, pathetischer Stimme verfolgte mich ein junges Mädchen hartnäckig mit dem Rufe, daß ich um des ‚Giak Jesu Christi' (um des Blutes Jesu Christi) willen ihr ein Almosen geben solle. Ich war indessen taub wie eine Nuß, weil ich gegen das Zigeunergesindel von meinen früheren Reisen in Spanien, Dalmatien und Montenegro her eine unüberwindliche Abneigung hatte. Während ihre Begleiterinnen schließlich das Vergebliche ihrer Bemühungen einsahen, lief mir die jüngste der Zigeunerinnen wohl 1 Kilometer weit über Stock und Stein mit ihrem gellenden Geschrei nach. Mein Führer rief ihr vergeblich sein ‚heide, heide' (marsch! fort!) zu. Schließlich strich auch sie ab.

Die Zigeuner Oberalbaniens sind alle Mohammedaner und üben, falls sie nicht vom Stehlen, Wahrsagen und Herumziehen leben, das Schmiede- und Schlosserhandwerk aus. Die Katholiken dulden sie nicht in ihrer Gemeinschaft. Mir war es ein Rätsel, wie in diesen wilden, steinigen Gebieten, die kaum die albanische Bevölkerung zu ernähren vermögen, das fahrende Volk existieren konnte, bis es mir später in Rapscha, beim Stamme der Hotti durch den tragischen Fall eines Weibes gelöst wurde.

Mittlerweile waren wir in das Gebiet der Skreli gelangt, wo steinige, aber sorgfältig mit Dornenhecken und Mauern eingefaßte Grundstücke mir zeigten, wie das Volk um sein täglich Brot ringen muß. Ein über das Feld schreitendes, im Gehen spinnendes Mädchen war wieder ein Beweis für das Sklavenlos des ungemein verachteten Weibes. Nur ein Vorrecht haben die Weiber, daß sie in den einsamsten Gegenden die Herde hüten können, ohne befürchten zu müssen, daß ihnen auch nur der geringste Insult geschieht. Jede Beleidigung eines weiblichen Familienangehörigen würde mit dem unnachsichtigen Tode des Frevlers bestraft werden. Nach Durchschreitung eines ziemlich breiten, ausgetrockneten Flusses, des Proni-Sat (‚trockener Fluß'), mit malerischen Felswänden erreichten wir eine Kaffana. Hier versammelte sich in kurzer Zeit eine Anzahl alter, angesehener Skreli. Ich wurde nicht müde, diese außerordentlich interessante Kollektion albanischer Charakter-Köpfe zu studieren.

Ein fast hundertjähriger, blinder Albanese mit prächtiger Physiognomie war indes nicht zu bewegen, sich mit den anderen abnehmen zu lassen. Nachdem uns der Besitzer eine Tasse vorzüglichen Kaffees bereitet hatte, verabschiedeten wir uns auf das herzlichste und der Weg wurde von nun an schauderhaft, während die Sonne unbarmherzig ihre Strahlen auf unsere Köpfe sandte und die nackten Kalkfelsensteine wahre Backofenglut ausstrahlten. Dazu kein Windhauch, sodaß ich mich 4 Jahre in die Sumpfsteppen des tropischen Afrika zurückversetzt glauben konnte. Unterwegs holten wir zwei Frauen ein, die in schwerer, schwarzer Filzkleidung je ein oval geformtes Wasserfaß mit 25 Liter Inhalt nach Hause trugen. Die Waldverwüstung hat sich nämlich furchtbar

gerächt. Überall fangen die Quellen an im Sommer zu versiegen und die armen Weiber müssen zweimal am Tage zuweilen 2—3 Kilometer weit die Wasserfässer oft auf halsbrecherischen Pfaden nach Hause schleppen.

Gegen Mittag kamen wir an das erste Haus der Kattun-Kastrati und baten dort um einen Trunk Wasser. Der Hausherr, ein Mann in mittleren Jahren, verfügte sogar über ein Glas, das er mir halb mit Fruchtsaft und mit Wasser gefüllt reichte. Wir rasteten im Schatten einer alten Ulme, inmitten von Schweinen, Hühnern und Ziegen. Nach einiger Zeit tauchte eine der Frauen, die wir überholt hatten, an der Hütte auf; es war das Eheweib des Albanesen. Mit kurzen, barschen Worten forderte er von dem frischen Wasser. Mürrisch und wortlos kam sie mit einem Becher voll näher. Das in die Stirn fallende, kurz geschnittene Haar klebte ihr am Kopfe und der Geruch des Schweißes, den sie durch ihre dicke Kleidung und ihren Körper auf einige Meter Entfernung schon verbreitete, war so durchdringend, daß mir fast übel wurde. Kein Wunder, denn die Albanesen schlafen meist in ihrer Kleidung, Betten gibt es nicht, man macht sich das Lager auf dem Boden zurecht oder auf einem Haufen Farrnkraut oder Stroh. Für Gastfreundschaft wollen die Albanesen keine Bezahlung annehmen, erwarten sie aber trotzdem von jedem Fremden. Man hilft sich nun in der Weise, daß man die Kinder oder auch die Frauen beschenkt. Letztere zieren sich erst etwas, nehmen das Geldgeschenk dann aber gern an, denn es fließt in ihre Haushaltungskasse.

Mein Ziel war die in halber Höhe des zwischen 5—6000 Fuß hohen Veletschik gelegenen Pfarre der Kastrati. Seufzend hieß es wieder bergan klettern. Unter einer einsamen Buche in einigen Hundert Metern Höhe machte ich Halt. Von hier aus genoß man den herrlichen Anblick über das Tal der Kattun-Kastrati mit den Bergen der Hotti und dem Spiegel des Skutari-Sees. Lautlose Stille herrschte ringsum, nicht mal das Zirpen einer Grille war zu hören. Plötzlich drangen von unten her aus weiter Ferne schauerliche, langgezogene Töne in kurzen Strophenformen an mein Ohr. Es war ein jammerndes, eigentümlich hohl klingendes Rufen, das über die Ebene fort in den Klüften mit ihren schwarzen Schatten ein Echo weckte und die feierliche Mittagsstille so schroff zerriß. Ein Weib stimmte die öffentliche Totenklage an, die hier in diesen wilden Gegenden noch allgemein üblich ist. Fällt der Mann durch Blutrache, so zerkratzt sich das Weib Gesicht und Brust und beginnt laut zu klagen. Je wilder sie dabei ihren Schmerz zeigt (oft endigt das Schauspiel in einer Ohnmacht und konvulsivischen Zuckungen), desto höher steht sie in der Achtung. Doch ist das alles nur äußerliches Gebahren; aber die Sitte verlangt es. Wie sollten die meisten Weiber für ihren harten Sklavenhalter — weiter sind die Männer dort nichts — auch tiefer empfinden? Anders ist es, wenn es sich um einen zärtlich geliebten Sohn oder um eine Tochter handelt, dann bricht der Schmerz bei diesen impulsiven Weibern wie ein wilder Gebirgsstrom los, und dann ist es der verwundeten Mutter wirklich ein Bedürfnis, sich durch die schauerlich hallende Totenklage, die sie nicht selten ein Jahr lang täglich

von erhöhtem Felsen aus in die Lüfte schreit, Erleichterung zu verschaffen. Jeder Satz beginnt gewöhnlich mit der Wendung:

‚O, warum bist du gestorben?
Du mein Stolz, du Adler der Berge,
Kehre zurück!'

Als der letzte Ton verklungen war, wanderten wir weiter bis zu einer Art Hochebene hinauf, wo wir über Mauern und Hecken kletternd ziemlich unvermittelt vor der Kirche mit der Pfarre standen. Hohe Haufen von Heu lagerten vor dem Eingang. Erst auf energisches Klopfen öffnete ein großer, wild aussehender Albanese von etwa 35 Jahren die Tür und führte uns die Stiege hinauf. Als er den zur Küche hergerichteten Raum aufmachte, konnte man glauben, in eine Hexenküche versetzt zu sein. Wände und Decke waren schwarz von Ruß und unter dem unförmigen Kamin schwälten auf einer Steinplatte des Fußbodens die Reste eines Holzfeuers. Darüber hing an dicker, rußbedeckter Kette ein primitiver, schwarzer Kupferkessel. Zwei wilde Gestalten in ihrer malerischen Tracht und den turbanartig um Kopf und Hals verschlungenen weißen Tüchern und mit dem dazu kontrastierenden, tiefbraunen, stoppelbärtigen Gesicht, ihren langen und martialischen Schnurrbärten unter den kühn geschwungenen scharfkantigen Nasen waren auch nicht geeignet, besonders freundlich zu wirken. Ich ließ mich indes ruhig unter ihnen nieder und trank die Tasse Kaffee, die man mir anbot. Es ist der in Albanien übliche Willkommenstrunk. Dadurch, daß der Fremde eine Tasse Kaffee aus der Hand des Albanesen nimmt und trinkt, wird er für die Zeit seines Aufenthaltes im Hause sein ‚Mik' (Gastfreund) und ist vor jeder Gewalttat sicher. Leider war auch hier der Pfarrer verreist. Ich war todmüde und bat den Wärter des Hauses durch Zeichen, mir Schlafgelegenheit zu geben. In einem Zimmer nebenan breitete er sorgsam eine Decke für mich auf den Boden aus. Sofort wurde ich aber wieder dermaßen das Opfer von Sprungübungen zahlreicher Flöhe, daß ich die Flucht ergriff, und es mir unter den schattigen Bäumen auf dem Steinboden vor der Kirche bequem machte. Hier geriet ich aus dem Regen in die Traufe, denn mein Platz hatte dem Vieh als Rastort gedient, und die Fliegen ließen mir hier ebenso wenig Ruhe wie oben die Flöhe. Nach kurzer Zeit erhob ich mich, um den nächsten Häusern der Kattun-Kastrati einen Besuch abzustatten. Kleine Kinder ergriffen bei meinem Näherkommen schreiend die Flucht, genau wie die Negerkinder Ostafrikas bei meinem Erscheinen in ihren Kraalen. Der Diener des Pfarrers, der mir gefolgt war, lud mich ein, in seinem Hause Platz zu nehmen. Wir schritten eine Treppe von 12—15 Stufen hinauf, die durch Schießscharten in der Mauer beherrscht wurde, und ließen uns auf eine Art Veranda nieder. Für mich holte man einen niedrigen, halbrunden albanesischen Sessel mit 3 Füßen und einer dicken Filzdecke darauf. Als besonderen Beweis des Vertrauens setzte mir schließlich eine Albanesin ihr dreijähriges, fast nacktes Söhnchen auf den Schoß. Es mußte mich auf Geheiß seiner Mutter umarmen und sein struppiges, von

Schmutz ſtarrendes Köpfchen an meine Wangen legen. ‚Wie Gott will, ich halt ſtill', dachte ich, denn das erſte beim Reiſen in Albanien iſt, niemals den Stolz der Eingeborenen zu verletzen. Die Albaneſen halten ſich für das erſte Volk der Welt mit den feinſtentwickelten Ehrbegriffen. Wer darum nicht laſſen kann, die Naſe über den Schmutz und die Unwiſſenheit ꝛc. zu rümpfen oder durch Gebärden und Miene ſeinen Widerwillen auszudrücken, bleibe ja aus Albanien fort.

Doch zog ich mich gegen weitere Liebenswürdigkeiten in der Weiſe aus der Schlinge, daß ich Frauen und Kinder bat, gegen ein Geldgeſchenk ſich von mir photographieren zu laſſen.

Später als ſie hörten, daß ich ein Arzt ſei, kamen die Eingeborenen in hellen Haufen in die Pfarre geſtürmt, und ich mußte unter dem Baum vor der Kirche Sprechſtunde abhalten, d. h. diesmal war es eine ‚ſtumme Stunde', denn niemand war da, der dolmetſchen konnte. Aber die Weiber waren ſchon glücklich, daß ſie mir nur ihre Leiden zeigen konnten. Ich ſah traurige Folgen der durch die türkiſchen Soldaten eingeſchleppten anſteckenden Krankheit, die ich hier nicht näher bezeichnen will. Merkwürdig war für mich der für albaneſiſche Begriffe ſehr ungezwungene Verkehr zwiſchen jungen Burſchen und Mädchen, wie ich ihn ſonſt in der ganzen Malzia nicht mehr beobachtet habe. Ich hätte die Nacht bleiben können, aber da ich glücklich herausbekam, daß nur zwei Stunden von den Kattun-Kaſtrati die Pfarrei der Hotti zu Rapſcha ſei, war mein Entſchluß gefaßt, noch am ſelben Tage dorthin zu gelangen. Ich entließ meinen Führer der Retſchi-Loja und brach mit einem Kattun-Kaſtrati um 5 Uhr nachmittags auf.

Don Erneſto hatte mir geſagt, daß der Weg von den Kattun-Kaſtrati nach Rapſcha ſchlecht ſei, und es wunderte mich deshalb gar nicht, daß aus den angeblich 2 Stunden ſchließlich 4 wurden.

Die erſten Schatten der Felsſpitzen warfen ſich ſchon wie lange, ſchwarze Schleier auf die hellen Kalkfelſen, als wir endlich unter uns das Tal von Rapſcha ſahen. Wir waren in das Gebiet der Hotti getreten, eines hochberühmten katholiſchen Stammes von ca. 3000 Seelen. Nur der Bairaktar (Fahnenträger) iſt mohammedaniſch, da einer ſeiner Vorfahren um materieller Vorteile wegen vor ca. 100 Jahren den Islam angenommen hat.

Das Tal von Rapſcha, das ſich unter uns den Blicken bot, iſt lang und ſchmal, es verengt ſich zu einer förmlichen Schlucht dem Skutari-See zu, ehe es in die eigentliche Uferebene übergeht. Jenſeits von unſerm Standpunkt aus ſah ich in der blutroten, ſinkenden Abendſonne in gleicher Höhe mit uns das Pfarrhaus und die Kirche von Rapſcha liegen. Der Weg ins Tal und wieder hinauf ging manchmal über abſchüſſige, vorſpringende und runde Felsblöcke, die wegen ihrer Glätte kaum einen Halt gaben und in der vollſtändigen Dunkelheit, die uns überfallen hatte, nicht ohne Gefahr von mir paſſiert wurden. Es war ſtockfinſter, als wir endlich vor der Kirche von Rapſcha hielten und vom Pfarrer Pater Sebaſtiani herzlich bewillkommnet

wurden. Leider war die ziemlich geräumige Pfarrei halb abgerissen, so daß der Pfarrer mit seiner Schwester, einer Witwe, die ihm den Haushalt führte, während der Bauzeit in der Kirche wohnen mußte. Es war ihm eben unmöglich, ein Wohnhaus zu mieten.

Ein seltsam fantastischer Anblick bot sich uns beim Eintritt in die Kirche. Aus dem an das Kircheninnere anstoßenden Glockenturm schlug der Schein eines flackernden Herdfeuers in den spärlich beleuchteten Kirchenraum und malte tanzende Schatten auf die kahlen Wände. Einige Tische und Stühle waren das ganze Mobiliar. Am Feuer im Glockenturm hantierte die Schwester des Pfarrers, damit beschäftigt, das Abendessen zu bereiten. Beim Pfarrer befand sich ein alter Albanese mit weißem Schnurrbart und verwittertem Gesicht zu Besuch. ‚Der Bismarck der Albanesen', so stellte ihn Pater Sebastiani mir vor. Es war ein alter, angesehener Hotti, der nach dem für die Türkei unglücklichen Kriege mit Rußland und Montenegro 1878 und 1879 die Hotti, Klmenti und Gruda zum Aufstand aufrief, weil die Pforte das Gebiet dieser 3 Stämme zusammen mit Potgorizza an Montenegro abgetreten hatte. Drei Jahre lang, so erzählte er, mußten die Männer abwechselnd im Felde liegen, um eine plötzliche Besetzung ihres Gebietes durch Montenegro zu vereiteln. Denn, so erklärte er mir, sie hätten lieber mit den Waffen untergehen wollen, als sich den griechisch-katholischen Montenegrinern unterwerfen. Die Seele des Widerstandes war eben dieser ‚Bismarck', der nach Versicherung der Albanesen über eine wunderbare Redegabe verfügen soll. Dank seiner Bemühungen scheiterten alle Überrumpelungsversuche der Montenegriner und so blieben schließlich die Stämme unabhängig bis zum heutigen Tag unter türkischer Oberhoheit. Die Hotti genießen das Vorrecht, auf dem rechten Flügel der Türken als Hilfstruppen zu kämpfen und erhalten dreifache Verpflegungsration. Keine türkische Abteilung darf ohne die Erlaubnis des Stammes sein Gebiet durchqueren und mehr als ein Feldzug der Türken gegen Montenegro scheiterte in früheren Jahrhunderten an dieser verweigerten Erlaubnis. Früher machten die Grenzstämme nicht selten gemeinsame Sache mit den Montenegrinern gegen den osmanischen Erbfeind, aber seit 30 Jahren herrscht ein erbitterter Haß zwischen ihnen und den Montenegrinern. Das hindert aber nicht, daß noch heutzutage Hottimänner Frauen aus Montenegro heiraten, die dann zum Katholizismus übertreten. Ich erfuhr dieses durch den Pfarrer, als ich ihn auf die hübsche Gesichtsbildung und den montenegrinischen Typ einiger Frauen und Mädchen aufmerksam machte, die mir auffielen. Denn gewöhnlich hat die rein albanische Frau grobe und eckige Züge. Merkwürdig ist, daß kein Hottimädchen sich im Stamm verheiraten kann und darf, denn die Hotti behaupten, von einem einzigen Paare abzustammen, nämlich von Traboit und Hott und betrachten sich deshalb alle als Blutsverwandte.

Es war eine selsame Lage, da ich mitten in der Kirche hungrig und durstig an dem schnell gedeckten Tische zusammen mit dem Pfarrer unser Mahl einnahm; dazu selbstgekelterten Wein und Schnaps, der mir trefflich mundete.

Während des Essens fuhr mein Schuh mit den schweren Nägeln mehrfach über eine mir rauh erscheinende Metallplatte des Fußbodens. Ich sah hin und entdeckte, daß wir unser Abendessen direkt auf einem Grabe einnahmen. Deshalb stellte ich die Lampe auf den Boden neben den zur Seite gerückten Tisch und entzifferte auf der die Gruft schließenden Bronzeplatte in italienischer Sprache:

‚Zum Andenken an den ehrwürdigen Pater Ruggiero da Parma mit seinem Weltnamen Pellegrino Pellegrini, vom Orden der dienenden Brüder des heiligen Franziskus (von Assisi), dem rechtschaffenen Manne und frommen, eifrigen und unermüdlichen Priester, dem treuen Hirten, dem apostolischen Missionar im Gebiete der Hotti. Die Seele Gott (empfohlen), der Leib der Erde (übergeben) am 1. September 1857.'

‚Warum ist denn grade der allein in der Kirche begraben', fragte ich Pater Sebastiani.

‚Es ist eine schreckliche Geschichte mit diesem Pater Ruggiero', begann er. ‚Ich ließ vor einigen Wochen die Pfarrei abreißen, um sie geräumiger wieder aufzubauen, als plötzlich die Maurer aus Dibra mich riefen, sie hätten in einem vermauerten Fach eine Blechkasette entdeckt. Hier ist sie', fuhr er fort, indem er aus einem Schranke eine kleine Kasette in Barockform hervorholte. ‚Sehen Sie, es ist noch der ganze „Schatz" darin, 542 Piaster' (ca. 85 Mark nach unserm Gelde).

Ich betrachtete neugierig die Silberstücke, aus Gulden und türkischen Medschidjes bestehend. Eingewickelt war die Summe in einem alten, vergilbten Briefe gewesen, den offenbar der Vater des Ermordeten geschrieben hatte; denn es beklagt sich darin ein alter Mann, daß er so wenig von seinem Sohne höre. Um dieser elenden Summe willen war genau vor 50 Jahren also der unglückliche Missionar ermordet worden. Das Verbrechen hatte damals ungeheures Aufsehen und einen wahren Aufruhr hervorgerufen, aber allmählich war die Geschichte des Mordes eingeschlafen und nur ungern sprach man von dieser Schmach des Stammes. Die Entdeckung des Schatzes rief in der alten Generation die Erlebnisse vor zwei Menschenaltern wieder wach. Damals, so berichteten sie dem Pfarrer, hörte man mehrere Tage lang das Pferd des Missionars laut wiehern, legte aber der Unruhe des Tieres weiter keine Bedeutung bei, weil man glaubte, daß der Pfarrer für einige Tage zum Besuche eines Amtsbruders sei. Als das Pferd ununterbrochen kläglich wieherte, ohne daß der Pfarrer sich zeigte, sprengte man die verschlossene Tür und fand das arme Tier halb verhungert im Stalle vor. Weiter suchend entdeckte man den Missionar in seinem Zimmer erdrosselt am Boden liegend. Das Volk behauptet, hier liege ein Raubmord vor und blieb bei seiner Ansicht die ganzen 50 Jahre hindurch, im Gegensatz zu der Geistlichkeit, die einen Mord aus Rachsucht annahm. Daß die Volkstradition, die gerade bei den Albanesen, bei ihrem Mangel an Geschichtschreibern und Gelehrten, außerordentlich ausgebildet ist (denn sie hatten bis vor 60—70 Jahren

überhaupt nicht mal Schriftzeichen), Recht behalten sollte, wurde durch die Entdeckung des Schatzes bewiesen. Alte Leute erinnerten sich, daß der Missionar mehrfach die Furcht geäußert hatte, von raubgierigen, wilden Skipetaren, vielleicht von einem seiner eigenen Pfarrkinder ermordet zu werden, da von seiner kleinen Summe etwas ruchbar geworden war.

Die Erzählung des Paters machte auf mich einen tiefen Eindruck. Ich fröstelte leise bei dem Gedanken an dieses Drama und der matte Schein in dem düsteren, weiten Kirchenraum mit dem Toten unter unseren Füßen erhöhte nur das Unheimliche des Ortes. Auch der Pater war ersichtlich ergriffen und unwillkürlich senkten wir unsere Stimmen. Die Geisterstunde war nahe und so herrschte eine wahre Gruselstimmung. Ein fürchterliches, hallendes Geschrei, das glauben machen konnte, die Posaunen von Jericho dröhnten wieder, ließ uns zusammen fahren, so daß die Schwester des Pfarrers einen Laut des Schreckens ausstieß. Es war indes nur ein herumlaufender Esel, der sich unbemerkt an die Kirchentür in unserm Rücken geschlichen hatte und sein abscheuliches, in der leeren Kirche doppelt wiederhallendes Geschrei zum Besten gab. Man wird unwillkürlich von einer gewissen Wut gepackt, wenn man grundlos und noch dazu aus so lächerlichem Anlaß erschreckt wird. So ergriff ich voll Zorn meinen Stuhl und Pater Sebastiani eine Flasche, womit wir das Grautier in die Flucht jagten, und kehrten dann lachend zu unserm Tisch zurück.

Mittlerweile war es Zeit zum Ruhen geworden. Mir räumte man das einzige Bett auf der Galerie der Kirche ein. Der Pater legte sich auf die Stufen des Hochaltars und die Schwester machte es sich bequem auf einem Tische unter der Empore. Behaglich mich reckend, schlief ich ein. Was war das? Aus dem ersten Schlummer wurde ich aufgescheucht durch ein steinerweichendes Katzengeschrei. Kaum einige Fuß über meinem Lager befand sich die hölzerne Decke des Kirchenschiffes mit dem Bodenraum. Einige Katzen (der Himmel mag wissen, wie sie hinaufgekommen waren) trieben dort ihr Wesen unter den bekannten Tönen. Zwischendurch spielten sie mit einer Steinkugel oder sonst einem harten Gegenstand, den sie polternd über die Decke mit dem wundervollen Resonanzboden darunter trieben. Es war der reine Hexensabbat. Voll Ingrimm überlegte ich, was ich machen sollte. Das unter den Kaffern Afrikas erprobte Mittel, einen Schuh zu ergreifen und ihn unter die im Strohdach der Hütte herumkletternden und quiekenden Ratten zu werfen, wenn sie meine Nachtruhe störten, ging hier nicht. Aufstehen im Nachtgewand konnte ich auch nicht, so ergab ich mich resigniert in mein Schicksal. Müdigkeit und Abspannung taten das Ihre, so daß ich trotz des ungewöhnlichen Kirchenkonzertes einschlief. Schon daß ich in dieser Nacht nicht vom Ungeziefer behelligt wurde, war ein großer Trost im Ungemach.

(Schluß folgt.)

Die christlich-soziale Partei der Deutschen Österreichs.

Von

Martin Spahn.

‚Wir sind keine Partei, in unserem Lager ist das christliche Volk.‘

Die christlich-soziale Partei der österreichischen Deutschen ist in trefflicher Verwirklichung das, was das deutsche Zentrum sein möchte: eine große deutsche christliche Reichspartei.

Ob das Jahr 1866 ein Jahr des Heils oder Unsegens für Österreich war, darüber wird die Geschichte des 20. Jahrhunderts Auskunft geben. Der heute berühmteste und bedeutendste Mann unter allen Österreichern hat schon, da er als Student jenes Jahr miterlebte, das ruhige optimistische Urteil gefällt: ‚Jetzt sind wir allein Österreicher und keiner hat länger auf zwei Stühlen zu sitzen. Das hat seinen großen Vorteil, weil wir alle uns um so fester an Österreich schließen können, um mit geeinter Kraft an seiner Größe mitzuarbeiten.‘

Als Lueger diese Worte aussprach, sah es um ihre Wahrheit noch bedenklich aus. Das österreichische Staatswesen war morsch infolge jahrzehntelanger Mißregierung, mehr noch infolge der bureaukratischen Art seiner Regierung, die die Volkskräfte erwürgte, statt sie sich regen zu lassen. So wurde Staat und Volk zuerst eine wehrlose Beute des Liberalismus. Ihm lag nichts an Österreich, denn er dachte weder, daß es eine Zukunft habe, noch sah er es als organische Einheit an; schon seine Theorie vom nationalen Staate hinderte ihn daran. Statt Volkswirtschaft trieb er ‚Industriellenpolitik‘. In einem Lande der Bauern und kleinen Gewerbetreibenden verschaffte er allen Vorteil dem internationalen Großkapital. Sozialpolitisch tat er nichts; soziale Ergebnisse hatte seine Herrschaft darum doch, sie waren betrübend. Und genau so versündigten sich die Liberalen an den sittlichen Kräften des Volkes. Immer mehr verjudete Österreich. Hätte nicht Kaiser Franz Josef manchem Gesetz und mancher Verordnung seine Unterschrift verweigert oder doch mit ihr gezögert, so wäre die Alleinherrschaft des Liberalismus schrankenlos gewesen.

Es fehlte freilich nicht ganz an konservativen Gegenwirkungen. Sie gingen vom Adel und Klerus aus, und bei dem ererbten sozialen Ansehen

beider Stände machte man vielerorts ein großes Wesen von ihnen. Tatsächlich bedeuteten sie wenig. Ihre Vertreter konnten sich an politischer Energie mit den von ihnen bekämpften Liberalen nicht messen; immer wieder beugten sie sich bei ihren Unternehmungen bald den Ministern, bald den Bischöfen. Auch waren sie keine Politiker. Entweder wollten sie auf feudalreaktionäre Zustände hinaus, oder ihre Ansichten entsprangen einseitig kirchlicher Betrachtungsweise. Sie suchten die politische Macht nicht dort, wo sie allein auf die Dauer zu finden war: bei den breiten Schichten der kleinen Gewerbetreibenden und Bauern, die bei dem Mangel einer vollentwickelten Industriearbeiter-Klasse die Hauptglieder der wirtschaftlichen Struktur Österreichs bilden. Diese Schichten waren nicht liberal; aber sie waren teils noch politisch träge, wie ja die kleinen Gewerbetreibenden allenthalben ein politisch schwer bewegliches Material darstellen, teils waren sie durch die Beschränkung des Wahlrechts auf die großen Steuerzahler politisch entrechtet. Die Konservativen erkannten nicht, daß es ihre Hauptaufgabe sein mußte, sie zu gewinnen und ihnen Rechte zu verschaffen. So schlossen sich ihnen auch nur die Bauern der Alpenländer an; die Bauern der anderen Teile der Monarchie, auf die es im österreichischen Staate weit mehr ankommt, vornehmlich die Bauern Böhmens und Niederösterreichs, und die kleinen Gewerbetreibenden der ganzen Monarchie blieben gleichgültig und mißtrauisch. Darüber schwoll aber die wirtschaftliche und soziale Geltung dieser Schichten immer mehr an, während sie, von den beiden großen Parteien ungewürdigt, politisch immer einflußloser zu werden schienen. Zumal die kleinen Gewerbetreibenden erlangten ein solches Übergewicht im wirtschaftlichen Organismus des Staates, daß es Bedenken für Österreichs Volkswirtschaft erregen durfte, wenn man die allgemeine wirtschaftliche Entwicklung Europas damit verglich. Schuld daran trug das Verhalten der Liberalen. Ihre verblendete Industriellenpolitik inmitten eines noch agrarisch-kleingewerblichen Volkes und ihre nicht minder unbegreifliche Großkapitalpolitik in einem in seiner Großmachtstellung soeben schwer und nachhaltig getroffenen Staate führte binnen kurzem zu dem berüchtigten Krache von 1873. Je zerrütteter durch ihn die industrielle Entwicklung des Landes wurde, desto erschreckter versteiften sich die dem Kleingewerbe angehörenden Elemente nunmehr auf ihre wirtschaftlichen Überlieferungen, und einen desto größeren Raum vermochten sie auch im österreichischen Wirtschaftsleben einzunehmen. Wie man darüber aber auch urteilen mag, politisch hing die Zukunft Österreichs nun erst recht davon ab, ob der Stand der kleinen Gewerbetreibenden, namentlich derjenige Wiens, und ob das ihnen nahe verwandte Bauerntum nach wie vor die Liberalen im Staate gewähren lassen oder sich endlich einmal erheben würde. Hier ist es, daß Karl Luegers politische Laufbahn ihren Anfang nimmt. Er hat erkannt, daß es zumal auf die kleinen Gewerbetreibenden Wiens ankam. Er hat zu sprechen gewußt, so daß sie auf ihn hörten und nach ihm sich richteten. Er hat in ihre schwerfällige Masse Leben und Bewegung getragen. Er hat sie organisiert. Darum

ist er heute der einflußreichste, man möchte sagen, ‚der' Staatsmann Österreichs.

Die ersten politischen Regungen in der Wiener Bevölkerung, denen ernstere Beachtung zukommt, fallen in die Jahre vor und nach 1880. Eine Anzahl aufrichtig gesinnter Demokraten bildete unter Führung des Dr. Mandl, eines Juden wie so viele andere Wiener Politiker, eine besondere Gruppe auf dem Wiener Rathaus, um gegen die liberale Korruption anzukämpfen. Ihnen schloß sich Lueger an. Er war 1872 als 28jähriger in die kommunale Politik zunächst als Liberaler eingetreten, hatte sich aber schon drei Jahre später mit der Partei überworfen und war dann sogleich unter die kleinen Gewerbetreibenden gegangen. Der demokratische Klub hielt aber nicht lange zusammen. Tiefer als er faßte inzwischen eine antisemitische Bewegung in der Bevölkerung Wurzel, die sich bald in verschiedenen kleinen Parteibildungen auszubreiten begann. Da gab es reine Rasseantisemiten, die vor allem in heftiger Leidenschaft die Geldmacht des Judentums niederringen wollten und denen gleich war, was nachher folgte. Da gab es christliche Reformer, die der Verjudung des österreichischen Lebens und Denkens entgegentraten, dem Handwerk aufzuhelfen und christliche Art in Handel und Wandel wieder zur Geltung zu bringen wünschten. Da gab es Deutschnationale, die gegen das Judentum den deutschen Gedanken, deutsche Art und Sitte durchzusetzen entschlossen waren. Die Namen Schönerer, Pattai, Pfenner tauchen als Namen der Vorkämpfer neben dem Luegers in den Anfängen dieser antisemitischen Bewegung auf. Lueger ward zuerst infolge einer gewissen Wahlverwandtschaft durch Schönerers agitatorische Kraft angezogen. Allmählich näherte er sich mehr den christlichen Reformern. Er hatte eine gläubige Erziehung genossen und war überzeugter Christ geblieben; jetzt durchdrangen christliche Überzeugungen auch seine Anschauung vom öffentlichen Leben. Freiherr von Vogelsang ward dabei sein Führer, und die Einwirkung der oft genialisch tiefen, freilich vielfach auch bedingten und konstruierten Ansichten Vogelsangs ist in Luegers sozialem Denken bis auf unsern Tag wahrzunehmen. Beim Leofest des Jahres 1887 vollzog er seine vorbehaltlose Vereinigung mit den Reformern. Damit wurde der Grund zu der christlich-sozialen Partei gelegt, wie sie heute blüht. Lueger stellte für die nächsten Jahre das Verbindungsglied zwischen den Christlichen und den übrigen Antisemiten, zumal den Deutschnationalen Schönerers dar. Er verhinderte, daß die einzelnen Gruppen die Unterschiede, die sie trennten, scharf betonten und zum Vorteil der Liberalen einander verketzerten und abstießen. Meisterlich verstand er es, sie taktisch zum Stoße zu vereinigen, den gemeinsamen Gegensatz gegen die jüdisch-liberale Korruption hervorzukehren und durch die gemeinsame Zugehörigkeit der deutschen Nationalität sie zu begeistern. Eine Weile lang konnte es dabei zwar scheinen, als ob Schönerers Richtung die Oberhand innerhalb des Antisemitismus gewinnen würde. Ende der 80er Jahre aber faßte Lueger alle Richtungen unter dem Namen ‚Vereinigte Christen' unter

seiner Führung zusammen. Er verdankte dieses Ergebnis vorzüglich seiner überlegenen Begabung. Immerhin dürfen wir annehmen, daß ihm der gleichzeitig erfolgende siegreiche Durchbruch der christlich sozialen Bewegung im benachbarten Süddeutschland, der dort die endliche Organisation des bayrischen, badischen und württembergischen Zentrums ermöglichte, Rückhalt und Deckung gewährte. Denn trotz aller politischen Trennung bedingen sich die süddeutsche und die österreichische Entwicklung doch immer wieder.

Nunmehr gelangte die Bewegung der ‚Vereinigten Christen' in den Jahren 1891—1896 in Wien selbst zur vollen Stärke; sie verbreitete sich aber auch schon durch die übrigen deutschen Länder Österreichs. Der jüdische Liberalismus fühlte sich bald im Besitze einer Stadt bedroht, wo er sich vollkommen sicher geglaubt hatte. Er flüchtete hinter die Regierung. Sie befand sich in den Händen Badenis, dessen Ministerialzeit in jeder Hinsicht für Österreich stürmisch und klippenreich verlaufen sollte. 1895/96 fiel in der Wählerschaft die Entscheidung. Die Christlich-Sozialen bekamen erst die einfache, dann die Zweidrittelmehrheit im Gemeinderat, sie zogen in den Stadtrat ein, sie hatten den Bürgermeister zu stellen. Da versagte Badeni dem, den sie selbstverständlich wählten, die Bestätigung. Die Lage wurde anscheinend unentwirrbar verwickelt und für die Christlich-Sozialen höchst verfänglich. Aber Lueger operierte während der nächsten Monate mit unübertrefflicher Klugheit, und 1897 siegte er. Seitdem ist er der Bürgermeister Wiens, und alle Welt verkündet den Ruhm der Taten, die er dort verrichtet. Die Stadt galt bis dahin, wie der Staat, dessen Hauptstadt sie ist, als für alle Zeiten ins Hintertreffen geraten. Jetzt ist sie eine der glänzendsten und die sozial fortgeschrittenste Hauptstadt der Welt.

Die christlich-soziale Partei als Ganzes aber bekam durch die Eroberung Wiens die Freiheit, sich aus einer wesentlich wienerischen Gemeindepartei in eine österreichische Parlamentspartei umzuwandeln, zur deutschen christlichen Reichspartei zu werden. Anfangs deuchte ihr das wohl ein leichtes. In Niederösterreich hatte sie schon beträchtlich an Boden gewonnen. Durch den tüchtigen Ambros Opitz war auch in Böhmen vorgearbeitet. In den von den Konservativen beherrschten Alpenländern fand man in Männern wie Schöpfer und Schraffl wirksame Agitatoren. 1894 war Opitz nach Wien gekommen, um der Partei in der ‚Reichspost' ein publizistisches Organ zu schaffen, das der die österreichische Publizistik beherrschenden ‚Neuen Freien Presse' entgegengesetzt werden konnte. Indessen Badeni, der der Partei schon die Wiener Ungelegenheiten bereitet hatte, verdarb ihr das Spiel auch im Reiche. Seine Sprachverordnungen stürzten 1897 die Deutschen und Slaven der Monarchie auf Jahre hinaus in die erbittertsten Nationalitätskämpfe und riefen im Reichsrat die Obstruktion hervor, die den österreichischen Parlamentarismus auf länger als ein Jahrzehnt lahmlegte. Der christlich-sozialen Partei wurde dadurch das Feld verschlossen, auf dem sich ihre Umbildung naturgemäß vollziehen konnte, es wurde ihr die parlamentarische Betätigung unmöglich gemacht. Zugleich wurde ihrer Ausdehnung in Böhmen ein Riegel vorgeschoben,

wo jetzt nur noch die radikalsten Elemente Gehör fanden. Böhmen aber ist ein so bedeutsamer Bestandteil der österreichischen Monarchie, daß für jede politische Partei ein starker Besitzstand in ihm nicht nur wünschenswert, sondern fast ein Erfordernis des Einflusses im Staate ist. Überall sonst wurde die Partei durch ihre furchtlose Zuversicht und dadurch, daß sie die erste wahre Volkspartei Österreichs ist, der sich ihr entgegentürmenden Hindernisse Herr. Die Mehrzahl der Bischöfe war ihr ungünstig gesinnt. Einflußreiche Kreise der Konservativen und die Liberalen überboten sich an Verleumdungen. Dennoch zog die Partei in dem Jahrzehnt von 1896 bis 1906 die Wählerschaft Niederösterreichs, Vorarlbergs und Tirols zu sich herüber. Auch eine Anzahl konservativer Abgeordneter, zumal aus Oberösterreich, rückte näher und näher an sie heran. Leo XIII. mit seinem staatsmännischen Scharfblick bezeugte Lueger persönlich wiederholt sein Wohlwollen. Endlich konnte die Partei zum Hauptschlag ausholen. Auf die breiten Schichten des Volkes sich stützend, hatte sie von je der Erweiterung des Wahlrechts das Wort geredet. Jetzt stellte sie in ihrer Agitation die Forderung des allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechts allen anderen Forderungen voran. Von seiner Hilfe allein war zu hoffen, daß Österreich wieder ein arbeitsfähiges Parlament erhielt. Auch die Regierung begriff es, und 1907 fanden die ersten Wahlen nach dem neuen Wahlrecht statt. Einer der wackersten Führer der christlich-sozialen Partei, Prinz Liechtenstein, sagte kurze Zeit nachher mit treffendem Humor, daß diese Wahlen das Maturitätsexamen seiner Partei bedeutet hätten, und er rühmte, daß sie das Examen mit Erfolg bestand. In der Tat ging die Partei mit einem erheblichen Zuwachs an Sitzen aus den Wahlen hervor, und als sich ihr nunmehr auch die oberösterreichischen Konservativen anschlossen, wurde sie mit ungefähr hundert Mitgliedern die stärkste Partei im ersten österreichischen Volkshause. Aus ihr wurde dessen Präsident in der Person des Wiener Magistratsdirektors Dr. Weißkirchner genommen. Ihr Triumph fiel umsomehr in die Augen, als die Konservativen ganz und gar aus der Volksvertretung ausschieden und auch die Liberalen zurückblieben. In zahlreiche Einzelgruppen aufgelöst, hatte die liberale Partei, ähnlich wie seit langem in Deutschland, erst in der Stichwahl die Mehrzahl ihrer Anhänger durchgebracht. Aber auch dann vermochte sie nur etwa fünfzig davon in dem ziemlich losen ‚deutsch-nationalen Verbande' zu vereinigen. Grade die der ‚Neuen Freien Presse' nahestehenden und durch diese Beziehung einflußreichen jüdisch-freisinnigen Abgeordneten wurden von dem Verbande ausgeschlossen. Allgemein sah man darin einen moralischen Erfolg der Christlich-Sozialen und erwartete, daß sich zwischen ihnen und den im ‚deutsch-nationalen Verbande' zusammengeschlossenen, gutenteils agrarisch gesinnten Liberalen ein ruhiges Zusammenwirken in nationalen und häufig auch in wirtschaftspolitischen Fragen herstellen lassen werde. Eine ebenfalls viel versprechende Hoffnung gründete sich auf den Aufschwung, den die christlich-sozialen Bestrebungen ausweislich der Wahlen unter der anderssprachigen Bevölkerung der Monarchie genommen hatten. Eine stattliche Anzahl Slovenen,

Italiener und selbst Tschechen war auf sie hin gewählt worden, die in freundschaftliche Beziehung zu den deutschen Christlich-Sozialen traten und gleich ihnen von dem Wunsche nach dem Völkerfrieden beseelt waren, um Raum für die soziale Arbeit zu erlangen. Am stärksten aber kam der Erfolg der Partei darin zum Ausdruck, daß der österreichische Staatsgedanke zusehends seine Kraft zurückgewann und daß sich weit über die christlich-sozialen Kreise hinaus das Vertrauen auf Österreichs Zukunft und ein Selbstbewußtsein wieder regte, das dem gesamten Staatsleben einen ungeahnten Elan gab, und die ungarische Selbstsucht endlich in ihre Schranken zu weisen, die Monarchie zu einer Betätigung in der Weltpolitik anzutreiben verhieß.

Es waren Siegestage für die christlich-soziale Partei, jene Tage der Wahlen und der Konstituierung des ersten auf Grund des allgemeinen Wahlrechts gewählten österreichischen Parlaments. Aber so eindrucksvoll sie waren, so bedeuteten sie dennoch nur, daß die Partei wiederum eine Stufe aufwärts gestiegen war, keineswegs jedoch, daß die Zeiten der Ruhe und Herrschaft für sie gekommen seien. Die politische Übermacht des Liberalismus war gebrochen, indessen durch die Wahlen selbst ein anderer noch unbesiegter politischer Gegner aufgestanden: die Sozialdemokratie. Sie hatte in den neunziger Jahren den Christlich-Sozialen Wien vorwegzunehmen versucht, damit aber kein Glück gehabt. Dann hatte sie sich auf Böhmen geworfen, von dem die Christlich-Sozialen so gut wie ausgesperrt waren. Eben dorthin wandten sich zur selben Zeit auch die Anhänger Schönerers, die ‚Alldeutschen', da sie sich in Wien endgültig durch Lueger überholt und den christlichen Charakter der Wiener Bewegung immer entschiedener hervortreten sahen. Sie trugen den Rassehaß, den sie bisher gegen das Wiener Judentum ausgetobt hatten, in die Gebiete, um die mit dem Tschechentum gerungen wurde. Bei den Wahlen von 1907 fanden sich Sozialdemokraten und Alldeutsche in Böhmen als gute und erfolgreiche Bundesgenossen zusammen, und auch im Parlament zieht es sie bei ihrer gemeinsamen Abneigung gegen die Christlich-Sozialen wieder und wieder zueinander hin. Soweit der jüdische Liberalismus inmitten der Trümmer der liberalen Partei seinen Willen noch geltend machen kann, sorgt er dafür, daß diese die Sozialdemokraten ebenfalls fördert. Die Sozialdemokratie ist in Österreich für den Liberalismus und Radikalismus bündnisfähiger als in den meisten Gegenden Deutschlands. Denn da Österreich dank der agrarisch-kleingewerblichen Struktur seiner Volkswirtschaft außer in einigen Zentren von nur örtlicher Bedeutung keine ausgebildete Arbeiterklasse hat, so geben auch in der österreichischen Sozialdemokratie nicht proletarische Empfindungen und Bestrebungen den Ausschlag. Die österreichische Sozialdemokratie ist vielmehr, wie man vielleicht sagen darf, ‚halb-bürgerlich' mit all den unechten Eigenschaften, die einer sozialen Bildung solcher Art eigentümlich sind. Darum mischt sie sich ebenso willig unter die radikalen Gruppen, wie sie sich dem degenerierten jüdischen Liberalismus preisgibt, sofern es ihr Vorteil bringt, und dieser hinwiederum bedient sich ihrer gleich gern wie jene Gruppen. So

erklärt es sich, daß die Sozialdemokratie zu einer Zeit, da die sozialistische Bewegung in allen anderen Ländern rückläufig wurde, in Österreich über achtzig Mandate erlangte, mit Böhmen ein ganzes wichtiges Land zur Basis erhielt und im Parlament eine erhebliche Rolle spielt. Sie und die Christlich-Sozialen stehen sich jetzt dort gegenüber. Die liberalen Abgeordneten helfen bald den Einfluß der einen, bald den der anderen stärken, je nachdem sie ihrer eigenen politischen Vernunft folgen oder dem Drucke außenstehender unpolitischer Elemente weichen.

Nun hätten die Christlich-Sozialen, da sie nicht nur den zahlenmäßigen Vorsprung haben, sondern da auch alle positiven und idealen Werte der österreichischen Staatsentwicklung auf der Seite ihrer Bestrebungen liegen, die Quertreiberei der Sozialdemokratie im Parlament nicht sonderlich zu fürchten, wenn nicht die Lage im allgemeinen für sie verwickelter wäre wie für ihren Gegner. Der Weg, den die Christlich-Sozialen zu gehen berufen sind, hat sich an der Stelle, die sie bis zum Herbst 1907 erreicht hatten, gespalten. Das erschwert ihnen das weitere Vordringen und gestaltet ihre Parteientwicklung im gegenwärtigen Augenblick schon wieder genau so reich an Nöten und Schwierigkeiten, wie sie es bisher gewesen ist.

Von dem Glauben getragen, daß die Monarchie in ihnen die zur Erneuerung des habsburgischen Staatsbaues fähige Partei erhalten habe, haben sich die Christlich-Sozialen sogleich nach den Wahlen die wichtigen Aufgaben angelegen sein lassen, welche von der allgemeinen Staatspolitik des österreichischen Staates nicht länger aufgeschoben werden konnten. Es galt aus der unter ihrer Mitwirkung glücklich erledigten Wahlrechtsreform die Folgerung zu ziehen, daß das Parlament nun auch dauernd arbeitsfähig wurde und vor allem wieder einmal den Staatshaushalt ordnungsmäßig beschloß. Gleich dringlich waren der zur gesetzgeberischen Erledigung reife Ausgleich mit Ungarn und die Regelung der Sprachstreitigkeiten, die das Einvernehmen unter den österreichischen Völkern anbahnen sollte. Die Ordnung des Verhältnisses zu den Magyaren war eines der Hauptziele, die der Partei vorschwebten, und es gehörte zu ihren stolzesten Erinnerungen, daß ihr Führer das ungarische Problem nach jahrzehntelanger österreichischer Demütigung zuerst wieder fest angefaßt hatte. Ebenso glaubte sie auch, in besonders wirksamer Weise sich für den Frieden unter den österreichischen Völkern betätigen zu können. Die Arbeitsfähigkeit des Parlaments war für sie mehr als für jede andere Partei ein Gebot der Selbsterhaltung. Was lag also näher, als daß sich die Christlich-Sozialen getrieben fühlten, sobald die Regierung an die Erledigung des Ausgleichs und des Sprachenzwists heranging und das Budget dem Parlament vorlegte, an erster Stelle mitzuwirken und ihren Willen vor jedem anderen zur Geltung zu bringen? Das aber bedingte, daß sie in ein festes Verhältnis zum Ministerium traten. Österreich hat keine parlamentarische Regierung, aber auch keine Regierung, die ganz unabhängig von den Parteien gebildet wird. Mit Beamten und Vertrauensmännern der Krone werden

zugleich Mitglieder der die Regierungsmehrheit stellenden Parteien in das Ministerium berufen. Für die Christlich-Sozialen ergab sich daraus das Verlangen des Ministerpräsidenten Freiherrn von Beck, daß auch sie ins Ministerium eintreten müßten, wenn sie bei der Politik des Ministeriums berücksichtigt werden wollten. Das Ansinnen war nicht unbillig; doch sprachen ebenso gewichtige Gründe dagegen wie dafür. Einmal flößte die Person des Freiherrn von Beck der Partei kein Vertrauen ein. Sie schätzte wohl seine Gewandtheit; aber er gedachte ihr offenbar nur das Mindestmaß von Einfluß einzuräumen, ohne das sie keinesfalls gewonnen werden konnte, und er war alles andere als der von Lueger längst herbeigesehnte Ministerpräsident der selbstbewußten, rücksichtslosen Initiative, der Österreichs Regierungspolitik mit bismarckischer Entschlossenheit wieder zu einer Politik großen Stils macht, die Staats- und Volkskräfte zusammenfaßt und reguliert. Nicht weniger sprach dann dieses mit, daß die christlich-soziale Partei als nach allen Seiten freie Partei der Agitation groß geworden war und ihre Wähler sich gewöhnt hatten, von ihr ein barsches Draufgehen ohne Seitenblick zu erwarten, wenn sie irgend ein Anliegen hatten. Jetzt sollte die Partei sich binden. Das aber stand fest, daß sie auch in Zukunft noch bedeutsame agitatorische Pflichten zu erfüllen und dabei mit der Leidenschaft ihrer Wählermassen zu rechnen hatte. Der verjudete Liberalismus war nur auf dem Boden der Kommunal- und Parlamentspolitik geschlagen; er verfügte durch die Vormachtstellung der ‚Neuen Freien Presse' noch über die öffentliche Meinung der Gebildeten, und er verfügte durch die Lehrer- und Professorenschaft, die ihm größtenteils treu geblieben war, auch noch über die Bildungsanstalten des Reiches, besonders über die Universitäten. In diesen letzten Bollwerken verschanzte er sich mit äußerster Zähigkeit, und sie waren fest und ausschließlich genug in seinen Händen, daß er die Christlich-Sozialen sogar herausfordern durfte, dawider anzustürmen. Der Kampf kam dann voraussichtlich noch einmal zum stehen. Die Christlich-Sozialen aber zitterten vor Begier, den Feind auch in seinen letzten Zufluchtsstätten aufzusuchen und zu schlagen. Sie strengten sich jetzt mehr als je an, die Geldmittel zu beschaffen, welche die noch nicht nach ihren Wünschen entwickelte ‚Reichspost' brauchte, um an Boden zu gewinnen. Sie richteten ebenso ihr Augenmerk auf die Universitäten. Nur hier und da vertraten dort Professoren eine aus dem gläubigen Christentum geschöpfte Weltanschauung, und die den Christlich-Sozialen nahestehende Studentenschaft war vorzüglich in Graz und Wien seit Jahren Schmähungen ausgesetzt, denen die Universitätsbehörden kein Ende bereiteten. Es ist ein Ehrenzeichen für die christlich-soziale Partei, daß sie, die Partei der kleinen Gewerbetreibenden und Bauern, in geradezu vorbildlicher Weise das Bedürfnis nach Mehrung ihrer Intelligenzen empfindet. Sie hat die Bedeutung der höheren Bildungsanstalten für die Nation und für ihre eigene Leistungsfähigkeit um so nachdrücklicher anerkannt, je einflußreicher sie im Staate wurde und je mehr sich ihr Gesichtskreis erweiterte, ihr Verantwortlichkeitsgefühl vertiefte. So ergab sich folgerichtig für sie die

Forderung, daß die verjudeten Schichten der österreichischen Bildung ebenso aus der Alleinherrschaft über die Quellen des österreichischen Bildungslebens verdrängt werden müßten, wie sich ihre Gesinnungsverwandten im Wirtschafts- und sozialen, sowie im politischen Leben in die Gleichberechtigung mit den Christen hatten finden müssen. Die Partei war mithin in dem Augenblicke, da sie in den Angelegenheiten der allgemeinen Staatspolitik die Mitverantwortung für die Regierung zu übernehmen aufgefordert wurde, im Begriffe, abermals einen ihrer ungestümen agitatorischen Vorstöße, vielleicht den ungestümsten, zu führen. Man bemerkt es wohl: wie immer sie auch die Frage des Eintritts ins Ministerium entschied, es stand für sie viel auf dem Spiel.

Im Oktober 1907 überwogen noch die Bedenken. Am 8. November dagegen entsandte die Partei die beiden Persönlichkeiten, die neben Lueger für die Partei das meiste getan hatten, Geßmann und Ebenhoch, in die Regierung. Eine Woche später gab Lueger aber auch, auf der Begrüßungsversammlung des VI. Katholikentages am 16. November, das Zeichen zur Eröffnung des Kampfes um die Universitäten. ‚Es ist sehr vieles erreicht worden,' sagte er, ‚aber nicht alles. Es ist in meiner Vaterstadt Wien wohl soweit gekommen, daß die Volksschule kein Gegenstand des Streites mehr ist. Einig wirken Lehrer und Katecheten zusammen, das Kruzifix ist gesichert, und das Kreuzzeichen in der Schule wird uns niemand mehr zu nehmen wagen. Aber wir haben noch andere große Arbeit zu leisten, es gilt für uns die Eroberung der Universität.' Mit Halloh und unter gröblicher Entstellung nahm die ‚Neue Freie Presse' schon am 18. die Kampfansage auf. Damit sind hüben und drüben die Stellungen bezeichnet, von denen aus der so überaus stürmische Verlauf der seither vergangenen dreiviertel Jahre überblickt werden kann.

Es ist der christlich-sozialen Partei im Verein mit dem Ministerium geglückt, den Ausgleich mit Ungarn parlamentarisch zu erledigen. Sie hat sich dann ebenso um die Erledigung des Staatshaushalts bemüht. Eine ungeschickte Geschäftsordnung macht dem österreichischen Parlament die Abwickelung regelmäßiger umfangreicher Geschäfte nahezu unmöglich; nur auf Umwegen ist zum Ziele zu kommen. Dennoch ist auch der Staatshaushalt in den letzten Junitagen nach fast anderthalb Jahrzehnten zum erstenmal wieder beschlossen worden. Durchweg haben sich die Mitglieder der Partei in den parlamentarischen Beratungen weise Mäßigung auferlegt, und immer das Ziel im Auge behalten, die österreichischen Staatsorgane wieder in normale und kräftige Funktion zu setzen, die Leistungsfähigkeit der Monarchie dadurch zu steigern. Leicht ist es ihnen nicht gemacht worden. Den Ungarn wurden, wie es die Christlich-Sozialen auffassen, sogleich wieder gegen ein ausdrückliches Versprechen der gemeinsamen Minister neue Rechte zugestanden. Dr. Geßmann mußte sich seinen ministeriellen Wirkungskreis Zoll für Zoll erkämpfen. Das in Aussicht gestellte Sprachengesetz wurde nicht vorgelegt. Das Geschick des Freiherrn von Beck, bei allem Handeln mit den einzelnen Parteien den größeren Vorteil für den Staat herauszuschlagen, ist nicht mehr so unzweifel-

haft wie früher. Aber die Christlich-Sozialen ließen sich dadurch nicht beirren und arbeiteten ruhig mit.

Ein ganz anderes Bild bietet sich uns indessen dar, wenn wir die Lage außerhalb des Reichsrats betrachten. Da ist der Kampf um die Universitäten voll entbrannt. Er hat sich an Anlässen entzündet, die dem Nichtösterreicher wohl sämtlich wenig bedeutend erscheinen. Die Broschüre des Professors Wahrmund zeugt von solch seelischer Verarmung, daß es sich schwerlich verlohnte, Richter und Politiker, geschweige denn ein ganzes Volk ihrethalben in Bewegung zu setzen. Ernster wird man die Streitigkeiten unter den Studenten nehmen. Aber sie sind in Österreich so wenig wie die Parteinahme einer Anzahl Professoren für die sogenannten deutsch-nationalen Studenten etwas Neues. Kommt durch die Energie und den politischen Idealismus der christlich-sozialen Partei das gesamte österreichische Staatswesen wieder in Zucht und Ordnung, so werden auch die Studenten sich schicken müssen. Jegliche kühle Einschätzung der Vorkommnisse ist jedoch der großen Masse der österreichischen Christlich-Sozialen zur Zeit fremd. Die agitatorische Kraft, die in der Partei lebt und brandet, der Trotz, der sie nach all ihren Kämpfen und Erfolgen beseelt, will und mag nicht warten. Die Partei kennt es noch nicht anders, als daß sie sich nur auf sich selbst verlassen darf. Sie droht mit Steuerverweigerung und Bauern-Aufgeboten. Sie zerrt an den Fesseln, die der Partei durch ihre Beteiligung an der Regierung aufgelegt sind, und will an den Feind heran. Der reizt die Ungeduldigen absichtlich. Man sagt, daß er schon einmal, in den ersten Märztagen, dem Unterliegen nahe gewesen sei; da habe sich durch die das nationale Empfinden der Bevölkerung verstimmende Einmischung des Wiener Nuntius das Blatt gewendet, und seitdem wären die Christlich-Sozialen im Nachteil. Die Männer der ‚Neuen Freien Presse' versprechen sich von der Fortführung des Kampfes zunächst, daß die Christlich-Sozialen wieder aus dem Ministerium ausscheiden müssen, und danach, daß ein erheblicher Bruchteil der Wähler von der Partei abgesprengt werden wird. Denn von alters her zählen zu ihr Tausende und Abertausende Getreuer, die sich nur für das wirtschaftliche und politische Programm der Christlich-Sozialen begeistern; sie teilen nicht auch den gläubigen Eifer der Führer und der rechtsstehenden Parteigenossen, achten ihn jedoch und billigen, daß die Partei ihren christlichen Charakter betont und mit der Geistlichkeit zusammenarbeitet. Was sie nicht wünschen, ist geistliche Leitung in nicht kirchlichen Angelegenheiten, und was sie immer noch kopfscheu machen kann, ist eine begründete Anklage gegen die Partei auf ‚Klerikalismus'. Mittlerweile sind nun die Massen bäuerlicher Wähler, die früher hinter den Konservativen standen, in die Parteiorganisation aufgenommen worden, und sie sind mehr an konfessionelles als an politisches Parteidenken gewöhnt. Die Jüdisch-Liberalen erwarten von ihnen, daß sie der Agitation gegen die Cliquenwirtschaft an den Universitäten eine Richtung geben werden, in der die nach links hinüberstehenden bürgerlichen Anhänger der Partei nicht mitgehen. Die Partei

hat bisher immer unter dem Wahlspruch gekämpft, daß sie nichts anderes als gleiches Recht der Christen mit den Juden und ihrem Anhang verlange und dem Rechnung getragen wissen wolle, daß die große Mehrheit des österreichischen Volkes christlich sei. Niemals hat sie kirchliche Einmischungsbefugnisse geltend gemacht. Auch in dem gegenwärtigen Streit hat sie bis zur Stunde, da diese Zeilen geschrieben werden, ihren lauernden Feind enttäuscht und das Gesicht gewahrt.

Wann und wie die Schwierigkeiten ihre Lösung finden werden, die sich durch die Reibung zwischen den ministeriellen Rücksichten und den agitatorischen Leidenschaften der Partei seit dem letzten November für sie ergeben haben, ist ungewiß wie der Ausgang jedes großen Unternehmens. Selbst die ‚Reichspost' hat in den jüngsten Tagen wiederholt über den Verbleib der Partei in der Regierungsmehrheit gemurrt. In den Wählerversammlungen der Alpenländer werden Mißtrauensbeschlüsse gegen die Parteileitung gefaßt. Die Männer im Lande handelten wahrscheinlich richtiger, wenn sie den Druck, der von der Erregung in der Wählerschaft ausgeht, gegen die Regierung statt gegen die Abgeordneten wendeten. Die Regierung hat seit dem Ausbruch des Wahrmundzankes kaum Stellung zu nehmen gewagt und nichts Ernsthaftes dagegen getan, daß sich wie die Parteien draußen, so auch die Fraktionen im Parlament von den staatlichen Aufgaben ablenken ließen, bis der Vorteil, den die Alldeutschen und Sozialdemokraten aus der Stockung der Geschäfte ziehen, neuestens unverkennbar wurde und sogar der nationale Konflikt in Böhmen in der übelsten Gestalt wieder auftauchte. Wo aber die Regierung zurückbleibt, da versagt auf die Dauer auch die bestgeführte und leistungsfähigste einzelne Partei. Wir haben es in Deutschland erlebt. Vielleicht steht den österreichischen Christlich-Sozialen dieselbe bittere Erfahrung bevor. ‚Wo dieses Elend noch münden wird,' schrieb die ‚Reichspost' am 8. Juli, ‚wer wagt es zu berechnen?' Bei uns sind diejenigen, die die Leidenschaften des Kulturempfindens schürten, mit Hilfe einiger urteilsloser Elemente in unseren eigenen Reihen ja auch zum Ziele gekommen.

Vorläufig scheinen die Parteiführer daran festzuhalten, daß die Partei im Ministerium ausharrt; das ist für den österreichischen Staat selbst dringend zu wünschen. Aber die fortgesetzte Mitarbeit am Staate wird auch der Partei am ehesten dazu helfen, daß in ihren eigenen Reihen Regungen des Unfriedens nicht aufkommen. Ihre Aufgabe für ihre innere Entwicklung ist klar vorgezeichnet: sie darf ihren politischen Charakter nicht erschüttern lassen, muß aber fort und fort für die Vertiefung ihrer Staats- und Gesellschaftsanschauung durch die christlichen Ideen sorgen und das Verständnis ihrer Wähler dafür wecken. Vielleicht ist sie in ihren Anfängen gegen alle programmatische Arbeit zu gleichgültig gewesen, sie hatte statt eines Programms ihren Lueger wie das Zentrum seinen Windthorst. Jetzt aber muß sie dem Programm alle Sorgfalt zuwenden. Ihre neuen Gegner: die jederzeit stark mit Weltanschauung arbeitende Sozialdemokratie, die von Deutschland her durch Barth und Nau-

mann angeregten jungliberalen Politiker und die Intelligenz der Universitäten, machen es zur Notwendigkeit. Die agitatorische Kampfkraft wird dadurch keinen Abbruch leiden. Sie wird sich auch im Streit um den Besitz der Bildungsquellen gewiß wieder bewähren. Was ist das Leben dieser Partei bisher anders gewesen als kaum einmal für kurze Zeit unterbrochener Kampf? Sie hat die schweren Krisen der achtziger Jahre überwunden, nicht minder die der Mitte der neunziger Jahre. Gefährlicher dürfte auch die nicht sein, von der sie jetzt geschüttelt wird. Es ist doch eine ungemeine Lebensfähigkeit in der Partei. Hat der österreichische Staat eine Zukunft, und gerade unter dem Einfluß der christlich-sozialen Bewegung ist den Österreichern wie der Welt der Glaube daran zurückgekehrt, so ist wohl anzunehmen, daß auch die christlich-soziale Partei der gegenwärtigen Widerstände Herr zu werden vermag.

Man muß die Christlich-Sozialen, um sie auf ihren Wert zu prüfen, dort beobachten, wo seit 1907 der Schwerpunkt ihres parlamentarischen Strebens liegt: in der österreichischen Reichspolitik. Jedes deutsche Herz, dem Staat und Nation ideale Güter sind, wird davon ergriffen werden, wie die christlich-sozialen Redner und ihr Hauptparteiblatt, die ‚Reichspost', vom Staat und von der deutschen Nation zu reden wissen. Insbesondere über die ‚Reichspost' wird man die Ansicht vertreten können, daß eine Reihe ihrer Leiter aus den letzten Jahren zu den publizistisch hervorragendsten Leistungen der europäischen Presse gerechnet werden darf, sowohl was Höhe der Gesichtspunkte, Weite und Reife des politischen Urteils, als auch was charaktervolle Lebendigkeit der Sprache, Klarheit und Fluß der Darstellung betrifft. So schreiben nur Männer, denen wahre politische Bedeutung eigen ist und denen aus ihrer Partei Ideen und Willenskraft zuströmen.

Mit einem natürlich lebhaften Interesse begleitet die Parteipresse alle Vorgänge der auswärtigen Politik. Sie hat keinen Anlaß, Herrn von Ährenthal, dem Minister des Äußern, gewogen zu sein; das hat sie aber keinen Augenblick gehindert, seine Politik als ‚feinfühlig und doch energisch' anzuerkennen und sich dessen zu freuen, daß er ‚sich in den nicht sehr vertrauenerweckenden Lagen der letzten Zeit gut zurecht gefunden' habe. Der Minister könnte der Partei das Lob getrost zurückgeben. Ihre Haltung nach Reval und Döberitz, als Österreichs Stellung an der Seite Deutschlands bedenklich wurde, Österreich aber die Freiheit blieb, sich Luft zu verschaffen, war in ihrem Ernste, ihrer Würde und Wärme vortrefflich. Die Auffassung der Partei von der Lage im allgemeinen war unbeirrbar die, daß Österreichs eigene Geltung in der Welt von der Bundesgenossenschaft eines starken Deutschlands mitbedingt sei und daß es für die österreichische Politik wegen einzelner Widersprüche keine Trennung von der deutschen geben könne. Im Bewußtsein felsenfester Bundestreue fand die Partei dann aber auch wirksame Worte, um darzulegen, wie weit Österreich durch die deutsche Politik der letzten Jahre unverschuldet in Mitleidenschaft gezogen worden sei. Sie erhob gegen die Geschäftsführung des Fürsten Bülow den nur allzu richtigen Vorwurf, daß es ihr an klar er-

faßten, die nationalen Kräfte sammelnden Zielen als Kampfeinsatz in der Weltpolitik fehle. Lauterste politische Ehrenhaftigkeit und besonnene Einsicht in die internationale Lage sprachen in gleicher Weise aus den Kundgebungen, die in den letzten Wochen aus dem christlich-sozialen Lager herrührten. Auch dadurch zeichneten sie sich aus, daß sie nur spärlich, dann aber inhaltschwer hinausgesandt wurden, während die deutsche Presse aller Parteien in ihren zahllosen, vielleicht stoffreichen, durch ihr Übermaß aber verfehlt wirkenden Äußerungen nahezu der Geschwätzigkeit verfallen erscheint.

Die christlich-soziale Partei pflückte, indem sie sich in solch kritischer Zeit bewährte, nur die Frucht ihres zu allen Zeiten betätigten Strebens, wo Staat und Nation in Frage stehen, keine Regung des Parteigeistes, sei sie tadelsüchtig oder nach Vorteil lüstern, in sich aufkommen zu lassen, sich dann vielmehr mit dem Staatswohl zu identifizieren und nur auf die Größe und das Bedürfnis des Vaterlandes zu sinnen. Eifersüchtig wacht ihr Hauptorgan darüber, daß die militärischen Machtmittel der Monarchie zu Lande wie zu Wasser durch die Behörden ausreichend weiterentwickelt werden. Glieder der Partei regen wohl gar aus freien Stücken eine Vermehrung der Streitkräfte an, ohne jenen Aufwand an nationalem Geschrei, das ein Teil der reichsdeutschen Presse in ähnlichen Fällen beliebt, und wodurch doch nur das Ausland argwöhnisch gemacht und der Parteihaß genährt wird, erhaben aber auch über die Bedenklichkeit und über den angeblich das Volksinteresse schützenden Oppositionseifer der übrigen deutschen Blätter. Die Partei will, daß Österreich vorwärts kommt, und deshalb verlangt sie, daß es sich als Großmacht rüstet und als Großmacht handelt. ‚Es wird', erklärte Dr. Geßmann unmittelbar nach seinem Eintritt ins Ministerium in einer programmatischen Rede über seine Partei, ‚von sozialdemokratischer Seite oft behauptet, daß die Großmachtstellung des Habsburgerreiches eine Sache ohne Bedeutung sei, und man bezeichnete das Eintreten für dieselbe von dieser Seite gewöhnlich als Hurra-Patriotismus. Wer aber nur einigermaßen mit der staatlichen und zugleich auch wirtschaftlichen Entwicklung in der jüngeren Vergangenheit und in der Gegenwart vertraut ist, wird nicht leugnen können, daß gerade in der Großmachtstellung eines Staates auch die sicherste Garantie für diese wirtschaftliche Entfaltung, für die materielle Wohlfahrt seiner Bewohner in all ihren Ständen und Gesellschaftsschichten gegeben ist.'

Hauptziel des österreichischen Staatslebens ist für die Partei die Überwindung des ungarisch-österreichischen Dualismus und die Aufrichtung eines Großösterreichs. Sie will von der Rücksicht, die man in Wien auf Pest nimmt, wenig wissen, und steht selber in schneidigster Kampfstellung gegen das Magyarentum, dem es durch den Dualismus ermöglicht wird, als Minderheit Ungarn zu beherrschen. Der jüngste Ausgleich, obwohl er im Vergleich zu den geltenden Bestimmungen Österreich einige Vorteile zu bieten scheint, ward von den Christlich-Sozialen erst nach langem Sträuben gebilligt. Sie hoben damals hervor, daß sich das Machtverhältnis Österreichs zu Ungarn wieder

zugunsten Österreichs verschoben habe. Österreichs weltpolitische Lage sei so ansehnlich und gesichert wie seit 1866 nicht mehr. Die Monarchie verfüge über ein mit frischer Kraft arbeitendes Volksparlament, Ungarn dagegen sei in eine Parlamentskrise geraten. Ungarn könne für seinen Getreidemarkt nicht auf Österreich verzichten, dieses dagegen sei durch seine Handelsverträge bis 1917 gedeckt. Gerne rühmt sich die Partei auch dessen, daß ihre Führer die nichtmagyarischen Völker auf ungarischem Boden, namentlich die Deutschen, gewissermaßen erst wiederentdeckt hätten. Eine Weile lang setzte sie Hoffnungen darauf, daß sich die illyrischen Kroaten wieder wie schon 1848 einmal gegen die Magyaren verwenden lassen würden.

Es sind staatsrechtlich zu Ungarn gehörige Slaven, mit denen die Partei hier für die Sache des Gesamtstaats rechnete. Auch von den in Österreich lebenden Slaven nehmen die Christlich-Sozialen offensichtlich an, daß sie im Unterschied von den Magyaren sich auf die Erhaltung eines starken Österreich angewiesen fühlen, und daß sie deshalb mit den Deutschen durch ein gemeinsames Interesse, das alle Gegensätze schließlich überwindet, die Liebe zum österreichischen Vaterlande, verbunden sind. Darauf gründen sie ihre Überzeugung, daß mit den Slaven ein Friedenszustand im Bereich des Möglichen liegt, wenn nur eine vernünftige und maßvolle Nationalitätenpolitik und eine kräftige erfolgreiche Staatspolitik betrieben wird. Die Christlich-Sozialen sind nicht slavenfreundlich. Sie werden sich nie mit den Slaven verbrüdern, weil sie wissen, daß der Slave die Verbrüderung nicht ernst nehmen würde; den Slaven aber als Staatsgenossen deutsche Treue zu halten, sind sie bereit. Nachdrücklich kehren sie die deutsche Nationalität ihrer Partei hervor und pflegen die deutsche Gemeinbürgschaft. Wiens deutschen Charakter haben sie, so lange wie sie dort das Szepter führen, mit aller Entschiedenheit verfochten. ‚Sie wissen alle', sagte Lueger im Jahre 1900, ‚daß deutsche Kraft und deutscher Mut diese Stadt geschaffen haben und daher deutscher Geist in dieser Stadt auch dauern soll.' Wer das Bürgerrecht in Wien erlangen will, muß sich eidlich auf die Wahrung des deutschen Charakters der Stadt verpflichten. Nur deutsche Schulen erhalten in ihrem Bann das Öffentlichkeitsrecht. Und dennoch hat Lueger mit Fug und Recht seine berühmten Worte sprechen dürfen: ‚Laßts mir meine Böhm' in Ruh!' Es wandern jährlich wohl an die 30,000 Slaven und Italiener in Wien zu. Nie ist einer von ihnen im Gebrauch seiner Sprache oder in seiner wirtschaftlichen Erwerbsfähigkeit gestört worden. Außer zu nationalen Kampfvereinen dürfen sie sich, wie sie wollen, zusammenschließen. ‚Was soll das', hat Geßmann vor einiger Zeit ausgerufen, ‚für eine nationale Politik sein, wenn man dem Andersprachigen mit der Faust unter die Nase fährt und ihn zum Widerstande reizt.' Die Wiener Gemeindeverwaltung und ähnlich die christlich-soziale Verwaltung Niederösterreichs wollen im Unterschied von der preußischen Polenpolitik ihre slavischen Elemente allmählich den Deutschen assimilieren, und Geßmann glaubte in jener Rede behaupten zu dürfen, daß sie diese Assimilierung schon ‚in einem grandiosen

Maße' vollzogen hätten. In der Tat ist Wien von dem verwüstenden Nationalitätenstreit des letzten Jahrzehnts unberührt geblieben. Die wünschenswerte Slavenpolitik des Gesamtstaates denken sich die Christlich-Sozialen anscheinend ähnlich wie ihre Wiener Slavenpolitik. Die Slaven ordnen sich in Wien den Deutschen unter, weil man sie nicht kränkt und weil sie sich in der aufblühenden Stadt wirtschaftlich wohl fühlen. Daraus ziehen die Christlich-Sozialen den Schluß, daß, wenn erst ganz Österreich wirtschaftlich vorwärts kommt und durch eine gute Sozialpolitik gehoben wird, seine sämtlichen Bewohner in dem Maße, als ihr Wohlbehagen steigt, sich völkisch friedfertiger zeigen werden. Zweifellos haben sie damit recht, daß der gegenwärtige Kampf zum guten Teil eine Folge der wirtschaftlichen und sozialen Misere ist, die über Österreich in der liberalen Periode hereinbrach. Aber freilich — auch politische Ursachen wirken in ihm mit, und diese lassen sich in dem Gesamtstaat nicht beseitigen wie in Wien, indem man mit starkem Willen dem Deutschtum die Vormacht sichert. Da muß ein Ausgleich geschaffen werden, zunächst ein vorläufiger, der beruhigt, dann ein endgültiger, der befriedigt. Dieser endgültige Ausgleich wird — wie die Christlich-Sozialen sich die Zukunft ausmalen — durch die Entstehung Großösterreichs selbst eingeleitet werden. Großösterreich wird die Form eines Bundesstaates erhalten. Grundprinzip seiner inneren Verfassung wird die Autonomie der einzelnen Volksstämme sein, nach außen hin aber wird das gesamte Staatsgebiet, ähnlich wie das Deutsche Reich, ein einziges festgefügtes Ganzes bilden, dem auch die Magyaren eingegliedert werden. — —

Wirtschaftliche Entwicklung und staatliche Entwicklung Österreichs erscheinen in den Gedankengängen der Christlich-Sozialen immer eng verbunden. Trotzdem hofft der jüngere Liberalismus im Verein mit der Sozialdemokratie, die christlich-soziale Partei grade in ihrer Wirtschaftspolitik nach einer Weile tödlich treffen zu können. Beide rechnen, daß das wirtschaftspolitische Denken der Partei trotz aller Worte, die sie macht, durch ihre ‚klerikale Weltanschauung' agrarisch-kleingewerblich bleiben wird und daß sie deshalb mit der zunehmenden Industrialisierung Österreichs ihren Zusammenhang mit der Mehrheit der Bevölkerung einbüßen werde. Richard Charmatz hat diese Rechnung im vorigen Jahre sogar in einem 400 Seiten starken Buche: ‚Deutsch-österreichische Politik' ausführlich aufgemacht. Ganz ohne Grund ist sie nicht. Es hat den Anschein, als wenn Lueger von Anfang an (vielleicht mehr durch sein Schülerverhältnis zu Vogelsang als durch ein in der politischen Praxis angenommenes Vorurteil) zu keiner unbefangenen Würdigung der sozialen Bestrebungen der Arbeiterschaft gelangt sei. ‚Es gibt keine Arbeiterklasse,' sagte er, ‚jeder, der arbeitet, ist Arbeiter.' In neuerer Zeit läßt die Regelung des Gemeindestatuts für Wien und die des Wahlrechts für Niederösterreich ebenfalls die Möglichkeit offen, daß die Partei der Arbeiterbewegung grundsätzlich noch nicht gerecht wird. Aber anderseits haben sich die Christlich-Sozialen bisher so bildungsfähig bewiesen, daß mit der wachsenden Zahl von Arbeitern, die der rührige Kunschak

seit 1892 ihren Reihen zuführt, auch ihre soziale Anschauung von der Arbeiterbewegung sich berichtigen wird. Grade in den letzten Tagen hat die christliche Arbeiterbewegung Österreichs gelegentlich ihres 6. Verbandstags wiederum einen nicht unwesentlichen Fortschritt gemacht, indem sie die Trennung der christlichen Gewerkschaftsorganisation von dem christlichen Arbeitervereinswesen beschloß. Wie der Drang nach Vermehrung der Intelligenzen in den christlich-sozialen Reihen, so ist auch der Drang nach Beschleunigung des wirtschaftlichen Fortschritts in Österreich ungemein mächtig in der Partei. Der Selbsterhaltungstrieb und der Trieb zur vollkommenen Selbstentwicklung sind da in ihr wirksam. Ihre Gegner wollen ihr den Bund der österreichischen Gebildeten und der österreichischen Industriearbeiter entgegenstellen. Demgegenüber werden es die Christlich-Sozialen nicht machen wie der Hund, der das Stück Fleisch, das er im Munde hielt, fallen ließ und nach dessen Spiegelbild im Wasser schnappte; sie werden den festen Rückhalt nicht preisgeben, den sie an ihren Bauern, Handwerkern und Kleingewerbetreibenden haben. Aber sie werden hoffentlich auch nicht ruhen und rasten, bis sie ihre Wurzeln gleich energisch in das Bereich des österreichischen Bildungslebens und der österreichischen Industrie getrieben haben, damit zum Besten Österreichs, mittelbar auch zum Besten unseres deutschen Landes ihr stolzes Stichwort zur Wahrheit werde: ‚Wir sind keine Partei, in unserem Lager ist das christliche Volk.' Die Heerscharen des christlichen Volkes — möge es den Christlich-Sozialen beschieden sein, sie immerdar im Dienste des aus deutscher und christlicher Kulturarbeit emporgewachsenen Habsburger-Staates zu ordnen und zu führen!

Das Gespenst.

Von

Paul Ernst.

I.

Im letzten Jahre des siebenjährigen Krieges wurden große preußische Truppenmassen in der Umgebung von Breslau in Winterquartier gelegt. Ein junger Rittmeister, wir wollen ihn v. K. nennen, kam mit seiner Schwadron auf das Rittergut O. Die Räumlichkeiten auf dem Gute waren sehr beengt; die Herrschaft, eine freiherrliche Familie von O., wohnte in einem uralten burgartigen Schloß, das noch mit einem tiefen Graben umgeben war und in seinen dicken Mauern nur einen Saal, eine Unzahl schmaler und hoher Gänge und wenige Zimmer barg, die alle, mit Ausnahme eines einzigen, von der Familie täglich benutzt wurden. So konnte man nur den Rittmeister selber im Schloß unterbringen; die drei jüngern Offiziere wurden bei dem Pfarrer einquartiert und die Unteroffiziere und Mannschaften an die armseligen Büdner verteilt.

Am ersten Abend, als Herr v. K. mit dem gichtbrüchigen alten Freiherrn, dessen Gemahlin und der einzigen Tochter das ländliche Abendessen einnahm, entschuldigte sich die Frau vom Hause, daß sie dem fremden Herrn das Spukzimmer habe anweisen müssen. Herr v. K., der ein starker Freigeist war, erkundigte sich lachend danach, welche Bewandtnis es mit dem Spukzimmer habe; der alte Freiherr und seine Gemahlin machten ernste Gesichter; sie waren ehrliche und einfache Landedelleute vom alten Schlage, die sich jeden Sonntag vormittags und nachmittags in zwei altväterischen Sänften in ihren Prunkkleidern in die Kirche tragen ließen und bei den Liedern der frommen Gemeinde der Tagelöhner vorsangen. Das achtzehnjährige Töchterchen blickte mit unbeweglichem Gesicht in den Schoß. Der alte Herr berichtete, daß jedem Besucher, welcher die erste Nacht in dem Zimmer schlafe, ein Geist erscheine, der mit Ketten raßle, kläglich stöhne und zuweilen von innen heraus durch höllisches Feuer leuchte. Herr v. K.

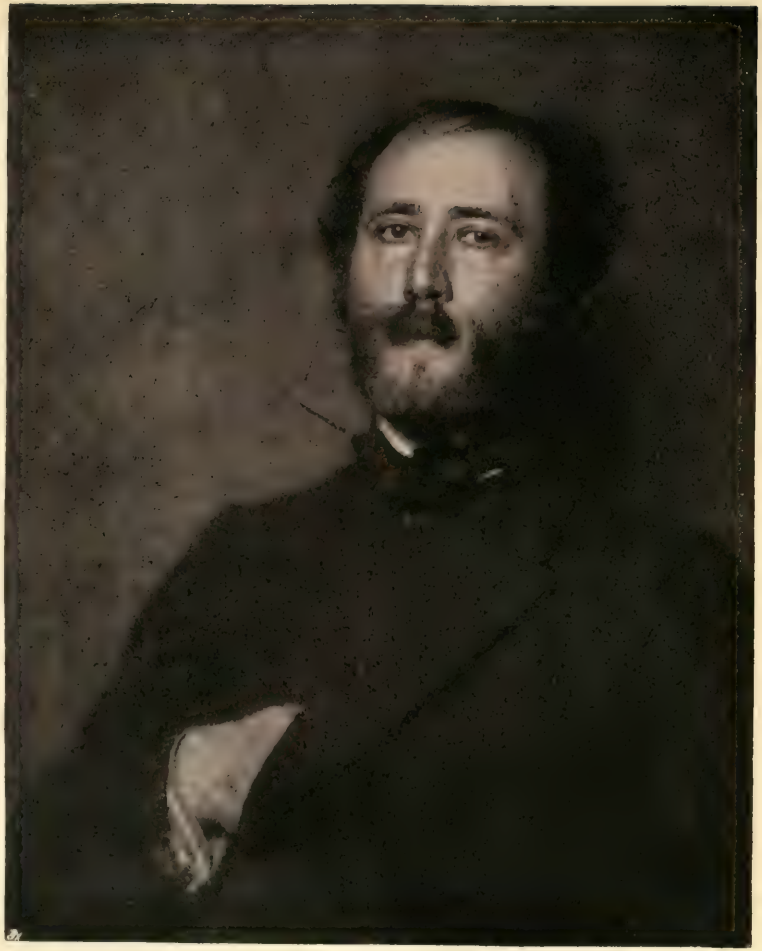
Edward Steichen, New-York.

Selbstbildnis.

Hoch Land

Nicola Perscheid, Berlin.

Max Liebermann.



Nicola Perscheid, Berlin.

Alfred Kerr.

R. Dührkoop, Hamburg.

Am Klavier.

Gertrud Käsebier, New-York.

Mutter mit Kindern.

lachte noch mehr und behauptete, daß das Gespenst sich nicht an einen preußischen Offizier wagen werde und daß er schon unbesorgt schlafen wolle. Es schien ihm, als ob in dem hübschen und kecken Gesicht des Fräuleins ein leichtes Lächeln aufblitzen wollte, das sie unterdrückte; und indem er sich den Unterschied zwischen den braven Leuten und dem zierlichen Figürchen der Tochter, ihrem silberhellen Lachen, ihren leichten Bewegungen und ihrer modischen Frisur klar machte, kam ihm ein Verdacht, daß das anmutige Persönchen irgendwie an den Spukerscheinungen beteiligt sein könne.

Man ging in dem ordentlichen Hause schon um neun Uhr schlafen. Herr v. K. leuchtete die Wände seines Zimmers ab und fand eine unscheinbare Tapetentür, die von seinem Bett aus nicht zu sehen war. Er verschob sein Bett, daß er sie sofort ins Auge fassen konnte, kleidete sich dann mit großer Seelenruhe aus, löschte das Licht und legte sich zu einem tiefen Schlaf, denn er hatte einen anstrengenden Ritt hinter sich.

Etwa um Mitternacht erwachte er durch ein mörderliches Poltern, Rasseln und Klirren. Er schlug Feuer, zündete sein Licht an, bekleidete sich notdürftig, und sah nach der Tür. Diese öffnete sich; ein gespenstisches Wesen von etwa sechs Fuß Länge, in ein weißes Tuch gewickelt, mit einem ungeheuren Kopf, aus dessen Augen, Nase und Mund Feuer strahlte, stutzte einen Augenblick, dann schritt es in das Zimmer unter Dröhnen und Klirren. Herr v. K. sah, daß der Kopf ein ausgehöhlter Kürbis war, in den ein Licht gestellt sein mochte; er ging zu der offenen Tür, zog den außen steckenden Schlüssel ab, schloß sie mit diesem zu, steckte den Schlüssel in die Tasche und wendete sich nun zu dem Gespenst. Dieses war in die entfernteste Ecke entwichen. Er ging hin, nahm den Kürbis mit leichter Mühe ab, stellte ihn auf den Tisch, umarmte das Gespenst, wickelte den wirklichen Kopf aus dem weißen Laken heraus und küßte das hübsche Fräulein tüchtig ab; denn es war wirklich die Tochter seiner Wirtsleute.

Plötzlich erschrak er, denn große runde Tränen rollten ihr aus den Augen; es war ihm merkwürdig rührend, daß die Tränen rund blieben und sich nicht verteilten. Er sah sie bestürzt an; da lachte sie plötzlich und rief: ‚Ach, Sie sehen so dumm aus!‘ Diese unerwartete Ansprache machte ihn noch mehr verlegen; er ließ sie aus seinen Armen und fragte sie, aus welchem Grunde sie diesen Gespensterspuk aufführe.

Sie wickelte sich gänzlich aus dem weißen Laken, warf das zu den Ketten, die auf der Erde lagen, setzte sich und erzählte folgende Geschichte.

Ihre Eltern lebten so gänzlich zurückgezogen von der Welt, daß sie außer ihren allernächsten Verwandten nur noch die Einwohner des Fleckchens sah. Nun hatte der Pastor einen Sohn, der bereits Kandidat der Theologie war, der hatte von der Universität die Bücher der neuen Dichter mitgebracht,

besonders die Schriften von Klopstock. Diese hatten sie zusammen gelesen, und indem sie unter der Lektüre eine vollkommene Gleichheit ihrer Gedanken und Gefühle bemerkt hatten, wurden sie von gegenseitiger Liebe entflammt trotz der Verschiedenheit ihres Standes. Der Kandidat hatte dann sein theologisches Amtskleid angezogen und war auf das Schloß gegangen, um dem alten Freiherrn mitzuteilen, daß die Natur ihre beiden Herzen zusammengeführt habe, ihm die Nichtigkeit der gesellschaftlichen Unterschiede sowohl philosophisch wie auf Grund des Naturrechts nachzuweisen und um ihre Hand anzuhalten. Der alte Freiherr aber war sehr erstaunt über seine Rede gewesen und hatte ihm nichts Bestimmtes geantwortet, sondern nur den Vater ihres Geliebten rufen lassen und dem anbefohlen, seinen Sohn fortzuschicken; was der Pastor auch getan hatte.

Nun hatte aber das junge Fräulein sich eine List ausgedacht, wie sie ihre Eltern zwingen wollte, doch noch das Jawort zu ihrer Wahl zu sprechen. Wenn nämlich ein Besuch auf das Schloß kam, so verkleidete sie sich als Gespenst, machte sich, wenn sie konnte, einen hohlen Kürbis zurecht, nahm eine alte Kuhkette und vollführte den oben beschriebenen Lärm, und zeigte sich dann durch die Tapetentür dem Besucher. Bis jetzt nun hatte jeder Angst vor der Erscheinung gehabt, was ihr auch für ihren Zweck sehr lieb war; und so hatte sich denn bei den Eltern durch die verschiedenartigen Erzählungen, durch Hinzudichten und Übertreiben der Besucher ein fester Glaube an ein umgehendes Gespenst gebildet.

Nachdem sie nun glücklich in dem jungen Rittmeister einen beherzten und klugen Mann gefunden hatte, bat sie inständig um eine zweckmäßige Weiterführung ihrer List. Herr v. K. solle am andern Morgen den Eltern sagen, ihm sei das Gespenst erschienen; auf Anreden habe es erklärt, es sei der Ahnherr des Geschlechtes und es werde nicht eher zur Ruhe kommen, bis die Tochter nicht den Sohn des Pfarrers geheiratet habe; denn nur so könne ein Unrecht gesühnt werden, das er selber vor langen Jahrhunderten begangen habe.

Der Rittmeister lachte über die lustige Zumutung und warf ein, daß der Scherz doch auch übel auslaufen könne, uud wenn ihre Verabredung entdeckt werde, so könne er von seinem Vorgesetzten einen harten Verweis bekommen. Da weinte das Fräulein, setzte sich auf seinen Schoß und küßte ihn, und bei der dunklen Nacht und dem unruhig flackernden Öllicht wurde ihm ganz wunderlich zu Mute, so daß er ihr gegen seine erste Absicht zusagte. Wie sie seine Zusage hörte, sprang sie auf und tanzte fröhlich im Zimmer umher, indem sie immer wiederholend sein ‚Ja' unter Händeklatschen nach einer wunderlichen Melodie sang. Diese Lustigkeit wirkte auch auf ihn zurück. Er nahm ein angekohltes Stückchen Holz und malte an

die Tür die rohen Umrisse einer Hand; dann hielt er die Lampe so nahe an die Zeichnung, daß einige verkohlte Stellen an der Tür entstanden, die man mit einiger Beihilfe von Nachdenken wohl für den Abdruck einer feurigen Hand mochte halten können. Als er mit seiner Arbeit fertig war, sahen sich beide einen Augenblick an und lachten dann zugleich los; er umarmte und küßte sie wieder, aber sie nahm ihm geschickt den Schlüssel aus der Rocktasche, steckte ihn ins Schloß und entwischte ihm lachend; nach einer Weile öffnete sie nochmals, hielt den Kopf durch die Spalte und sagte, er küsse viel schöner als ihr Bräutigam, aber den habe sie dennoch viel lieber.

Der Rittmeister blieb mit dem Laken, der Kuhkette und dem Kürbis zurück. Er legte die Gegenstände in einen Wandschrank, verschloß den, und ging, vergnügt vor sich hin pfeifend, wieder zu Bett.

Am andern Morgen bat er mit einem sehr ernsten Gesicht die alten Herrschaften in sein Zimmer. Der Freiherr setzte sich verängstigt in den großen Lehnstuhl, und seine Gemahlin begann, sich gegen ihn und den Rittmeister zu verteidigen, daß es wirklich ganz unmöglich gewesen sei, ein anderes Zimmer so schnell bereit zu machen, aber schon diese nächste Nacht werde sie ihn umquartieren. Der Rittmeister schnitt höflich die Entschuldigungen ab, indem er beteuerte, daß ihm für seine Person durchaus nichts geschehen sei, wegen dessen seine Wirtsleute sich Sorge zu machen brauchten, und daß sein Erlebnis vielmehr sie selber sehr nahe berühre. Er bedaure seine leichtfertigen Reden von gestern Abend hinsichtlich der Gespenstererscheinungen, und sein Erlebnis werde ihm für die Vertiefung seiner Welt- und Lebensauffassung förderlich sein. Hierzu nickte der alte Freiherr beifällig. Der Rittmeister fuhr fort, indem er erzählte, daß das Gespenst auf sein Befragen sich ihm als den Ahnherrn des Geschlechtes zu erkennen gegeben habe. Derselbe sei in den Besitz der Güter durch ein Verschulden gegenüber seinem jüngeren Bruder gekommen; nach seinem Tode habe er dafür Jahrhunderte lang büßen müssen; als Zeichen für den Brand, der ihn inwendig verzehre, habe er seine Hand auf die Tür gedrückt. Mit schauderndem Gemüt erkannten die alten Herrschaften die verkohlte Handspur, und die Freifrau bemerkte mit Überraschung eine alte Familieneigentümlichkeit in einem etwas gekrümmten Goldfinger. Das Gespenst habe weiter erzählt, daß der Pastor des Ortes der letzte Nachkomme des jüngeren Bruders sei, der damals einen bürgerlichen Namen angenommen habe; und nun sehe es eine Möglichkeit, aus seiner Pein erlöst zu werden durch eine leichte Rückerstattung der geraubten Güter, wenn nämlich das Freifräulein mit dem einzigen Sohn dieses Pastors verheiratet werde. So werde die jüngere Linie wieder in ihren rechtmäßigen Besitz gesetzt; und vielleicht werde er selbst, der Ahnherr, auf diese Weise von seiner Qual befreit.

Hier schüttelte der alte Freiherr bedenklich den Kopf, da der Rittmeister eine Pause machte. Er gab zu, daß der Pastorsohn von der Schwertseite her wohl ebenbürtig sei; seine Mutter aber sei früher Kammerjungfer bei seiner verstorbenen Mutter gewesen, und wegen ihrer langjährigen treuen Dienste habe seiner Zeit sein Vater die Verleihung der Pfarre an die Bedingung geknüpft, daß der gewählte Pastor sie heirate. Und wenn man auch gegen die treue und brave Person durchaus nichts einwenden könne, insofern vor Gott alle gleich sind, die einen rechten Wandel führen, so könne doch sein Ahnherr nicht verlangen, daß ihr Nachkomme sich mit einem im ehelichen Bett erzeugten Freifräulein von zweiunddreißig untadeligen Ahnen verbinde. So schwer es ihm falle, müsse er doch das Verlangen des Ahnherrn abweisen als der Ritterehre zuwider laufend. Im übrigen sei er gern bereit, dem jungen Mann jede Förderung zuteil werden zu lassen, die er vor Gott und seinem adeligen Gewissen verantworten könne.

Der Rittmeister nahm seine Erzählung wieder auf, indem er fortfuhr, daß der Ahnherr diesen Einwurf wohl bedacht habe. Deshalb habe er hinzugefügt, wenn man seinem Wunsche nicht nachgebe, so werde er das Schloß mit allen seinen Insassen durch eine Feuersbrunst vernichten und die Felder im nächsten Frühjahr durch eine Überschwemmung gänzlich zerstören. Dieses sei die Botschaft, die er zu überbringen habe. Mit großer Höflichkeit setzte er noch hinzu, daß die Herrschaften natürlich durchaus Herren ihres Willens seien und daß er sich in diese Angelegenheiten, die nur sie angingen, nicht weiter mischen wolle, als er durch die Mitteilung des Geistes verpflichtet sei; immerhin aber müsse er um Entschuldigung bitten, wenn er sich heute noch ausquartiere; denn wenn er auch als Soldat die Gefahren seines Berufes bestehen müsse und sich ihnen nicht entziehen werde, so sei er selber doch auch der einzige Sohn seiner Eltern und wolle sich derentwegen nicht in eine augenscheinliche Lebensgefahr gelegentlich der angedrohten Zerstörung des Schlosses begeben; er werde jedoch in unmittelbarer Nähe des Schlosses wohnen bleiben, um jedenfalls gleich mit seiner Hilfe bei der Hand zu sein.

Die alte Dame begann in ein lautes Wehklagen auszubrechen; der Freiherr aber geriet in eine große Erregung und rief mit zorniger Stimme seiner Tochter; die kam schnell, da sie an der Tür gehorcht hatte. Dann ging er und kehrte mit einer großen Pergamenttafel zurück, auf welcher der Stammbaum der Familie aufgezeichnet stand; die zeigte er der Tochter und fragte sie, ob das möglich sei, hier den Namen einer früheren Kammerjungfer zu verzeichnen. Die Tochter erwiderte schüchtern, man könne vielleicht an der Stelle einen Tintenfleck machen, der den Namen verdecke. Über diesen Vorschlag geriet der Freiherr in noch größeren Ärger. Herr v. K.

bat, ſich entſchuldigen zu dürfen, da er ſeinen Auftrag ausgerichtet habe und bei den weiteren Verhandlungen nicht ſtören möchte; verließ das Zimmer und ging auf den Gutshof, wo er ſeine verſammelte Mannſchaft zu inſpizieren hatte.

Im Laufe des Nachmittags teilte der alte Herr dem Rittmeiſter mit, daß er ſich dazu entſchloſſen habe, dem Wunſch des Ahnherrn nachzugeben, und daß der Kandidat ſchon in den nächſten Tagen eintreffen werde, da man nunmehr die Heirat möglichſt beſchleunigen wolle.

Der Kandidat erſchien als ein ſchmaler und ſchüchterner junger Mann, mit einem würdigen ſchwarzen Rock bekleidet, der in einer größeren Verſammlung nichts ſprach, aber wenn er mit einem Menſchen allein war, in ganz erſtaunlicher Weiſe fortgeſetzt reden konnte. Der Rittmeiſter war bei der erſten Begegnung der Verlobten anweſend; es ſchien ihm, als fliege ein leichter Schatten von Enttäuſchung über das luſtige Geſicht des Fräuleins; mit einem flüchtigen Blick ſtreifte ſie den Rittmeiſter, der ein Lächeln über die lange und linkiſche Geſtalt des Kandidaten verbiß, und ein plötzliches Rot färbte ihr Geſicht.

Es folgte nun eine eifrige Tätigkeit in Herausſuchen von Leinwandballen, Zerſchneiden und Säumen und ſonſtigem Nähen und Schneidern. Der Kandidat machte regelmäßig jeden Tag von zwei bis vier Uhr einen Beſuch auf dem Schloſſe. In der erſten Zeit brachte er Bücher mit, aber nachdem das Fräulein mehrmals erklärt hatte, die Bücher ſeien langweilig, ſaß er mit zuſammengeſchlagenen Händen ſtumm in der großen Stube, indem er mit den Bewegungen ſeiner runden Augen dem Fräulein folgte.

Der Rittmeiſter wunderte ſich, daß die Braut nach einiger Zeit plötzlich gegen ihn verlegen zu werden ſchien und ihn zu vermeiden ſuchte. An einem Abend ſagte ſie zu ihm, ſie müſſe ihn noch heute notwendig ſprechen, er möge ſie in ſeinem Zimmer erwarten. Sie kam zu ihm mit den Zeichen höchſter Befangenheit und ſagte ihm, daß ſie ihm Vorwürfe machen müſſe, weil er erſt ſie zu einem Briefe an ihn veranlaßt habe und den nun nicht beantworte. Gewiß habe er nur die Abſicht gehabt, ſich mit ihrem Brief vor ſeinen Kameraden zu rühmen. Nach dieſen Worten begann ſie heftig zu weinen und zu ſchluchzen.

Der Rittmeiſter war ganz verwundert, denn er wußte weder von einem Briefe, den er erhalten, noch davon, daß er den veranlaßt haben ſollte; dazu rührten ihn ſehr die Tränen und Klagen des Mädchens. Aber als er ihr nun zuerſt ſagte, daß er nichts verſtehe, da geriet ſie in noch größere Aufregung. Nur mit großer Mühe vermochte er ſie zu bewegen, ihm folgende Geſchichte zu erzählen. Die Kammerjungfer ſei heimlich zu ihr gekommen und habe ihr einen Brief des Rittmeiſters gebracht; in dieſem

habe der Rittmeister ihr geschrieben, daß er sie liebe und wohl wisse, daß sie nicht ihn, sondern den Kandidaten liebe; aber sie werde ihm eine Linderung seiner Schmerzen verschaffen, wenn sie ihm eine Locke ihres Haares schicke; diese wolle er dann immer bei sich tragen und wolle sie häufig ansehen, wenn er allein sei, und wenn er einst sterbe, so solle diese Locke mit ihm begraben werden. Dieser Brief habe sie sehr gerührt, und besonders die Stelle, daß die Locke mit ihm begraben werden solle. Deshalb habe sie sich eine Locke abgeschnitten und einen Brief geschrieben, in welchem sie ihn getröstet habe und auf den Himmel verwiesen, und dann habe sie die Locke beigelegt und den Brief der Jungfer übergeben, damit sie ihn dem Rittmeister überbringe.

Der Rittmeister war über diese Erzählung noch mehr erstaunt wie vorher und versicherte sie treuherzig und der Wahrheit gemäß, er habe nie einen solchen Brief geschrieben. Da vergrub sie ihr Gesicht in den Händen und sprach zu ihm, nun müsse sie sich erst recht vor ihm schämen, denn er werde nun gewiß sich allerlei von ihr denken, und sie könne sich gar nicht vorstellen, wie das alles zusammenhänge. Der Rittmeister forderte ihr den Brief ab, und sie brachte ein zerknittertes Zettelchen zum Vorschein, auf welchem Spuren von Tränen bemerkbar waren. Er hielt die zuerst für Wasserflecke, aber sie sagte ihm mit großer Verlegenheit, sie habe so sehr über seine Leiden und über den schönen Brief weinen müssen. Dann sagte er, der Brief sei ganz offenbar von einer Frau geschrieben, und zeigte ihr seine eigene Handschrift, die denn auch keinerlei Ähnlichkeit mit den Zügen des Briefes aufwies. Hierüber erwies sie sich immer erstaunter. Er sagte am Ende, die Erklärung der wunderlichen Geschichte werde bei der Kammerjungfer zu suchen sein; diese habe wahrscheinlich den Brief und die Locke von ihr haben wollen, um dann Erpressungsversuche bei ihr zu machen, und ganz gewiß habe sie den ersten Brief, der von ihm sein solle, selber geschrieben. Das Fräulein zeigte eine große Verwunderung über die Schlechtigkeit und Schlauheit der Person. Der Rittmeister fuhr fort, immerhin sei sehr merkwürdig, daß die Fälscherin nicht die Entdeckung gefürchtet habe, da sie beide sich ja doch, wie sie wohl wußte, jeden Tag sprechen konnten.

Dem stimmte auch das Fräulein zu und sagte, es sei doch gut, daß solche schlechte Pläne durch die Nachlässigkeit und Gedankenlosigkeit der Böswilligen immer wieder ans Licht kämen. Aber wie nun am Ende der Rittmeister sagte, er wollte alles dem Freiherrn mitteilen, damit der die Person gehörig strafe, da bat sie ihn inständig, doch die Sache zu verschweigen; denn bestrafen könne man die Jungfer doch nicht mehr, da sie seit heute früh heimlich aus dem Dienst nach Breslau entwichen sei, wohin ein Liebhaber von ihr verzogen war; und wenn der alte Herr die Geschichte erfahre,

ſo werde er nur nutzlos aufgeregt und mache alsdann ihr die größten Vorwürfe wegen ihrer Unvorſichtigkeit, daß ſie den Brief beantwortet habe; und ſie ſei ja auch wirklich ſehr unvorſichtig geweſen, einen ſolchen Brief zu ſchreiben, der nun in der Hand einer ſolchen Perſon ſei; denn wenn ein Fremder ihn leſe und die Locke ſehe, ſo werde ihr das ſehr peinlich ſein; denn er, der Rittmeiſter, wiſſe ja gar nicht, was ſie in dem Briefe geſchrieben habe. Bei dieſen letzten Worten ſah ſie den Rittmeiſter mit einem ſolchen Blick an, daß dieſer plötzlich verſpürte, das Fräulein liebe ihn; da nahm er ſie in den Arm und wollte ſie küſſen, ſie aber erwehrte ſich ſeiner mit ſanften Bewegungen und ſagte, ſie wolle am nächſten Abend wieder zu ihm kommen, wenn er es erlaube, denn es ſei ihr eine große Freude, mit ihm ungeſtört zn plaudern, da er ſich ihr doch als ein treuer Freund erwieſen habe. Mit dieſen Worten entſchlüpfte ſie ihm leicht und war aus dem Zimmer, ehe er es ſich verſah.

Der Rittmeiſter dachte lange über das Abenteuer nach, und es kam ihm der Gedanke, ob nicht das Fräulein ſelber den gefälſchten Brief geſchrieben habe, den ſie angeblich von der Jungfer empfangen. Schnell aber verwarf er dieſen Gedanken wieder als unwürdig und ſagte ſich, ein windiger und geckenhafter Franzoſe möge wohl ſolche Vorſtellungen von den Frauen haben, aber ein Deutſcher müſſe anders denken.

II.

Am nächſten Abend kam das Fräulein wieder durch die bekannte Tür; aber ſie war in einer wunderlichen Verfaſſung, denn ihr Geſicht war von Weinen ganz verſtört, ihre Backen blaß und die Augen geſchwollen und rot umrändert. Sie ſagte, ſie wiſſe, daß ſie ſehr häßlich ausſehe, aber ſie müſſe trotzdem zu ihm kommen, weil ſie ihm Wichtiges anzuvertrauen habe und um ſeinen Rat bitten wolle. Sie könne den Kandidaten nicht heiraten, denn es ſei ihr klar geworden, daß ihre gemeinte Liebe zu ihm nur eine Phantaſie geweſen ſei, die ſie aus den Büchern geſchöpft; denn indem in dieſen die Zeichen der Liebe ganz genau beſchrieben ſeien, und ſie einen übermäßigen Fürwitz gehabt habe, ſei ihr in den Sinn gekommen, ihre Gemütsſtimmung mit der Stimmung der Perſonen zu vergleichen, welche in den Büchern beſchrieben waren; und zwar habe ſie zuerſt keinerlei Ähnlichkeit bemerkt, nach einer Zeit aber ſei es ihr geweſen, als empfinde ſie in einigen Stücken ſo, wie ſie geleſen, und da ſie zuletzt einen engliſchen Roman geleſen habe, in welchem erzählt wurde, wie ein vornehmes weißes Mädchen in den Kolonien ſich in einen edel geſinnten Neger verliebte und der ſich in ſie, und wie die beiden Liebenden ſich immer treu geblieben ſeien, bis dem Neger aus Sehnſucht das Herz brach und die weiße Dame aus Kummer

darüber ins Kloster ging, so sei es ihr vorgekommen, als sei sie ganz genau so wie jene Dame und der Kandidat wie der Neger, und der Kandidat habe ihr gesagt, auch ihm sei so. Nun aber sehe sie wohl ein, wo es in einigen Wochen zum Ernst kommen solle und sie seine Frau werden müsse, daß sie lieber ins Wasser gehen wolle, wie einen solchen Kandidaten heiraten. Und sie habe das auch ihrem Bräutigam gesagt, und der sei nun ganz ratlos geworden, daß die Stimme des Herzens in ihr schweige, und wisse nicht, was er beginnen solle; und sie glaube, daß auch er jetzt Angst bekommen habe, wenn auch nicht so große wie sie.

Der Rittmeister lächelte sehr bei dieser Erzählung, und das Fräulein erschien ihm recht kindisch. Aber wie sie so verschüchtert in der Ecke des großen Lehnstuhls saß und sich mit dem Handrücken die Augen wischte, da überkam ihn plötzlich eine Zärtlichkeit wie zu einem lieben kleinen Vögelchen, und sein Herz rührte sich, daß sie ihm leid tat. Indessen durchkreuzten sich in diesem Augenblick in ihm eine Menge verschiedener anderer Gedanken, und er bedachte bei sich, daß er dieses reizende und quecksilberige kleine Wesen auf den Arm nehmen möchte und in sein Haus tragen, damit es als ein lustiger Kobold in dem herumwirrsale. Aber er sah auch zugleich ein, daß er eine ganz bestimmte Art ihr gegenüber zeigen mußte, damit sie zugleich eine angemessene Frau wurde und ihm mit Würde gehorsam blieb. Deshalb gab er nicht seinem ersten Antrieb nach, sondern machte ein ernstes Gesicht und ging scheinbar nachdenklich im Zimmer auf und ab, indessen die Kleine ihn mit ängstlich gespanntem Gesichtsausdruck mit den Augen verfolgte.

Zuletzt erzählte er ihr mit kurzen Worten: Er habe sie nicht in Angst versetzen wollen, deshalb habe er über einen Vorfall geschwiegen, den er ihr nunmehr, da sie ihre Gesinnungen und Wünsche so gänzlich geändert habe, doch mitteilen müsse. Er habe neulich im Traum wirklich eine Erscheinung des Ahnherrn gehabt; dieser sei sehr zornig über ihrer beider Eulenspiegelei gewesen. Näheres könne er ihr nicht sagen. Das Fräulein schien zuerst nur halb gläubig; als sie aber des Rittmeisters ernstes Gesicht sah, wurde sie ganz bestürzt und ängstlich und begann von neuem zu weinen, denn es überkam sie nun auch eine Furcht vor dem Gespenst, die sie vorher noch nie gehabt hatte. Der Rittmeister fuhr fort, daß es auch sehr schwierig sein werde, die Verlobung bei ihren Eltern rückgängig zu machen, denn es sei doch unmöglich, denen zu gestehen, daß die Erscheinung nur von ihnen erlogen gewesen sei. Das Fräulein antwortete schüchtern, sie habe sich gar nichts mehr überlegt, sondern habe nur immer fest auf ihn und seine Hilfe gebaut. Er tröstete sie, daß er einen Plan überlegen wolle. Dann ging sie in ihr Kämmerchen zurück, er mußte sie aber begleiten, da sie sich fürchtete.

Am andern Tage bat der Rittmeiſter ſeinen General um einige Wochen Urlaub, indem er ihm den Grund erzählte. Dann ſorgte er für Wagen und Pferde, und beſchaffte alles andere, das nötig war, um eine Entführung ins Werk zu ſetzen; und wie nun der Vorabend des Hochzeitstages gekommen war, verließ er gegen Mitternacht heimlich mit dem Fräulein das Schloß, fuhr einige Meilen weit in ein kleines Städtchen, ließ ſich hier von einem Pfarrer ſeines Regimentes trauen und zog mit ſeiner jungen Frau in eine vorbereitete Mietwohnung.

Die Eltern waren am anderen Morgen früh aufgeſtanden, der alte Freiherr mit ärgerlichem Schelten und ſeine Gemahlin mit frommer Gottergebenheit. Der Bräutigam kam in einem neuen prieſterlichen Kleide aus feinem, ſchwarzem Tuch, in einiger Unruhe und Sorge. Wie die Braut immer nicht erſcheinen wollte und auch auf Klopfen und Rufen nicht antwortete, mußte der Schweinemeiſter, der ein geſchickter Kerl war, ihr Zimmer mit einem Haken öffnen; da zeigte ſich, daß das Bett unberührt war und ihre beſten Kleider fehlten. Wie dem Bräutigam klar wurde, daß die Braut entflohen war, kniete er mitten im Zimmer hin, faltete die Hände und ſendete ein Dankgebet zu Gott, daß er die Hochzeit vereitelt; der alte Freiherr aber geriet in einen ſo maßloſen Ärger auf den Kandidaten, daß er ſchrecklich fluchend ſeinen Degen zog und auf den betenden Kandidaten loshumpelte. Dieſer ſchrie laut auf vor Schreck, ſprang auf und verbarg ſich hinter der Baronin, die eben erſt ihren Reifrock umgeworfen hatte, um den Sitz zu probieren, und noch kein Kleid übergezogen hatte, ſo daß man das geängſtigte Geſicht des knieenden und ſich mit beiden Händen an dem Reifrock feſthaltenden Theologen durch das fiſchbeinerne Gitterwerk ſehen konnte. Der Baron humpelte in ſeiner blinden Wut mit dem Degen auch auf die Krinoline los, um hindurchzuſpießen; da erſchrak auch die Baronin, ſtieß durchdringende Schreie aus und lief davon, der Kandidat ſich immer feſthaltend hinter ihr her. Dann zeigte ſich, welchen Haß der alte Freiherr immer auf den Kandidaten gehabt hatte; denn wie ſich auch das Entweichen des Rittmeiſters herausſtellte, ſagte er ernſthaft: es ſei ihm lieber, ſeine Tochter als Geliebte eines braven Offiziers und echten Edelmanns zu wiſſen, wie als Frau eines Paſtors. Am Abend ließ er eine Kanne Öl in das Fremdenzimmer bringen, lud ſelbſt ſeine Piſtolen, nahm ſeinen Degen und erwartete, in dem alten Lehnſtuhl ſitzend, das Geſpenſt. Denn er wollte dem auseinanderſetzen, daß er für ſeine Perſon alles getan habe, was er konnte, um es zu befriedigen, und er wollte ihm auch erklären, daß es nicht kavaliermäßig handeln würde, wenn es nun doch ſeine Drohung erfüllte. Aber da das Geſpenſt nicht kam, ſo ſchlief er endlich auf ſeinem Stuhle ein, denn er hatte ſich auch einige Flaſchen Rotwein mitgenommen.

Am anderen Tage kam ein Brief des Rittmeisters an, in welchem die vollzogene Eheschließung mitgeteilt war. Die junge Frau hatte noch einen rührenden Nachsatz geschrieben, durch den sie um Verzeihung bat, daß sie ihrer Liebe gefolgt sei; aber sie habe ihren Eltern nichts sagen dürfen, damit die von nichts wußten und dem Gespenst gegenüber unschuldig waren. Der alte Freiherr antwortete, ihm sei die Ehe ganz recht, insofern er nun von dem theologischen Schwiegersohn befreit sei; und wenn auch der Rittmeister nichts habe, so sei seine Tochter einzige Erbin, und besitze genug, um eine Familie zu unterhalten, besonders, wenn der Schwiegersohn sich der Wirtschaft annehmen wolle und die Betrügereien der Frohnbauern abstellen, welches ihm wegen seiner Gicht und sonstigen Gebrechlichkeit unmöglich sei.

Hierauf fuhr das junge Paar zu den Eltern zurück; der Freiherr und seine Gemahlin erwarteten sie am Tore, umarmten und küßten sie; der Rittmeister mußte gleich vom ersten Abend an die Wirtschaftsbücher durcharbeiten, und es war alles gut.

Da nun in dieser Zeit die Friedensverhandlungen begannen, so hielt es der Rittmeister für erlaubt, um seinen Abschied einzukommen, der ihm auch in Gnaden bewilligt wurde. Er wendete sich nunmehr ganz auf die Bewirtschaftung des Gutes und lebte mit seinen braven Schwiegereltern und seiner jungen Frau recht fröhlich und zufrieden, indem er wohl wußte, daß er vor dem abenteuerlichen Sinn seiner Frau doch immer auf der Hut sein müsse.

Nun kam noch mancherlei wechselnde Einquartierung und sonstiger Besuch, infolge des Friedens, der Rückmärsche und Verabschiedungen. So erschien eines Abends spät ein verabschiedeter preußischer Offizier und bat um Obdach. Er war ein geborener Franzose, stellte sich als Marquis vor und machte auf den Rittmeister einen sehr abenteuerlichen und etwas abgerissenen Eindruck. Durch seine Lustigkeit und gewandtes Benehmen wußte er sich aber bei den alten Leuten und der jungen Frau so beliebt zu machen, daß er sich gänzlich einnisten konnte und auch nach Wochen nicht an eine Weiterreise dachte. Dem Rittmeister fiel wohl auf, daß seine junge Frau ihm immer mit den Augen folgte und mit großem Eifer seine Geschichten aufnahm, auch wenn sie offenkundige Lügen und Aufschneidereien waren; so beschloß er, dem Unwesen ein Ende zu machen, ehe es zu spät wurde. Er gab vor, daß er auf einen Tag nach Breslau reisen wolle und verbarg sich heimlich im Hause. Wie es gegen Mitternacht war, holte er die Kette und das Laken hervor, die seine Frau damals in seinem Zimmer gelassen hatte, wie sie zum ersten Male als Geist bei ihm war, kleidete sich an, wie sie damals gekleidet war, und ging kettenrasselnd durch den Gang zu ihrem Schlafzimmer, öffnete es, trat vor ihr Bett, die sich grausend aufgerichtet hatte und ihn mit großen Augen sprachlos vor Angst anstarrte, und drohte

ſtumm mit dem Finger. Dann wendete er ſich und verließ das Zimmer wieder, indem er klirrend den Gang langſam zurückſchlurfte.

Sobald er angeblich von der Reiſe zurückkam, zog ihn ſeine Frau zur Seite und klagte ihm, daß der Franzoſe ſo ſehr lange bei ihnen bleibe und daß ihr ſeine Gegenwart wegen ſeines vielen Redens ſehr unangenehm ſei. Er antwortete ihr, daß er das wohl gemerkt habe, wie läſtig ihr der Menſch werde, und da ſie es wünſche, ſo wolle er ihm einen Wink geben. So ſprach er denn mit ihm, daß er ihm die Sehnſucht nach ſeinem Vaterlande wohl angemerkt habe, und wenn er ſein Anerbieten nicht unfreundlich auffaſſen wolle, ſo wolle er ihm als Freund und alter Kriegskamerad, der wohl wiſſe, wie man in zeitweilige Not kommen könne, das Geld leihen, das er zur Rückreiſe brauche. Damit drückte er dem überraſchten Franzoſen ein Päckchen mit einigen Dukaten in die Hand und ließ ihn; und der Franzoſe reiſte denn auch wirklich ſofort ab, unter herzlichem Dank und mit vielen Einladungen auf ſein heimatliches Schloß in der Gascogne.

Nach dieſem Erlebnis war es lange Zeit ruhig bei den Beiden; und es kamen Kinder, die Eltern ſtarben, die Kinder wurden größer; und das Leben floß unaufhaltſam hin.

Als der älteſte Sohn zehn Jahre alt war, wurde ein fröhliches Feſt gefeiert, zu dem auch alle Gutsnachbarn eingeladen waren. Der Tag war recht mühſam für die Mutter; aber ſie fühlte ſich glücklich und froh; und als ein ganz alter Herr von den Gäſten ihr ſagte, ſie gleiche jetzt ganz ihrer ſeligen Mutter, als die noch jünger geweſen ſei, und als ſie im Spiegel geſehen hatte, daß ſie in Wahrheit nicht mehr ſo ſchlank und biegſam war wie früher, ſondern eine breite Taille hatte, da wurde ſie in glücklicher Weiſe nachdenklich. Am ſpäten Abend fuhren alle Gäſte fort; die Kinder lagen längſt in ihren Betten und ſchliefen; in der Küche klapperten und ſchwatzten noch die Mägde. Da ſtand ſie mit ihrem Mann am Fenſter und ſah in die Mondnacht hinaus, und erzählte ihm, wie einſt ihre Liebe zu ihm einmal wankend geworden ſei durch den luſtigen Franzoſen, und wie ſie damals eine Erſcheinung des Ahnherrn gehabt, ſie wiſſe nicht, ob im Traum oder im Wachen; er habe aber genau ſo ausgeſehen, wie ſie ſelbſt vorher ihn geſpielt hatte mit einem Mut, den ſie heute ſelbſt nicht mehr verſtehen könne; der habe ſie gewarnt; da ſei ein Schrecken über ſie gekommen und ſie habe eingeſehen, daß ſie auf unrechtem Wege gehe und habe ihn damals gleich den anderen Tag gebeten, den Franzoſen zu entlaſſen. Da nickte er und ſagte, durch dieſes Geſtändnis ſei ſie ihm doppelt lieb geworden; und wir Menſchen können nicht alle Geheimniſſe enträtſeln, und ſollen uns in Ehrfurcht beugen vor dem Unbegreiflichen.

Wie unser Volk wohnt.

Von

F. Faeger.

(Schluß.)

Spekulation und Gesetz.

Die ökonomische Grundlage der derzeitigen Baustellen- und Häuserspekulation ist die manchesterliche Auslieferung des Bodens an das ‚freie Spiel der Kräfte', will sagen den Kapitalismus. Dem freien Spiel ist zwar scheinbar durch Bauordnungen ein Zaum angelegt; aber diese, auf Anerkennung des Grund und Bodens als Privateigentum fußend, sind bisher mehr ein Schutz für als ein Kampfmittel gegen die Bestrebungen gewesen, Bauland und Häuser zum Börsen-Handelsartikel zu machen; sie sind auf kapitalistische Interessen, nicht auf die Volkswohlfahrt zugeschnitten worden.

Dieser Behauptung könnte entgegengehalten werden, daß unsere neuen, meist nach den Kriegsjahren entstandenen Bauordnungen von ihren bis in die Anfänge des vorigen Jahrhunderts zurückzuverfolgenden Vorgängern sich günstig dadurch unterscheiden, daß sie alle möglichen Bestimmungen im Interesse der Gesundheit und Sicherheit der Einwohner treffen. Fraglos sind diese Bauordnungen Fortschritte gegenüber den früheren Zuständen, wo es den Baumeistern fast gänzlich überlassen war, zu bauen wie sie wollten. Aber damals war die Bodenspekulation noch nicht so ausgebildet wie jetzt, der Abfluß der Bevölkerung vom Land zur Stadt und damit das Wachstum der Städte noch nicht so rapid wie heute, daher die Wohnungsverhältnisse damals auch ohne die heutigen baupolizeilichen Erlasse eher besser als schlechter wie heute waren.

Der Hauptfehler der Bauordnungen ist vor allem der, daß sie den Bau von Mietskasernen fast obligatorisch, den von Einfamilienhäusern fast unmöglich machen. Die Festsetzung der Baufluchtlinien, die Einteilung des Baugeländes in Baublocks liegt in Händen der Stadtverwaltungen. In diesen spielen die tonangebende Flöte die Hauseigentümer, die an der Erhaltung der dermaligen Zustände das größte Interesse haben. Zum Teil sind sie sich des Kampfes für ihre Interessen vielleicht nicht einmal recht bewußt; die schablonenhafte, mühlenbrettartige Aufteilung des Baulandes ist bereits so zur Gewohn-

heit geworden, daß man kaum noch daran denkt, die Sache könne auch anders angegriffen werden. Die Gedankenlosigkeit nimmt den Plan des Baumeisters her, und weil die Väter und Großväter es so gemacht haben, macht sie es genau nach und teilt auf ihm schöne gleichmäßige Straßenrechtecke nach dem Schema A ab und zerschneidet diese Rechtecke wieder in kleinere Baustellenrechtecke nach dem Schema B, und ein neues Stadtviertel ist im Keime da. Und dann kommt der Bureaukratismus und befruchtet den Keim mit seinen Bauordnungen und -Erlaubnissen; alsbald beginnt ein reges Leben, und nun stehen sie alle da, die Häuser, schnurgerade aufgereiht und eins wie das andere gleich den zur Lumpenparade aufgestellten Tornistern und ebenso vorschriftsmäßig montiert wie diese: welches militärisch-bureaukratisch gedrillte Stadtväterherz sollte da nicht aufjauchzen? Es lohnt aber wohl der Mühe, etwas näher zuzusehen, wie diese Riesentornister zustande kommen, wer der Sattler und wer die Ochsen sind, die ihre Felle dazu liefern müssen.

Das Bauland ist also reguliert. Obwohl, wie bereits bemerkt wurde, die Großstädter mit ständiger Wohnungsnot geplagt sind, wird das baureife Land, wenn es in kapitalkräftiger Hand ist, zunächst in Baubrache liegen gelassen, und zwar in Rücksicht auf den durch Inkubation zu erwartenden Kapitalgewinn. Dies kann umso mehr geschehen, als die Besteuerung lediglich nach dem ‚Kartoffelwert' erfolgt, d. h. es wird das baubrache Land nach dem Nutzungswert statt nach dem gemeinen Wert veranlagt, den es ‚unter Brüdern', nämlich den Spekulantenbrüdern hat. So hat das Kapital gar keinen Grund, die Bebauung zu beeilen; bei der schnellen Hausse, mit welcher allgemein die städtischen Baugrundstücke in die Höhe getrieben werden, ist der Gewinn durch Inkubation stets höher als der Zinsverlust. Andererseits hat der Spekulant eine Baisse kaum zu befürchten; es ist die Eigenart der Baustellenbörse, daß ihr die Kontremine fehlt.

Anders steht es mit den kapitalschwachen Grundstellenhändlern. Wenn man in einem einsamen Feld plötzlich wie einen bei Regen aufschießenden Giftpilz eine Mietskaserne aufwachsen sieht, so kann man fast allemal darauf gehen, daß sie dem Spekulationsgenie eines solchen Händlers ihr Entstehen verdankt. Eine bebaute Grundstelle, namentlich wenn die Wohnungen des Hauses alle vermietet sind, steigt sofort bedeutend im Wert, und um diesen Gewinn schnell realisieren zu können, baut der Händler. Die Baugelder erhält er sehr leicht; fast alle städtischen Grundstücke sind über den Gebäudewert hinaus belastet. Aber auch wenn das Grundstück selbst schon bis aufs äußerste belastet ist, und wenn der Spekulant mit dem Betrag von zwei Dritteilen der veranschlagten Baukosten, welche gewöhnlich als Baugelder hergegeben werden, nicht auskommt, braucht er auf den Bau keineswegs zu verzichten. Das bekannte Strohmännermanöver hilft aus allen Schwierigkeiten. Dieser Strohmann wird als eigentlicher Bauunternehmer vorgeschoben, der aber ganz nach den Vorschriften des Spekulanten bauen muß; er ist meist eine ganz vermögenslose Person, oft Taglöhner, Krämer, Pförtner. Auf ihn wird die

rechtliche Haftbarkeit abgewälzt. Kommt es daher zum Konkurs, so stehen die Handwerker und Lieferanten mit ihren Forderungen vis-à-vis de rien, während das Anwesen selbst an den Spekulanten zurückfällt, der seinen kalkulierten Gewinn einheimst. Die Verluste, welche auf diese Weise vertrauensselige Bauhandwerker erleiden, sind unerhörte; nach Freese betrugen sie in den Jahren 1891—1893 bei den Berliner Bauhandwerkern allein 75 Millionen Mark.

Die großartigste Bauspekulation wird aber in Szene gesetzt, wo sich Hypothekenbanken mit Terraingesellschaften konsolidieren. Denn von solcher Union wird nicht nach dem Wohnungsbedürfnis gebaut, sondern nach dem Spekulationsinteresse der die Gesellschaft dirigierenden Kapitalisten.

Haben die bisherigen Bauordnungen den Mietskasernenbau statt gehemmt gefördert, so haben sie doch andererseits den Mieter vor den gröbsten hygienischen Mißständen gesichert. Diese Sicherung wurde nur leider wieder illusorisch gemacht durch die fehlende Wohnungskontrolle. Die Polizeivorschriften über das Wohnungswesen haben sich bis vor kurzem an Äußerlichkeiten die Zähne ihrer Weisheit ausgebissen; sie haben bestimmt, daß bei Frostwetter der Bürgersteig bestreut werden müsse, daß Blumentöpfe nicht außen auf die Fensterbank gestellt werden dürfen, wie oft die Senkgruben gereinigt, der Abfall abgefahren werden müsse — um das eigentliche Wohnen der Menschen haben sie sich nicht viel gekümmert. Wie viel Mieter sich in einem Zimmer zusammendrängten, unter welchen sittlichen Gefährnissen die Geschlechter bei einander hausten, blieb unkontrolliert.

Die schreienden Mißstände, die unter diesen Umständen immer unverhüllter sich bemerkbar machten, führten zunächst zur Wohnungsinspektion. Im Deutschen Reich wurde das Verlangen nach wohnungspolizeilicher Fürsorge im Sinne der Volkswohlfahrt erst seit dem Jahre 1899 drängend, als die Pastoren von Bodelschwingh-Bielefeld und Weber-M.-Gladbach im Reichstag ein Reichswohnungsgesetz beantragten, das eine Reichszentralstelle nebst Landeskommissionen für Wohnungsfürsorge schaffen und deren Tätigkeit durch Reichskredite unterstützen sollte. Der Vertreter der Regierung erklärte aber, daß ein Wohnungspolizeigesetz von Reichswegen zur Zeit unmöglich sei, einmal, weil es an allen Vorbereitungen zu einem solchen Gesetze fehle, sodann, weil die Wohnungspolizei Hand in Hand mit der Baupolizei gehen müsse, welche wieder nach örtlichen Verhältnissen differierend zu regeln sei. Im gleichen Jahre beschäftigte sich auch das preußische Abgeordnetenhaus mit der Wohnungsfrage und zwar aus Anlaß eines Antrags, gemeinsam gestellt von der konservativen, nationalliberalen und Zentrumspartei, bei der Rentengutsgesetzgebung auch die Erbauung guter Arbeiterwohnungen sicherzustellen. Miquel, der früher selbst für ein Reichswohnungsgesetz plaidiert hatte, war jetzt, getreu seiner Kompromiß- und Proteusnatur, gegen alle landesgesetzlichen Maßnahmen und verwies die Lösung des Problems an die Gemeindeorgane.

Ein kurzer Überblick möge zeigen, was diese bisher in der Wohnungsaufsicht geleistet haben. Wohnungsinspektion ist bisher offiziell von etwa

zwanzig Großstädten eingeführt, darunter in Norddeutschland insbesondere Bonn, Düsseldorf, Elberfeld, Barmen, Duisburg, Essen, M.-Gladbach, Remscheit, Göttingen, Kiel, Görlitz, Liegnitz, Landshut. Sie ist meist in der Weise geregelt, daß ein Wohnungsinspektor amtlich angestellt ist, dem kommissarisch und ehrenamtlich angesehene Bürger zur Seite stehen. Einige Städte haben sogar ein besonderes Wohnungsamt eingerichtet, so z. B. Stuttgart. Dasselbe führt neben der Wohnungsinspektion einen dauernden Wohnungsnachweis auf Grund fortlaufender Erhebungen über den Wohnungsmarkt durch. Weiter geht schon die Verordnung, welche der Regierungspräsident von Düsseldorf 1895 erlassen, namentlich insofern möglichst bestimmte Begriffswerte eingeführt werden, um zu bestimmen, unter welchen Bedingungen eine Wohnung als normal angesehen werden kann. Es müssen alle Schlafräume verschließbar und mindestens mit einem unmittelbar ins Freie führenden Fenster versehen sein, dessen Größe nichts weniger als den zwölften Teil der Fußbodenfläche betragen darf, und Speicherräume sind nur als Schlafräume zulässig, wenn sie vollständig verputzt sind oder mit Holz bekleidete Wände haben. Ferner muß der Boden der Schlafräume gute Dielung haben oder durch andere gesundheitlich einwandsfreie Vorrichtung vom Erdboden getrennt sein. Die Schlafräume müssen ferner derartig beschaffen sein, daß sie jeder über zehn Jahre alten Person einen Mindestluftraum von 10 cbm, jedem Kind unter 10 Jahren einen solchen von 5 cbm gewähren, daß die ledigen über 14 Jahre alten Personen nach dem Geschlecht getrennt in besonderen Räumen oder Abschlägen schlafen können und daß jedes Ehepaar für sich und seine noch nicht vierzehnjährigen Kinder einen besonderen Schlafraum besitzt.

Von den übrigen Staaten des Deutschen Reiches tun sich Sachsen, Bayern, Hessen einigermaßen in der Wohnungsfürsorge hervor. Sachsen hat im Jahre 1900 ein Bauordnungsgesetz erlassen, das zugleich das Wohnungswesen regelt und schon durch diese einheitliche Verbindung bemerkenswert ist. Bayern hat durch die königliche Verordnung betreffend die Wohnungsaufsicht vom Jahre 1901 die Wohnungsaufsicht durch beamtete Inspektoren für größere Städte obligatorisch gemacht und außerdem Vorschriften zur Wahrung von Gesundheit und Sittlichkeit in den Wohnungen gegeben, die sich aber mit der Aufstellung von allgemein gehaltenen Grundsätzen begnügen und hierin weit unter den Düsseldorfer Bestimmungen mit ihren doch wenigstens halbwegs festen Normativen stehen. Hessen hat noch neuerdings wieder von sich reden gemacht, indem es als erster Staat die Inkubationssteuer (Wertzuwachssteuer) für brache Baustellen, allerdings nur fakultativ, eingeführt hat.

Allen diesen und ähnlichen Gesetzen und Verordnungen haftet ein gemeinsamer Charakter an: sie repräsentieren sich durchaus als Übergangsbestimmungen, die mit alten Gewohnheiten, obgleich sie als schlecht erkannt sind, nicht ohne weiteres brechen wollen, und die bei der Unsicherheit der Ziele und bei der Neuartigkeit der hier aufgerollten sozialpolitischen Fragen zunächst mit äußerster Vorsicht und mit möglichst allgemeinen dehnbaren Vorschriften manipulieren.

Langem Drängen Folge gebend ist Preußen 1904 mit einem Wohnungsgesetz auf dem Plan erschienen, das, wäre es angenommen worden, den größten deutschen Bundesstaat an die Spitze der Wohnungsfürsorge gestellt hätte. Der hohe Rat der Volksvertretung hat es anders gewollt. Es ist nicht zu verkennen, daß es auf der Bahn zu einer völligen Revolutionierung der Baupolitik und des Wohnungswesens, zu der wir unausbleiblich gedrängt werden und die so sicher kommen wird, wie der Bebelsche Zukunftsstaat nebst dem großen Kladderadatsch ausbleiben wird, einen ersten selbstbewußten und ziemlich weitausgreifenden Schritt bedeutet hätte. In Rücksicht darauf lohnt sich ein ausführliches Verweilen bei den Bestimmungen dieses Entwurfes, zumal er von der oberflächlichen Tagespresse viel zu wenig gewürdigt worden ist.

Er umfaßt sechs Artikel: 1) Baugelände und Straßenkostenbeiträge, 2) Bebauung der Grundstücke, 3) Bau- und Grundabgaben, 4) Benutzung der Gebäude, 5) Wohnungsaufsicht, 6) Schluß- und Übergangsbestimmungen. Sieht man von dem letzten Artikel ab, der hauptsächlich administrative Ausführungsdirektiven enthält, so teilt sich der Entwurf in zwei Teile: der eine, Artikel 1, 2 und 3 umfassend, will politisch propagierend das Bauwesen in der Weise umgestalten, daß mehr als bisher billige und gesunde Wohnungen für den Arbeiterstand hergestellt werden, der zweite, Artikel 4 und 5 umfassend, bemüht sich, reprimierend die Überfüllung, die sittlichen und hygienischen Mißstände der vorhandenen Wohnungen zu beseitigen. Entsprechend der Anlage dieser Studie soll der zweite Teil zuerst behandelt werden.

Es werden zunächst, für Gemeinden über 100,000 Einwohner obligatorisch, für andere fakultativ, Wohnungsordnungen verlangt, welche die Polizeibehörde zu erlassen hat und die allgemeine Bestimmungen über die Benutzung der Gebäude zum Wohnen und Schlafen zu enthalten haben. Als wichtigste solcher Bestimmungen für Mietwohnungen seien folgende hervorgehoben. § 4 Ziffer 2 lautet: ‚Wohnungen für eine gemeinschaftliche Haushaltung von zwei oder mehr Personen (Familienwohnungen) müssen eine den ortsüblichen Anforderungen entsprechende eigene Kochstelle, einen eigenen verschließbaren Abort und, soweit in dem Gebäude Kanalisation und Wasserleitung eingerichtet ist, einen eigenen Ausguß und einen eigenen Wasserhahn besitzen.‘ Diese sicherlich nicht zu hoch gespannten Anforderungen würden namentlich in alten Häusern die Sperrung von Tausenden von Wohnungen notwendig machen. Ziffer 3 lautet: ‚Die Wohn- und Schlafräume (auch Küchen) müssen insgesamt den Bewohnern soviel Raum bieten, daß auf jede Person mindestens 10 cbm Luftraum und 4 qm Bodenfläche entfallen; für Kinder unter zehn Jahren können geringere Anforderungen festgesetzt, auch kann vorgesehen werden, daß die infolge der Geburt oder des Heranwachsens von Kindern während der Dauer des Mietsverhältnisses eintretende Erhöhung des erforderlichen Mindestluft- und Flächenraumes außer Betracht bleibt.‘ Diese Bestimmung duftet schon etwas nach Kautschukarbeit. Mindestens hätte es wohl einer Minimalgrenze der Minimumherabsetzung für Kinder bedurft, wenn es überhaupt zweck-

mäßig erscheint, Kinder so stiefmütterlich zu behandeln, die doch zu ihrer Gesundheit frischer Luft so besonders bedürftig sind. Wie bescheiden aber überhaupt diese Minima sind, geht am besten aus der Begründung hervor, welche dem Gesetzentwurf beigefügt ist und zu diesem Artikel ausführt: ‚Nach den Bestimmungen der Ziffern 3 und 4 kann in einem Raum von 5 m Länge und 5 m Breite bei 3 m Höhe, wenn für Kinder unter 10 Jahren die Hälfte der geforderten Sätze festgesetzt wird, eine Familie von 8 Personen, und zwar ein Ehepaar mit zwei Kindern von 10—14 Jahren untergebracht werden.‘ Wenn der werte Leser, dem ein Raum von der angegebenen geringen Größe vielleicht nicht zur Verfügung stehen wird, einen solchen in seinem Zimmer sich abmißt und dann sich vorstellt, daß diese Enge von 8 Personen bewohnt wird, daß sie außerdem von Herd, Betten und Schränken und womöglich noch von Arbeitsgerät erfüllt ist, so hat er erst einen richtigen Begriff, wie geringe Anforderungen an ein ‚gemütliches Heim‘ die deutsche Arbeiterfamilie einstweilen noch selbst im Auge des wohlwollenden Gesetzgebers zu stellen berechtigt ist. Und doch muß sich der ruhig Überlegende sagen: so wie die Verhältnisse heute liegen, konnte kaum mehr zu verlangen gewagt werden. Es muß bedacht sein, daß, je mehr Wohnraum für den einzelnen preußischen Staatsbürger verlangt wird, desto mehr Wohnungen gesperrt bezw. evakuiert werden müssen, und daß für alle diese Personen Unterkunft zu finden ist, wofür das vorliegende Gesetz durchaus keine Sorge trägt.

Eine weitere sehr notwendige und sehr erfreuliche Bestimmung trifft Ziffer 4: ‚Die Wohnung muß soviel Räume enthalten, daß, abgesehen von Ehepaaren, die über 14 Jahre alten Personen nach dem Geschlecht getrennt in besonderen Räumen schlafen können.‘

Die §§ 5 und 6 enthalten Präventivbestimmungen, die verhindern sollen, daß durch Aftermiete bezw. durch Aufnahme von Einliegern und Schlafgängern die Bestimmungen des § 4 illusorisch gemacht werden. Im weiteren werden für Dienstboten und Gewerbegehilfen insbesondere ähnliche sanitäre und sittliche Normen festgestellt, wie sie Ziffer 3 und 4 des § 4 allgemein enthält.

Es wird wohl kaum einen Unparteiischen geben, der die hier angeführten Anforderungen für überspannt hält, dafür aber desto mehr Nachdenkliche, die manche im Interesse der Unbemittelten dringend erforderlichen Bestimmungen vermissen. Der Leser dürfte schon bemerkt haben, daß die Bestimmungen des Gesetzentwurfs wesentlich nach dem Muster der Düsseldorfer Verordnungen zugeschnitten sind, und alle Mängel, die diesem anhaften, finden wir auch hier wieder vor, so daß eine nähere Beleuchtung sich erübrigt. Obwohl ausdrücklich von Wohn- und Schlafräumen gesprochen wird, finden wir doch im Grunde auch hier das Manko wieder, daß wesentlich nur auf die Schlafverhältnisse Rücksicht genommen ist. Die schwierige Regelung der Wohnverhältnisse für Heimarbeiter ist auch hier wieder ausgeschaltet. Man könnte versucht sein, das Gesetz ein ‚Schlafgesetz‘ zu nennen; betrachtet man aber dann den § 10,

so ist man geneigt, in Erinnerung an Herrn Agesilaos' löbliche Erfindung von einem ‚schlafenden Gesetz' zu sprechen. Der § 10 lautet nämlich: ‚Ausnahmen von der Bestimmung des § 2 Abs. 1 können von den zuständigen Ministern, Ausnahmen von den Bestimmungen der §§ 4 Ziffer 2, 8 Ziffer 1 können für einzelne Gemeinden von der Landespolizeibehörde, außerdem können Ausnahmen von den Bestimmungen der §§ 3, 4, 5, 7, 8 in Einzelfällen von der Ortspolizeibehörde zugelassen werden.' Da ist er wieder, der ominöse berühmte Ausnahme-, Einzel- und besondere Fall, je nach Umständen- und Maßgabe-Paragraph, die große Theaterversenkung, in welcher die schön aufgeputzten Vorparagraphen nach Belieben der landespolizeilichen Regisseure verschwinden.

Artikel 5 beschäftigt sich mit der Wohnungsaufsicht. Diese wird, analog den bestehenden Bestimmungen in Bayern, Württemberg, Sachsen, Hessen, für alle Gemeinden obligatorisch gemacht. Sehr richtig wird in der Begründung bemerkt, ‚daß gegenwärtig, wie wiederholt festgestellt sei, die tatsächlichen Zustände den Gemeindebehörden vielfach nicht hinreichend bekannt seien, so daß sich selbst Mißstände ernstester Art lange Zeit hindurch der erforderlichen Beachtung und Abhilfe entzögen.' Je mehr den tatsächlichen Wohnungsverhältnissen nachgeforscht wird, desto mehr wird sich die Überzeugung von der Unhaltbarkeit der jetzigen Zustände aufdrängen, und diese allgemeine Einsicht, die Wahrheit der Ideen und die innere sittliche Berechtigung der Postulate der Wohnungsreformer ist es, die nicht nur mit der Zeit die Ablehnung von Gesetzen wie das vorliegende unmöglich machen, sondern selbst das schwerfällige bureaukratische Regime, das hier für die Wohnungsfürsorge mobil gemacht wird, allmählich auf die Bahn radikaler Neuerung und Umformung des Bauwesens drängen wird.

Städte über 100 000 Einwohner hätten nach dem Entwurf Wohnungsämter einzurichten, die ‚mit einer genügenden Anzahl beamteter Wohnungsaufseher' besetzt sein müssen und denen auch ehrenamtlich tätige Personen als Mitglieder angehören können. Auch für kleinere Gemeinden kann die Einrichtung solcher Wohnungsämter erfordert werden, eine Forderung, die namentlich dann nur billig sein wird, wenn eine Stadt zwar infolge kommunaler Abgrenzung obiges Einwohnerlimit nicht erreicht, es aber unter Hinzuziehung der Vorstädte überschreitet.

Die Tätigkeit der Wohnungsämter ist teilweise bereits durch das gekennzeichnet, was über die Wohnungsaufsicht allgemein gesagt ist. Aber noch weitere Aufgaben und Ziele sind diesen neuartigen kommunalen Behörden gestellt. Sie sollen Nachweisebureaux von Wohnungen für kleinere Leute enthalten, ferner die durch die Aufsicht gesammelten Erfahrungen zu statistischem Material zusammenstellen. Das alles ist von höchster Wichtigkeit; es wird dadurch unmöglich gemacht, daß die Gemeinden den groben Mißständen im Wohnungswesen gegenüber sich blind stellen, vielmehr wird Interesse für Wohnungspolitik dadurch geradezu erzwungen, und damit allein ist schon viel

gewonnen. Gehen wir nunmehr zur Betrachtung des ersten Teils (Artikel 1, 2 und 3) des Gesetzentwurfs über, der durch Bestimmungen über die Besteuerung und Einteilung des Baugeländes, die Errichtung gesunder, billiger und namentlich kleiner Wohnhäuser fördern will, so bringt Artikel 1, der Abänderung betreffend das Gesetz über Anlegung und Veränderungen von Straßen und Plätzen in Städten und ländlichen Ortschaften vom 2. Juli 1875 betrifft, unter Ziffer 2 gleich ein allgemeines Normativ von größter Bedeutung: ‚Zu den bei der Festsetzung (scil. der Fluchtlinien) wahrzunehmenden Rücksichten gehört ferner die Rücksicht auf das Wohnungsbedürfnis.‘ Was dem Wohnungsbedürfnis entspricht, wird gleich darauf erklärt: ‚Desgleichen ist darauf Bedacht zu nehmen, daß in ausgiebiger Zahl und Größe Plätze (auch Gartenanlagen, Spiel- und Erholungsplätze) vorgesehen, daß für Wohnzwecke Baublöcke von angemessener Tiefe, entsprechend dem verschiedenartigen Wohnungsbedürfnis auch Straßen von geringerer Breite geschaffen, und daß durch die Festsetzung Baugelände entsprechend dem Wohnungsbedürfnis erschlossen wird.‘

Bisher war der Baugrund dem Spekulationsbedürfnis, das ein wirtschaftliches nicht genannt werden kann, ausgeliefert; jetzt ist ihm das Wohnungsbedürfnis entgegengesetzt, wodurch das Bauwesen seinem eigentlichen Zweck, der Wohnungsbau dem Wohnzweck wieder untergeordnet wird. Obwohl diese neue, eigentlich alte und ursprüngliche Auffassung durchaus selbstverständlich erscheint, ist sich der Gesetzgeber sehr wohl bewußt, bei den Gemeinderegenten auf Widerspruch zu stoßen. Von hohem Interesse ist die Bemerkung in der Begründung: ‚Ob gegenwärtig Maßnahmen, die aus dem bezeichneten Gesichtspunkt eine zweckmäßigere Aufteilung des Baugeländes im Wege der gesetzlich vorgesehenen Mitwirkung der Ortspolizeibehörde bei der Festsetzung der Fluchtlinien herbeizuführen bezwecken, in dem geltenden Recht eine ausreichend sichere Grundlage finden, erscheint um deswillen zweifelhaft, weil Maßnahmen der bezeichneten Art in erster Linie nicht so sehr auf eine Förderung der öffentlichen Gesundheit, als vielmehr auf eine dem öffentlichen Bedürfnis entsprechende, sozial und wirtschaftlich befriedigende Gestaltung der Wohnungsverhältnisse abzielen. Gleichwohl wird bei der Bedeutung, die diese Frage im allgemeinen Staatsinteresse besitzt, auf die rechtliche Möglichkeit, solche Maßnahmen nötigenfalls auch gegen den Widerstand der Gemeindevertretungen zu erzwingen, mit Rücksicht auf den den Hausbesitzern in diesen eingeräumten Einfluß nach den bisherigen Erfahrungen nicht wohl ferner verzichtet werden können.‘ Es wird also anerkannt, daß die Gemeindeordnungen, wonach die Hälfte aller Gemeindevertreter Hausbesitzer sein müssen, imgrunde der Wohnungsreform feindlich sind.

In der Tat muß jeder Unparteiische zugeben, daß dieses Reservat heute eine veraltete, sinnlos gewordene Einrichtung darstellt. Es ist entstanden, als noch die Mehrzahl aller ansässigen Bürger Hauseigentümer war;

es ist insbesondere aufrecht erhalten worden, als zur Zeit des aufblühenden Industrialismus und des schnellen Anschwellens des proletarischen Zuwachses unter dem Zustrom von Fremdlingen man das ‚Hausrecht' wahren und der erbeingesessenen Väter gute Sitte aufrecht erhalten wollte. Das klingt recht schön; aber dieser schöne Klang hat sich heute auf eine Dissonanz herabgestimmt. In Berlin kommen auf etwa 100 Haushaltungen 4 Hauseigentümer, in München 8. Schon rein zahlenmäßig stellt sich also die Bevorzugung der Hauseigentümer als ein bedenkliches Monopol dar. Man hat aber weiter zu fragen: hat dieses Monopol heute noch eine sittlich, sozial und wirtschaftlich bedeutungsvolle Grundlage? Im Gegenteil: es wirkt unsittlich, dissozial und unwirtschaftlich. Wenn manche Städte, wie z. B. Düsseldorf, trotzdem in anerkennenswerter Weise aus freien Stücken in der Wohnungsreform vorangegangen sind, so zeigt das nur, daß im deutschen Bürgertum noch immer ein gesunder Kern steckt und die Sinnesgröße, die das Eigeninteresse dem Gemeinwohl unterordnet. Es ist aber doch sicher kein Zufall, daß alle diese Städte im Westen Deutschlands zu suchen sind, wo noch mehr Stadtväter Einfamilienhaus-, nicht Mietskaserneneigentümer sind. Im Interesse des Hauseigentümers liegt jedenfalls mehr die Förderung der Baustellenspekulation als der Bodenreformbestrebungen.

Eine Kritik des gesamten Gesetzentwurfes vom bodenreformfeindlichen Standpunkt aus muß unbedingt zugeben, daß, trotz vieler Mängel, der Vorschlag einen bedeutsamen Schritt vorwärts auf dem Wege zur Besserung des Wohnungswesens bedeutet. Das wird im Grunde selbst dadurch nicht anders, daß der Entwurf Entwurf geblieben ist. Der größte Staat des deutschen Reiches hat sich ein für allemal auf die Reformtendenzen, wie sie von einsichtigen Leuten längst promulgiert sind, festgelegt und wird sich kaum mehr davon lossagen können. Dies umso weniger, als die soziale Wohnungspolitik zugleich staatliche Interessenpolitik ist. In gesunden Wohnungen wird ein gesundes Geschlecht heranwachsen, das die Altersversorgung entlastet, kräftige Arbeiter, leistungsfähige Soldaten in den Dienst der Volkswirtschaft und der Landesverteidigung stellt. Ein Volk, das wieder ein eigenes Heim hat, wird auch sozialdemokratischen Verhetzungen kein Ohr leihen und in der Aussicht auf die große Bebel'sche Staatsdämmerung nichts Verlockendes finden; denn wer besitzt, ist von Natur konservativ. Die ungeheueren Kapitalien, die jetzt unfruchtbar in spekulativen Bodenwerten angelegt werden, können anderen fruchtbaren Zwecken zufließen, namentlich der Landwirtschaft, dem Handel und Gewerbe nutzbar gemacht werden und so den allgemeinen Wohlstand fördern. Dadurch hebt sich zugleich die Gesamtsteuerkraft.

In Rücksicht auf dieses allgemeine staatliche Interesse muß vor allem gefordert werden, daß die Regierung ihre Ansicht, die Regelung der Wohnungsfrage sei Sache der Einzelstaaten, fallen läßt, und daß, nachdem in Preußen der Entwurf an der Kleinlichkeit der Parteien gescheitert ist, nunmehr der Reichstag mit der Frage beschäftigt wird. Nicht nur sind hier in-

folge der andersartigen Zusammensetzung der Parteien die Aussichten auf die Annahme eines ähnlichen Gesetzes viel günstiger, es steht auch innerpolitisch nichts im Wege, da, wie wir gesehen, die meisten größeren Einzelstaaten in der Wohnungsreform bereits selbständig vorangegangen sind. Reichsgesetzliche Wohnungsreform! Diese alte Forderung wird also heute dringender als je. Ein solches Reichsgesetz sollte dann aber auch die Mängel beseitigen, die dem preußischen Entwurf unverkennbar anhaften. Vor allem wäre die Einsetzung von Reichskommissaren geboten, die eine Kontrolle über das kommunale Bauwesen auszuüben hätten. Sodann müßten die Gemeinden verpflichtet werden, für die Wohnungen, die aus hygienischen oder sittlichen Rücksichten geschlossen werden, selbst Ersatz zu schaffen. Dieser Forderung wird man, wie das Beispiel Englands zeigt, wenn anders man wirklich Ordnung schaffen will, nicht aus dem Wege gehen können. Sie bedingt aber eine weitere Maßnahme, daß nämlich den Gemeinden das Bodenenteignungsrecht in einer Form gegeben wird, über die im nächsten Kapitel näheres zu sagen sein wird. Endlich wäre in den Gemeindeordnungen die Bestimmung zu beseitigen, welche den Hauseigentümern die Majorität in den Gemeindevertretungen sichert.

Die Autonomie, welche den Gemeinden in der Wohnungsreform durch den preußischen Entwurf zugewiesen wird, kann auch bei einer solchen weitergehenden reichsgesetzlichen Regelung der Frage voll gewahrt bleiben. Als Zweck der staatlichen Gesetzgebung kann es in diesem Falle nicht angesehen werden, minutiöse Vorschriften zu machen über die Regelung des Wohnungswesens, sondern den Gemeinden die rechtlichen Grundlagen für ihre Reformtätigkeit zu geben und sie zu energischer Besserung der Wohnverhältnisse anzuspornen. Sie müssen zu der Einsicht erzogen werden, daß das Interesse der Gesamtbürgerschaft mit der Hausungsart des Einzelbürgers engstens verknüpft ist. Ohne gute Wohnung ist eine vernünftige Lebenshaltung unmöglich; je besser für die Wohnungsverhältnisse gesorgt ist, desto mehr werden sich die Armenlasten, die Ausgaben für Krankenhäuser, für die Asyle der Obdachlosen und ähnliche Wohltätigkeitsanstalten verringern. Je billiger die Wohnungen sind, desto billiger werden die Lebensmittel, desto steuerkräftiger wird der Bürger sein. Insbesondere wird sich auch Grund- und Haussteuer heben, wenn im Sinne der Reform die Veranlagung der Baustellen nicht mehr nach dem Nutzungs-, sondern nach dem gemeinen Wert erfolgt und wenn außerdem diese Steuer, wie es nicht mehr als recht und billig ist, durch eine Inkubationssteuer auf den spekulativen Wertzuwachs ergänzt wird.

Gemeinnütziger Wohnungsbau in Programm und Praxis.

Es ist keine Frage, daß das preußische Wohnungsgesetz, streng durchgeführt, Tausende von ehrbaren deutschen Bürgern an die freie Luft gesetzt hätte, wo sie dann bei ‚Mutter Grün' hätten kampieren können. Lediglich durch den Kautschukparagraphen 10 war das Sicherheitsventil gegeben, daß

es so schlimm nicht geworden wäre, statt daß man sich praktisch mit der Frage beschäftigt hätte, wo man mit den Leuten hinsolle, die gesetzlich obdachlos gemacht werden sollten. Auch in England ist diese Frage, sobald man anfing, gesetzliche Normen zu schaffen für die in hygienischer und sittlicher Beziehung an die Wohnungen zu stellenden Ansprüche, akut geworden; es dürfte daher von Interesse sein, wie man hier den Folgen der Wohnungsgesetzgebung gegenüber sich verhalten hat.

Es wurde erwähnt, daß im Jahre 1895 die bisher bestehenden Einzelverordnungen über das Wohnungswesen zusammengefaßt und kodifiziert worden sind. In diesem Gesetz, dem ‚Housing of the Working Classes Act', tritt zum ersten Mal deutlich der Gedanke hervor, daß es nicht genug sei, schlechte Quartiere zu räumen, unter Umständen abzubrechen, daß es darauf ankomme, neue gesunde und billige Quartiere zu schaffen; daher wird es den kommunalen Behörden zur Pflicht gemacht, Wohnhäuser und Arbeiterherbergen (lodging houses) je nach Bedürfnis selbst zu bauen. Sofort aber machte sich eine weitere Schwierigkeit geltend: Die Grundbesitzer hielten ihr Land zurück, um die Preise bei dem plötzlich vermehrten Bedarf zu steigern. Daher erschien 1900 ein Nachtrag zu dem Gesetz, der den Gemeinden das Enteignungsrecht verlieh. Kommunaler Wohnungsbau—Enteignungsrecht: in diesen zwei Worten fassen sich die großen Errungenschaften zusammen, die England in der Verbesserung des Wohnungswesens zu verzeichnen hat.

Eine der großartigen Leistungen, die hieher gehören, ist das bekannt gewordene Boundary Street Improvement Scheme. Zwei der berüchtigsten Quartiere, mitten im Herzen von London gelegen, waren die Kirchspiele Bethualgreen und Shoredich, rechte Gauner-, Diebs- und Dirnenpferche, aus etwa 800 der schmutzigsten Mietsbaracken bestehend und von etwa 5500 Personen bewohnt. Mit einem Aufwand von über 30 Millionen Mark wurden sie sämtlich niedergerissen und an ihrer Stelle, umgeben von Gartenanlagen, 23 Mietskasernen (block buildings) gebaut, die fast ebensoviel Einwohnern Unterkunft gewähren wie die alten Baracken, von diesen sich aber vorteilhaft dadurch unterscheiden, daß sie luftig, reinlich, und dabei billiger im Mietpreis sind. Eine zweizimmerige Wohnung kostet z. B. 6 Sch. die Woche; nimmt man an, daß ein gelernter Arbeiter in London mindestens 24—30 Sch. wöchentlich verdient, so macht das $^1/_4$ — $^1/_5$ seines Einkommens aus. Besonderes Augenmerk hat der Grafschaftsrat darauf gerichtet, das Logierhauswesen zu verbessern, indem er auch hier selbst als Bauherr auftrat. Er erbaute das Municipal lodging house, dem Lord Rowtons Rowtonhouse würdig an die Seite trat. Diese Logierhäuser dienen der Unterkunft von unverheirateten Arbeitern, die 50 Pf. pro Tag zu zahlen haben. Die Häuser sind durchaus nicht etwa nur Nachtherbergen, sondern mehr Klubhäuser; sie enthalten alle Räumlichkeiten, die dem gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Bedürfnis des ledigen Arbeiters entsprechen: Küchen, die billige und gute Kost liefern, Speisezimmer, Lesezimmer nebst Bibliotheken, Gesellschafts- und Unter-

haltungsſäle, Baderäume. Ähnliche Logierhäuſer haben auch die Behörden anderer engliſcher Großſtädte gebaut, und es ſcheint bemerkenswert, daß dieſe ſich alle gut verzinſen (zu etwa 4 Proz.), alſo die Geſamtbürgerſchaft nicht belaſten.

Bei dieſen Unternehmungen iſt der Londoner Grafſchaftsrat aber nicht ſtehen geblieben. Dicht bei den Vorſtädten Tottenham, Norbury und Tooting hat er ganze Stadtviertel im Pavillonſtil (cottages für ein bis zwei Familien) erbaut und erweitert dieſe Anlagen noch immer weiter. Man will mit dieſen großartigen Plänen für über 100 000 Menſchen geſunde und billige Wohnungen ſchaffen.

Neben der Hauptſtadt von Wales iſt die Hauptſtadt von Schottland durch ihre Tätigkeit in der Verbeſſerung des Wohnungsweſens von großem, ja vielleicht von noch höherem Intereſſe, inſofern die Glasgower Zuſtände denjenigen unſerer Großſtädte auch darin ähneln, daß das geſamte Bauland Privateigentum iſt. In Glasgow konſtituierte ſich 1866 der City Improvement Trust, um in den abſcheulich ſchmutzigen und verwahrloſten Arbeiterquartieren Luft und Licht zu ſchaffen. Aber es zeigte ſich auch hier, daß mit dem Abbrechen und Sperren allein nichts geſchehen iſt und daß die private Bautätigkeit weder dem plötzlich anſchwellenden Wohnungsbedürfnis, noch den Anforderungen an Hygiene und Wohnlichkeit genügte. Als man dann durch ſcharfe Beaufſichtigung letzterem Unweſen ſteuerte, war das ſchließliche Reſultat, daß ſich überhaupt kein Privatbauunternehmer mehr zu dem unſpekulativ gewordenen Geſchäft hergab. Daher iſt Glasgow trotz innerlichem Widerſtreben ſchließlich auf dieſelbe Bahn wie London gedrängt worden. Die Gemeindevertretung hat nicht nur eine große Reihe von Ein- und Zweifamilienhäuſern, ſondern auch mehrere Logierhäuſer (Modell lodging houses) nach Art der Londoner gebaut.

Der kommunalen Bautätigkeit im Intereſſe der Arbeiterklaſſe ſind die Baugeſellſchaften ergänzend zur Seite getreten. Die geſellſchaftliche Bautätigkeit ſtellt ſich zum Teil als Selbſthilfe der Arbeiter dar, indem teils Gewerkſchaften, teils Konſumvereine den Bau von Arbeiterhäuſern in die Hand nehmen. Es iſt aber unbeſtreitbar, und doppelt bemerkenswert bei der die homogenen deutſchen Vereinigungen weit überragenden kapitaliſtiſchen und ſozialen Kraft dieſer engliſchen Korporationen, daß ſie einen weſentlichen Einfluß auf das Geſamtbauweſen niemals erreicht haben, ja daß in neuerer Zeit ihre Bautätigkeit ſchon eher wieder im Abſterben als im weiteren Aufblühen erſcheint. Mehr geleiſtet haben kapitaliſtiſche Geſellſchaften, die ſich mit einer geringeren, aber ſicheren Verzinſung begnügen. Sie ſtellen dem Arbeiter zwar keine billigere Hauſung zur Verfügung, aber ſie ſtiften doch den großen Nutzen, daß ſie ihn von der Spekulation emanzipieren, ihm in Ein- bis Dreifamilienhäuſern wirklich geſunde und gemütliche Wohnungen eröffnen und erzieheriſch auf die Lebenshaltung des Volkes einwirken.

Nicht vergeſſen werden darf in dieſem fragmentariſchen Umriß des modernen engliſchen Bauweſens die Wohltätigkeit, die jenſeits des Kanals

stets mit großen Mitteln und Eifer arbeitet. Der bekannten Peabodystiftung steht allein ein Vermögen von 24 Millionen zur Verfügung; sie baut ganze Straßenblocks um und hat bisher über 25 000 Menschen gesunde Wohnungen, zum größten Teil in je zwei Zimmern zu billigem Preis, etwa 4 Sch. die Woche, bereit gestellt. Nicht viel zurück in Leistung und an Kapital bleibt der Guiness-Trust, dessen Stifter vielleicht auf diese Weise gut zu machen gesonnen war, was er als Brauer zweifelhaften Bieres gesündigt hatte.

Es soll nunmehr kurz zusammengefaßt werden, was wir gegenüber diesen Leistungen Englands auf dem Gebiet des gemeinnützigen Wohnungsbaues in Deutschland aufzuweisen haben, um aus diesem Vergleich zu ersehen, ob und was wir von den abscheulichen ‚Beefsteakfressern' lernen können.

Gehen wir von der organisierten Selbsthilfe der Arbeiter aus, so ist eine der bekanntesten und zugleich ältesten Leistungen die cité ouvrière in Mühlhausen. Heute verlohnt es sich nicht mehr, über diese einst hochgepriesene Schöpfung Köchlins viele Worte zu machen. Sie ist nur lehrreich insofern, als sie gezeigt hat, daß die Arbeiter als Hauseigentümer dieselben ‚Haustyrannen' — um den Ausdruck eines sozialdemokratischen Abgeordneten zu gebrauchen, der es wohl wissen muß — werden wie nur irgendein ‚Bourgeois'. Man übersah bei dieser Schöpfung, daß durch die Übergabe des Eigentumsrechts an den Arbeiter die Spekulation keineswegs unterbunden, sondern nur von den Händen der Unterdrücker in die der Unterdrückten hinüber gespielt war, die, wie es zu gehen pflegt, bald ihren früheren Meistern die Kunstfertigkeit in Ausbeutung und Spekulation abgelernt hatten. Wenn aber dieser Mißerfolg unbedingt zugegeben werden muß, so scheint es doch voreilig, ihn lediglich als Konsequenz des Systems darzustellen. Die begleitenden Umstände tragen wohl nicht wenig Mitschuld, daß der Baum der Menschenfreundlichkeit schlechte Früchte trug. Es muß berücksichtigt werden, daß die Köchlinsche Reform nur dem kleinsten Teil der Mühlhauser Arbeiter zugute kommen konnte, daß im übrigen das Wohnungselend unbeaufsichtigt fortwucherte, daß infolgedessen es an jeder Konkurrenz im gemeinnützigen Wohnungsbau fehlte und daß dadurch die Genossen der cité ouvrière ein Privilegium genossen, das zur Ausbeutung der weniger begünstigten Arbeiter geradezu herausforderte. Im übrigen sind die Leistungen der deutschen Arbeiterschaft noch weit minderer als die der englischen, ganz entsprechend der rein politischen Tendenzen unserer Arbeiterpartei.

Bedeutenderes haben die Arbeitgeber geleistet. Es sei nur an Krupp, von Stumm, Heyl zu Herrnsheim erinnert.

Was gemeinnützige Baugenossenschaften, Baugesellschaften und Stiftungen anbelangt, so ist zunächst bemerkenswert das Vorgehen der bayerischen Eisenbahnbediensteten, die sich zu einem ‚Bayerischen Eisenbahnerverband' zusammengetan haben, der, staatlicherseits nach und nach mit Kapitalien in der Höhe von etwa 7 Millionen Mark unterstützt, in allen größeren, mit der Eisenbahn verbundenen Ortschaften billige Mietwohnungen erbaut. In Preußen

ist die älteste und zugleich bedeutendste Genossenschaft für gemeinnützigen Wohnungsbau der ‚Hannover'sche Spar- und Bauverein', eine Gesellschaft mit beschränkter Haftpflicht, deren Mitglieder Geschäftsanteile durch geringe wöchentliche Beiträge bis zu 300 Mark ansammeln, so daß auch dem Arbeiter es ermöglicht ist, die Früchte der korporativen Bautätigkeit sich zunutze zu machen. Der Verein zählt etwa 3500 Mitglieder, für die er bis jetzt über 500 Wohnungen zu einem Preis hergestellt hat, der unter dem Durchschnitt der ortsüblichen Preise bleibt. Gleichwohl ist es dem Vereine gelungen, etwa 6 Proz. Dividende herauszuwirtschaften. Diese Erfolge des Hannoverschen Vereins haben vielfache Nachahmungen wachgerufen, namentlich in Göttingen und Berlin. Überhaupt bestanden nach Albrecht* im Jahre 1900 im ganzen 384 Vereinigungen für gemeinnützigen Wohnungsbau, von denen aber bis zu diesem Jahre nur 228 wirklich gebaut und zusammen 8478 Häuser mit 24 705 Wohnungen hergestellt hatten: eine Leistung, die bei der Verbreitung des Wohnungselendes offenbar nur einen Tropfen Öl ins Meer bedeutet und eine tiefere soziale Bedeutung nicht hat.

Was vom Deutschen Reich, von den Einzelstaaten wie von den Gemeinden in der Wohnungsfürsorge für die Angestellten und niederen Beamten geleistet worden ist, das darzustellen fehlt hier der Raum. Wir dürfen wenigstens hier einmal sagen, daß wir anderen Ländern — und England nicht ausgenommen — *voraus* sind.

Dagegen stehen die deutschen Gemeinden im allgemeinnützigen Wohnungsbau hinter den englischen *weit* zurück. Am frühesten, nämlich schon in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ist Freiburg i. Br. als Bauherrin im Interesse der Gesamtbürgerschaft aufgetreten. Von anderen Städten, die im Wohnungsbau aktiv vorangegangen und Bedeutenderes geleistet, ist eigentlich nur Düsseldorf zu nennen. Die Stadt hat, unter der Ägide des um die Wohnungsreform überhaupt hochverdienten Landrats Brandts, bereits Grundeigentum im Wert von etwa 10 Millionen Mark erworben, dazu eine Anleihe von 5 Millionen aufgenommen, um diesen Besitz weiter auszudehnen. Es ist eine amtliche Stelle zur Verwaltung dieses Besitzes geschaffen, welche die Baustellen teils selbst bebaut, teils sie in Erbbau oder auch verkaufsweise vergibt, jedoch immer unter Garantie, daß die Interessen der Unbemittelten gewahrt, daß also vorzüglich Kleinwohnungen und Einfamilienhäuser gebaut werden. Außerdem unterstützt die Stadt finanziell einen gemeinnützigen Bauverein.

Aus alledem sieht man, daß wir von einer allgemeinen und gründlichen Wohnungsreform, von einer kräftigen Initiative nach englischem Muster noch weit entfernt sind. Sehr zu verwundern ist das nicht, wenn man auf der einen Seite unsere verfahrenen politischen Parteiverhältnisse berücksichtigt, deren Wirkung es ist, daß selbst Fragen allgemein wirtschaftlicher Natur nach Kirch-

---

* Bau von Kleinwohnungen durch Arbeitgeber, Stiftungen usw., Abdruck in den Schriften des Vereins für Sozialpolitik, 1901, Bd. 96, S. 51 ff.

turminteressen behandelt werden, sodann sich vergegenwärtigt, daß die Wohnungsfrage in unsere Sozialpolitik eigentlich erst seit dem Jahre 1887 aufgenommen ist, dem Jahre, in welchem Gustav Schmoller durch seinen ‚Mahnruf in der Wohnungsfrage' die Augen zuerst für die bestehenden Wohnungsmißstände geöffnet und die Geister für das Interesse an dieser Seite des gesellschaftlichen Lebens mobil gemacht hat. Wir müßten nun keine rechten Deutschen mehr sein, wenn wir nicht zunächst auch in dieser Frage mehr theoretisiert als praktisch gehandelt hätten. In theoretischer Wohnungsreform stehen wir denn in der Tat auch an der Spitze der Nationen.

Einen umfassenden Plan haben zuerst die beiden Schwaben Dr. Schäffle und Lechler entwickelt. Schon bei ihnen tritt die Idee im Keim hervor, die dann in allen späteren Plänen und Programmen weiter entwickelt wird, daß nämlich das Reich die Führerrolle in der Reformbewegung einnehmen solle, während der Gedanke Henry Georges, den gesamten Grund und Boden zu ‚nationalisieren' und das Reich gleichsam zum maior domus omnium domorum zu machen, in Deutschland nie rechten Anklang gefunden hat. Nach Schäffle und Lechler soll die Reichstätigkeit wesentlich auf die Finanzierung beschränkt bleiben. Eine staatliche Bau-Pfandbriefanstalt hätte die nötigen Kredite zum gemeinnützigen Wohnungsbau zu eröffnen, der Genossenschaften, Gemeinden und Arbeitgebern zugewiesen wird. Auch der schon erwähnte Landrat Brandts hat 1896 ein detailliertes Programm entwickelt, das besonders auf die genossenschaftliche Bautätigkeit große Hoffnungen setzt.

Gänzlich neuartige Gedanken bringen Latscha und Tendt in ihrer Schrift ‚Nationale Ansiedlung und Wohnungsreform'. Diese phantastisch angehauchten Reformer wollen das jetzige Wohnungs- und Siedelungswesen von Grund aus revolutionieren, die Großstädte dezentralisieren und an ihre Stelle ‚ländliche Massenansiedelungen an Industriestraßen' setzen.

Größere Bedeutung dürfen die beiden weitverzweigten Organisationen der Wohnungsreformer für sich in Anspruch nehmen, der Verein ‚Reichswohnungsgesetz' und der ‚Bund deutscher Bodenreformer'. Der erstere Verein, 1898 in Frankfurt a. M. gegründet, hat sich folgende sechs Hauptziele gesteckt: 1) die Einführung allgemeiner Wohnungsinspektion zum Zwecke der Beseitigung der ungesunden Wohnungen und Feststellung eines Minimums von Ansprüchen in bezug auf Wohnlichkeit, das jedem Bürger garantiert werden soll; 2) Zonenenteignung und Umgestaltung der vorhandenen Bauordnungen und Bebauungspläne mit der Tendenz, die Mietskaserne zu verdrängen und an ihre Stelle das kleine Miethaus zu setzen; 3) Heranziehung des öffentlichen Kredits zur Begünstigung dieser Bauweise, insbesondere auch der gemeinnützigen Baugenossenschaften; 4) Einführung der Bauleihe nach englischer Art zur Unterbindung der Bodenspekulation; 5) Reform des Mietsrechtes zum Schutz der Mieter gegenüber der Vergewaltigung durch die Vermieter; 6) Ausgestaltung und Verbilligung der Transportmittel zur Erleichterung des Verkehrs zwischen Vorort und Stadt.

Der ‚Bund deutscher Bodenreformer', unter Leitung von Damaschke stehend, erstrebt ein ‚neues soziales Bodenrecht' unter Anlehnung an die Rechtsform des Erbbaurechts, wünscht Vermehrung des kommunalen Baugrundbesitzes, befürwortet ferner die Wertzuwachssteuer und verlangt Hypothekarreform zugunsten der Bauhandwerker und Unterstützung der Baugenossenschaften durch billige Hypothekardarlehen.

Wir stehen nunmehr gegenüber all diesen Programmen, gesetzgeberischen Versuchen und durchgeführten Reformen vor der Frage: Welche Wege wird bei uns die Wohnungsreform einzuschlagen haben, wenn sie, frei von aller Phantasterei, unter Berücksichtigung der politischen Verhältnisse, der Erfahrungen im Ausland, der besonderen wirtschaftlichen Eigentümlichkeiten Deutschlands, in kräftiger und gesunder Weise gefördert werden soll?

Nach dem Fall des preußischen Wohnungsgesetzes ist die Frage, ob das Reich an Stelle der Einzelstaaten die Führung in der Reform übernehmen solle, wieder besonders brennend geworden. Die Bodenreformer sind bei allen sonstigen Differenzen stets einig gewesen in dem Wunsche, daß der Kampf gegen das Wohnungselend, soweit er ins Bereich der Gesetzgebung falle, von Reichs wegen aufgenommen werde. Trotz dem Sträuben an maßgebenden Stellen gegen diesen Wunsch wird man sich am Ende voraussichtlich doch dazu bequemen müssen, einzusehen, daß kein anderer Weg offen bleibt, zumal die Einwürfe, die man gegenüber dieser Ansicht der Reformer geltend macht, nichts weniger als stichhaltig sind. Wenn die Ablehnung reichsgesetzlicher Regelung damit begründet wird, daß die Wohnungsverhältnisse in den verschiedenen Staaten allzu stark kontrastierten, als daß ein generalisierendes Vorgehen möglich sei, so ist dieser Einwurf im Grunde erledigt, nachdem Preußen den besprochenen Gesetzentwurf veröffentlicht hat, da nirgends die Wohnungsverhältnisse so verschieden sind als im Osten und Westen Preußens. Es kommt hinzu, daß von den Gegnern reichsgesetzlichen Vorgehens in der Wohnungsfrage verkannt wird, worum es sich überhaupt handelt. Niemand, der den preußischen Entwurf eingehend würdigt, wird behaupten wollen, daß er der kommunalen Tätigkeit Freiheitsfesseln auferlege. Der Gesetzgeber hat sich hier auf einen durchaus richtigen Standpunkt gestellt; er will den Gemeinden keine minutiösen Vorschriften, sondern nur allgemeine Direktiven geben, wie der Kampf gegen die Wohnungsmißstände zu organisieren sei, und außerdem für diesen Kampf die rechtlichen Mittel bereitzustellen.

Was in dem preußischen Entwurf unter diesen Mitteln vor allem vermißt wird, ist das Bodenenteignungsrecht der Gemeinden zum Zweck gemeinnützigen Wohnungsbaues. Das böse Prinzip unserer heutigen verrotteten Wohnungsverhältnisse ist und bleibt der Bodenprivatbesitz und die darauf fußende kapitalistische Bodenspekulation. Professor Wagner hat die radikale Forderung gestellt, daß alles Eigentum an städtischen Grundstücken in die Hand der Gemeinden übergehen solle, allerdings zugleich selbst die größten Zweifel geltend gemacht, ob dies in Ansehung der wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse

möglich sein werde. Andererseits heißt es allzu optimistisch urteilen, wenn man glaubt, durch bloße Besteuerung des Baulandes nach gemeinem Wert und dem Wertzuwachs die Spekulation lahm zu legen und die Zurückhaltung des baureifen Landes zu spekulativen Zwecken unmöglich zu machen. Der Erfolg würde offenbar in der Hauptsache nur der sein, daß ein Teil des in kapitalschwachen Händen befindlichen Landes in das Eigentum des Großkapitalismus überginge und von diesem desto zäher festgehalten würde.

Der richtige Weg wird also wahrscheinlich in der Mitte zwischen dem Wagnerschen Extrem und der Genügsamkeit mit bloßer Besteuerung liegen. Die Enteignung des gesamten städtischen Bodens würde in der Tat die Anschaffung ungeheurer Kapitalien und dementsprechend die Belastung der Gemeinden mit enormen Schulden und Zinsverpflichtungen erfordern. Man bedenke nur, welche ungeheuren Summen allein die Enteignung der zum Berliner Stadtbahnbau benötigten Grundstücke gekostet hat! Es ist also fast selbstverständlich, daß sich die Enteignung, was bebaute, innerhalb des Weichbildes der Stadt gelegene Grundstücke anbelangt, immer auf solche Straßenblöcke zu beschränken haben wird, die, ähnlich dem Boundary-Viertel in London, gänzlich verrottete Zustände aufweisen und bei denen Abhilfe nur durch völliges Niederreißen und neuen Aufbau möglich ist. Anders steht es mit dem baubrachen Land in der Umgebung der Stadt, bei dem Unterschiede folgender Art gemacht werden können. Erstens das Land, welches bereits durch Baufluchtlinien eingeteilt und durch Anlegung von Straßen bebauungsfähig gemacht ist: das baureife Land. Zweitens dasjenige, über dessen Bebauung noch nichts festgestellt ist, das aber bereits von der Spekulation aufgekauft ist, um aus ihm Inkubationsgewinn zu ziehen: das spekulationsreife Land. Drittens dasjenige, das noch nicht in Händen der Spekulation ist, dieser aber demnächst anheimzufallen droht: das spekulationssüchtige Land.

Was zunächst das baureife Land anbelangt, so sind dessen Preise durchweg bereits so in die Höhe getrieben, daß einer Enteignung große finanzielle Bedenken entgegenstehen. Anders steht es mit dem spekulationsreifen Land. Hier sind die Preise noch durchaus von den Börsen- und Wirtschaftstendenzen abhängig; sobald die Gemeinde das Enteignungsrecht hätte und davon auch nur in bescheidenem Maße Gebrauch machte, wäre der sich überstürzenden Hausse ein Kappzaum angelegt. Noch günstiger sind die Verhältnisse bei dem spekulationssüchtigen Land; hier sind die Preise noch durchaus mäßige, auf der Mittelstufe, zwischen dem landwirtschaftlichen Wert und dem Affektwert der ansetzenden Spekulation stehend. In bezug auf dieses Land nun könnte, um allmählich mit dem ganzen Baustellenhandel aufzuräumen, das Enteignungsrecht der Gemeinden zur Enteignungspflicht gemacht werden. Es würde also zunächst eine bestimmte ringartig um die Stadt liegende Landzone in den Besitz der Stadt übergehen. Sobald diese Zone in das Stadium der Baureife träte, wäre die nächstliegende äußere Zone zu enteignen, so daß schließlich aller Baugrund im Besitz der Stadt wäre mit Ausnahme des alten Zentrums.

Zur Durchführung dieser Zonenenteignung wären immerhin noch große Kapitalien erforderlich. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß, wenn die Gemeinden die Mittel im Anleihewege sich verschafften, es kaum eine kommunale Anleihe gäbe, die so gut fundiert wäre wie diese, da der Grundbesitz, zumal bei Ausschaltung der spekulativen Preistreibung, nie entwertet werden kann, wohl aber, je mehr die Stadt wächst, desto höher zu bewerten sein wird.

Hat die Gemeinde auf diese Weise allmählich einen großen Teil des bebauungsfähigen Landes erworben, so fragt es sich, ob und in welchem Umfang sie auch selbst als Bauunternehmerin auftreten soll. Unsere Wohnungsreformer richten ihr Augenmerk zumeist auf die Genossenschaften; ich muß sagen, daß mir die auf deren Tätigkeit gesetzten Hoffnungen allzu optimistisch erscheinen — nicht nur wegen der bereits berührten, wenig Mut erweckenden Erfahrungstatsachen, sondern auch deshalb, weil allem Genossenschaftswesen immer zwei Gefahren anhaften: bleibt es in enge, kleinbürgerliche Verhältnisse gebunden, so ist es leistungsschwach und schwerfällig, erstarkt es zur Macht, so wird es kapitalistisch-feudalistisch angehaucht und stellt sich in den Dienst eines Partei- oder Klasseninteresses. Dieser Gefahr haben selbst die sozialistischen trade-unions in England nicht entgehen können, die bekanntlich längst zu einem Reservat der gelernten Arbeiter geworden sind und deren ohnehin schon nicht besonders bedeutende Bautätigkeit daher für die bedürftigste Klasse, die ungelernten Arbeiter, gar nicht in Betracht kommt. Überhaupt wird niemand behaupten wollen, daß das genossenschaftliche Prinzip gerade im Bauwesen besondere Aussicht auf Erfolg habe. Dieses erfordert durchaus Individualisierung nach den tausenderlei Ansprüchen verschiedenster Lebenshaltung; das Genossenschaftswesen ist aber immer geneigt zu schablonisieren.

Der gleiche Fehler ist selbstverständlich auch bei den Gemeinden zu befürchten. Wenn diese trotz der dem Briten von Natur anhaftende Abneigung, der Privatinitiative irgendwie durch behördliche Maßnahmen vorzugreifen, in England sich in so ausgedehnter Weise im Kleinwohnungsbau betätigen, so wird man das immerhin nur als Notbehelf gegenüber eingenisteten Mißständen, nicht als natürliche Ordnung der Dinge betrachten dürfen. Die Wirksamkeit der Gemeinde als Bauherrin wird vernünftigerweise immer dahin zu begrenzen sein, daß sie gegenüber den Bestrebungen des Privatkapitals, die Mieten zu steigern, mäßigend wirkt und, indem sie fortwährend eine Anzahl von Kleinwohnungen bereitstellt, deren Preis sich als nichts präsentiert denn als mäßige Verzinsung des im Bodenwert, in den Bau- und Unterhaltungskosten investierten Kapitals, einen Standard im Wohnungsmarkt schafft, dahinzielend, das Bedürfnis der Vermögenslosen zu billigstem Preise zu befriedigen.

Wird also dem Privatbauwesen die Präponderanz immer überlassen bleiben, so kommt als letzte, allgemeinste und wichtigste Frage die in Betracht, unter welchen Bedingungen dem einzelnen Unternehmer der Baugrund überlassen werden soll. Die englische Bauleihe hat sich nicht nur unfähig gezeigt, die Unbemittelten vor dem gröbsten Wohnungselend zu schützen, es haften ihr

auch noch mancherlei andere bedenkliche Mängel an. Wenn die Straßenbilder Londons durchweg von einer mit dem unvermeidlichen Nebel harmonisierenden Eintönigkeit und Trübseligkeit sind, so ist die Ursache dessen in erster Linie in der Bauleihe zu sehen, die der Entfaltung der Wohlhabenheit in architektonischem Schmuck feindlich ist. Wir Deutsche möchten unsere Häuser aber auch äußerlich schmücken in dem Sinn, wie es unsere Altvordern getan, daß die äußere Hülle Zeugnis gebe von des Mannes Geist, der Herr im Hause ist. Wichtiger noch ist ein anderes Übel. Die Bauleihe gibt durchaus keine Garantie dafür, daß ein zu gemeinnützigem Zweck erbautes Haus auch diesem Zweck erhalten bleibt, weil der lease holder sehr leicht zum house farmer wird, d. h. der Beliehene vermietet das erbaute Haus an dritte Personen, die unter Umständen ihr Recht wieder an andere Personen abtreten, so daß häufig über den Verbleib der Rechtstitel die größte Unklarheit entsteht.

Der englischen Bauleihe entspricht das deutsche Erbbaurecht, mit dem sich das Bürgerliche Gesetzbuch in den Paragraphen 1012—1017, allerdings in höchst dürftiger Weise, befaßt. § 1012 lautet: ‚Ein Grundstück kann in der Weise belastet werden, daß demjenigen, zu dessen Gunsten die Belastung erfolgt, das veräußerliche und vererbliche Recht zusteht, auf oder unter der Oberfläche des Grundstücks ein Bauwerk zu haben.‘ Die §§ 1013—1017 geben u. a. Bestimmungen über die Ausdehnungsfähigkeit des Erbbaurechtes auf einen für das Bauwerk nicht erforderlichen Teil des Grundstücks, über das Erlöschen des Rechtstitels und die Unzulässigkeit der Beschränkung des Erbbaurechtes auf einen Teil des Gebäudes, insbesondere ein Stockwerk. Diese Bestimmungen sind so allgemeiner Natur, daß offenbar alle Mängel, die der Bauleihe anhaften, auch beim Erbbaurecht sich einnisten können.

Zur Vermeidung dessen wäre vielleicht folgendes Verfahren zu empfehlen. Das Erbbaurecht wird vergeben an Rechtspersonen auf eine Zeit von 75—100 Jahren gegen einen bestimmten Pachtpreis, der entweder für die ganze Dauer des Vertrags im voraus — in diesem Falle unter entsprechender Zinsenreduktion — oder jährlich in Raten zu zahlen ist. Der Pachtpreis regelt sich innerhalb der durch die allgemeinen Bodenpreise gegebenen Grenzen wesentlich danach, zu welcher Bauweise der Pächter sich verpflichtet. Je weniger die Baufläche vom Gesamtareal des Grundstücks einnimmt, je niedriger der Bau selbst aufgeführt werden soll, desto geringer ist der Pachtpreis. § 1014 des Bürgerlichen Gesetzbuches, lautend: ‚Die Beschränkung des Erbbaurechts auf einen Teil des Geländes, insbesondere ein Stock, ist unzulässig,‘ fällt. Will der Erbpächter die Baulichkeit nachträglich erhöhen oder erweitern, so ist die Erlaubnis nur unter entsprechender und zwar progressiver Erhöhung der Pachtsumme zu gewähren. Die Eintragung der Erbpacht geschieht bei dem Erbbauamt, das in der Art des Grundbuchamts eingerichtet ist. Alle Übertragungen des Erbbaurechtes auf dritte Personen sind nicht rechtsgültig, bevor sie nicht bei dem Erbbauamt angemeldet bezw. in das Erbbaubuch eingetragen sind. Hierdurch werden die Rechts-

verhältnisse zwischen Erbleihern und Erbpächtern stets evident gehalten. Soweit eine solche Rechtsübertragung an die Ehefrau oder an gesetzliche Erben bis zur zweiten Ordnung erfolgt, hat der Erbleiher das Recht, den Vertrag aufzuheben unter Vergütung des für den Bau aufgewendeten Kapitals nach Taxwert. Das gleiche Recht steht dem Erbleiher zu, wenn der Erbpächter seinen Rechtstitel zu veräußern gesonnen ist. Um minder Bemittelten die Möglichkeit zu geben, selbst zu bauen, wird die hypothekarische Belastung des Erbbaues bis zu $^9/_{10}$ des Baukapitals erlaubt, jedoch unter der Bedingung, daß diese Hypothekenlast bis zum Ablauf des Erbbauvertrags amortisiert wird. Die Stadt selbst gibt auf Häuser, welche im Interesse des Arbeiterstandes gebaut sind, Hypotheken bis zu $^5/_{10}$ des Baukapitals. Der Erbpächter hat das Recht auf Verlängerung des Pachtvertrages nach Ablauf der Vertragsfrist auf weitere 40—50 Jahre unter folgenden Bedingungen: Der Bau muß so erhalten sein, daß er der Voraussicht nach für die Dauer der neuen Pachtzeit haltbar scheint. Der Wert des Grundstücks wird durch eine Kommission abgeschätzt und hievon $^2/_{10}$ von dem vereinbarten Pachtpreis als teilweise Vergütung für den zu Bauzwecken aufgebrauchten Kapitalbetrag in Abzug gebracht. Wird der Erbbauvertrag aber nicht verlängert, so wird dem abtretenden Pächter nur $^1/_{10}$ vom Wert des Baues vergütet. Durch letztere Bedingungen wird einmal erreicht, daß der Erbpächter an der Erhaltung des Hauses in gutem Bauzustand interessiert ist, sodann, daß die Erhaltung eines Hauses im Besitz einer Familie auf lange Zeit hinaus gesichert erscheint, wie es im Interesse der Erhaltung eines eingesessenen Bürgertums liegt und auch dem ästhetischen Bedürfnis nach Entfaltung der Wohlhabenheit in architektonischem Schmuck und individueller Bauweise entspricht.

In der ganzen Reformbewegung zugunsten des gemeinnützigen Wohnungsbaus ist das Land recht stiefmütterlich behandelt worden. Aber hier liegen die Verhältnisse in der Tat viel einfacher, weil die Baustellenspekulation wegfällt. Eine tüchtige Wohnungsinspektion scheint hier genügend, um dem Wohnungselend abzuhelfen. Denn gehen erst die Städte mit gutem Beispiel voran, so werden namentlich die Großgrundbesitzer im eigensten Interesse zur Abwehr der Landflucht genötigt sein, gute Wohnungen für ihre Arbeiter zu bauen.

Hier ist also zu hoffen, daß der natürliche Gang der Dinge von selbst Abhilfe schaffen wird. Wichtiger erscheint, darauf aufmerksam zu machen, daß über all dem Planen, wie gute und billige Wohnungen herzustellen sind, eins nicht vergessen werden darf: daß nämlich die beste Wohnung für den Arbeiter nichts taugt, wenn er nicht zur Wohnungspflege erzogen wird. In dieser Richtung kann viel von der Tätigkeit der edlen Oktavia Hill und der Heilsarmee gelernt werden, deren Prinzip ist, mit der Herstellung guter Wohnungen Beaufsichtigung, freundliche Hilfe und Erziehung, in den Quartieren Ordnung und Reinlichkeit aufrecht zu erhalten, zu verbinden. Es wird gut tun, die Notwendigkeit dieser Hausungspädagogie von vornherein im Auge zu behalten, damit nicht den Reformern sofort der Vorwurf mit einem An-

ſchein von Recht gemacht werden könne, ihre ganze Tätigkeit ſei eine überſpannte Weltbeglückungsſchwärmerei und werde von denjenigen, welchen ſie zugute komme, gar nicht gewürdigt und verſtanden. Durch die jetzigen Wohnungsverhältniſſe haben unſere Arbeiter, vor allem auch die Arbeiterinnen, jede Wertſchätzung des Familienlebens, des häuslichen Sinnes verlernt; ſie denken kaum noch daran, daß in der Wohnung ſich Sitte, Charakter und Geſchmack des Bewohners ſpiegelt. ‚In dem eigenen Haus ſteckt ein Stück vom Menſchen‘, ſagt Ihering. Der Wunſch jeder deutſchen Familie ein eigenes Haus zu bauen, wird nun freilich auf abſehbare Zeit utopiſtiſch bleiben; aber ſoviel kann und muß erreicht werden, daß auch dem Geringſten eine Wohnung bereitſteht, in welcher er billig und unabhängig und gemütlich hauſen und in deren Ausſtattung er ſeinen Reinlichkeits- und Ordnungsſinn, ſeine guten Sitten und ſeine äſthetiſchen Liebhabereien zum Ausdruck bringen kann, ſo daß auch die Mietwohnung als ein Stück von ſeinem Menſchen erſcheint.

Ergriffenheit.

Im lebendigen Morgenſtrahle
Glüht das junge, zitternde Laub,
Unter mir liegen Dörfer und Tale
Wie ein hervorwirbelnder Staub.

Unter mir liegt das vergängliche Leben,
Das ſich in Zeit und Zufall verlor,
Schauer läuternder Ehrfurcht heben
Sich in das ewige Weſen empor.

Hörſt du das Rauſchen rings in den Äſten?
Siehſt du das Licht, wie es flammend zerſtiebt?
Hoch nach Oſten und hoch nach Weſten:
Das iſt Gott, der mich ruft und liebt!

Philipp Witkop.

L. Kleintjes, München.

Am Wäſcheſchrank.

Rud. Lichtenberg, Osnabrück

Mittagspause im westfäl. Bauernhaus.

Pierre Sabrecat, Lille.

Fries.

Léopold Eyer, Paris.

Em. Teerkelle.

Rud. Lichtenberg, Osnabrück.

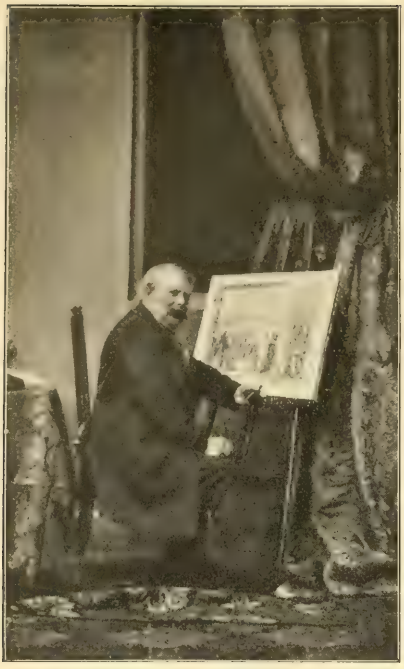
Mittagspause im westfäl. Bauernhaus.

Pierre Dubreuil, Lille.

Fries.

Leopold Ebert, Wien.

Am Teerkessel.



Gegenbeispiel 1.

Gegenbeispiel 2.

Unretuschiert.

Retuschiert.

Mein und Dein in der Kunst.

Der Begriff des geistigen Eigentums ist heute so scharf bestimmt und begrenzt, der Schutz desselben durch Gesetz so festgelegt und gewahrt, daß unsere Künstler heute ruhig ob ihrer Geistesschätze schlafen können ohne Furcht, beraubt zu werden. Dem war nicht immer so. Die Anschauungen über ‚Mein und Dein' in der Kunst sind wandelbare gewesen und haben zu verschiedenen Zeiten verschiedene Auffassungen zugelassen. Wollte man das nicht zugeben, so müßte man wohl die meisten unserer großen Meister ohne weiteres als Plagiatoren bezeichnen. Weder Mozart noch Beethoven, vor allem aber der alte Händel, würden heute vor dem Gesetze bestehen, denn keiner von ihnen, der nicht bewußt vom andern entlehnt hat. In der Tat gibt es Menschen, die, wenn sie von solchen Entlehnungen hören, bedenkliche Gesichter machen, und vor gar nicht langer Zeit noch machte ein von einem Engländer geschriebener Aufsatz in deutschen Zeitungen die Runde, der unseren Händel geradezu zum Diebe stempelte.

Das Merkwürdige ist, daß man eigentlich nur den großen Musikern den Vorwurf des Plagiats macht, während er doch bei den großen Malern viel offensichtiger vor Augen liegt. Oder bedeutet nicht, um von den Alten, den Giotto, Lorenzetti ꝛc. zu schweigen, Raffaels ‚Sposalizio' eine direkte Entlehnung von Perugino, oder ist del Sartos ‚Abendmahl' dem des Lionardo nicht zum Verwechseln ähnlich? —

Aber weder die Zeitgenossen dieser Meister noch ihre späteren Kritiker haben ihnen daraus einen Vorwurf gemacht. Die Zeit faßte eben den Begriff des geistigen Eigentums anders auf als wie heute. Nicht der Inhalt machte ihnen das Wesentliche des Kunstwerks, sondern die Art, wie diesem Inhalt durch die Form, die Art der Gestaltung, seine Psyche eingehaucht wird. Die Gestaltungskraft zeigte ihnen den Meister an. Der Inhalt aber, nachdem er einmal in die Erscheinung getreten, galt als Gemeingut, gleich Licht und Luft, gleich all dem Schönen, was Himmel und Welt dem Auge beut. Allerdings liegt etwas Grausames darin, wenn man erkennt, wie dieselbe Idee nun unter der Hand des Größeren strahlend emporwächst und mit ihrem Lichte unsere Augen blendet, daß wir das Urbild darüber vergessen. Eine solche Auffassung aber kannten jene Zeiten nicht, sie hatten kein Gefühl dafür.

Dieselbe Form der Anschauung beherrschte auch die Zeit Händels, und gerade Händel hat in reichem Maße von diesem Rechte Gebrauch ge-

macht. Selbst ganze Stücke hat er von andern in seine Werke herübergenommen, z. B. in Israel zwei Fugen, die wörtlich Erbas Magnifikat entlehnt sind. So gut man in der Oper fremde Arien, ohne Nennung des Verfassers, einlegte und verwendete (wovon uns z. B. Gluck in Orpheus ein Beispiel gibt), mit demselben Recht übernimmt Händel diese Fugen. Keiner seiner Zeitgenossen hat daran Anstoß genommen, obgleich sie sicher jene Stücke sofort als die Erbas erkannten, denn die Werke dieses Meisters waren damals durchaus nicht unbekannt! Warum Händel, der erfindungsreiche, so verfuhr? Er wußte nichts, was an jenen Stellen seines Werkes besser geeignet wäre, seinen mächtigen Tempelbau zu zieren, als gerade jene fremden Stücke. Warum hätte er da etwas anderes erfinden sollen? Wie wir unser Haus mit Bildern schmücken, so hängt er hier auch gleichsam fremde Gemälde in das eigene Heim. Doch dieses Verfahren ist bei Händel immerhin sehr selten. In der Regel verfährt er anders. Er nimmt das Thema des fremden Meisters und selbst den ganzen thematischen Gehalt eines Stückes und gestaltet ihn in seiner Weise neu. So stützen sich fast alle Nummern des Israel auf fremde thematische Quellen. Aber nun vergleiche man einmal, um ein beliebiges Beispiel herauszugreifen, das Duett: ‚Der Herr ist der starke Held' aus ‚Israel', mit seinem Vorbilde in Erbas Magnificat und man wird staunend dastehen vor der Größe des Genius, der aus einem, als Ganzes aufgefaßt, ziemlich unbedeutenden Werke ein unbegreifliches Meisterwerk geschaffen, das nun kraft seiner Gestaltungskraft, ganz sein eigen geworden ist. Gerade der Israel, das Werk, welches sich am meisten auf fremde Quellen stützt, zeigt, wie kaum ein anderes, die staunenerregende Genialität unseres Meisters.

Was vermag der Steinmetz dort aus jenem mächtigen Marmorblock anderes zu bilden als das Antlitz eines Alltagsmenschen; aber nun tritt der Meister hinzu, nimmt ihm Meißel und Hammer aus der Hand. Wie der Sturmwind fährt er über den Block, die Splitter fliegen wie glühende Funken unter seinen Schlägen und unter seiner Hand wird das schlichte Menschenhaupt zum erhaben drohenden Zeusantlitz, es wird lebendig und vor dem Schütteln seiner Locken erbebt die Erde.

Händels Kunst ist eine extensive, sie geht stets ins Große. Seine Werke wollen nur als Ganzes aufgefaßt und genossen werden. Alle Einzelheiten haben für Händel nur Bedeutung, insofern sie mithelfen, diesen großen Gesamteindruck zu erzielen, für sich allein bedeuten sie ihm gar nichts. Daher ist es ihm auch gleichgültig, ob das und jenes Thema von ihm stammt, oder einen andern Urheber hat, wenn es nur seinem Zwecke dient, wenn es geeignet ist, an der Erfüllung und Vollendung des Ganzen mitzuarbeiten.

Wir verdanken es Friedr. Chrysander, daß wir heute imstande sind, Händels Schaffen nach dieser Richtung hin genau zu erforschen. In einer Reihe von Supplementbänden hat er die Quellen zu Händels Werken veröffentlicht. Indem er, der gründlichste Kenner und glühendste Verehrer des Meisters, dieses tat, wußte er sehr wohl, daß er dadurch das Ansehen

und die Bedeutung Händels nicht nur nicht herabsetzte, sondern im Gegenteil die gewaltige Persönlichkeit des Meisters nur noch in strahlenderes Licht setzte.

Es ist vielleicht kein Zufall, daß gerade der Meister, der mit dem überreichen Händel an Erfindungskraft und Fülle der Gedanken wetteifern kann, daß auch Mozart ohne Skrupel aus den Werken anderer entlehnte.

Das interessanteste Beispiel bildet wohl der Eingangschor seines ‚Requiem' und das nachfolgende ‚Kyrie eleison'. Der Anfang stützt sich thematisch und in der Anlage auf Händels ‚Trauerode', den Satz: ‚The ways of Zion do mourn'. Die Art aber, wie Mozart den Satz in seinem Sinne neu gestaltet, macht diesen durchaus zu seinem geistigen Eigentum.

So stammen die beiden Themen des ‚Kyrie' aus Händels ‚Josef', dem Schlußchor: ‚Halleluja! we will rejoice in the salvation', das breitere Hauptthema der Doppelfuge ist zugleich dasselbe charakteristische, welches Händel in seinem Messias zu den Worten: ‚Durch seine Wunden sind wir geheilt' verwendet. Selbst die Anlage des Chores bei Mozart gleicht der im ‚Josef'. Er setzt nur die Themen aus dem Händelschen Dur nach Moll. Und nun geschieht das Wunder. Während das Ganze sich bei Händel zu einem jauchzenden Jubelliede entwickelt, bildet Mozart auf Grund derselben thematische Elemente einen tief ernsten Trauerchor. Dort der Jubel derer, die überwunden haben, hier die Sehnsucht und Not derer, die aus der Tiefe die Hand um Erbarmen gen Himmel strecken. Die Gegenpole der Empfindungswelt, aber von demselben Zentrum aus erreicht.

Den Höhepunkt in Mozarts Schaffen bedeutet unstreitig sein ‚Don Giovanni'. Aber gerade dieses, das Meisterwerk seines Lebens, stützt sich wie kaum ein anderes auf fremde Quellen. Die Art, wie Mozart sich die Partitur seines Vorbildes, des ‚Don Juan' von Gazzanipa, zunutze gemacht, steht der Händels in keiner Weise nach. Ferner, Glucks ‚Alceste' diente ihm bei demselben Werke nicht nur als Vorbild; gerade jene berühmte Stelle des Comthur: ‚Verweg'ner, gönne Ruhe den Entschlaf'nen' mit ihrer besonders durch den Klang der Posaunen so unheimlich wirkenden Stimmung, entnahm er fast wörtlich jenem Werke, dem düstern Orakelspruch: ‚il Re morrà'. Was würde man heute zu solchem Verfahren sagen! Aber, daß Mozarts Zeitgenossen, denen die Alceste ebenso bekannt war wie Don Giovanni, dazu schwiegen, zeigt deutlich genug, daß man die Bedeutung eines Meisters nach andern, höheren Gesichtspunkten einschätzte. Mit Recht meint darum ein neuerer Schriftsteller, daß solche Neubildung des bereits Gebildeten, wodurch dieses abermals dem Glühfeuer der künstlerischen Phantasie ausgesetzt wird, zum Besten der Kunst nicht nur gestattet, sondern sogar geboten erscheine. Statt dem Genius einen Vorwurf daraus zu machen, lernen wir ihn in der Tat um so höher schätzen.

Auch in Mozarts instrumentalen Werken lassen sich eine Reihe solcher Quellenbenutzungen nachweisen. Eines der interessantesten Beispiele bildet das so viel bewunderte herrliche Finale der Jupiter-Symphonie. Das Vorbild

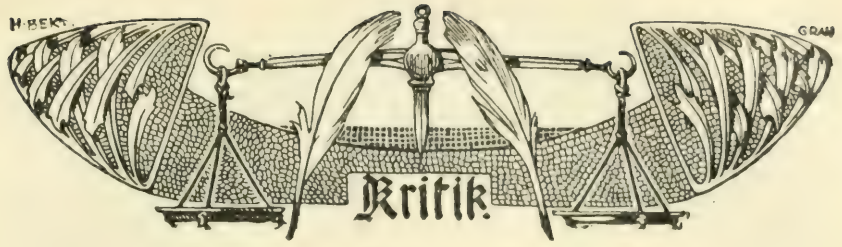
bildet das Finale der Haydnschen G-dur-Symphonie Nr. 3 des 1. Bandes der neuen großen Ausgabe der Haydn-Werke (Breitkopf und Härtel). Wie fruchtbringend ist aber der Gedanke Haydns bei Mozart erst geworden! Vergleicht man beide Sätze, so verhält sie sich fast genau wie jenes oben genannte Duett aus Israel von Händel zu seinem Erbaschen Vorbilde. —

Daß dieser Eigentumsbegriff auch zu Beethovens Zeit sich nicht viel geändert hat, ersehen wir aus dem Verfahren, welches dieser Großmeister selbst oft genug anwendet. Mag dieses Anlehnen in den frühern Werken dem natürlichen Entwickelungsbedürfnis, das einer Anknüpfung, einer Stütze naturgemäß bedarf, zugeschrieben werden (man vergleiche z. B. die Einleitung der Sonate pathétique und der Introduktion der Clementischen Sonate in D-moll' oder das Hauptthema des 1. Satzes der 1. Symphonie Beethovens mit dem Hauptthema des 1. Satzes der Haydnschen C-dur-Symphonie [Breitkopf und Härtel Nr. 7] oder noch besser das Trio des Scherzo derselben Symphonie mit dem desselben Teils der Haydnschen Symphonie in D-dur [Breitkopf und Härtel Nr. 4]) — auch in spätern Werken scheut sich Beethoven keineswegs, fremdes Material zu verwenden. So ist das Hauptthema des 3. Satzes der V. Symphonie eine rhythmische Umformung des ersten Themas des Schlußsatzes aus Mozarts G-moll-Symphonie in getreuer Übereinstimmung der Noten. Daß diese Verwendung eine bewußte ist, ersehen wir daraus, daß Beethoven beide in seinem Skizzenbuch untereinander notiert hat. Das Anfangsthema der Pastoral-Symphonie ferner stützt sich auf das Hauptthema des ersten Satzes der Haydnschen D-dur-Symphonie (Le matin) und erleidet, ähnlich wie das Mozartsche, eine rhythmische Umformung.

Wenn nun solche Meister, bei denen die Überfülle eigener Ideen keine Grenzen kennt, trotzdem bei andern kleineren Geistern oder sogar bei ihresgleichen Anleihen machen, so muß das doch einer inneren Notwendigkeit entspringen, einem künstlerischen Drange. Der Grund kann nur in der Kunstanschauung dieser Meister und ihrer Zeit liegen. Ihr Blick ist ein umfassender; sie empfinden die eigenen Schöpfungen unbewußt als Entwickelungsstufen eines großen allgemeinen Kunstbaues, an dem vor ihnen schon viele gearbeitet haben. Vieles hat die Zeit unwiederbringlich vernichtet. Anderes aber fällt dem scharfen Auge des Meisters in dem Wirrwarr der Trümmer auf; er erkennt die Bedeutung der Idee darin, den triebkräftigen Kern, bedauernd sieht er, daß dieser nicht zur vollen Entfaltung gelangt ist, er fühlt das warme Leben, das noch in ihm schlägt, und da treibt es ihn, dieses neu zu entfachen, auf daß es nicht untergehe. Und siehe da, aus dem unscheinbaren Kerne wird unter seiner Hand ein Werk der Ewigkeit.

Darum kommt ein solches Verfahren auch nur dem Meister zu. Indem er es anwendet, bereichert er die Kunst und vertieft sie. Gerade hier tritt der Fortschritt in der Kunst am sichtbarsten in die Erscheinung, so daß er durch Vergleichen geradezu meßbar wird.

Dr. Fritz Volbach.



Eine neue Weltgeschichte.

Der Ullsteinsche Verlag hat mit der Veröffentlichung einer Weltgeschichte begonnen, für die er sowie der Herausgeber Prof. Dr. J. v. Pflugk-Harttung sich das Ziel gesetzt haben, unter Heranziehung der auf jedem zuständigen Gebiet besten Kräfte ein Werk von bleibendem Wert zu schaffen, das jedes deutsche Haus belehren, erfreuen und bereichern soll. Ein schönes Ziel! Und wirklich, wenn man den vorliegenden Band, der die neuere Zeit von etwa 1500—1650 umfaßt, zunächst nur durchblättert, so staunt das Auge über die ungeheure Fülle der bunten und einfarbigen Tafeln, Darstellungen nach alten, zeitgenössischen Kupferstichen und Holzschnitten, Gemälden, Flugblättern, Karikaturen, Karten, Münzen u. s. f. Der Verlag hat keine Mühe und Kosten gespart, aus Bibliotheken und Archiven, Klöstern und Museen des In- und Auslandes ein so reiches Illustrationsmaterial zu beschaffen, wie es in solcher Vollständigkeit noch von keinem anderen Werke geboten wurde; es ist damit dem Grundsatz, in einem Buche, das der Belehrung aller dienen soll, möglichst anschaulich zu verfahren, in verschwenderischem Maße Genüge getan. Dennoch steht der Text nicht hinter diesem Bilderreichtum zurück. Allein die Liste der Mitarbeiter, die zu diesem umfassenden Werke gerufen wurden, zeigt, daß hier die hervorragendsten deutschen Gelehrten ihre Kräfte vereinigt haben, dem Volke einen wahren Schatz darzubieten.

Um so empfindlicher ist es, zu beobachten, daß selbst aus dem erhabenen, leidenschaftslosen Reich der Wissenschaft so selten ein Buch hervorgehen kann, das, sobald es sich um das 16. Jahrhundert, also um die Geschichte der Reformation handelt, dem ganzen deutschen Volk ein ungefärbtes Bild jener denkwürdigen Zeit gäbe. Da Ullsteins Weltgeschichte als ein Werk geplant ist, das mit dem Ursprung des Menschengeschlechtes beginnt und dessen Geschichte durch alle Länder und Zeiten bis in die Gegenwart verfolgt, so ist allerdings anzunehmen, daß die Masse des Gebotenen jener einen Spanne Zeit gegenüber immer noch so mächtig groß ist, daß jedes deutsche Haus das Seine daraus entnehmen kann; das beweist bereits dieser Band Neuzeit auf das Schönste, obwohl er als Geschichte des religiösen Zeitalters naturgemäß gerade die Kapitel enthält, die immer wieder nicht vom Gelehrten allein geschrieben sind und vom gebildeten Deutschen gelesen werden, sondern die der Protestant beleuchtet hat, und die nur sein Glaubensgenosse willig hinnehmen kann, während der Katholik genötigt ist, seinerseits zu protestieren. Diesen Protest werden die Darstellungen von Prof. Th. Brieger über die Reformation und von Prof. M. Philippson über die Gegenreformation in Süd- und Westeuropa zweifellos in einem großen Teile des deutschen Vaterlandes hervorrufen. Daß indessen eine Schilderung möglich ist, die mitten in den aufgeregten Kampf der Parteien hineingreift, und doch selbst unparteiisch und gerecht die Bilder entrollt und Licht und Schatten auf ihnen verteilt, so wie das Leben es wohl etwa getan haben mag, beweist das Kapitel von der

‚Gegenreformation in Deutschland‘ von Prof. H. von Zwiedeneck-Südenhorst; da werden die Dinge reinlich ihrer Legenden entkleidet, die politischen Kriegsursachen politisch genannt, nicht aber religiös, andererseits auf beiden Parteien den Charakteren ihre idealen Züge gelassen, und der Verfasser findet gleich ehrenvolle Worte für die Feldherren der Liga wie für die der Union; seine Schlachtenbilder sind nicht weniger farbig als die beigegebenen Tafeln, und die kulturgeschichtlichen Einzelheiten, die er bringt, werden manchen in dieser Zeit Unbewanderten glauben machen, selbst in die soldatischen Lager, oder in die Kabinette der Fürsten zu sehen.

Prof. v. Zwiedeneck-Südenhorst beginnt seine Darstellung der Gegenreformation mit dem höchst einsichtsvollen Gedanken, daß der Protestantismus — richtiger wäre das Luthertum — seinem innersten Wesen nach nicht unmittelbar die Anbahnung der modernen Welt bedeuten konnte, sondern daß er im Gegenteil gewillt war, eine neue, kirchliche Zwangskultur zu schaffen, und auch geschaffen hat. Demgegenüber lesen wir in der Geschichte der Reformation von Prof. Brieger als ersten, bündigen Satz: ‚Die moderne Zeit fängt mit Martin Luther an‘. Wir begreifen diesen Satz auch vollkommen, wenn wir im Verlauf die Deutungen erfahren, die Prof. Brieger Luthers Worten und Werken gibt, — Deutungen, mit denen der modernste Protestantismus gern seine Abstammung von Luther nachweist. Sein ‚Reformator‘ hat der Welt den Glauben zurückgegeben, der eine fröhliche Gewißheit ist, einen Glauben, dem keine Kirche, kein Dogma befehlerisch entgegentreten darf, der Richter über alles, selbst über die heilige Schrift ist; das ist ein ‚mannhafter‘ Glaube, stellt den Menschen auf sich selbst in seiner Beziehung zu Gott, dem er allein Rechenschaft schuldig ist. Mag das so aufgefaßte Prinzip der Freiheit auf Luther zurückzuführen sein — mit Christus und dem erhabenen Gedanken der Erlösung und Heiligung des Menschen hat es jedenfalls nicht mehr viel zu schaffen. — Wie überall die Verherrlichung Luthers mit der Verunglimpfung der kath. Kirche bezahlt werden muß, und wie er selbst sich nur erhöhen konnte, indem er sie erniedrigte, so stoßen wir auch in der vorliegenden Reformationsgeschichte nicht selten auf Aussprüche, die zu keiner Zeit dem Wesen der Kirche entsprochen haben würden; ihre Auswüchse und Mißbräuche zu bekämpfen und zu beschneiden, sind noch immer im kath. Lager selbst Streiter aufgestanden, die das, was Menschen möglich ist, getan haben; — aber um wieviel süßer klingt für protestantische Herzen das Lied: ‚Da lebte in deutschen Landen ein schlichter Mönch.‘ Aber Ullsteins Weltgeschichte soll auch von katholischen Deutschen gelesen werden, — und wie müssen die erstaunen, ihre Kirche immer nur als die herrschsüchtige, von irdischen Tendenzen getriebene geschildert zu finden, als eine, die darauf ausgeht, alles Menschliche zu unterdrücken: Wissenschaft, Kunst, Verkehr, Herausbilden der Persönlichkeit — während der Protestantismus nicht nur für dieses Leben alle edlen Geisteskräfte frei macht, sondern auch gerade durch den Geist einer tieferen Religiosität und größeren sittlichen Ernstes, die römische Tyrannei überwunden hat. Seltsame Welt! Luther steht auf, und predigt den katholischer Religiosität überlegenen Gedanken von der christlichen Freiheit und entfesselt damit alle Leidenschaften und niederen Triebe des Volkes, — doch ist diese Verwirrung sehr begreiflich, sie ist das Chaos, aus dem, wie Nietzsche sagt, die tanzenden Sterne geboren werden; Luther greift angesichts der sittlichen Wüstenei auf die notwendigsten katholischen Ideale zurück, — es ist staunenswert, was für ein Meisterstück der Pädagogik, ein siegreicher Kampf mit der Roheit geliefert wird; Luther bestrebt sich gegen seine in den ersten Jahren seiner Tätig-

keit verkündeten Einsichten der neuen Kirche feste Glaubenssätze und einen anerkannten Priesterstand zu geben, — damit steht er indessen nicht auf der Höhe seines Prinzips, weshalb derartige Werke und Taten des Reformators sein wahres Wesen nur verdunkeln können. Es ist gewiß ein schweres Ding, das ‚wahre Wesen' einer Menschenseele und noch dazu einer großen, oder einer außerordentlichen Institution im Kampfe mit feindlichen Gewalten zu erkennen, und durch alle Trübungen festzuhalten, — aber mit der möglichsten Gerechtigkeit würde man der Wahrheit jedenfalls am nächsten kommen.

Diese zweierlei Beurteilung der katholischen und evangelischen Sache beeinträchtigt auch in dem Kapitel über die Gegenreformation in Süd- und Westeuropa von Prof. Philippson den guten Willen des katholischen Lesers, sich über die großen Tragödien in Frankreich, Spanien und Italien in der nachreformatorischen Zeit belehren zu lassen. So sehr es festzustehen scheint, daß es dazumal Recht und Pflicht jedes religiös überzeugten und begeisterten Menschen war, die ‚Sache Gottes' mit dem Schwerte zu verteidigen, so gesteht doch nur selten die eine Partei der anderen so viel Ehrenhaftigkeit zu, daß doch auch sie — in ihrer beschränkten Erkenntnis — wähnt, für das höchste Gut der Menschheit einstehen zu müssen. Es erregt fast ein Lächeln — wenn auch ein trauriges, — wenn wir zunächst bei Gelegenheit der Gegenreformation in England lesen, wie die Katholiken in Reims ein Seminar für englische und schottische Priester gründen, die nachmals für ihren Glauben in der Heimat wirken sollen, — ‚eine wahre Erziehungsanstalt für Fanatiker und Vaterlandsverräter'; nur wenige Seiten später heißt es, nachdem Calvins strenges Regiment in Genf geschildert worden ist, als ganz selbstverständlich: ‚So übertrieben uns diese Strenge erscheinen möchte, sie diente dazu, alle Klassen der Protestanten einander zu nähern, mit fester Disziplin und dem Geist selbstloser Aufopferung zu erfüllen, aus ihnen ein stets bereites Heer zu machen zum Kampfe für die Sache Gottes.'

Es bleibt die angenehme Pflicht, über die beiden letztgenannten Werke das Gleiche zu sagen, was von allen 5 in diesem Bande enthaltenen Abschnitten gelten könnte, — daß die Schicksale der Völker mit großer Plastik vor dem Auge des Lesers erscheinen, daß die Höhepunkte packend hingestellt sind, nachdem sie sorgfältig und eingehend vorbereitet wurden; ja, fast möchte ich sagen, daß Prof. Briegers Reformationsgeschichte diese dramatische Wirkung im höchsten Maße zu eigen ist, — vielleicht eben wegen des Stiches ins Leidenschaftliche.

Der vorliegende Band der Neuzeit beginnt mit der von Prof. J. v. Pflugk-Harttung dargestellten Entdeckungs- und Kolonialgeschichte, ein Kapitel von außerordentlichem Reiz in der Geschichte der Menschheit, die sich lange genug mit einem beschränkten Stück Erde zufrieden gegeben hat, und sich endlich das ungewisse Meer unterwirft.

An zweiter Stelle des Bandes steht Prof. K. Brandis Renaissance. Das Interesse am Zeitalter der Renaissance ist so allgemein, und der Gewinn, den jedes für Kunst und Schönheit empfängliche Gemüt, durch das Studium dieser Blütezeit des menschlichen Genies, empfangen muß, ist so augenscheinlich, daß es genügt, an dieser Stelle auf die geschlossene Einheit in Prof. Brandis schöner Darstellung hinzuweisen, die manchem Laien, dem es an Zeit fehlt, sich durch kunstgeschichtliche Spezialwerke durchzuarbeiten, dennoch den Genuß verschaffen wird, ein italienisches Kunstwerk — Bild, Dom oder Stadt, — im Zusammenhang mit seinen Schöpfern und seinem Lande zu verstehen. v. St.

Theater und Literatur.

Zwischen Theater und Literatur ist ein Bruderstreit ausgebrochen. Wenn zwei streiten, gibt es immer mancherlei Interessantes zu hören. Man sagt sich da gegenseitig Wahrheiten, von denen der Abseitsstehende sonst nicht so leicht etwas vernehmen würde. Wer angefangen hat, ist schwer zu sagen; doch mag man mit Fug die Literatur im Verdacht haben. Literatur soll natürlich heißen: die Literaten. Wie haben sie das Theater umschmeichelt, propagiert, gemästet! Auf Gegenseitigkeit, versteht sich! So ist es gekommen, daß das Theater eine Zeitlang Inbegriff allen dichterischen Schaffens werden konnte. Der Dramatiker war der König aller Dichter — versteht sich wiederum, nur der erfolgreiche. Die Aussichten auf diesen Erfolgreichtum lockten fast jeden unserer dichtenden Zeitgenossen einmal wenigstens auf den Boden des Dramas. So konnte der Altmeister deutscher Bühnenkritik, Karl Frenzel, unlängst mit Recht schreiben (Deutsche Rundschau, April 1908):

‚In der deutschen poetischen Literatur behauptet seit beinahe zwanzig Jahren die dramatische trotz vieler Fehlschläge das Übergewicht, sowohl hinsichtlich der Bedeutung ihrer Schöpfungen wie des Interesses und der Teilnahme des Publikums; sie hat die vorangehende Periode unserer großen Erzähler, Gottfried Kellers, Gustav Freytags, Theodor Storms, Konrad Ferdinand Meyers, Friedrich Spielhagens und Paul Heyses abgelöst. Niemand unter den modernen Erzählern kommt ihnen nahe und steht in der allgemeinen Wertschätzung den beliebten und gefeierten Theaterschriftstellern gleich, nicht einmal der Verfasser des ‚Jörn Uhl‘.... An der Zunahme der Theater in allen größeren deutschen Städten, an der Steigerung ihres Besuchs, an dem umfangreicheren Betrieb der dramatischen Literatur erweist sich diese Teilnahme des Publikums. Zu Tausenden werden die Buchausgaben der Stücke von Gerhart Hauptmann, Hermann Sudermann und Frank Wedekind verkauft. Wie wären solche buchhändlerische Erfolge einer Bühnendichtung in den siebziger Jahren möglich gewesen! Und wie das Publikum sind auch die Dichter, und vor allem die Halbtalente, die sich für Genies halten, von dem Theater geblendet und bezaubert. Von jedem dritten Stücke, das aufgeführt wird, meinen die Kritiker: der Stoff würde sich trefflich zur Novelle eignen. Warum haben ihn die Verfasser trotzdem — zuweilen sicherlich gegen ihre eigene bessere Meinung — zu einem Drama zu gestalten versucht? Weil sie in dem Banne des Theaters stehen, das dem Glücklichen Ruhm und Geld in einer Fülle wie nie zuvor verspricht.‘

Aber die Enttäuschung konnte nicht ausbleiben. Denn wenn es auch nicht, wie Frenzel meint (ib. Maiheft), ausgeschlossen ist, ‚daß (allerdings andere Verhältnisse vorausgesetzt) im Laufe eines Jahres zwölf hervorragendere

dramatische Dichtungen oder auch nur im theatralischen Sinne wirksame Zugstücke geschaffen werden können,' so werden sie doch tatsächlich nicht geschaffen, und so wechselt das Schicksal der Stücke wie der Blumenflor eines sommerlichen Gartens: eine Art löst die andere ab und dauernd ist nur das Unkraut.

Das kann natürlich kein bleibendes friedliches Verhältnis zwischen der Bühne und denjenigen begründen, die sich als Vertreter und Erzeuger der Literatur im weiteren Sinne verstehen. Indem sie mehr und mehr das literarische Schaffen im artistischen Sinne des Formens, Gestaltens und Durchbildens eines individuellen Stoffes nach individuellen Gesetzen begreifen, werden sie, sobald sie versuchen, es in den Dienst der Bühne zu stellen, unfehlbar die Erfahrung machen, daß ihren individuellen Gesetzen dort keine Rechnung getragen, daß ihren Absichten sogar mit Unverständnis und Undank begegnet wird. Die Bühne stellt praktische Anforderungen, und nur wer sich diesen fügt, dem schenkt sie ihre Gunst. Diesem scheinbar Äußerlichen ist unsere gegenwärtige Dichtung, insoweit sie diesen Namen verdient, nicht mehr gewachsen. Das hängt mit ihrer subjektivistischen Richtung zusammen, mit ihrem Streben, alles Poetische ins Innere zu verlegen. Anstatt die Psychologie in Handlung zu verdichten, sucht sie diese vielmehr in jener aufzulösen. In diesem Sinne ist auch das Wort Goethes zu verstehen, daß die Poesie auf ihrem höchsten Gipfel ganz äußerlich erscheine, daß sie aber, je mehr sie sich ins Innere zurückziehe, auf dem Wege sei, zu sinken.

Um nun dennoch dem Theater gerecht zu werden und dem individuellen Schaffen die Unabhängigkeit zu sichern, ist einer dieser Dichter, und zwar einer der fähigsten, auf eine sehr radikale Entscheidung verfallen. Literatur und Theater, so erklärt Thomas Mann in seinem geistreichen und höchst beachtenswerten ‚Versuch über das Theater' (‚Nord und Süd,' 1908, Heft 370 f.), haben nichts miteinander zu tun oder höchstens nur zufällige Beziehungen:

> ‚Das Theater macht Zugeständnisse an die Literatur und hat den Ehrgeiz, sich ihrer bisweilen anzunehmen. Aber das Theater hat die Literatur nicht nötig, es könnte offenbar ohne sie bestehen. Das ist mein Eindruck. Man muß dem Theater eine gewisse Daseinsfähigkeit und Daseinsberechtigung zuerkennen. Es ist ein Gebiet für sich, eine Welt für sich, eine fremde Welt: Die Dichtung ist dort eigentlich nicht zu Hause, auch die dramatische nicht, wie wir sie verstehen, — das ist mein Eindruck. . . . Ich glaube in der Tat, daß die Dichter sich im Irrtum und überheblichen Unrecht befinden, wenn sie das Theater als ein Instrument, ein Mittel, eine reproduktive Einrichtung betrachten, welche ihretwegen vorhanden wäre, und nicht vielmehr als etwas Selbständiges, Selbstgenügsames und auf eigene Art Produktives, als ein Reich, worin sie mit ihrer Dichtung zu Gaste sind und worin diese Dichtung zum Anhalt und Textbuch für eine in ihrer Art reizvolle Veranstaltung wird. Das „Buch" verhält sich zur „Aufführung" schlechterdings nicht wie die Partitur zur Symphonie, sondern vielmehr wie das Libretto zur Oper. Die „Aufführung" ist das Kunstwerk, der Text ist nur eine Unterlage.'

In diesen Bemerkungen steckt scheinbar viel Richtiges. Und doch sind sie der Ausdruck einer durchaus einseitigen Auffassung dessen, was wir Literatur

nennen und nennen müssen. Heute begreift man unter Literatur das, was gedruckt wird und gelesen werden kann. Man spricht von absoluter Dichtung, wie man von absoluter Malerei, absoluter Musik spricht. Das Inhaltliche ist darin zu einem unbewußt Immanenten geworden. Nicht einen Inhalt zu gestalten, sondern so zu gestalten, daß im Gestalteten auch ein Inhalt empfunden werden kann, scheint das Bestreben jener absoluten Bemühungen. Ein abstrakter künstlerischer Idealismus liegt ihnen zu Grunde. Aber dem Artistentum ist damit Tür und Tor geöffnet. Thomas Mann gesteht, daß es ‚das Natürliche, das Gesunde, das Ideal wäre, wenn man eine Unterscheidung zwischen Drama und Theater überhaupt nicht zu machen brauchte.' Aber er verzweifelt sozusagen an der Möglichkeit, die tatsächlich bestehende Trennung zu beseitigen und versucht, sie daher prinzipiell zu machen. Zu diesem Zwecke unternimmt er es, das Wesen des Dramas in Gegensatz zu dem des Theaterstückes zu stellen. Er unterscheidet zwischen dem Begriff des Dramatischen, wie er heute auf unserem Theater gilt, und jenem älteren Begriff, wie ihn das klassische Drama der Griechen, der Franzosen kennt. Seine Ausführungen sind vom literaturpsychologischen Standpunkte aus interessant genug, um sie genauer kennen zu lernen. Indem er auf den dorischen Ursprung des Wortes Drama zurückgeht, übersetzt er es mit Ereignis, Geschichte, und zwar im Sinne der heiligen Geschichte, der Ortslegende, auf der die Gründung des Kultus beruhte. Somit bedeutet Drama weniger ein Tun, als ein Geschehen, eine Begebenheit.

‚Wollte man „Drama" im Sinne eines Tuns, einer actio übersetzen, so müßte man zuvor den Begriff der „Handlung" in den der „heiligen Handlung", des Weiheaktes umbiegen, und wie die erste dramatische Handlung eine rituelle Handlung war, so scheint es in der Tat, daß immer das Drama auf dem Gipfel seines Ehrgeizes diesen Sinn wieder anzunehmen strebt. Die Rütliszene ist eine „Handlung" ja nur im Sinne von Zeremonie; und im „Parsifal" ist der Kultus in Form von Taufe, Fußwaschung, Abendmahl und Monstranzenthüllung auf die Bühne zurückgekehrt. Das aber, was man heute unter „Handlung" versteht, schloß das antike Drama bekanntlich gerade aus, verlegte es vor den Anfang des Dramas oder hinter die Bühne, und was es eigentlich vorführte, war die pathetische Szene, der lyrische Erguß, ein Handeln von etwas, mit einem Wort die Rede. Es war bei dem klassischen Drama der Franzosen nicht anders. Bei Racine, bei Corneille ist die unmittelbare Darstellung der Handlung fast ganz von der Szene verbannt; sie ist nach außen verlegt, und auf der Bühne herrscht die Motivierung, die Analyse, die hoch stilisierte Rede, herrscht mit einem Wort der Vortrag.'

Der Gedanke der Tempelkunst meldet sich, der Symbolkunst, auf der alle szenische Feierlichkeit beruht.

‚Symbolik und Zeremoniell, — einen Schritt weiter noch, oder kaum noch einen Schritt, und wir haben die szenische Handlung an dem Punkte, wo sie rituell und Weiheakt wird, wir haben das Theater auf seinem Gipfel. . . . Eine Kunst der Sinnlichkeit und des symbolischen Formelwesens (Mann exemplifiziert auf Wagners Parzifal) führt mit Notwendigkeit ins Zelebrierend-Kirch-

liche zurück, — ja, ich glaube, daß die heimliche Sehnsucht, der letzte Ehrgeiz alles Theaters der Ritus ist, aus welchem es bei Heiden und Christen hervorgegangen. Kirche und Theater, so weit auch ihre Wege auseinander gegangen sind, so sind sie doch stets durch ein geheimes Band verbunden geblieben.'

Hier haben wir wieder ein Beispiel, wie der künstlerische Sinn unserer Zeit rein aus ästhetischen Bedürfnissen heraus auf Wege geleitet wird, die direkt in den Einheitspunkt führen, wo Kunst und Religion sich berühren. Thomas Mann denkt sogar daran, daß das Theater in irgend einer Zukunft, ‚wenn es einmal keine Kirche mehr geben sollte, allein das symbolische Bedürfnis der Menschheit zu befriedigen haben' werde. Aber er vergißt, daß von diesem Augenblick an, da es keine Kirche, also auch keine Religion mit kultischen Formen von überzeitlicher Bedeutung mehr gäbe, auch die Symbolik auf dem Aussterbeetat stünde. Nur wo das Natürliche und Übernatürliche, wie es die Religion, in unserm Fall das Christentum in seiner konsequentesten Form, dem kirchlichen Katholizismus, verkündigt, in seiner historischen Einheit sichtbar wird, nur da allein sprudelt die Fülle des symbolischen Lebens, und aus diesem hat die Kunst noch stets ihre besten und höchsten Motive geschöpft.

Vorerst sind wir noch am Anfang des Weges zu diesem Ziel. Aber es wird nicht erreicht, indem wir die vorhandenen Formen negieren, sondern indem wir sie langsam und logisch entwickeln, und auch dazu bringen Manns Ausführungen einige fruchtbare Gedanken. Ich sehe gar keinen Grund, daß wir vor den nun einmal bestehenden Verhältnissen unseres modernen Theaters kapitulieren und zwischen diesen und der Literatur eine Kluft aufreißen sollen, anstatt sie durch nachdrückliche Einwirkungen nach beiden Seiten hin zu überbrücken. Daß unser naturalistisches Drama überhaupt kein Drama im eigentlichen Sinn ist, führt Mann vortrefflich aus. Er nennt mit Recht unsere beliebtesten Schauspiele, wie etwa Sudermanns ‚Johannisfeuer' in Wahrhrit nur szenisch komprimierte Romane; er kämpft mit Recht gegen die Anschauung, ‚daß der Inbegriff eines Dramas in einer wortkargen und atemlosen Aktivität bestehe,' und er wird den Beifall aller Verständigen haben, wenn er das ‚naturalistische Theater' eben im Hinblick auf den ursprünglichen und eigentlichen Begriff des Theatralischen eine gröbliche contradictio in adjecto nennt. Aber weil dies so ist, muß deshalb zwischen dem Theater und der Dichtkunst ein für allemal das Tafeltuch entzweigeschnitten und unser Theater seinem Irrtum überlassen bleiben, bis es sich ins Bodenlose, ins Nichts, ins Varieté entwickelt hat? Wir können und werden niemals Festspieltheater im Sinne der Griechen haben. Wohl aber ist es möglich, daß wir unsere höheren Gesellschaftstheater, besonders soweit sie staatliche, halbstaatliche oder städtische Unternehmungen sind, allmählich umwandeln, und die Stätte künstlerischer Erhebung und Weihe prinzipiell von der bloßen Unterhaltungsstätte, die der industriellen Spekulation angehört, trennen. Nur so werden wir einer künftigen Theaterkultur vorarbeiten. Denn nicht darin besteht unsere moderne Unkultur dem Theater gegenüber, daß man sich einen Abend lang durch die Senti-

mentalitäten Hartlebens und Schnitzlers, noch durch die Frechheiten Wedekinds und Shaws unterhalten lasse, wohl aber darin, daß man damit die Aufgabe des Theaters erfüllt und der Literatur ein Genüge geleistet glaubt. Der Dichter hat alles Interesse, sich das Theater als die machtvollste und einflußreichste Stätte seiner Wirksamkeit nicht entwinden zu lassen, insbesondere nicht von den Literaten, die, jedem Volksempfinden entfremdet, darin tatsächlich nur eine reproduktive Einrichtung sehen für ihre szenischen Einfälle. Der dramatische Dichter wird es nicht unter seiner Würde halten, die Gesetze des Theaters, die theatralischen Wirkungen genau zu studieren und zu achten.

‚Das wahre Gesetz der dramatischen Kunst' sagt Savits, der ehemalige verdienstvolle Regisseur des Münchener Hoftheaters, in einem sehr lesenswerten Buch „Von der Absicht des Dramas" (Etzold u. Co., München 1908), ‚das wahre Gesetz der dramatischen Kunst ist die innigste Durchdringung des Poetischen und des guten Theatralischen, daß beide ihre Eigenheit verlieren und das Poetische zugleich das Schauspielerische, das Theatralische zugleich das Poetische wird, denn Theaterwirkung und Poesie sind in der Tat nicht Gegensätze.'

Und aus demselben Gefühl heraus schreibt Paul Goldmann in seinem neuesten Buch ‚Vom Rückgang der deutschen Bühne' (Rütten und Loening, Frankfurt a. M., 1908), dessen kräftige Einseitigkeiten als eine gesunde Reaktion gegen ein ebenso einseitiges wie überhebliches Literatentum empfunden werden müssen:

‚Wir brauchen in Deutschland vor allem einen Autor, der nicht literarisch ist, — einen Autor, der sich um das Geschwätz der literarischen Ästhetiker nicht kümmert, sondern der sein dramatisches Handwerk fleißig lernt, bis er fähig ist, ein bühnenwirksames Stück zu schreiben, — einen Autor, der weder naturalistische Milieuschilderung, noch erotische Kasuistik, noch Pervertierung antiker Tragödien, noch eine der anderen Spezialitäten unserer literarischen Dramatiker betreibt, sondern der aus dem vollen Leben der Zeit mit kühner Hand eines ihrer Probleme herausgreift, — einen Autor, der kein kalter Literat, kein gefühlsarmer Ästhet, sondern ein gemütvoller, ein warmherziger Dichter ist.'

In diesem Sinne können und sollen dann auch Theater und Literatur zusammengehen, kann das Theater ein Stück unseres literarischen Lebens sein. Über ein wirksames Mittel, in diesen Sinn zu wirken, ein andermal.

M.

Die großen Aufgaben der Zeit.

Von der eigenen Zeit klein denken ist leicht, und sie gänzlich aufgeben sehr bequem; denn hierdurch entbindet man sich der Pflicht, an ihrer Erhebung und Besserung zu arbeiten. Solche pessimistische Resignationsstimmung beherrscht heute weite Kreise. Die tiefste Ursache dieses Notstands liegt, wie Eucken in einem lesenswerten Büchlein über den ‚Sinn und Wert des Lebens'* dar-

* Leipzig 1908. Verlag von Quelle und Meyer. Geh. M. 2.20, gebd. M. 2.80. Euckens kritische Prüfung des Zeitbewußtseins kann auf rückhaltlosere Zustimmung rechnen, als sein eigener, allzu verschwommener Lösungsversuch der

legt, in dem vielfachen Schwinden einer sicheren und freudigen Bejahung der höchsten Lebensfragen. Wer dem menschlichen Dasein an sich schon keinen sicheren Sinn und Wert mehr abzugewinnen weiß, der muß durch die kleinen Schwierigkeiten und Nöte des Tages umsomehr in Zweifel und Verzweiflung getrieben werden. Aber diese Stimmung kann da, wo nicht jede gesunde Kraft geschwunden ist, nur eine vorübergehende sein; sie gebärt aus sich selbst das innerlichste Bedürfnis nach Abhilfe. So ist unsere Zeit nicht nur eine in seltenem Maße widerspruchsvolle und zerrissene, sondern mit wachsendem Nachdruck zugleich eine suchende und ringende geworden. Und das allein schon müßte uns hindern, sie zu unterschätzen. Eucken, der selbst zu den frohgemahnenden Wegweisern von naturalistischer Lebenszersetzung zu geistiger Lebensanschauung gehört, gibt uns allen zu bedenken:

‚Hüten wir uns von der eignen Zeit gering zu denken, weil sie sich so unfertig ausnimmt und so voller Widersprüche zeigt. Ist sie nicht zum guten Teile nur deshalb unfertig, weil sie mehr verlangt, als andere Zeiten, und hat sie nicht namentlich deshalb so schwer an den Widersprüchen zu tragen, weil sie die Möglichkeiten des Lebens mit so glühendem Verlangen und so gewaltiger Energie durchlebt und auslebt? Welche Zeit hat so sehr den Kreis der Möglichkeiten durchmessen, so sehr an jede von ihnen freudigen Glauben und eifrige Arbeit versetzt? Nie hat eine andere Zeit eine solche Fülle von Lebensgestaltungen hervorgebracht, nie eine andere das Lebensproblem in so weitem Umfang und mit solcher Bewußtheit behandelt, wie die unsrige es tut. So wird sich sicherlich auch bei ihr aus dem, was zunächst als bloße Begrenzung und Verneinung erscheint, schließlich ein Ja herausheben lassen.‘

Wenn so schon einer spricht, dem manches Ja noch hinter einem bloßen Vielleicht und Ungefähr oder gar Unmöglich verborgen bleibt, um wie viel zuversichtlicher sollten alle jene sein, die allerwegen ein festes und gesichertes Ziel vor Augen haben. Eucken sagt einmal an anderer Stelle:

‚Das Leben selbst kann seine Höhe erst erreichen, wenn es sich eines bedeutenden Gesamtzieles sicher weiß, und wenn von da aus Spannung und Lust in jede einzelne Betätigung strömt.‘

Je sicherer das Ziel vor Augen steht, desto höher muß es auch alle Kräfte anspornen. Was der Zweifler und Kleingläubige als die entmutigenden Nöte der Zeit beklagt, eben darin erkennt und begrüßt der gefestigte Geist ihre großen Aufgaben.

E.

Zeitfragen. Er beachtet zu wenig, daß eine sichere Lebensanschauung nur möglich ist im Zusammenhang mit einer umfassenden Weltansicht, ebenso wie alle Persönlichkeitsreligion feste Wurzeln nur finden kann in den unveränderlichen und allgemeingültigen Wahrheitslehren einer Weltkirche.

Unterrichtswesen.

Strömungen auf dem Gebiete des Volksschulwesens. Wohl bei keiner öffentlichen Einrichtung bewahrheitet sich mehr das Sprichwort, daß, wer am Wege baut, viele Meister hat, als bei der Volksschule. In ihren Angelegenheiten weiß ein jeder Bescheid, sei er Vater oder Gelehrter oder Staatsmann, oder was denn immerhin. Zeugen hiefür sind die sich geradezu überstürzenden Reformvorschläge in Dorf- und Staatsparlamenten, in Zeitungen, Zeitschriften und Broschüren. Ist dies einerseits ein Beweis für das große Interesse weitester Kreise an der Volksschule, so hat es jedoch auch andererseits zur Folge, daß sie nicht zur Ruhe kommt, daß man sie mit Aufgaben zu belasten sucht, die sie überhaupt nicht lösen kann. Mit welchen Anliegen ist man nicht in den letzten Jahrzehnten an die Volksschule herangetreten! Sie soll Sozialdemokratie, Alkoholismus, Unsittlichkeit bekämpfen, zu Handarbeit, Blumenpflege, Kunstgenuß erziehen, sie soll der Landflucht steuern, tüchtige Persönlichkeiten, Charaktere heranbilden, das Bauernkind in der Landwirtschaft, das Stadtmädel in der Haushaltung unterweisen. Danebenher gehen die Rufe nach Körperpflege durch Turnen, Baden, Spielen, so daß nunmehr auch das Mädchenturnen sich einen Platz im Lehr- und Stundenplan erobert hat. Ich will diese Bestrebungen an und für sich ganz gewiß nicht bekämpfen, aber es geht doch zu weit, wenn man für all diese Dinge die Schule zu Hilfe rufen will, denn dadurch wird sie von ihrer Hauptaufgabe abgezogen und in den Strom der Zeit hineingeworfen. Die Volksschule hat doch auch bleibende Aufgaben, unverrückbare Ziele, und eben an ihnen sind die modernen Bestrebungen auf ihre Berechtigung nach Berücksichtigung in der Volksschule zu prüfen. Es ist ein großer Fehler, wenn man die Aufgaben der Volksschule vom Zeitgeiste aus bestimmen will. Gerade das Umgekehrte ist richtig: die Zeitströmungen sind von den bleibenden Aufgaben der Volksschule aus zu bewerten.

Bleibende Aufgaben! Gibt es solche für Gesellschaft und Schule? Das ist die Pilatus-Frage unserer Tage. Relativismus und Evolutionismus verneinen sie, und sie pochen auch mit aller Gewalt an die Schultüren und begehren Einlaß. Hinaus mit dem Christentum aus der Schule, das ist die Parole weiter Kreise. Wie in Religion und Wissenschaft, so beginnen auch in der Lehrerwelt die Geister sich zu scheiden. Unter tosendem Beifall der Versammlung verlangte Professor Natorp aus Marburg auf der Deutschen Lehrerversammlung in Dortmund die Beseitigung alles Konfessionellen, überhaupt alles Dogmatischen aus dem Unterricht der Volksschule zugunsten einer

deutschen Nationalschule. Wenn wir auch gerne zugeben wollen, daß in einer so großen Versammlung die Tragweite der Ausführungen eines Vortrages nicht sogleich erfaßt wird, so muß demgegenüber jedoch hervorgehoben werden, daß Natorp der Lehrerwelt keine ‚unbekannte Größe' ist. Zu oft schon hat er ihr seine evolutionistischen Ideen vorgetragen. Und ganz in demselben Geiste wirkt Tews in Berlin, auf dessen Standpunkt sich unlängst der ‚Gesamtausschuß des Deutschen Lehrervereins' gestellt hat. ‚Den für sich nach Religion suchenden Menschen', schreibt Tews, ‚soll man nicht in eine Kapelle weisen. Ihm soll man alle Stätten zeigen, an denen die Gottesverehrung geübt worden ist, und es ihm überlassen, den Altar zu wählen, an dem er beten möchte.' ‚Der Religionsunterricht hat nicht die Aufgabe, zum Glauben an die Lehren einer bestimmten Konfession zu bringen, er hat auch nicht die Aufgabe, eine religiöse Weltanschauung bereits im Kinde hervorzubringen, er soll vielmehr die Kinder mit den religiösen Anschauungen aller Zeiten und aller Völker bekannt machen.' Also keine Erziehung zur Religion, zur Religiosität, sondern eine Unterweisung über die verschiedenen Religionssysteme! Welch eine Pädagogik, Menschen mit Volksschulbildung zu Richtern über die höchsten Wahrheiten zu setzen, die es gibt! Es ist diese Anschauung eine Konsequenz und eine Folge jener relativistischen Anschauung, welche Gottheit und Menschheit, welche alles in beständigem Flusse begriffen sein läßt, wonach es keine bleibenden Institutionen und keine ewigen Wahrheiten gibt. Die Kulturwerte einer Zeit sind hiernach nur dafür da, um von den folgenden über den Haufen geworfen zu werden. Das Christentum war eine Religion für vergangene Zeiten — Tews zählt es zu den Mythenmärchen —, aber heute hat es nicht mehr Berechtigung in der Erziehung wie Mohammedanismus und Brahmanismus. Was hier gefordert wird, ist ganz dasselbe, als wenn von anderer Seite gesagt wird, das preußische Kind dürfe nicht zu einem preußischen Staatsbürger, sondern nur zu einem Weltbürger erzogen werden, auf daß es sich später selbst entscheide, ob es Preuße oder Russe oder Franzose werden wolle. Als wenn es einen Menschen in abstracto, eine Religion ohne historische Erscheinung, ohne Konfession gebe! Jeder Mensch gehört durch Geburt einer bestimmten Familie, einer bestimmten Gemeinde, einem bestimmten Staate und ebenso einer bestimmten Konfession an, und Aufgabe jeder Erziehung kann es nur sein, ihn für die Sozialverbände, in denen er lebt, zu erziehen. Und von den Menschheitsaufgaben überhaupt muß auch das Erziehungsziel der Schule abgeleitet werden. Es kann nicht von dem stets wankenden und schwankenden, stets wechselnden Zeitgeiste bestimmt werden, sondern umgekehrt: das Erziehungsziel ist das Maß für die Zeitforderungen an die Jugendbildung. ‚Wer in seiner Zeit nicht untergehen will,' sagt Willmann, ‚muß sich an das Außerzeitliche klammern, wer sich gegen ihren schillernden Trug sichern will, muß sein Auge an dem ungebrochenen Lichte stärken, das uns aus der Ewigkeit herüberstrahlt.'

Was der Volksschulpädagogik unserer Tage vor allem nottut, das ist eine historische Besinnung, eine Besinnung nicht nur auf das, was das Christentum der Welt überhaupt gebracht, sondern was es für die Erziehung geleistet hat. Nur oberflächliches Wissen kann diese Arbeit gering einschätzen. ‚Es ist wahrlich zu bedauern', schreibt Dr. Foerster, ‚daß man alle jene Kritiker des Kulturwerkes der Kirche nicht durch ein Experiment ad absurdum führen kann, indem man jene ungebändigte Menschheit der Völkerwanderung einmal auf 2000 Jahre ihren neuen Erziehungsmitteln anvertraut — vielleicht würden sie dann endlich mit

Schrecken der Sprödigkeit des Materials inne werden und nicht länger vom hohen Luftballon aus über die gewaltige Erziehungsarbeit der christlichen Religion absprechen.'

Diese historische Besinnung wie so manches andere wird der Pädagogik erst kommen durch ihre Erhebung zur Wissenschaft. Alle anderen Gebiete, so die Medizin, die Rechte, die Verwaltung, die Theologie haben eine Hinterlage an einer alten, respektvollen Wissenschaft, an der die Verbesserungsvorschläge ihren Maßstab, die Neuerungen ihre Bewertung finden. Nur auf pädagogischem Gebiete ist das nicht der Fall, deshalb aber auch das Unsichere, das Hin- und Herschwanken.

Wissenschaftliche Pädagogik! Dem einen ist sie ein erstrebenswertes Ziel, dem anderen ein überflüssiger Luxusartikel. Hier verlangt man pädagogische Lehrstühle an den Universitäten, verbunden mit pädagogischen Seminarien, dort ist man der Ansicht, sie werde einem jeden bei der Geburt von einer gütigen Fee in den Schoß gelegt. Und doch dürfte Kant recht haben, wenn er sagt: ‚Erziehung ist das größte Problem und das schwerste, was dem Menschen kann aufgegeben werden.' Herbart, der sich sein ganzes Leben hindurch mit pädagogischen Dingen befaßt hat, sagt ebenso treffend wie scharf: ‚Jenem verderblichen Wahne, daß Erziehen und Bilden jeder von selbst verstehe, der Vater oder Gelehrter oder Staatsmann sei, was soll man ihm entgegenhalten? ... Es habe noch keiner unter den Menschen Pädagogik, diese tiefe Wissenschaft, Erziehungskunst, diese schwere und nie auszulernende Kunst, wirklich verstanden.'

Ist aber die Pädagogik eine Wissenschaft und das behaupten alle, die sich mit ihr berufsmäßig befassen, dann gebührt ihr auch eine Pflegestätte an der Universität, dem Orte wissenschaftlichen Betriebes.

Auf jeden Fall sollte der Lehrerbildner, der Lehrer, der an der Lehrerbildungsanstalt Erziehungslehre behandelt, seine Befähigung hiefür an der Universität erwerben. Heute ist es so, daß gerade die Akademiker ohne jede Vorbereitung in pädagogischen Dingen an das Seminar kommen, also nicht nur als Lehrer, sondern auch als Lernende der Pädagogik. Sie sind deshalb nur Autodidakten, und es geht ihnen in ihrem Hauptfache gerade das ab, was der Vorzug akademischer Bildung ist, das Schöpfen an der Quelle. Im Sommer 1907 hielten in ganz Preußen nur zwei ordentliche Professoren der Philosophie pädagogische Vorlesungen. An fünf Universitäten unter elf wurden pädagogische Vorlesungen überhaupt nicht gehalten, nämlich nicht in Kiel, Königsberg, Braunsberg, Marburg und Münster. Nicht mit Unrecht führte deshalb der Abgeordnete Eickhoff in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses am 19. März dieses Jahres aus: ‚Das sind Zustände, die auf die Dauer unhaltbar sind, die abgeändert werden müssen, wenn Deutschland — auf den außerpreußischen Universitäten ist es auch nicht viel besser — als das Land der Schulen seine achtunggebietende Stellung nicht verlieren soll.'

Mit der Anerkennung der Pädagogik als Wissenschaft ist auch der Weg zur Lösung der Schulaufsichtsfrage gegeben. Anscheinend will man jetzt in Württemberg diesen Weg betreten. Es soll für die Bezirksschulinspektoren ein akademisches Studium mit einer pädagogischen Abschlußprüfung eingeführt werden, zu dem Geistlichen und Laien, auch tüchtigen Volksschullehrern, der Weg offen stehen soll.

In früheren Zeiten, da die Volksschule noch jene einfache ‚Elementar'-Anstalt war mit der Aufgabe, den Kindern die Elemente des Lesens, Schreibens und Rechnens beizubringen, da genügte zur Beaufsichtigung derselben ein jeder, der diese Elemente beherrschte. Die Auf-

gabe der Volksschule ist aber im Laufe der Zeit eine viel weitergehende geworden. Sie soll den Kindern des Volkes jene Bildung vermitteln, die sie befähigt, im jetzigen Leben den Kampf ums Dasein mit Erfolg zu führen. Und dementsprechend spitzt sich die Aufgabe der Volksschulpädagogik dahin zu: Wie vollzieht sich die Angleichung der Jungen an die Alten, die erbliche Übertragung geistiger und sittlicher Güter von einer Generation auf die andere? Der Lösung dieser Aufgabe ist nicht mehr der ‚gute, alte Lehrer' früherer Zeiten gewachsen, der nebenbei auch noch ein Handwerk betrieb, sondern nur ein berufstüchtiger Lehrerstand. Diesen veränderten Verhältnissen entsprechend, verlangt man deshalb nicht mit Unrecht Schulaufsichtsbeamte, die befähigt sind, nicht nur zu sehen, was die Schule leistet, sondern solche, die auch in der Lage sind, ihre Arbeiten zu fördern, kurz, man verlangt fachmännische Schulaufsicht.

Die Schulaufsichtsfrage, früher eine Domäne der liberalen Lehrerschaft und der liberalen Lehrervereine, ist in den letzten fünf Jahren auch ein Gegenstand der Beratung katholischer Lehrer und seit zwei Jahren auch ein solcher des Katholischen Lehrerverbandes gewesen. Und es war hohe Zeit, daß die katholischen Lehrer aus ihrer Passivität heraustraten, einmal damit auch die katholische Auffassung der Sache zur Geltung kam, dann aber auch, daß man die katholischen Lehrer nicht für die liberalen Lösungsvorschläge mit verantwortlich machen kann. Gerade der katholische Lehrerstand hatte gegen große Voreingenommenheit zu kämpfen. Namentlich in Zentrumsblättern wurde bei jeder Gelegenheit ausgesprochen, die christliche Volksschule, die konfessionelle Schule sei durch die geistliche Schulaufsicht bedingt; beseitige man die geistliche Lokal- und Kreisschulinspektion, so sei es um die christliche Schule geschehen. Daraus wurde dann der weitere, von jenem Standpunkt aus selbstverständliche Schluß gezogen: Wer gegen die geistliche Lokal- und Kreisschulinspektion Einwendungen erhebt oder gar ankämpft, der kämpft gegen die christliche Schule, er ist deshalb ein Feind des christlichen Glaubens und kein korrekter Katholik mehr. Allmählich haben doch auch in Zentrumsblättern sachliche Erwägungen platzgegriffen. Selbst Pater Cathrein schreibt in den ‚Stimmen aus Maria Laach': ‚Nun, was die Kirche angeht, so haben wir gar keinen Zweifel, daß sie zufrieden ist, wenn man ihr eine genügend wirksame Aufsicht über die Schule nach ihrer religiösen und sittlichen Seite gewährt. Unter dieser Voraussetzung wird sie nichts dagegen haben, wenn man daneben noch einen eigenen Inspektor für das Technische anstellen will.' Von diesen Voraussetzungen waren alle Verhandlungen der Frage durch die katholischen Lehrer getragen. Es wurde stets betont, daß der Kirche von Rechts wegen die Leitung und Erteilung des Religionsunterrichtes und die Leitung der religiös-sittlichen Erziehung zustehe und daß ihr Bürgschaften gegeben werden müßten, daß der ganze Unterricht von der positiv-christlichen Welt- und Lebensanschauung getragen sei. Ganz in Übereinstimmung hiermit stehen die folgenden Sätze, welche Pfingsten in Breslau von der XIII. Generalversammlung des Katholischen Lehrerverbandes angenommen wurden:

1. Die Beaufsichtigung und Leitung des Unterrichtsbetriebes kann nur von einem theoretisch vorgebildeten und praktisch erfahrenen Fachmanne ausgeübt werden.

2. Diese Tätigkeit ist so umfangreich und schwierig, daß sie in der Regel nebenamtlich erfolgreich nicht geführt werden kann.

3. Die Zulassung zu den Schulaufsichtsämtern ist eine gerechte und billige Standesforderung der Lehrer.

4. Die gesamte Schularbeit muß vom christlich-konfessionellen Geiste durch-

drungen sein, und es wird als selbstverständlich vorausgesetzt, daß vor einer Neuordnung der Schulaufsicht das Recht der Kirche auf Erteilung und Leitung des Religionsunterrichtes, sowie auf Überwachung der gesamten religiös-sittlichen Erziehung gesetzlich festgelegt oder in anderer Weise hinreichend gesichert wird.

Vorstehende Sätze fanden einstimmige Annahme; die Vertreter von Baden und Elsaß-Lothringen enthielten sich der Abstimmung, ersterer, weil der Landesverband Baden die Schulaufsichtsfrage nicht zur Debatte gestellt wissen will, letzterer, weil die Frage in Elsaß-Lothringen bereits gesetzlich geregelt ist.

Es dürfte unseres Erachtens noch recht lange währen, bis diese Sätze allgemeine Anerkennung und namentlich bei den katholischen Volksvertretern Anwälte für ihre Überführung in der Praxis finden werden. Bis jetzt hat sich das Zentrum allen Bestrebungen der Lehrer gegenüber, die auf eine organische Gliederung des Standes hinzielen und das Aufrücken auch in höhere Stellen ermöglichen, ablehnend verhalten. Wir bedauern das im Interesse der guten Sache. Die Folge wird nur sein, daß die radikalen Strömungen immer mehr anwachsen und auf eine Trennung von Kirche und Schule hinarbeiten. Der Ruf: Die Geistlichen aus der Schulaufsicht! wird sich dahin verdichten: Die Geistlichen aus der Schule überhaupt!

‚Der kluge Mann baut vor.' Würde die Kirche auf andere Garantien für ihren berechtigten Einfluß auf die Schule drängen, als die sind, die in der Ausübung der nebenamtlichen Führung der Schulaufsicht in der Orts- und Kreisschulinstanz durch die Geistlichen im Auftrage des Staates bestehen, so könnte nicht der Vorwurf erhoben werden, daß sie die Schularbeit hemme, daß sie einem gesunden und notwendigen Fortschritt hindernd im Wege stehe. Weiter aber würde sie sich die gläubige Lehrerschaft zum Danke verpflichten und zu Bundesgenossen erhalten im Kampfe gegen den materialistischen Zeitgeist.

Zudem wird sich die nebenamtliche Schulaufsicht auf die Dauer nicht halten lassen. Die Volksschule macht in der Gegenwart denselben Entwicklungsgang durch, den die höheren Schulen seit Dezennien hinter sich haben. Auch sie standen einmal unter geistlicher Leitung. Da man nun den Strom nicht hemmen kann, vielmehr darauf bedacht sein muß, ihn in die richtigen Bahnen zu lenken, so kommt es vor allem darauf an, um den christlichen Charakter der Schule zu erhalten, ihr alles das zu gewähren, dessen sie zur vollen Wirksamkeit und Entwicklung bedarf. Geschieht das nicht, so steht zu befürchten, daß wir in Deutschland auf die Dauer französischen Zuständen nicht entgehen. Denselben Gedanken spricht auch Prof. Dr. Spahn in seiner Schrift aus: ‚Der Kampf um die Schule'; ebenso Dr. Foerster, wenn er unter anderem über die Radikalisierung der Gesellschaft schreibt: ‚Die Kultur wird in den nächsten Jahrzehnten unzweifelhaft durch eine Phase gehen, in der in allen Ländern radikale Majoritäten anwachsen werden, die den Staat und damit auch die Staatsschule ebenso beeinflussen werden, wie es heute noch die religiös gesinnten Majoritäten tun... In Deutschland ist die Bewegung der Bremer und Hamburger Lehrer ein ernstes Anzeichen gleicher Tendenzen.' (Zeitschr. f. christl. Erziehungswissenschaft, Heft 9, S. 262.)

J. Pötsch.

Kollegienhäuser für katholische Studenten auch an den nichtkatholischen Universitäten Nordamerikas erweisen sich immer mehr als eine Notwendigkeit; denn es ist dortzulande nicht gelungen, die studentische Jugend katholischen Bekenntnisses mit hinreichender Vollzähligkeit an den zahlreichen konfessionellen Lehranstalten zu sammeln. Im Jahrgang 1906/07 haben schätzungsweise an den katholischen Universitäten

Nordamerikas 9813 katholische Studenten und Studentinnen, an den nichtkatholischen deren 8671 (nach anderer Schätzung 9—10 000) sich aufgehalten. Dabei ist die letztere Zahl von 1902 bis 1907 in sehr starkem Verhältnis, etwa um 58 v. H., gewachsen.

Diese Zahlen hat Rev. Farrell, Direktor des katholischen St. Paul-Klubs an der Harvard University (der ältesten und berühmtesten Anstalt des Landes) ermittelt und in einer Rede auf der vierten Jahresversammlung der katholischen Erziehungsgesellschaft am 11. Juli 1907 zu Milwaukee bekanntgegeben. Eine lebhafte Kontroverse in Wort und Schrift hat sich seitdem entsponnen.* Und es ist sehr begreiflich, daß sich ein starker prinzipieller und realpolitischer Widerstand dagegen erhob, den konfessionellen Lehranstalten, die von den Katholiken Nordamerikas bisher mit so großen Opfern erhalten werden, durch solche Maßnahmen Abbruch zu tun, hingegen das Studium an den vielfach von agnostischem oder protestantischem Geist beherrschten anderweitigen staatlichen und freien Universitäten gleichsam zu sanktionieren. Trotzdem hat sich die praktische Notwendigkeit als zwingend herausgestellt, und an der Universität von Californien, der Staatsuniversität von Michigan und namentlich an den drei großen Anstalten Columbia, Cornell und Harvard sind im Herbst 1907 die ersten Schritte zur Verwirklichung geschehen. Die wärmsten Befürworter dieser Maßnahmen erwarten von ihnen nicht nur die Wahrung katholischen Geistes im fremden Milieu, sondern sogar erhebliche Werbeerfolge im gesamten Geistesleben Nordamerikas.

In eine ganz ähnliche Notwendigkeit wie die amerikanischen — und früher schon die englischen — Katholiken sahen sich in den letzten Jahren auch die ungarischen versetzt. In Budapest gründete vor einigen Jahren Professor Dr. Julius Glattfelder den Verein des katholischen Hochschulinternats, dem es vergönnt war, am 17. Mai laufenden Jahres sein erstes, großartig eingerichtetes, für 200 Studenten Raum bietendes, eigenes Gebäude, das St. Emerich-Kollegium zu eröffnen. Auch hier sucht man durch sinngemäße Anwendung des englischen ‚college'-Systems, in dem sich Zucht und Freiheit so glücklich vereinen, die katholischen Studenten einer akatholischen Universität zu freudiger Lebens- und Geistesgemeinschaft zusammen zu führen, sie damit vor mannigfachen Gefahren zu bewahren und im Heranwachsen zu voller Charakter- und Gesinnungsfestigkeit zu unterstützen.

Besondere Hervorhebung verdient bei den amerikanischen wie ungarischen Neueinrichtungen der Umstand, daß es sich keineswegs um mangelhaft ausgestattete Unterstützungsheime nur für unbemittelte oder wenigbemittelte Studenten handelt. Die Kollegienhäuser werden vielmehr nach englischem Muster in jeder Hinsicht so eingerichtet, daß es für jeden Studenten eine Annehmlichkeit ist, darin wohnen zu dürfen und einigermaßen Ersatz für das verlassene Familienheim zu finden. ‚Solchen Vorkehrungen', heißt es in einer dankenswerten Zuschrift aus Ungarn an das ‚Hochland', ‚verdankt die englische Intelligenz zum größten Teil ihre gesunden und charakterfesten Männer.'

Es wäre an der Zeit, daß sich auch die deutschen Katholiken noch ernstlicher und eingehender als bisher mit der Frage beschäftigten, ob nicht auch an unseren Universitäten entsprechende katholische Kollegienhäuser höchst wünschens- und anstrebenswert geworden sind. Mit dem bisherigen, gewiß sehr verdienstvollen charitativen Unterstützungssystem der Einzelfälle ist es keinesfalls auf die Dauer getan, sondern möglichst umfassende

* Das Wichtigste enthält eine Broschüre: ‚The catholic hall and the catholic chaplain at non catholic colleges and universities', Verlag des ‚Catholic Universe', Cleveland, Ohio 1907. Geh. 15 cts.

sozial weitblickende Einrichtungen geben allein einen festen und dauernden Rückhalt. Die Befürchtung, konfessionelle Universitäten hierdurch zu schädigen, kommt ja bei uns glücklicherweise in Wegfall: Im Deutschen Reich auf Grund des Systems der Staatsuniversitäten und in Deutschösterreich angesichts der jetzt auch an maßgebender Stelle erkannten vorläufigen Aussichtslosigkeit des Salzburger Gründungsplans. Die katholischen Studenten deutscher Zunge, weit davon entfernt sich als ein ‚Fremdkörper' an den interkonfessionellen Universitäten zu fühlen, müssen vielmehr ihr Heimatrecht an denselben mit allen guten Mitteln stärken und sichern.

Dr. M. E.

Literatur.

Josef Gangl, von dem die kleine Erzählung ‚Berti' den Lesern dargeboten wird, ist kaum irgendwie bekannt geworden, obwohl er schon seit vielen Jahren zahlreiche Geschichten und Skizzen hier und dort veröffentlicht hat, die keineswegs von der Art sind, daß sie unter der Masse verschwinden. Sie verrieten eine eigenartige Persönlichkeit, die für ihre vielseitigen, scharf gesehenen und großzügig entwickelten Motive sich die Ausdrucksmittel zu schaffen fortschreitend mit Erfolg bemüht war. So kam er zu einer Sicherheit der Gestaltung und Darstellung, die auch solch eigenwilligen Erfindungen wie ‚Berti' lebensvolle Wahrheit gibt. Das einleitende, anschaulich belebte, charaktervolle Situationsgemälde, diese urwüchsige Offenbarung der Wesensart eines Menschenschlags, der wie der alte Moz und Bertis Mutter, unter ganz eigenen äußeren Bedingungen geworden ist oder wird, wie das gesunde, von Jugendmut und -übermut strotzende junge Volk, hebt sich plastisch ab von dem idealen Umriß der kunstreichen psychologischen Szene, die sich davor abspielt. In Wahrheit durchdringen sich freilich die beiden Elemente dieses Aufbaus. Gangl ist als Heimatkünstler des Böhmerwaldes Realist; damit ist seine dichterische Potenz nur äußerlich bezeichnet. Denn immer wieder wird man finden, wenn man seine 1907/08 erschienenen Sammlungen ‚Am End der Welt' und ‚Die ihn liebten' liest, wie da, über alle Vorzüge der Heimatkunst hinaus, eine subjektiv bildnerische Atmosphäre ausgebreitet liegt, die die so getreu und kernig beobachteten Gestalten und Motive seltsam vergrößert, erhöht, umgefärbt, verzaubert erscheinen läßt. Das tritt in manchen Geschichten nur stückweise hervor, anderen gibt es erst das letzte Gepräge, wonach man dann in jene ästhetische Sphäre des Erlebens versetzt ist, daß man Zeit und Ort und Wahrscheinlichkeit vergißt und die Welt mit den Augen des Poeten ansieht, dem alles Wunder wird. So entstehen realistische Märchen scheinbar ohne Stimmung, weil die Charakteristik sie in sich durchscheinend ahnen läßt. Wie der Grund dazu in einem Menschen bereitet wird, zeigt sein erster Roman, der soeben in der deutsch-böhmischen Monatsschrift ‚Deutsche Arbeit' zum Abschluß gekommen ist. ‚Der letzte Baum' erweckt die begründetsten Hoffnungen auf kommende Leistungen Gangls. Er verspricht als Roman mehr, als der spätere Verlauf und Abschluß hält; welche Gründe dem als Schauspieler in Wien lebenden Dichter den langen Atem der Erzählung gestört haben mögen, künstlerisches Unvermögen ist es nicht. Eher die Größe des Vorwurfs, der an Charakteristik, Psychologie, Weite des geistigen Horizonts und Tiefe des menschlichen Erlebens das Höchste aufbietet, ohne es stofflich verbunden durchzuführen. ‚Der letzte Baum' enthält wohl viel Autobiographisches; aus Wahrheit und Dichtung ist der Roman gefügt, der den Niedergang einer großbäuerlichen Familie durch drei Generationen darstellen soll, bis der letzte Baum des abgehausten Bergwaldes dem letzten Bauer, der keiner mehr ist, als

Wanderstab nach der Stadt dient. Im Einzelnen kehren viele Motive aus den Erzählungen wieder, sei es aus dem Leben der Einschichten des Bergwaldes, wo die Einsamkeit die Menschen bildet, oder aus dem Leben der Dorfbauern, das für so viel elementare Konflikte Raum hat. Aber wiederum ist das seelische Niveau so über den Alltag erhoben, so gepflegt an Geist und Gemüt, so leuchtend dargestellt in prachtvollen Charakteren, so zusammengefaßt zu einer Welt des Scheins und doch zerlegt in ungezählte knappe Bilder eines engen Bezirks, daß dem nicht viel Gleichzeitiges an die Seite zu setzen ist. Gangl ist ein naturbelebtes Kindergemüt, das eine elementare Freude an bunten Formen und Bildern, am sinnlichen ästhetischen Reiz sich erhalten hat und zugleich eine in reichem Erleben und Innenleben gereifte Intelligenz, die sich von ihren Eindrücken lossagen kann. Nach zwei Seiten hin sucht diese Art dem Leben beizukommen; ein ursprünglicher, geschmackvoller Humor und ein ehrlicher, phrasenloser Idealismus, der auch christlich-religiösen Ausdruck findet, berühren sich im Innersten. Nicht ohne Vorliebe kehrt eine Richtung auf jenen äußersten Altruismus in seinen Motiven wieder, der sich an das eine Notwendige hält, und wenn seine Menschen, so tief und selbständig sie jedesmal erfaßt, erlebt sind, eine gewisse Konvention haben, so ist es eine optimistisch sichere Voraussetzung von ursprünglicher Lauterkeit der Gesinnung, die zu seiner Natur gehören mag und die auch da vom Ganzen seines reichen, naturechten Poetentums sekundiert wird, wo eigenwillige Erfahrungen und Gestaltungen daran denken lassen, welch weiter Weg ist vom Böhmerwald bis Wien.

Jos. Muth.

Heine-Briefe. Der Wunsch, den persönlichen Menschen im Dichter kennen zu lernen, ist der Vater des Gedankens, seine Briefe zu sammeln und öffentlich zu machen, denn sie pflegen nächst Tagebüchern das Persönlichste zu enthalten. Für den Genuß von Kunst und Dichtung ist damit nichts gewonnen, wohl allerdings für ihre Entstehung und Geschichte. Denn das Dichtwerk, je vollkommener es ist, ist entlassen aus dem persönlichen Geiste und hat nur noch soviel Persönliches an sich, als Persönlichkeit zum Kunstwerk gehört, ein objektives Menschentum. Ja es kann, ein edles Produkt aus den besten Augenblicken vieler Schaffensstunden, den unedleren Vater scheinbar verleugnen. Dies gilt von der einen künstlerischen Tat. Dem Lebenswerk aber, dem viel mehr Menschliches beigemischt ist, reiht sich auch Allzumenschliches der Briefe leichter an. Und dann kann es selbst den Wert der Dichtung durch den Dichter herabsetzen. Wenn wir in Heines Briefen so äußerst selten ein Aufquellen reiner, erster Empfindung spüren, so werden wir umso leichter an ein Artistentum auch in seinen besten Gedichten glauben.

Schon früher haben wir das Urteil Hermann Hüffers, dessen objektive Behandlung Heines an philologische Schwäche grenzt, über seine Gedichte angezogen. ‚Heines Briefe kann man im Verhältnis zu seiner Persönlichkeit nur selten bedeutend nennen, und noch seltener machen sie einen erfreulichen Eindruck, persönliche Zänkereien, literarische Streitigkeiten, Klagen über wirkliche oder vermeinte Verfolgungen, Geldangelegenheiten nehmen eine gar zu umfangreiche Stelle ein. Was der Freund des Dichters — nicht bloß der Literarhistoriker — mit wirklicher Befriedigung liest, sind beinahe nur die Jugendbriefe und einiges aus den letzten Jahren, während welcher eine unvergleichliche Geisteskraft die Qualen der furchtbaren Krankheit überwindet.‘

Es ist in der Tat ganz erstaunlich, mit welcher Zähigkeit Heine seine immer höher wachsenden Leiden ertrug, wie elastisch sein Geist auch unter den schwersten physischen Bedrängungen immer wieder

aufschnellte. Brief nach Brief erzählt von Beschwerden und Schmerzen und in der zehnjährigen Marterzeit bis zu seinem Tode erleben wir aus ihnen sein langsames Absterben mit, bald fröstelnd vor dem Übermaß der Leiden, bald mitleidig lächelnd über seine Selbstironie oder angewidert von Zynismen. Unerbittlich häufen sich die Krankheitserscheinungen. ‚Meine Lippen sind manchmal so lahm, daß ich ganze Abende schweigend neben meiner Frau am Kamin sitze. Quelle conversation allemande! ruft sie dann manchmal seufzend aus.‘ ‚Meine Sprachwerkzeuge sind so gelähmt, daß ich nicht sprechen kann, und essen kann ich nicht seit vier Monat, wegen der Schwierigkeit des Kauens und Schluckens und der Abwesenheit des Geschmacks. Auch bin ich entsetzlich abgemagert, mein armer Bauch ist kläglich verschwunden, und ich sehe aus wie ein dürrer, einäugiger Hannibal.‘ September 1846 glaubt er, daß er sich ‚noch eine Weile, ein oder höchstens zwei Jahre, in einer trübseligen Agonie hinfristen kann.‘ Diese Agonie sollte bis 1856 dauern. Die Beine werden ‚wie Baumwolle;‘ der Leib ist gelähmt, ‚so makulaturig. Bin wie lebendig begraben.‘ Schließlich kann er das Bett nicht mehr verlassen, er beginnt sein Leben in der Matratzengruft, ‚Tag und Nacht mich in den abscheulichsten Schmerzen umherwälzend, und an allen Gliedern gelähmt. Beständige Krämpfe, die widerwärtigsten Kontraktionen, schier gänzliche Erblindung — ein Unglück, wie es selten vorkommt in den Annalen des menschlichen Leidens, ein unerhörtes, grauenhaftes, wahnsinniges Unglück!‘ Und dann: ‚Ich bin ein Toter, den es dürstet nach den glühendsten Genüssen, die das Leben gewährt! Es ist entsetzlich.‘

Freundliche Strahlen fallen in dies düstere Bild aus den Briefen an seine Schwester und besonders Mutter, die ‚alte Gluck,‘ der er seinen traurigen Zustand verheimlichen will. Die Liebe zu seiner Mutter ist der schönste Charakterzug Heines. ‚Tröste dich mit dem Gedanken, daß wenige Frauen von ihren Kindern geliebt und verehrt worden sind, wie du es bist und wie du es wahrlich zu sein verdienst, du meine liebe, brave, rechtschaffene und treue Mutter. Was sind die anderen im Vergleich mit dir. — Man sollte den Boden küssen, den dein Fuß betreten hat.‘

Und in dieser Zeit des langsamen Sterbens pflegt Heine mit seiner ganzen übrigen Kraft wie in den Briefen der relativ gesunden Tage seine politischen, gesellschaftlichen, literarischen und pekuniären Interessen, besonders die letzteren. Diese Hauptgegenstände aller seiner Briefe werden stets vom subjektivsten Ichstandpunkte aus behandelt. Um brauchbare Helfer, so Immermann, zu gewinnen, führt er eitle Eiertänze auf. Für literarische und pekuniäre Vorteile inszeniert er Schikanen und Preßjudereien. Zwischen Witzen und Sentimentalitäten, Klagen und Verwünschungen, Schmeicheleien und versteckten Angriffen, seltenen Oasen reinen Gefühls und zahlreichen Pfützen niedriger Gesinnung, politischen, literarischen Betrachtungen und Geldgeschäften geht es hin und her. Egoismus, Laune, Eitelkeit diktieren die Feder.

Die literarischen Partien verlieren eben dadurch, daß sie fast stets von persönlichster Eitelkeit gefärbt sind, allgemeinen Wert. Das gilt auch von seinen brieflichen Beziehungen zu den dichtenden Zeitgenossen und seinen Auslassungen über diese dritten gegenüber. Man kann ein Lachen nicht verbeißen über seinen Ärger nach dem Besuch bei Goethe. Das Mißbehagen über dessen freundliche Herablassung konnte er nicht gleich verdauen. Erst einige Zeit später äußerte er sich seinem Freund Moser gegenüber mit scheinheiliger Offenherzigkeit. Goethe ‚ist nur noch das Gebäude, worin einst Herrliches geblüht, und nur das wars, was mich an ihm interessierte. Er hat ein wehmütiges Gefühl in mir erregt, und er ist

mir lieber geworden, seit ich ihn bemitleide.' Einen Vergleich zwischen Goethe und sich läßt er natürlich zu eigenen Gunsten ausfallen.

Selbstgefällige, sich bespiegelnde Naturen haben oft Urteile über andere, die auf niemand besser passen als auf sie selber. Drehen wir demnach Heines Urteil über Saphirs Witz gegen seinen eigenen: ‚Witz in seiner Isolierung ist gar nichts wert. Nur dann ist mir der Witz erträglich, wenn er auf einem ernsten Grunde ruht. Darum trifft so gewaltig der Witz Börnes, Jean Pauls und des Narren im „Lear". Der gewöhnliche Witz ist bloß ein Niesen des Verstandes, ein Jagdhund, der dem eigenen Schatten nachläuft, ein rotjäckiger Affe, der sich zwischen zwei Spiegeln begafft, ein Bastard, den der Wahnsinn mit der Vernunft im Vorbeirennen auf öffentlicher Straße gezeugt, — nein, ich würde mich noch bitterer ausdrücken, wenn ich mich nicht erinnerte, daß wir beide selbst uns zu Zeiten herablassen, einen Witz zu reißen.'

Als Jude mißachtet zu werden, war Heine immer unangenehm. Er katzbalgt sich daher verschiedentlich mit Glossen über Deutschland und seine eigene teutonische Waschechtheit. Von Gewissenskämpfen anläßlich seines Übertritts zum Christentum ist natürlich keine Rede. Schon vorher schreibt er an Moser: ‚Aus meiner Denkungsart kannst du es dir wohl abstrahieren, daß mir die Taufe ein gleichgültiger Akt ist, daß ich ihn auch symbolisch nicht wichtig achte. . .' Sich taufen zu lassen, um in Preußen zu Ämtern zu kommen, nennt er unwürdig. Sein Beweggrund zur Taufe war aber später kein anderer.

Heines Briefe haben fast nur den Wert höchst persönlicher Selbstzeugnisse. Und auch als solche sind sie nur mit Vorsicht zu verwenden, da rücksichtslose Offenheit mit Selbsttäuschung und Absichtlichkeit wechselt. Ein umfangreiches und geschickt ausgewähltes Material, aus dem über die Natur des Dichters nach all seinen verschiedenen Seiten Aufschlüsse zu erlangen sind, findet sich in den ‚Heine-Briefen', gesammelt und herausgegeben von Hans Daffis.* Der Herausgeber wollte in den Briefen ein Bild von Heines innerem und äußerem Leben geben. Daß es ihm gelungen und daß er dabei objektiv vorgegangen, zeigt unsere darauf aufbauende Skizze.

K. Weiß.

‚Aus sonnigen Tagen', so hat Georg Baumberger die erste seiner Sammlungen schweizerischer Volks- und Landschaftsbilder benannt. Und den gleichen frohstimmenden Titel hätte er auch allen seinen anderen Wanderbüchern geben können, mögen sie uns nun durch sein geliebtes Schweizerland führen, oder durchs stammverwandte Tirol, oder gar noch weiter südlich bis zur dalmatischen Küste.** Wer mit so hellen Augen in die Welt blickt wie Baumberger, wer seine Freude an Natur und Menschen so anschaulich zu übermitteln vermag, der hat das Zeug dazu, die vielfach entartete Gattung der belletristischen Reisebeschreibung wieder zu Ehren zu bringen, und ihm glaubt man's gerne, daß er schrieb, weil er wußte, daß ihm bei seiner Schilderung der schönen Gotteswelt ‚Dankbarkeit und Liebe die Hand geführt'.

Kurz und treffend ist Baumberger einmal als der ‚schweizerische Hansjakob' bezeichnet worden. Beide Schriftsteller haben die natürliche Art gemeinsam, frei von der Leber weg zu reden, ohne viel künstliches Feilen, Komponieren und Berechnen. Und beiden ist neben dieser

* 2 Bände, Berlin, Panverlag.

** Bereits in dritter Auflage liegen die Schilderungen von Schweizer Land und Leuten vor: ‚Grüß Gott!', ‚Juhu-Juuhu!', ebenso das Tiroler Wanderbuch ‚Questa la via!' und der Südlandsbericht ‚Blaues Meer und Schwarze Berge'. Das allerfrischeste seiner Heimatbücher ‚Aus sonnigen Tagen' hat seltsamerweise erst die zweite Auflage erreicht. Erschienen sind die von Hans Beat Wieland u. a. prächtig illustrierten Bände im Benzigerschen Verlag zu Einsiedeln je M. 3,20 geh. und M. 4,00 geb.

Naturhaftigkeit der Form gemeinsam die wesentlichere Naturhaftigkeit des Fühlens, die volkstümliche und volksfreundliche Denkart. Der Sohn der Alpen gleich dem des Schwarzwalds fühlt sich am wohlsten beim freien Volk der Berge, bei Menschen, die ‚gesund sind in allen Sehnen', einfach, fromm und treu. Und selbst in den schwarzen Bergen Montenegros findet er nur wieder neu bestätigt, was ihn die Wanderfahrten durch Schweizer und Tiroler Alpen längst gelehrt: ‚Nirgends gibt es so schöne Blumen wie auf den Bergen und nirgends so schöne Menschen.'

Während Hansjakobs Menschenschilderungen gerne eine pessimistischen Grundzug aufweisen, gießt Baumberger über seine Gestalten eine Fülle lichter Farben aus, die manchmal fast allzu verklärt geraten. Manches ‚Moidle' etwa schaut unser Wandersmann mit ganz schwärmerischen Augen an — darin sehr verschieden von Hansjakobs Wertung der ‚Widervölker' — und bedenkt es als eifriger Botaniker mit den ausgesucht schönsten Vergleichen aus der alpinen Blumenwelt. Aber diese Weichheit des Empfindens hindert doch nicht den klaren Blick ins wirkliche Leben, das er nach jeder Seite scharf ins Auge faßt und als gesinnungsfester schweizerischer Demokrat und Katholik freimütig glossiert. Die Herzenswärme, mit der Baumberger am religiösen Leben des Volkes teilnimmt, bildet einen besonderen Vorzug seiner Schilderungen.

Nicht nur von außen her als neugieriger Beschauer versenkt er sich in die Vorstellungswelt des Volkes, sondern er erlebt sie mit sicherem Gefühl innerlich mit; und eben hieraus gewinnt er auch manchesmal die Ansätze zu eigenem dichterischen Gestalten. Zu den köstlichsten Partien seiner Bücher gehören die Nacherzählungen der schweizerischen, tiroler und südslavischen Volkssagen, und auch eine echte und rechte Volkserzählung gelingt ihm hie und da, wie die von der ‚bewegten Ruhsitz-Alpstubete' in ‚Juhu-Juuhu'. Wo er dagegen eine Künstlernovelle oder gar eine altrömische Liebesgeschichte einflechten will, verfällt er ins hochgestelzt Sentimentale. Um so trefflicher sind dagegen wieder die einzelnen episodischen Lebensbilder aus dem Bauernleben, die freilich nicht die Abrundung Hansjakobscher Dorfnovellen erlangen. Und doch wird man etwa bei Baumbergers Schilderung des alten todkranken Zuger Bergbauern, der sich an seinem Sterbetag noch einmal hinaus aufs Feld schleppt, ungescheut an das Sterben des Hermesburen bei Hansjakob denken dürfen; Baumbergerschen Kindergestalten, wie den schweizerischen Ruedeli und Jockeli und dem tiroler Loisele, darf man sogar manchen Vorzug zuerkennen, weil ihr Humor ganz hell und rein ist.

Baumbergers Bücher gehören nicht zu denen, die mit großen Ansprüchen und Versprechungen an den Leser herantreten. Sie wollen ein paar frohe Blicke in Natur- und Menschendasein eröffnen; und das tun sie gewiß.

M. E.

Theater.

Josef Rueberer hat seine Komödie ‚Das Wolkenkuckucksheim,' die am 4. Juli erstmals in dem Münchener Künstlertheater in Szene ging, an die ‚Vögel' des Aristophanes angelehnt und damit einerseits einem Bedürfnis, andererseits einer Klugheit gehuldigt. Das Bedürfnis nach literarischer Anlehnung verrät eine Schwäche, die er mit unserer ganzen Zeit teilt; die kluge Unselbständigkeit gibt seinem Tun, nebst einem neuen und reizvollen Mittel der Komik, eine erhöhte Kraft des Vorstoßes und bei einem literarhistorischen Geschlechte, wie dem gegenwärtigen, eine größere Insinuationsfähigkeit. Wenn man jedoch bedenkt, daß in unsern Tagen für keine dichterische Gattung so wenig künstlerisch-ästhetische Voraussetzungen gegeben sind als gerade für die Komödie, so wird man ein unvollkommenes Gelingen nicht dem Dichter allein aufs

Schuldkonto setzen dürfen. Auch die stärkste komische Begabung muß da versagen, wo die Menschen einer Zeit die Freiheit mehr als Gegensatz denn als Korrelat der Gesetzmäßigkeit empfinden, wo ihre geistige Kraft nicht so beherrschend ist, daß sie sich scheinbar schrankenlos betätigen und dennoch jeglichem Mißbrauch der Freiheit entgehen kann. In dieser Lage aber befinden wir uns. Man wird sich daher gar nicht überrascht fühlen dürfen durch den Widerspruch, der von ganz entgegengesetzten Seiten der Ruedererschen Nacheiferung des Aristophanes zuteil geworden ist. Bei einem so durch das Lebensganze unserer Zeit fühlbar verzweigten Mangel an Einheitlichkeit, insbesondere der religiösen und sittlichen Anschauungen, bei der völligen Abwesenheit eines gemeinsamen Kulturideals können die mit dem Bogen Apolls von dem Dichter ausgeschickten Pfeile umsoweniger gerade und sicher treffen, ohne zu verletzen, und was schlimmer ist, zu vergiften, als er selber einen festen und klaren Standpunkt entweder nicht hat oder ihn doch mehr im Ganzen des Werkes zu verbergen trachtet als hervorkehrt. Dieser Halbheit aber ist Rueberer nicht entgangen. Kann über seinen Standpunkt schließlich kein Zweifel sein, so bleiben wir darüber durch zwei Drittel der dreiteiligen Komödie, also zu lange im unklaren und werden zu guter Letzt doch mehr negativ als positiv aufgeklärt.

Die Anlehnung an den Aristophanes ist nur äußerlich. Von einigen poetischen Kernstellen wie der prachtvollen Parabase über die Theogonie der Vögel und dem unübertrefflichen Lockruf zur Vogelversammlung abgesehen, hat er nur das szenische Lattengerüst übernommen als Stütze für eine darüber geformte durchaus selbständige Dichtung. Daß ihr Grundgedanke mir ganz klar geworden wäre, will ich nicht behaupten, und so wird es den meisten ergangen sein.

Euelpides, der Dichter, sucht ein ideales Traumland. In drei verschiedenen Reichen sucht seine immer wieder genarrte Sehnsucht es vergeblich: Im Reiche der Philister in der Liebe, in der höheren Region der Vögel bei himmelstürmenden Geistern und im Olymp selbst im Bunde mit den Göttern. Aber indem er die Liebe mit sinnlichem Begehren verwechselt, wird er durch den Gegenstand seiner Leidenschaft auf sein Inneres verwiesen: ‚Bei dir ist Wolkenkuckucksheim,' und der Spott der Philister reißt ihn aus seinen Entzückungen. Auch die höhere Region enttäuscht ihn, da er darin nur in anderer Form Spiegelbild und Wiederkehr des Allzumenschlichen erkennt, und alles, was er nunmehr vermag, ist, sich mit Hilfe dieser ewig unzufriedenen intellektuellen Allesüberflieger des hohen Olymps selber zu bemächtigen. Aber auch vor den Göttern macht jener Schwindelgeist des sich selbst übersteigenden Philistertums nicht halt, und wir sehen auch das Höchste, welchem der Dichter in Zeus noch eben die Hand geboten, dem Mamonismus, der Kraftprotzerei und dem Unternehmerstumpfsinn elend verfallen. Wo aber die Götter vertrieben sind, da reißt Banausios, als die Verkörperung all dieser Zeitlaster, die Zügel der Herrschaft an sich, und der Dichter bricht, da auch die Liebe es mit der Macht und dem Gelde hält, schmerzvoll verzweifelnd zusammen. Hier liegt, negativ ausgesprochen, der in hohem Maße sittlich-positive und echt poetische Grundgedanke dieser modernen Komödie. Daß diese Idee selbst eines Aristophanes nicht unwürdig wäre, wird man zugeben. Doch hätte sie der griechische Dichter zweifellos formell positiv gestaltet, was dem modernen, vom Skeptizismus seiner Zeit angekränkelten Dichter nicht gelingen wollte.

Umso ausgiebiger hat er seine satirische Kraft an den Zeittorheiten erprobt und seine Pfeile unparteiisch nach allen Seiten und oft mit gutem Glück geschickt. Daß es häufiger in der Form der Sentenz als

gestaltet geschieht, macht sie vergänglicher und unwirksamer. Nur in Michelos, dem gräzisierten deutschen Michel, dem idealistisch berauschten Philistersinn, dem auch in der formellen Verstiegenheit ein sicherer Instinkt für das Erfolgverheißende treubleibt, in Banausios, dem schmockhaften Geschäftsmann von geriebenster Vielseitigkeit der Gesinnung und einem geradezu scherlschen Real-Idealismus, endlich in Herakles, dem Kraftprotz sans phrase, ist die Gestaltung, soweit komische Form solche erträgt, konkret lebendig unternommen. Im übrigen ist der Chor das Sprachrohr für des Dichters satirische Ausfälle. Wo sie in die Dialoge der Hauptspieler eingewoben sind, werden sie zugleich verschärft durch den Kontrast, den ein jäher Wechsel von dichterisch erhöhtem Pathos und der Nüchternheit zeitgeschichtlicher Namen und Anspielungen verursacht.

Daß bei alledem nicht der Spötter das letzte Wort hat, daß dieser insbesondere Welt und Menschen vielseitiger als durch eine Parteibrille ansieht, daß er vor allem, wenn auch nicht großzügig, so doch immerhin deutlich erkennbar die Partei des Menschlichen ergreift, das beweist am besten, daß sich in Rueberer der Dichter und Künstler gegen den Satiriker zu behaupten und durchzusetzen willens ist. Während man sich von den verschiedensten Seiten etwas ganz anderes erwartet hatte, einen kleinen Skandal zum mindesten, und daher über das Ganze enttäuscht die Achseln zuckte, sehe ich die Bedeutung dieses Versuchs gerade darin, daß es dem Dichter gelungen ist, den Zuschauer in einer gewissen freischwebenden Stimmung zu erhalten und gegenüber dem dichterisch spielenden Übermut eine Gereiztheit nicht aufkommen zu lassen. Wenn Rueberer sich in dieser Richtung weiterentwickeln sollte, so braucht es einem um die übrigen Mängel dieses Stückes nicht bang zu sein. Denn die literarische Abhängigkeit nicht nur von Aristophanes, sondern auch von der romantischen Literaturkomödie wird in dem Maße schwinden, als der Lebenshorizont weiter, die Weltbetrachtung tiefer, ernster und positiver wird. Gerade der religiöse Standpunkt ihrer Dichter gibt der alten Komödie jene humoristische Fülle des Geistes, worin sich mit dem vollen Gefühl der Freiheit ein unvergänglicher Inhalt des Lebens paart. Erst wenn unsere Zeit aus christlichem Bewußtsein heraus wiederum diesen Standpunkt sich erkämpft hat, dürfen wir auch ein neues Erwachen der komischen Muse erhoffen und nicht eher.

M.

Kunst.

Die Berliner Sezession. Es ist in letzter Zeit Sitte geworden, die Berliner Sezession anzugreifen und zwar von solchen, die früher gar gewaltig in ihr Horn stießen. Ob dies zu Recht geschieht, ist nicht so leicht festzustellen, denn es handelt sich im Grunde doch nur um leichte Schwankungen der selben Generation, und es muß entschieden aus der resignierenden Gemütsstimmung des nahenden Alters rühren, wenn gerade diese Leute sich gegen die Sezession wenden und beginnen, die Ausstellung am Lehrter-Bahnhof mit versöhnendem Blick zu betrachten. Tatsache ist ja, daß wir heute (und in allen Ländern ringsum ist das gleiche zu beobachten) nicht gerade unter der Herrschaft führender Geister stehen; der Durchschnitt ist aber keinesfalls schlechter als zur Zeit der Gründung der Sezession (wenn auch gewiß haltloser und vor allem in geistiger Beziehung — darin sein ganzer Jammer liegt — als in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts); aber das, was heute am Lehrter-Bahnhof frisch erscheint, ist doch vom Streben der Modernen abgefärbt, während es um die eigentlich akademischen Vertreter dort heute schwächer bestellt ist als je: weil sie, wie die Führer der Sezessionen, hingestorben oder gealtert sind. Den Jungen am Kurfürstendamm

das persönliche Streben abzusprechen, kann nur auf eigener Kurzsichtigkeit beruhen: wer das Ende einer Entwicklung konstatiert, besiegelt damit gewöhnlich die seine. Nur ist das Bedenkliche, daß die Jüngsten von heute sich nicht um eine lebende, starke Persönlichkeit scharen, sondern um das Prinzip zweier Verstorbener, bei Lebzeiten kaum anerkannter, problematischer Ausländer (Cézanne und Vincent van Gogh), von denen nur ganz gefestigte Charaktere in sehr relativer Weise lernen könnten, da ihre ganze Art einen Abschluß-Charakter trägt; so daß die Keime zum Fortschritt, die ihr Werk dennoch enthält, nie in ihrem äußeren Wesen zu suchen sind, darin der heutige Durchschnitt, der nicht zu ihrem Stamm gehört, nicht unter ihrer Führung steht, sie leider sieht. So bleibt es abzuwarten, wo sie enden; unsere Aufmerksamkeit aber müssen wir ihnen ebenso zuwenden, wie den vorigen; und schließlich ist doch nichts verloren, gereicht uns alles zum Heile, wenn auch nur manchmal insoweit, als die Erkenntnis der Verirrung und ihre Überwindung, die Kräfte zu neuer Entladung zusammenzieht. Es kann sich dabei natürlich nur um die wenigen handeln, die mit Ernst und ersichtlicher Begabung bei der Arbeit sind.

Diese Jüngsten — ich will sie durch die Namen Beckmann, Tuch, Hofer, Waldschmitt kennzeichnen — stehen diesmal im Vordergrunde der Ausstellung, und zur Illustrierung des Satzes, daß die Revolutionäre von gestern die Klassiker von heute sind, hat man ein köstliches Leibl-Kabinett eingerichtet: wenn sich nur unter den heutigen einer fände, der rein potentiell das Zeug in sich hätte, jenen Satz für übermorgen zu bewahrheiten. Ihn suchen wir.

Das Leibl-Kabinett enthält Bruchstücke aus den verschiedensten Jahrgängen und beweist, daß der Meister weder auf eine frühe malerische, noch eine späte zeichnerische Epoche eingeschworen ist, daß beide Elemente von Anfang in ihm waren und daß er in den siebziger Jahren oft schon wunderbar den letzten Ausdruck zeichnerischen Sehens fand und hernach sich mit gleicher Kraft auch wieder malerisch bemühte. Und daß gerade diese Schöpfungen es sind — (Bruchstücke im besten Sinne des Wortes, weil sie zwischendurch in einer glücklichen Schöpferstunde entstanden) — die ihn in seiner reinsten Künstlerkraft zeigen, reiner und zwingender als die schulmäßig malerischen, die noch etwas von Münchener Atelierluft haben und absichtsloser als jene ‚Schürzen-Stücke', deren Virtuosität dem Einsiedler von Aibling den amerikanischen Weltruhm brachte. Unter diese Perlen sind vornehmlich jene Bilder zu rechnen, die das Museum zu Greifenberg herlieh, dann das unvollendete Porträt der Gräfin zu Treuberg. In Summa: dieser Maler war der größte Physiognomiker des letzten Jahrhunderts (nicht der größte Künstler), und hat seine Art (die der besten Stücke) nichts mit der von gestern noch heute zu tun, ist direkt an die alte große Kunst der van Eyck und Holbein anzugliedern.

Darum ist von seiner Kunst zu jener, die ihn hier umgibt, keinerlei Verbindung. Sie ist zeitlos wie ein kristallinisches Gebilde; diese wurzelt ganz in den unklaren Gärungen ihrer Tage und ist getrübt und gefärbt wie die schillernden Wucherungen embryonaler Gebilde, in denen alles noch Sinnlichkeit, dumpfer Drang, zäher (wenn auch durchaus nicht immer unedler) Rohstoff, der schwere Blasen wirft. Sie steckt also mehr als irgend eine in den tierischen Elementen, denen zwar alles, was wird und ist, zur Hälfte angehört, von da ab aber erst der Weg des Geistes und der Form seinen Ausgang nimmt. Nun ist auch dieses Streben bei den Besseren, den Beckmann, Hofer, Tuch, ersichtlich; aber wie sollen sie, junge Leute, führerlos, in unserer Zeit der Auflösung hier ein klares Ziel erkennen und ihm zusteuern? Ihr Weg ist unklar,

tastend und verschieden, während er in einer Richtung weisen müßte: ein Zeichen, wie wenig diese Künstler den zersplitternden Subjektivismus, da heraus doch im Grunde ihr Streben zielt, überwunden haben: erst wenn der Geist sie einte, könnten sie die Aufgaben lösen, die das eigentliche Problem der bildenden Kunst sind, während so die verschiedensten Strömungen und Störungen individuellen Wollens so viele Probleme stellen wie diese, und somit jeden einzelnen vor neue Aufgaben, die das Wesen der eigentlichen komplizieren und verdunklen und von der Lösung entfernen. So daß gerade diese Künstler, aus deren Reihen immer wieder die Parole tönt von dem ‚Was', das nichts, und dem ‚Wie', das alles sei, im Grunde noch kaum an das eigentliche ‚Wie' der Wahrnehmungs-Gesetze, die das innere Wesen der bildlichen Darstellung ausmachen, herangekommen sind, weil ihr individuelles ‚Was' und das ihrer Schulen sie daran hindert und vom Boden der geistigen Allgemeinheit, auf dem allein diese formalen Aufgaben ihrer Lösung harren, fern hält. Ist eine Generation in diesem Sinne gefestigt, so verfällt sie weder der historischen Anekdote noch der individuellen Caprice, kennt dann nur Aufgaben, die im unbedingten Bereich der räumlichen Anschauung und bildlichen Darstellung vor sich gehen und deren Gesetze um jene Nüance zu bereichern sie imstande ist, wie sie hin und wieder einer Generation gelingt. Dann kann man jene Losung so variieren: das ‚Was' ist durchaus nicht gleichgültig, das ‚Wie' aber trotzdem alles! Die Entdeckung der letzten Generation, das luministische Farbensehen der Impressionisten, hätte demnach trotz seiner koloristischen Differenzierungen nur einen negativen Wert, indem es die eigentliche bildliche Darstellung nicht unbedingt bereicherte; ja, dadurch, daß sein Wesen im individuellen Empfinden verlief, von jener ablenkte und so in seinem (physiologisch betrachtet) rezeptiven Vorgang, der auf formales Denken verzichtet, die eigentlichen Aufgaben verdunkelte, wie (in bezug auf die Dichtung) die naturalistische Technik das Wesen des Dramas.

Für diesen Mangel der Fähigkeit zu ‚sehen' sind aber schwerlich unsere jungen Maler verantwortlich zu machen (was nicht hindert, daß sie gerade hierin ihre Aufgabe suchen sollten), und ihn klar zu stellen bedürfte wohl einer ungeheuer komplizierten Begründung, die in die verschiedensten, scheinbar entgegengesetztesten Gelände sozialen Seins hinab leuchtete: taucht er doch bald stärker, bald schwächer und nicht auf allen Gebieten zu gleicher Zeit auf, ist aber immer identisch mit einem Verfall der eigentlich produktiven Kräfte, auch wenn wir diese ganz allgemein, d. h. geistig und nicht in bezug auf den speziellen Ausdruck eines Kunstzweigs fassen.

Rudolf Klein.

Musik.

Musikalische Strafpredigten betitelt sich ein kleines humoristisches Werk von Max Steinitzer, das im Verlag der ‚Süddeutschen Monatshefte' soeben in zweiter, stark vermehrter Auflage erschienen ist. Es handelt sich bei dem Werkchen keineswegs um feuilletonistische, musikalische Scherzgeschichten, sondern unter dem Deckmantel von Humor und Satire bergen sich sehr ernstgemeinte und ernst zu nehmende Abhandlungen über musikalische Zeitfragen, die das Werk trotz seiner unterhaltenden Fassung aus dem Rahmen der Unterhaltungsliteratur in höhere Sphären emporheben. Der Verfasser hat sich das bekannte ‚Ridendo dicere verum' zum Leitstern erkoren; in der Form von ‚veröffentlichten Privatbriefen eines alten Grobians' werden eine Reihe dunkler Punkte unseres Musiklebens mit beabsichtigter teilweiser Übertreibung zur Sprache gebracht und in manchmal etwas grotesker, aber fast stets sehr wahrheitsgetreuer Beleuchtung

gezeigt. Der eingebildete Dilettant und der modefolgsame Kapellmeister, der intelligenzarme Sänger und der dünkelhaft überspannte Komponist, der alles besserwissende Rezensent und der biederzopfige Konservatoriumsdirektor: sie alle müssen vor dem strengen Richterstuhl unseres Grobians Revue passieren, und die Bilder, die sich dabei ergeben, haben oft eine solche Porträtähnlichkeit, daß man fast in Versuchung kommt, Namen zu nennen, wenn nicht alles auf der Welt seine Grenzen hätte, selbst die — Grobheit.

Mit behaglicher Bosheit werden da zunächst einmal alle die großen und kleinen Schwächen unserer Dilettantenwelt unter die Lupe genommen, namentlich der Mangel an Bescheidenheit gegenüber den Fachleuten, von dem jeder ein Lied zu singen weiß, der als Musiker in irgendwelche, sei es regelmäßige, sei es ausnahmsweise Beziehungen zu Amateuren getreten ist. Die Leiden des Musikdirektors Struppius, Dirigenten der Gesangvereine in Leuchtenburg und Schwarzthal, wie sie die Briefe an den löblichen Dampfmühlenbesitzer Braunschein, Vorsitzenden des Gesangvereins Leuchtenburg, schildern, sind in dieser Hinsicht geradezu typisch zu nennen; ‚Seht mal! was diese Musikanten in Jahren mühsam durch Fachschulen und Praxis erlernt haben, das können unsere lieben Schwiegersöhne, Vettern usw. beinahe von selbst, ja noch besser und ohne Bezahlung.‘ Das ist das Motto, das sich wie ein roter Faden durch das Verhältnis dieser Musikvereinler und Sangesbrüder zu ihren armen Musikdirektoren hinzieht. Deshalb hören sie auch viel lieber als jeden Fachmusiker den wirklich ‚musikalischen‘ Doktor Strübelin spielen, der auch von dem Verfasser mit einem Brief bedacht wird, und der stolz mit drei gewöhnlichen Fachmusikern zusammen im Quartett die erste Violine spielt, natürlich viel ‚talentvoller‘ als die drei andern; die haben ja ‚ochsen‘ müssen, ‚das sind Banausen‘, Handwerksleute, die's bezahlt bekommen. ‚Ich als gebildeter Mensch, der in der Atmosphäre geistigen Lebens aufgewachsen ist, empfinde unwillkürlich von vorneherein feiner. Das Verständnis ist bei unsereinem eo ipso vorhanden.‘ Ach ja! und dabei spielt unser musikalischer Doktor dann dieselbe Tonfolge, die er schon an die hundert Male von der zweiten Geige, der Bratsche und dem Cello richtig und scharf akzentuieren hörte, auch zum hunderteinten Male wieder falsch im Takt und ohne sinngemäßen Akzent. Das stört ihn freilich wenig, denn er hat die beneidenswerte Fähigkeit mit vielen Amateuren gemein, daß sein Behagen ‚niemals durch Zuhören bei der eigenen Leistung beeinträchtigt wird.‘

Ähnliche Satiren auf das Treiben der Dilettanten hat in weit genialerer Art vor hundert Jahren schon E. Th. A. Hoffmann geschrieben; aber unserem Verfasser gebührt das Verdienst, die alte Idee den modernen Verhältnissen angepaßt zu haben. In noch weit charakteristischerer Weise ist dies in einer Reihe anderer Abschnitte des Buches geschehen, in welchen Typen speziell der musikalischen Moderne — eine solche ist der Musikdilettant ja nicht — abkonterfeit werden. Da bietet z. B. der Brief an Herrn Tonkünstler Volkhart Asmeyer eine köstliche Charakteristik des modernen Komponisten, insbesondere des Wagnerepigonen, in dessen ‚tüchtigen, aber gar ungelehrten Kopf‘ sich die Geschichte der Oper etwa folgendermaßen darstellt: ‚Im Anfang war der Schund, der Stiefel, der frivole Blödsinn, die falschen Betonungen, das welsche Gedudel. Dann dämmerten Marschner und Weber aus dem Dunkel auf, die man nicht zu studieren braucht, weil sie schon überwunden sind. Dann kam ER und schrieb den „Parsifal“, zu dem die übrigen zehn Partituren immer gelungenere Vorstudien waren. Und jetzt sind wir da,

studieren Tristan, Ring und Parsifal und versuchen, was noch zu machen ist.' Und zu diesen ‚wir' gehört auch Herr Volkhart Asmeyer mit seinem großen Musikdrama ‚Asenschlacht'. Text natürlich vom Komponisten, denn hat es Wagner anders gemacht? Ach welch' heillose Verwirrung hat doch die unerhörte Personalunion bei Wagner von großem Musiker und großem Bühnendichter angerichtet. ‚Anstatt daraus den Schluß zu ziehen, daß man sich als bloßer Musiker um die Textunterlagen an einen Dichter von Fach zu wenden habe, ward es sofort ziemlich allgemein, sich die Texte ohne Rücksicht auf vorhandene Begabung oder Nichtbegabung im Hausbetrieb herzustellen.' Und nun die Musik! O weh, da zitiert unser Grobian ein Gespräch, das er bei den Premieren des Asmeyer'schen Werkes im Theater erlauschte. ‚Wissen Sie, diese Art von Musikdramen machen sich famos, wenn man sie am Klavier einem guten Freund vorspielt, den macht man auf jedes Leitmotiv in der Begleitung aufmerksam, das beschäftigt und zerstreut angenehm. Das Klavier rauscht ihm um die Ohren und die Singstimmen liest er mit und freut sich über die Beziehungen zwischen Text und Musik. Aber in der Öffentlichkeit wird das unmöglich; den Text kann man nicht verfolgen und die Motive bleiben einem, wenn das freundliche Zureden wegfällt, wurst. ... Jesses Kinder, schreibts doch zuerst für zwei Violinen oder zwei Klarinetten, laßt's es Euch dann vorspielen und merkt's Euch, wo ihr Euch geirrt habt's.... So kann man was lernen. Aber nicht, wenn jedes Buberl, dem man noch die Hand führen muß, was für großes Orchester mit sechzehn Holzbläsern verunfugt.... Kutja fekete, wenn Ihr sinfonische Dichtungen machen wollt, so schreibt doch keine Singstimmen dazu, seid so freundlich! Der arme Tenor schwimmt auf den zwölf Blechinstrumenten und vierzig Violinen herum wie ein Tröpferl Öl im atlantischen Ozean. Schaut doch amal eine Wagnerpartitur von inwendig an, ob da jemals ein Forte-Tutti stehen bleibt, wenn der Sänger einsetzt.... Wenn das Asmeyern da übrigens noch lang so fortgeht, fang ich an, sämtliche Züge zwischen Wien und Salzburg vorzulesen. Jetzt fangt der Bariton noch an.... Sie... wenn ich der Bariton da wär, ich säng eine ganze Speisenkarte von Verbalinjurien ins Publikum hinein, das brächt höchstens die paar Violinen da vorn zum Lachen, sonst könnts kein Mensch merken.'... Also sprach — ein Kollege unseres Grobians bei der Uraufführung der ‚Asenschlacht', und also könnten noch zahlreiche andere Grobian-Kollegen bei zahlreichen anderen Uraufführungen sprechen, denn der Asmeyers und ‚Asenschlachten' gibt es heutzutage nicht wenige.

Wieder ein anderes Bild; diesmal ist's kein Dilettant und kein moderner Komponist, sondern — gewissermaßen ein Gegenstück zu allen beiden — ein moderner Militärkapellmeister, mit dem sich unser Grobian auseinandersetzt. O die modernen Militärkapellmeister sind keineswegs unwichtige musikalische Kulturfaktoren bei der großen Rolle, welche heute die Militärkonzerte in der musikalischen Volkserziehung spielen. Deshalb nimmt Herr Tettke, Musikdirigent im kgl. preußischen Inf.-Reg. Nr. 189, seinen Beruf sehr ernst und streng. ‚Forsch' müssen seine Kerls musizieren, das ist das Ideal, das ihm vorschwebt. ‚Sie denken ja bei jeder Tempobezeichnung 'nen ganzen Haufen und experimentieren mit Ihren Leuten,' sagt er zu seinem bayerischen Kollegen Faßhuber: ‚so was maße ich mir gar nicht an; ich habe die Sachen alle unter Stielke, unter Klumpasch und Knautschke und Pütecke gehört; die mußten wohl Bescheid wissen; und wenn es meine Kerle nicht ebenso spielen, holt sie einfach der Teufel. Ich brauche keine eigene Auffassung.'

Immer schön laut und immer flott, womöglich eine halbe Minute schneller fertig werden als andere Kollegen, das ist die Hauptsache. Darum auch immer unerbittlich in den Proben: ‚Haberkorn, Sie wissen, daß ich keine Unachtsamkeit hier dulden kann und wenn Sies nicht wissen, dann sag' ichs Ihnen hiermit! Dönspütter, Sie schlafen ja, Sie Kerl; — Mütschke, Kreuzmillionenelement, Sie, Sie, Sie, — tüchtiger Unteroffizier!' Und dabei sollen die Leute ein Adagio von Mozart spielen. ‚Ja lieber Tettke, wie wollen sie denn selbst etwas von der himmlischen Ruhe ahnen, welche diesen F-dur-Satz zu dem macht, was er uns akademischen Musikern ist, wenn Sie ihn bis zur letzten Probe einschließlich nur als Mittel auffassen, Disziplin zu üben!' Ja, meint der Grobian zum Schluß, man kann ein echter Preuße, ja sogar preußischer Militärkapellmeister und doch — ein echter Künstler sein, dessen Orchester man anmerkt, daß er innerlich vor Freude weint, wenn er Mozart dirigiert. ‚Sagen Sie nicht „Pfui Teufel," Tettke!' —

Diese Proben mögen zur Empfehlung von Steinitzers musikalischen Strafpredigten genügen. Nicht alles ist gleich gut gelungen, und der Leser darf auch nicht ganz der Kritik entraten. Manche Einzelheiten, so z. B. was über die Bearbeitungen älterer Tonwerke gesagt wird, manche Bemerkungen über Wagner, fordern zum Widerspruch heraus; im allgemeinen wird aber jeder das Büchlein mit Nutzen lesen. Möge er nur auch das Motto des Verfassers nicht vergessen, dessen Anfang lautet:

‚Nicht für den lieben Nächsten bloß,
's ist manches auch für — dich!'

Dr. Eugen Schmitz.

Neues vom Büchermarkt.

Die Reisen des Venezianers Marco Polo im 13. Jahrhundert. Bearbeitet und herausgegeben von Dr. Hans Lemke. Mit einem Bilde Marco Polos. 2. Tausend. Hamburg, Gutenberg-Verlag, Dr. E. Schultze, 1907, 8°. 543 S. M. 6.—; geb. M. 7.—. (Bibliothek wertvoller Memoiren, Lebensdokumente hervorragender Menschen aller Zeiten und Völker. Herausgegeben von Dr. Ernst Schultze. Bd. I.) — **Die Eroberung von Mexiko.** Drei eigenhändige Berichte von Ferdinand Cortez an Kaiser Karl V. Bearbeitet von Dr. Ernst Schultze. Mit einem Bilde Cortez' und 5 kleinen Karten. Hamburg, Gutenberg-Verlag, Dr. E. Schultze, 1907, 8°, 643 S. M. 6.—, geb. M. 7.—. (Bibliothek wertvoller Memoiren ꝛc. Bd. IV.)

Die unter Leitung des Hamburger Verlegers E. Schultze unternommene ‚Memoirenbibliothek' will ‚die wertvollsten Memoiren aller Zeiten und Völker in einem Sammelwerke vereinigen'. Nichts soll darin Aufnahme finden, was nicht allgemein interessant ist. Von den aufgenommenen Werken selbst werden einzelne Sätze oder größere Teile, die wenig Interesse bieten und ohne Schaden für das Ganze entbehrt werden können, fortgelassen werden. ‚Kleine Irrtümer werden die Bearbeiter der einzelnen Bände in Anmerkungen richtig zu stellen suchen, von denen auch sonst zur Aufklärung schwieriger Stellen, zur Erläuterung wenig bekannter Ort- und Zeitumstände usw. Gebrauch gemacht werden soll.' Diese ‚Bibliothek' ist demnach ‚mehr für den gebildeten Laien bestimmt als für den Historiker von Fach, der doch immer nach den Originalen selbst greifen muß.'

Als 1. Band erscheinen die Reiseerzählungen Marco Polos. In der Einleitung (S. 25—40) berichtet der Herausgeber Dr. H. Lemke über die Entstehung dieser Berichte und die früher erschienenen Ausgaben. Seinem Texte hat er die deutsche Übersetzung von A. Bürck-K. F. Neumann (1845), die auf dem ältesten italienischen Text Ramusios beruht, zu grunde gelegt. Diese Übersetzung wurde indessen verbessert, wo es nötig schien, außerdem wurden mehrere Abschnitte eingefügt, die bei Ramusio und Bürck fehlen, nämlich I. Kap. 12 und III. Kap. 62 ff. — Der 4. Band bringt die Übersetzungen von drei Berichten, die der spanische Conquistador Cortez an Kaiser Karl V. schickte, um ihm über seine Züge und Eroberungen auf dem neuen Festlande Rechenschaft zu geben. Eine kurze

Einleitung enthält einige Nachrichten über das Leben Cortez' und die Entstehung seiner ‚Berichte'. Der Conquistador hatte fünfmal an Kaiser Karl V. geschrieben, aber der 1. und 5. Bericht blieben unbeachtet und wurden erst um 1850 veröffentlicht. Auch in der vorliegenden Ausgabe erhalten wir nur den 2., 3. und 4. Bericht und zwar nach der Übersetzung von C. W. Koppe (Berlin, 1834).

-ng.

A. Thibaut ‚Über Reinheit der Tonkunst'. Von Raimund Heuler. Paderborn 1907.

Ob es gerade ein Bedürfnis war, diese Schrift neu herauszugeben, glaube ich nicht. Gewiß, das Buch Thibauts, das seiner Zeit einem aktuellen Bedürfnis entsprang, hat auch manches gute Wort für unsere Zeit, manche Goldkörner der Weisheit, aber in seinen Grundideen gehört das Buch doch der Vergangenheit an. Trotzdem kann ich Heulers Buch nicht verurteilen. Seine Berechtigung beruht nur auf einem anderen Punkte: nicht der Veröffentlichung der Thibautschen Schrift, sondern den Betrachtungen, die der Verfasser an diese Schrift knüpft. Interessant und wertvoll ist die Biographie Thibauts, die der Verfasser vorausschickt. Die große, historische Bedeutung Thibauts ist zweifelsohne, und die vielen Streiflichter, die von ihr aus auf Zeit und Männer der Zeit fallen, sind von Wichtigkeit. Der Verfasser nennt Thibaut als den ‚Begründer des ästhetisch-historischen Musikstudiums in Deutschland'. Eine selbständige Bedeutung als Ästhetiker hat aber Thibaut nicht besessen. Seine Anschauungen über die Schönheit, wie sie Heuler (S. XII) zusammenstellt, gründen sich durchaus auf Schillers Lehre von der von ihm entdeckten objektiven Schönheit. Sein musikalischer Horizont war beschränkt, selbst für seine Zeit. Trat er aber für eine Sache ein, so tat er es auch mit der ganzen Begeisterung seiner reichen Seele. Dadurch wirkte er fesselnd und anregend selbst auf Musiker, die seinen Ideen fern standen, wie Schumann.

Der wertvollste Teil des Buches ist das ‚Schlußwort des Herausgebers'. Hier sucht Heuler unter Beibehaltung der Kapitelüberschriften des Thibautschen Buches dessen Grundsätze für unsere Zeit nutzbar zu machen. In kurzen Strichen zeichnet er die Geschichte der kirchlichen Musik, wobei er mit besonderer Vorliebe beim gregorianischen Choral verweilt, ausgehend von der tridentinischen Reform und abschließend mit dem Ausblicke auf die mit so großer Spannung erwartete Neubearbeitung des Graduale. Merkwürdigerweise aber übergeht er bei der Aufzählung der Namen unserer bedeutenden Choralforscher Peter Wagner gänzlich. Und doch sind gerade dessen Werke es, die (neben Tothier) hauptsächlich das Interesse an dieser alten, ehrwürdigen Kunst in weite Kreise getragen haben. Wegen dieses ‚Schlußwortes' und seiner beherzigenswerten Tendenz können wir das Buch warm empfehlen.

Dr. Fritz Volbach.

Unsere Kunstbeilagen.

Die Proben photographischer Porträt- und Bildkunst sind dem Artikel über ‚Das künstlerische Lichtbild' zur Veranschaulichung beigegeben, wo sie einzeln besprochen werden. Ebendort wird auch das Interieur ‚Alte Frau beim Apfelschälen' von Nikolas Maes vergleichsweise beigezogen. Das photographische Bildermaterial verdanken wir bis auf das Schwindbild und das Interieur von Dr. L. L. Kleintjes, München, dem freundlichen Entgegenkommen des Verlegers Gustav Schmidt in Berlin, auf dessen kunstphotographische Verlagswerke, von denen der größere Teil im Märzheft besprochen wurde, wir nochmals aufmerksam machen.

Berichtigung. In dem Gedicht: ‚Ergriffenheit' von Ph. Witkop (S. 592) muß die letzte Zeile der ersten Strophe lauten: ‚Wie ein fern verwirbelnder Staub.'

Herausgeber und verantwortlicher Chefredakteur: Karl Muth, München-Solln.
Mitleiter für Musik: Univ.-Musikdirektor Prof. Dr. Fritz Volbach, Tübingen.
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.

Nachdruck sämtlicher Beiträge im Hauptteil untersagt. Der Nachdruck aus den Rubriken Hochland-Echo und Rundschau nur bei genauester Quellenangabe gestattet.

Edward von Steinle pinx.

Hohe Land

Fünfter Jahrgang. September 1908. 12. Heft.

Die gegenwärtige Krisis in der russischen Kirche.

Von

Marian Zdziechowski.

Der Kultus des Staates als der höchsten in der Person des Monarchen inkarnierten Heiligkeit machte seinen Weg von Rom nach Byzanz und von Byzanz nach Moskau. Kurz nach dem Falle Konstantinopels vermählte sich Iwan IV. mit Sophie Paläolog, der Nichte des letzten oströmischen Kaisers. Durch diese Heirat wurde er seiner und seiner Untertanen Meinung nach zum Erben des byzantinischen Imperiums: Im Jahre 1492 pries ihn der Moskauer Metropolit Zosima als ‚neuen Zaren Konstantin und Herrscher über das neue Konstantinopel,' d. h. über Moskau.* Zu Anfang des XVI. Jahrhunderts entsteht die Theorie des dritten Rom, das Moskau ist, eine Theorie, die in der lapidaren Wendung eines sonst unbekannten Mönches ausgedrückt wird: ‚Das erste und zweite Rom ist gefallen, das dritte aber steht und ein viertes wird es nicht geben.' — Schließlich findet die Idee des Zarismus ihre furchtbare Inkarnation in der Person Iwans IV., des Schrecklichen, ihre Begründung aber in dessen Schriften. Der Zar ist nach der Anschauung dieses Monarchen der Vertreter Gottes auf Erden; eine Auflehnung gegen den Zaren ist somit eine Auflehnung gegen Gott und eine der schwersten Sünden. Diesem Begriff huldigen von da an nicht nur seine Nachfolger, er dringt auch tief in die Seele des russischen Volkes ein.

* Vergl. Djakonow: Wlast' Moskowskich Gosudarej.

Da der Wille des Zaren jenes auserwählte Gefäß ist, in dem Gott seinen urewigen, unveränderlichen Willen niedergelegt hat, so müßte jede Einschränkung desselben von seiten des Zaren eine Verleugnung Gottes, ein Verrat an Gott sein. Nur Gewalt kann dem Zaren ein Zugeständnis der Beeinträchtigung des Prinzips des Autokratismus entreißen.*

Und in der Tat! Nicht freiwillig, sondern unter dem Drucke der inneren Verhältnisse, die in eine Revolution auszuarten drohten, erließ Nikolaus II. das Konstitutionsmanifest vom 17. Oktober 1905. ‚Dieses Manifest' — schreibt Demetrius Filosofow** — ‚könnte als ein dem Volke gemachtes Zugeständnis, eine freiwillige Beschränkung der Macht angesehen werden, wenn sie von einem Kaiser in der westlichen Bedeutung dieses Titels ausgegangen wäre. So ist es jedoch nicht. Man vergißt in Europa, daß der Zar das Oberhaupt der Kirche, der Statthalter Christi, der oberste Priester ist; am Tage seiner Krönung, da Nikolaus II. die göttliche Salbung empfing, legte er den Eid ab, daß er die Orthodoxie und den Absolutismus hüten und schützen werde. Und diesen Schwur will er nicht antasten. Von dem geleisteten Eide könnte ihn das Konstitutionsmanifest nur in dem Falle entlasten, wenn diesen Akt eine parallellaufende Deklaration des Zaren als des obersten Priesters begleitet hätte. Das aber hat der Zar nicht getan, das Manifest also ist nur ein weltlicher Akt und legt ihm keinerlei innere Verpflichtungen auf. Somit darf man sagen: Was der Zar als Oberhaupt des Staates dem Volke gegeben hat, das hat er ihm als Statthalter Christi genommen. Daraus ist der circulus vitiosus eines konstitutionellen Absolutismus und einer absolutistischen Konstitution entstanden, in dem Rußland herumtreibt.' — ‚Vom europäischen Standpunkte aus' — folgert der Verfasser weiter — ‚haben die Bestrebungen der gemäßigten Fraktionen in Rußland einen realen Boden, während die Bestrebungen der Revolutionisten eine Chimäre sind; in Wirklichkeit aber ist die republikanische russische Utopie ungleich weniger chimärisch als die scheinbar reale Politik der Liberalen. Denn die Revolutionisten haben, obwohl an westeuropäischen Mustern geschult, mit ihrem russischen Instinkt den Mystizismus der Autokratie und deren metaphysische Kraft herausempfunden und haben begriffen, daß, solange diese Kraft nicht aus dem Wege geräumt wird, von Änderungen in der sozialen und staatlichen Organisation keine Rede sein kann.'

Mit einem Wort — die Erschütterung, die Rußland durchmacht, beruht nicht allein auf dem Kampfe zweier Regierungsformen, sie hat eine ungleich tiefere Bedeutung: Es handelt sich um den Faktor, durch den Rußland entstanden ist und durch den es besteht, d. h. um den Kampf mit der Idee des Zaren als des Statthalters Gottes, es gilt also die Vernichtung oder eine vollständige Umgestaltung der religiösen Grundlage Rußlands.

---

* Vgl. M. Zdziechowski: ‚Die Grundprobleme Rußlands' (1907) I. Abschn.

** In der Sammelschrift ‚Le Tsar et la révolution' (Paris, 1907, societé du Mercure de France). Die Anschauungen Filosofows führe ich inhaltlich an.

Deswegen ist die Frage der Kirchenreformen in Rußland von so hoher Bedeutung. Man hat dort begriffen — teils ausdrücklich, teils instinktiv — daß die politische Befreiung mit einer großen religiösen Wiedergeburt gleichen Schritt halten muß und daß sie ohne diese nicht ausführbar ist. Im Schoße der orthodoxen Kirche selbst haben Ausbrüche lang geheim gehaltener Bestrebungen die diese Kirche bedeckende Hülle seelenloser Einförmigkeit gesprengt und Gegensätze sind ans Tageslicht getreten, die in ihr langdauernde innere Kämpfe ankündigen.

Diesem Gegenstand widmete P. Aurelius Palmieri,* ein allseitig gelehrter Forscher des christlichen Ostens, eine erschöpfende Abhandlung. Sein Werk bedeutet für Europa die Entdeckung einer neuen unbekannten Welt, der Wert desselben aber wird noch dadurch gehoben, daß die liebevolle Würdigung der Traditionen beider Kirchen, die der Verfasser seinen tiefgehenden Studien über den Osten verdankt, ihm auch billige Nachsicht und Gerechtigkeit bei der Beurteilung fremder Dinge und Menschen eingeflößt hat.

Professor Dr. Albert Ehrhard ließ sich bei der Besprechung seiner Anschauung, daß die österreichische Monarchie von der Vorsehung dazu bestimmt sei, das große Werk der Versöhnung des Ostens mit der katholischen Kirche durchzuführen, dahin aus, daß, wollte man zu diesem Werke schreiten, man durchaus eines im Auge behalten müsse: ‚Die orientalische Kirche ist unsere geistige Mutter und wir die Kinder ihrer herrlichsten Jugendtage.' Daher sollte an Stelle einseitiger, streitsüchtiger Polemik eine Theologie der Verständigung und Versöhnung treten; die Einleitung zu diesem Werke der Einheit bilde ‚gegenseitige Annäherung und Verständigung, gestützt auf vorurteilsfreie, gründliche und ehrliche Erforschung und Würdigung des geschichtlichen Werdens und Lebens beider Kulturen.'** Auf diesem hohen Standpunkt steht auch P. Palmieri: ‚Wer übereinstimmend mit dem Geiste der Wahrheit und Gerechtigkeit' — so lesen wir in der Vorrede — ‚über die Kirchen des Ostens sprechen will, der soll sie zuerst liebgewinnen. Denn die Orthodoxen sind nicht unsere Feinde, sondern von uns losgerissene Brüder; sie besitzen ein wichtiges Priestertum, sie empfangen den Leib und das Blut des Heilands und verehren die allerheiligste Jungfrau; das alles verknüpft sie mit uns mit den Banden mystischer Einheit. . .' ‚Blicke ich daher auf die Krankheiten, die den Organismus der von dem päpstlichen Stuhl getrennten Kirchen heimsuchen, so fühle ich mich keineswegs zur Freude veranlaßt. . .' ‚Der katholische Glaube, der der vollkommenste Ausdruck der Wahrheit Christi ist, flüstert mir unaufhörlich Worte der Liebe ins Ohr und es scheint mir, daß an dem von der Vorsehung dazu bestimmten Tage nur die Liebe allein den Frieden zwischen dem Osten und Westen und die gestörte Einheit der Kirche wieder herstellen wird.'

---

* ‚La chiesa russa.' Firenze, 1908.

** Die griechisch-orientalische Kirchenfrage (Wien und Stuttgart, 1899).

Diese schönen Worte des Verfassers wecken unser Vertrauen zu ihm in der richtigen Annahme, daß er bei seinen Forschungen eher das suchen wird, was uns dem Osten näher bringt, als das, was ihn uns entfremdet — und wir tragen einen umso größeren Eindruck davon, wenn wir nachstehendes Bekenntnis lesen, mit dem P. Palmieri seinen Abschnitt über die Erziehung des Klerus in Rußland beginnt: ‚Die Geschichte der orthodoxen Kirche und der russischen Geistlichkeit ist eine Reihe von Jahrhunderten hindurch eine Geschichte des Kampfes mit der Kultur. Die Popen konnten wohl ihre liturgischen Bücher lesen und unterrichteten in ihren Sprengeln die Kinder in den Anfangsgründen der Wissenschaft, aber die Kultur, die weltliche und die theologische Wissenschaft fanden in ihnen erbitterte Gegner. Das russische Christentum interessierte sich ausschließlich nur für den äußeren Formalismus der Gebräuche. Die orthodoxe Kirche, die von Byzanz den Haß gegen Rom als Erbe übernommen hatte, erblickte in der intellektuellen Anämie das wirksamste Mittel gegen lateinische Einflüsse‘. In dieser Richtung konzentrierte sie ihre Aufmerksamkeit und ihre Kräfte, dagegen versuchte sie es fast nie, den Ansprüchen des allmächtigen Staates Widerstand zu leisten; dem Zaren gegenüber wußte sie weder ihre Unabhängigkeit noch ihre Würde zu wahren. Allerdings machte in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts der Patriarch Nikon den Versuch, den westeuropäischen Begriff von dem Vorrang der Kirche vor dem Staate auf russischen Boden zu verpflanzen; der Gewalt des Zaren stellte er stolz und trotzig seine eigene Gewalt als Patriarch gegenüber, doch vergebens. Der Zar siegte; im Jahre 1667 wurde Nikon seines Amtes entsetzt und die Patriarchen des Ostens erklärten, daß ‚der Patriarch ein Untertan des Zaren sei, dessen Wille Gesetz ist.‘

Zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts kassierte Peter der Große das Patriarchat. Es wurde dafür ein Synod von Bischöfen eingesetzt, in dem der Zar durch eine Zivilperson, den Oberprokurator, vertreten wird. Dieser also ist der eigentliche Patriarch. Die orthodoxe Kirche büßte selbst den äußeren Schein ihrer Majestät ein, sie wurde zu einem Werkzeug des Staates. Den Bischöfen wird die ihrer Würde gebührende Ehre erwiesen; sie haben ihre Paläste und leben im Überfluß, als Verwalter ihrer Diözese aber sind sie stumme Vollstrecker der Verfügungen des Oberprokurators. Das schändlichste Merkmal des Servilismus der orthodoxen Kirche ist nach treffender Bemerkung Palmieris der Erlaß vom 17. Mai 1722, der bis jetzt nicht widerrufen ist und der den Popen die Verpflichtung aufzwingt, der geheimen Kanzlei nicht nur Verschwörungen gegen den Zaren, sondern sogar ‚schlimme Gedanken‘, die des Zaren Würde beleidigen, zu hinterbringen, falls sie bei der Beichte etwas davon erfahren würden. Aus Furcht vor dem Monarchen nahm der Synod keinen Anstand, das Geheimnis der Beichte zu profanieren und mit dem Priesteramte das entehrende Handwerk des Denunzianten zu verknüpfen.

Kein Wunder also, daß das russische Episkopat zu einem mit Orden und goldenen Dekorationen bedeckten Leichnam wurde. Es sind dies Worte

eines russischen Bischofs, die P. Palmieri anführt. Und die Bischöfe machen keinerlei Anstrengungen, sich aus dieser glänzenden Sklaverei zu befreien; vielleicht sind sie damit sogar zufrieden. Jedenfalls erfüllt sie jeder Hauch, der ihren seligen Frieden zu stören droht, mit Schrecken; sie wissen, daß die ganze weltliche Geistlichkeit ihnen als erbitterter Feind gegenübersteht, und sie wollen diesen Gegner in Schranken halten. Denn nach einem im Osten durch die Tradition geheiligten Gebrauch ist die Bischofswürde ausschließliches Privilegium der Mönche, und diesen läßt die Regierung besondere Pflege angedeihen, da sie in ihnen ihre zukünftigen treuesten Diener erziehen will. Dies weckt die Eifersucht der weltlichen Geistlichkeit. Und wenn die Quelle alles Bösen in der orthodoxen Kirche deren slavische Abhängigkeit vom Staate ist, so liegt die Krankheit, die aus dieser Quelle geflossen ist und die die Kirche am schmerzlichsten aufreibt, in dem gegenseitigen Haß des weltlichen und des Ordens-Klerus; ein leidenschaftlicher Kampf des einen mit dem anderen bildet den Inhalt der heutigen Krisis in der Kirche, welche durch die freiheitliche Bewegung hervorgerufen wurde.

Der Monarchismus blühte in Rußland seit der Einführung des Christentums; die Klöster waren häufig Stätten wahrer Frömmigkeit und des Aszetismus, und wenn auch infolge der eifersüchtigen Fürsorge, Rußland vor der lateinischen ‚Pest' zu bewahren, die Aufklärung, die sie verbreiteten, viel zu wünschen übrig ließ, so war doch immer ein wenn auch noch so geringes Wissen besser denn gar keines, und man kann nicht leugnen, daß aus dieser einseitigen, beengten, ausschließlich orthodoxen und sogar auf diesem Gebiet sehr unzulänglichen Gelehrsamkeit der Mönche immerhin ein gewisser Vorteil für das Volk floß. Aber Peter der Große wollte ihre Verdienste in dieser Hinsicht nicht anerkennen, hielt sie für Müßiggänger und Tagediebe und erließ eine Reihe von Verfügungen, welche den Eintritt in einen Orden erschwerten und die Klöster verpflichteten, Militärinvaliden aufzunehmen und Spittel anzulegen. Das Beispiel Peters befolgten seine Nachfolger im XVIII. Jahrhundert. Die kleineren Klöster wurden eines nach dem anderen geschlossen, und zur Regierungszeit Katharinas II. erfolgte die Säkularisation der Klöster- und Diözesangüter. Die Folge alles dessen war eine schnelle Abnahme der Zahl der Mönche: In den ersten Jahren des XVIII. Jahrhunderts belief sie sich bis auf 25000 (beiderlei Geschlechts), im Jahre 1762 gab es ihrer bereits nicht viel mehr als 12000; die Zahl der Klöster aber sank in derselben Zeit ebenfalls von 953 bis auf die Hälfte herab.

Eine entgegengesetzte, die Entwickelung der Klöster protegierende Politik begann erst Nikolaus I.; auf seinen Befehl erhielt jedes Kloster 50 bis 150 Deßjätinen* von der Verwaltung der kaiserlichen Domänen; dank dem geneigten Schutze der Regierung entstanden im Laufe des vorigen Jahrhunderts gegen 300 Klöster; heute existieren ihrer bereits 8000 mit einer Bevölkerung

* Die Deßjätine = 109,252 Ar.

von 43000 Mönchen und Nonnen. Ihre materielle Lage, besonders die der männlichen Klöster, ist glänzend; sie besitzen über eine halbe Million Deßjätinen; ihr bewegliches und unbewegliches Vermögen wird auf einige Milliarden berechnet; sie bilden somit eine ökonomische Macht. Überdies beziehen die Hegumenen, d. h. die Äbte, ein jährliches Gehalt von drei- bis zehntausend Rubel, je nach der Größe des Klosters. Der Prior der Eremitage des heiligen Sergius bei Petersburg erhält sogar 30000 Rubel. Ein gewöhnlicher Mönch hat jährlich vier- bis fünfhundert, zuweilen tausend Rubel; da er mit diesem Geld nichts anzufangen weiß, befaßt er sich häufig mit Wucher; an Werke der Barmherzigkeit wird nicht gedacht und mit dem Reichtum dringt in die Klöster zu gleicher Zeit Ausschweifung ein; gegenwärtig tritt man ins Kloster ein nicht aus Frömmigkeit, nicht des Seelenheils wegen, sondern um im Überfluß ein müßiges Leben zu führen.

In moralischer Hinsicht sind die Mönche weder zur Erziehung der geistlichen Jugend noch zur Leitung der weltlichen Geistlichkeit und der Verwaltung der Diözesen vorbereitet und befähigt. Und doch ruht das alles in ihren Händen. Daher auch die Eifersucht und der Unwille, mit dem die Popen auf sie herabschauen, umsomehr, da sie selbst Not leiden. Die Propsteien auf dem Lande sind mit überaus geringem Bodenbesitz ausgestattet; die Armut unter der Bevölkerung ist so groß, daß die Taxen für die Ausübungen des Priesteramtes oft geradezu lächerlich gering sind (in manchen Gemeinden 70 Kopeken [ungefähr $1\frac{1}{2}$ Mk.] für die Trauung, 5 für die Taufe). Dazu kommt noch jene traurige Eigentümlichkeit der menschlichen Natur, daß derjenige, der von seinen Vorgesetzten unterdrückt wird, sich in weiterer Folge an seinen Untergebenen rächt. Die Bischöfe wurden von der Regierung derartig erniedrigt, daß man sie noch zur Zeit der Kaiserin Anna, also gegen Ende der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts, mit Ruten strafte, was sie dann mit gleicher Münze an ihren Popen vergalten. Gefängnis, Ruten- und Knutenhiebe waren ihrer Ansicht nach das einzige wirksame Mittel gegen den Ungehorsam der Popen; ‚Barmherzigkeit und Güte schienen den russischen Hierarchen die Eigenschaften schwacher Seelen zu sein und ihr Verhältnis zu dem niederen Klerus war in jeder Beziehung dem Verhältnisse des Adels zu den leibeigenen Bauern ähnlich.‘ Erst zur Regierungszeit Katharinas II. wurden Verfügungen erlassen, die den Bischöfen verboten, die Popen am Leibe zu strafen, doch machte die weltliche Behörde von diesem Recht noch bis zum Jahre 1808 Gebrauch; und obwohl ihr in diesem Jahre jenes Recht entzogen wurde, so erhielt sich doch der Gebrauch bis zum Jahre 1862, d. h. bis zur Aufhebung der Leibeigenschaft. Andererseits wieder hatte die Strafloſigkeit der Herren, d. h. des Adels, den Popen gegenüber keine Grenzen; sie behandelten dieselben wie Untertanen; sie kannten kein Maß, wenn es sich um die Entehrung der Priesterwürde und um Grausamkeiten handelte: ‚Nicht ohne einen Schauder von Mitleid‘ — schreibt der Verfasser — ‚können wir jene Einzelheiten lesen, die Znamensky, Solowiew und andere

russische Schriftsteller über die entsetzlichen Bedingungen anführen, unter denen die niedere russische Geistlichkeit in allen Epochen der Geschichte sogar nach den Reformen Peters des Großen leben mußte.' Es ist klar, daß unter solchen Umständen weder Aufklärung noch Tugenden bei ihr aufblühen konnten; im Gegenteil, es wucherten und wuchern unter ihr Ignoranz, Trägheit, Habgier und Trunksucht.

Wenn auch die Popen gegenwärtig keinen Leibesstrafen ausgesetzt sind, so hat sich doch als Denkmal vergangener Zeiten eine abstoßende Strenge der Bischöfe ihnen gegenüber erhalten. Allein im Laufe des einen Jahres 1905 wurden 118 Popen von dem Bischof von Simbirsk entweder suspendiert oder zur Klosterbuße verurteilt! Doch ist dies nicht einzig als Beweis der Strenge des Bischofs aufzufassen; er nahm zu diesen terroristischen Mitteln seine Zuflucht, um die unter dem ihm untergebenen Klerus grassierenden revolutionären Strömungen im Keim zu ersticken. Der Haß der Popen gegen das Episkopat vor allen Dingen und gegen die Orden im allgemeinen bildet jenen Boden, auf dem die Saat der Revolution aufgegangen ist: ‚In den Augen der Popen' — schreibt der Verfasser — ‚ist das Episkopat ein Nest von Vampiren, welche die reichsten Pfründen an sich reißen und jeglichen freiheitlichen Bestrebungen den Krieg erklären; in ihren Augen ist das Episkopat der Genosse der weltlichen Bureaukratie und der demütige Knecht des Polizeidepartements' . . . ‚Der Reichtum einerseits, andererseits das tiefste Elend, das die Popen in eine Reihe mit den Bauern stellt, haben in Rußland das Ideal des Priestertums entstellt; die Bischöfe sind zivile Würdenträger, das Mönchstum versinkt mit wenigen Ausnahmen immer tiefer im Schlamme der Zügellosigkeit und wird wegen seiner moralischen und geistlichen Mängel allgemein verachtet, die weltliche Geistlichkeit hingegen vergißt in dem schweren Kampfe ums Dasein das Wesen ihrer Sendung und sorgt nur dafür, ihren Familien das tägliche Brot zu sichern.' . . . ‚Die Erstarrtheit und der Formalismus' — lesen wir in einer der russischen orthodoxen Schriften, — ‚diese beiden bezeichnenden Eigentümlichkeiten der bureaukratischen Systeme, sind auch in die orthodoxe Kirche eingedrungen und haben deren Organismus depraviert. Die Orthodoxie, reell aber nicht theoretisch beurteilt, hat aufgehört, eine moralische Macht zu sein und ist zu einer seelenlosen Doktrin geworden. Die orthodoxe Kirche ist nicht mehr die Hüterin der allgemeinen Wahrheit, sondern nur ein Museum christlicher Altertümer, das unbestritten für historische Forschungen nützlich ist, doch die Fähigkeit verloren hat, auf lebendige Menschen einzuwirken.'

Auf dem Hintergrunde solcher Verhältnisse, einer solchen Verfassung, die nach der scharfen Bemerkung P. Palmieris ‚ein Triumph des Militarismus im Tempel' ist, ist der Kampf des weißen Klerus mit dem schwarzen — wie man in Rußland sagt — d. h. der weltlichen Geistlichkeit mit den Mönchen, eben ein Kampf des Popenproletariats mit dem bischöflichen und Kloster-Kapitalismus und hat deswegen einen in noch höherem Maße ökonomischen

und politischen Charakter denn einen religiösen. Das erste bekannte Auftreten des weißen Klerus gegen die bestehenden Verhältnisse war das im Jahre 1905 von 32 Petersburger Popen eingereichte Memoriale. Sie verkündeten darin, daß nur die von der weltlichen Gewalt unabhängige orthodoxe Kirche unter den Scharen der Gläubigen Vertrauen zu ihrer Sendung wecken könne, und verlangten die Einberufung eines Konzils der russischen Kirche, denn nur ein solches allein könne ihr samt der Freiheit die kanonischen Grundlagen wiedergeben und auf diesen die unumgänglichen Reformen durchführen. Diesem Verlangen war der Zar nicht abgeneigt, und laut des Erlasses vom 16/29. Jänner 1906 ermächtigte er den Synod, eine Kommission behufs Ausarbeitung der Reformprojekte zu berufen, die dann dem zukünftigen Konzil vorgelegt werden sollten. Man stand im Frühling der Revolution. Der Gedanke an das Konzil entflammte den Geist der Vertreter der religiösen Bewegung in Rußland — ich kann es selbst bezeugen auf Grund der Unterredungen, die ich mit ihnen gehabt habe; sie glaubten an die großen, wohltätigen Folgen, die daraus für Rußland fließen würden. Ihre Erwartungen erfüllten sich nicht; das Konzil kam nicht zustande, und sollte es wirklich in der Zukunft berufen werden, so glaubt niemand mehr an die Möglichkeit, daß es fruchtbringend wirken könnte; — trotz alledem aber haben die Arbeiten der Kommission ein höchst belehrendes und sympathisches Resultat ergeben.

Sie erwiesen die Macht der im Westen vergessenen Tradition der Kirchenversammlungen, die nach der Definition Tertullians die Repräsentation des ganzen Christentums (repraesentatio totius nominis christiani) und nicht nur des Episkopats sind. Diese Tradition hatte in Rußland der große weltliche Theolog Alexius Chomiakow,* der Schöpfer des Slavophilismus, wieder ins Leben gerufen — und sein Gedanke durchstrahlt die Anschauungen, die in der Kommission von vielen Popen und auch weltlichen Professoren geistlicher Akademien ausgesprochen wurden. Gleich zu Anfang wurde die wichtigste Frage aufgeworfen, wem in dem zukünftigen Konzil Sitz und Stimme gebühren solle — ob nur den Bischöfen oder auch Delegierten des weißen Klerus und der Laien? Chomiakow hatte sich einst dahin ausgesprochen, daß die Kirche wohl Brüderlichkeit, aber nicht Untertänigkeit anerkenne — und in diesem Geiste fielen die Antworten zahlreicher Mitglieder der Kommission aus. Die Bischöfe hätten sich nach der Ansicht des Professors Zaozersky in Bureaukraten umgewandelt und den moralischen Kontakt, der sie mit den Diözesen verbinden soll, verloren — seien also nicht imstande, deren geistige Bedürfnisse zu beurteilen; daher müßten außer den Bischöfen auch die Vertreter der Geistlichkeit und der Laien in der Kirchenversammlung Sitz und Gleichberechtigung erhalten. Und diese Anschauung des gelehrten Kenners des kirchlichen Rechtes schließt sich genau der Lehre Chomiakows an: Dem Katholizismus, der nach

* Vergleiche die ausführliche Charakteristik in den ‚Grundproblemen Rußlands' desselben Verfassers. Wien, 1907.

Edward von Steinle del.

Der Winter.

Hark Land

dieser Lehre die Freiheit zu Gunsten der Einheit aufgeopfert, und dem Protestantismus, der zu Gunsten der Freiheit den Vorteilen der Einheit entsagte, stellte Chomiakow die Orthodoxie gegenüber, in der er das eine mit dem anderen verbunden sehen wollte. Dies zeugte wohl von seinem Idealismus, doch wußte er seine Idee nicht hinreichend greifbar durchzuführen, aus der einfachen Ursache, da sie mit der Wirklichkeit der orthodoxen Kirche nicht im Einklang stand. Er lehrte: Die Kirche unterscheide sich dadurch von der menschlichen Sozietät, daß sie zur Grundlage nicht das Gesetz sondern die Liebe habe, daß jedes Mitglied der Kirche frei sei, aber verstehen müsse, diese Freiheit im Namen der Liebe aufzuopfern, wenn es das Wohl der Kirche verlangen sollte. Die Unfehlbarkeit der Kirche, die den mystischen Leib Christi bildet, ist kein Privilegium der Hierarchen, sondern erfolgt aus ihrer Allgemeinheit und besitzt ihre Quelle in der moralischen Einheit des Episkopats, des Klerus und der Gläubigen. Der Katholizismus — erklärte der Geistliche Swetlow — hat die Hierarchie mit der Kirche, der Protestantismus die Kirche mit dem Laientum identifiziert, die Orthodoxie dagegen umfaßt liebreich das eine wie das andere. Die Idee der Suprematie der Hierarchie ist nach Ansicht des Geistlichen Roshdestwensky eine lateinische Infiltration und sollte bekämpft werden.

Es ist selbstverständlich, daß die Bischöfe nicht so weit gehen konnten. Ihr eigenes Interesse im Auge behaltend, traten einige von ihnen sehr energisch gegen die Einmischung Unberufener in die Angelegenheiten der orthodoxen Kirche auf, deren Verwaltung ausschließlich in der Hand des Episkopats ruhen müßte; an ihre Spitze stellte sich einer der fähigsten und gegenwärtig bekanntesten russischen Hierarchen, Antonius, der Bischof von Wolhynien; er nahm nicht einmal Anstand zu erklären, daß er unter den Mitgliedern der Kirchenversammlung lieber Sträflinge sehen wollte denn weltliche Geistliche oder Professoren geistlicher Akademien. Dagegen zeigten manche andere viel Rücksicht gegenüber den Bestrebungen, in denen der Geist der kirchlichen Tradition sich mit dem Geist der Freiheitsbewegung verbunden hatte; sie erklärten sich bereit, die Delegierten des Klerus und der Laien unter der Bedingung zuzulassen, daß sie in der Kirchenversammlung nur eine beratende Stimme haben würden. So sprach z. B. Arsenius, der Bischof von Bjasan die Anschauung aus, daß die Ausschließung der Geistlichen und der Laien vom Konzil den prinzipiellen Grundlagen des Christentums widersprechen würde; die Geschichte lehre — so bewies er — daß die Bischöfe noch nicht die ganze Kirche ausmachten, obwohl sie deren wichtigsten Teil bildeten. Endgültig trat die Kommission einstimmig für die Anteilnahme des niederen Klerus und der Laien an der Kirchenversammlung ein; dagegen teilten sich die Stimmen hinsichtlich der Rechte, die ihnen eingeräumt werden sollten: Sieben waren für die Gleichberechtigung mit den Bischöfen, zwölf gestanden ihnen nur eine beratende Stimme zu.

Während der die Berufung des Konzils betreffenden Verhandlungen trat die Angelegenheit der Wiederherstellung des Patriarchats in den Vordergrund, und daher erklärt sich, warum die Bischöfe von Anfang an die Idee

einer Kirchenversammlung sympathisch aufnahmen, obwohl sie aus einem ihnen feindlichen Lager ausgegangen war und im Geiste der ihnen feindseligen Geistlichen und Laien ausgebeutet werden sollte. Entsetzt über die Fortschritte der Revolution sahen die russischen Bischöfe die Möglichkeit des Falls der absoluten Gewalt des Zaren, der das Oberhaupt der orthodoxen Kirche ist, voraus; und da sie verstanden, daß dieser Fall zugleich die Kirche aus dem Gebiete des öffentlichen Lebens ausstoßen und ihnen selbst Einfluß und Bedeutung rauben würde, beschlossen sie dieser Eventualität durch Einsetzung des Patriarchats als des Symbols der Einheit der orthodoxen Kirche vorzubeugen; im Falle der Zarismus ein Ende nehmen sollte, sollte an seine Stelle das Patriarchat treten. Derart war die Idee des Episkopats, wie die Verfasser des Werkes ‚Le Tsar et la Révolution' zu beweisen suchen. Daß ihre Behauptung zutreffend ist, bestätigen die vom P. Palmieri angeführten Fakta; unter den Anhängern des Patriarchats nahm im russischen Episkopat eben der hartnäckigste Feind aller Reformen die hervorragendste Stelle ein, nämlich der obengenannte wolhynische Bischof Antonius.

Kurz, zwei einander feindlich gesinnte Lager der russischen Kirche, die zwei direkt entgegengesetzten Grundsätzen folgten, stimmten hinsichtlich der Notwendigkeit der Einberufung eines Konzils einmütig überein. Wäre dieser Gedanke jedoch zur Wirklichkeit geworden, so hätte das Konzil es durchaus nicht zu positiven Resultaten gebracht: Es wäre — sagt P. Palmieri — einem Parlament ähnlich gewesen, in dem das Episkopat die äußerste Rechte, der Klerus das Zentrum und die Laien die Linke eingenommen hätten; die Resultate dieses Kongresses ‚hätten einer Seifenblase ähneln müssen, die himmelstürmend sich erhebt, sich aber bald in ein winziges Tröpfchen verwandelt.'

Noch viel weiter gehen die pessimistischen Vermutungen der russischen Schriftsteller: Sie sind der Ansicht, daß das Konzil in der Kirche eine Spaltung hervorrufen würde, da sich die Gegensätze zwischen dem weltlichen und dem Ordens-Klerus gar zu sehr zugespitzt hätten.

Diejenigen Männer im Westen, die sich für die Idee der Kirchenversöhnung lebhafter interessieren, unterliegen gar zu leicht der Täuschung, daß die russische Orthodoxie bereits dazu vorbereitet sei. Das große Verdienst des P. Palmieri liegt darin, daß ihm alle Schwärmerei fern blieb, daß er die Dinge nüchtern zu beobachten verstand und nach ihrer Erforschung endgültig die trügerischen Hoffnungen zerstreute. Indem wir das umfangreiche vom Verfasser gesammelte Material kritisch betrachten, gelangen auch wir zu dem Schluß, daß alle festen Grundlagen fehlen, um von einer Union träumen zu dürfen. Denn welche Attraktion könnte Rom auf die orientalischen Christen, besonders aber auf die Russen ausüben? Die Linke, welche die Rückkehr zur Tradition der ersten Jahrhunderte des Christentums und der ersten Kirchenversammlungen empfiehlt und im Namen dieser Idee den Klerikalismus, d. h. die absolutistischen Bestrebungen des russischen Episkopats leidenschaftlich bekämpft, weiß gar zu gut, daß der Grundsatz des Klerikalismus taceat

laicus in ecclesia im Westen noch viel konsequenter entwickelt worden ist. — Was aber die Rechte anbetrifft, oder besser jene Vertreter derselben, die im guten Glauben handeln und ehrlich auf das Wohl der orthodoxen Kirche bedacht sind, so vergißt der Westen, daß für diese Männer der Zar nicht nur das Oberhaupt des Staates ist, das sich die höchste Gewalt über die Kirche angeeignet hat, sondern daß sie ihn auf byzantinische Weise, d. h. als Haupt der Kirche, als Vertreter Christi verehren. Wohl möchten sie, das Ansehen der Kirche im Auge behaltend, diese von dem erniedrigenden Schutze des Staates befreien, aber um diesen Zweck zu erreichen, brauche man ihrer Ansicht nach gar nicht nach Rom zu gehen, es genügt, wenn der Zar an Stelle des zivilen Oberprokurators des Synods zwischen sich und der Kirche einen geistlichen Patriarchen setzt, welcher auf diese Weise der Statthalter des Statthalters Christi sein wird.

Angesichts dessen, daß die Früchte einer rein katholischen Missionsarbeit in Rußland nicht ergiebig sein können, bleibt den Anhängern der Idee der Kirchenversöhnung nur noch der eine Weg übrig, auf den Msgr. Ehrhard hingewiesen und den eine Gruppe böhmischer und slavischer Geistlichen, die in Prag die angesehene Zeitschrift ‚Slavorum litterae theologicae' herausgeben, eingeschlagen hat. Dieser Weg besteht in der gewissenhaften, allseitigen und vorurteilsfreien Erforschung der religiös-wissenschaftlichen Kultur des Ostens; sie führt zu einer freundschaftlichen Berührung mit einer uns fremden Welt und leitet die Versöhnung ein. Auf diesem Wege faßte P. Palmieri nicht nur festen Fuß, sondern sammelte auch reichliche Früchte, und darauf beruht die weittragende Bedeutung seines Werkes. Sein den Schulen und den theologischen Wissenschaften in Rußland gewidmeter Abschnitt ist für uns eine unverhoffte Offenbarung. Das was die russische Kirche in diesem Bereiche bietet, glänzt auf dem Hintergrunde ihres Daseins gleich einem hellen Sonnenstrahl. Rußland besitzt vier geistliche Akademien, in denen vorwiegend weltliche Professoren vortragen; jede derselben hat ihr wissenschaftliches Organ und überdies existieren zahlreiche andere angesehene den theologischen Wissenschaften gewidmete Zeitschriften; der bibliographische Führer der russischen Theologie verzeichnet 4300 Titel von Büchern, Broschüren und Artikeln, die im Laufe des Jahres 1904 erschienen sind. Verhältnismäßig schwächer treten auf diesem Gebiet die christliche Philosophie und die Dogmatik auf; dagegen ragt im Bereiche der Exegetik unter vielen anderen durch sein ungeheures Wissen Professor Glubokowsky hervor, dessen Werken auch A. Harnack hohe Anerkennung gezollt hat. Auf dem Gebiete der Patrologie kann die russische Wissenschaft sogar mit den Deutschen kühn um die Siegespalme wetteifern; auch berührt sie oft Gegenstände, die einen unmittelbaren Wert für den Westen haben; so erforschte z. B. Professor Brilliantow den Einfluß der orientalischen Theologie auf die Wirksamkeit des Scotus Erigena, während Prof. Bronzow die ethischen Systeme des Aristoteles und des heiligen Thomas bearbeitet hat; die Geschichte der Lehre vom Logos entwickelte Professor Muretow, Studien

über den heiligen Augustin widmeten sich Professor Pisarew und Rodnikow; eine wahrhaft unvergängliche Bedeutung haben die Werke Professor Spaßkys aus dem Bereiche der Geschichte der Dogmen und S. Zarins über die Askese im Osten. Ähnliche Bewunderung erregen in der Kirchengeschichte durch Reichhaltigkeit und ausgebreitetes Wissen die Werke des Metropoliten Makarius und der Professoren Golubinsky und Dobroklonsky. Schließlich beschäftigen sich die Russen mit besonderer Vorliebe mit dem Kirchenrecht; als hervorragendste Forscher zählt der Verfasser an dieser Stelle Suworow, Berdnikow, Ostroumow und Zaozersky auf, die in den letzten Zeiten sich an der Frage der Kirchenreformen und der Berufung eines Konzils ganz besonders beteiligt haben. Kurz, die genauere Erforschung der russischen theologischen Literatur hätte für den Westen eine doppelte Bedeutung: Vor allem würde sie zur Erweiterung unserer eigenen geistigen Horizonte beitragen, ferner könnte sie ein sympathisches Band um den Osten und Westen schlingen und dem Einflusse der katholischen Welt auf die Orthodoxie Bahn brechen. ‚Denn gegenwärtig erliegen' — schreibt der Verfasser — ‚die russischen Gelehrten leichter dem Einflusse des Protestantismus, besonders der anglikanischen Theologen, welche die orientalischen Kirchen bis zum Übermaß preisen und, wenn auch vergeblich, einen Ausgangspunkt suchen, um eine Union mit ihnen zustande zu bringen, die jedoch in Hinsicht auf Dogmatik und Disziplin unmöglich ist, da die orientalischen Christen dem Kultus der allerheiligsten Jungfrau und der Lehre der Transsubstantiation nie entsagen werden.'

Zu diesbezüglicher Arbeit und zu der Aufgabe, Rußland dem katholischen Westen näher zu bringen, wären vor allem jene katholischen Nationen berufen, die mit Rußland in unmittelbarem Verkehr stehen und Gelegenheit haben, es aufs genaueste kennen zu lernen, also die Polen und die griechisch-orientalischen Ruthenen. Diesen Gegenstand berührt der Verfasser im letzten Abschnitt. Unter den Ruthenen, deren Fähigkeit ausschließlich in politischen Kämpfen mit dem katholischen Polen aufgeht, hat sich bisher die Anhänglichkeit zum Katholizismus allzu schwach bemerkbar gemacht, als daß sie fähig wären, auf diesem Felde zu arbeiten. Was hinwieder die Polen anbetrifft, so verbindet sich die im Westen, besonders unter italienischen und französischen Katholiken allgemein verbreitete Täuschung, Rußland wäre bereit, sich dem Papsttum zu ergeben, mit einem böswilligen Vorurteil gegen Polen, das vermeintlich dieser Vereinigung hinderlich gegenüberstehe, indem es durch seinen nationalen, mit katholischen Farben geschmückten Fanatismus abstoßend auf Rußland wirke. P. Palmieri führt das Urteil eines Franzosen an, der den Polen, besonders den polnischen Priestern folgende Vorwürfe macht: Sie übertreiben die Mängel Rußlands, verhöhnen dessen ehrwürdigste religiöse Sitten und Gebräuche, hassen die russische Sprache und wollen sich derselben im Umgang nicht bedienen, vermeiden jeglichen freundschaftlichen Verkehr mit dem russischen Klerus und stoßen jene Russen verächtlich von sich, die vor ihnen gern das Gewissen öffnen möchten.

Der Leichtsinn, der zuweilen die Urteile des katholischen Westens über Polen charakterisiert, ist wohl nie so grell hervorgetreten wie in der obigen Anklage. Sollte jener Franzose wirklich nichts davon wissen, daß die polnische Nation eine Beute der russifikatorischen Politik der russischen Regierung geworden ist? Und worauf diese Russifikation beruht — das hat uns mit bewunderungswürdiger zynischer Offenheit der nächste Mitarbeiter* eines der wütendsten Russifikatoren, des verstorbenen General-Gouverneurs Hurko, erklärt, indem er verkündete, daß es die Absicht Rußlands sei, ‚im polnischen Volke jene Eigenheiten desselben, die es von der russischen Nation trennen, auszurotten,‘ somit also die Sprache und den Glauben. Um diese Absicht auszuführen, bediente sich die Regierung der aktiven Hilfe der orthodoxen Geistlichkeit, die, ein williges Werkzeug des Polizeidepartements, in diesem Falle umso bereitwilliger die ihr auferlegten Aufgaben erfüllte, da sie ihrem eigenen, Jahrhunderte hindurch genährten Hasse gegen den Latinismus entsprachen. Mit welchen Waffen dieser Haß den Krieg führt, davon zeugen die orthodoxen Diözesanschriften in Littauen, Weiß- und Kleinrußland und die Publikationen des berühmten Potschaiewer Klosters in Wolhynien. Eine treffende Charakteristik derselben gibt P. Palmieri und fügt hinzu, daß der Ausdruck gemein (infame) nicht kräftig genug sei, um jene trivialen mit Anschwärzungen überfüllten Pamphlete entsprechend zu bezeichnen. Der Verfasser des kleinen Artikels über den katholischen Glauben, der im Jahre 1906 in den offiziellen ‚Nachrichten der Diözese Witebsk‘ eingerückt war, entblödet sich nicht zu behaupten, daß die katholische Kirche für eine gewisse Bezahlung jedes Verbrechen absolviere: Ehebruch für 3, Blutschande für 5, Abtreibung der Leibesfrucht für 14 Rubel, und wer 40 Rubel opfere, der erhalte die Erlaubnis, Vater oder Mutter zu ermorden!

Welcher Art also könnte angesichts einer solchen Stimmung, die in der russischen Kirche dort herrscht, wo diese mit dem Katholizismus sich berührt, die Stellung der polnischen Geistlichkeit sein? Ich stimme mit P. Palmieri vollständig überein, daß die Bekenner der orientalischen Kirche unsere fratres separati sind und verbleibe gern auf diesem Standpunkte, wenn ich es mit würdigen und ehrenhaften Vertretern der Orthodoxie zu tun habe; haben die Polen aber mit Verleumdungen, Verfolgungen und Denunziationen, kurz mit Invektiven eines Bekenntnisses zu tun, das, als herrschende Religion anerkannt, den Schutz des Staates für sich hat, dann haben sie die Pflicht, sich zu wehren und zwar nicht nur als Polen, sondern vor allen Dingen als Katholiken. Wehren sie sich aber, dann sind sie nolens volens gezwungen, einen größeren Nachdruck auf das zu legen, was sie von der Orthodoxie unterscheidet, als darauf, was sie ihr nähert. Wie kann man von katholischen Priestern verlangen, daß sie mit den Popen Freundschaft schließen, die ihnen

* Er schrieb unter dem Pseudonym W. R. ein Buch unter dem Titel ‚Skizzen aus dem Weichselgebiet‘ (russisch, 1897), in dem er die Tendenzen der russifikatorischen Politik darstellte und verteidigte.

vorwerfen, daß sie für Geld zur Sünde ermächtigen, oder mit Beamten, welche den Katholizismus unterdrücken? Noch viel schwieriger aber ist das Verlangen, daß ein Priester, der Pole ist, sich der russischen Sprache dort ostentativ bedienen sollte, wo seine Muttersprache verboten ist. Ich begegnete zuweilen solchen, die das taten, doch waren sie nicht nur für die Ihrigen, sondern auch für die Russen ein Gegenstand der Verachtung. Eine Verleumdung ist schließlich die Behauptung jenes Franzosen, daß die polnischen Priester sogar diejenigen Russen von sich stoßen, die von ganzem Herzen bereit wären, ihnen Vertrauen entgegenzubringen. Wenn ähnliche Fälle, von denen ich übrigens nie gehört habe, vorkommen konnten, so waren sie eine Ausnahme, aber keine Regel. Dagegen weiß ich von den Missionsarbeiten unserer Priester gar manches zu sagen. Ich kenne solche, die, ohne Furcht vor Gefängnis und Verbannung, verkleidet den zur Orthodoxie gewaltsam bekehrten, doch im Glauben ihrer Väter verharrenden Uniten und Katholiken Worte des Trostes brachten; ich kenne andere, von denen Russen zu hunderten zum Katholizismus, selbstverständlich insgeheim, bekehrt wurden; davon weiß der Westen nichts und ich kann ohne Übertreibung sagen, daß fast jede katholische Kirche im russischen Kaiserreich, die außerhalb der ethnographischen Grenzen der polnischen Länder gelegen ist, zu einem Herde wird, der Rußland zum Katholizismus hinzieht, denn der Pfarrer einer solchen Kirche erweckt, da er in den meisten Fällen durch seine geistliche und geistige Kultur sich vorteilhaft von dem orthodoxen Klerus unterscheidet, ohne besondere Bemühung seinerseits, unter der russischen Bevölkerung die Gefühle der Achtung und Sympathie und bahnt schon dadurch den katholischen Einflüssen einen Weg.

Allerdings haben die polnische Geistlichkeit, und besonders deren gelehrte Vertreter, die Professoren der Petersburger katholischen Akademie und der theologischen Fakultäten überhaupt, bis dahin auf dem Gebiete der Erforschung des orthodoxen Ostens gar nichts geleistet — diese Anmerkung macht auch P. Palmieri und sie ist theoretisch durchaus treffend — doch frage ich, ob es nicht besser war, daß die polnischen Theologen in dieser Richtung nicht haben arbeiten wollen. In einer Epoche, da im russischen Kaiserreich eine Unterdrückung der katholischen Kirche wütete, wie andere Völker sie nie erfahren — da von den Bischöfen die einen verbannt, die anderen aber, in ihren Residenzen belassen, der Möglichkeit beraubt waren, unmittelbar mit Rom zu verkehren — da ihnen die Visitation ihrer eigenen Diözesen erschwert wurde — da jeder Pfarrer gleich einem Gefangenen in seiner Pfarre, deren Grenzen er nicht überschreiten durfte, interniert war — da die orthodoxe Presse alle Schritte der Regierung, welche die Schwächung des Katholizismus anstrebten, nicht nur mit Beifall begrüßte, sondern verlangte, daß die Verfolgung noch energischer betrieben werde; — in einer solchen Epoche war eine große Selbstbeherrschung nötig, um ein objektives, parteiloses, ja, umsomehr freundschaftliches Verhältnis der russischen Kirche gegenüber aufrecht zu erhalten. In diesbezügliche Arbeiten hätten sich leicht unnötige, parteiische, den Blick trübende Vorurteile ein-

schleichen können, und somit wiederhole ich, es sei besser, daß es keine gegeben hat.

Betrachte ich jedoch das Werk P. Palmieris vom Standpunkt dieser Vorwürfe aus, die im katholischen Westen den Polen infolge ihres Verhältnisses zu Rußland gemacht werden, so ist jenes große Verdienst des Verfassers hervorzuheben, daß er sich über den flachen Widerwillen zu erheben verstand. Er hat, so genau als ihm dies möglich war, die politische Lage Polens erforscht, stellte dieses in einer besonderen Studie, die er im vorigen Jahre in den Studi religiosi veröffentlichte, vor und gelangte zu dem Schluß, daß unter der russischen Knute nur heldenmütige Tugend allein (una virtu eroica) die Polen von dem Haß gegen ihre Unterdrücker befreien könnte. Und doch war er trotz alledem nicht imstande, alles zu verstehen. Unbegreiflich sei ihm — so bekennt er — der Abscheu, den die Polen gegen die Sprache der Russen und Ruthenen hegen. Es ist schwierig — das sei die Antwort — sich zu einer Sprache hingezogen zu fühlen, die in der Schule, im Amt, in allen Sphären des öffentlichen Lebens aufgedrängt wird — und was erst muß in der Seele des Menschen vorgehen, wenn der Feind ihn zwingen will, jene fremde Sprache in der intimsten Sphäre, wie es das Verhältnis zu Gott ist, zu gebrauchen. Indessen die russische Regierung nahm sogar keinen Anstand und machte den Versuch, den Katholizismus als Werkzeug zur Russifikation zu verwenden. Im Jahre 1869 wurde eine kaiserliche Verfügung erlassen, die gnädigst den Gebrauch der russischen Sprache in Predigt und Gesang in Litauen und im Weißrußland gestattete. Eine solche Erlaubnis war natürlich ein Befehl. Sogleich fanden sich auch Geistliche, die Karriere machen wollten, zur Erfüllung bereit; als Belohnung dafür betraute sie die Regierung trotz des Protestes Roms mit der Administration der Diözesen Wilna und Minsk.

Ich war damals Gymnasialschüler in Minsk. Wir hatten den berühmten Senczykowski, einen Russifikator, zum Katecheten, den die Regierung zu gleicher Zeit zum Kirchenvisitator in dem Gouvernement Minsk ernannt hatte, damit er daselbst die russische Sprache einführe. Wir waren verpflichtet, aus russischen Büchern zu beten, mußten in russischer Sprache beichten, und während der Vorträge demoralisierte er uns durch anzügliche Anekdoten, die er uns unter dem Vorwand einer plastisch genauen Erklärung der Sakramente der Ehe und des Priesteramtes erzählte. Bei Festlichkeiten veranstaltete er in seiner Pfarrkirche feierliche Andachten, zu denen er die Popen einlud, und hielt Predigten, in denen er als Thema die Einheit des Katholizismus und der Orthodoxie behandelte. Aber diesen Predigten und Andachten wohnten nur diejenigen bei, die mit Gewalt in die Kirche getrieben wurden, d. h. die Gymnasiasten; das Volk hielt die russifikatorischen Priester gerechterweise für Renegaten und hörte auf, die von ihnen verwalteten Kirchen zu besuchen. In manchen Gemeinden wurde es energisch und trieb sie heraus, obwohl dafür Gefängnis oder Verbannung drohte. Die russifizierten Kirchen standen leer.

Mit einem Wort, der Versuch der Russifikation durch den Katholizismus täuschte die Erwartungen der Regierung und wurde auf Grund der Verträge mit Rom im Jahre 1882 aufgegeben. Gegenwärtig wurde nach Veröffentlichung des Toleranzedikts die Verfügung der römischen Kurie vom Jahre 1877, die den Gebrauch der russischen Sprache in Predigt und Gesang (in cultu suppletorio) verbot, natürlich aufgehoben; es war dies eine logische Folge des Edikts: würden doch die zukünftigen katholischen Russen das Recht haben, russisch sprechende Beichtväter und Prediger und russischen Gesang zu verlangen. Die Polen jedoch mußte dieser durchaus richtige Schritt Roms beunruhigen, da sie die Perfidie der russischen Behörden kennen und befürchten dürfen, daß diese die neuen Verfügungen Roms gegen sie auszunützen wissen werden. Denn in der offiziellen russischen Terminologie existiert in Litauen, in Weiß- und Kleinrußland die polnische Nationalität überhaupt nicht; es gibt dort nur Katholiken polnischer Abstammung; die Abstammung aber hat mit der Nationalität nichts zu schaffen: Auf Grund dessen könnte der Minister des Innern jeden Augenblick die Ausschließung der polnischen Sprache aus den Kirchen verlangen und dies nicht zugunsten der weiß- und kleinrussischen Ortsdialekte, deren Existenz die Regierung ebenfalls nicht anerkennt, sondern zugunsten der russischen Sprache. Ungerechterweise beschuldigt P. Palmieri die Polen des Widerwillens gegen jene Ortsdialekte. Sie führen sie in die Kirche nicht ein, da das Volk es nirgends verlangt hat; die Einführung aber wäre aus dem Grunde gefährlich, weil die Regierung, welche sie nicht anerkennt und ihren Gebrauch in der orthodoxen Kirche nicht zuläßt, nach demselben Grundsatz diese Dialekte in der Kirche aufheben und sie durch die russische Sprache ersetzen könnte.

Die polnische Geistlichkeit will nicht, kann nicht und hat kein Recht dazu, einer feindlichen Regierung bei ihrer russifikatorischen Politik behilflich zu sein. Und ich bin der Ansicht, daß es kein solches Land gibt, wo die Geistlichkeit sich gegen ihre eigene Nation wenden und sich mit deren Feinden im Namen eingebildeter Interessen der Kirche verbinden würde. Täte sie es unter dem Schein des vermutlichen Wohls der katholischen Allgemeinheit für gewisse zukünftige, entfernte Zeiten, so würde sie über die Kirche ein unmittelbares Unheil dadurch heraufbeschwören, daß sie ihre eigene Nation zum Kampf mit der Kirche veranlassen müßte. Die Sache scheint sehr klar zu sein und doch war sie es nicht immer für die italienischen und französischen Katholiken, die über Polen geschrieben haben. Ist es doch nicht lange her, da P. Vanutelli bedauerte, ‚daß es unter den Polen leichtsinnige und unbesonnene Köpfe gäbe,'* die den Antagonismus gegen Rußland aufrecht erhalten und dadurch bejammernswerte Bedingungen für den Katholizismus hervorrufen; und der gelehrte Barnabit Tondini übergeht, da er von dem Verhältnis Rußlands zu den Slaven spricht, absichtlich und verächtlich die polnische Frage.** P. Palmieri

* Sguardi all Oriente, Roma 1892.

** La Russia e l'unione delle chiése, Roma 1895.

E. v. Steinle pinx.

Der Violinspieler.

Der Türmer.

übertrifft seine Vorgänger eben dadurch, daß er die politischen Verhältnisse Rußlands schärfer ins Auge faßte: Er erforschte die Politik der Regierung, drang in die Tiefen ihrer russifikatorischen Absichten und brandmarkte diese als schmachvoll. Er begriff, daß, im Falle Rußland seine innere Organisation nicht umgestalten würde, ‚es zu einem Vulkan werden müsse, dessen grüne Abhänge von feurigen Lavaströmen überströmt werden würden.' Er verstand endlich, daß die Polenfrage bei dieser Umgestaltung von wichtigster Bedeutung sei und im Geiste der Gerechtigkeit gelöst werden müsse; denn erst dann könnte Polen das sein, was es sein sollte: der versöhnende Faktor zwischen dem Osten und Westen. Aber die russische Politik schaut nicht in die Ferne, sie lenkt immer wieder in die alte Bahn ein und bereitet Rußland zu einer neuen Katastrophe vor.

Für einen Katholiken, dem das Ideal der Kirchenversöhnung als Ausdruck des Triumphs des Christentums und der christlichen Politik vorschwebt, bildet auf dem russischen Hintergrunde einen strahlenden Punkt die Philosophie Wladimir Solowjews und deren Einfluß. Es ist bezeichnend, daß die beiden hervorragendsten Denker — derjenige, der dem russischen Gedanken den ersten Anstoß zu selbständiger Entwickelung gab und der, welcher ihn später in die Formen eines allseitig bearbeiteten und vollendeten Systems faßte, d. h. Tschaadajew und Solowjew — zu dem Schlusse gelangten, daß die Vereinigung Rußlands mit dem katholischen Westen unvermeidlich sei. Solowjew erkannte ausdrücklich das Primat des Papstes an, seine Philosophie ist die Brücke, die den Osten mit dem Westen verbindet. Das ist charakteristisch und beachtenswert, im Westen jedoch wird es von den Katholiken entweder überschätzt oder falsch verstanden. Überschätzt, da man der Lehre Solowjews einen allzuweit reichenden Einfluß zuschreibt, ohne die Neigung zur Sophistik zu berücksichtigen, die zuweilen in der russischen Gesellschaft auftritt und ein von den Griechen und von Byzanz ererbtes Merkmal ist. Der Russe liebt es, mit seinen weitgehenden Anschauungen zu glänzen und den Fremden mit seiner ‚Allmenschlichkeit', d. h. mit der Tätigkeit des Empfindens und Verstehens fremder Welten und Stimmungen, zu blenden. Solche Leute sprechen gern von ihren katholischen Sympathien und rühmen den Katholizismus Solowjews. Ich traf in den Petersburger Salons mit ausgezeichneten Männern zusammen, welche mit Begeisterung die Unfehlbarkeit des Papstes begründeten und anstandslos behaupteten, die römische Kirche sei die einzige, welche die Hölle nicht überwinden werde — dies alles aber verhinderte sie nicht, die den Katholizismus in Polen verfolgende Politik gutzuheißen. Das christliche Ideal, das die Seele Solowjews war, hat ihre Seelen nicht berührt — daher lasse ich sie ferner unbeachtet und wende mich denjenigen zu, welche die wirklichen Nachfolger Solowjews sind.

Mir scheint, es seien ihrer nicht viele — doch auch diese werden im Westen falsch verstanden. Man konnte nicht begreifen, daß, obwohl Solowjew das Primat des Papstes verkündete, dies seinerseits noch keine unbedingte Unterwerfung war. Er fühlte sich als Sohn des Ostens und liebte — wie

er sich auszudrücken pflegte — den ‚römischen' Katholizismus nicht. Ähnlich blicken auch seine Nachfolger auf Rom durch das Prisma der Idee Chomiakows, d. h. sie sehen darin die einseitige Entwickelung des Grundsatzes der Einheit auf den Ruinen der Freiheit. Unlängst unterhielt ich mich mit einem der hervorragendsten Vertreter der religiösen Bewegung in Rußland und machte ihn darauf aufmerksam, daß die logische Konsequenz ihn und seine Freunde nach Rom führen müsse. ‚Vielleicht wären wir sogar schon da,' — antwortete er — ‚wenn wir die Sache vom materiellen Standpunkt betrachten würden. Aber der Papst als höchster Würdenträger und geistlicher Monarch zieht uns nicht an und scheint uns nicht notwendig zu sein. Wir möchten ihm wohl als dem wirklichen Statthalter Christi unsere Verehrung zollen, dem aber widersetzt sich die Geschichte: den heil. Stuhl Petri haben in den vergangenen Jahrhunderten so schaudervolle Verbrechen befleckt, daß sie die Merkmale der Idee Christi verwischt haben.'

Und dieser historische Realismus aber führt zur Übertragung der Idee der Kirche in überirdische Sphären. ‚Die Kirche als der mystische Leib Christi' — schreibt Fürst Gregor Trubetzkoï bei Beurteilung meines Buches über Rußland* — ‚ist nur eine und darf mit keiner jener historischen Formen, die ihren Inhalt umhüllen, identifiziert werden' .... ‚Die orthodoxe und die katholische Kirche' — drückt sich der Verfasser tiefsinnig und plastisch aus — ‚sind nicht nur Häuser Christi sondern auch Gefängnisse' .... ‚In keinem von ihnen wird Christus eine entsprechende Wohnung für sich finden, — und überhaupt ist jegliche irdische Form ein Gefängnis für den Geist, doch beruht die Aufgabe des Christentums nicht auf der Verwerfung dieser Formen, sondern auf der Umgestaltung des Gefängnisses zu einem lebenden Altar.'

Von diesem Gesichtspunkte aus wäre eine solche Vereinigung des Ostens mit dem Westen, die nur in einem vom Papst geleiteten Konzil ihren Ausdruck fände, lediglich eine äußerliche, mechanische, seelenlose und daher unnötig. Zu einer wirklichen würde sie erst dann werden, wenn beide Kirchen: die östliche und westliche jede in ihrem Bereiche das Ideal der allgemeinen Kirche, der sowohl die Katholiken wie auch die Orthodoxen angehören, verwirklicht haben würden. ‚Nach dieser Richtung hin' — sagte mir Fürst Gregor Trubetzkoï — ‚sollte eine jede in ihrem Bereiche arbeiten, die Gleichwertigkeit beider Kirchen anerkennend, denn beide haben das Sakrament der Eucharistie, das ihnen dieselbe Gnade erteilt, bewahrt. Dem ist die ideale Einheit zu verdanken, die zwischen ihnen existierte und immer existiert — und das ist eine so wichtige Sache, daß die historische Schale dem gegenüber zu einem Umstand zweiten Ranges herabsinkt.'

‚Ich verstehe nicht,' setzte er fort, ‚warum die Katholiken das nicht begreifen wollen. Die orientalischen Christen, die auf dem Boden aufgewachsen, auf den die erste Saat aus der Hand der heil. Väter der orientalischen Kirche gefallen

* In der ‚Moskauer Woche' (russisch) 1907 Nr. 49–50.

ist, haben diesen Boden liebgewonnen und halten mit aller Kraft an jedem Faden der Traditionen und Gebräuche fest, der sie mit der ganzen Vergangenheit verbindet, die Lebenden mit den Toten, die Söhne mit den Vätern; stellet euch auch in dasselbe Verhältnis zu eurer katholischen Vergangenheit und bekennen wir uns gemeinschaftlich zu dem gemeinschaftlichen Ideal der allgemeinen Kirche, dem wir von zwei entgegengesetzten Seiten zustreben wollen. Spiegelt sich in zwei Tropfen Taues nicht derselbe Himmel wider? Fließen diese beiden Tropfen ineinander, so kann in ihnen der Himmel breiter und tiefer widerstrahlen, doch wird dies nur in dem Falle erfolgen, wenn beide Tropfen rein sein werden wie Kristall.'

Mit einem solchen Kirchenideal im Herzen verfolgt der Osten oder besser gesagt, jene besten Söhne desselben, die das große Werk Solowjews übernommen haben, mit umso emsigerer Aufmerksamkeit die Arbeit des katholischen Westens. Einen besonderen Widerhall fand bei ihnen die unter dem Namen des fortschrittlichen Katholizismus bekannte Bewegung: ‚In dieser Bewegung' — schrieb mir der ebengenannte Fürst Gregor Trubetzkoï — ‚erblicke ich eine solche Kraft und so viel lebendige Tragik, daß ich annehme, sie werde alle Mitglieder der allgemeinen Kirche ohne Rücksicht darauf, ob sie Katholiken oder Orthodoxe sind, erschüttern. Uns zieht sie um so mehr an, da in ihr eine große Verwandtschaft mit dem enthalten ist, was bei uns vorgeht, ich meine mit dem Erwachen des religiösen Bewußtseins, das sich in dem Suchen nach einer Synthese des Glaubens und der Kultur in der weitesten Bedeutung dieses Wortes offenbart. Diese Strömung weicht von der Idee der Kirche nicht ab, sie sucht die eine Kirche und begegnet materialisierten historischen Formen einer versteinerten Kirchenorganisation; darin eben liegt die tragische Seite der Bewegung, in der tiefen Entzweiung zwischen dem Suchen der Kirche und dem Kampfe mit jener historischen Form derselben, deren Disharmonie mit dem christlichen Ideal die Seelen der Gläubigen mit Furcht erfüllt. Die Lage der Katholiken ist in diesem Falle schwieriger als die unsrige; wir können kühn im Namen der Kirche mit dem Synod kämpfen — und niemand wird uns deswegen aus der Kirche ausstoßen, euch aber kann ein unvorsichtiges Wort der Exkommunikation aussetzen. Aber gerade in einem solchen Augenblick muß um so eifriger die tiefe Bedeutung der allgemeinen sich hoch über die historischen Übergangsformen erhebenden Kirche betont werden, daß nicht alle von denen, welche sehnsüchtig die Wahrheit erstreben, aber durch die dunklen Mächte der Gegenwart sich beunruhigen lassen, sich der Existenz jener allgemeinen Kirche bewußt sind.'

Ich will mich in eine Kritik der Idee, die in obigen Worten ausgedrückt ist, nicht weiter einlassen, kann mich jedoch der Anmerkung nicht enthalten, daß der ideale Geistesschwung, der sich in ihnen wie überhaupt in den Erwägungen und Anschauungen der Nachfolger Solowjews widerspiegelt, in die katholische Welt das Element eines neuen Lebens und einer neuen Kraft hineintragen würde, sobald die Vereinigung der Kirchen vollzogen sein sollte.

Doch heute ist diese Vereinigung nur ein Traum, und zwar ein sehr entfernter Traum; die Wirklichkeit straft ihn auf jedem Schritte Lügen. In dem die russische Kirche absorbierenden und langsam vernichtenden Kampfe der weltlichen Geistlichkeit mit dem Ordensklerus erlöschen die Feuer der hohen Ideale einer allgemeinen Kirche: Während einerseits die fanatischen Mönche mit einem Heliodor aus Potschajew an der Spitze die Bevölkerung aufrufen, Andersgläubige und Nichtrussen im Namen des russischen Gottes und des russischen Zaren zu morden, werden andererseits die geistlichen Seminarien zum Herd revolutionärer bis zur Raserei ausartender Leidenschaften. Im Laufe des Schuljahres 1906/07 wurden die Rektoren der Seminarien in Tambow und Pensa und der Inspektor des Tifliser Seminars von ihren Alumnen ermordet; der Rektor des Charkower Seminars wurde mit Schwefelsäure begossen, der in Smolensk mit Knuten gepeitscht; dasselbe widerfuhr den Seminarinspektoren in Kiew und Woronesh. Im Moskauer Seminar gab es vier Bombenexplosionen, in Nischnij-Nowgorod drei, in Kamenez Podolsky erfolgte nach dem 15. Mai 1907 eine Reihe von Explosionen, welche Wände, Öfen und Scheiben vernichteten; die Stimmung der Schüler war derart, daß die Prüfungen unter dem Schutze der Polizei abgehalten werden mußten. In Wjatka wurden 20 Alumnen arretiert und 300 ausgeschlossen, ohne Berechtigung in andere geistliche Lehranstalten einzutreten. In Kiew relegierte man 200, in Kaluga 180, in Wilna 60 und in Nowotscherkaßk wurden 20 dem Gericht überliefert. Schließlich wurden im Laufe dieses Jahres 17 Seminarien geschlossen. Diese Fakta hat die Zeitung Rus gesammelt und veröffentlicht. Kein Wunder also, daß die edelsten Söhne der russischen Kirche mit ihrer Stimme das Chaos einer solchen Zügellosigkeit bis jetzt nicht zu übertäuben vermocht haben.

Steinle fec.

Das höhere Gebot.

Von

Timm Kröger.

Am besten von allen Bildern gefiel ihm eine hochgetürmte ragende Stadt an einem breiten indigofarbenen, von Schiffen und Flößen belebten Fluß. Eine lange, auf dicken, gebogenen Pfeilern ruhende Brücke führte hinüber. Die Pfeiler sahen wie ein X aus und schlossen sich wie das Doppelbild dieses Buchstabens zusammen.

Über der hochgetürmten ragenden Stadt tiefblauer Himmel . . . weiche, weiße Wolken . . . der Rand vergoldet, die Sonne dahinter . . . sie will gerade hervorbrechen.

Solche Pracht und Herrlichkeit sah man auf dem Umschlag des Schönschreibebuchs von Peter Bendix Schütt.

Er war vierzehn Jahre alt, und das Buch gehörte zu seinen ersten Schreibheften mit bunten Umschlägen. Früher verkaufte der Höker die Schönschreibhefte, und da waren sie einfarbig: rot oder gelb oder grün, blau oder schwarz oder grau — lange nicht so schmuck wie die bunten, die der Schulmeister nachher abgab, als er seinen kleinen Papierladen unter der Pultklappe eingerichtet hatte und den Höker brotlos machte. — Da kaufte keines von den Kindern mehr die einfarbigen, alle wollten das schmuckste Schreibbuch zu eigen haben.

Auf des Schulmeisters Heften waren die Dinge der Welt in natürlichen Farben abgemalt. Anfangs Geschichten: Genoveva, Rotkäppchen, Hänsel und Gretel — der wilde Jäger. Und dann kamen welche, worauf abgebildet war, wie es in der großen Welt aussieht — darunter die große Stadt.

Aber sie kam nicht gleich. Erst allerlei, wovon nicht zu reden ist, dann das Burgenbuch. Schon dies machte tiefen Eindruck. Auf der Vorderseite ein großes Schloß, von rauhen Felsen emporgehalten, hinten eine altberühmte deutsche Ruine und bei beiden in den Ecken kleine Schlösser.

Peter Bendix hatte manches gelesen und kannte sich soweit aus, daß er die Sprache der Schlösser und ihre Stimmung verstand. Und überall

sah er den kommenden Herbst, überall falbe Vergangenheit und Vergänglichkeit ... weichende Farben ... Töne milden Sehnens ... Rasselstimmung fallenden Laubes. Aus Kammern und Kemmenaten Mandolinen- und Lautenklang, aus Kellern und Gewölben Becherklang und Zecherfreude alter trunkfester Ritter — und alles über die Jahrhunderte hinweg zu Peter Bendix Schütt hinüberquellend.

Erst als das Burgenbuch voll war, bekam Peter Bendix Schütt die ragende Stadt. Die Burgen hatte er ohne Neid angeschaut, aber bei der Herrlichkeit der Stadt brach etwas hervor, was diesem unedlen Schößling ähnlich sah. — Wartet nur! dachte Peter Bendix Schütt und bedrohte mit diesen Gedanken die Menschen, die sich herausnahmen, in ragender Stadt am indigoblauen Fluß angesichts der X-Pfeiler zu wohnen. — Wartet nur! Ihr habt nicht allein das Recht hinüberzuschreiten. Wartet, bis ich groß geworden bin, dann gehe ich auch hinüber so gut wie ihr.

Aber was hier das Aussehen des Neides hatte, war im Grunde nur der Druck der Spirale einer in enger Stahlkammer zusammengepreßten Seele, war die für und für in ihm bohrende Nötigung, der Welt zu zeigen, was er für ein Kerl sei.

Sein Banknachbar (er hieß Timotheus mit Vornamen, wurde aber kurzweg Timotee genannt) bedrohte auch die ragende Stadt. Seine Drohung hatte aber eine andere Klangfarbe. ‚Und wenn wir über die Brücke gehen, Peter Bendix, dann tun wir es in Schmierstiefeln und mit Hufeisen unter den Hacken und wir schlagen auf, daß Funken aus den Steinen stäuben.‘

Peter Bendix war der erste auf der Knabenseite; ihm gegenüber, getrennt durch den Mittelsteig, saß als erste der Mädchenseite Lotte Vossen. Und Lotte Vossen fragte: ‚Timotee, wo wollt ihr mit Hufeisenstiefel gehen, daß Feuer springt?‘ Da zeigte Timotee das Buch und das Bild und die große Stadt und antwortete: ‚Wenn wir aus der Schule sind und groß, dann wollen wir über die Brücke gehen mit Schmierstiefeln und Hufeisen unter den Hacken, und dann wollen wir so fest aufschlagen, daß Feuer kommt.‘

Peter Bendix ließ die Antwort gelten, obgleich er keinen Wert darauf legte, gerade mit Schmierstiefeln und Hufeisen und feuersprühend hinüberzukommen. Lotte lachte über Timotees Schwatz. Das junge schwarzbraune Kind hatte eine eigene Art zu lachen. Man hörte es nicht viel, hauptsächlich sah man, wie sie lachte. ‚Was seid ihr für dumme Jungen! Die Brücke ist aus Ziegelsteinen gemauert, da könnt ihr auftrumpfen wie ihr wollt, da fliegt kein Funke heraus. Und dann ist es auch eine königliche Residenz. Und schickt es sich in einer Stadt schon überhaupt nicht mit den Hacken aufzuschlagen, so dort, wo der König wohnt, gar nicht.‘

Da fiel Peter Bendix ein (er schämte sich, von Lotte ebenso eingeschätzt zu werden wie Timotee): ‚Und ich hab' auch gar nicht gesagt, daß ich es tun will; ich will nur hinübergehen und auch in der großen Stadt sein.'

Hinter Lotte stand Anna Hotje, ein großes blondes Mädchen. Die nahm einen Apfel aus der Tasche und biß mit breiten, weißen Zähnen hinein. Das Kernhaus spuckte sie aus. Sie lachte auch, ihr Lachen war aber anders als bei Lotte Vossen — laut, derb, bäurisch. Und zu Timotee sagte sie: ‚Die beiden haben es nun mal mit der Feinheit, da kehr dich man nicht an, Timotee! Für Bauern passen Schmierstiefeln, sie mögen sein, wo sie wollen. Schlag du nur dreist mit den Hufeisen auf!'

‚Dann geh' ich nicht mit dir,' entgegnete Peter Bendix. ‚Ich will auch gar nicht Bauer werden!'

‚Nicht Bauer?' fragte Anna Hotje. ‚Was willst denn werden?'

‚Schulmeister,' antwortete er.

Anna Hotje und Timotee erklärten, das täten sie an seiner Stelle lange nicht, Lotte Vossen aber lachte ihn leise an und bemerkte: ‚Schulmeister, das ist ganz gut.' Dann fing sie an Bibelsprüche zu lernen, lachte Peter Bendix dabei aber noch einmal aus den Augenecken an.

Lotte Vossen war anders als die andern Mädchen in der Schule; eigentlich war sie auch eine Stadtdirne.

Ihr Vater war Kaufmann in Lübeck gewesen, dort war sie auch geboren. Er hatte sein Vermögen verloren, war gestorben; es ist nicht einmal ausgemacht, ob es freiwillig geschehen.

Die Mutter hatte eine Stelle als Haushälterin gefunden, Lotte war von der Großmutter, die im Dorfe wohnte, aufgenommen worden, und besuchte nun hier die Schule. Sie hatte rehbraune Augen, ganz dunkelbraunes, reiches Haar und ein feines Gesichtchen. Die Geschichte ihres Leids stand zwar darin, aber auch das Geheimnis einer dessenungeachtet bewahrten inneren Freude.

* * *

Peter Bendix hatte in seiner Brust nicht allein das Recht gefunden, über die Stadtbrücke zu gehen, sondern auch die Fähigkeit, hinüber zu fliegen. Überhaupt auf Flug, sogar auf Hochflug stand sein Sinn, und zeitweilig bildete er sich ein, ein Adler zu sein, dem man die Flügel gebunden. Es erging ihm wie andern Wolkenbesuchern. Wie einem Albatros, der auf plattem Schiffsdeck sitzt und den Aufstieg nicht gewinnen kann. Schließlich flog er zwar, aber mit einer nicht sehr langen Kette an der Klaue. Das heißt, er wurde Volksschullehrer. Und als er fünfundzwanzig Jahr geworden war, nahm er eine Hauslehrerstelle auf dem Gut Kuhlencamp an.

Schulmeister war er geworden ... er flog mit kurzer, ihn stets niederziehenden Kette am Bein, und selbst das hatte er erst nach vieler Mühe erreicht.

Sein Alter hat nicht gewollt. Vier Jahre hat Peter Bendix seinem Vater und andern Landwirten als Bauernknecht gedient, vier Jahre lang hat er aussichtslose und doch unaufgebbare Hoffnungen in seiner Brust getragen. Und diesen Hoffnungen hatte er ein Symbol gestiftet ... ein Bild, oder vielmehr zwei Bilder. Erst die Burg und dann die hochragende Stadt am indigoblauen Fluß. Und so wenig er auch eine vernünftige Verbindung zwischen ihnen und den Plänen, die sich dahinter verbargen, herzustellen wußte, immer und immer war ihm, als werde alles erreicht sein, wenn er über die Brücke gegangen sei. Und zwischen Burgen und Brücke schwamm noch ein Drittes herum, auch ein Geheimes — das war ein schwarzbraunes Mädchen mit stillem Lachen.

Vier Jahre lang hörte Peter Bendix nicht auf, seinen Vater zu bitten, ihn Lehrer werden zu lassen. Aber der Alte wollte nicht — im Bauernstand allein sei Heil.

Vier Jahre. — Nach Ablauf der vier Jahre gab der Alte plötzlich nach. Er war älter geworden, nicht mehr so frisch und rüstig wie ehedem, und da erstand auch ihm ein Traum, ein Ziel, ein Ideal.

Ein Dorfschulmeister hatte damals keine Arbeiten zu besorgen, die neben den Schulstunden herliefen. Es gab keine Hefte, die durchzusehen und zu verbessern waren. Sobald die Schule geschlossen war, und Garten und Acker seine Hände nicht forderten, war er ein freier Mann. Wie oft ist der alte Schütt noch beim Heuen oder beim Ackern gewesen, wenn der Lehrer bei hoher Sonne vom Schulberg ins Dorf hinunter geraucht hat, um Leuten, die nichts zu tun hatten, Geschichten zu erzählen. Früher hatte er sich nichts dabei gedacht, nun aber wurde ihm der Lehrer zu einer poesieumflossenen Gestalt.

Und auf einmal fiel ihm ein, daß er seinem zweiten Sohn Hans Jürgen die Stelle viel billiger lassen könne, wenn der Älteste als festangestellter Lehrer (natürlich irgendwo in der Gegend auf dem Dorf herum) versorgt sei. Und ganz heimlich malte er sich aus, wie er selbst dann zu seinem Sohn, dem Schulmeister, ziehen werde und mit ihm um die Wette zu Dorf gehen und rauchen und ‚klönen', als ein überall Willkommener — der alte, würdige Vater des Persepters.

Natürlich würden er und sein Sohn nicht zusammen ausgehen. Das hieße, sich gegenseitig das Wort und die Freude wegnehmen. O nein, den einen Tag der Junge nach Süden, der Alte nach Norden; den andern Tag umgekehrt, der Alte nach Süden und der Junge nach Norden. Und

Edward von Steinle pinx.

Heimsuchung Mariä.

daß sein Sohn sich ihm zu gefallen nicht verheirate, das sah der Alte in seinem unschuldigen Egoismus als ganz selbstverständlich an. Eine alte Magd für den Hausstand — sonst nichts. Frau und nun gar Kinder, die bringen nur Umstände und Plage. Sonst haben sie keinen Zweck.

Die besondere Art des alten Schütt brachte es mit sich, daß er seine Zukunftsträume für sich behielt. Er sagte nur eines Tages: ‚Ich habe mich bedacht, Peter Bendix, du sollst Schulmeister werden.‘ Er sagte nicht: ‚Du kannst jetzt Schulmeister werden, wenn du willst‘ — nein, er sagte: ‚Du sollst Schulmeister werden.‘ — So wichtig war ihm das Ideal, mit dem er sich trug, geworden, so selbstverständlich des Sohnes Zustimmung.

So kam Peter Bendix ins Lehrfach, machte das Seminar durch, machte ein vorzügliches Examen, hatte glänzende Zeugnisse und nahm die Hauslehrerstelle auf Gut Kuhlencamp an.

Der Vater verschloß seine Ideale in der Brust, der Sohn tat es auch. Der Vater dachte, das Paradies mit der Dorfschulmeisterei solle gleich beginnen. Peter Bendix aber dachte anders; er glaubte ein Adler zu sein, er wollte vor allen Dingen Zeit und Muße haben, Flugübungen zu machen, nach den Burgen hin, nach der ragenden Stadt hin. In einer Dorfschule wollte er sich nicht festlegen; hatte die ihn erst, dann wird sie ihn nicht mehr lassen. So nahm er die Hauslehrerstelle auf Kuhlencamp an.

Eine Viertelstunde vom Gut lag ein Kirchdorf. Ein Sohn seines Seminardirektors war dort Geistlicher. Er und der Seminarist Peter Bendix hatten schon früher zusammen in den alten Sprachen gearbeitet; das sollte fortgesetzt werden.

‚Nun kommt viel junges Blut bei uns zusammen.‘ So bewillkommte ihn die Gutsfrau, als er auf Kuhlencamp antrat. — ‚Sie und unsere junge Brut und Pastor Lammers — Pastor Lammers kann ich ruhig mitrechnen, denn mindestens dreimal in der Woche schenkt er uns einen Abend.‘

Die junge Brut. Was man davon hatte, konnte Zweifeln unterliegen. Es waren zwar zwei hübsche Kinder, aber sie zählten sechs und acht Jahre — ein Mädchen, ein Knabe.

‚Und morgen,‘ setzte Frau Richelsen hinzu, ‚kommt noch ein junges, nettes Mädchen. Sie, Herr Bendix, müssen sie kennen; sie hat ja einen Teil ihrer Kindheit in Ihrem Dorf zugebracht.‘

Peter Bendix mußte sich zusammennehmen, denn er fühlte, daß er rot wurde. Er hatte Lotten niemals aus den Augen verloren; es konnte keine andere sein als Lotte Vossen. Doch erkundigte er sich mit guter Fassung nach dem Namen.

Sie hieß wirklich Lotte Vossen. ‚Nehmen Sie sich in acht, sie wird nicht allein für eine Schönheit gehalten, sondern sieht auch wirklich gut aus.‘

Am folgenden Tag sah er sie selbst von Angesicht und drückte ihr die Hand. Lotte Vossen stand in voller Blüte und hatte die von ihrer dreizehnjährigen Lieblichkeit gemachten Zusagen voll eingelöst. Und noch immer ein stilles Lächeln in jedem Zug. Als die beiden jungen Leute sich begrüßten, wußten sie, daß sie sich innerlich längst einig gewesen seien, und daß sie es von jetzt an auch äußerlich sein würden.

Er hatte sie niemals aus den Augen verloren. Ein Verwandter von ihr, der in Hamburg wohnte, hatte sich ihrer eine Zeitlang angenommen und sie an dem Unterricht seiner Tochter teilnehmen lassen. Aber nach ein paar Jahren war sie zu ihrer Großmutter zurückgekehrt; sie mochte lieber auf dem Lande sein als in der Stadt.

Niemals hatte er den Versuch gemacht, sich ihr zu nähern. — Ein einfacher Seminarist? Sein Adlerflug hatte als Hemmnis dazwischen gestanden. Galt es doch für ihn erst die Universitätsreife zu erlangen, darauf ein langes Studium. Die Mittel werden, weil der Alte nicht dafür zu haben sein wird, durch Erteilen von Stunden aufgebracht werden müssen. Viele, viele Jahre harter Arbeit liegen vor ihm. Frau und Kinder und Familie kann er dabei nicht gebrauchen; in einem langen Brautstand wird ihre Jugend, ihre Schönheit welken. Und selten hatte er sie gesehen. Nun, da das Geschick sie so eng zusammenführen wollte, wo er ihr als Hausgenosse ins Auge blickte, wußte er, daß er sie doch zu seiner Braut machen müsse, und daß ein alterndes Mädchen mit ihm vor den Traualtar treten werde. Und er sah ihre Schönheit und war traurig über die kalte Verschwenderin Natur.

Das wertvolle Gut lag hinter Wald und Busch an einem kleinen, von einem lebhaften Bach gespeisten See. Wo die Brücke über ihn wegführte, schäumte sein Strom über ein Wehr, drehte ein Mühlenrad und fiel tief hinab. Und in den Speichen hing der hier gebietende Pan als feuchter Nix. Wochentags drehte er sein Rad und mahlte und mahlte, Sonntags schlief er als grün bemooste Riesenspinne im Gestänge. Und wenn er im Schlaf die nassen Locken schüttelte, schlugen große Tropfen lang und bang auf tiefe stille Wasser, und von den Granitwänden der Grube klang es hohl zurück.

Der Gutsfrau Mutter wohnte im Kirchdorf; an Sonn- und Feiertagen wurde nach Tisch dort mit Mann und Kindern besucht. Hauslehrer und Stütze blieben zurück, und der Hof war wie ausgestorben. Bis vier Uhr schlief das Gesinde in den Kammern und im Heu, den Mittagsschlaf nachzuholen, den es wochentags bei hilder Zeit entbehren mußte.

Der Hof war wie ausgestorben, und hinter allen Zäunen lag das All und gähnte bei vorgehaltener Hand. Aber Hauslehrer und Stütze waren wach, und sie standen am Geländer der Mahlgrube.

‚Schau her, hör hin, Lotte!‘ fing er an. ‚Tropf — tropf — — Sind's Tränen der Natur oder ist es ihr Schweiß vom Wochenfron?‘

‚Ich hörte von weisen Männern, der Wert des Lebens bestehe allein in Arbeit. Ich denke, es ist der sauren Arbeit Tropfen. Ich will von Tränen nichts wissen, so lang ich dich und deine Liebe habe.‘

‚Und da hast du recht, Lottchen. — Nichts von Tränen! — Aber auch nichts von eklem sauren Schweiß. — Wir haben schlecht gedeutet. Hör genau hin — Tropp — tropp — und wieder — tropp! Wie sanft das klingt, wie rund und — ruhig, Leid und Last von uns nehmend. — — Tropf — tropf — — Und nun spitz die Ohren, nun singt und klingt es noch besser — ganz tröstlich. — Die Liebe, sagt der gute Kerl, der in der Grube wohnt, die Liebe, sagt er, ist der Menschen Glück. — Jawohl . . . der Menschen . . . Glück . . . ihr wohlverdientes Glück. — Und ich will glücklich sein. — Komm in meine Arme!‘

Er küßte sie.

Sie gingen zusammen in den Wald, und auch in seinem stillen Weben verstanden sie: Die Liebe ist der Menschen Glück. . . Und dann waren sie in dem kleinen Lustgarten des Hofes und saßen unmittelbar am Ufer des Wassers in einer Laube. Und die kleinen, für und für an das Ufer schlagenden Kräuselwellen, und Schilf und Ried stimmten ein, und alle sagten: Die Liebe ist der Menschen Recht . . . Liebt euch!

Das heißt, meistens war er der Deuter. Lotte war verständiger, wenn man will, nüchterner. Und er hatte noch nicht zu ihr von den Adlerflügen seiner Zukunft gesprochen, noch nicht von der Wolkenhöhe, worin er für und für schwebte. In Gedanken verstieg er sich zu nichts mehr und nichts weniger als zu der Hoffnung, für die Welt noch mal was auszurichten, was seinen Namen — und sei es auch nur irgendwo in einem ganz kleinen Winkel in einer ganz kleinen Ecke — für einen ganz kleinen Zeitraum als ganz kleinen Silberstern festlege. Von diesen Träumen hatte die glückliche Unglückliche keine Ahnung.

‚Nicht wahr, Guter?‘ sagte sie zu ihm, ‚zu der nächsten guten Schulstelle melden wir uns und richten dann unser Nest ein und werden Mann und Frau.‘

Man denke sich seinen Schrecken! Er sah das Stadtbild mit der langen Brücke, sah auch die Burgen. Und hörte das Rauschen seiner Adlerfittiche. Und das sollte in dem Schulmeisteridyll eines Dorfhauses versinken?

‚Lotte,‘ fing er an, ‚ich muß dir was sagen. Sei ein tapferes Mädchen, es wird dir schlimm ankommen.‘

Sie wurde blaß. ‚Sprich!‘ antwortete sie.

Und da sagte er ihr alles: seine Träume von der Brücke und von der Burg, seine Flüge, seine Hoffnungen. — ‚Wir werden alt werden, bevor wir uns ganz angehören können, Lottchen. Aber du bist ein stolzes Mädchen. Da wirst du auch einen Mann haben wollen, den man in der Welt vorzeigen kann, der etwas anderes ist als ein die Buben mit der Rute streichender Schulmeister.‘

Ein paarmal hatte er gestockt, weil er eine Antwort, eine Zwischenbemerkung erwartet hatte, aber sie hatte geschwiegen. Er hatte in ihren Mienen geforscht, aber nur einen tiefen bleichen Ernst darin gesehen. Nun war er zu Ende, hielt sie in seinen Armen und strich ihr immer das Haar aus der Stirn und küßte sie. Dann ließ er sie frei und wartete.

Die im Gutstürmchen aufgehängte Uhr fing an zu schlagen. Lotte schrak auf. ‚Es ist vier, ich muß Kaffee kochen,‘ sagte sie und erhob sich. ‚Bleib!‘ fügte sie hinzu, als er das gleiche tat. ‚Bleib, ich komme wieder.‘

So blieb er und hing seinen Gedanken nach. Wird sie verlangen, daß ich Dorfschulmeister werde? Und wild wogte es in ihm. Er schätzte die Gewalten ab, die dabei waren, in der Seele seiner Geliebten die Schalen zu füllen, — das was sie in der Richtung seiner Wünsche treibt: ihre Liebe, ihr Stolz, ihre Hoffnung, aber auch das Hemmende — die Sehnsucht, ihm gleich anzugehören. Welche Schale wird auf den Boden stoßen? Und wenn sie das Opfer von ihm verlangt, das er nicht bringen kann, nicht bringen darf, weil es ihm Verrat an allen Zwecken dünkt, die die Natur mit ihm vorhat, was dann? Was dann?

Lotte kleidete sich in hellen Farben, die standen ihrer dunklen Schönheit gut. Ihr Rosakleid zeigte sich an der Pforte des Gartens. Sie sah weich und freundlich aus und winkte ihm. ‚Komm,‘ sagte sie, ‚der Kaffee ist fertig und die Leute vespern. Für uns habe ich zurückgestellt. Wir wollen nochmal nach der Mühle gehen und hören, was die Tropfen sagen. Nicht wahr?‘

Er hatte sich erhoben und ging schweigend neben ihr her.

‚Und damit du die Sprache wiederfindest,‘ fuhr sie fort, ‚will ich gleich sagen: Ich hätte lieber auf das verzichtet, was du deine Ideale heißest. Aber wenn du darin dein Glück siehst, dann will ich warten, dann will ich eine alte Braut werden.‘

* * *

Auf einem Hof am See und hinterm Wald, dessen Herren stille Leute sind, verliefen damals die Tage einsam und still. Ein Hausierer mit buntem Kram brachte schon Abwechselung, wandernde Musiktruppen und Dudelkasten mehr, Bergwerke und solche Sachen ebensoviel — der beste und seltenste Genuß war der Guckkastenmann mit Bildern aus aller Welt.

Es entstand eine große Aufregung, als ein solcher Kasten nach Kuhlencamp kam.

Der Hausherr bedauerte, daß seine Frau bei der Pastorin im Ort Kaffee trinke und die Kinder mitgenommen habe. Dieser Kummer fiel aber weg, als der Kastenmann erklärte, direkt nach dem Pastorat gehen zu wollen, um dort seine Herrlichkeit zu zeigen. Das Dienstmädchen war auf Besuch bei ihrer Tante im Dorf Glüsen, das im Nachbarkirchspiel lag. Ihre kleine Schwester verrichtete inzwischen in Stellvertretung ihre Dienste und weinte beinahe bei dem Gedanken, daß Anna den Kasten nicht zu sehen kriege. Der Meister hatte auch dafür einen Trost. In Glüsen sei er gestern gewesen, auch bei der Tante. Und ein junges Mädchen mit hellem Haar habe alles gesehen und es habe ihr gut gefallen.

Und dann ging die Herrlichkeit los.

Wie es sich für einen deutschen Guckkasten schickt, zeigte er erst die Fremde. Zu allererst London und Paris, dann ging er nach Spanien und Italien, überflog darauf die Alpen und war in der Schweiz. Und von der Schweiz her machte er auch Deutschland einen Besuch. In der Petrikirche zu Rom segnete der heilige Vater sein Volk, und alles im Dom, sagte der Kastenmann, sei Gold und Edelstein, herrlich anzuschauen. Die Hochgebirge der Schweiz kamen nicht recht zur Geltung, sie standen zu sehr im Hintergrund.

Die Walze knarrte oft, und jedesmal warf sie ein anderes Bild vor die Linse. Die Bewohner von Kuhlencamp sahen zahlreiche Städte und der Vortrag des Meisters floß nebenher, und zum Schluß kam die große Überraschung.

Nr—r—r—rt! — Ein Stadtbild. — Peter Bendix mußte einen Ausruf unterdrücken, so groß war seine Freude. Lotte stand neben ihm; er griff nach ihrer warmen Hand und fühlte ihren Gegendruck. Auch sie hatte das Bild erkannt. Was sie sahen, war das Bild vom Schönschreibheft, war das Symbol seiner Träume, war die hochragende, am indigoblauen Fluß hingelagerte Stadt. Sie sahen die X-Pfeiler der Brücke, sahen alles, just so, wie einst auf dem Umschlag, nur voller, breiter, lebendiger, größer. Es gingen viele Leute über die Brücke. Aber es war keiner darunter, der Funken aus den Steinen schlug. Und angesichts der langen Brücke kam eine Vision über Peter Bendix. Er stand gar nicht vor der Glaslinse des Kastens, sondern trieb im Menschenstrom hinüber nach dem Schloß, nach der hohen Kirche — nach der Stadt. Auf der Brücke, erklärte der Guckkastenmann, muß wegen des Gedränges jeder rechts gehen; auch Peter Bendix ging rechts und tat es mit leisen behutsamen Sohlen, ohne Hufeisen. Er sah sich nach Lotte um; er hatte gehofft, sie an seiner Seite zu sehen, aber er gewahrte sie nicht.

Auf der links vom Brückenende befindlichen hohen Terrasse beugte sich ein schwarzgekleideter feiner Herr mit feinem schwarzen Hut über das Geländer und schaute in den indigoblauen Fluß. Als Peter Bendix die Brücke passiert hatte, stieg auch er hinauf und tat so wie der feine Herr. Ja, er tat noch mehr, er schlüpfte in seine Haut — nun war der feine schwarzgekleidete Herr kein anderer als Peter Bendix Schütt. Und Peter Bendix Schütt träumte über das Geländer gelehnt und sah zu, wie der indigoblaue Fluß durch die Enge der X-Pfeiler schäumte.

Rr—r—r—rt!

Die Brücke versank. Peter war im Dom der Hofkirche. Die schlanken Säulen, die reichgegliederten Fächergewölbe trugen seinen Glauben und seine Hoffnung nach oben. Auch hier war alles Gold und Marmor und Edelstein. Von den Emporen brauste und rauschte Musik aus lauten zuversichtlichen Hörnern, daß die Zweifel zu Boden schlugen, und Peter Bendixens Seele von weichen, schmeichlerischen, beredten Geigen emporgetragen wurde, hinauf ins wolkenlose Blau — und immer umarmt von jungem weichen Gesang. Überall glaubensvoller, mutiger Springquell, melodisches Hinabrauschen stiller Ergebung.

Rr—r—r—rt!

Ein Rundbild liegt auf der Walze. — Man wandelt langsam unter hohen Bäumen dahin — es ist der prächtige Lustgarten der Residenz. Vornehme, leidenschaftslose Paläste blinken wie aus Wolkenhöhe hinein, erzene sorgenvolle Männer stehen und reden mit Hand und Miene oder ruhen im Grün. — In einer Seitenstraße ein lindenumrauschtes Haus. — Das war das beste, was Peter Bendix sah.

Rr—r—r—rt! — Klacks! — Pappen und Walzen. — Die Vorstellung war zu Ende.

* * *

Der Kastenmann hatte den geheimnisvollen, eine ganze Welt bergenden Apparat aufgeschnallt und war mit krummem Rücken weitergegangen; der Gutsherr hatte sich nach den Wiesen begeben, die Fünfzehnjährige half auf dem Wirtschaftshof beim Melken aus, vor Abend wird Frau Richelsen von Pastors nicht zurück sein — Hauslehrer und Stütze hüten den Herd.

Lotte Bossen putzte ihn sogar. Vertretungsweise verrichtete sie alle Dienste einer Magd. Und beim Reiben der Messingstangen hörte sie die Stubentür des Hauslehrers und ihn selbst die Treppe herabkommen.

Jä, er ging ins Erdgeschoß, der Händedruck seines Mädchens bebte in ihm nach, er hatte zu viel Sehnsucht. Und nun stand er vor ihr. Er wollte lachen, aber es gelang nicht recht.

‚Das war schön, Lotte, was?‘

‚Ja, das war es.‘

‚Aber Lübeck haben wir nicht gesehen.‘

‚Nein, das haben wir nicht.‘

‚Darf ich dir's zeigen?‘

‚Lübeck zeigen‘ ist ein unter Vertrauten üblicher, wenn auch bißchen handgreiflicher Scherz.

‚Ich habe keine Zeit zu albern.‘

Sie hatte aber ganz gut Zeit, denn sie lachte ihn aus ihren braunen Augen an.

Die rechte Art, Jürn Wullenwewers Hansastadt zu zeigen, kommt ‚von achtern‘ her, Peter Bendix tat es aber von vorne, preßte zwei große Hände gegen ihre Schläfe und küßte sie — einmal — zweimal — dreimal auf den Mund.

‚Hast Lübeck gesehen?‘

‚Einen mallen Jung hab' ich gesehen.‘

‚Und der malle Jung zeigt dir nochmal, wo du geboren bist.‘

‚Das sollt er man mal wagen!‘

Er wollte es tun, sie protestierte, aber es war ihr nicht ernst damit.

‚Töw, ik krieg di!‘ rief er.

‚Wenn du mich kriegst, schlag ich.‘

Sie schlug aber erst, als sie Lübeck gesehen hatte. Sie schwang das Tuch des Staubes ungefähr in dem Augenblick, als er über die Küchenschwelle sprang und ihr beim Hinausspringen als Schelmengesicht eine lange Nase machte.

Und dann schritt er die Stiege hinauf nach seiner Stube.

Er glaubte nicht mehr nötig zu haben, an die zu denken, die um die blanke Reinheit des Gutsherds von Kuhlencamp besorgt war, er glaubte die alten Lateiner hernehmen zu können, aber er merkte bald, daß das nicht ging, daß der Geist des Aufruhrs in ihm umging und die Grundlinien seines Wesens verwirren wollte. — ‚Bet' mich an, dann will ich sie dir restlos geben,‘ sagte dieser Fremdling und geberdete sich wie zu Hause. — Es war zu arg, Goethe mußte helfen! — Er suchte Tasso. — Wenn er Tasso nahm, ging die Stimmung in gebundenem Ton. — Ein edler Geist in Wahn und Zorn zerstört, du hörst nur noch ein mächtig Rauschen und ein sanftes Weh'n im klaren Springquell reiner Kunst. O komm, du herrlich Buch, und nimm von mir die Schlacken meiner Seele!

Er las und las, aber er mußte erfahren, daß auch der Macht des Altmeisters und seines Tasso Grenzen gesteckt seien. Er legte das Buch weg und öffnete die Tür. Die bald hallende, bald webende Stille des Hauses stand wie zur Wache vor ihm.

Seine Stube war ein Giebelzimmer; keine zehn Schritte davon am andern Ende die Kammer seines Mädchens. Er wollte, er mußte sie sehen, er ging die Treppe wieder hinab, und vor ihm Stufe um Stufe ging die Ruhe des Hauses mit hoch erhobener Hand. So suchten sie die, die in seinem Herzen lebte. Sie suchten sie erst in den Stuben, aber sie war noch in der Küche, saß dort in einer großen blauen Schürze vergraben und schälte Kartoffeln. Sie bediente sich dabei eines kleinen scharfen spitzen Messers. Und als sie ihn sah, erhob sie ihr Messer zu Stich und Stoß und sagte: ‚Nun komm mir man mal!‘

Peter Bendix antwortete nichts, er nahm ihr Eimer und Mulde behutsam weg, löste die Waffe aus ihrer Hand, legte sie zu der Kartoffelschale, band die blaue Schürze mit einer von Sachkunde zeugenden Geschwindigkeit los, faltete sie über ihrem Inhalt und hielt den Anrichtetisch für einen geeigneten Platz, Schürze und Messer und Kartoffelschale aufzunehmen. — ‚Man muß,‘ sagte er, ‚schönen Schlangen die Giftzähne ausbrechen, dann werden sie lieb und gut. Und nun komm, sei Schlange, — ich heiße Laokoon!‘

* * *

Noch an demselben Abend offenbarten sich die geheim Verlobten ihrer Herrschaft und nahmen herzliche Glückwünsche entgegen. Beim Schlafengehen aber sprach die Hausfrau zu ihrem Mann: ‚Das ist ja soweit ganz gut, es ist eine passende Partie, da ist nichts dagegen zu sagen. Leider bedeutet das ein Ende ihrer Stellung bei uns. Jetzt heißt es freilich: wir wollen noch nicht heiraten. Aber man weiß schon, wie das geht. Es ist auch ja ganz natürlich, daß man, wenn es so weit gekommen ist, gern zusammen will. Und Lotte muß selbstverständlich gleich anderswo hin. Ich hab' mir schon immer Gedanken gemacht, zwei so junge Leute allein auf dem Boden wohnen zu lassen. Sind sie nun gar Bräutigam und Braut, dann ist es ganz unmöglich.‘

‚Was ist unmöglich?‘ fragte ihr halbwacher Mann. Er war just im Begriff gewesen, ganz wegzusinken.

‚Daß du noch länger wachst, das ist unmöglich,‘ antwortete sie. Was soll ich da lange darüber reden? war ihr Gedanke. So was ist Frauensache. Die Tochter von Kaufmann Rehder ist auch ein nettes Mädchen, sie hat schon längst um die Stellung gefragt. Frau Urban auf Dobershagen ist um eine Stütze verlegen, da kann Lotte Vossen hinkommen.

Und als sie das zurecht gedacht hatte, schlief auch sie ein, und wachte bis zum Morgen nicht wieder. So glaubte sie wenigstens, als sie Fräulein Lotte Vossen in der Frühe die Wohnstube aufräumen hörte. In Wirklich-

Edward von Steinle pinx.

Parzival bei dem Einsiedler Trevrezent.

keit war sie zweimal von einem Geräusch, als ob irgendwo im Hause eine Tür aufgemacht werde, wach geworden. Sie war aber gleich darauf wieder eingeschlafen und wußte jetzt nichts mehr davon.

Sie hatte aber doch recht gehört. Und weil sie recht gehört hatte, hatte Peter Bendix das Gefühl, daß er die Begründung seiner Zukunft nicht bis zu dem Tag aufschieben dürfe, wo er die lange Brücke, die Burgen gefunden habe. Brücke und Burg wollten sich im Nebel auflösen, aber innerlich hielt er noch immer an seinem Ideal fest.

Lotte siedelte nach Dobershagen über. Sie sprach nichts über die Veränderung ihrer Lage, hielt es aber für selbstverständlich, daß nach dem, was geschehen, so bald wie möglich ein Nest zu suchen sei.

Ein angenehmer, nicht zu langer Heckenweg verband die beiden Güter. Sonntag nachmittags besuchten sich die Brautleute. Und dann brachte Lotte Vossen alle Schulamtsanzeigen mit und begann mit ihrem Verlobten nach einer Stelle zu suchen.

Da rückte es Peter Bendix ganz nahe, seine Adlerfittiche wegzuhängen. Eines Tages kam jemand, der es ihm noch näher brachte. Es war ein alter Mann, ein rotes Tuch, worin Äpfel verknotet waren, unter dem Arm, die Pfeife im Mund. Durch die Haustür des Herrenhauses ging er, es war der alte Schütt. Er hielt noch immer an seinem Altersideal fest, nun kam er, an der Verwirklichung mitzuwirken. Er war ein alter Bauer mit roter, blanker Gesichtsfarbe, dabei von kurzer Statur. Auch seine Pfeife, woraus er erst die Wohnzimmer der Gutsleute vollgeraucht hatte und nachher die Stube seines Sohnes vollqualmte, war von geringer Länge. Er kam, seinem Sohn mitzuteilen, daß der alte Lehrer Vollert von Holle zum Herbst in Pension gehe.

Die Schulgemeinde umfaßte zwei selbständige politische Dorfschaften, das Schulhaus lag ziemlich genau in der Mitte an einem großen Wald. Es war groß genug, ihn mitaufzunehmen. Es war wie geschaffen für den Schulmeister Peter Bendix und für seinen alten Vater. Sie konnten ‚umschichtig' die Dörfer besuchen, ohne sich ins Gehege zu kommen. Die Frau des Jungen schien dem Alten freilich noch immer eine überflüssige Zugabe, er hatte aber den Weg über Dobershagen gemacht, hatte die Zukünftige seines Peter Bendix kennen gelernt und hatte Gefallen an ihr gefunden. Nun konnte er sich auch damit zufrieden geben.

Sein Sohn sagte freilich, es müsse noch überlegt werden, sprach sich aber sonst günstig aus. In Wahrheit gab es auch eine besser dotierte und bequemere Schule weit und breit nicht. Sollte und mußte es sein, dann Holle. Vielleicht fand sich sogar ein Splitter Muße zu eigenen Studien.

Sein Gutsherr kannte die Mitglieder der Behörde, die die Stelle zu vergeben hatte; er sprach mit ihnen, lobte seinen Hauslehrer, die Zeugnisse taten das gleiche: Peter Bendix wird die Stelle bekommen, wenn er sein Gesuch einreicht.

Seinem Vater hatte er eine halbe Zusage gegeben, seiner Braut die andere Hälfte, aber noch immer tobte in ihm der Kampf. Vor der Hand wollten er und seine Braut Holle besuchen. Das Gut gab den Wagen her, so fuhren sie Sonntags nachmittags hinüber.

Am Hecktor stand ein langer, hagerer, eisgrauer Mann, das war der alte Lehrer, neben ihm ein kleinerer mit kurzer Pfeife, das war Vater Schütt. Unter den Fenstern der Wohnstube wucherte der Weinstock. Die Fenster sahen in den Garten, und wenige Schritte von der Hauswand grünten hoch und üppig aufgeschossene Stauden von Erbsen und Bohnen. Als Peter Bendix und Lotte Vossen und der Alte Haus und Wirtschaft besahen und im Garten standen, sagte die Schulmeistersfrau in spe: ‚Unsere Erbsen und Bohnen setzen wir weiter nach hinten hin. Hier müssen Rosen stehen. Ich liebe die großen gelben mit dem weichen Sammetblatt. Da haben wir sie stets vor Augen.‘

Der Alte sog aus seiner Pfeife einen hastigen Zug und fragte (er hatte eine etwas drängende, knarrende Stimme): ‚Aber Lotte, wo soll denn das hin, was hier jetzt wächst?‘

‚Das, Vater, kommt dahin, wo die Kartoffeln sind.‘

‚Und die Kartoffeln?‘

‚Die müssen nach der Koppel.‘

Vater Schütt ließ die Pfeife an den Zähnen hängen.

‚Ja, Tochter! Dann hast aber dreist ein und halbe Tonnen Korn weniger im Jahr.‘

Lotte lachte: ‚Muß sich helfen, Vater. Der Mensch lebt nicht allein von Brot, Blumen gehören auch dazu.‘

‚So — so —,‘ knarrte Vater, ‚dat hev'k na gar ni wüßt.‘

‚Will mal seh'n, ob de Peer na wat inne Kröpp hebt,‘ setzte er hinzu. Er hatte dabei ein ruhiges, trockenes Gesicht; er ging den Gartensteig entlang dem Hause zu.

‚Lotte,‘ fing Peter Bendix an.

‚Was, mein Lieber?‘

‚Das hättest nicht sagen sollen.‘

‚Hätte ich nicht sagen sollen?‘

‚Nein, das vergißt er nicht wieder.‘

‚Ist der Alte so nachträgerisch? Das kann ich nicht glauben.‘

‚Nachträgerisch will ich nicht sagen. Aber er wird sich Gedanken auf seine Weise machen.‘

Es entstand eine etwas peinliche Pause. Dann waren sie wieder bei ihren Zukunftsplänen.

‚An meine Rosen darf keine fremde Hand kommen!‘ plauderte Lotte, ‚die pflanz ich, die besorge ich ganz allein. Ich schneide ab, was sie hergeben, da haben wir jeden Morgen frische Blumengesichter auf dem Tisch.‘

‚Andere dürfen nicht daran kommen?‘

‚Nein!‘

‚Auch nicht dein Mann?‘

‚Ach du, das ist doch ganz was anderes! Ein Mann ist doch kein anderer!‘

‚Und die Kinder?‘

‚Die Schulrangen würde ich schön auf den Trab bringen, die das wagten.‘

‚Von denen sprech ich eigentlich nicht. Die Schulmeistersleute könnten doch auch welche haben?‘

Lotte errötete bis in ihr braunes Haar hinein.

‚Ach du!‘ Weiter sagte sie nichts.

Vater Schütt und der alte Lehrer Vollert kamen plaudernd den Gartensteig herauf. Der Herr des Hauses lud zu einem Abendimbiß ein; Vater Schütt aber kam, Adieu zu sagen. Er wurde zu Hause erwartet, sein Weg führte ihn eine kleine Stunde durch die Bruchwiesen. ‚Adjüs, meine Tochter!‘ sagte er zu Lotte. ‚Und ich meine nur, Schulmeister auf dem Dorf sind Bauern wie wir. Und wenn ich recht bin, wird unser Brot aus Roggen gebacken und nicht aus Rosen. Aber nimm mir nicht übel, ich mein nur so! — Und ich bin ein alter Mann.‘

Als Peter Bendix und seine Braut aus dem Hecktor fuhren, hatte die Natur die großen Tinten abendlichen Schweigens über sie hingeworfen und der Wald riegelte die Pforten seiner Ruhe auf.

Nachtschwalben schossen über die Pferde hin, und ringsum war es still wie in der Ewigkeit. Und wenn auch noch immer Baumriesen ragende Häupter über das einsame Fuhrwerk streckten, und wenn auch im Wald allgemach das nächtliche Treiben begann, und wenn auch die Fugen und Riemen des Wagens stöhnten und klagten — wie immer die Natur lockte und rief — alles unterstrich das große Schweigen, das den Lehrer und seine Braut umfing. Und es peinigte den jungen Hauslehrer Peter Bendix Schütt. Das, was er auf sich genommen hatte, war ihm zu schwer. Er stöhnte noch mehr als der Lederstuhl, der ihn durch die tiefen Wagengeleise warf. Die Zukunft, seine Zukunft hatte zu reich und voll und sonnenhaft vor ihm gelegen. Und beim Schulhaus von Holle war es so totenhaft, einsam und still. Die Brücke auf den X-Pfeilern sah er wohl deutlich vor sich, und

Timotee ging hinüber, Anna Hotje hatte er an seiner Seite, und Feuer sprühte bei jedem Schritt; aber vor Peter Bendix hob sie sich in die Wolken, und sein Wagen fuhr darunter hinweg.

‚Liebe Lotte,‘ schrieb er folgenden Tags an seine Braut, ‚gestern abend beim Abschied meintest du, ich sei nicht bei Stimmung gewesen. So war es in der Tat. Ich fühlte mich müde, ich war zerschlagen, und bin es noch jetzt. Es ist viel Weh in der Welt; wir haben auch unser Teil zu tragen. Wenn ich nicht dich und deine Liebe hätte. Und wiederum ist es gerade deine Liebe.

Ich will's gestehen: die Einsamkeit beim Schulhaus ist mir auf's Herz gefallen. Und die alten Träume, die du kennst, sind wieder erwacht. Kann ich, können wir, hab ich mich gefragt, es vor Gott verantworten? Ich will's nicht weiter ausführen. Du weißt ja, was ich mir zutraue. Und es gab eine Zeit, wo du mir's zugesagt hast: ich will eine alte Braut werden. Das war hochherzig. Alle Leute, die sich was zutrauen, sind egoistisch, dürfen egoistisch sein. Ich glaubte es mir, ich glaubte es uns beiden schuldig zu sein, dein Opfer anzunehmen.

Aber es stand anders mit uns als jetzt. — Besser. Wir konnten, wenn wir uns in die Augen sahen, noch immer glauben, Kinder zu sein. Es ist anders geworden. Durch meine Schuld. — Leider! — Und wenn wir unsern alten Plan wieder aufnehmen, dann müssen wir uns bestreben, wieder Kinder zu werden. Soweit es nach allem, was geschehen, noch möglich ist. — Als du von den Rosenstöcken sprachst, die keine Kinderhand anrühren dürfe, da warf ich ein Wort hin, das dich erröten machte. Ich habe auf meine Weise gedeutet, und wenn meine Deutung die richtige ist, so steht noch immer der Weg nach den Burgen offen, ist noch immer der Weg nach der Brücke frei. Laß dein Tintenfaß in Ruh! Sonntag sehe ich dich auf Kuhlencamp, dann sag' mir, was gesagt sein muß.

* * *

Sie kam zwar am Sonntag, aber sie hatte wegen eines Besuchs erst kommen können, als der Tag zu Ende ging.

* * *

‚Es ist gut, daß du da bist,‘ seufzte er und sah sie bedrückt an. ‚Das ist es,‘ antwortete sie. Sie sah ernst, aber nicht finster. Er forschte nach dem Lächeln, das ihren Lippen so gut stand und niemals fehlte. Es war noch da, aber es war kleiner als sonst.

‚Tinte und Papier möge ich in Ruhe lassen, schriebst du, und das war recht. Ich hätte gar nicht so viel in meiner Kommode gehabt. Und

das, was ich zu sagen habe, schreibt keine Tinte hin. Ja Lieber, du wirst Dinge hören müssen, die nicht nach deinem Sinn sind.'

Darauf antwortete er nicht; er sagte nur: ‚Wenn es dir recht ist, gehen wir in den Wald.'

Und sie gingen erst unter den hohen Buchen hin, an die sich die Gutsgebäude lehnten, und wendeten sich dann dem Promenadenweg zu, der quer durch den Wald geht, meistens durch Tannengebüsch verdeckt.

Sie glaubten allein zu sein, es saß aber nicht weit vom Weg ein Gutsknecht mit seinem Mädchen im Dickicht auf einer Bank. Die haben ihre Stimmen gehört; das heißt meistens allein die von Lotte Vossen, deren Laut immer ruhig daherfloß. Verstanden haben sie aber von der ganzen Unterhaltung kein Wort. Bei beginnender Dunkelheit ist es ganz still geworden, Knecht und Magd sind nach dem Gutshof zurückgekehrt — da haben sie den Hauslehrer und seine Braut bei der Mühle am Wehr gesehen.

Am Rande der Mahlgrube verweilten Peter Bendix und Lotte Vossen lange Zeit und sahen in das Schimmern des verrinnenden Tages. Die Sonne war hinter den Wasser- und Schilfrand des Sees hinabgesunken, das Abendrot erblich. Morgen wird die Sense zum erstenmal im Roggenfeld surren; dann feiert man das kleine Erntebier mit Bier und Gelag. Und die Vorfeier lärmt und klagt und frohlockt bereits mit Gejohle und mit Harmonika über den Wassern zu Peter Bendix und Lotte Vossen her.

Sie glauben noch immer in den Abend zu sehen, aber es leuchtet und knistert schon eine sternenhelle, bogenhohe Nacht, und neben dem jungen Paar tropft es wie einst langsam vom Rad. Und noch immer kennt man sich nicht aus: sind's Tränen, ist's Schweiß und Müh', oder ist es Stöhnen und Klagen? Sibyllenton? Prophetenwort? Vielleicht gar Drohung geknebelter Kraft?

Sie standen am Geländer, und noch immer sprach die Braut. Sprach, wie ihr Wesen sich gab, wie sonst sprach sie, ruhig und milde. ‚Als ob es,' sagte sie, ‚überhaupt denkbar wäre, als ob du's könntest, als ob deine Hand, dein Fuß sich nicht widersetzen müßten, beföhle es auch dein kluger Kopf.'

‚Lotte!' fiel er ein. Aber sie ließ ihn nicht. ‚Da bin ich ganz sicher. Dazu bist du zu treu. Dein Wort hat die Kraft eines Eides. Du magst es nun wollen oder nicht. Du wirst es vor jedem Nebenweg finden, und keine Zollbreite wird frei sein, vorbeizuschlüpfen. Und dann,' — da lächelten ihn weiße Zähne im Sternenschein an — ‚deine Liebe leidet es auch nicht. Denn, Peter Bendix, ich muß es dir sagen, damit du's weißt, Lotte Vossen liebst du noch immer. Und deine Lotte wirst du nicht in Unehre bringen. Eher ginge ein Kamel durch ein Nadelöhr,' setzte sie hinzu. — Und wieder sah er ihr Lächeln.

Peter Bendix schwieg. Was sollte er antworten? Es war alles so schlüssig, so bündig, so sittlich. Und nach dem, was er heute erfahren hatte, wie es mit ihr stand, da mußten seine Burgen und Brücken wohl im Nebel versinken. Hinter den Fenstern vom Schulhof blühen Rosen von der Art, wie Lotte sie liebt — die mit dem großen, gelben Samtblatt. Kartoffeln, die gehören nicht in den Schulgarten vor die rebenumsponnenen Stuben. Wozu ist die Schulkoppel da?

So dachte er, so stürmte es in ihm. Er hätte gern gesprochen und sei's auch nur, um ihr einen Begriff von der Größe seines Opfers zu geben, zu sagen, was er leide. Aber —. Sie war eine so gute Lotte, ein nur ein bißchen anspruchsloser Gatte wird bei ihr wie im Himmel leben.

Aber der Flug der Funken, die man Ehrgeiz nennt, die wie Feuer brennen, die kennt das Lottchen nicht. Oder wenn sie sie kennt, kennt sie sie nicht so wie er. Und wenn ein Feuerchen vor ihre Füße stäubt, tritt sie es aus. Er aber hat eine Mannesseele. Und die Mannesseele hat der Schöpfer doch wohl besonders zum Gefäß hoher Ideale gemacht. Tritt ihn tot, den Ehrgeiz! Wenn du den tot gemacht hast, dann wird im Schulhaus bei solcher Frau der Himmel auf Erden sein.

Er seufzte.

Sie verstand ihn nicht.

‚Meine Tat, unsere Tat, wir werfen sie getrost auf den Herrn.'

Und wiederum schwieg Peter Bendix Schütt. Alles, was Recht und Sitte sagen mochten, schien ihm so zwerghaft klein gegen die Riesengröße des Verzichts, den er seiner Seele abrang.

‚Du sagst mir nichts, Geliebter, und du hast recht. Was ist da viel zu reden? Bittern Trank ohne Laut zu schlürfen, das ist des Mannes Recht und Pflicht.'

Sie stockte, sie hoffte trotz alledem auf ein Wort. Und als es auch jetzt nicht kam, da sah sie ihm ernst ins Angesicht. Und wartete auf sein Wort — wartete an seiner Seite am Rand der Mahlgrube. Und horchte auf den hohlen Tropfenfall vom Rad.

Er drückte ihre Hand und sagte — kein Wort.

Da sprach sie leise: ‚Komm, es ist spät, und wir wollen nach Hause gehen.'

Er sprach ein karges: ‚Ja, es ist spät. Ich will anspannen lassen. Der Mond kommt erst um zwei. Zwischen den Hecken ist es dunkel. Ich will anspannen lassen und dich rasch hinüberfahren.'

‚Tu das, mein Lieber!'

Und aus der Grube klang es hohl und bang.

Und wenn er nicht der ist, für den ich ihn halte, dachte Lotte Vossen,

dann bleibt mir noch die Grube. — Und Peter Bendix: Ob es wohl ein leichtes Ende ist, kopfüber in den Schacht?

Aber beide verschlossen es in ihrer Brust.

* * *

‚Ich will Tasso lesen,‘ murmelte Peter Bendix Schütt, als er von seiner kleinen Reise zurückgekommen war. ‚Die beiden letzten Akte. Vielleicht wirds helfen.‘

Erst dachte er im Lehnstuhl zu bleiben, dann aber rückte er einen soliden Tisch ans Bett, stellte die Lampe darauf, legte sich nieder und nahm Tasso.

Und über den Versen des Altmeisters schwebte immer die Frage: Was ist das höhere Gebot? Was ist die höhere Pflicht? Die gegen sich selbst oder die gegen seinen Nächsten. Er entschied: ‚Die gegen mich selbst.‘ — Und die Entgegnung? Auch dann, wenn ein Schaden zu bessern ist, den man selbst herbeigeführt hat? — Und es erhob sich eine Stimme, die wollte sagen: Auch dann! Sprach es aber nicht rund aus. Peter Bendix behielt es nur in Gedanken.

Zum Beispiel: Da ist jemand ein schlechter Schwimmer; er wird wahrscheinlich ertrinken, wenn er einen andern zu retten versucht. Sein Leben soll auch kostbarer sein als dessen, der im Wasser ist. Er zaudert. Wer will ihn schelten? — Aber wenn nun der andere von ihm schuldhafterweise ins Wasser gestoßen worden ist, dann muß er doch nachspringen. Das und ähnliches dachte er zwischen den Zeilen von Tasso hin.

Im Walde herbstete es, auf Baum und Blatt lag ein müder Zug; auch er fühlte sich matt. Und der Weg war doch eben und nicht zu steil. Er setzte sich auf einen Stein, der Atem ging schwer. Nach seiner Rechnung hätte er schon oben sein müssen, dort, wo die Burg liegt. Er hatte sie vor Eintritt in den Wald gesehen, hoch und frei und wie zum Greifen. Und er fuhr sich über die Stirn, alten verwelkten Erinnerungen die Bahn frei zu machen. — Die Burg? Hatte er sie nicht auf dem Mittelfeld seines Schreibheftes gehabt? ... Wolkenballen und windgefegte Krähenflüge? ... Türme und Zinnen und der Glanz falber Vergangenheit? ... Wie lange war das her? Er wußte es nicht. Man hatte ihm das Gedächtnis von dem Mittelstück seines Lebens gestohlen; er wußte nicht, wo es hingekommen war. Wie lange lag der schreckliche Tag hinter ihm, wo man sie, die er zu lieben geglaubt hatte und der er sein Wort gebrochen, aus der Mahlgrube gezogen?

Wie lange? Das feuchte Ungeheuer hing an grünbemooften langen Armen in den Speichen des Mühlenrads, schüttelte das Haar, und die Tropfen fielen lang und bang und rund und schwer in die Tiefe.

Er steht auf und geht weiter, er will hinauf zur Burg. Ein altes, welkes Weib, das dürres Holz und Pilze sammelt, kommt ihm entgegen.

‚Guten Tag, Mütterchen!‘

‚Guten Tag, Alterchen!‘

Alterchen ist gut, ein schlechter Spaß; er will's aber mit Humor tragen.

Das Weib, von der Kiepe krummgebogen, steht vor Peter Bendix Schütt und stützt sich auf einen langen Stock. Graugrüne stechende Augen laufen an seiner Figur prüfend auf und ab.

‚Wie weit, Mütterchen?‘

‚Man rechnet eine halbe Stunde.‘

Ihre Stimme rasselt und pfeift und wird von Husten unterbrochen.

‚Unsereiner zwingt's in zwanzig Minuten. Ihr, Großväterchen? Ich rat, nehmt ein Stündchen und ein Viertel, dann mag's treffen.‘

‚Schön,‘ erwidert er laut. ‚Habt ein ungewaschen Maul!‘ brummt er in den Bart und geht weiter, immer sachte bergan. Eine Stunde ist hin, und noch ist er im dichten Wald. Er steigt noch ein Weilchen weiter, es öffnet sich eine Lichtung; das Schloß, Türme, Zinnen, Wolkenballen, windgefegte Krähenflüge — falber Glanz der Vergangenheit. Noch ein kleiner, steiler Weg, die letzten Reservekräfte her! — Peter Bendix steht schnaufend am Schloßtor.

Oben sind viele Leute, Reisende wie er. Er weiß nicht, wie sie heraufgekommen sind; es ist ihm auch einerlei. Das Schloß wird besehen, der Kastellan und seine Gehilfen machen die Führer.

Der reiche, weite Prunksaal! — Peter Bendix hat dem großen Kristallspiegel gegenüber seinen Stand. Das Bild aller Leute kehrt darin wieder: der große breite Engländer mit dem Rostbeafgesicht, ein Generalsuperintendent mit sieben häßlichen Töchtern, modische Damen mit riesigen Ungeheuern von Hüten, darunter Halbwelterscheinungen, die Züge verblüht. Alles ist zu sehen, nur nicht sein eigenes Bild. Wo er sich selbst sehen soll, steht ein ganz alter, müder Mann.

‚Setzen Sie sich, alter Herr!‘ hört er eine Stimme und sieht, wie der Schloßwart ihm einen Stuhl hinschiebt. ‚Hier wird's länger dauern, es möchte Ihnen sauer werden.‘ Er hält sich in der Tat nur noch mit Mühe auf den Beinen. — Aber ‚alter Herr‘? Das ihm? Ist er ein alter Herr? ‚Für wen ist der Stuhl?‘ fragt er. — ‚Für Sie.‘ — Und der mit den blanken Knöpfen lächelt. — ‚Sind Sie etwa noch nicht alt genug? Setzen Sie sich nur! Es wird Ihnen niemand verargen.‘

Edward von Steinle del.

Shylock mit Antonio und Baſſanio.

Da setzt sich Peter Bendix Schütt, und das Spiegelbild des müden Greises setzt sich auch. Er ist es selbst — er ist ein ganz alter Mann.

Was gehen ihn die Prunkgemächer an? Er ist ein alter Mann. Was die Türme und Zinnen und die Dohlen, die flügelschlagend im Winde stehen? Und was die Zecherfreude und der Vergangenheit falber Glanz und der durch die Jahrhunderte herüberquellende Klang? Er ist ein alter, ein sterbensmüder Mann.

Er wagt nicht darüber nachzudenken, wie lange Zeit verflossen sein mag, wo er Lotte in Schande gebracht und in den Tod gejagt hat. Bald ist ihm, als habe er es selbst miterlebt, wie man sie aus der Mahlgrube zog, bald glaubt er es aus Erzählungen zu wissen. Der Doktor hat jedenfalls gesagt, daß der Tod auf der Stelle eingetreten sei, da sie sich beim Hinabsturz den Schädel an der Granitwand der Grube zerschmettert habe. Peter Bendix mußte immer an das reiche, schwarzbraune Haar denken, das auf diesem Kopf wuchs. Es ist doch nicht dick und voll genug gewesen, die Gewalt des Stoßes aufzuheben.

Als man sie aus der Grube gezogen hat — so sehr blutig ist das Haar gar nicht gewesen. Lotte Vossen hat ganz am Grunde gelegen, die Mühle ist im Gang gewesen, und der Strom, der dann über das Wehr springt, hat das Blut weggeschwemmt und alles wieder rein gewaschen.

Sie ist erst am andern Tag gefunden worden, als all ihr Herzblut schon zu Tal geführt worden war.

Nacht der Vergessenheit komm wieder! Gib mir den Schleier wieder her, ich will ihn über die Dinge decken, die nicht mehr sind! Über die Schrecken, die mich alt gemacht haben.

* * *

Aber nicht die Nacht kommt, es kommt der Tag und macht licht, was dunkel sein sollte.

Die Träume seiner Jugend sind Träume geblieben. Der Adler des Ruhms fliegt nicht über seinem Haupt. Er glaubte um Kopfeslänge über dem gemeinen Volk hervorzuragen. Aber als er auf dem Markt ging, sah er viele Riesen, zu denen er aufzusehen sein Haupt in den Nacken beugen mußte. Und er selbst ging in der Menge unter. Und niemand hat nach ihm gefragt. Und nun ist er ein armer, ein alter, ein ungekannter Mann.

Er hat bald gewußt, daß er nicht der sei, für den er sich gehalten, daß die Stimme seines Innern, der er sein Ohr geliehen, Lügenworte gesagt hat. Er hat nur noch nach einer Rechtfertigung seiner Tat gesucht. Wie hatte er wissen können, daß sein Stolz und seine Hoffart log und trog?

War er nicht zwischen zwei Gebote gestellt, von denen das eine als Pflicht hinstellte, was das andere untersagte? War die Pflicht gegen sich selbst nicht auch die gegen die Allgemeinheit, oder schien es doch zu sein? Mußte er da nicht glauben, daß das auch die höhere sei?

In brünstigem Flehen hat er's seinem Schöpfer ans Herz gelegt. Es wäre Untreue gegen sich gewesen, wäre er nicht über sie, über ihre Ehre und über ihre Leiche hinweggeschritten.

* * *

So hat er es dem Herrn des All vorgetragen, aber das All ist bei dieser Bitte erbebt. Und eine starke Stimme hat die Himmel erschüttert: Du Narr, hast du die Pfunde eurer Seelen von meiner Wage abgelesen? Warst du dabei, als ich sie in meiner Gotteshand wog? Nun steht das Gewicht deiner Seele und das Gewicht ihrer Seele in deinem Schuldbuch eingeschrieben.

Er stand im Burghof, im Glanz falber Vergangenheit, und wieder erbebte das All, und die starke Stimme wiederholte und sprach: ‚In deinem Schuldbuch, Peter Bendix, steht es aufgeschrieben.'

‚Dat wer des Düwels!', fiel jemand ein. Es war eine alte, knarrende Stimme, die das sagte, eine, die Peter Bendix bekannt klang. Er wußte nicht, woher sie kam, und wußte nicht, was sie meinte und was sie wollte.

* * *

Und die lange Brücke liegt vor ihm und jenseits des indigoblauen Flusses ragt die hochgetürmte Stadt.

‚De Tied löpt gau,' bemerkte der Knarrende.

Jawohl, die Zeit lief rasch, Peter hat gar keine Erinnerung davon, wie lange es her ist, daß er zur windverwehten Burg hinaufgestiegen, und was ihn jetzt hingetragen an den Platz, wo die lange Brücke über X-Pfeiler zur ragenden Stadt hinüberführt.

‚In deinem Schuldbuch steht's geschrieben,' wiederholte die starke Stimme und das ganze All klagte Peter Bendix an. Ganz fern, tief am Horizont, flog ein großer Vogel, und er trug die Zeit, die seit Lottes Tod vorübergerauscht war, auf seinen breiten Schwingen davon.

* * *

Vor einem grauen Haupte sollst du aufstehen.

Er geht über die Brücke, er ist ein alter, von Erfahrung gesättigter Mann.

Einem grauen Haupte gib den Weg frei! Auch dem, der in Sünden grau geworden ist? In dessen Augen der Unfriede des bösen Gewissens wohnt? Aus deren düsterm Glanz die Qual der Reue spricht? Empfängt man auch von ihm, wenn man am Brückengeländer stehen bleibt und das Haupt entblößt, den Gruß der Ewigkeit?

Der Kastenmann hat gesagt, alles müsse rechter Hand gehen; auch Peter Bendix geht rechter Hand. Und er ist ein alter Mann und stützt sich auf einen derben, braunen Stock, und er wird vom Strom fortgeschoben, und die Brücke will kein Ende nehmen, und ihm ist, als schreite er schon viele Jahre auf der Brücke über den indigoblauen Fluß.

‚Man muß nur Geduld haben,‘ knarrte die alte Stimme. Peter Bendix ging über die lange Brücke, und wie ein trüber Strom wogte die dunkle Menge der Menschen. Und alle gehen ruhig wie bei einem Kirchenbittgang. Und über dem Menschengebraus schwebt ein Madonnenbild hin. Und Peter Bendix reibt sich die Augen und sieht — es ist Lottchens Bild. Und wieder reibt er sich die Augen, da scheint ihm, es ist nicht Lottchens Bild — es ist Lottchen selbst.

Und noch einmal prüft er seine Augen, da kann er nicht mehr sagen, daß es wahr ist, da liegt ein Nebel darüber.

Aber ganz deutlich sieht er — da gehen Anna Hotje und Timotee Arm in Arm. Und Timotee schlägt hart mit den Hacken auf die Steine, und bei jedem Schritt springt ein Fünkchen auf.

Ein junger Mann stellt sich auf einem der X-Pfeiler, wo der Weg ausgebuchtet ist, am Brückengeländer auf, den Hut in der Hand, und begrüßt den alten Peter Bendix, der über die Brücke geht. Und vertritt ihm den Weg, immer mit gebeugtem Nacken und mit entblößtem Haupt. Und spricht zu ihm: ‚Meine Ehrerbietung, alter Herr! Ich begrüße dein graues Haupt und deine Weisheit und deine Erfahrung und deine Liebe und deine Güte. Und ich lese auf deiner Stirn den Gruß der Ewigkeit.‘

‚Dat is ne schöne Sak,‘ sagte der Plattdeutsche. Peter Bendix kehrt sich nicht daran; er sagt zu dem, der ihn angesprochen hat: ‚Junger Mann, du liesest schlecht. Du wirfst deinen Gruß einem Unwürdigen hin, und er fällt in den Schmutz der Straße.‘

‚In den Schmutz der Straße?‘ fragte der Junge.

‚Ja,‘ erwidert Peter. ‚Du verstehst mich nicht, ich will dir weisen, wie ich's meine. Sieh' hin (nun schwebte Lottchens Bild wieder im Menschenstrom), sieh' hin, das ist die, die ich geliebt habe! Sie ist jung und schön. Sieh' ihr Haar an! Die Sonne versteckte so gern ihre Strahlen darin. Als Mutter Natur ihr liebstes Kind ins Erdental verstieß, gab sie ihr dies Haar als Schmuck. Die Menschenkinder mußten doch wissen, woher sie

komme. Und alle Augen sind mit Liebe über die Pracht dahingegangen — meine zumeist. Alle Hände haben es streicheln und kosen wollen, — wenigen ist es vergönnt gewesen. Aber von den wenigen taten es diese zumeist.'

Er erhob beide Hände; sie waren alt und faltig und mager.

‚Wohl ihnen!' sagte der junge Mann.

‚Nein, weh' ihnen! Und weh' ihrem Eigner. Ich habe die, deren Bild du siehst, in Unehre gebracht und in den Tod gejagt.'

Der junge Herr sah verstört aus und — schwieg.

‚Und ich habe sie doch immer geliebt,' fügte Peter Bendix hinzu. Er sah den nicht mehr, mit dem er sprach. Weh', dachte er, wenn die Posaunen des Ewigen blasen. Er stand und stand, und ihm war, als habe der junge Mann, der anfangs verstummt war, zuletzt gesagt: ‚Weh' dir, Alter, wenn die Posaunen des Ewigen ertönen!' Ja dann, o dann! Wenn der Trompetenstoß zum Weltgericht über das Erdreich hallt, dann, o dann! — Und er sah um sich, und der Himmel war finster und die Donner der Hölle rollten herauf.

‚Ik glöw, dat ward ni so schlimm, dat Wetter holt sik.'

So oft der Zwischenredner hineingesprochen, war es zu Peter Bendixens Ärger geschehen. Nun aber senkte sichs wie Trost in seine Seele. Steht auch für mich im Buche des Ewigen ein Wort der Vergebung? Und wird das, was dräut, werden Wetter und Donner und Wolken vor seinem Atem vergehen? Und wird seine Sonne wieder über meinem Haupte scheinen?

Eine weiche Stimme sprach mit der knarrenden: ‚He is jung, dar smeckt de Slap so söd.'

‚Jung?' War er wieder jung? Wollte der Herr Wunder und Zeichen an ihm tun? Die wieder lebendig machen, die er getötet hatte? Ihm und ihr die Jugend wiedergeben? Die Jahre, die gewesen sind, auslöschen nnd in den Abgrund der Ewigkeit versenken? Den Tag wieder heraufführen, wo sie an der Mahlgrube standen, den Glanz seiner Sterne noch einmal über sie heraufführen? Ihnen ein Nestchen herrichten wie das Schulhaus Holle, ihr junges Glück zu bergen?

* * *

Ein wohlig Gefühl überkam ihn. Und da deuchte ihm, er sei wieder im Garten des Schulhauses, sei aber allein und mustere allein die Beete. Da hat Lotte recht. Vor den Fenstern müssen Rosen stehen, gelbe mit dem großen Samtblatt. Aber auch ein paar rote dazwischen, das wird sich gut machen. Erbsen und Bohnen kommen nach dem andern Ende hin, und die Kartoffeln nach der Koppel. Eine Tonne Roggen oder gar zwei weniger,

das muß sich helfen. Dafür schreib ich Bücher und schreibe für Zeitungen. Und das bringt leicht zwei Tonnen Roggen ein.

‚Ja, denn will ik mal rop,‘ knarrte der alte Schütt. Er saß im Erdgeschoß unter dem Bett seines Sohnes und plauderte mit Frau Richelsen. ‚Das tun Sie man,‘ entgegnete diese. ‚Bald wirds auch Zeit zum Schulhalten. Nun können sie ihn dreist aufwecken.‘

Ein schwerer Schritt kam die Stiege herauf. Auf jeder Stufe stieß ein guter Stock seinen Herrn nach, und gleich darauf saß der Alte an Peter Bendixens Bett und schalt ein bißchen ernsthaft, zur Hauptsache aber scherzhaft auf den Langschläfer. Tasso lag am Fußboden, und die Lampe schwelte.

‚Jung, Peter,‘ sagte sein Vater. Die Pfeife hatte er in der Linken (es roch nicht schön, was er rauchte), mit der Rechten putzte er sich die Nase.

‚Steist ömmer so lat op? Op Scholhaf ward dat ni gahn. Wat op'n Dörpen en richtign Scholmeister is, de schafft as en Bur.‘

Bei dem Zusammentreffen im Schulhaus war besprochen worden, daß der Alte in der nach Osten gehenden Gartenstube wohnen werde. Es müsse aber noch ein Ofen gesetzt und ein Rauchfang gemauert werden. Halb wollte Vater die Kosten tragen, die andere Hälfte wollte er gerne auf die Schulgemeinde, deren Grundstück dadurch doch auch verbessert werde, abwälzen, und sein Sohn sollte ein Gesuch aufsetzen.

Nun kam der Alte, dies zu verhindern. Er wollte überhaupt nicht mit, er wollte bei seinem Hans Jürgen bleiben und sich einen Altenteil ausbedingen.

‚Warum?‘ fragte Peter Bendix. Er mußte der Wirklichkeit hart ins Auge sehen, um an seine Jugend zu glauben.

‚Warum?‘

‚Ja, min Jung. Ik will segn, as mi üm't Hart is. Böst min goden Jong, un Lotte is min lewe Dochder, aber ik glöw, wi paßt ni tosam.‘

‚Het Lotte di wat dahn?‘

‚Dahn het se mi niks. Awer dat mit de Rosen, un denn ömmer hodütsch. Se is mi to fein. Un du, Peter, böß mi ok to fein warn.‘

‚Hest woll gans recht, Vadder!‘

‚Ik hew vör Nacht weni Slap kregn, un hew mi dat all dördacht. Un süh — dor is dat ers mit dat Smöken. Un dat is ok son Sak. Ik smök roden G., un denn kann se ni verdregen. Ik hew dat god markt, wo se de Näs trock, wenn ik mit min oln Brösel ehr to neeg keem. Un Portoriko will 't mi ni ers anwenn. Dat kann se ni verlangn.‘

Peter Bendix lachte und nickte.

‚Un denn is dat ok doch ni rech passend för mi. Twintig Minuten sönd dat wiß na dat een Dörp un ebenso wiet na dat anner. Un man

ward je ömmer öller. Un denn kenn ik de Lüd dor ok je ni so genau. Nä, denn will 'k mi lewer in min Dörp to Dod smöken.'

‚Ja, ja, Vadder, dat hest du god bedacht.'

‚Un denn, du böstn Wietlöftigen, Peter Bendix. Wakeen weet, wo lang du dor blewst. Treckst wull gar int Utland öwer de Eider or öwer de Elw. Un ik schall as son ol Wrack mit. Nä, min Jung, dor smök ik mi lewer op min egn Hofstell to Dod.'

‚Vadder, schall ik di mal wat segn? Wat min Vadder sin Sön sin Ol is, dat is en hellisch klöftigen Kerl!'

* * *

Der Vater war gegangen, es war Nachmittag geworden, und Peter Bendix wollte eben seinen Handstock nehmen, um seiner Braut einen andern Peter als den von gestern, einen neuen wiedergeborenen zu bringen, da legte der Postbote ihm ein amtliches Schreiben in die Hand, worin angefragt wurde, ob er sich um die Schulstelle zu bewerben gedenke. Für diesen Fall wurde sie ihm in sichere Aussicht gestellt.

Er las, nickte und schrieb sofort das erwartete Gesuch. Und dann ging er zuerst nach der Mahlgrube und sah eine Weile hinab. ‚Dummer, grüner Kerl, kannst lange lauern, die Lotte kriegst du nicht. Ihr Bräutigam ist vernünftig worden, er mußte sich nur mal ordentlich zusammennehmen. Und als er das getan hatte, da fand er sich als einen hausbackenen, glücklichen und zufriedenen Mann.'

‚Tropf, Tropf!' erwiderte der Grüne.

‚Und weil du Tropf, Tropf sagst und sonst nichts, einsilbig bist und daher auch, wie ich annehme, gut schweigen kannst, will ich dir noch was verraten. In ganz kurzer Zeit machen Lotte und ich stille Hochzeit.'

‚Tropf, Tropf!'

‚Aber nicht weitersagen!'

‚Tropf, Tropf!' versicherte der Grüne. Und es klang ruhig hinab und schwang sich ruhig im Granitschacht wieder herauf.

Edward v. Steinles kirchliche Wandmalereien.

Von

Alphons Maria v. Steinle.

Allen den deutschen Malern, welche im Anfange des vorigen Jahrhunderts in Italien den durch die Renaissance und das akademische Wesen abgeschnittenen Faden der christlichen Kunst dort wieder anzuknüpfen suchten, wo er abgeschnitten war, ward die Malerei an der Wand, die ‚Monumentalmalerei', das eigentlich wünschenswerteste Ziel des Strebens. In der deutschen Heimat dereinst Dome und Kirchen auszumalen, waren die Pläne, die sie von Rom zurückkehrend in die Heimat mitbrachten.

Steinle kam mit einer solchen Aufgabe betraut 1833 nach Wien zurück. Kein Geringerer als Cornelius hatte ihn gebeten, ihm bei Ausmalung der Ludwigskirche in München zu helfen und ein großes Fresko im Gurtbogen des Chores ‚Gott Vater als Schöpfer der Welt und der neun Engelchöre' zu entwerfen und zu malen.

Wie dann der Auftrag sich zerschlug, ist bekannt und braucht hier nicht weiter erörtert zu werden.* Nur soviel sei bemerkt, daß der Stil der Ludwigskirche der Malerei eine durchaus freie Ausgestaltung erlaubte, so daß, wie die ausgeführten Gemälde von Cornelius sowohl als der Entwurf Steinles zeigen, die Künstler in der Lage waren, gleich den Meistern der Sixtina ohne Rücksicht auf die Architektur malerisch und plastisch zu gestalten. Wenn heute als unzweifelhaft anerkannt wird, daß Cornelius später bei der eigenen Komposition desselben Gegenstandes sich durch Steinles Komposition hat anregen lassen, so darf bei einer Vergleichung der beiden Kompositionen nicht unbeachtet bleiben, daß der Steinlesche Entwurf eine feine Bleistiftumrißzeichnung von 1 m Breite und 30 cm Höhe ist und deshalb nur in bezug auf den Inhalt und Gruppierung mit der Corneliusschen Freske in Parallele gesetzt werden darf. Immerhin hier gab es für einen Maler noch keine imperativ durch die Architektur gesetzten Grenzen.

Anders war es schon bei der nächsten monumentalen Aufgabe, der Ausmalung der Schloßkapelle auf Rheineck. Hier handelte es sich darum, die acht rundbogigen Lünetten und zwei Vollwände eines romanischen Oktogons mit Bildern auszuzieren. Die Beschränktheit des nicht sehr hohen Raumes mußte dem Künstler sofort sagen, daß er hier mit seinen Bildern in der Tiefe

* A. M. v. Steinle, Edw. v. Steinles Briefwechsel I, S. 15 ff. Popp, Edw. v. Steinle, S. 12 ff.

nicht über die Schranken, welche dem Raum durch die Mauern gezogen waren, hinausgehen dürfe und die großen italienischen Vorbilder vergessen müsse. Bei Übersendung seiner Entwürfe an Professor v. Bethmann-Hollweg, den Besteller, schreibt er am 22. Januar 1838: ‚Was die Auffassung des Schlußbildes anlangt, so konnte ich dabei nicht umhin, Wolkenpartien, die sich meiner Ansicht nach zu sehr bei derlei Gegenständen* eingedrängt, zu vermeiden.‘

Hier war ihm noch durchaus unbewußt lediglich aus dem Gefühl des künstlerischen Taktes heraus der ihm später bei kirchlichen Monumentalbildern als Axiom geltende Grundsatz als zwingend entgegengetreten, den er in späteren Jahren in seinen Gesprächen kurz und treffend aussprach: ‚Der Maler darf dem Architekten kein Loch in die Wand malen.‘

Steinle hat Ende der sechziger Jahre in einem Vortrage, den er in kleinem Kreise hielt, sich über die Unterschiede der Wandmalereien in Renaissancekirchen und gotischen resp. romanischen Kirchen folgendermaßen ausgesprochen: ‚Die Renaissancebauten sind im wesentlichen Nachahmung der antiken griechischen Tempel.‘ ‚Der einfache griechische Tempel, welcher meist nur ein Außenbau war, konnte unmöglich einem Sinn genügen, der an hohe und emporstrebende Bauten gewöhnt war, welche einen sehr heiligen Inhalt hatten, und also auch Innenbauten sein mußten. Was blieb übrig, da man nun einmal griechisch bauen wollte? Man stellte zwei oder drei griechische Tempel aufeinander, man schachtelte das griechische Prinzip übereinander und deckte die Bauten, da schon allein das Klima keinen Außenbau gestattete, mit flachen Decken und Kuppeln ein. Sind die Kuppeln und Decken bemalt, so sehen wir zuerst große und gigantische Wolkenzüge, auf denen sich in weitester Perspektive die heiligsten Personen in starken Verkürzungen gelagert haben; auf den näheren Wolkenzügen haben sich aber die Heiligen niedergelassen und die heiligen Engel fliegen mit nackten Beinen zwischen ihnen auf und ab usw. Das Ganze macht den offenbar beabsichtigten Eindruck, als hätten sich die Decken des Baues abgehoben, als sähe man in die freie Luft, in welcher sich sonderbarerweise eine Schar Menschen auf Wolken herumtreibt. Die Malerei schafft hier wieder die Illusion des griechischen Außenbaus.‘

Im Gegensatze hierzu schildert Steinle in diesem Vortrage die innere und äußere aus dem Grundrisse hervorgehende Geschlossenheit der gotischen Bauweise mit den Worten des großen Görres aus dessen Schrift ‚Der Dom von Cöln,‘ in welchem Zusammenhange Görres auch die innere Ausgestaltung und Ausschmückung der Kirche aus dem Grundrisse der Heilslehre — der heiligen Liturgie — aufbaut. Steinle fährt fort: ‚Hier, in der heiligen Liturgie ist die immerfließende Quelle, wo sich unsere alte Kunst ihr Feuer, ihre Gedanken und deren feste Grundlage, auf welche sich ihr organischer Bau erhoben hat, geholt hat; und wollen wir wieder zu einer Kunst ohne Zwiespalt kommen, so wird das auch unsere Quelle sein müssen.‘

* Der dargestellte Gegenstand ist die Aufnahme der Personen in den Himmel, die in den Lünettenbildern als Träger der in den acht Seligpreisungen gegebenen Verheißungen dargestellt sind.

Edward von Steinle pinx.

Schneeweißchen und Rosenrot.

Für Steinle gab es, wie er in Gesprächen über Kirchenausmalung stets betonte, für Monumentalmalerei in katholischen Kirchen keine Willkür: Hier galt ihm ein durch die gesamte Jahresliturgie feststehender Kanon in bezug auf die an bestimmten Stellen anzubringenden Bilder. Wer den Künstler deshalb des Konventionalismus zeihen möchte, der müßte weiter gehen und den Kult und die Liturgie der Kirche, weil konventionell, als reformbedürftig erklären.

Steinle betrachtete diesen Kanon der heiligen Kunst durchaus nicht als etwas Erstarrtes, in der Weise Lebloses, wie es der Kanon der griechischen Kirchenkunst geworden ist, sondern verlangte allezeit, daß der Künstler seine eigene Sprache reden dürfe; er wendete in seinen Vergleichen, da er selbst viel Musik trieb, gern solche aus der Musik an und pflegte zu sagen: ‚Wie in der polyphonen Kirchenmusik der gregorianische Gesang die Grundlage bilde, so müsse in der kirchlichen Wandmalerei der Canon missae die überall durchschimmernde Grundlage sein.'* Das Wort ‚monumental' hatte für ihn einen ‚unangenehmen,' an die Renaissance ‚mit ihrer Profanierung des Göttlichen in Heidnisches' erinnernden Beigeschmack. ‚Nicht monumental, sondern auferbaulich müssen wir malen.' Und in der Tat paßt auf die Ausmalung einer gotischen und romanischen Kirche das Wort ‚Monumentalmalerei' eigentlich nicht; es ist irreführend und fordert fortwährend zu Vergleichen mit Michel Angelo und seinen Nachahmern — Cornelius nicht ausgeschlossen — heraus, die man sich in einer gotischen, ja selbst einer streng romanischen Kirche nicht denken kann, ohne daß man diese Kirche im Geiste auseinandergesprengt vor sich sehen würde. Monumental ist nur der Bau, Malerei und Bildhauerei sind nur Dekoration.

Steinles Bedeutung in bezug auf die kirchliche Wandmalerei liegt nicht in der Richtung des ‚Monumentalen' im Sinne der sogenannten großen historischen Kunst. Ob sie ihm gelegen hätte, läßt sich nach seinem Entwurf für die Ludwigskirche und seinen Fresken auf Rheineck füglich nicht anzweifeln. Ihm war später eine Gelegenheit dazu überhaupt nicht gegeben.

Sein zweiter größerer Auftrag fiel mit dem Wiederaufleben der Gotik, mit dem Wiederaufbau des Cölner Domes zusammen und seine späteren großen Aufgaben bezogen sich mit Ausnahme der Ausmalungen der Ägidienkirche in Münster und der fürstlich Löwensteinschen Kapelle in Kleinheubach auf zwei gotische und zwei romanische Kirchen. Bei den beiden Aufgaben in Münster und Kleinheubach suchte Steinle durch die Malerei Stil in die Gebäude zu bringen. Bei den anderen Aufgaben in den zwei gotischen Kirchen und der einen romanischen aber hatte er von seinem Malerstandpunkte aus zu kämpfen und teilweise bitter zu kämpfen — und hat gesiegt.

Die eine Seite des Kampfes war nach außen hin — gegen die Archaisten. Hatte er schon in Cöln, als ihm die Ausmalung der Gurtbogen des Chores übertragen war, für sein Prinzip ‚im Geiste der alten Malerei, jedoch dem Stande der jetzigen Kunstbildung entsprechend' gegen versteckte Angriffe der

* Äußerung Steinles zum Verfasser vor seiner Darstellung des jüngsten Gerichts im Dome zu Frankfurt.

Archaisten sich zu wehren, so ward der Kampf bei der Ausmalung von ‚Maria am Kapitol' und dem Frankfurter Dome ein offener und hartnäckig geführter. Steinle ging in keinem Falle von seinem Standpunkte ab, daß es ihm gestattet sein müsse, seinen persönlichen Stil anzuwenden und daß heute nicht Kopien nach Altem gemalt werden dürften. In ‚Maria am Kapitol' siegten zwar anscheinend die Archaisten, indem ihm nach Ausmalung der Ostkuppel die weiteren Arbeiten nicht übertragen wurden, aber Dr. Popp meint in seiner oben zitierten Studie von Steinles Bild in dieser Kirche: ‚Es ist angesichts dieser Leistung sehr zu bedauern, daß Reichensperger mit seinen Bemühungen, Steinle die Ausmalung der ganzen Kirche zu übertragen, gegenüber den Archaisten nicht durchdringen konnte.' Bei der Ausmalung des Frankfurter Domes hat Steinle — wohl um des lieben Friedens willen gegenüber dem von ihm hochverehrten Stadtpfarrer Münzenberger — die Gewandungen teilweise etwas archaisierend gestaltet, aber im übrigen sind die Bilder durchaus echte Steinle und dem Stande der heutigen Kunstbildung entsprechend.

Die andere Seite des Kampfes war eine innerliche. Je mehr nach und nach mittelalterliche Ausschmückungen von Kirchen unter den Tünchen wiedergefunden wurden, je mehr das wachsende Verständnis für die Gotik und die Anforderungen, welche dieser Stil an die Malerei stellte, sich verbreitete, mußte ein Künstler wie Steinle einsehen, daß mit den alten Idealen der italienischen Lehrzeit gebrochen werden müsse. Bei der Gotik war es einfach ausgeschlossen, die konstruktiven Teile des Baues als Rahmen und die zu bemalenden Wände als Leinwand zu betrachten. In weit höherem Grade als der romanische Stil fordert die Gotik, daß die Malerei nur eine Wanddekoration im höheren Sinne sei. Alle Kompositionen, welche in die Tiefe gehen, welche Luftperspektive und plastische Ausbildung der Figuren zeigen, sind ausgeschlossen. Der sogenannte große historische Stil war hier absolut unangebracht. — Es mußte alles das, was in Italien mit Begeisterung aufgenommen war, vergessen und ein neuer Stil gelernt werden, neu insofern, als es bei einem Künstler wie Steinle sich nicht um ein sklavisches Nachahmen der Alten, sondern um die Übersetzung des Geistes der Alten in die heutige Formensprache handeln konnte. Ohne weiteres war ihm klar, daß hier die Phantasie und Illusion zurückzutreten habe und daß, wie er an einen Freund schrieb, ‚nur in der Beschränkung sich der Meister zeigen könne.'

Welche Beschränkung ein Künstler wie Steinle, dem die Gedanken und Bilder nur immer zuflossen, der nicht Zeit fand, alles, was vor seinem geistigen Auge in Bildern stand, ins Bild zu übersetzen, sich auferlegen mußte, liegt auf der Hand. Aber auch hier ist er siegreich geblieben. Dabei galt der Kampf gleichzeitig in sich selbst und dritten gegenüber den Anschauungen, welche entgegengesetzter Ansicht, es für statthaft hielten, die Kirchenwände mit Staffeleibildern auszumalen, wie es in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Speyer, Remagen und unzähligen anderen Kirchen geschehen war. Es galt einen neuen Stil zu finden und zu überzeugen, daß es der richtige war. Steinle hat sich durch seine Begabung und Natur, nachdem er einmal das

Richtige erkannt hatte, nicht verleiten lassen, sich über die von ihm klar erkannten Prinzipien der kirchlichen Wandmalerei hinwegzusetzen und Historienbilder im großen Stil zu schaffen. Die Beschränkung, welche ihn auf den sogenannten großen Stil verzichten ließ, war eine bewußte, um des Zweckes willen gewollte. Daß er dabei innere Kämpfe zu bestehen hatte, zeigt klar seine Korrespondenz aus den Zeiten solcher Arbeiten. Wer sie in dem hier erörterten Sinn liest, wird sie nicht dahin verstehen, daß er selbst sich solchen Aufgaben nicht gewachsen fühlte. Im Gegenteil, je mehr er sich in den neuen Stil einarbeitete, desto mehr Freude empfand er an ihm und viele seiner späteren Profanbilder und Heiligenbilder zeigen deutlich, wie lieb er ihm geworden (z. B. ‚Das hl. römische Reich,' ‚Je länger je lieber,' ‚Der hl. Ludgerus,' ‚Der hl. Leopold,' ‚Das Ei des Kolumbus' u. m. a.) Gerade die vielen Kartons von Glasfenstern, welche er in jenen Zeiten ausführte, waren ihm die beste Schule für den neuen Stil und hier hatte er an dem tüchtigen Architekten Alexander Linnemann und dem ausgezeichnetsten Kenner des Mittelalters Peter Becker die kompetentesten Berater und Mitarbeiter.

Es ist von keiner Seite bestritten, daß Steinles kirchliche Wandbilder ‚im richtigen Verhältnisse zur Architektur stehen,' ‚richtig im Raume sitzen und dem Raume richtig angepaßt sind;' ‚daß seinen Figuren ein feiner Rhythmus von Ruhe und Bewegung innewohne, daß bei deutlichem Streben möglichster Individualisierung strenge Typik der Form vorhanden sei' — daß also im Gegensatze zu den vorhergehenden neueren Kirchenausmalungen Steinle den richtigen Stil gefunden habe. Daß sie auch ihrem Inhalte nach kirchlich streng sind, mag manchen nicht gefallen; aber das ist nicht Schuld des Künstlers.

Ein Drittes darf vor allem nicht übersehen werden. Steinle ist in bewußtem Gegensatze zu gewissen neuen Bestrebungen (wie dies nicht nur seine Gespräche, sondern auch zahlreiche Briefstellen erhärten) in seinen Typen des Heilandes, der Gottesmutter, der Apostel und Heiligen durchaus zu den Typen vor der Renaissance zurückgekehrt, Typen, die selbst ein Raffael verlassen hatte. Und das muß ihm vom Standpunkte der kirchlichen Kunst hoch angerechnet werden.

Fassen wir das Resultat des seither Erörterten zusammen, so ergibt sich als Verdienst Steinles auf dem Gebiete der kirchlichen Wandmalerei: die Überwindung eines ungerechtfertigten Archaismus, die Auffindung des richtigen Stiles für die Ausmalung gotischer und romanischer Kirchen dem Standpunkte heutigen Könnens entsprechend, vorbildliches Festhalten an den von alters hergebrachten Typen Christi und der Heiligen.

Und wenn, abgesehen von der Erbauung, welche vielleicht doch einfältige fromme Herzen vor seinen Bildern in den von ihm ausgemalten Kirchen finden, die werdende Künstlergeneration, anstatt die Kirchenausmalungen in die Hände von Handwerkern gleiten zu lassen, eine gewisse Entsagung übend, in diesen drei Punkten an Steinles Beispiel sich heranbilden wollte, dann hat er doch vielleicht auch auf diesem Gebiete, und gerade auf diesem, etwas zur Entwickelung der Kunst — wenn auch nicht der Kunstgeschichte — beigetragen.

für Maler von einem Maler.

(Nachgelassenes Manuskript Ed. v. Steinles).

Es kann für uns, da wir Christen sind, nur eine christliche Kunst geben. Ihr Ideal ist Christus, das fleischgewordene Wort Gottes. Das menschliche Leben vollkommen nach den Absichten der Erlösung eingerichtet, führt zur ursprünglichen Schönheit, in welcher wir uns die Stammeltern vor der Sünde vorzustellen haben.

Von dem Anschlusse an die Absichten der Erlösung, von dem Teilhaftigwerden ihrer Früchte ist die Schönheit des Geistes und der Seele bedingt. Die Schönheit der Seele und des Geistes aber wird sich bei jeder Individualität, trotz der mannigfaltigen Verschiedenheit der körperlichen Formen, endlich körperlich ausprägen und zwar so, daß das innere geistige Leben, welches da sucht, dem Ideale, Christus, ähnlich zu werden, sich in Ausdruck und Physiognomie äußerlich analog mit seinem Inneren zu jener Schönheit ausbildet, welche den Grundtypus der christlichen Kunst ausmacht.

Die ältesten christlichen Typen sind bestimmte Individualitäten oder Persönlichkeiten, welche vom Geiste des Ideals (Christus) durchhaucht sind.

Wenn einerseits die Schönheit in der heidnischen Kunst eine Erinnerung aus dem Paradiese, aus dem Zustande vor der Sünde ist, so ist sie andererseits, weil abgetrennt von dem Faden der Verheißung, wesentlich dämonischer Natur.

Findet der Künstler jene Formen, welche den Charakter der Erlösung tragen, nur selten, so darf dies doch kein Grund sein, das Studium der Natur zu vernachlässigen. Sein Geist und die Phantasie müssen dann ersetzen, was in der Natur mangelt. Vernachlässigt der Künstler die fortgesetzte Anschauung und ein ernstes gründliches Studium der Natur, so fällt er in einen vagen Idealismus.

Die Schönheit der Antike hat etwas unheimlich Starres, während schon die ältesten christlichen Kunstwerke bei aller Unvollkommenheit äußerer Ausbildung durchaus seelenvoll erscheinen.

Auf die Vereinigung von Form und Charakter, von äußerer Erscheinung und innerem Gepräge hat der Künstler sein Hauptaugenmerk zu richten.

Die Schönheit der christlichen Kunst besteht nicht in einer bestimmten Form, welche der allgemeine Ausdruck eines Begriffes ist, sondern in der Mannigfaltigkeit der Individualitäten, welche ihr Zentrum im Ideale, in Christus, haben. Bloße, sklavische Naturnachahmung räumt der Natur solche Gewalt über den Geist ein, daß er unterliegen muß; das wahre Streben nach der Schönheit, nach dem Ideale, und damit auch das wahre künstlerische Element hört auf und es entsteht an Stelle des Kunstwerks das, was durch das Abformen der Natur in Gips entsteht — die Leiche.

Edward von Steinle.

Von

Rudolf Klein.

Man kann die Kunstbewegung, die im ersten Dezennium des vergangenen Jahrhunderts einsetzte, und die von einigen römischen Klassizisten mit dem Namen ‚die nazarenische' bezeichnet wurde, als einen Protest gegen die gelehrte, in Doktrinarismus erstarrende Bildung des 18. Jahrhunderts ansehen. Eine mystische Unterströmung, man möchte sagen der ungebrochene, das Leben als ein Ganzes fassende, Himmel und Erde einende und darum verstehende Instinkt des Volkes, den wir in seinem unbewußten philosophischen Bedürfnis mit dem Worte Frömmigkeit bezeichnen, lehnte sich gegen die nur wenigen Gebildeten wirklich zugängliche, den Durchschnitt verflachende Schulphilosophie auf.

Auf die Malerei selbst übertragen bedeutete dies von seiten der heranwachsenden Jugend ein Auflehnen gegen die Akademie, gegen formale Gründlichkeit und Langweile. Man war das ewige Antike-Zeichnen müde, und als einer der ersten wandte sich der Landschafter Joseph Anton Koch dagegen, während die fortschrittlichen Gelehrten, gerade wie heute, die Unsummen berechneten, die jährlich für die Akademie verausgabt wurden. Bedenkt man dies, man glaubt, die Welt, die Gesellschaft und ihre Zustände hätten sich um kein Haar verändert; und doch: wie gewandelt ist das gesamte Erscheinungsbild! Die Tatsache an sich aber könnte uns wieder klar vor Augen führen, wie das Ganze in seinen Grundzügen sich immer gleich bleibt und nur die Äußerungsfaktoren variieren, die jeweiligen Exponenten der Ursumme. Und so war es denn damals wie heute im Grunde nur der Kampf zwischen Gewordenen und Werdenden, zwischen denen, die ihr Ziel erreicht hatten, als einen dunkel verglühenden Abendgipfel, und denen, die es als ein fernes Frührot im Morgenschleier der jung aufsteigenden Göttin strahlen sahen. Genauer genommen: der Kampf zwischen jenen jung Werdenden und den mittelmäßigen Nachläufern jener Gereiften; denn diese sind es, die den Fortschritt zumeist und erbittertst hemmen; jene, die nie eigentlich jung waren, während der Kampf der Jungen sich zu unrecht, wenn auch aus Übereifer erklärlich, gegen die wirklich Reifen zugleich wendet, die aus dem frühen, taufrischen Morgental unter heißem Ringen bewundernswürdig den Kamm überschritten. So scheint uns heute der Zug der damaligen Jüngsten gegen Goethe so lächerlich, wie gegen seine auf Mittelmäßige übertragene, ausschließlich klassizistische Lehre berechtigt: verwandt dem Angriffe, der heute gegen Böcklin und seine unberufenen Nachahmer gerichtet wurde, in dem man seine Gegner recht gut die

Kotzebues unserer Tage nennen könnte. Und ähnlich ist's und bleibt's mit den Einwendungen, den damaligen wie neuerlichen, gegen die Antike selbst: sie ist der ewige Pol, zu dem wir immer wieder streben, der aber nur dem Wachsenden als führendes Leuchtfeuer gelten kann; dem Schulmeister wird er zum verderblichen Irrlicht.

Das erkennen wir selbst am Streben (das nicht von unsicherem Tasten frei) jener jungen Nazarener: anfangs schworen sie — unter Overbecks Führung in Wien — nur die Antike ab und beriefen sich auf Raffael, um dann sehr bald auch diesen, an der Hand der Riepenhausenschen Entdeckung der Primitiven, gegen Giotto, Masaccio, Fra Angelico einzutauschen: bis Peter v. Cornelius, der geistig Stärkste im Bunde, mit seinem Blick, der Eisen glühen zu machen schien, die Formenkraft der Antike und der Renaissance wieder in den gleichen Tigel schmolz. — Man wandte sich also, unter Görres' kritischer Leitung, von dem einmal aufgestellten Vorbild der Antike ab, der deutschen und italienischen Früh-Renaissance zu; und zwar nicht etwa nur aus religiöser Schwärmerei, vielmehr aus dem tiefwurzelnden Bedürfnis nach erneutem Naturstudium, das man in den Werken jener Zeit mit Recht unverkünstelt wieder zu erkennen glaubte: es setzt jene Bewegung ein, der man später in England und bis auf unsere Tage nachwirkend den bedeutungsvollen Namen Präraffaelismus beilegte, während die bei uns nur an ein paar Jahrzehnte gebundene Strömung (leider nicht zu solcher Kraft erstarkt wie in England, weil doch mehr in der Abhängigkeit ans Vorbild befangen als im eigenen Volkstum fußend) sich mit dem anfangs spöttisch gemeinten Namen ‚Nazarener' begnügen mußte. Darum erklärt sich schon, daß ihre Vertreter zum Teil den religiösen Gehalt ihrer Werke bewußter und lehrhaft-ausschließlicher in ihr Schaffensgebiet aufnahmen, als es für eine die Zeit überdauernde Kunst angebracht ist, so daß heute selbst jene unter uns, die dem Geistigen und Religiösen in der Kunst durchaus freundlich gegenüberstehen, anerkennen und zugeben müssen, daß auf unser Empfinden die Werke aus dem Nazarenerkreis — und das geht auch besonders unseren Edward von Steinle an — die wirkungsvollsten sind, die nicht aus der religiös-lehrhaften Absicht entstanden; jene, in denen Herz, Gemüt und froher Sinn eines frommen, aufrichtigen und tiefen Menschen das Leben fühlten und im Bilde festhielten: also nicht die Werke des Bußpredigers, vielmehr die des Romantikers Steinle. Auf alle Fälle aber beruht ein Wert der nazarenischen Malschule darin, daß sie einer Verjüngung der Kunst zum Durchbruch verhalf. Und bedeutungsvoll ist, daß höchstwahrscheinlich die englische präraffaelitische Bewegung von Deutschland aus ihren Anstoß erhielt: die von den Gebrüdern Riepenhausen angefertigten Zeichnungen nach Giotto und Masaccio waren es wohl, die in einer Vervielfältigung jenen in die Hände gerieten und zum Aufbruch nach Florenz, das bis dahin als Kunststadt kaum ein Italienfahrer (selbst Goethe nicht) berücksichtigt hatte, anregten, wie ferner Mardox Brown sich durch den Anblick von Overbecks ‚Magnifikat der Künste' in seinen Bestrebungen bestärkt fühlte. Nur

daß dieſe Engländer zum Vorteil ihrer Schule das Naturſtudium und Artiſtiſch-formale an der Hand der früh-florentiniſchen Vorbilder gründlicher nahmen, während es den ſchwärmeriſchen deutſchen Jünglingen im Kloſter von San Iſidoro, angeregt durch Wackenroders ‚Wanderungen eines Kloſterbruders‘ und Tiecks ‚Sternbald‘ doch mehr auf die prophetiſche Begeiſterung ankam; ſo daß man ſchließlich aus der ſchädlichen Winkelmannſchen Verſtiegenheit ſchnurſtracks in eine neue rannte. Wer nicht katholiſch war, wurde es: ein Zeichen, wie viel man (und das trifft vor allem die Literaten Tieck und Schlegel; die Literaten, die ſo häufig zum Rattenfänger für die Maler wurden) auf Äußerlichkeiten gab und nach der anfänglichen Revolte gegen akademiſchen Drill und akademiſches Schema nun romantiſcher Bequemlichkeit verfiel und das Studium des Modells ziemlich vernachläſſigte. Davon hielt ſich im Grunde allein der leider viel zu früh verſtorbene Hamburger Philipp Otto Runge frei, der ſein ſeeliſch-romantiſches Bedürfnis bis ans Ende mit ſtrengſtem Naturſtudium paarte, ſo daß er als einziger in der Tat berufen war, die chriſtliche Kunſt in eine neue, natur-ſymboliſche Phaſe überzuleiten; wie überhaupt der Hamburger Kreis in dieſer Zeit mit Wasmann, Janſen, Oldach, Rohden dieſes Ziel ſtrenger verfolgte. Unſere eigentliche Nazarenergruppe, durch den Lübecker Overbeck in Wien begründet, dann in Rom, aus verſtreuten Elementen zuſammengezogen, ſollte ſich zu einer eigentlichen rheiniſchen Schule mit ihrem Hauptſitz in Frankfurt a. M. ausbilden. Es war im Jahre 1810, daß Overbeck mit Franz Pforr, einem jungen Frankfurter, nach Rom pilgerte, der, bruſtkrank, nur vier weitere Jahre leben konnte; neben Runge vielleicht einer der beklagenswerteſten Verluſte für die deutſche Kunſt, da, nach einem kleinen Bilde im Städel-Muſeum zu urteilen, Pforr weitaus die feinſte, koloriſtiſche Begabung der Zeit war. 1811 kam dann Cornelius nach Rom, 1815 die beiden Schadow und Veit, 1818 Schnorr, 1827 Führich und 1828 unſer Edward v. Steinle. Und die Ausmalung der Caſa Bartholdy, des damaligen deutſchen Konſulats-Gebäudes, begann, mit der jene Bilder entſtanden (jetzt in der Berliner Nationalgalerie), von denen ab man (abgeſehen davon, daß ſie eine Wiederbelebung der Frescomalerei bedeuteten) eine neue Epoche der deutſchen Malerei rechnen zu können glaubte. Wir ſtehen dieſem Werke, das wir mit ähnlichen alten unmöglich vergleichen können, ziemlich kühl gegenüber.

Overbeck war das eigentliche nazareniſch-italieniſierende Haupt dieſer Schule; Cornelius, der intellektuell ſtärkſte, der nach tranſzendenter Typik für ſeine Monumentalkunſt ſtrebte, ſteht im Grunde einen Schritt abſeits, Führich und Steinle aber ſind die im Gefühl wärmſten und deutſcheſten. Und das trifft, ich ſagte es ſchon in bezug auf Steinle, nicht ſeine unbedingt religiöſe Kunſt, vielmehr ſeine Märchenbilder und ſonſtigen Schöpfungen. Hier iſt er ſelbſtändig und reicht zwei großen Nachfolgern, die ohne ihn nicht zu denken wären, die Hand: dem Monumentalmaler Rethel und dem Romantiker Schwind. Seine erſte größere Arbeit war der ‚Gottvater‘ in München, zu der ihn Cornelius als Mitarbeiter bei ſeinen Kirchenbildern veranlaßt hatte. Dann wurde

ihm der Auftrag zur Ausmalung der Schloßkapelle auf Rheineck zuteil, und er entwarf in Bälde Illustrationen zur ‚Nachfolge Christi'.

Schon als Kirchenmaler unterscheidet ihn aber, obgleich sein Bestes auf anderem Gebiet liegt, ein Auffallendes von Overbeck, dem eigentlichen Nazarener: an Stelle der vielen und vom Künstler bevorzugten weichen Rundungen der Form tritt eine strenge Gradlinigkeit, die weit mehr auf eigene Naturbeobachtung als auf Anlehnung an italienische Vorbilder weist, und in einem Grade, der hin und wieder über den sonst entschieden kräftigeren, einheitlicheren Führich hinausgeht, dessen Faltenwurf sich doch fast ausschließlich im raffaelitischen Linienfluß hält, so stark und eigen, männlich, dieser Nazarener sonst im Gefühl war. Aber nicht nur die freie Formbeobachtung, der strenge Linienfluß der Gewandung, Eigenschaften, die im Verein mit dem Motivreichtum an Bewegungsmomenten (und unser Künstler war von spielender Erfindungsgabe) alle Keime zum Monumentalmaler enthalten, auch die originelle und realistische Beobachtung der Typen fällt selbst in diesen Bildern auf, während sie auf seinen weltlichen Kompositionen — man beachte die ‚Märchenerzählerin' — von geradezu außergewöhnlicher Mannigfaltigkeit, Grazie und unbeschreiblicher Innigkeit ist. Um aber in diesem Bezuge bei den Kirchenbildern zu bleiben, so nehme man einige der für die Schloßkapelle zu Klein-Heubach ausgeführten Entwürfe aus dem Marienleben; z. B. Mariä Geburt, und bemerke hier den Ausdruck des dienenden Gesindes. Bei dem ungleich markigeren Führich sind die Typen nicht annähernd so mannigfaltig und so individualisiert, obgleich Mensch und Landschaft bei Führich weit mehr nach Dürerscher Art zusammenklingen. Führich war wie Dürer ein monumentaler Tafelbildmaler, während Steinle, trotz seiner im Grunde lyrisch-weichlichen Natur, die Anlage zur den Raum groß disponierenden dekorativen Wandmalerei in sich trug, mit manchmal, um einen neueren zu nennen, einem leichten Anklang an Puvis de Chavannes. Es scheint mir deshalb doch nicht angebracht, den Künstler auf diesem Gebiet so streng abzulehnen, wie man das neuerdings tut. Wobei durchaus zugegeben sein soll, daß er nicht sein Bestes und unbedingt Vollendetes als Kirchenmaler geleistet hat. Edward v. Steinle war vielleicht die vielseitigste Natur unter der Nazarener genannten Malergruppe, und diese reiche Anlage ist ihm nicht unbedingt zum Heile geworden. Auf keinem Gebiete lebte er sich ganz aus. Hielt sich für einen religiösen Monumentalmaler und gab doch, beinahe wider seinen Willen, in der Märchenillustration sein Bestes, weil er ein gefühlstiefer Fabulierer war, voll scharfer Lebensbeobachtung; Qualitäten, die ihn dann wieder dazu befähigten, auf diesem Gebiet ausschließlich wirkende, wie M. v. Schwind, koloristisch nicht selten zu überflügeln, und in der Wandkomposition einen auf eigener Erfindungsgabe basierenden Motivreichtum zu entwickeln, der anderen, hier hauptsächlich und vielleicht mit mehr Geschick tätigen, versagt blieb. Wenn sein weiches lyrisches Naturell es war, das ihm in der Wandmalerei im Wege stand und ihn in mehr als zulässigem Grade in der Anlehnung befangen erscheinen

läßt, so ist dies doch auch auf einen Mangel an allgemeiner malerischer Kultur in Deutschland zurückzuführen; denn ganz verwandte Eigenschaften sind es schließlich, die das Wesen jenes eben genannten Franzosen, Puvis de Chavannes', und seine Reize ausmachen. Auf alle Fälle bemerken wir in seinen religiösen Kompositionen eine besondere Fähigkeit der Raumgliederung und Gruppenverteilung, die nur selten mit unbedingt übernommenem Material arbeitet. Es sei hier noch auf seine Physiognomik hingewiesen, seinen Marien-Typus: er wirkt in seiner ätherischen, asketischen Keuschheit wie eine Mischung von Fiesole und Raffael, nicht selten verzärtelt, aber dann auch wieder voll eigenen Lebens: fast glaubt man einen rheinischen Gemütszug in ihm wiederzuerkennen. Dieses Lebenswarme steigert sich in einigen Madonnenbildern derart, daß man selbst die weichliche Ölmalerei vergißt; und der Künstler erreichte als Ölmaler nicht die Vorzüge seiner Aquarelle. Es ist der Madonnentypus, der fortan in der rheinischen Schule, in den Werken der Deger, Ittenbach, Müller mit mehr oder weniger Erfolg, fortleben sollte. Weniger freundlich stehen wir allerdings heute in solchen religiösen Kompositionen Steinles den männlichen Gestalten gegenüber, wofern es sich um Heilige handelt: sie sind in ihrer weichlichen, unmännlichen Art, denen jede Spur innerer Kämpfe fehlt (die dünn nachfühlende Abstraktion eines Dogmas, nicht einer kräftig gelebten Lehre) die wahren Filzpantoffel-Asketen im Schlafrock. An der Blutleere dieser Typen erkennt man eine Eigenheit der Zeit; nämlich daß das Leben dieser Leute, das rein und fromm war, sich so gründlich unterschied von dem der Renaissancemaler, ja selbst dem der malenden Renaissancemönche, deren Frömmigkeit nicht ohne einen Zug von Heiterkeit und Freudigkeit. Das Lehrhafte verdarb diesen Epigonen das Schönste am Glauben, das Gesunde am Leben und das Natürliche in der Kunst.

Von weit einwandfreierer Wirkung jedoch als diese teils auf eigener Lebensbeobachtung beruhenden, teils aus epigonischer Abstraktion konstruierten Figuren sind einige Entwürfe, die uns nach der formalen Seite hin interessieren und uns ein weiteres Stück von des Künstlers Begabung enthüllen und dadurch erkenntlich machen, wie in den Kirchenbildern Zug um Zug auftaucht und wieder verschwindet, nicht auf einmal die ganze Art zum Durchbruch kommen konnte. Es sind Entwürfe, die sich mit der Darstellung von Engeln befassen, und somit, da es sich um abstrakte Wesen handelt, die einen gänzlichen Verzicht auf Realität zuließen, den Künstler vor jeder Zwitterbildung bewahrten, seiner formschaffenden Phantasie freien Lauf ließen. Und es entstanden Schöpfungen an formaler Kraft und Gliederung so einfach und stark wie seine Märchenbilder an holder Innigkeit zwingend: ich denke vor allem an jenes Blatt: Engel erlösen Schmachtende aus dem Fegfeuer in der Schloßkapelle zu Kleinheubach und dann auch noch an einen der Engel aus dem Kölner Domchor. Der erste Entwurf, eine dreigegliederte Gruppe, ist von stärkster Vereinfachung und Konzentration und läßt an die schwere Ruhe des Lineaments denken, wie wir ihn auf Rethels wenig umfangreicher Komposition sehen: Verbrecher von

der Justitia verfolgt. Es ist etwas Giotteskes in Steinles Konturlinien, doch ohne die peinliche Anlehnung anderer Entwürfe, und gemahnt dann durch seine persönliche Weichheit wieder an Puvis de Chavannes. Wie es um die Farbe steht, können wir leider nicht beurteilen, da wir das Blatt nur aus der Reproduktion kennen. Die Engel des Kölner Domchores, die vorwiegend im linearen Umriß interessieren, sollen jedenfalls weichlich, unpersönlich im Kolorit sein. Doch ist einer von ihnen, der schwertziehende Michael von entschiedener Größe und statuarischer Ruhe. Und wenn wir schon an dieser Stelle einen Augenblick Halt machen wollten, kommen wir zu der Erkenntnis, es in Steinle mit einer Persönlichkeit zu tun zu haben, wie es an innerem Reichtum wenige in der ersten Hälfte des Jahrhunderts gab, noch weniger aber in der zweiten: ein Blick auf Uhde z. B. müßte uns ihn als den unbedingt reicheren erscheinen lassen, während Uhde nur der von der Zeit begünstigtere ist.

Durchaus selbständig ist der Künstler in den 41 Blättern aus der im Städel-Museum aufbewahrten Josephine und Anton Brentano-Stiftung; sie sind teils religiösen, teils symbolischen Inhaltes, und einige sind Illustrationen zu Märchen und Legenden. Wohl das stärkste von diesen ist die Kommunion der hl. Elisabeth. In einen roten Mantel gehüllt, der das sie umfließende Goldhaar bis zum Saume verbirgt, kniet die Geläuterte vor ihrer Berghöhle, während blaue Dämmerung die Tiefe erfüllt, um aus den Händen eines aus lichten Höhen sanft in grün-goldenem Gewande herabschwebenden Engels die Hostie zu empfangen. Das Antlitz der Heiligen ist von Memlingscher Feinheit: es ist die durch Buße zur Einkehr und Gottseligkeit gelangte Sünderin, deren Reiz durch Leiden und Verklärung noch erhöht wird. Und der Engel bedient sie mit jener rücksichtsvollen Hoheit, die der Bußfertigen gebührt. Würdig reiht sich diesem Blatte ‚Die Beweinung' an, eine Komposition von einfacher monumentaler Wirkung. Nur drei Töne, fast zart wie in einem japanischen Druck: auf zartgelbem Felsen hebt sich die Gruppe gegen graublauen Abendhimmel ab. Marias Gewand hat die Farbe des Himmels und nur um einen Ton heller sind das Kopftuch Marias, der Leichnam, das Leichentuch des Herrn; auf dessen Zügen sanfter Friede steht. Kraftvoll und voll schlichter Größe ist auch ‚Christi Leichnam im Grabe von einem herabschwebenden Engel beweint.' Besonders gut ist der Ausdruck des Schmerzes im Kopfe des Engels. Zu diesen Entwürfen einfachen und monumentalen Stils, die von zartester Empfindung durchzittert sind, gehört auch ‚Christus nächtlicherweile mit seinen Jüngern wandelnd' und die ‚hl. Elisabeth,' koloristisch wie im Ausdruck gleich vorzüglich. Desgleichen das Blatt ‚Nikodemus und Joseph von Arimathäa.' Zarter und von feierlichem Ernst ist das Blatt ‚Christus im Gespräch mit Nikodemus.' Es ist von farbigem Reiz. Die rote Mütze des Nikodemus gegen den Wandbehang, neben dem Blau des Gewandes und dem Braun des Mantels stehen schwermütig ernst neben den zarten fast verklärten Tönen des in lichte Gewänder gehüllten Herrn. Eine geheimnisvolle Stimmung herrscht im Raum, die noch erhöht wird durch die Schatten der Figuren auf der Wand. — Einen

besonderen Platz nehmen ferner die beiden Entwürfe zu den Gemälden ‚Madonna della fontana' und der ‚hl. Lukas' ein, das erste in Wien, das zweite im Besitz des Königs von England. Beiden Bildern eignet ein mehr weltlicher Zug; sie standen augenscheinlich unter Patenschaft von Titian und Palma sowohl der rauschenden, sinnlichen Farbe wie der Auffassung nach. Die Madonna ist hier nicht die überirdische Immaculata, ist ein göttliches Weib von hinreißender Anmut und Reinheit wie bei Titian und Murillo. War in diesen Entwürfen innerlich ein Übergang zum Weltlichen zu konstatieren, so rein gegenständlich in dem auch koloristisch äußerst wirkungsvollen ‚Der Großpönitentiar,' der in feuerrotem Ornat mit schneeweißem Haar über den Sündenbekenntnis stammelnden Jüngling sich beugt. Und dann das wie für ein mittelalterliches Gedichtbuch entworfene Blatt ‚Je länger, je lieber,' auf dem eine Jungfrau einen Strauß bindet, so anmutig und voller Liebreiz, als ob ein Minnesänger sie ersann und dazu der Sinnspruch: ‚jhe lenger jhe lieber ich bin allein, denn trev und wahrheit ist worden klein.' Teils kraftvoll, teils intim sind auch die ‚Jahreszeiten,' ferner Bilder wie der ‚Türmer,' der ‚Geiger.' Es ist die Romantik unserer mittelalterlichen Städte, die sich zu ergreifender Weise auf den Saiten des Instrumentes sammelt, das der hoch über den in Abenddämmerung sinkenden Gassen und Plätzen, einsam im Turmfenster lehnende Jüngling spielt. Und der ‚Türmer' weckt in uns allein durch die Art seines im Fensterkreuz Verschlungenseins so stark das Gefühl eines zwischen Himmel und Erde Schwebenden, daß man glaubt, er reiße sich im nächsten Augenblick wie ein segelnder Falke los.

Über den Rahmen der religiösen Bilder hinaus zielen mit ihrem Streben nach Monumentalität die Entwürfe für das Wallraf-Richartz-Museum zu Köln. Sie sind gewiß nicht Steinles wirkungsvollste Arbeiten, doch es scheint mir nicht angebracht, sie derart abzulehnen, wie es z. B. neuerdings Josef Popp in seiner scharfsinnigen, an kühler Objektivität so wohltuenden, aber vielleicht doch manchmal zu weit gehenden Monographie getan hat. Gewiß stehen auch wir auf dem Standpunkt, daß die einzigen Werke von bleibendem Wert jener Richtung und Epoche die Kaiserfresken Rethels zu Aachen sind. Sie kann man, wenigstens zeichnerisch, an den größten Werken der Vergangenheit messen. Dem Werke Steinles wird man aber nur gerecht, so man's an seiner Zeit mißt; und da muß man denn sagen, daß vor Rethel außer Steinle keiner eine Figur derart natürlich in der Bewegung zu erfassen und darzustellen vermochte und daß das Beste an den Kölner Entwürfen direkt als Vorstufe Rethels in diesem Sinne anzusehen ist, während es uns falsch scheint, diese Arbeiten auf den Standpunkt Kaulbachs zurückschrauben zu wollen. Von dessen schwulstiger Überladenheit und Stockwerk-Komposition ist Steinle stets fern gewesen. Die Kölner Entwürfe Steinles sind gewiß nicht vollendete Monumentalkunst, enthalten aber alle Keime zu einer solchen, was Raumdisposition, Gruppengliederung und Linienfluß an Gewandung und Geste angeht, nur daß manche der Figuren diesem wohl in der Anlage, nicht aber in der Wucht der Ausführung entsprechen, sodaß man sich die Komposition eben-

sogut in kleinem Maßstabe vorstellen könnte und es den Bildern am Mittelpunkt eines einheitlichen Vorganges fehlt, der denen Rethels die ungeheure dramatische Größe verleiht. Zudem waren die Vorwürfe von verschiedener Qualität und nicht alle gleichmäßig für eine monumentale, d. h. eine das Zeitliche schon nach der stofflichen Seite hin überdauern sollende Komposition geeignet, so daß der ‚Römische Epoche' genannte, diesen Ansprüchen seiner rein gegenständlichen Abgeklärtheit wegen schon am nächsten kommt, während der die ‚Neueste Zeit' behandelnde unsere Bedürfnisse nach dieser Richtung am wenigsten befriedigt. Und doch bekundet gerade er des Künstlers freien, unvoreingenommenen Blick, denn außer dem werdenden Menzel hatte wohl noch keiner das moderne Kostüm und Leben für eine große Komposition derartig verwendet. Man darf nicht vergessen, daß damals die schlimmste Kostümmalerei und Theaterpose einsetzte. Diese Bilder sind frei von den überladenen Figurenbündeln, wie wir sie auf den Werken Carstens, Genellis, Kaulbachs, ja selbst noch auf Feuerbachs ‚Amazonenschlacht' finden; und erinnert uns gerade der letzte Entwurf in seiner Art, das moderne Leben für eine Wandmalerei zu verwerten, an die Arbeit eines neuesten Frankfurters: an Böhles leider nicht ausgeführten Karton für den Römer, in dem dieser das Leben der Mainschiffer in episch erzählender Breite behandelt.

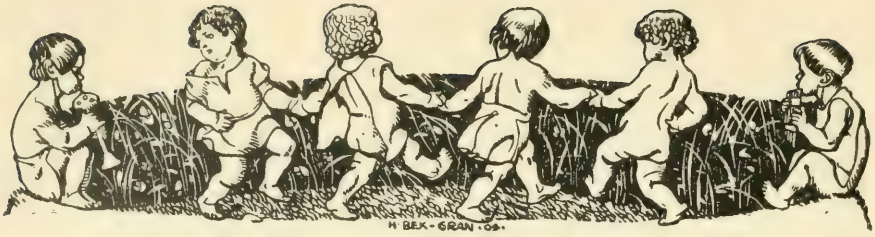
Eine wirkungsvolle Arbeit monumentalen Stils, die (wie die in formaler Beziehung vorhin als einen Höhepunkt bezeichnete Engelkomposition aus Kleinheubach) aus einfachster Gliederung stärkste Konzentration ermöglichte, ist das Blatt ‚Dante liest Beatrice vor'. Die Figur und Pose des lesenden Dante ist ein wenig frauenhaft weich, aber die Gruppe der sich aneinander schmiegenden Frauen rechts direkt wie eine Vorahnung Feuerbachs dasteht, an edler Strenge und Linienfluß. Jedenfalls ist dem Werk nichts Nazarenisches eigen, eher schon steht es dem Geiste der englischen Neu-Präraffaeliten, der Schule Burne-Jones nahe: ein Beweis für die Vielseitigkeit in des Künstlers Anlage, der nur der sichere Pol in einer Zeit des Suchens fehlte.

Und zum Schluß nun noch ein Wort über den eigentlichen Romantiker Steinle, den Illustrator von Legenden und Märchen, der, wie sein Nachfolger Schwind, noch heute unseren ungeteilten Beifall hat, und dessen Blätter in keinem deutschen Hause fehlen sollten. Hier trägt nicht sein Verstand lehrhaft-dogmatisch vor, hier bricht sein Lebensgefühl, das ihn schon in den religiösen Bildern zu der über das Nazarenertum hinausgehenden Individualisierung befähigte, unbehindert durch, wie die klangvolle und sehnsüchtige Stimme eines die herrlichsten Weisen beherrschenden Troubadours, der in Maiennächten bei Lindenduft und Mondscheinzauber seinem Instrument die schmerzlich-süßen Töne von Gottseligkeit und Liebe entlockt; und wir, die von allzu vielen Kulturen Übersättigten, laben uns an ihm, wie am Lautersten, das unser Volkstum hervorbrachte: Rittertum, Frauenliebe, Waldesrauschen, Vogelsang klingt aus ihnen und eins der herrlichsten heißt: ‚Wer das Glück hat, führt die Braut heim.' Ein stolzer Ritter führt die lieblich an seinem Halse hängende Braut,

hoch zu Roß, von Gnomen bergan geleitet durch den mächtigen Tann, zwischen dessen Stämmen man auf hohem Felskamm die Burg ragen sieht. Sie hält einen frischen Zweig in der Hand, er das Schwert. Er schaut seinem Glück und Schicksal fest ins Auge, sie läßt sich tragen vom Gefühl und hängt in süßer Zuversicht mit sanftem Taubenherzen an seiner geharnischten Brust. Und um sie her schießt blauer Fingerhut und wuchern die Farne und durch eine Lichtung schimmert der regenbogen-überspannte Himmel. Und wie die Technik des Vortrags dem Blatte angepaßt ist: es ist mit einem Mal etwas Heraldisches, Krauses im Linienfluß, im Gegensatz zur früheren Gradlinigkeit und man stellt es sich in Farben vor von der tiefen und leuchtenden Transparenz eines Glasfensters. Und wie intim er auf anderen die Landschaft erfaßt, die Ranke einer dornigen Rose oder den glatten, grauen Schaft eines Buchenstammes.

Und dann die heimkehrende Genovefa. Oder Schneewittchen und Rosenrot, die vorwitzigen, erstaunten Mädchen, die dem langbärtigen Zwerg in seinen Nöten zuschauen, diese rechten Märchenkinder. Und der Müller Radlauf! Und schließlich sei nicht vergessen, daß Edward v. Steinle ein ganz vorzüglicher Portraitist war, der zwar, wie alle damals, trocken in der Farbe war, aber von Geschmack in der Auffassung und scharf charakterisierender Zeichnung. Es sei an die Portraits seiner Töchter erinnert, an das der Frau du Fay, Bilder, die wir auf der Jahrhundertausstellung sahen, und an das des Kupferstechers Kappes, das im Städel hängt. So daß wir noch einmal resümieren möchten: nur zur Hälfte gehörte dieser Künstler dem Nazarenertum an, und nicht mit der besseren Hälfte seines Wesens. Aus seinem schlichten und unbeirrten Naturempfinden steigerte er das Nazarenertum zur Vorstufe der Monumentalität eines Größeren, Alfred Rethels, und war selbst in seinen eigensten Tiefen ein Romantiker, ein Malerpoet, ein Legenden-illustrator, den mittelalterlichen Miniaturisten gleich, dem es nicht vergönnt war, seine vielseitige und reiche Anlage in einer Zeit unklaren künstlerischen Wollens einheitlich zu entwickeln und reifen zu lassen.

Steinle fec.



Die Heilpädagogik im Ganzen der Erziehungsarbeit.[1])

Von

Otto Willmann.

Es gehört zur Signatur unserer Zeit, daß sich Vertreter gleicher Bestrebungen und Interessen zusammenschließen und in Versammlungen, Tagungen, Kursen die sie verbindenden Angelegenheiten behandeln. Meist sind es Berufsgenossen, welche von dieser freiesten Form der Assoziation Gebrauch machen; unser Unternehmen aber hat das Besondere, daß es Vertreter verschiedener Berufe vereinigt. Sind ja doch in dem Lehrkörper und der Hörerschaft unseres Kurses alle Fakultäten vertreten: Die Theologie, die Rechts- und Staatswissenschaft, die Medizin, die Philosophie. Aber auch alle Kategorien von Schulen sind vereinigt: Die Hochschule, die uns eine Reihe von Dozenten stellt, das Gymnasium, welches uns diese schönen Räume zur Verfügung gestellt hat, die Volksschule, die uns ihre Nebenanstalten öffnet und deren Lehrerschaft, geistliche und weltliche, männliche und weibliche den Saal füllt.

So kann man unserm Unternehmen, so bescheiden es sonst ist, eine gewisse Universalität zusprechen, und diese rührt von der übergreifenden Natur der beiden Begriffe her, die ihm den Namen gegeben haben: Heilen und Erziehen, beide von großer Spannweite, die sie in ihrer Verbindung nicht einbüßen. Sie gehen in ihrer Entwicklung von verschiedenen Gebieten aus, aber wenn man die Begriffe sich auswachsen läßt, so treffen sie sozusagen in der Mitte zusammen. Das Heilen hebt vom physischen Dasein an, aber schiebt sich in die sittliche Welt vor; das Erziehen umgekehrt hat in diesem seinen Schwerpunkt, aber in jenem mehr als eine seiner Voraussetzungen. Heilen ist zunächst: heil machen, und heil als Eigenschaftswort hat die Grundbedeutung: ganz, vollständig; das Heilungsbedürftige ist gleichsam zerbrochen, defekt, und die Gesundheit bringende Heilung gibt zugleich Ganzheit; der gesunde Mensch ist der ganze Mensch, und der ganze Mensch ist das Augenmerk der Heilkunst. Aristoteles sagt: Die Heilkunst ist die Gesundheit, d. h. der in

[1]) Vortrag gehalten in München am 15. Juli 1908 zur Eröffnung des ‚Fortbildungskurses für Heilpädagogik und Schulhygiene', veranstaltet von der süddeutschen Gruppe des Vereins für christliche Erziehungswissenschaft. Der Wortlaut des Vortrags wird in dem im Spätherbst erscheinenden Berichte abgedruckt werden, dessen Verleger L. Auer, Donauwörth, unserer Vorausnahme zustimmt.

ein System von Regeln sich entfaltende Zweckgedanke des Gesundseins.[1]) Er selbst war ebensowohl Arzt wie Philosoph, ein Asklepiade. Die alten Ärzte verehrten ja heilende Götter und ärztliche Weise als ihre Ahnherrn. Sie kannten ebensowohl die wiederherstellende Heilkunst als die die Gesundheit sichernde, und die Diätetik tritt schon bei Hippokrates auf. Das griechische θεραπεύειν, woher unser: Therapie, besagt: pflegen, hegen, fürsorgen für Kranke und Gesunde. Die Gesundheit faßte aber die älteste Heilkunde zugleich als moralische, die Alten nennen die Leidenschaften πάθη, passiones animae, also Krankheiten; sie dehnen das Heilen auf das Ermahnen und Strafen aus. Die Weisungen der antiken Moralisten zur Bekämpfung der Leidenschaften und Affekte sind die älteste Form psychischer Heilpädagogik. Aber auch von heilender Belehrung ist die Rede; als intellektuelles Heilen bezeichnet Aristoteles das Berichtigen von Irrtümern[2]) und Plato erklärt die Bildung als die Heilkraft der Seele.[3]) Hatte doch schon ein altägyptischer König auf die Bücherei von Theben die Inschrift gesetzt: Heilanstalt der Seele.[4]) Aber der Arzt als Weiser, als Tröstender, Vorschriftgebender, Zuchtübender, Belehrender, gehört ja nicht bloß der grauen Vergangenheit an; auch der heutige erinnert sich, daß heil ganz ist und wirkt auf den ganzen Menschen ein.

So wächst das ursprünglich physische Heilen in das Erziehen hinüber. Die Erziehung ist die fürsorgende, regelnde und bildende Einwirkung gereifter Menschen auf die Entwicklung werdender, um diesen an den Lebensgemeinschaften und den sie begründenden Gütern Anteil zu geben.[5]) Ihr Schwerpunkt liegt im geistig-sittlichen Gebiete, aber schon ihr Name deutet auf ihr Ausgehen vom physischen hin. Das Erziehen ist nach dem Ziehen, Aufziehen, also Wachsenmachen, Pflegen genannt. Fürsorgende Pflege ist der Anfang der Erziehung, und erst später gesellt sich ihr die regelnde Zucht und die überliefernde und bildende Lehre. Wenn aber über letzteren Betätigungen die physische Fürsorge vernachlässigt wird, so rächt sich das immer. Es ist unvergessen, wie in die zum Teil verstiegenen Lehrpläne der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts das Mahnwort eines Arztes wie eine Bombe einschlug: Der Aufsatz Lorinsers ‚Zum Schutze der Gesundheit in den Schulen', 1836, womit der Einführung des Turnunterrichts und mittelbar der Schulhygiene vorgearbeitet wurde, die nun zu einem Literaturzweige angewachsen ist.[6]) Von der die Gesundheit erhaltenden Erziehung ist nur noch ein Schritt zu der heilenden oder dem Heilen durch Erziehung. Das Band aber, welches Heilen und Erziehen zusammenhält, ist der gemeinsame Begriff der Fürsorge.

[1]) Metaphysik VII, 7.

[2]) Metaphysik IV, 5: ὁ ἔλεγχος ἴασις τοῦ λόγου.

[3]) Definitionen p. 416: παιδεία δύναμις θεραπευτικὴ ψυχῆς.

[4]) Diod. I, 49: ἰατρεῖον ψυχῆς.

[5]) Die Ausführung dieser Definition wird in dem Ersten Jahrbuche des Vereins für christliche Erziehungswissenschaft 1907, S. 1—39, gegeben.

[6]) Eine gute Übersicht über ihre Materien gibt der Art. Schulgesundheitspflege von Direktor Hergel in Loos, Enzyklopädisches Handbuch der Erziehungskunde Bd. II.

Die Fürsorge für den Nachwuchs teilen mit dem Menschen viele Arten der Tiere, und sie ist in einem Instinkte der Lebewesen angelegt. Die menschliche Fürsorge für das junge Geschlecht wird zur erziehenden, wenn sie dessen Zukunft ins Auge faßt, und sie untergreift die Zucht und die Bildung, welche ebenfalls für die Zukunft ausstatten wollen. Aber ihr gesellt sich schon in primitiven Epochen eine in die Vergangenheit blickende Fürsorge: die für die Alten, Gebrechlichen, Hilflosgewordenen; später tritt die für die Verlassenen, Verwaisten dazu. Die Nichtvollsinnigen dagegen bildeten in alter Zeit mehr ein Problem als einen Gegenstand der Fürsorge. Aristoteles bemerkt bei der Charakteristik der Sinne, daß Blinde der Einwirkung zugänglich seien, während das für Taubstumme nicht gelte;[1]) von Schwachköpfigen sprechen die alten Physiognomiker öfter, aber schon die Bezeichnung derselben als ἀφυεῖς, d. h. die ohne Naturgaben, zeigt, daß man sich nicht Mühe gab, sie geistig zu beleben, wozu man Naturgaben als unerläßlich ansah.

Erst das Christentum gab, indem es die Übernatur erschloß, den Mut, die Natur zu ergänzen; und nun greift die Fürsorge für die Defektausgestatteten und die Unterwertigen Platz. Das Heilandswort an die Mühseligen und Beladenen, die Weisung an die Apostel, Menschen zu fischen, sind nicht ohne Frucht geblieben. Das Heilen erhöhte sich zum Heilbringen, zum Heiligen; heil und ganz gilt nun der Mensch erst, wenn er das Heil erlangt hat. Die christliche Caritas hat alle Betätigungen der Fürsorge zu einer Einheit verknüpft, vertieft, geweiht; das Liebeswerk umfaßt die Alten, die Kranken, die Armen, die Verlassenen, die Gefährdeten, und als Erziehungswerk zieht es auch die Defekten aller Art in seinen Kreis, die Ärmsten der Armen, in denen das Ebenbild Gottes von dichten Schleiern verhüllt ist. Die altchristliche Zeit machte den Anfang; der hl. Laurentius wies, als man ihm die von ihm verwalteten Schätze abforderte, auf die Krüppel und Kranken hin, als den Schatz der Christengemeinde; die Letzten waren zu den Ersten geworden. Das Mittelalter ging mit umfassenden Gründungen von Spitälern, Zufluchtshäusern, Rettungsanstalten vor, und von Brüderschaften und Orden, die sich den Liebeswerken aller Art widmeten, und diese Bestrebungen haben sich in der Zeit Lauf erhalten, erweitert und immer neue Formen gefunden. Auch Weltkinder räumen ein, daß auf den Werken der christlichen Caritas ein Schmelz liegt, eine Weihe ausgegossen ist, welche das bloß humanitäre Wirken nicht erreicht. Doch wollen wir nicht unterschätzen, was die weltlich gerichteten Jahrhunderte des Humanitätsideals zu unsern Bestrebungen beigesteuert haben. In der Renaissanceperiode wirkte der Antrieb, Erfindungen zu machen, schwierige Probleme zu lösen, mit. Aus den älteren Berichten und Schriften über Taubstummunterricht, der bekanntlich zuerst durch den spanischen Mönch Piedro de Ponce um 1570 in Angriff genommen wurde, liest man dieses Motiv heraus. Auch bei den Anfängen der Blindenerziehung, die Valentin Haüy um 1784 machte, wirkt der Reiz, das scheinbar Unmögliche möglich zu machen, mit. Die Schulreform des 18. Jahrhunderts mit

[1]) Vom Sinne und dem Sinnlichen 1; Eudemische Ethik VII, 14.

Edward von Steinle pinx.

Vom Rhein und dem Müller Radlauf.

ihrem Bestreben, die Brauchbarkeit der Menschen zu erhöhen, förderte auch die Hilfsschulen für Nichtvollsinnige. Der patriotische Aufschwung zu Anfang des 19. Jahrhunderts wirkte weiter fördernd. Heute arbeiten caritative, humanitäre, patriotische, kulturpolitische Motive einträchtig zusammen; Kirche, Staat, Gesellschaft, Schule haben Interesse für jene Verschränkung des Heilens und Erziehens in unserm Gebiete gewonnen und vielfach betätigt.

Die Schriften zur Heilpädagogik treten zunächst vereinzelt auf; mit ihrer Einreihung in das System der Erziehungslehre geht zuerst Vinzenz Milde, Erzbischof von Wien, vor in seinen Werken: ‚Lehrbuch der allgemeinen Erziehungskunde' 2 Teile 1811—13 und in dem Auszuge desselben 1821. Er stellt für die Entwicklung der Anlagen die vier Aufgaben hin: dieselben zu erhalten, zu unterstützen, ihre Gebrechen zu beheben und zur Selbstbildung anzuleiten, und führt diesen Gesichtspunkt durch die Erörterung der physischen, der intellektuellen, der Gefühls- und der Willensanlagen durch, womit er sowohl der Hygiene als der Heilpädagogik ihre Stellen anweist. Die Darstellung wird allerdings dadurch steif, schematisch, aber es bleibt ein Verdienst Mildes, diese Erweiterung des pädagogischen Systems vorgenommen zu haben. Zwangloser behandeln die einschlägigen Fragen Dursch und Palmer; jener in seinem Buche ‚Pädagogik oder Wissenschaft der christlichen Erziehung auf dem Standpunkte des katholischen Glaubens' 1851, letzterer in seiner ‚Evangelischen Pädagogik' 1852 in dem Abschnitt: ‚Das evangelische Rettungswerk', ein treffender Ausdruck für die Heilpädagogik.

Bei der Verschiedenheit der Aufgaben der Heilpädagogik ist sporadisches Auftreten ihrer Zweige und ist Arbeitsteilung bei ihrer Durchführung naturgemäß; aber es darf ihr Zusammenschluß in der allgemeinen Erziehungslehre nicht ausbleiben, und es soll die Arbeitsteilung in der Werkvereinigung ihren Abschluß finden. Der moderne Wissensbetrieb neigt nur zu sehr zur Aufteilung der Wissensgebiete, und es kann nicht nachdrücklich genug die Zentrierung der Sektoren, die sich dabei ergeben, empfohlen werden, wie ich dies in einem Vortrage in der Leogesellschaft: ‚Arbeitsteilung und Werkvereinigung beim Betriebe der Wissenschaft'[1] getan habe; in unserm Falle bedarf es solcher Mahnungen nicht so dringend: Die Einzelarbeit drängt hier zu sichtlich auf Zusammenschluß hin, als daß es zu ihrer Verzettelung kommen könnte; gerade die Verschiedenheit der Gaben und der Geber macht eine Sammelstelle notwendig. Zur Heilpädagogik steuern ja bei: Der Priester und der Arzt, der Soziolog und der Naturforscher, der erfindende Methodiker und der erprobende Praktiker; jeder muß von dem Andern wissen, lernen, und sie würdigen, und das kann nur geschehen, wenn ein Rahmen zusammenfaßt, was jeder einzuzeichnen, eine Scheuer aufnimmt, was er geerntet hat. Das kann aber nur die Lehre von der Erziehung, die allgemeine Pädagogik sein.

Wenn ihr die verschiedenen Arbeitsgebiete der Heilpädagogik die Einheit danken, so zahlen sie diese Wohltat mit reichen Zinsen zurück. Diese

[1] Abgedruckt in der ‚Kultur' 1907 Heft 3.

Gebiete gleichen Kolonien, welche das Mutterland durch ihre Produkte bereichern. Schon der Umstand ist von Wert, daß es für ein pädagogisches System einen Prüfstein bildet, ob es zur Kolonialpolitik fähig ist, d. h., ob sich die Mannigfaltigkeit der heilpädagogischen Bestrebungen ihm eingliedern läßt, und dabei versagen nicht wenige Erziehungstheorien. Die naturalistische wird dem ethisch-religiösen Elemente, der Herzwurzel der Heilpädagogik, nicht gerecht. Der Naturalismus ist immer egoistisch, der Heilpädagog dagegen ist durch und durch Altruist, wenn man diesen frostigen sprachwidrigen Ausdruck auf sein liebendes Walten anwenden darf. Aber auch eine intellektualistische Pädagogik versagt, indem sie das physische Element zurückstellt und die Willensbildung unterschätzt. Eine solche hat für die Schulhygiene und die Wirkung auf den Geist durch den Körper keinen Fußpunkt — aber auch keine rechte Stelle für die Willensbildung. Dem Heilpädagogen liegt aber alles daran, sich des Willens des Zöglings zu versichern; ihm ist das Lehren kein Wissenmachen, sondern ein Wecken des Willens durch geistige Mittel. Er ist Voluntarist und bleibt davor bewahrt, in der Kopfarbeit stecken zu bleiben. Auch eine rationalistische Pädagogik zeigt sich unzulänglich, welcher die Religion nur als Beiwerk gilt. Die Heilpädagogik weiß den Glauben als die ursprüngliche Grundlage alles Idealen zu würdigen; sie ist darauf angewiesen, auf die Wurzeln des Menschentums zurückzugehen, mit den Kräften zu arbeiten, die von Anbeginn unser Geschlecht zivilisiert und kultiviert haben. Der tiefsinnige Naturforscher Fechner hat den Ausspruch getan: ‚Nimm das Gebet aus der Welt, und es ist, als hättest du das Band der Menschheit mit Gott zerrissen, die Zunge des Kindes gegenüber dem Vater stumm gemacht.‘ Und wir können umgekehrt sagen: Lehre den Stummen beten und du wirst das Band am sichersten knüpfen, das ihn auch mit der Welt verbindet.

So sieht sich die Heilpädagogik auf eine Erziehungstheorie hingewiesen, welche, die Einseitigkeiten hinter sich lassend, dem ganzen Menschen und der ganzen idealen Güterwelt, der ihn die Erziehung zuführen soll, genug tut.

Aber auch vielfache Anregungen und Belehrungen kann die Erziehungs- und besonders die Unterrichtslehre der Heilpädagogik entnehmen. Es fällt von dieser ein Licht auf manche Bildungsmittel, die wir neben andern aufzuzählen pflegen, ohne uns zu vergegenwärtigen, was alles in ihnen eingeschlossen liegt, und was ihnen die harte Arbeit des Heilpädagogen abgewinnen kann. Wenn man liest, wie der Blindenunterricht die Musik zur Belehrung des Gemütes verwendet, wird man an die antiken Anpreisungen des Bildungsgehaltes dieser Kunst erinnert, die uns übertreibend erscheinen können, sich aber hier bestätigen. Welche Bedeutung gewinnt nicht die Schreibkunst für den Unterricht der Defekten! ‚Bildungsfähig—schreibfähig‘ lautet einer unserer Programmpunkte. Die Sprachlehre gewinnt ein ganz anderes Ansehen, wenn ihre Kapitel als Stockwerke erscheinen, welche der Taubstummlehrer mühselig und vorsichtig der Reihe nach erklimmen muß. Das vollsinnige

Kind faßt in gewissem Sinne zugleich in der Lautlehre, der Wort- und Formenlehre und der Syntax Fuß; der Volksschullehrer hat bei ihm ein unbewußtes Können als Hinterlage des Unterrichts; er findet lockeren Boden bei dem Einsenken der Sprachlogik in den kindlichen Geist. Der Taubstummlehrer dagegen steht vor hartem Gestein, er muß jedes Würzelchen betten; er muß nicht nur üben und gewöhnen, sondern auch verhüten, daß der Schüler sich im Unvollkommenen verfestige und er muß abgewöhnen, was sich hemmend einschleicht.[1]) Dabei fällt auf das formelle Element der Sprachlehre, zu dessen Unterschätzung so viele neigen, ein bedeutsames Licht; die Sprachlogik kommt überraschend zur Geltung. Es ist allbekannt, daß der Lautierunterricht, diese Wohltat der Elementarschulen, ein Ableger der Taubstummenmethodik ist; die Pflege der Phonetik in der Schule ist vorzugsweise Taubstummlehrern zu danken. Der Anschauungsunterricht hat in den Hilfsschulen eine Ausbildung erhalten, welche allen Schulen zugute kommt; der Arbeitsunterricht, dessen Bildungswert man mit Recht betont, ist zuerst in Rettungsanstalten organisiert worden. Welche Gelegenheit der Heilpädagog zur Selbstzucht hat, in der er allen andern Lehrern vorbildlich werden kann, wird in dem Schlagwort: Erziehereigenschaften in unserem Programm angedeutet. Bei jeder Anwandlung von Ungeduld sollte sich der Lehrer im Geiste in eine Hilfsschule versetzen, und er würde seinen Gleichmut wiederfinden. Die Hilfsschule ist die Hochschule für die Geduld.

Die Heilpädagogik sucht herauszubilden, was von Anlagen sie in dem Zöglinge findet, aber sie trägt auch Sorge dafür, ihn in die menschliche Gesellschaft hineinzubilden; sie hat ein individuales und ein soziales Augenmerk, verbindet also von vornherein zwei Gesichtspunkte, welche die Erziehungstheorien oft genug auseinanderfallen lassen. Sie ist, unbeschadet ihrer Fürsorge für den einzelnen, Sozialpädagogik. Sie ist es nicht in dem Sinne einer antiken oder einer Fichteschen Staatserziehung, ebenso wenig in dem Sinne eines exzessiven Nationalismus, der nur auf Züchtung von Nationsgenossen ausgeht, sondern in dem Sinne der Mitarbeit an den Bedürfnissen des Gemeinlebens, und sie verschränkt sich dabei mit anderen Arbeiten für das Wohl und Heil der Gesellschaft. Die Erziehung der Blinden und Schwachsinnigen muß sich fortsetzen in sozialer Fürsorge für beide Klassen. Bei beiden Gebrechen kommt aber zugleich die Prophylaxe in Betracht, welche Sache der Gesellschaft ist. Wir werden von Herrn Schaidler hören, daß 60 Prozent der Blinden bei rechtzeitigem Einschreiten sehend geblieben wären. Bekannt ist, daß eine weiter zurückliegende Quelle der Blindheit der Kinder Unzucht und Geschlechtskrankheiten bilden, eine Quelle des Unheils, welchem der Alkoholismus verschwistert ist, der besonders schwachsinnige Progenitur verschuldet. In diesem Betracht, ist die Heilpädagogik ein ernster Mahner, welcher der Gesellschaft ein erschütterndes Wort zuruft: Degeneration! Es muß ihr eine weit- und tief-

[1]) Es sei darüber verwiesen auf den instruktiven Artikel ‚Die Grundlagen der modernen Taubstummenbildung' von Karl Baldrian in Wien in dem schon angeführten Jahrbuche.

greifende prophylaktische Betätigung der Gesellschaft zur Seite treten, es müssen den Heilpädagogen die Volksfreunde die Hand reichen, und es sollten beide die ausgiebigste Förderung durch die Behörden finden. Ein Hauptkontigent für die Anstalten für Defekte geben die unglücklichen und unschuldigen Sprößlinge von Trunkenbolden und Wüstlingen. Da sollte der Heilpädagogik eine heilende Kulturpolitik, aber eine durchgreifende, das Prävenire spielen. Die öffentliche Gewalt ist ja doch nicht hilflos gegen Trunksucht und Unzucht, zum allermindestens sollte sie die letztere einigermaßen eindämmen und wenigstens die Reizmittel dazu unnachsichtig und unbeirrt durch das Geschrei der Rückständigkeit beseitigen. Könnte man dem Ursprunge so manchen blinden oder schwachsinnigen Kindes nachgehen, so würde man bei den Stätten des Lasters anlangen und bei der Schmutz- und Schandliteratur, bei der voraussetzungslosen Kunst, und bei den schamlosen Schaustellungen, welche jenen Stätten Besucher zuführen. Mit dem Schilde der schönen Kunst sucht man die schmutzige Spekulation auf die Sinnlichkeit zu decken; die echte Kunst wird sich dazu nicht hergeben, und zwei andre Künste, die Heilkunst und die Erziehungskunst, erheben ihre warnende Stimme. Nächst der Heilkunst kann sie Aufschluß über *Degeneration* geben. Hier hat sie nicht zur Geduld zu mahnen, sondern die allzugroße Geduld der Behörden zu bannen.

Der Libertinismus unserer Zeit bleibt bei der Förderung des Lasters nicht stehen, sondern kämpft auch gegen den Hort des sittlichen Geschlechtsverkehrs, gegen die *Ehe*, die *Familie* an. Die Familie, das Haus ist auch ein Hort der Heilpädagogik. Ihre Anstalten suchen in engerem oder entfernterem Anschlusse das Haus nachzubilden; der Vater- und der Muttername sind für die Ärmsten der Armen ein Anker der sittlichen Bildung in noch ganz anderer Weise als für normale Kinder; eine Familie schwebt dem Anstaltslehrer als der Hafen vor, in dem die Fahrt seines Zöglings den besten Abschluß findet. Man möchte wünschen, daß die Gegner der christlichen Ehe auch nur einen Blick in die Welt würfen, in der die Heilpädagogik arbeitet: sie würden von ihrem Wahne geheilt werden, der ebensowohl aus Unwissenheit, als aus Herzlosigkeit stammt.

Unser Gebiet ist so recht angetan, gegen moderne Verirrungen *immun* zu machen, und die Tagesphrasen in ihrer Nichtigkeit erkennen zu lassen. Heut wird der *Kampf ums Dasein* als das Agens aller Kultur gepriesen. Nun, der Heilpädagog kämpft auch um das Dasein, aber nicht um sein eigenes, sondern um das seiner Anvertrauten. Er läßt es sich gefallen, daß die auslesehaltende Natur ihn selbst leiblich ausgestattet hat, aber er dankt es ihr dadurch, daß er sich der bei der Zuchtwahl Übergangenen annimmt. Für die Darwinianer ist das ein törichtes Treiben, aber ihre Weisheit — können wir mit dem Schriftworte (I. Kor. 3, 19) sagen — ist Torheit vor Gott, und zufügen, Torheit auch vor der Menschenvernunft.

Vom *Übermenschen* ist heut alles voll, von dem Prachtexemplare der Menschheit, das auf dem Umwege eines Volkes gezüchtet werden soll.

Die Begeisterung für dieses modernste Idol kühlt sich etwas für den, welcher mit Untermenschen zu tun hat, mit defekten Exemplaren, die er nach Kräften dem Normalmenschen anzunähern, in Reih und Glied zu stellen sucht. Er hat in die Abgründe der Degenerationen hineingeblickt, er weiß, daß jene wahnschaffene Anschauung selbst ein Erzeugnis der Degeneration ist, und das kann in ihm den Wunsch nach einer Heilpädagogik für die degenerierte Philosophie wecken.

Aber nicht bloß gegen die krassen Verirrungen immunisiert die Heilpädagogik, sondern auch gegen manchen ungesunden Hang. Ihre Vertreter, des Heilens beflissen, werden selbst von manchem Irrtum geheilt. Vor dem sittlichen Ernst ihrer Erziehungsarbeit, welche alle Willenskraft in ihren Dienst fordert, kann der schwächliche Mystizismus einer monistischen Weltanschauung nicht bestehen. Mit dem All-Einen, dem Unfaßbaren, das alles in sich schlingt und aus sich gebiert, würde der Heilpädagog nicht weit kommen. Er hat nicht Zeit, im Unbegreiflichen zu versinken, weil er zu viel anzugreifen und zuzugreifen hat. Er kann nur die christliche Mystik brauchen, welche der sinnenden Beschauung die tätige Liebe gesellt und durch eine wie immer geartete Askese den Willen stärkt und die die Selbstzucht zur Frucht hat.

Rüstiges Tun ist die Signatur des Heilpädagogen, und es fließen ihm dafür genug Quellen der Kraft. Nicht die geringste ist die Allgemeinheit, mit welcher heute seine große Aufgabe in Angriff genommen wird. Wir werden von den verschiedenen Formen der Jugendfürsorge, der Hilfsschule, der Defektenerziehung hören, wie sie in den europäischen Ländern aufgetreten sind, und von dem Austausche der Erfahrungen und Einsichten, der Platz gegriffen hat. Die Heilpädagogik ist ein internationales Werk geworden, ein Gebiet des friedlichen Wettstreites der Nationen und Staaten. Sie ist aber auch ein interkonfessionelles Werk, und das ist bei der leider so vielfach eingetretenen Entfremdung der Konfessionen noch freudiger zu begrüßen. Wenn in erfreulicher Weise in der Pädagogik überhaupt der konfessionelle Gegensatz zurücktritt, so in der Heilpädagogik im besondern. Wie in einer Fuge setzen die Stimmen ein, bald aus diesem, bald aus jenem Lager erklingend, und es werden aus den Lagern Chöre. Ich müßte die Geschichte der Heilpädagogik vorführen, um das zu belegen, ich kann aber hier nur den Wunsch aussprechen, daß sie einmal von diesem Gesichtspunkte dargestellt würde, eine der christlichen Erziehungswissenschaft würdige Aufgabe. Daß aber hier der Glaubensstreit schweigt, hat darin seinen Grund, daß auf unserem Gebiete die Liebe allein spricht. Sie hat die Ärmsten aus ihren dunklen Winkeln hervorgezogen, sie hat ihnen lichte, große Häuser gebaut und sie durchwaltet diese mit ihrem Sonnenschein; die Liebe, sagt das Apostelwort, ist geduldig, gütig, sie erträgt alles, sie glaubt alles, sie hofft alles, die Liebe hört nimmer auf.

Ästhetische Kultur.

Gedanken zur Ausstellung ‚München 1908'.

Von

Konrad Weiß.

So wäre das stillose Jahrhundert hinter uns. Mit dem Beginn des 20. Jahrhunderts fangen wir an, Stil zu haben. Die ersten Schritte wenigstens sind getan. Fällt uns Voraussetzungslosen wohl der große Stil zu, den unsere Väter vergeblich suchten?

Denn kein Jahrhundert hat sich mehr um Stil bemüht als das vergangene. Schon nach dem Barock entwich das innere Leben der Architektur erst langsam, dann immer schneller. Das Kunstgewerbe, das im Rokoko seine genialsten Triumphe feierte, vor allem als Ausstattungskunst, hatte sich in seiner exzessiven Ausgelassenheit den Tod geholt. Die toten Naturkopien und klassischen Reminiszenzen, die nachher kamen, konnten die Wiederbelebungsversuche in Zopf, Empire und Klassizismus nur zu einem frostigen Scheinleben aufgalvanisieren. Bei der noch fortdauernden Vormachtstellung der Architektur verkennen die gewerblichen Gegenstände ihr Eigendasein und werden Miniaturarchitekturen; sie folgen im Übermaß einem architektonischen oder plastischen Prinzip. Die Zeit der naiven künstlerischen Entwicklung, die Natur, Dasein, Zweck zu Grundlagen hat, war vorbei. Zwar hieß es gleich nach dem Rokoko zurück zur Natur — es war ja die Rousseauzeit — aber noch mehr ging die Orientierung nach der Antike. Es beginnt eine intellektuelle Kultur, der Ideen im Anfang des 19. Jahrhunderts, nachher des Verstandes. Ideen regieren die Massen, Revolutionen erschüttern die Stände und machen sie gleich. Man verbreitet Aufklärung, kämpft um Menschenrechte. Das reine Menschentum erblickt man in einem klassischen Ideal. Aber eine zweite Renaissance sollte nicht gelingen. Je mehr der Verstand vom Baum der Erkenntnis der vorbildlichen Kunst genoß, desto schneller entfloh das künstlerische Leben. Und als man nach der Mitte des 19. Jahrhunderts jede Kunst nachbilden konnte, mußte man erkennen, daß man tote Gebilde in Händen hatte. Kunstgeschichte und Ästhetik, die Gesetze des Schaffens enthüllend und zerfasernd, hatten sich den übrigen Wissenschaften angereiht. Hatten sie, und zwar je historischer und korrekter sie wurden um so mehr, die naturwüchsigen Kunstkeime erstickt?

Inzwischen hat sich das Antlitz der menschlichen Kulturstätten verändert. Die Stadt, das Haus ist ein ganz anderer Organismus geworden. Die Maschine ist eingezogen und der Ingenieur Herrscher geworden. Die Maschine

hat die Kunſt der Hand und der ſtillen Werkſtatt getötet, die Teile mathematiſch reguliert, die Zierformen ſchematiſiert oder glattgehobelt. Der Ingenieur baut die Monumente menſchlicher Größe, nicht mehr Kirchen und Paläſte, ſondern Brücken, Hallen, Zweckbauten. Die Technik iſt die Gebieterin der Zeit und ihr untergeordnet das Handwerk. Und wie ſie nun oben ſieghaft ſteht, da regt ſich allerſeits neues künſtleriſches Leben. Sollte ſie der Kunſt einen neuen Boden geſchaffen haben, nicht in Ruinen, ſondern auf den vollen Märkten des Menſchenverkehrs?

Das iſt die neue Wahrheit: Die äſthetiſche Kultur, wie ſie auf der Ausſtellung ‚München 1908‘ eine erſte durchgehende Verkörperung gefunden hat, ruht auf einem genauen Gegenſatz gegen alles hiſtoriſche Wiſſen und Formen, auf der Arbeit der Maſchine und dem Zweck des Bedürfniſſes, auf Urformen, wie ſie aus dem Materialſinn der Gegenwart erwachſen. Dieſer Rückſchlag iſt ſchon nicht mehr rückſichtslos oder abſichtlich, wie der Jugendſtil war. Er gibt ſich ganz ſelbſtverſtändlich mit künſtleriſcher Unbekümmertheit, ja Sicherheit. Es handelt ſich nicht mehr um ein Programm, vielmehr iſt das Programm bereits in die Tat umgeſetzt. Wir leben hier nicht mehr in Erinnerungsformen, ſondern in Sach- und Daſeinsformen. Wir ſind von lebendigen Geſtalten, mit echtem Material wie Knochen und Muskeln umgeben, nicht von hiſtoriſchen Koſtümen. Der Tiſch, der Stuhl, ſie laden ein zum ſitzen und Platz nehmen; ſie mimen nicht Stil, erzählen keine Geſchichte. Wenn ſie etwas erzählen, ſo iſt es vom Gedanken des Technikers, der Hand des Arbeiters, vom Baum der Herkunft und dem Werdegang durch die Maſchine.

Schönheit, wenn ſie hier iſt, ſo iſt ſie nicht mehr die durch Traditionen geweihte und verbürgte, ſondern praktiſch vorhandene. Sie hat keinen Außenwert, ſondern Innenwert. Aber iſt in Material und Technik bereits Schönheit? Van de Velde, der Vorkämpfer, und andere Kunſtgewerbler fanden im vollendeten techniſchen Werk vollendete Schönheit. Der techniſche Gedanke in ſeiner Ausführung iſt ſchön, iſt künſtleriſch. Es iſt für das Kunſtgewerbe ſo bezeichnend, wie es ihm heilſam war, die intellektuelle Freude am Gelungenen zu verwechſeln mit der äſthetiſchen Freude am Geſtalteten. Das Kunſtgewerbe ſoll aber nur mit einem Fuß im praktiſchen Leben ſtehen, mit dem anderen in der idealen Scheinwelt, in der die Phantaſie ihre Schlöſſer baut und ihre Gebilde formt. Jene in knappe Form gezwängte Nützlichkeit iſt etwas anderes als das freiſchwebende Element, das, ſo innig es in den Körper gebannt iſt, ihn doch nur als Hülle benützt, und das in der Vielheit der Formen ähnlich, ſich zu der Harmonie äſthetiſcher Kultur verdichtet.

Drei Dinge ſinds, die den Stil als Kulturdokument bilden: Sachform, Künſtlerindividualität und Zeitgeiſt.

Man wirft oft den Stilverſuchen des letzten Jahrhunderts Charakterloſigkeit vor, das iſt hier Reſpektloſigkeit vor Material und Sachform und Mangel an Individualität. Man darf aber nicht vergeſſen, daß die klaſſiſchen und romantiſchen Stilnuancen eben wegen ihres, wenn auch unoriginal ausgeprägten

Ideengehaltes und ſogar noch die ſpäteren Jahrzehnte, da man die Stile weniger aus idealem Drang denn aus erworbenem Nachahmertalent periodiſch abhaſpelte, Zeitdokumente ſind, die uns einſtweilen noch menſchlich näher ſtehen und beſſere Zeugen ihrer Schöpfer ſind als die Werke der vorbildlich großen Kunſt, zu der uns nicht mehr die ebene Bahn des allgemeinen ähnlichen Zeiterlebens, ſondern nur der hohe Flug der künſtleriſchen Einfühlung, zu dem die Kraft erworben werden muß, trägt. Unſere Väter hatten dieſe Kraft und erhielten ſie in ſteter Übung. Sei es drum. Sie verloren aber den Boden unter den Füßen. Mühſam mußte er wieder erkämpft werden. Jetzt aber haben wir ihn. Sehen wir zu, daß auch der Zeitgeiſt eingefangen werde, — ſo viel er wenigſtens von ſeinen allzu materiell gebundenen Kräften als Überſchuß an eine ideale Kunſt abgeben kann.

Unſer Wunſch nach Stilerhöhung darf auf freudiger Anerkennung des gelegten Fundaments gründen und es iſt den Schöpfern des neuen Kunſtgewerbes nicht zu nahe getreten, wenn wir den höheren Kulturwert des Zeitdokumentes in den erſten geſchaffenen Formen, in den Anfängen des neuen Kunſtgewerbes noch nicht erkennen wollen. Wenn wir das Gefühl haben, die Geſtaltung müſſe naturgemäß und ſelbſtverſtändlich, wie geſchehen, anfangen, ſo iſt in dieſem Stadium der Entwicklung das Verdienſt der Schaffenden nicht geſchmälert. Wir ſind noch ſtark in den Anfängen, und wie auch hier aller Anfang ſchwer war, hat die Verirrung des überwundenen Jugendſtils bewieſen.

Wie ſelbſtverſtändlich klingt die Forderung, daß die Sache dem Material entſprechend gearbeitet ſein und dem Zweck ihrer Beſtimmung zu allererſt genügen müſſe! Und doch vergleiche man nur einen gedrechſelten Stuhl der alten Mode mit dem neuen Sitzmöbel in ſeiner einfachen, kräftigen und handlichen Form, um den zweckmäßigen Fortſchritt zu erkennen. Ohne ſchmückende Zutaten entſteht aus Material und Zweck die Form. Die Sachform iſt das Gerippe der neuen Kunſt, Sachform von der Architektur bis zum kleinſten Gebrauchsgegenſtand. Und ſelbſt der hohen Kunſt gibt der Zweck Rückhalt und Charakter, der Plaſtik tektoniſche Beſtimmtheit, der Malerei die Größe und den Zuſammenhalt der Wandfläche.

Das eigentliche höhere und feinere Weſen einer modernen Stileinheit aber, das dieſe Stilmomente in ſich einigt, wird mit dem Worte Raumkunſt ausgedrückt, Raumgeſtaltung jeder Art. Dies iſt wohl die Eigenart der neuen Kunſt, und unterſcheidet ſie von anderen Perioden gewiſſermaßen als Zeitſtil. In anderer Art, nach plaſtiſch-architektoniſchen Prinzipien, war das Barock Raumkunſt, während z. B. in der Gotik das raumbildende Moment ganz zurücktritt. Die neue Raumkunſt erſchließt und umſchließt den Raum durch rhythmiſche, in Linie und Farbe harmoniſch abgewogene Flächen. Dieſes Neue iſt ſeinen Schöpfern nicht als unerwartetes, willkommenes Geſchenk infolge der Vereinfachung der Möbel in den Schoß gefallen, ſondern iſt eine künſtleriſche Frucht des Zweckgedankens.

Das Hauptfeld dieſer Kunſt iſt demnach die Wohnung, das Zimmer. Das Möbelſtück iſt wie die Wand nicht nur Selbſtzweck, ſondern vor allem raumbildendes Mittel, Träger einer intimen Raumſtimmung. Die Renaiſſance- und Barockformen mit ihrem repräſentativen Charakter waren das weniger. Sie hatten vielmehr architektoniſche und plaſtiſche Eigengeſetze, waren mehr bildneriſch als flächig betont. Die Ornamente vollends der klaſſiziſtiſchen Nachahmungen waren mißverſtandener Selbſtzweck. Dazu tritt nun die neue Zimmerkunſt mit ihrem flächigen, linearen und farbigen Charakter in Gegenſatz. Damit geht die Wirkung nicht mehr ins Repräſentative, ſondern ins Intime. Denn auch die Farbe hat nicht mehr bloß dekorativen Wert, ſondern iſt in möglichſt naturwahren, ſtofflichen Nuancen ein harmoniſches Band. Linie und Farbe bilden klare Rhythmen, die durch keine naturaliſtiſchen Blumen an Decke und Wänden geſtört werden; die Wände ſind entweder in ſtimmunggebende, unaufdringliche Farbe gekleidet oder haben Tapeten mit ſtiliſierten Rhythmen. So tritt der Raum geradezu in genau abgegrenzte und doch durch Rhythmen gelöſte frei ſchwebende, vergeiſtigte Erſcheinung. Er verdichtet ſich an bevorzugten Plätzen, ſondert den Lieblingswinkel heimlich ab, gibt dem Zimmer Sinn und Bedeutung. Man fühlt dieſes neue Element der Wohnungskunſt, wenn man z. B. ein Zimmer Gabriel von Seidls mit einem ſolchen von Richard Riemerſchmid vergleicht. Dort lebt noch die Erinnerung an die früheren Formen, die Größe, Prunk, Öffentlichkeit repräſentierten. Dieſe öffentliche Repräſentation gibt den Dingen gleiche Bedeutung, macht große Welt. Der moderne Menſch ſondert aber ſeine Häuslichkeit von der Öffentlichkeit ab, baut ſich eine eigene kleine Welt. Darum verſchmäht er die objektiven Formen der Größe und will in ſeinem Heim den ſubjektiven Geiſt des Beſitzers verkörpert ſehen. Als Mittel dient ihm mehr die Stimmung als die Form.

Ohne Zweifel, wir haben eine neue ſtilvolle Raumkunſt. Nennen wir nur die ausgezeichneten Arbeiterhäuſer mit Einrichtungen von Riemerſchmid, die vielen ſchönen Eß-, Wohn- und Schlafzimmer der ‚Deutſchen Werkſtätten für Handwerkskunſt‘, der ‚Vereinigten Werkſtätten für Kunſt im Handwerk‘, der Schöpfungen von Bruno Paul, Karl Bertſch, Adelbert Niemeyer, Richard Berndl, Horſt von Zedtwitz, der Lehr- und Verſuchsateliers für angewandte und freie Kunſt W. von Debſchitz und H. Lochner u. a. m.

Daß die neuen Aufgaben aber ſchon durchweg reſtlos gelöſt wären, kann man nicht ſagen. Vielfach fällt, ſei es aus Pedanterie, die um jeden Preis Technik und Materialechtheit zeigen will, ſei es aus Unvermögen, aus den ſchlichten Formen und Farben den Raum zu komponieren, das Maſchinenmäßige auf. Wo die Raumharmonie fehlt, bleibt die glatte Formkunſt nicht ſelten nüchtern und ohne Phantaſie. Sie macht dann, wo die Maſſe nicht in Formen aufgelöſt iſt, einen klobigen und klotzigen Eindruck. Auch die Farbe erhält manchmal etwas Senſationelles und Giftiges und zerreißt den Eindruck durch Vordringlichkeit, ſtatt ihn diskret zu verſtärken.

Andererſeits iſt die neue Raumkunſt durchaus nicht ohne jede Tradition. Vielfach holt ſie ihre Anregungen, allerdings nicht immer glücklich, aus der Innenkunſt unſerer Großväter, dem Biedermeierſtil. So erſcheint das raffinierte Zimmer, das Thomas Theodor Heine entworfen hat, mehr als Gipfelpunkt dieſer vergangenen, denn als ſtarkes Anfangsglied der neuen Formkunſt.

Die neuen Zimmer ſind im Gegenſatz z. B. zu Seidls Räumen oder der antiquariſchen mittelalterlichen Empfangshalle meiſt in ziemlich kleinen Maßſtäben gehalten. Iſt nicht mit ein Grund dafür, daß wir nur eine Raumkunſt für mittlere und kleine Räume haben, die bei Prunk- und Repräſentationsbauten erlahmt? Wie denn die ‚Dienſträume für einen hohen Staatsbeamten' bei allem prunkhaften Material einen leeren, froſtigen Eindruck machen. Die vorausſetzungsloſe Form findet im mageren Kulturboden unſerer Zeit nicht den Rückhalt, um ſich zu einem großen allgemeingültigen Zeitſtil auszuwachſen. Und nur ein ſolcher repräſentiert vor der Öffentlichkeit. So hat man dem Mangel mit Barockformen abgeholfen, die noch immer auf Münchens Boden gedeihen, z. B. in der Ehrenhalle des Prinzregenten und in den Ausſtellungsbauten, wo ſie verſchiedentlich mehr oder weniger ſtark anklingen.

Die Ausſtellungsarchitektur zeigt ein feines, ländliches Barock, das am ſtärkſten hervortritt, wo es nur zu repräſentieren galt und wo ein Meiſter der älteren Schule am Werke war, an der Hauptreſtauration von Emanuel von Seidl. Zu einer ruhig gefaßten und nur leiſe ſchwingenden Harmonie iſt die monumentale Bewegtheit gedämpft in Littmanns Künſtlertheaterbau. Edle Zweckform iſt Grundſatz in den Ausſtellungshallen ſelber von Bauamtmann Bertſch. Hier reichten ſich in den Eiſenkonſtruktionen Ingenieur und Künſtler die Hand. Unſer eiſernes Zeitalter für das Bauweſen hat für ſeinen Teil ganz beſonders den hiſtoriſchen ſteinernen Formen den tödlichen Stoß verſetzt. Einmal fühlt man den ganzen Eindruck des Unterſchieds von Tradition und neuer Form, wenn man Heines und Pauls Räume verläßt und in den Hof mit Hildebrands Brunnen des Trinkenden tritt: Man fühlt unter den hochgeſpannten, bloßliegenden eiſernen Bögen aufatmend, wie zwar manches hiſtoriſch Begriffliche verloren iſt, wie aber im Neuen etwas ſozial und äſthetiſch, körperlich und geiſtig Geſundes, Lebenskräftiges ſich offenbart.

Freilich iſt es wieder am meiſten die Sachform, die wohltut, das Prinzip des Echten in Material und Technik, das wir immerfort ausgewirkt finden vom Verkaufsautomaten angefangen, durch Gebrauchs- und Luxusgegenſtände zur ganzen Anlage, die Sachform, die ſich zu Ungunſten der höheren Kunſtwirkungen noch vordrängt. Nehmen wir als Beiſpiel den Kunſtgewerbezweig, der weit in die hohe Kunſt hinübergreift, die Glasmalerei, an deren Proben der Kirchenbau der Ausſtellung reich iſt. Ihr Sachprinzip iſt die muſiviſche Verbleiungsarbeit, von der ſich reizende Sachen finden, eigenartige Bleikonturen um friſche, ungebrochene wie fein nuancierte Farben. In muſiviſcher Zuſammenſetzung und ſtark linearer, abkürzender Zeichnung paſſen ſie vortrefflich für Kinderzimmer, Wohn- und Geſchäftsräume. Das monumentale

Kirchenfenſter verlangt aber große, inhaltreiche Bildkunſt. Die einfache Verbleiung und farbige Konturenzeichnung iſt für ſeeliſche Wirkungen zu dürftig, freilich beſſer als die frühere Verirrung, Ölgemälde in Glas zu übertragen, die hier ſo ziemlich überwunden iſt, dafür ſich aber noch unter den kleinen Verkaufsſtücken für Fenſterſchmuck findet. Nebenbei macht ſich ein illuſtrativer Einfluß geltend. Beiſpiele, wie durch große Konturen der Bleilinien die altehrwürdige Fenſtergemäldekunſt zu neuem Leben erweckt werden kann, ſind die Fenſter von Joſeph Huber-Feldkirch und Auguſtin Pacher. Während Huber eine herbe epiſche Monumentalität erzielt, erhalten Pachers Kompoſitionen durch die organiſche Ausweitung und lyriſche Farbengebung einen intimen Bildcharakter.

Die eigentliche Malerei, die in den Muſterſälen für Galerieanlagen mit vielfach recht ſchlechten Stücken vertreten iſt — wer wollte denn z. B. Stucks ſenſationelles Furienbild in einen der feinen in der Nähe ausgeſtellten Räume hängen — hat als Wand- und Dekorationsmalerei ein reiches Feld der Betätigung gefunden. Man liebt, die Welt wieder farbig zu ſehen. Erſtaunlich reich waren die Talente vorhanden, ſei es, daß ſie den Raum in farbige Stimmung tauchen wie Fritz Erler oder maleriſch und zeichneriſch kräftig zuſammenfaſſen und einwölben wie Becker-Gundahl, jeder in einem Pavillon der Hauptreſtauration. Aber ſonſt iſt hier oft allzuſehr das Flächig-Oberflächliche des Bildes, das Stoffliche der Farbe betont, ein Merkmal, das auch ſonſt der heutigen Münchener Malerei vielfach anhaftet und ihr kunſtgewerblichen Charakter gibt.

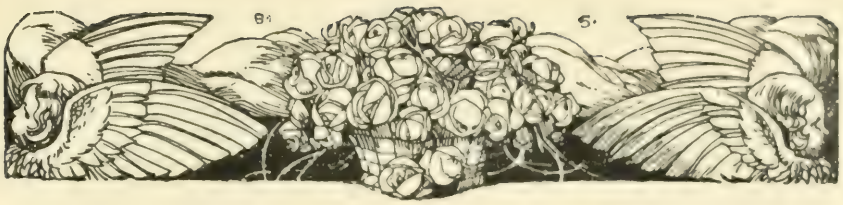
Die Plaſtik der Münchener Bildhauer, vor allem Hildebrands und ſeiner Schule, die nach des großen Meiſter bahnbrechendem Beiſpiel die reinplaſtiſche Form in Rundplaſtik und Relief kultiviert, fügt ſich dem künſtleriſchen Geſamtbild der Ausſtellung hervorragend gut ein. In ihrer geſchloſſenen formalen Schlichtheit iſt ſie ſo recht geeignet, Plätze nicht nur zu ſchmücken, ſondern als Hauptfaktor mitzugeſtalten, ſo bei dem großen Fontänenbrunnen und beſonders dem Hallenraum mit Hildebrands Brunnen des Trinkenden. Die Materialfreudigkeit der Plaſtiker zeigt ſich in der Ausſtellung der Bildhauerklaſſe Hildebrands, wo nicht zuerſt in Ton modelliert, ſondern direkt in Stein gehauen wird. Anderſeits hat auch hier die Grabmalplaſtik zu viel Formales, Diesſeitiges, keinen Schwung des Gemütes, der doch zuerſt ergreift und fehle ihm auch die endgültige Form. So begegnet man gerne den altchriſtlichen Motiven in Grabmälern und Altar der Kirche. Daneben finden ſich da und dort noch manche idealiſtiſche Barockformen, die nicht zu der ſachlichen Einheit ſtimmen wollen.

Äſthetiſche Kultur mit einem Wort iſt das Zeichen unter dem die Ausſtellung ‚München 1908‘ ſteht, und ſie iſt größer und harmoniſcher als ſich aus unſerer Zergliederung ſchließen ließe. Das ſüddeutſche Kapua hat mehr kunſt- und kulturbildende Kraft in ſich, als mancher ihm gerne gelaſſen hat. Ein Stadtbild tut ſich in kunſtvollem Rahmen konzentriert auf, das in vielen

Dingen vorbildlich sein mag, immer wieder in erster Linie unter dem Gesichtswinkel der Kunst. Schon die Schulausstellung, ein Haupterfolg der pädagogischen Tätigkeit Münchens, lehrt die Erziehung des Kindes zur Anschauung und zum praktischen Wissen. Hier schon werden die Formen aus Naturmotiven einfach gezeichnet, harmonisch gefärbt und in klare Umrisse geknetet, die Grundlagen abgeben für eine unhistorische, daseinsfreudige Kunstkultur, die das Alltagleben ziert und die Seele vielseitiger und empfänglicher macht. Was München sonst an Produkten und Tätigkeitsgebieten ausstellt, gehört hierher, soweit es ein künstlerisches Mehr aufweist. Und das ist fast überall der Fall und wird es nach den Beispielen der Ausstellung noch mehr sein. Diese Beispiele werden auch ihre Wirkung nach auswärts nicht verfehlen. Schon aus der Anlage lassen sich Motive entlehnen zur Nachahmung in Stadt und Dorf. Hier ist ein festlich großer Platz mit monumentalen Beleuchtungspylonen, dort eine statuengeschmückte geruhige Parkidylle, dort ein winkliger geschlossener Dorfplatz, hier ist eine glänzende Promenade mit Fontäne und Kolossalstatuen, dort ein heiterer Laubengang mit grotesken Gestalten und dort ein stiller Gartenweg mit symbolischen Statuen.

Es ist mehr ästhetische Kultur verkörpert, als sich aus Anfangsformen ergeben mag, aus dem Weg, der mehr von der Peripherie kommt, nicht der historischen Form, aber des Materials. Was der Zeitgeist der Gegenwart nicht leisten kann zum Gedeihen eines großen Zeitstils, ist hier aus einem lange gepflegten künstlerischen Kulturboden doch bis zu einem gewissen Grade erwachsen. Die künstlerisch freien, südlich heiteren, bayerisch frohen und münchnerisch vergnügungslustigen Elemente haben es hier zu einer Geschmackskultur gebracht, die allerdings die Gefahr des Oberflächlichen, Baldzufriedenen und Selbstgefälligen nicht in allweg ausschließen. Ein malerischer Zug liegt in der Ausstellung. Mit ihren eigenen frohen Farben und leichten Formen fügt sie sich mit stets einheitlich wechselnder Stimmung der Landschaft unter einem wie eine reiche Kuppel darüber gespannten Himmel ein. Doch ist es des malerischen Geistes reichlich genug. Der Jugendstil ist zwar überwunden, aber eine gewisse illustrative Manier läßt sich da und dort nicht verkennen. Die Zeichner von der ‚Jugend' und die Leute der ‚Scholle' können ihr schnell fertiges Metier nicht über Nacht abstreifen und ihre Art behält leicht etwas gemacht Naives, einen illustrativ oberflächlichen Charakter. Manchesmal erscheint er unter der glänzenden Hülle und gibt dieser ästhetischen Kultur einen spielerischen Einschlag.

Höchste Kultur kann nur aus einer einheitlichen, in den Grundtatsachen wenigstens allgemein geltenden Lebensanschauung erwachsen. Höchste Kunst ist in den Formen konkret und vollster Ausdruck ihrer Zeit; jene klassizistische Kunst, die wir hinter uns haben, ist zwar Ausdruck ihrer Zeit, aber in abstrakten Formen, die nicht lebendig wurden. Wir haben wieder die konkrete Form, freuen uns ihrer und hoffen, daß sich eine würdige Zeit ihrer als Ausdrucksmittel bediene.



Edward von Steinle,

seine Lebens- und Künstlerbahn.

(1810—1886.)

Von

Heinrich v. Wörndle.

‚Jung bleibt in dieser Welt nur die katholische Kirche, unsere Liebe zu ihr und zur Kunst, und daran, lieber Freund, wollen wir uns halten!‘ — schreibt Steinle am 11. September 1863 aus Frankfurt an Josef v. Führich, dem er durch nahezu ein halbes Jahrhundert in treuanhänglicher Freundschaft verbunden geblieben.* Anfangs Oktober 1828 in der ewigen Stadt angekommen, hatte der erst achtzehnjährige Kunstleve schon in die unter Overbecks Ägide bestehende ‚Kompositionsgesellschaft‘ Aufnahme gefunden; auf Führichs ‚Studio‘ beging der Kunstjünger mit Tunner, Kablik, Böhm und Rothländer den ersten heiligen Abend in Rom nach heimatlich-deutscher Art und Weise beim Weihnachtskripplein** und ein halbes Jahr später meldet Steinle seinem Vater aus Assisi nach Wien: ‚Gestern reiste Führich hier durch. Er wird zu dir kommen. Nimm ihn auf, wie mich selbst! Wir waren öfters wie Brüder beisammen.‘ — Man hat diese zwei innig befreundeten Kunstheroen oft genug als die zwei einzigen ‚Heiligenmaler der Romantik‘ bezeichnet; sind sie es auch gewesen, sie haben doch der deutschen Kunst Ehre gemacht und ihre Namen werden nicht untergehen. Was in diesen einleitenden Worten angedeutet werden wollte, ist nur das, daß Steinle ein ‚Nazarener‘ gewesen und geblieben, dem Glaube und religiöse Kunst über alles stand und der sich innig freute des Schaffens gleichgestimmter Seelen auf gleichem künstlerischen Boden.

Steinle war ein Wienerkind; im dritten Stockwerk eines Hauses neben dem Trattnerhof am Graben erblickte er am 2. Juli 1810 das Licht der Welt. Sein Vater Johannes war aus Kempten im Schwäbischen in die Donau-

---

* Nach dem Originale aus Führichs Nachlasse; weitere Zitate sind unter ‚O. Br.‘ wiedergegeben. — Zu vorliegender Skizze dienten vorab ‚E. v. Steinles Briefwechsel mit seinen Freunden‘ von A. M. v. Steinle, ‚Friedrich Overbeck‘ von M. Howitt, die Schriften von Dr. A. Reichensperger, Elise Kupelwieser, Sophie Görres u. a.

** Führich ‚Briefe aus Italien,‘ S. 135.

stadt eingewandert, wo er als geschickter Graveur sich bald Ruf und große Kundschaft erwarb. In der Normalhauptschule zu St. Anna genoß der kleine Edward den ersten Unterricht, daheim lernte er das Klavierspielen und die französische Sprache und für Musik wollte ihn sein Vater ausbilden lassen. Allein der Junge hatte von demselben einen anderen Kunstzug geerbt: er wollte Maler werden. ‚Der kleine Edward' — so erzählt Sophie Görres — ‚zeichnete, was ihm gerade einfiel auf Papierblättchen und ließ sie zum Fenster hinausfliegen. Unten standen die Fiaker und fingen die Bildchen mit ihren Peitschen auf, dann jagten sie sich dieselben wieder unter Scherz und Lachen einander ab. So waren denn die Wiener Fiaker das erste dankbare Publikum, für welches unser junger Künstler arbeitete.' — In einer eigenhändigen Aufzeichnung notiert er später selbst: ‚Mit 12 Jahren verlor ich meine Mutter durch den Tod und von da an wendete ich mich von der Musik zum Zeichnen und kam durch Bekanntschaften meines Vaters nach der kaiserlichen Akademie zu einem Professor Kieninger, welcher da für die sogenannte Schabkunst angestellt war. Dieser war ein geschickter Mann, aber als Schüler Fügers dessen unbedingter Verehrer und Manierist. Bis in mein 16. Jahr hatte ich bereits viel gezeichnet und Füger war ebenfalls mein Ideal geworden; denn der Unterricht auf der akademischen Zeichenschule, wo ich fast täglich eine Zeichnung machte, gab mir eine ziemliche Fertigkeit. — Es drängte mich damals sehr, malen zu lernen, und mein Vater meldete mich als Privatschüler bei dem Direktor Krafft an, welcher aber durch lange Zeit keinen Platz für mich hatte. Während ich vergeblich wartete und zugleich als nun wirklich akademischer Schüler den Gips- und Akt-Saal besuchte, fügte es sich, daß Kupelwieser aus Rom nach Wien zurückkehrte.' Steinle hatte dabei eine silberne akademische Medaille errungen, doch Kupelwiesers Heimkehr war für ihn wahrhaft eine Fügung des Himmels! Auf dem Boden der Siebenhügelstadt hatte auch dieser sich aus dem akademischen und indifferenten Wust trotz aller Hindernisse durchgerungen, ‚daß er ein treuer Sohn der Kirche wurde.' Heimgekehrt fand er sofort einige junge Kräfte als Schüler. ‚Unter diesen' — berichtet Elise Kupelwieser — ‚war wohl der bedeutendste Edward Steinle, der nur von seinem 12. bis 15. Jahre die Akademie besucht hatte, dann aber zwei Jahre in Kupelwiesers Atelier arbeitete und mit großer Liebe an dem Meister und Freunde, der nach des Vaters Tode (später) auch sein Vormund* wurde, hing. Nach dem Ableben seines Lehrers schrieb er noch an dessen Witwe: ‚Als ich ihn nach Jahren wiedersah, war er ganz das alte Herz, das liebenswürdigste Gemüt, der mich in meiner Jugend nicht allein auf die richtige Bahn der Kunst geleitet, sondern mir noch weit Wichtigeres, die Lehre der Religion und der Kirche erschlossen hat.' — So war wenigstens an diesem einen Schüler in Erfüllung gegangen, was Kupelwieser früher über seine in Rom erworbenen Anschauungen geschrieben: ‚Wenn dies alles an seinem Platze einst zur Wirkung kommt, so kann viel

* Den zuerst bestellten Vormund hatte er selbst gerichtlich entfernen und zu diesem Zwecke 1830 von Rom heimkehren müssen.

Gutes daraus entsprießen.' Des Lehrers Same kam zur Wirkung und brachte hundertfältige Frucht und mit Feuereifer ging der Kunstelève damals schon an größere künstlerische Probleme, welche bezeugten, daß er gesonnen war, mit dem ‚akademischen Schlendrian' zu brechen. In einem Altarblatt für die Pfarrkirche von Erlaa in Niederösterreich schuf der Siebzehnjährige sein erstes Meisterstück.

Da gab denn auch der Vater seine Pläne, den Sohn zum Musikus auszubilden, auf und erteilte im Herbste 1828 seine Zustimmung zur Künstlerfahrt in die Welt; nach Rom, dem Dorado der jungen Künstler, zog es ihn. Darf man es nicht als eine Fügung bezeichnen, daß der erste Deutsche, den er dort begegnete und ansprach, ohne zu wissen, wer es sei, Friedrich Overbeck war, der fortan einen bestimmenden Einfluß auf seine Kunstentwicklung und Kunstbetätigung ausüben sollte! Bald schon, wie eingangs erwähnt, fand Steinle sich heimisch in einem kleinen, harmonisierenden Kreise von Kunst- und Zunftgenossen. Margaret Howitt schreibt über ihn aus jener Zeit: ‚Sein großes, rasch und herrlich sich entfaltendes Talent, verbunden mit einer glaubensfrohen Überzeugung und Anhänglichkeit an die Kirche, erwarben ihm in Kürze Overbecks teilnahmsvolle Zuneigung, die mit den Jahren sich vertiefend zu unvergänglicher Herzensfreundschaft erblühte.' Den ersten Beweis hiefür erfuhr Steinle gar bald, da Overbeck ihn im Sommer 1829 einlud, ihm bei Vollendung der Fresken in der Portiunculakapelle in Assisi behilflich zu sein. Dort wohnte er auf Casa Carpinelli und ritt auf dem alten Schimmel seines Hauswirtes täglich zu seinem Meister, hochbeglückt, diesem an seinen Arbeiten helfen zu dürfen.

Des Vaters Tod rief ihn für kurze Zeit in die Heimat, doch kehrte er nochmals auf einige Jahre nach Rom zurück, wo die alten Freunde den ‚lieben Steinlein' mit offenen Armen wieder aufnahmen. Damals geschlossene Bekanntschaften mit Peter von Cornelius und dem nachmaligen Staatsmanne Alexander Frhr. v. Hübner wurden ihm später von großem Nutzen. Ungerne sah man ihn scheiden, doch Steinle drängte nach Selbständigkeit. Er vermählte sich 1834 mit der ältesten Tochter einer innigbefreundeten Familie, Karoline Kern, einem frommen, häuslichen Mädchen, mit welcher er in langjähriger glücklicher Ehe lebte, und suchte sich nun eine angemessene Kunsttätigkeit zu schaffen. Doch dies ging nicht so leicht, da man ihn in den akademischen Kunstkreisen als ‚Abtrünnigen' behandelte, und es ward ihm schwer, Aufträge zu erhalten; gar mancher Plan, wie z. B. seine Mitarbeit an den Fresken der Ludwigskirche in München, ward zu Wasser und gleich anderen Zunftgenossen mußte er bitter genug die darniederliegenden Kunstzustände in Österreich fühlen.

Eine Reise an den Rhein 1837, auf das Drängen einiger Freunde unternommen, brachte endlich den erwünschten Umschwung. Steinle fand allenthalben gute Aufnahme und machte in Köln die Bekanntschaft des Freiherrn von Bethmann-Hollweg, welcher dem Künstler nach kurzem Überlegen den Antrag machte, die Kapelle der neuhergestellten Burg

Rheineck mit Fresken zu schmücken, eine Arbeit, die Steinle freudigst übernahm. Das Werk, an dem der Künstler drei Jahre schaffte, begründete seinen Ruf als Meister kirchlicher Historienmalerei. Als Thema wählte er die Bergpredigt des Heilandes, in dessen Behandlung sich noch Overbecks Einfluß deutlich geltend machte; späterhin hat aber auch er seinen eigenen Stil gefunden. Diese Arbeit wie ein weiterer Auftrag auf Fresken für den Saal im Frankfurter Römer bedingten eine längere Abwesenheit von Wien und so entschloß sich der Künstler, mit seiner Familie nach Frankfurt zu übersiedeln, wobei er aber die Hoffnung nicht aufgab, unter besseren Umständen wieder einmal an die Donau zurückkehren zu können. Doch vergaß er auch in der neuen Heimat nie seine Vaterstadt und die dortigen Freunde, mit denen er in regem brieflichem Verkehre blieb, und verfolgte mit Interesse das dortige Kunstleben. So schreibt er u. a. an Führich,* nachdem er die Nachricht vom Ableben des Freundes Kablik erhalten: ‚Etwa vor 14 Tagen schrieb ich an unsern gemeinsamen und nun verblichenen Freund Kablik. Ich hatte keine Ahnung von seinem so nahen Ende. — Er war ein gar braver, tüchtiger Mensch und Künstler, er war ein getreuer, biederer Freund, immer gerade aus nach seiner Überzeugung, die meist eine edle war. Aber kurz gefaßt, er war ein gehorsames Kind der katholischen Kirche, wie wir sie unter Künstlern so selten finden, und deshalb sein Verlust für die Sache und für seine Freunde um so trauriger. Gott gebe ihm Friede und Ruhe und das Himmelreich!‘ — Und seine Frau schreibt damals an Führichs Gattin:** ‚Ich habe mich hier schon ganz eingewöhnt aber doch meine Heimat mit allen meinen lieben Freunden nicht vergessen, sondern habe sogar recht oft Sehnsucht, alle wiederzusehen — aber Sie verstehen mich, daß man dort, wo der Mann zufrieden ist, seine Heimat hat‘. —

Der Freunde Freundschaft geleitete Steinles fernere Schritte. Voll Wärme gratuliert ihm Overbeck wenige Jahre darauf hocherfreut, daß König Friedrich Wilhelm IV. seinen Schüler zur künstlerischen Ausschmückung des Kölner Domes berufen, nachdem er ihm zuvor ob seiner Schöpfung auf Rheineck die goldene Medaille für Kunst verliehen hatte; und der bescheidene Overbeck schließt sein Schreiben mit den zärtlichen Worten: ‚Eine und dieselbe Hand führt uns, an einem und demselben Herzen ruhen wir miteinander aus, und so sind wir, obgleich getrennt, doch innig miteinander vereinigt, was ich mir oft zu eigener Stärkung sage‘. — Von Steinles damaligem mehrjährigen Aufenthalte in Köln, wo er also den Domchor ‚im Geiste der alten Malerei jedoch dem Stande der jetzigen Kunstbildung entsprechend‘ wiederherstellte, gibt uns Reichensperger eine reizvolle Charakteristik des Künstlers: ‚Sonntags ward mir und meiner Frau zumeist die Freude zu teil, den Freund als Mittagsgast bei uns zu sehen. Auf Unterhaltungsstoff brauchte man ihm gegenüber nicht erst zu sinnen. Er interessierte sich für Vorkommnisse aller

* O. Br. Frankfurt 8. Febr. 1840.
** O. Br. Frankfurt 2. Septr. 1843.

Edward von Steinle pinx.

Vom Rhein und dem Müller Radlauf.

Art, besonders lebhaft auch für Politisches. — Nach der Mahlzeit beim Kaffee durfte es an einer Zigarre nicht fehlen — falls überhaupt bei seinem harmonisch gestimmten Wesen von irgend einer ihn beherrschenden Leidenschaft die Rede sein könnte, ließe sich ihm etwa nachsagen, er sei ein leidenschaftlicher Zigarrenraucher gewesen. — Es war, als ob das Durcheinanderspielen der aufsteigenden Wölkchen seinem so regen Geiste zur Erholung gereichte, eine gewisse innere Behaglichkeit zuwege brächte.' — Reichensperger weiß dabei an Steinles Persönlichkeit ‚seltenen Ordnungssinn — seltene Begabung im Ausnutzen der Zeit — wunderbare Vielseitigkeit seines Wissens und Könnens sowie dessen Schönheitssinn' nicht genug zu rühmen.

Aber auch in Frankfurt hatte der ‚liebe Steinlein' des Overbeckschen Römerkreises bald neue Freunde gewonnen, davon besonders Rat Schlosser, Clemens Brentano, an dessen Sterbelager er dann gestanden, Böhmer, die Stadtpfarrer Thissen und Beda Weber, Janssen, Görres' Schwiegersohn Steingaß, van der Meulen, Veit und Passavant, der Inspektor des Städelschen Instituts zu nennen sind. ‚Mein Mann hat sein Studium (Atelier) auf dem Städelschen Institut, was für ihn sehr angenehm ist; er hat es sehr schön dort und wir wohnen auch nicht weit vom Institut' — berichtet Karoline Steinle ihrer Freundin Führich nach Wien.* Auch Schüler sammelten sich um ihn, selbst Ausländer zog sein Ruf an; so sandte er z. B. 1852 den Turiner Gamba und den Engländer Leigthon — nachmals Präsident der Londoner Akademie — mit Grüßen an Overbeck nach Rom. Später, als man Veit aus dem Städelschen Institut hinausgeeckelt hatte, gründete er mit diesem und einer Anzahl von Künstlern die sogenannte ‚Deutschhausschule', welche sich hoher Achtung erfreute und nur durch die Revolutionswirren 1848 unterging, worauf Steinle wieder sein früheres Atelier im Institut bezog, wo man ihm 1850 auch eine Stelle als Professor der Historienmalerei anbot. Eine Reihe von Arbeiten beschäftigten den unermüdlichen Künstler. ‚Ich habe zuviel oder vielmehr zu vielerlei Aufträge und nur zwei Hände', schrieb er an Reichensperger, und dazu kamen noch gar manche ‚Winkelarbeiten, die ihn wie Mücken quälten'. — Todesfälle in der Familie lähmten zwar nicht seine Arbeitslust, erschütterten aber seine Gesundheit, zu deren Festigung sich der Künstler wiederholt in die Tiroler und Schweizer Berge begab und längere Zeit bei Hübner in Paris zubrachte. 1855 ward ihm dann die Freude zuteil, seinen Lehrer Overbeck unter seinem gastlichen Dache zu sehen. ‚Er verbrachte einige köstliche Tage bei seinem geliebten Steinle zu Frankfurt, in dessen glücklichem Familienkreise ihm so recht wieder das Herz aufging' — berichtet seine Biographin.

Unermüdlich schaffte der Künstler an seiner Staffelei. Es entstanden die Hauptgeheimnisse der Religion für die St. Agidiuskirche zu Münster, zahlreiche Kartons zu Kirchenfenstern nach Köln, Trier, Wien; für die Schloßkapelle des Fürsten Löwenstein in Kleinheubach schuf er das Leben der seligsten

* O. Br. Frankfurt 30. Nov. 1839.

Jungfrau, den herrlichen Straßburger Dom schmückten er und seine Schüler mit herrlichen Fresken. Es folgten die Ausmalung des Treppenhauses im städtischen Museum von Köln, darstellend die Kunstgeschichte der Stadt, des Frankfurter Opernhauses, endlich jene des Domes in Frankfurt. Die Zahl religiöser und profaner Tafelbilder, darunter gar manche über Auftrag regierender Häupter und Kirchenfürsten, welche der Künstler geschaffen, übersteigt weit das Hundert; insbesondere die Himmelskönigin hat sein Pinsel oft und oft verherrlicht, so daß man ihm mehrfach den Beinamen ‚Madonnenmaler' gegeben. Dazu boten Illustrationen von Märchen und Legenden, Szenen aus der hl. Geschichte wie aus Dichtungen seinem Stifte ein mit besonderer Liebe gepflegtes Gebiet der Darstellung. Wir finden da die Legenden der hl. Maria und Euphrosyne, die Krippenfeier des hl. Franziskus, das Leben Paulus' des Einsiedlers und der hl. Maria von Ägypten, Blätter zur ‚Nachfolge Christi', zum ‚Himmlischen Palmgärtlein', zum ‚Officium Marianum' wie zu Görres' ‚Hausbuch', Dantes ‚Paradies' für den König von Sachsen, Arbeiten für Freunde wie für hochadelige Besteller usw. — ein Zeichen, daß Gottes Gnade des Künstlers Schaffenskraft mit dem Vorrücken der Lebensjahre immer mehr gesteigert hat, wie wir dies ja auch bei so manchem seiner Kunstkollegen ebenfalls beobachten können. Steinle lebt aber auch fort als Illustrator Shakespeares, vorzüglich jedoch als begeisterter Schilderer von Brentanos Märchenschatz, welchen er in zahlreichen Blättern wahrhaft kongenial bildnerisch nachgestaltet hat.

Solchem unermüdeten, freudigen Wirken ward trotz vielfacher für den christlichen Künstler unausbleiblichen Anfeindungen neben der Verehrung seiner zahlreichen Freunde auch irdische Anerkennung seitens des apostolischen Stuhles, durch die Übersendung des Kreuzes der französischen Ehrenlegion, des belgischen Offizierskreuzes, des Leopoldordens und endlich durch die Verleihung des österreichischen Adelsstandes zuteil.

Im Frühling 1869 war dem Künstler noch eine große Freude zu teil geworden: seine letzte Römerfahrt; er war Zeuge der Huldigung Deutschlands an den Apostelfürsten Pius IX., sah Overbeck wieder und ‚verbrachte herrliche Tage in dem Hause des geliebten Meisters und Freundes'. Miß Howitt setzt dazu: ‚Der Abschied ging beiden nahe; sie mochten fühlen, daß es der letzte war'. Und es war so, denn am 28. Juni schrieb Overbeck dem Freunde den letzten Brief: ‚Du aber, mutiger Schiffer, mit deinen ungebrochenen Kräften, steuere unverdrossen Gott nach, den Blick unverrückt nach ihm gerichtet, er wird zu herrlichem, zu segensreichem Ziel dich führen. Die Welt zwar, sie wird fortfahren, auch in der Kunst das Ihre zu suchen, zu lieben und anzupreisen; aber der edle Samen, den du bisher ausgestreut hast und den du noch ausstreuen wirst, er wird dennoch erblühen unter den Kindern Gottes und Frucht bringen für kommende Geschlechter'. — Am 12. November d. J. schied der gottbegnadete Meister aus dem Leben und schwer empfand Steinle den bitteren Verlust seines hochverehrten Lehrers.

Zum Ruhen auf seinen Lorbeeren fand indessen der Meister keine Zeit, denn eine Arbeit drängte die andere; sein ‚edler alles beseelender Geist' — wie Overbeck sagt — bewältigte die vielen an ihn gestellten physischen und geistigen Anforderungen. Dabei entriß ihm der unerbittliche Sensenmann wieder so manchen Freund, wie 1876 seinen treuen Führich. Zwei Jahre vorher hatte er an denselben anläßlich des Hinscheidens von dessen Gattin noch geschrieben:* ‚Es ist der schwerste Verlust und das bitterste Scheiden, wenn Gatten getrennt werden, und ich bitte Gott, daß er selber dein Trost und deine Stärke sein wolle, deinen Schmerz lindern und sänftigen wolle! Unsere Zeiten haben einen Charakter angenommen, daß wir gerne unser Liebstes jenseits und in Gott geborgen aufsuchen, und so wie in der heiligen Kirche keine Trennung ist, so wird auch dich, liebster Freund, der selige Geist deiner Frau umschweben bis zur Wiedervereinigung. Ich habe wenige Bilder in der Seele von so offener und durch nichts getrübter Herzensgüte wie das deiner seligen Frau; nun ist es mir nur noch verklärter geworden'. — So spannen sich der liebeverklärten Freundschaft Fäden immer fort vom Main an die Donau.

Und nur zu bald sollte auch Steinle das gleiche schwere Leid erfahren. Im Spätherbste 1880 starb seine Frau nach längerem Leiden, gottergeben, wie sie gelebt hatte; tiefgebeugt trauerte der Künstler mit seinen Kindern an der Bahre der treuen Lebensgefährtin und Mutter. ‚Noch ist die Wunde,' — schrieb er zwei Monate später an Reichensperger — ‚welche so tief in mein Leben eingeschnitten hat, offen, und ich fühle nur zu gut, daß es so bleiben wird bis zu meinem Ende. Mein Trost liegt einzig in der Bemühung wenigstens, mich Gottes Anordnungen zu unterwerfen, ihm sogar für den Schmerz zu danken.' — Sein Familienleben war trotz so mancher herber Schicksalsschläge ein friedlich-glückliches gewesen. Dennoch schaffte der Siebzigjährige unermüdlich weiter und in seinem letzten Lebensjahre noch beschäftigte ihn ein Entwurf für die Schloßkapelle des Grafen Loë zu Wissen bei Kevelaer; seine geistige Kraft war noch ungebrochen, doch des Alters Gebresten machten sich mehr und mehr geltend. ‚Es ist eine völlige Täuschung' — schrieb er noch Herbst 1885 an Reichensperger — ‚wenn wir glauben, unser Alter müsse Ruhe haben und dürfe stets nur genießen. Es ist nichts damit. Im Gegenteil steigern sich die Ansprüche an uns und fast scheint es, als verlange man mit einer gewissen Berechtigung, daß von dem, was uns Gott geschenkt hat, so lange wir leben, anderen möglichst viel mitgeteilt werde.' — War es ein Ahnen der heimverlangenden Seele? So ging denn auch dieses schaffensfreudige Leben zur Rüste.

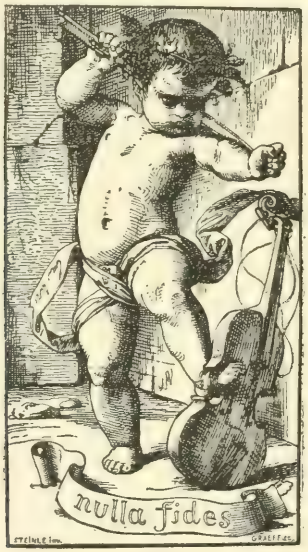
Erkrankt kehrte Steinle von einer Fahrt nach Wissen in sein stilles Heim nach Frankfurt zurück: am 18. September 1886 entschlief er sanft, umgeben von seinen Lieben. ‚Heute Nachmittag' — berichtete sein Sohn sofort an Reichensperger — ‚um 3 Uhr entschlief er ruhig und sanft. Er schloß

* O. Br. Frankfurt 25. März 1874.

selbst die bis zuletzt geöffneten Augen und verschied dann ohne Kampf. Sein so schöner Tod gibt uns die Gewißheit, daß er im Himmel ist.'

Groß war die Trauer seiner Freunde und selbst im gegnerischen Lager fanden sich Stimmen zu des verewigten Künstlers Lobe. ‚Einer der genialsten Künstler des Jahrhunderts' — schrieb die Frankfurter Zeitung — ‚ist in Steinle gestorben; nicht nur die ganze deutsche Künstlerschaft, sondern alle, die der großen universellen Kunstgemeinde angehören, werden mit tiefer Trauer den Lorbeerkranz auf seine Bahre legen, den er mit männlichem Ringen, mit aus tiefster Seele kommendem Schaffen sich verdient hat.' — Dem Empfinden des Freundeskreises aber hat wohl der Protestant Arnold Otto Meyer den beredtesten Ausdruck verliehen in den Worten: ‚Wie ein Heiliger hat er unter uns gewandelt. In seiner Kunst — hat er da nicht die ewig Seligen schon geschaut, wie sie vor Gott und vor dem Lamm nicht aufhören, Halleluja zu singen? Wenn er irdische Menschen schuf, dann brachte er uns das Edelste vom Edlen. Und welch' eine Fülle von Schönheit strahlt aus seinen vielen Briefen, die da vor mir liegen!' —

Mit ihm ist ‚der letzte große Ausläufer der Richtung hingeschieden, welche die Grundlage für die deutsche Kunst unseres Jahrhunderts gebildet hat'.



Steinle fec.

Im Lande des ‚Giak'.

Wanderungen unter den Malzoren Oberalbaniens.

Von

Emil Schulz-Hamburg.

(Schluß.)

Mit den erſten Sonnenſtrahlen waren wir alle munter. Vor die Kirche unter eine ſchattige Buche tretend, genoß ich den herrlichen Anblick über das tief unter mir liegende Tal und die zerklüfteten Berge. Zur Linken konnte ich das ganze Gebirge vom Stamme der Koplik an bis zu den Hotti, wo ich mich befand, verfolgen. Große Raubvögel zogen aus dem Talkeſſel langſam in majeſtätiſchem Fluge ihre Spiralen von der goldenen Morgenſonne umſpielt zu unſere Höhe hinauf.

‚Es gibt Regen,' meinte Pater Sebaſtiani, ‚denn die Schlangenadler ſteigen zahlreich vom Tal hinauf.' Das Land dürſtete förmlich nach Regen und da ſeit Wochen bei der furchtbaren Glut kein Tropfen Waſſer gefallen war, drohte in dieſem Jahre eine Mißernte. Dazu kam, daß die Nahrungsmittel knapp geworden waren, wie mir viele abgezehrte Geſtalten bewieſen.

Die zahlreichen Adler, Falken, Geier, Uhus und Eulen ſind ein Merkmal des Landes. Man verfolgt ſie wenig, weil ſie an den maſſenhaft vorkommenden Steinhühnern, Schlangen und Schildkröten genügend Nahrung finden und dem Hausgeflügel und den Herden weniger nachſtellen. Nur der Wolf tut noch vielen Schaden und erſt drei Wochen vor meiner Ankunft bei den Retſchi-Loja hatte ein Wolf direkt vor der Pfarre nachts einen Eſel zerriſſen und teilweiſe aufgefreſſen. Im Gebiete der Hotti werden noch jährlich Wölfe, beſonders wenn ein ſtrenger Winter ſie vom Hochgebirge in die Täler treibt, oft mitten zwiſchen den Gehöften erlegt. Schlangen und Schildkröten ſind ſo zahlreich, wie ich es ſelten auf meinen Reiſen angetroffen habe. Ich tötete z. B. innerhalb einer Stunde zwei meterlange Nattern durch Steinwürfe; denn der Verſuch, ſie lebend zu fangen, wie ich es in Afrika und in der Mandſchurei mittels einer kurzen Holzgabel getan hatte, mißlang.

Was mir beſonders intereſſant erſchien, war das Leben und Treiben, das ſich im Laufe des Tages vor der Kirche entwickelte. Die Pfarren ſind der Mittelpunkt der Stammesbewohner und viele der ſonſt ſo wild und unbeugſam ſtolzen Albaneſen küſſen beim Beſuch des Pfarrers ihm demütig die Hand.

Hier konnte ich wieder Volksstudien machen. Ich hatte mir die Albanesen als einen sehr schönen, kräftigen Menschenschlag vorgestellt. Die Enttäuschung war deshalb groß. Sie sind zwar durchwegs von guter Mittelgröße, aber hager und mit scharfen Raubvogelgesichtern, mit wildem Blick, im ganzen mehr charakteristisch, und im Gegensatz zu den Montenegrinern nicht schön. Mir lag in erster Linie daran, die Mannweiber d. h. die in Männerkleidung einhergehen, kennen zu lernen. Ich hörte nun, daß in einer Stunde Entfernung ein solches Mannweib lebe, mit Namen Zupp-Daschia (Zupp = Räuber, Daschia = Bock). Diesen Spitznamen hatte sie im ganzen Stamme. Ich sandte einen Boten aus, um sie zu mir einzuladen und plauderte unterdessen mit dem Pfarrer unter der Buche. Während dieser Zeit erschien ein ungemein wild aussehender, hagerer Mann von 45 Jahren auf der Bildfläche, der vom Pfarrer äußerst herzlich begrüßt wurde.

‚Das ist der Bruder des Bairaktars (Fahnenträgers) der Hotti,' so stellte ihn mir der Pfarrer vor.

Die schwarzen funkelnden Augen des Gastes wurden von einem lebhaften Mienenspiel in der Unterhaltung begleitet. Das Haar hing ihm strähnig um das gelbe, magere Gesicht. Sofort fragte er den Pfarrer, ob er einen guten Tropfen habe, und lächelnd holte Pater Sebastiani eine Flasche Raki (Schnaps). Ich wußte, daß der neue Gast Mohammedaner war und als solcher keinen Wein und Branntwein trinken durfte; drückte deshalb dem Geistlichen auch meine Verwunderung darüber aus, als der Hotti ein Glas Schnaps nach dem anderen trank.

‚O,' meinte der Pfarrer auf mein Fragen, ‚wir sind große Freunde. Die mohammedanische Familie feiert sogar unsere Kirchenfeste mit, namentlich das des Kirchenpatrons. Er bringt genau wie die anderen an dem Tage seine geweihte Kerze zu mir und nimmt bei mir seine Mahlzeit ein.' Ich bemerkte auch hier das äußerst herzliche Einvernehmen zwischen Katholiken und Mohammedanern. Als ich meiner Verwunderung darüber Ausdruck gab, meinte der Hotti:

‚Wir sind ja alle von einem Stamme und einem Stammvater. Warum sollen wir uns denn hassen?'

Mir fielen bei dem Bruder des Bairaktars dunkle parallel laufende, narbige Streifen an den Schläfen auf und ich fragte nach der Ursache. Mit lebhafter Gebärde machte er mir nun durch den Pfarrer klar, daß es Narben von Kratzwunden seien, die er sich vor 10 Jahren beim Tode eines Freundes zum Zeichen des Schmerzes mit den Nägeln zugefügt hatte, bis das Blut in Strömen floß. Diese Art des Zerreissens der Stirn als Zeichen der Trauer kommt bei den Albanesen beider Geschlechter noch vor, obschon die Kirche gegen den Unfug energisch vorgeht. Seit ca. 10 Jahren schließen einige Pfarrer die Ausüber dieser barbarischen, altheidnischen Sitte eine Zeit lang vom Gottesdienste aus. Aber wie schwer bei dem erzkonservativen, starrsinnigen Volke Unsitten auszurotten sind, erzählte mir später der Pater Paskale vom Stamme

der Gruda. Er zwang erſt noch vor zwei Jahren einen Woywoden (Adeligen) zum Verlaſſen der Kirche, weil er ſich Stirn und Geſicht bei einem Todesfalle zerkratzt hatte.

Ebenſo hat es eines Jahrhunderte langen Kampfes bedurft, bis die Geiſtlichkeit ſeit einigen Jahren es durchzuſetzen vermochte, daß die Tänze an der Kirche nicht mehr ausgeübt werden dürfen. Die Kirchweihen begannen nämlich früher mit einem feierlichen Gottesdienſte, dem Schmauſereien und Tänze direkt an der Kirche folgten. Sie arteten nicht ſelten in wilde Orgien aus, abgeſehen davon, daß an dieſem Tage bei der allgemeinen Bewaffnung und dem heißen Blut der Bergſöhne Mord und Todſchlag mit Nachfolge der fürchterlichen Blutrache an der Tagesordnung waren. Schließlich gaben die Woywoda und Älteſten der Stämme dem Biſchof die ‚Beſſa' (Schwur), daß ſie ſich des Tanzens an der Kirche während dieſes Tages enthalten wollten. Wie ſegensreich die Abſtellung dieſer Unſitte gewirkt hat, kann man daran erkennen, daß bei den Hotti nur noch zwei Familien Blut voneinander zu fordern haben. Die Verkündigung des Tanzverbotes führte an einigen Stellen zu offenem Aufruhr gegen die Geiſtlichkeit. So mußte der Pfarrer der Gruda aus der Kirche flüchten, als er die Verordnung verleſen wollte. Später aber holte man ihn zurück, weil der Biſchof mit dem Bann drohte. So kam es, daß ich keinen Nationaltanz während meiner Reiſe zu ſehen bekam. Ebenſo hörte ich ſelten einen Albaneſen ſingen oder pfeifen und doch iſt das Volk ſehr reich an Liedern, Gedichten, Märchen und Sagen.

‚Sieh', da kommt der Bote mit Zupp-Daſchia,' rief der Pfarrer plötzlich. Noch auf 20 Schritt hätte ich geſchworen, daß es zwei Männer ſeien, die ſich uns näherten, ſo abſolut männlich ſah Zupp-Daſchia aus. Sie kam in Filzhoſen, die indes mehr Flicken als urſprüngliches Zeug aufwieſen und war vom Maishacken auf dem Felde, einer Beſchäftigung, die ſonſt den Männern vorbehalten iſt, aufgebrochen. Ihr gutmütiges, rundes Geſicht und ihre rauhe, aber ſympathiſche Stimme, ſowie die Tatſache, daß ſie als Weib ganz allein ihre beiden Brüder nach dem Tode ihrer Eltern großgezogen und verheiratet und das kleine Erbe, Haus, Acker und Vieh allein beſorgt hatte, erfüllte mich mit einer Hochachtung vor dieſem ſo grotesk und für einen weſteuropäiſchen Philiſter geradezu ſkandalös ausſehenden Weibe. Dazu paffte ſie wie ein Türke und trank Schnaps. Als ſie ſich heftig ſträubte, ſich von mir photographieren zu laſſen, rief ihr der Bruder des Bairaktars mit ſeinem Geſicht von Leopard und Fuchs zu:

‚Na, warum denn nicht, davon kriegſt du noch kein Kind.'

Alle lachten, Zupp-Daſchia mit, und nun ließ ſie ſich ruhig von mir in mehreren Stellungen abnehmen. Der ſarkaſtiſche Zuruf wirkte deshalb ſo ungemein, weil eine Virtſchen mit ihrem männlichen Vorrechte furchtbar beſtraft wird, wenn ſie ein Kind bekommt. Sie wird in dieſem Falle ohne jede Gnade, wie auch jedes andere unverheiratete Mädchen, das unehelich ſchwanger wird, von den eigenen Verwandten erſchoſſen. Erſt voriges Jahr gab ein Albaneſe

seinem Neffen eine Patrone in die Hand, um dieser Ursache wegen die eigene (des Vaters) Tochter zu erschießen. Die Kugel ging dem unglücklichen Mädchen durch die Brust dicht am Herzen vorbei, aber sie kam mit dem Leben davon und war nach vierzehn Tagen bereits soweit hergestellt, daß sie aus dem Lande flüchten konnte.

Spät am Abende des ersten Tages, als ich schon zur Ruhe gehen wollte, bekam ich noch Einblick in die Tragödie eines Weibes, wie sie tagtäglich im Frauenleben dieses wilden Volkes sich abspielen.

Ein ca. 45 jähriger Mann mit einem vollkommen norddeutschen Bauerntypus kam zum Pfarrer und redete eifrig auf ihn ein, wobei er mir immer wieder Seitenblicke zuwarf. Ich fragte schließlich den Pater, was denn der Mann eigentlich wolle.

‚Er bittet mich, Sie zu fragen, ob Sie nicht seine Frau untersuchen wollen, die behaupte, seit fünf Jahren in anderen Umständen zu sein. Sie meint, daß nur der Teufel sie daran hindere, den Sohn, den sie unter dem Herzen trage, zur Welt zu bringen.'

‚Woher will sie denn wissen, daß es ein Sohn ist?' fragte ich.

‚Sie geht häufig zu den Zigeunern und läßt sich die Zukunft weissagen und die haben es ihr gesagt; die haben ihr auch Amulette gegeben, die sie tragen solle.'

Jetzt wurde mir auf die einfachste Weise das Rätsel gelöst, wovon die Zigeuner in diesem armen Lande eigentlich lebten. Sie machen es genau wie bei uns, wie man sieht; die Dummheit des Menschentums ist eben international. Ich hörte ferner, daß die Frau schon seit Jahren die Wiege- und Säuglingskleider fertig habe und ihren ungeduldigen Mann, der es wie alle Albanesen als ein großes Unglück betrachtet, keine Kinder, speziell keinen Sohn zu haben, vertröste. Er erzählte ganz ruhig, daß er sie häufig schlage, trotzdem das Weib schwanger sei. Zwar setze sie sich hin und weine und klage, daß sie keine Luft bekommen könne, besonders wenn sie die Berge hinauf solle, aber das nütze ihr nichts, ihre Prügel bekomme sie doch. Mir war gleich klar, daß hier ein pathologischer Zustand vorliegen müsse und ich ließ dem Mann bedeuten, seine Frau zu holen. Spät abends gegen 11 Uhr kam er mit ihr zur Kirche. Ein vergrämtes und verschüchtertes Weib von ungefähr 25 Jahren stand vor mir. Schon die oberflächliche Untersuchung ergab, daß es sich hier um eine Neubildung im Unterleib handelte, was ich dem Pfarrer auch erklärte. Die erste Frage des Ehemannes war nun, ob seine Frau auch noch Kinder bekäme, wenn sie sich operieren ließe. Ich solle ihm einen Brief für die Frau an das österreichische Hospital in Skutari mitgeben. Ich ließ ihm durch den Pfarrer erklären, daß ich das nur unter der Bedingung täte, wenn er mir die Bessa gebe, erstens seine Frau niemals mehr zu schlagen und zweitens, nie wieder die Frau zu zwingen, in ihrem kranken Zustande Lasten den Berg hinaufzuschleppen, wie das alle Frauen bei dem vielfachen Mangel an Eseln und Maultieren tun müssen. Anfangs sträubte er sich, denn

ſein Weib nicht mehr ſchlagen zu ſollen, war ſchon eine arge Zumutung. Allein ich blieb feſt: ‚keine Beſſa, keinen Brief.' Schließlich gab er nach.

Auf meinen Zweifel, ob er die Beſſa halten würde, beruhigte mich der Pfarrer, denn trotz mancher böſen Eigenſchaften der Albaneſen halten ſie ihr einmal gegebenes Wort reſp. die Beſſa unverbrüchlich. —

Pater Buſchati hatte mich bei einem Beſuche ſeines Amtsbruders in Rapſcha eingeladen, auch ihn in Traboina, der anderen Pfarre der Hotti, zu beſuchen, ehe ich zu den Gruda ginge. Ich beſchloß, der Einladung zu folgen.

Nach herzlichem Abſchiede vom Pater Sebaſtiani und ſeiner Schweſter wanderte ich weiter in den von der goldenen Morgenſonne übergoſſenen Bergen. Schon faſt eine Stunde entfernt, ſah ich, auf dem Kamm des Gebirges ſtehend, den Pater Sebaſtiani noch an ſeiner Kirche mir herzlich nachwinken. Als wir die Höhe überſchritten hatten, bot ſich mir ein Anblick, daß ich wie feſtgebannt ſtehen blieb. Einige 100 Meter unter uns lag die Pfarre von Traboina im üppigen Grün. Nach links ſchweifte der Blick über die ſpiegelnde Flut des Skutariſees bis zu den kahlen Zacken der Zerna-Gorra von Virpazar. Geradeaus vor uns begann in einigen Stunden Entfernung die Ebene des in einen feinen, bläulichen Dunſt gehüllten Podgorizza, aus dem ſich die weißgetünchten Minarets der Moſcheen und größere Häuſer wie ſchimmernde Flecke abhoben. Darüber hinaus ſchweifte der Blick das Tal der Scheta hinauf bis zu der ſagenumſponnenen Felsſpitze von Spuſch. Zur Rechten ſtieg die ‚Prokletija' bis zum Gipfel des 2600 Meter hohen Kom empor. An ſeinen Abhängen hauſen die ehemals rein albaniſchen Stämme der Kutſchi-Drekalowitſchi, weiterhin die Waſſojewitſchi. Sie waren urſprünglich ebenfalls römiſch-katholiſch, machten aber mit den Montenegrinern durch Jahrhunderte hindurch bis zum letzten Kriege gemeinſame Sache gegen den osmaniſchen Erbfeind und nahmen ſchließlich auch den griechiſch-orthodoxen Glauben an. Wie ſehr nun Konfeſſionalität und Nationalität auf dem Balkan Hand in Hand geht, kann man gerade bei dieſen beiden Stämmen beobachten. Trotzdem beide Stämme rein albaniſchen Blutes waren und albaniſch ſprachen, ſind ſie heute dermaßen im Serbentum aufgegangen, daß das Albaniſche vollkommen bei ihnen verſchwunden iſt. So erklären ſich auch die Erbitterung und die ruchloſen Metzeleien, mit der die chriſtlichen Stämme des Balkan, beſonders in Mazedonien, unter dem Deckmantel der Religion gegeneinander wüten.

Als ich an der Pfarre, die auch hier wie überall an die Kirche gebaut iſt, vorſprach, fand ich den Hof voll von Menſchen. Ich war offenbar erwartet worden. Auch bei Pater Buſchati wurde ich in der liebenswürdigſten Weiſe aufgenommen, indem ſeine alte Mutter, die ihm den Haushalt treu beſorgte, das Beſte hergab, was Küche und Keller bargen. Nur darf der Fremde nie vergeſſen, daß die Pfarrer im Gebirge durchweg ſehr arm ſind und das Gehalt, das ihnen die öſterreichiſche Regierung als Protektor der oberalbaniſchen Geiſtlichen auszahlt, ſehr klein iſt. Man macht deshalb den meiſten Pfarrern beim Abſchied ein Geldgeſchenk für die Kirche oder für den Diener. Ich hielt es

so, daß ich pro Tag $1\frac{1}{2}$—2 Medschidjes (d. h. 5—7 Mark nach unserm Gelde bezahlte. Wer mich zuerst von den anwesenden Skipetaren vor dem Hause nächst dem Pfarrer begrüßte, war ein geputzter Jüngling in blendend weißem Hemd und einem seidenen Kopftuch auf dem kurz geschnittenen Haar. Aus seinem Gesicht, mit dem pfirsichfarbenen Teint, der schön geformten Stirn und dem kleinen, kirschroten Mund, der beim häufigen Lachen ein blendend weißes Gebiß zeigte, schauten mich ein Paar glänzender, feuriger Augen an. Die Stimme hatte einen sympathischen, tiefen Klang und die Bewegungen waren von raschem, knabenhaftem Übermut. Es war Jüste Dschekka-Palliokka, d. h. Justina, Tochter des Paulus (Vaters Namen) und Hieronymus (Großvaters Namen). Aber niemand wagte sie so zu rufen, sondern sie ließ sich kurz Seph d. h. Joseph rufen. Sie war eine Virtschen von ausgesprochenem männlichen Typus und einziges Kind ihres Vaters, eines hochgewachsenen, vornehmen Stammeshäuptling mit ausdrucksvollen Zügen. Mit ihrer schlanken, schön geformten und tätowierten Hand drückte sie mir kräftig die Rechte. Während ich mit dem Pfarrer das Mittagessen gemeinsam einnahm, blies sie zusammen mit einem jungen Albanesen zweistimmig eigentümliche Lieder auf der Schalmei unter der Buche vor der Kirche. Kurz, ‚Seph' war voll Aufmerksamkeit und Liebenswürdigkeit gegen mich, immer vergnügt und heiter. Und doch war sie eine Mörderin. Mit zwölf Jahren bereits hatte sie einen Knaben an der Kirche erschossen, weil dessen Vater sie mehrere Monate vorher ausgezankt hatte. Da sie nun ein Mädchen war, konnte an ihr die Blutrache nicht ausgeübt werden, sondern ihr Vater, als nächster, männlicher Verwandter, wäre unzweifelhaft ermordet worden. Sie erklärte nun aus Angst um ihren Vater, daß sie den Knaben nur ‚aus Versehen' erschossen hätte. Die Familie des ermordeten Knaben war daraufhin bereit, das für solche Fälle festgesetzte Blutgeld zur Ablösung der Blutfehde anzunehmen. Es betrug ungefähr nach unserm Gelde 250 Mark. So billig ist im allgemeinen ein Menschenleben.

Die zahlreichen Besuche in der Pfarre, wo sich Jung und Alt, Männer, Frauen und Kinder eingefunden hatten, galten aber dieses Mal nicht in erster Linie dem Fremden, sondern dem Arzte. Ich bekam so Gelegenheit, einen tiefen Einblick in die Verhältnisse zu tun. Auffallend war durchwegs ein schlechter Ernährungszustand. Wohlgenährte Gestalten sah ich selten und gegenüber den Montenegrinern fand ich überhaupt keine Prachtgestalten mit Edelgesichtern. Einige Frauen und Mädchen fielen mir dagegen durch ihre hübschen Züge auf.

Im allgemeinen klagten die meisten über Magenbeschwerden. Kein Wunder, denn jahraus jahrein besteht die Kost vieler aus Maisbrot, das in Salzwasser getaucht wird. Allenfalls genießen sie Käse dazu und Milch; Fleisch selten. Vor 30 Jahren, sagten mir die Hotti, hätte man viel Wein und mehr Hafer im Lande gebaut, da seien die Stämme am See sehr gesund gewesen, jetzt sei das aber alles anders geworden. Mit der Maiskultur hat die furchtbare Geißel Italiens ihren Einzug in die albanesischen Berge gehalten,

nämlich die Pellagra mit ihrem allmählichen körperlichen und geistigen Verfall, der ausnahmslos zum Tode führt. Merkwürdig war ferner, daß mir verhältnismäßig viel Kinder gebracht wurden, die ununterdrückbaren Hang zum Kalkessen hatten, den sie sich aus den Fugen der Häuser kratzten. Die Ärmsten sahen durchweg sehr elend aus. Daß es bei diesen Konsultationen oft zu komischen Szenen kam, ist weiter nicht verwunderlich. Weil ich natürlich umsonst Rat erteilte, und Pater Buschati dolmetschte, kamen viele, die gar nicht krank waren, sich aber mal eine kostenlose Untersuchung, namentlich der Brustorgane, verschaffen wollten. Mehrfach saßen gesunde Mädchen und Frauen vor mir, verlegen lächelnd. Die Ärmsten hatten vergessen, was sie sich eigentlich ausgedacht hatten. Ich nahm das von der heiteren Seite auf. Jeder verlangte ein Rezept. Als ich mich weigerte, baumstarken, gesunden Männern z. B. ein solches auszustellen und dem Pater erklärte, daß sie vollkommen gesund seien, bedeutete mir dieser sehr nachdrücklich, daß ich das lieber doch tun solle, denn die Ehrbegriffe der Malzoren nehmen oft besondere Formen an. So gab ich denn nach, weil ich als Reisender diesem unbändigen Stamme auf Gnade und Ungnade ausgeliefert war und es dringend ratsam ist, mit niemandem in eine, wenn auch ungewollte, Feindschaft zu geraten.

‚Der Apotheker in Podgorizza wird mich morgen segnen,' sagte ich lachend zum Pfarrer. Denn da die Stämme keine Apotheke, geschweige einen Arzt haben, so müssen sie ihre Arznei Tage weit aus Podgorizza in Montenegro oder aus Skutari holen. Natürlich bedeuten die 120—125 Rezepte, die ich ausgestellt hatte, ein kleines Vermögen für die Apotheker. Mir war nur unklar, wie die Leute, die weder lesen noch schreiben konnten, die Rezepte, die sie sämtlich einem einzigen Boten mitgaben, auseinanderhalten konnten.

‚Das kann eine heitere Geschichte werden, lieber Pater, wenn die Leute alle Rezepte durcheinanderwerfen.'

‚O, die Malzoren werden schon gesund,' meinte der Pater, ‚wenn sie nur aus der Apotheke was bekommen.'

Zur Vorsicht hatte ich aber meist nur Mittel verordnet, die falsch angewandt, keinen ernstlichen Schaden anrichten konnten. Vielfach gehen die abergläubischen Stämme zu Hodschas, Zigeunerweibern ꝛc. und kaufen sich gegen Krankheiten Amulette. Zuletzt erschien ein bildhübsches Mädchen, das sich stumm vor mich hinsetzte und mich hilflos ansah. Die Ärmste war taubstumm und verlangte von mir ein Heilmittel gegen ihr Gebrechen. Mit einer Handbewegung zum Himmel, der allein helfen könne, mußte der Pater sie mit Tränen in den Augen fortführen.

Auch von den Hottis hieß es Abschied nehmen, um für dieses Jahr den letzten der Stämme am See, nämlich den der Gruda, zu besuchen. Der Pater ließ es sich nicht nehmen, mir eine Stunde weit das Geleit zu geben. Ich hatte es auf das sorgfältigste vermieden, auf meinen Wanderungen durch das Gebirge die Ebene zu betreten, denn im Tale der Hotti, an einem Einschnitt des Sees, befindet sich eine türkische Wache, zum Schutz

der Fähre daselbst. Sie hätte mich sofort festgenommen und nach Skutari geschafft.

Von Traboina aus führt der Weg nach den Gruda über ein steiniges Hochplateau, auf dem nur kümmerliche Maisfelder gedeihen. Nach halbstündigem Marsche machte mich der Pater auf den Eingang einer Höhle aufmerksam, die sich stundenlang unter den Bergen hinzieht und eine große Rolle in der Stammessage der Hotti spielt.

In dieser Höhle soll die Stammutter Troboj mit ihrem Manne Hot mehrere Jahre gelebt haben, wie die Sage berichtet. Als der Pater sich verabschiedete, gab er mir als Führer einen siebenfachen Mörder mit. Es war ein hagerer Mann von ca. 45 Jahren, mit schöner, voller, tiefer Stimme, so daß es mir ein Genuß war, ihn sprechen zu hören, auch ohne daß ich ihn verstand. Er hatte eine außerordentlich interessante Vergangenheit hinter sich und als wir beim Pfarrer der Gruda, der deutsch spricht, angekommen waren, ließ ich mir aus seinem Leben erzählen. Sämtliche Mordtaten hatte mein Führer aus Blutrache begangen; meist an Mohammedanern in Skutari, so daß er in 32 Jahren nur ein einziges Mal die Berge heimlich nachts zu verlassen gewagt hatte, um mit einem unter den Kleidern verborgenen Revolver bewaffnet (die Albanesen der Berge dürfen Skutari nicht mit Waffen betreten) notwendige Geschäfte in der Stadt zu erledigen. Ich fragte ihn durch den Pater, ob er denn gar keine Gewissensbisse habe. Er schaute mich ganz verständnislos an und lachte. Nur noch einen Menschen wolle er umbringen, erklärte er mir weiter, nämlich einen beim Stamme der Kattun-Kastrati, dann wolle er sich zur Ruhe setzen. Neulich habe er seinen erwachsenen Sohn losgeschickt, um den Mann zu töten, aber der Esel sei zu dumm. Er müsse selbst noch mal gehen und sein Heil versuchen. Immer war er dabei gewesen, wenn Aufruhr und Kampf war. Erst noch voriges Jahr, als die Gruda eine Anzahl türkischer Soldaten aus den Blockhäusern an der Grenze von Montenegro erschossen hatten. Er hatte fleißig geholfen, die Telegraphendrähte zu zerschneiden, wie er stolz erklärte. Drollig war eine alte Predigt, die er von einem Pfarrer dieses Stammes wiedergab. Dieser, ein Greis von hoher Gestalt, war in seinem langen Franziskaner-Habit auf einem kleinen Esel zum Besuch nach Gussinje geritten. Die liebe Straßenjugend und auch der fanatische mohammedanische Pöbel hatten sich das Vergnügen nicht verbeißen können, den alten Mann in seiner grotesken Erscheinung auf dem kleinen Esel zu verhöhnen, obendrein, wo es sich um einen verhaßten christlichen Priester handelte. Der wohl etwas verblödete Greis ging wutschnaubend heim und hielt am nächsten Sonntag folgende Predigt:

‚Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Ihr Männer der Hotti! Männer wollt ihr sein? Alte Weiber seid ihr. Wäret ihr keine alten Weiber und hielten euch die Männer von Gussinje nicht dafür, so hätten sie nicht gewagt, euren alten, weißhaarigen Pfarrer auf dem Bazar zu verspotten. Nochmals, ihr seid alte Weiber, wie mirs scheint! Amen.'

Das ließen die Hotti von Traboina nicht auf sich sitzen und als wiederum eine Karawane von Gussinjeten ihr Gebiet passierte, wurde sie umringt, vollkommen ausgeplündert und den Männern Waffen und Maultiere genommen. Es hätte das leicht zu einer blutigen Fehde führen können, aber die von Gussinje wußten, daß die Hotti so gut wie unangreifbar in ihren Bergen saßen. Sie rührten sich nicht und versuchen seitdem nicht mehr, ihr Mütchen an christlichen Pfarrern der Berge zu kühlen.

Doch zurück zu unserm Marsch. Wir mochten $1\frac{1}{2}$ Stunden marschiert sein, als ich in der sinkenden Sonne, kaum 2 km in der Luftlinie entfernt, die weitschimmernde Kirche der Gruda sah. Frohgestimmt berechnete ich schon die Zeit meiner Ankunft. Aber was war das? Ich hörte plötzlich starkes Rauschen. Nach einigen Minuten Marschierens standen wir an einer mehrere 100 m tiefen Schlucht, auf deren Grund ein Fluß dahinschoß. Es war der Sem, der sich sein tiefes Felsenbett aus den Bergen gewaschen hat. Wundervoll wirkte der Anblick in die Tiefe und auf die Höhe. Die kahlen Zacken der Prokletija begannen zu glühen und auf die weißen Kalkfelsen zauberten Licht und Schatten wundersame Gebilde. Unten im Tal herrschte bereits eine gewisse Düsterheit und oben war alles wie von einem Zauberlicht mild übergossen. Der Abstieg war indes erträglich. Aber wie über den 25—30 m breiten, reißenden Fluß mit seinen unterwaschenen Ufern kommen? Endlich entdeckten wir zwei Balken, die an einer besonders engen Stelle über den Fluß gelegt waren und als Brücke dienten. Ich wollte allein über die schwankenden, schmalen Bohlen gehen; doch mein Führer litt es nicht. Er faßte meine Hände und führte mich, vorsichtig rückwärts schreitend, hinüber. Wahrscheinlich hatte ihm der Pfarrer ans Herz gelegt, Sorge zu tragen, daß ich nicht in den reißenden Fluß fiele. ‚Wie merkwürdig ist doch dieses Volk,' dachte ich. Der Führer, der mich wie jeden Europäer für reich hielt, konnte mich berauben, in den Fluß stürzen und kein Hahn hätte danach gekräht. Und wie sehr die Albanesen auf Geld erpicht sind, konnte ich in Traboina beobachten. Ich wollte einer Anzahl Albanesen eine kleine antike Gemme zeigen, die ich im Brustbeutel zusammen mit Goldstücken trug. Um zu der Gemme zu gelangen, mußte ich im Angesicht der Albanesen einige Goldstücke aus dem Beutel nehmen. Der Pfarrer Buschati, der zufällig an das Fenster der Pfarre trat, rief bestürzt: ‚Vorsicht! Vorsicht! Kein Gold zeigen.' Der Vorfall zeigte mir zu Genüge, wie es um die gänzliche Gefahrlosigkeit der Reisenden in Oberalbanien, von der ein deutscher Arzt Dr. L. schreibt, in Wahrheit bestellt ist. Und gerade dieser Reisende sollte von den Albanesen ermordet werden, wie ich aus zuverlässigem Munde hörte; einfach weil er die Mißstimmung der Nika erregt hatte, ohne es selber zu wissen. Ein österreichischer Ingenieur, der vor 4 Jahren in den oberalbanischen Bergen war, wurde in einer Pfarre belagert, und war in höchster Gefahr, von den Einwohnern samt dem Pfarrer ermordet zn werden. Durch eine zweitägige Flucht bei Nacht und Nebel gelang es ihm, aus den Bergen zu entkommen. Man sieht, für Albanien

trifft unter Umständen das armenische Sprichwort zu: ‚Ehe du irgendwo hineingehst, sieh zu, wie du wieder hinauskommst.' Solche Gedanken waren es, die mir durch den Kopf gingen, als ich die schwankende sogenannte ‚Brücke' über den Sem passiert hatte und meinen Blick die steile Felswand hinaufsandte, die sich vor mir himmelhoch auftürmte. Ich befand mich hier an einer historischen Stätte, die eines jener furchtbarsten Völkerdramen gesehen hat, von denen uns keine Weltgeschichte erzählt, die dafür aber umso lebendiger in der Erinnerung des Volkes fortleben. Das Semtal wird nämlich in seinem oberen Teil von den Klmenti bewohnt, und sie waren es, die unter der Herrschaft des größten osmanischen Tyrannen und Trunkenbolds, Murads IV. von 1624—1637, also 13 Jahre hindurch einen heldenmütigen Freiheitskampf um ihre Unabhängigkeit gegen ein ganzes türkisches Armeekorps von 30,000 Mann führten. Die Täler des Stammes, darunter namentlich das Semtal, wurden von den Türken verwüstet und besetzt gehalten, aber im Hochgebirge leisteten Männer und Frauen des Stammes, halb verhungert und kaum mit den nötigsten Waffen versehen, den wütendsten Widerstand. Einmal glückte es den Türken, 200 Greise, Frauen und Kinder, die sich in eine jener zahlreichen Höhlen des Kalkgebirges geflüchtet hatten, einzuschließen. Nicht ein einziger von ihnen ergab sich. Alle ohne Ausnahme zogen den qualvollen Hungertod der Ergebung vor. Als schließlich der Stamm, der mit kaum 900 waffenfähigen Männern 13 Jahre lang einem ganzen Heere die Stirn geboten hatte, am Ende seiner Widerstandsfähigkeit angekommen, dem Untergang nahe war, ergab er sich, gegen Zusicherung des Lebens. Die Türken indes köpften die Vornehmen und verpflanzten den Rest in die Ebene von Djakowa. Nach einigen Jahren packte diese Söhne der unabhängigen Berge ein solches Heimweh, daß sie eines Nachts mit Kind und Kegel aufbrachen, um ihre alten Sitze wieder zu gewinnen. Die fanatischen Mohammedaner von Gussinje und Plawa, ihre Nachbarn, suchten ihnen den Weg zu verlegen, wurden aber in einem verzweifelten Kampfe geschlagen, und die Klmenti erreichten ihre alten Sitze ungehindert wieder, wo sie noch heute leben. Diese Episode zeigt, wie schwer es jeder Macht fallen wird, diesen Teil Oberalbaniens vollständig zu unterjochen, die bei der Aufteilung der Türkei gerade das Gebiet in Beschlag nehmen sollte.

Während unseres Aufstieges gesellte sich eine junge Albanesin mit hübschem Gesicht zu uns. Sie wollte wahrscheinlich ihr Kind zur Taufe bringen, denn sie trug die geschmückte Wiege mit dem Kinde darin, dem Landesgebrauch entsprechend, auf dem Rücken. Mir ist es ein Rätsel, wie in diesen Wiegen die Kinder leben können. Die groben Wiegen sind gewöhnlich von Holz und mit schreienden Farben bemalt, kaum groß genug, daß ein Kind darin liegen kann. Um das Herausfallen während des Tragens zu verhüten, sind die Säuglinge durch einen Riemen förmlich festgeschnallt, die Händchen zu beiden Seiten des Körpers lang heruntergelegt, so daß sich das Kind gar nicht bewegen kann. Ein über die Wiege gebreitetes, dichtes Tuch verhindert jeden

Luftzug, und so wandern die Mütter stundenweit über Stock und Stein berg-auf und bergab mit den Wiegen und den Säuglingen darin die halsbrecherischsten Pfade. Es war der letzte, aber auch schlimmste Aufstieg, den ich je in meinem Leben gemacht habe. Manchmal glaubte ich nicht mehr vorwärts zu können, denn die Felsenwände stiegen in einem Winkel von 80—85 Grad in die Höhe. Mit beiden Händen mußte ich mich streckenweise festhalten, aus Furcht, in die Tiefe zu stürzen. Umzusehen wagte ich mich nicht. Dabei begann es schon finster zu werden. Dreimal mußte ich Halt machen, weil ich gänzlich erschöpft war. ‚Snosch, snosch' (gesund, gesund) rief mir mein Führer aufmunternd zu, während mir der Schweiß von Rücken und Stirn lief. Ein Blick auf die junge Mutter mit ihrem Säugling auf dem Rücken richtete mich immer wieder auf. Denn während ich ohne jedes Gepäck auf einem Felsblock sitzend mich ausruhte, bestand die Erholung der jungen Mutter darin, daß sie stehend die Wiege gegen die Bergwand lehnte und das Tuch über der Wiege lüftend dem leise weinenden Kinde mit Koseworten zusprach. Es war stockfinster, als wir schließlich das Hochplateau der Gruda erreichten, auf dem sich die Kirche und das Pfarrhaus befanden. Der Pfarrer, Pater Paskale, machte große Augen, nicht minder einige anwesende Albanesen. Mein Besuch kam ihnen gänzlich unerwartet, denn, wie er sagte, seien in dieser Gegend in den Jahren, daß er Pfarrer dort sei, noch nie Europäer gewesen. Ich war so erschöpft, daß ich von dem selbstgezogenen Wein und dem wundervoll duftenden Berghonig und Brot zuerst nichts anrührte. Nur nach Ruhe verlangte ich.

‚Mein Gott,' rief Pater Paskale, als ich ihm von dem fürchterlichen Aufstieg aus dem Semtal erzählte, ‚den Weg sind Sie gekommen? Das ist ja der schlimmste, den es mit in Oberalbanien gibt. Als ich ihn zum erstenmal gegangen bin, habe ich schließlich um Hilfe geschrien, weil ich mich nicht mehr vorwärts noch rückwärts traute. Einige Albanesen haben mir dann geholfen und mich glücklich heruntergebracht. Es gibt noch einen etwas längeren, dafür aber um so besseren Weg.' Und das sagte ein geborener Albanese.

Wir plauderten den Abend bis tief in die Nacht hinein über die politischen und sozialen Verhältnisse in Oberalbanien, und ich hörte hier von den Wühlereien, denen die Stämme ausgesetzt sind. Außer Österreich und Italien, die beide Ansprüche auf Oberalbanien machen und sich mit eifersüchtigem Mißtrauen gegenüberstehen, suchen Montenegro und neuerdings ein Abenteurer, der sich Graf Alardo Castriota nennt und von einer Schwester des großen Skanderbeg abstammen will, unter den Stämmen festen Fuß zu fassen. Diese politischen Umtriebe haben die sonst so graden Stämme vielfach demoralisiert. Es würde zu weit führen, wenn ich auf diese unerfreulichen Kapitel weiter eingehen wollte. Zu meiner Überraschung hörte ich, daß zwei echte Mannweiber bei den Gruda lebten, ein jüngeres und ein älteres.

‚Bei der älteren sparen sie sich nur alle Mühe,' meinte Pater Paskale, ‚sie ist ein sehr unzugängliches Weib. Vielleicht haben sie bei der jüngeren mehr Glück, sie heißt Dill-Mutschia. (Dill = Dominika, Mutschia = Elefant.)

Sie ist die Tochter eines Woywoden aus uraltem Geschlecht und wird jetzt Col (Nikolaus) genannt.'

Ich vernahm dann weiter, daß Dominika von ihren Eltern, die leider nur vier Töchter hatten und keinen Sohn, bestimmt worden war, sich zur Virtschen zu erklären. Denn einer Virtschen steht wenigstens die Nutznießung bis zu ihrem Tode zu, während Töchter nach dem Tode ihrer Eltern nichts erben können.

Auch Pater Paskale hat mich in der liebenswürdigsten Weise bewirtet. Er gab mir das einzige Bett und schlug selber sein Lager auf dem Boden der Kirche auf. Am andern Morgen früh kam eine alte Frau, die mich scharf musterte und mich um ein Mittel gegen entzündete Augen bat. Ich hörte nun, daß es die Großmutter von Dill-Mutschia sei. Meine Bitte, mir ihr Enkelkind vorzustellen, lehnte sie mit der Begründung ab, daß Col zum Heuholen in den Bergen sei. Nach einer halben Stunde erschien sie indes mit ihrer Enkelin vor der Pfarre. Sie hatte sich offenbar eines besseren besonnen. Col alias Dill-Mutschia hatte sogar seine besten Gewänder angelegt, und voll Stolz zeigte die Großmutter mir besonders eine wunderbar mit Silber beschlagene, lange, alte Pistole, ein kostbares Erbstück der Familie, die Dill im Gürtel stecken hatte.

Ich überlegte nun, ob ich mich dem Sem zu nach den Klmenti wenden sollte, wo angeblich die meisten Mannweiber vorkommen. Allein mein Körper war durch die Strapazen bei Tag und Nacht, mehr bei Nacht, so mitgenommen, daß ich beschloß, für dieses Jahr meine Untersuchungen abzubrechen. Podgorizza, die nächste Stadt in Montenegro, wo ich eine Anzahl alter Freunde von meinen früheren Reisen hatte, lag nur drei Stunden entfernt. Pater Paskale bot mir sein Pferd an, das ich indes ablehnte. Er gab mir als Führer einen einäugigen Albanesen mit, der mit eigentümlich tänzelnden und affektierten Schritten vor mir herging und mein Gepäck trug. Zwar war der Abstieg in das Semtal wiederum sehr steil, und häufig genug mußte ich ganze Stücke mehr gleiten wie gehen. Doch war der Weg im Tale immer am Ufer entlang für albanische Verhältnisse vorzüglich, ja man konnte sogar an einzelnen Teilen von einer Straße sprechen. Wegen der Enge des Flußbettes hatten ihn die Türken streckenweise direkt aus dem Felsen gehauen, so daß man wie durch eine Galerie ging. Während wir dahinschritten, gesellte sich ein anderer Albanese zu uns. Mein Führer war mehrere hundert Meter weit vorauf und mir bei den vielen Biegungen des Flusses aus dem Auge gekommen. Der neu hinzugekommene Albanese hielt sich nun immer dicht hinter mir. Ich weiß nicht, wie es kam; plötzlich hatte ich das unheimliche Gefühl, daß der Mann was Böses im Schilde führe. Der Kauz fiel mir wieder ein und es verfolgte mich schließlich wie eine Zwangsidee, daß mir etwas passieren würde, wenn der Mann mir beständig im Rücken bliebe. Vergebens suchte ich mich gegen den abergläubischen Gedanken zu wehren. Ich blieb schließlich stehen und bedeutete ihm durch Zeichen, vor mir herzugehen.

Edward von Steinle del.

Auferweckung der Tochter des Jairus.

Zum Glück tauchte auch mein Führer auf, der bei einem Felsvorsprung auf mich gewartet hatte.

Endlich traten wir in die Ebene von Podgorizza hinaus. Die Luft flimmerte von der Sonnenglut und nach anderthalbstündigem Marsche sahen wir uns gezwungen, wenigstens für einige Zeit unter dem überhängenden Ufer eines ausgewaschenen, jetzt trockenen Baches Schutz vor der Sonne zu suchen.

Schließlich gegen Mittag tauchten die ersten Häuser von Podgorizza auf, und der erste, den ich traf, war mein alter Bekannter Andrea Neneschitsch. Er kam gerade von einem Besuche beim Prinzen Mirko von Montenegro, der in Krujewatz bei Podgorizza, auf dem rechten Ufer der Moratscha, mit seiner Gemahlin, geborenen Konstantinowitsch, und Cousine des ermordeten Alexander von Serbien, in einem einfachen Landhause ‚residiert'.

Bei einem Glase ‚Pivo' (Bier) feierten wir unser Wiedersehen. Andrea trank mein Wohl, daß ich aus der Prokletija, dem ‚verfluchten Gebirge', wirklich mit heilen Knochen herausgekommen sei.

‚Nein, so eine Verrücktheit, nein, so eine Verrücktheit!' murmelte er.

‚Kismet! Andrea, alles im Leben ist Kismet,' antwortete ich lachend.

Das Leichenhuhn im Morgengrauen mit seinem einsamen Nachtlied hatte mir dieses Mal Glück auf den Weg gerufen.

Welt und Seele.

Sahst du nie die ganze Welt
Meergleich ineinanderfließen,
Aller Schöpfung Sein
Sich in eine Flut ergießen,
Bis in ihre Wasser blank
Wie als Perle niedersank
Zitternd deine Seele?

Sahst du nie wie Weltenmeer
Deine Seele sich ergießen,
Mit der Ewigkeit
Grenzlos ineinanderfließen,
Bis in ihre Wasser sank,
Wie als Perle still ertrank
Zitternd diese Welt?

Joseph Bernhart.

Das Zeppelinsche Luftschiff und die Ergebnisse der Fernfahrt.

Das Verständnis für aeronautische Probleme ist in den letzten Jahren naturgemäß ganz außerordentlich gewachsen. Die unaufhörliche Diskussion über die Vorzüge und Nachteile der verschiedenen Systeme hat die Einsicht in die wesentlichen Fragen sehr gefördert. So weiß man denn auch schon ziemlich allgemein, daß das sogenannte Problem der ‚Lenkbarkeit' eigentlich gar keines ist. Lenkbar ist jeder Ballon, den man mit Motorkraft vorwärtstreiben kann, ohne weiteres, das starre Luftschiff so gut wie der ‚Parseval' oder das Militärluftschiff. In dieser Beziehung hat der Zeppelinsche Lenkballon ohne Zweifel wohl Vorzüge vor den andern, indem alle Teile an ihm fest verbunden sind und damit eine besondere Präzision der Steuerung erreicht wird — so hoch man aber auch diesen Vorzug anschlagen mag, im Brennpunkte des Interesses steht er nicht mehr. Diese Lenkbarkeit ist die conditio sine qua non jeglicher Motorluftschiffahrt; die interessierenden Eigenschaften bei den verschiedenen Typs sind aber in erster Linie die Eigengeschwindigkeit und das Flugvermögen. Wenn wir je eine Luftschiffahrt großen Stiles zu etablieren gedenken, so brauchen wir geschwinde Schiffe mit ‚langem Atem'. Sogar die Landungsfrage löst sich dann, wie wir sehen werden, von selbst.

Das starre Luftschiff des Grafen Zeppelin ist nicht nur der Theorie nach, sondern auch zufolge seiner tatsächlichen Leistungen bei weitem das leistungsfähigste aller vorhandenen Lenkballons. Die langgestreckte Form des Schiffes gestattet, an dem festen Gerippe zwei weit voneinander getrennte Gondeln mit je einem Motor anzubringen und somit große Triebkräfte ins Spiel zu bringen. Diese Triebkräfte kann man zugleich bequem an dem Metallgerippe dort angreifen lassen, wo Widerstandsmittel und Schwerpunkt nahe zusammenfallen. Auf diese Weise wird die Bewegung des Schiffes eine ganz außerordentlich ruhige und die Geschwindigkeit nicht durch Stampfbewegungen beeinträchtigt. Sowohl die verschiedenen Schulfahrten im vorigen und in diesem Sommer, wie auch die große Fernfahrt haben demzufolge Geschwindigkeiten ergeben, die längst nicht von anderen Typs auf längeren Fahrten erreicht sind. Bei ruhiger Luft bis Basel hin und leichter Gegenströmung von dort bis Straßburg legte am 4. August das Zeppelinsche Fahrzeug die 275 km lange Strecke Friedrichshafen—Basel in 5 Stunden 35 Minuten zurück, was unter Berücksichtigung

des Gegenwindes hinter Basel eine Stundengeschwindigkeit von reichlich 50 km ergibt. Die Fahrten der entflohenen ‚Patrie' von Meudon nach Verdun, die des ‚Parseval' und des Militärluftschiffes nach Brandenburg und zurück, mit ihrer 30—35 km-Durchschnittsgeschwindigkeit unter Berücksichtigung der Windverhältnisse, können sich entfernt nicht damit messen. Bedenkt man nun, daß wir in unseren Breiten mit durchschnittlichen Windgeschwindigkeiten von mindestens 4—5 Sekundenmetern oder 14—18 Stundenkilometern zu rechnen haben, so kommen wir normalerweise gegen den Wind zu Fahrtgeschwindigkeiten von 35—40 km bei dem ‚Zeppelin,' von 15—20 km bei den konkurrierenden Typs, soweit sie überhaupt bisher längere Fahrten machten. Und wir zweifeln, ob schon bald wesentlich Besseres zu erwarten sein wird.

Die Eigengeschwindigkeit des Zeppelinschen Schiffes läßt viel für eine schnelle Entwickelung unserer modernsten Verkehrsfrage erhoffen. Das lange Flugvermögen muß hinzukommen, um uns zu jenem langen Aktionsradius zu verhelfen, der nötig ist. Auch in dieser Beziehung bietet die Zeppelinsche Konstruktion die beste Gewähr. Die Lasten an Motoren, Brennstoffen und Bedienungsmannschaften, die Luftschiffe mitzuschleppen haben, sind so bedeutend, daß nur sehr große Fahrzeuge bei normalen Verhältnissen auf längere Fahrtdauer hoffen können. Die Gasverluste werden kleinere Schiffe sehr bald auf den Boden setzen. Man baut deshalb seit den letzten Jahren überall in immer größeren Dimensionen und das Ende dieser Bewegung ist noch nicht abzusehen. Bei den unstarren Typs ist man aber sicherlich bald an der Grenze der Vergrößerungsfähigkeit angelangt, da man die losen Riesensäcke nicht durch Überdruck prall zu erhalten vermag. Unmerklich werden sie starrer und starrer. Das ganz starre Schiff des Grafen Zeppelin allein läßt sich beliebig groß bauen. Seinen ursprünglichen Nachteil des schweren Metallgerüstes verwandelt es damit in einen Vorteil. Nur die ganz großen ‚Zeppeline' dürften genügend Tragkraft erhalten können, um mehrtägige Reisen trotz der unvermeidlichen Gasverluste zu vollführen. Bedingung dabei wird immer noch bleiben, daß solche Luftschiffe einen Höhensteuerapparat besitzen, durch dessen Kraft sie starken Auftriebs- oder Falltendenzen begegnen können, ohne Gas- oder Ballastabgaben vorzunehmen. Das starre Schiff des Grafen Zeppelin besitzt einen solchen Apparat in seinen vier seitlich am Schiffskörper angebrachten Organen von je vier übereinanderliegenden horizontalen Flächen. Vermöge dieser Höhensteuer und der durch sie eingeleiteten Drachenwirkung des schnell fahrenden Ballons selber kann man das Zeppelinsche Fahrzeug innerhalb eines Höhenspielraumes von 5—600 Metern beliebig dirigieren und Auftriebskräfte von mehreren hundert Kilogramm paralysieren. Man wird also nicht sofort bei der Tageserwärmung des Gases in der Sonnenstrahlung hinaufgetrieben, noch jedem auf- oder absteigenden Luftstrom willenlos folgen und stetigen Gasverlusten ausgesetzt sein.

Graf Zeppelins Schiff sollte bekanntlich eine Fernfahrt von 24 Stunden ausführen. Der Verlauf der Fahrt zeigte, daß es an sich für das Schiff

eine Kleinigkeit gewesen wäre, wenn nicht Defekte an dem einen Motor eingetreten wären. Während der ersten $8\frac{1}{2}$ Stunden vermochte sich das Schiff trotz der starken Sonnenbestrahlung nach Belieben innerhalb Höhen von 300 bis 600 Meter über dem Meere zu bewegen und dem starken Auftrieb und drohenden Gasverlusten in großen Höhen zu begegnen. Erst als der eine Motor wegen eines Defektes an einem Kegelrade aussetzte, trat eine stärkere Erwärmung des Gases ein, deren Wirkung man bei der verringerten Eigengeschwindigkeit nicht auszuweichen vermochte. Man wurde in eine Höhe von etwa 1100 Meter emporgetragen, wobei viel Gas verloren ging. Fern vom Hafen, bei Oppenheim am Rhein ging man zur Reparatur hinab und war gezwungen, zur Fortsetzung der Reise das Schiff beträchtlich zu entlasten. Selbst mit dem verminderten Gasvorrat wäre man nun doch an den Bodensee hinabgelangt, wenn nicht wieder ein Motordefekt zu einer Landung kurz hinter Stuttgart, bei Echterdingen, gezwungen hätte. Man war trotz der Gasverluste 20 Stunden in der Luft gewesen. Das Flugvermögen des Schiffes bei unhavarierter Maschinerie hat sich als so bedeutend erwiesen, daß die kühnsten Zukunftshoffnungen berechtigt sind.

Das Unglück bei Echterdingen nun freilich trübt scheinbar wieder ein wenig die glänzende Perspektive. Es ist nötig, sich dieses unheilvolle Ereignis ganz klar zu machen. Gegner Zeppelins haben sofort eingeworfen: ‚Seht ihr, das starre Schiff kann nicht landen!‘ Das ist falsch. Die Landung erfolgte im Gegenteil gegen einen Wind von 8—10 Meter in größerer Höhe über dem Boden und von 5 Meter unmittelbar über dem Boden so sanft und glatt, daß kaum ein Aufstoßen der Gondeln gespürt wurde. Die oben erwähnte eminente Steuerfähigkeit des Schiffes in der Vertikalebene, die ebenso kräftig wie schnell sich äußert, ermöglicht ein so sicheres Auflanden auf den festen Boden, wie Freiballonaeronauten es nicht kennen und nicht kennen können. Der törichte Einwurf von Fachleuten alter Schule wird jetzt wohl verstummen. Eine andere Frage ist es nun allerdings, ob das starre Schiff bei stürmischem Wetter auch sicher auf festem Boden gefesselt gehalten werden kann. Wir antworten mit einem runden Nein. Aber wir fügen sofort hinzu, daß das überhaupt keines der Luftschiffe vermag. Alle werden im Sturm auf dem Lande vernichtet werden, oder man baue sie so klein und handlich wie den ‚Parseval‘ und — verzichte damit von vornherein auf jede Motorluftschiffahrt großen Stiles. Wenn ein Typ sich lange auf dem Lande bei schlechtem Wetter halten läßt, so ist es gerade der ganz starre ‚Zeppelin‘. Denn dieser läßt sich vorn an der Spitze gut fesseln und der Ballon schlägt bei ihm nicht lose und wild über den aufstehenden Gondeln hin und her. Wir wollen nicht anstehen zu erklären, daß nach unserer Information an jenem unheilvollen 5. August nicht die nötigen und möglichen Sicherheitsmaßregeln für den Ballon getroffen wurden, und wir glauben, daß er jene kurze Böe, so heimtückisch sie auch einfiel, wohl hätte überstehen können. Aber kein halbstarres oder loses Schiff! Die hätten Vernichtung erfahren, resp. wären aufgerissen.

Ist demgemäß Zeppelins Lenkballon leicht wieder solchen Katastrophen ausgesetzt? Ja und Nein! Ja, wenn es nicht gelingt, die Betriebssicherheit des Fahrzeuges zu erhöhen, nein, insoweit dieses gelingt. Die Motorfabriken haben das letzte Wort. Es mag nicht ganz von der Hand zu weisen sein, daß, wie die Daimlerwerke erklären, die Ölung der Kolbenlager nicht genügend war. Die Schrägstellung des Schiffes kann die Ölzufuhr beeinträchtigt haben. Dennoch ist zuzugeben, das für Schiffe von Zeppelinschem Typ die Motorfrage noch nicht vollkommen gelöst ist. Die Motorenindustrie hat durch Graf Zeppelin neue Aufgaben zugewiesen bekommen, mit deren allmählicher Lösung die Leistungen der Luftschiffahrt schnell wachsen werden. Was die konstruktiven Fragen des Fahrzeugs angeht, so sind dieselben durch das ‚starre' Schiff bereits in einer Weise gelöst, die Bewunderung und hohe Zuversicht erwecken muß. Ohne die Motorpannen hätte Graf Zeppelin keine so starken Gasverluste erlitten, die ihn zur Entlastung des Schiffes nötigten. Ohne die Motorpanne wäre er nicht zur Landung in Echterdingen gezwungen worden, wo ihn die Katastrophe ereilte, sondern leicht hätte er den schützenden Hafen erreichen können, ein stolzer Sieger. Sobald wir eine betriebssichere Maschinerie haben, fährt der ‚Zeppelin' sicher über Strecken, die ein mehrfaches der Fernfahrt betragen werden und löst somit die Landungsfrage in neuem Sinne.

Das deutsche Volk hat mit merkwürdigem Instinkt sich für eine Sache sicher und freudig entschieden, an der ‚Autoritäten' und Fachleute so lange herumkrittelten und noch kritteln. Der Schwung und die Begeisterung in deutschen Seelen, die Graf Zeppelins ideales Streben und Wirken entfachte, ist eines der schönsten Erlebnisse, das unser Volk seit vielen Jahren hatte. Wir zeigten, daß es auch sachlich sich richtig entschieden hat. Möge denn der Ausbau des Zeppelinschen Unternehmens eine nationale Ehrensache bleiben auf lange hinaus.

Dr. Hugo Eckener.

Musikfeste.

Es ist kein Zweifel, daß in der Idee des Musikfestwesens sich eine große Wandlung vollzieht. Die großen, glänzenden Feste, wie sie seit Jahrzehnten besonders am Niederrhein stattfinden, und bei denen stets eine Fülle der bedeutendsten Werke alter und neuer Meister unter den glänzendsten Bedingungen zur Aufführung gelangten, haben schon seit längerer Zeit — das ist nicht zu leugnen — an Anziehungskraft verloren. Der Grund dafür ist leicht einzusehen. Unsere Konzertgesellschaften in den größeren Städten sind sowohl an Zahl der Ausführungen als an Vollendung der Leistungen derart gewachsen, daß ihre Konzerte sich von denen eines Musikfestes gar nicht mehr unterscheiden. Ja, es liegt bei ihnen die Möglichkeit höherer Vollendung weit näher kraft ihres ständigen, einheitlich geschulten Zusammenwirkens —, als bei Veranstaltungen, bei denen Chor und Orchester sich aus oft sogar heterogenen Körperschaften zusammensetzen. Um die Werke unserer Meister zu

hören, bedarf es heute für die meisten keiner großen Reisen mehr, und das Interesse an hervorragenden Virtuosen wird heute in den Abonnementskonzerten der einzelnen Städte ebenso befriedigt wie bei den großen Musikfesten. Um das Interesse an derartigen Festen neu zu beleben, bedarf es heute neuer Mittel, sollen sie ihre hohe Bedeutung nicht verlieren. Denn eine solche besitzen sie in der Tat und heute mehr denn je. Es ist ein gewaltiger Unterschied, ob ich einem Kunstwerk im Alltagskleide, abgespannt von des Tages Mühe, den Kopf voller Berufsgedanken entgegentrete, oder frei aller Sorgen, in Festesstimmung, mit dem Vorsatz und der Möglichkeit, mich ihm ganz hinzugeben, unter Verhältnissen, die ganz von selbst eine gehobene Stimmung in der Seele hervorrufen. Es kann kein Zweifel sein, daß in letzterem Falle die Wirkung des Kunstwerkes eine viel tiefere, der Genuß ein reinerer und höherer sein wird. In diesem Umstande allein schon liegt die Berechtigung und geradezu Notwendigkeit derartiger Feste von selbst begründet. Es ist dieselbe große Idee, die auch die Griechen einst an hervorragender Stätte versammelte, um losgelöst vom Alltagsleben, die Seele rein zu baden im Urquell des Schönen. — Wenn nun trotzdem ein Rückgang des Interesses an Musikfesten vorliegt, so kann der Grund nicht in der Idee selbst liegen, sondern nur in der Art, wie diese durchgeführt wird. Diese Feste müssen einen neuen, zeitgemäßen Charakter erhalten, müssen einer bestimmten Idee dienen, die dem Geschmack unserer Zeit entspricht. Massenwirkung als Zweck bedeutet uns heute gar nichts mehr, wir verlangen nur, daß die Mittel dem Zweck entsprechen, dem Zweck, den das Kunstwerk selbst vorschreibt. Statt dessen aber legen wir den Schwerpunkt auf die Art der Interpretation der Werke, verlangen Stilgerechtigkeit und Vollkommenheit der Durchführung. Dazu ist in den meisten, ja fast allen Fällen ein kleineres, in sich gefestetes, dem Willen des Leiters leicht folgendes Ensemble viel geeigneter als die indigesta moles eines Chores von sieben- bis achthundert Sängern. Die al fresco-Art, in der man besonders glaubte Händelsche Werke darstellen zu müssen, ist längst als eine mißverstandene dargetan.

Vor allem ist es das Vielerlei aber, die Fülle der wahllos zusammengestellten Werke, ohne einheitliche Idee, die den feiner empfindenden Kunstfreund abstößt. Aber auch diese einheitliche Idee allein genügt nicht, wenn sie nicht zugleich einem künstlerischen Zweck dient. Erst langsam, nach und nach bricht sich dieser Gedanke Bahn. Dort aber, wo man ihn zum leitenden gemacht, hat der Erfolg der Sache Recht gegeben.

Früher waren es nur die Feste des Allgemeinen deutschen Musikvereins, die dieser Idee huldigten, indem sie als Zweck die Propaganda für neue, zeitgenössische Werke oder bedeutende ältere, die bis dahin unter dem Druck der Verhältnisse der richtigen Wertschätzung entbehrten, setzten. Was hier für die Bildung und Richtung des Geschmacks und Verständnisses besonders unter der Ägide Franz Liszts geschehen ist, ist an Bedeutung kaum zu übersehen.

Noch intensiver und in ihrer Einheitlichkeit künstlerisch höher prägt sich unsere Idee aus in den Festen, die den Werken nur eines Autors gewidmet sind, und wie sie in den letzten Jahren immer mehr Bedeutung erlangen. In diesem Sinne entstanden im Jahre 1895 in Mainz die ‚Händelfeste'. In ihrer Idee lag es, nur Werke Händels zur Aufführung zu bringen in möglichst mustergültiger Art. Der Zweck aber war, die vielen, falschen Anschauungen, wie sie bis dahin betr. der Aufführung Händelscher Werke gang und gäbe waren, durch die Tat zu besiegen und der musikalischen Welt des Meisters Werke so zu zeigen, wie sie von ihm beabsichtigt sind. Die Möglichkeit war gegeben durch die autoritativen, einzig dastehenden Forschungen Chrysanders. Nun hieß es die Richtigkeit dieser durch die Tat, durch die lebendige Kunst zu beweisen. Das gelang vollständig. Lange Jahre habe ich diese Feste geleitet und ein stetes Zunehmen des Interesses gefühlt. Der größte Wert aber liegt in der durch solche Aufführungen erzeugten Anregung. Werke, die man längst vergessen zu haben schien, wie Deborah oder Herakles, Esther ꝛc., erschienen plötzlich auf allen Konzertprogrammen und wurden in ihrer hohen Bedeutung erkannt und wie etwas Neues bejubelt.

Derselbe Gedanke liegt auch den Bachfesten der Leipziger Bachgesellschaft zugrunde. Welch eine Fülle der Anregung ist von ihnen bereits ausgegangen, wieviel Großes und Herrliches ist gleichsam neu erstanden! Sie tragen wesentlich bei für die richtige Wertschätzung des Riesengeistes J. S. Bachs. Darin liegt ihre hohe Bedeutung, ihre Mission.

In diesem Sinne waren auch die Beethoven-Aufführungen zu verstehen, wie sie u. a. vor allem Franz Wüllner, Bülow und nachher Felix Weingartner durchführten, indem sie in mehreren Tagen sämtliche Symphonien des Meisters aufführten und so ein zusammenhängendes, sich steigerndes Gesamtbild entwarfen; oder die wunderbaren stilvollen Kammermusikfeste unter Joachims Führung in Bonn.

Diese Idee weiter auszubauen habe ich in diesem Jahre dadurch versucht, daß ich die Werke Beethovens, die ich an einem am 4. und 5. Juli stattgefundenen Beethovenfest zur Aufführung gebracht, seit Anfang des Sommersemesters in meinen Vorlesungen gründlich historisch und analytisch behandelte. Die meisten der zahlreichen Hörer hatten dabei die Partitur vor sich und tragen, während ich am Klavier die Werke erläuterte, Bemerkungen und Gliederung in dieselbe ein. Die auf diese Art erzielte Vorbereitung und Schulung erhöht nicht nur den künstlerischen Genuß der Zuhörer ins Ungemessene vor allem durch die Erziehung des Formensinnes, sondern gibt auch dem Dirigenten das hohe Gefühl, von einer größeren Zahl der Hörer in seinen Intentionen verstanden zu werden und nicht vergeblich gearbeitet zu haben. Die Folge ist ein sich stets vertiefender Begriff von der Höhe und Bedeutung der Kunst als ethische Macht.

Eine ganz eigenartige Richtung hat das vor einigen Wochen in Darmstadt stattgefundene Sommermusikfest gezeitigt. Man suchte mehrere der oben

genannten Grundideen zu einer zu vereinigen. Von den drei Tagen war der erste den Werken unseres Großmeisters Beethoven vor allem geweiht, der zweite brachte Werke neuerer Meister, wie A. Mendelssohn, Weingartner, Schillings, meist unter Mitwirkung der Komponisten, der dritte Tag galt ausschließlich Uraufführungen und brachte Werke von Andreae, Heß, A. Mendelssohn, Fritz Volbach, und von Max Reger ein Trio, welches wohl zu dem Tiefsten und Schönsten gerechnet werden darf, was seit Beethoven geschrieben worden ist.

Der große Zudrang zu den Konzerten und unbestrittene Erfolg zeigten deutlich, daß die Idee des Festes eine lebenskräftige, dem Sinne unserer Zeit entsprechende war. Alle diese Erscheinungen auf musikalischem Gebiete geben uns aber die Richtschnur, nach der wir in Zukunft unsere Musikfeste einzurichten haben, sollen sie der hohen Bedeutung, die in ihnen liegt, entsprechen, sollen sie wirkliche Freudenfeste des Geistes werden.

Dr. Fritz Volbach.

Der Heiland.

I.

An deine Gottheit rühren sie. Es wankt
Und stürzt, was unsre Väter fromm geglaubt.
Mein Blick ist trüb und mein Erkennen schwach,
O Herr, in Demut neige ich mein Haupt.

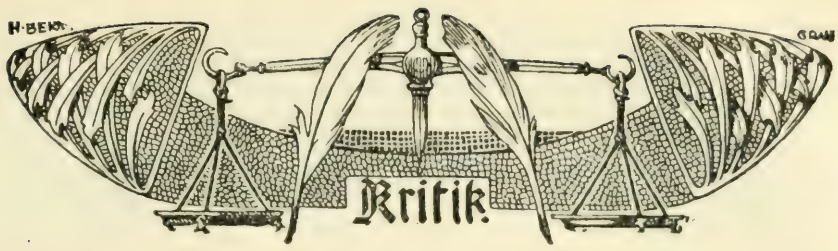
Nicht heische, daß ich mut'ger Streiter bin,
Dumpf ist mein Herz und nicht von Zweifel frei.
Laß mich nur kämpfen, daß mein Herz wie deins
So reich an Liebe und voll Mitleid sei.

II.

O Herr, in deiner heil'gen Liebesglut
Gingst du für deine Brüder in den Tod.
Sieh', meine Seele brennt, o dürft' auch ich
Mich opfern, zu versöhnen ihre Not.

Ach, keiner, dem mein Tod das Leben schafft,
Vergebens bringe ich mein Bestes dar —
Und schmerzlich brennt die unterdrückte Glut
Als unaufhörlich Opfer am Altar.

Sophie Steinwarz.



Maria Stuart in der neuen englischen Forschung.

Trotz der überreichen Literatur über Maria Stuart fehlt eine neue Biographie in deutscher Sprache. Seit Fürst Labanoff 1844 die siebenbändige Korrespondenz Maria Stuarts herausgab, hat sich das Quellenmaterial durch Veröffentlichungen aus dem britischen Reichsarchiv und britischen Museum, dem Cecilschen Familienarchiv (derer Marquis von Salisbury), aus Rom, Venedig, Spanien sehr vermehrt. Insbesondere hat Stevenson das Tagebuch von Marias Diener Claude Nau, sein Ordensgenosse Pollen die Verhandlungen mit Rom, Hume die Gesandschaftsakten aus Simancas erschlossen. Auf Grund dieses neuen Materials entstanden in den letzten Jahren die Arbeiten von Andrew Lang und die Biographien von Hay Fleming und Henderson. Die deutsche Geschichtsforschung, die sich in den 1880er Jahren lebhaft mitbeteiligte und die verdienstvollen Untersuchungen von Breßlau, Bernh. Sepp und Cardauns aufwies, ist seither ziemlich schweigsam geblieben.

Nun hat Charlotte Lady Blennerhassett, der man unter anderem die schönen Biographien Talleyrands, der Madame Staël, Chateaubriands verdankt, ein Buch* geschrieben, das nicht den Anspruch erhebt, die Forschung zu fördern, sondern sich die (bei der eben berührten Sachlage verdienstlichere) Aufgabe stellt, deutsche Leser mit den Resultaten der neueren englischen Forschung bekannt zu machen. Die Darstellung ist klar, die Sprache elegant und würdig, das Buch überhaupt mit Geist und Gemüt geschrieben. Zu den schönsten Partien möchte ich die Schilderung der Jugendzeit Marias zählen, bis sie die französische ‚Heimat' mit dem gefängnisartigen, vom Blute ihrer Ahnen befleckten Königsschloß Holyrood vertauschte, ferner die Geschichte ihrer Gefangenschaft und die in ihrer Schlichtheit rührende Erzählung der letzten Tage. Sehr gerne möchte man auch die kritische Zeit im Leben der Königin, die Jahre Darnleys und Bothwells dazu rechnen, wenn sich hier nicht die kritischen Fragen in den Vordergrund drängten. Die Verfasserin, die überhaupt die weiblichen Züge mit besonderer Liebe herausarbeitet und offenbar durch das psychologische Interesse zu diesem Stoff gereizt wurde, hat hier sichtlich ihr Bestes zu geben gesucht.

Der Historiker, der das Buch zur Hand nimmt, wird sich zunächst den beiden Hauptproblemen zuwenden, welche die Maria Stuart-Forschung beschäftigen. Das eine Problem ist Marias Mitwissenschaft oder aktive Mitschuld bei der Ermordung ihres Gemahls Darnley und ihr Verhältnis zu dessen Mörder und Nachfolger Bothwell, das andere die Beteiligung Marias an den Anschlägen gegen die Sicherheit des englischen Reiches und das Leben der Königin Elisabeth. Beide Probleme gleichen sich insofern, als sich der aktenmäßige Schuldbeweis beidemal einzig auf Briefe Marias gründet, die Kassetten- bzw. Babingtonbriefe. In beiden

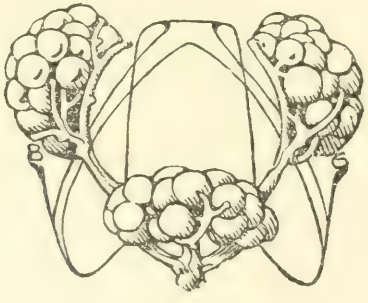
* Charlotte Lady Blennerhassett, Maria Stuart. Kempten u. München, Jos. Kösel, 1907. 386 S.

Fällen wurden die Briefe von Maria als gefälscht bezeichnet und sind nicht im Original erhalten, und beidemal wurden sie oder vielmehr beglaubigte Abschriften davon von Gegnern vorgebracht, denen man jede Fälschung zutrauen konnte. Denn erbärmlich waren ihre Gegner von der gekrönten Nachfolgerin Amy Robsarts herunter bis zu den Lockspitzeln des Polizeiministers Walsingham. Das schottische Parlament hat die Kassettenbriefe als echt angenommen und der Gattenmörderin die Krone aberkannt, die Sternkammer sie auf Grund der Babingtonbriefe als Verschwörerin zum Tode verurteilt.

Für den Historiker ist das Urteil der höchsten Gerichtshöfe anfechtbar. Nicht nur bei Leuten, die geschichtliche Fragen nach vorgefaßten Meinungen und Neigungen erledigen und sich besser überhaupt nicht mit Geschichte beschäftigen, sondern auch bei Männern, die im Interesse der geschichtlichen Wahrheit und Gerechtigkeit allen Scharfsinn aufboten, sind heute noch die Meinungen so geteilt wie zur Zeit, als Buchanan seine Detectio Mariae (1571) und Adam Blackwood seine Rettungsschrift erscheinen ließ. Die historischen Anwälte der Königin erklären teils alle acht Kassettenbriefe, teils nur den langen Glasgowbrief für gefälscht, teils die Briefe für interpoliert; von den Differenzen über Zeit der Fälschung nicht zu reden. Von den Verfechtern der Echtheit ist es noch keinem gelungen, die zahlreichen verdächtigen Momente zu beseitigen. Im ganzen wird man sagen müssen: wenn es heute unter den Fachleuten zu einer Abstimmung käme, würde die Königin den Prozeß ebenso verlieren wie damals, als die öffentliche Meinung Europas und die Gerichtshöfe sie verurteilten.

Die Verfasserin hat sich dieser Mehrheit angeschlossen. Da sie sich auf ernste Gründe und Autoritäten stützt, kann man ihr hieraus keinen Vorwurf machen. Im zweiten Fall scheinen sich die Beweise immer mehr zu einem ‚Schuldig' zu verdichten, so sehr sich das Gefühl dagegen sträuben mag, und im ersteren gründet sich ihre Überzeugung nicht hauptsächlich auf die Kassettenbriefe, sondern auf die übrigen kompromittierenden Umstände. Immerhin glaube ich, auch der Leser, der nicht Historiker ist, möchte sich hier gerne näher über die Probleme und ihre Behandlung in der Forschung der letzten Jahrzehnte orientieren.

Dr. Eugen Knupfer.



Hochland-Echo

Die Amira'schen Thesen über akademische Forschungs- u. Lehrfreiheit.

Karl von Amira, der Münchener Universitätslehrer für deutsche Rechtsgeschichte, hat zu dem zweiten deutschen Hochschullehrertag, welchen die sogenannte Professorengewerkschaft Ende September zu Jena abhält, eine Reihe von Thesen über ‚Die Stellung des akademischen Lehrers zur Freiheit in Forschung und Lehre' formuliert, die er mit Erläuterungen in der ‚Beilage der Münchener Neuesten Nachrichten' (Nr. 8 vom 9. Juli d. J.) veröffentlicht und damit der allgemeinen Diskussion unterstellt. Wir machen hier von diesem Rechte Gebrauch und beschränken uns auf diejenigen Thesen, bei denen es sich weder um spezifisch juristische Begriffe handelt, noch um die Sonderfrage der theologischen Fakultäten. Es kommen demnach hier in Betracht:

‚These I: „Die wissenschaftliche Forschung und die Mitteilung ihrer Ergebnisse müssen gemäß ihrem Zweck unabhängig sein von jeder Rücksicht, die nicht in der wissenschaftlichen Methode selbst liegt, — demnach unabhängig insbesondere von Traditionen und Vorurteilen der Massen, unabhängig von Autoritäten und gesellschaftlichen Gruppen, unabhängig von Interessenten."

These II: „Dieser Satz (These I) liegt ebenso im Interesse des Staates wie der Wissenschaft, weil die Vermehrung und Ausbreitung der Erkenntnisse die Gesellschaft niemals schädigen, sondern nur fördern kann."

These IV: „Auch aus der amtlichen Stellung eines Forschers oder Lehrers kann keine Beschränkung seiner Forschungs- oder Lehrfreiheit abgeleitet werden, weder unmittelbar noch mittelbar etwa so, als hätte er durch seinen Anstellungsvertrag der staatlichen Amtsgewalt eingeräumt, ihm in jenen Beziehungen Schranken zu setzen. Ein solcher Vertrag würde gegen die guten Sitten verstoßen und folglich nichtig sein. Seine Erfüllung wäre eine Verletzung der im Lehramt liegenden Pflicht der Wahrhaftigkeit."

These IX: „Aus der II. Resolution ergibt sich die Gefahr, die mit der Zulassung konfessioneller, von Kirchengesellschaften errichteter und beaufsichtigter Hochschulen selbst dann verbunden bleibt, wenn dem an solchen Hochschulen zurückgelegten Studiengang in keiner Weise der rechtliche Wert zugestanden wird, der dem Studiengang an staatlichen Hochschulen innewohnt."'

Um bei Erörterung dieser Thesen nicht einfach nur den einen prinzipiellen Standpunkt gegenüber dem anderen auszuspielen, ist es nötig, an gemeinsame Voraussetzungen anzuknüpfen, wie sie auch die Amira'schen Thesen — trotz ihrer Voraussetzungslosigkeit — mit unserem Denken teilen. Deren sind hier namentlich zwei von Belang:

In These I verlangt Amira in jedem Fall auch vom freiesten Forscher und Lehrer Innehaltung der wissenschaftlichen Methode. Jede wissenschaftliche

Methode kann aber nur eine spezielle Anwendung sein von jenen allgemeinen Denkmethoden, die in den Gesetzen der Logik formuliert sind. Wir dürfen also auch gegenüber den Amira'schen Thesen an die Logik appellieren.

Ferner beruft sich Amira in These IV auf die guten Sitten, durch deren Verletzung jeder Anstellungsvertrag hinfällig werde. Das ist nun freilich ein dehnbarerer Begriff. Aber wir dürfen gewiß trotzdem annehmen, daß auch Amira nicht die Absicht hat, für den Hochschullehrer eine solche Stellung zu fordern, die unvereinbar wäre mit jenen guten Sitten, welche sonst für jedes Mitglied einer geordneten menschlichen Gesellschaft, also insbesondere für jeden Staatsbürger gelten. Also auch an die obersten Grundsätze der Ethik darf hier wohl appelliert werden.

Ist es logisch, so fragen wir demgemäß, in These I die wissenschaftliche Forschung und Lehre von jeder außermethodischen Abhängigkeit freizusprechen und dann in These IX vor der Gefahr einer kirchlichen Obhut unter die des Staates zu flüchten? Der erste Satz von Amiras Kommentar zu These IX lautet nämlich: ‚Die Zulassung sogenannter „freier" Hochschulen, wie sie zur Zeit von konfessionellen Parteien geplant werden [auch von vielen anderen Leuten! E.], fällt in das Bereich der staatlichen Unterrichtspolizei.' Ist die Existenz dieser staatlichen Unterrichtspolizei, an welche hier Amira apelliert, logischerweise etwa eher vereinbar mit der von ihm geforderten absoluten Forsch- und Lehrfreiheit als die einer kirchlichen Unterrichtspolizei? Müßte nicht Amira, wenn er laut These I Unabhängigkeit von jeder Autorität und gesellschaftlichen Gruppe verlangt, zuvörderst einmal volle Unabhängigkeit vom Staate fordern, der heutzutage jedenfalls an den Hochschulen weit mehr Verfügungsrechte hat als die Kirche? Gerade die ‚jüngsten Angriffe auf die Forschungs- und Lehrfreiheit', gegen die Amira besonders scharf protestiert, sind ja tatsächlich nicht von einem Vertreter der kirchlichen, sondern der Staatsautorität ausgegangen, nämlich vom bayerischen Kultusminister. Und alle etwaigen kirchlichen Ansprüche gegenüber den Hochschulen wären heute wirkungslos, wenn ihnen nicht der Staat seine Unterstützung liehe. Die zwingende logische Konsequenz der ersten Amira'schen These wäre also unseres Erachtens die völlige Trennung des Hochschulwesens vom Staat, — eine theoretisch absurde und praktisch undurchführbare Konsequenz; denn der Staat kann ebensowenig einer Anstalt, über die ihm keinerlei Autorität zusteht, die Erziehung seiner künftigen Beamten und Bürger anvertrauen, als etwa die Kirche die Heranbildung ihrer jungen Kleriker.

Ist es logisch, fragen wir ferner, in These II die Vermehrung und Ausbreitung ‚der Erkenntnisse' ganz allgemein und ausnahmslos als gesellschaftsfördernd hinzustellen, dann aber im Kommentar zu dieser These doch sofort die Möglichkeit einzuräumen, daß auch gesellschafts- und staatsfeindliche Lehren mit dem Anspruch auf wissenschaftliche Geltung auftreten können und tatsächlich schon aufgetreten sind, deren Überwindung dann nach Amira allein der immanenten wissenschaftlichen Kritik anvertraut bleiben soll (‚als ob es überhaupt

ſtaats-, d. h. geſellſchaftsgefährliche Erkenntniſſe gäbe, die vor wiſſenſchaftlicher Kritik ſtandhalten'). Allerdings pflegt ſich ja jeder Irrtum in der menſchlichen Geiſtesentwicklung ſchließlich einmal von ſelbſt wieder zu korrigieren. Aber kann man logiſcherweiſe vom Staate erwarten, daß er gegenüber ſolchen Irrlehren, die ſeine eigene Exiſtenz gefährden, gelaſſen die oft ſehr langwierige wiſſenſchaftliche Fehlerausgleichung abwarte? Muß ihm das Recht auf Selbſterhaltung nicht höher ſtehen als die Lehrfreiheit irgend eines Gelehrten? Hiefür nur ein Beiſpiel aus jüngſter Vergangenheit: Ein Univerſitätslehrer der Philoſophie gibt in ſeinen ethiſchen Unterſuchungen der Vielweiberei den Vorzug vor der Einehe, und dies zweifellos aus ehrlichſter ‚wiſſenſchaftlicher Überzeugung'. Nach Amira hätte die ‚ſtaatliche Unterrichtspolizei' auch dann, wenn dieſer Philoſoph ſeine neue Ethik der ſtudentiſchen Jugend verkündet, kein Recht zum Einſchreiten, trotzdem die monogamiſche Familie zweifellos zu den Grundlagen unſerer Geſellſchaftsordnung gehört. Ähnlich gelagert wäre der Fall, wenn ſich ein Lehrer der Jurisprudenz zum geltenden Recht in grundſätzlichen Gegenſatz ſtellte, ein Cameraliſt zur herrſchenden Geſellſchaftsordnung, ein Theologe zur kirchlichen Ordnung uſf.

Zu den notwendigen Erforderniſſen der Selbſterhaltung des Staates gehört nach der übereinſtimmenden Überzeugung der überwältigenden Mehrheit ſeiner Bürger ein gewiſſer Grundbeſtand ſittlich-religiöſer Überzeugungen, und das Volksgewiſſen legt auf deren unverſehrte Lehrüberlieferung an die Jugend das größte Gewicht. Es iſt nicht vollkommen klar, ob Amira auch dieſe höchſten überwiſſenſchaftlichen Wahrheiten, alſo die vom bayriſchen Kultusminiſter betonten Grundſätze des Chriſtentums, zu den in Theſe I ſogenannten ‚Traditionen und Vorurteilen der Maſſen' rechnet. Jedenfalls gibt er ſich in ſeinem Kommentar zu Theſe I alle Mühe, die Ungewißheit und Unfaßbarkeit jedweder ‚Grundſätze des Chriſtentums' darzutun und meint, darunter ſeien ſchließlich nur die Grundſätze einer die Regierung gerade beherrſchenden Parteigruppe zu verſtehen. Trotz dieſes Eskamotierkunſtſtücks wird aber Amira nicht leugnen können, daß die Erziehungsordnung aller deutſchen Lehranſtalten, auch der Univerſitäten, auf der Annahme eines feſten Beſtands ſittlich-religiöſer Grundwahrheiten beruht, auf deren Innehaltung alle Lehrkräfte, einſchließlich der Hochſchullehrer, verpflichtet werden. Der Staat verlangt — und zwar gerade dies im Intereſſe ſeiner Selbſterhaltung, — daß auch die ſtudentiſche Jugend von ihren Lehrern nicht nur intellektuell belehrt, ſondern in ſittlich-religiöſem Geiſte erzogen werde. Das iſt eine ſehr ſchwerwiegende, außerhalb der ‚wiſſenſchaftlichen Methode' gelegene Rückſicht, deren Amira (ſoferne er ſie nicht zu den Traditionen der Maſſe rechnet) ganz zu erwähnen verſäumt. Und durch dieſe Erziehungspflicht des Hochſchullehrers wird zweifellos ſeine Lehrfreiheit — keineswegs ſeine Forſchungsfreiheit — von vornherein beſchränkt. In welchem Umfang dieſe Beſchränkung praktiſch durchgeführt werden kann, iſt allerdings eine nicht immer leicht zu löſende Frage der Praxis. In unſerer Auseinanderſetzung handelt es ſich aber, wie in Amiras Theſen, nur um die prinzipiellen Grundſätze.

Es ist nicht einzusehen, inwiefern die erzieherische Amtspflicht des Hochschullehrers, welche gerade die Aufrechterhaltung der guten Sitten zum Ziele hat, und auch die entsprechende amtseidliche Verpflichtung etwa gegen die guten Sitten verstoßen könnte, wie man dies aus These IV folgern muß. Niemand wird durch solche staatliche Schutzmaßregeln zur Verletzung der Wahrhaftigkeit gezwungen; denn wer von vornherein betreffs der sittlich-religiösen Erzieherpflichten grundsätzlich abweichenden Ansichten huldigt, der muß nach ‚einem der zweifellosesten Grundsätze der Moral' lieber auf das Amt als auf seine Gesinnung verzichten, und wer nachträglich zu widersprechender Überzeugung gelangt, dem steht es jederzeit frei, sein Amt niederzulegen. Nirgends an einer Hochschule, noch sonst bei einer menschlichen Institution kann eine Pflicht der Unwahrhaftigkeit bestehen. Gesinnungsverleugnungen kommen wohl überall vor. Aber die kleinen Tyrannen verschulden mehr Unwahrhaftigkeiten ihrer Untergebenen als die großen Autoritäten des Staates und der Kirche. So ist es wenigstens im Leben. An den Universitäten wird's nicht anders sein und durch noch so stolze Thesen auch nicht anders werden.

Das eben ist die tiefste logische Schwäche und ethische Überhebung der Amira'schen Thesen, daß ihre Voraussetzung und Verwirklichung in ein Wolkenkuckucksheim der reinen Gelehrsamkeit führt, in dem es keine anderen Rechte und Pflichten, Rücksichten und Zwecke gibt als nur die Mehrung der wissenschaftlichen Erkenntnis. Fiat scientia, pereat mundus! Wer dagegen in der Wissenschaft nur eine vornehmste Betätigungsweise des Menschen neben anderen schätzt, der wird sie weder im einzelnen noch im ganzen herausheben aus dem Rechte- und Pflichtenkreis, der alles menschliche Tun umschließt und ihm allein dauernden, festen Bestand gibt. Gerade auch der letzte Lebensimpuls alles wissenschaftlichen Forschens und Lehrens: das heiße Verlangen, der Durst nach Wahrheit, kann nur da in steter Kraft beharren, wo der dogmatisch feste Glauben herrscht, daß es einen unerschöpflichen, unwandelbaren Urquell der Wahrheit gibt, nur da, wo sich die religiöse Zuversicht hinzugesellt, daß es uns beschieden ist, dieser Wahrheit durch selbstlose Hingabe näher zu kommen und mit diesem Tun Gott und dem Nächsten zu dienen. Wer in seinem Forschen und Lehren diese Grundsätze des Christentums verleugnen oder auch nur ganz beiseite lassen wollte, der wäre auch kein idealer Anwalt der Wissenschaft selbst.

Dr. E.

Wie ein Erzieher Lügen hindert.

Kein andrer Stand wird so leicht fremder Sünden mitschuldig als der des Pädagogen im weitesten Sinn; und gar nicht selten gebührte eher dem Erzieher selbst die über seinen Zögling verhängte Strafe. Namentlich gilt das von den Verfehlungen gegen die Wahrhaftigkeit, die man zwar beim Kinde nicht ganz so schwer beurteilen, aber deren Festwurzeln man mit um so größerer Entschiedenheit verhindern muß. Fr. W. Foerster, ganz gewiß kein neuerungssüchtiger ‚Freiheitspädagoge', sagt einmal von der schlimmsten Schuld an Schul- und Hauslügen:

‚Die schlimmsten Versuchungen, besonders für sensitive Kinder, resultieren aus dem Regime der Angstgefühle, das immer noch unser Schulleben be-

herrscht und unberechenbaren moralischen und gesundheitlichen Schaden anrichtet. Und wenn dann eine Lüge entdeckt wird, dann kommt man mit Inquisition, mit Ohrfeigen und grober Mißachtung, statt zunächst einmal unsere ganze herrliche Schuldisziplin vor die Inquisition zu fordern und damit zu beginnen, den Kindern durch ruhige Besprechungen mehr moralische Hilfe im Kampf gegen die Lüge zu geben.'

Unter den im Schulleben häufigen Lügen ist namentlich die sog. heroische Lüge, durch die der Befragte seinen Mitschüler vor drohender Strafe bewahren will, einer der schwierigen Fälle, dem man am allerbesten durch praktisches Vorbeugen begegnet. Wie das etwa anzufangen sei, darüber spricht sich Gerhard Budde am Schluß seines Aufsatzes über ‚Die Schullügen' (Neue Jahrbücher für das Klassische Altertum und für Pädagogik, Jahrg. 1908, S. 303 ff.) also aus:

‚Inbezug auf die Schullügen hat der Lehrer vor allem die Rousseausche Forderung zu beherzigen, daß der Erzieher möglichst alle Gelegenheit zur Sünde von dem Zögling fernhalten soll. Wenn dies immer in der richtigen Weise geschähe, würden viele Schullügen unterbleiben. Ich will einen konkreten Fall erzählen. Ich hatte einmal meinen Spazierstock vor dem Klassenzimmer an einem der Garderobehaken aufgehängt. Als ich nach Schluß der Unterrichtsstunde das Klassenzimmer verließ, war der Stock nicht da, sondern an eine andere Stelle verschleppt. Selbstverständlich hatte das einer meiner Quartaner ausgesessen. Wenn ich nun am nächsten Tage in zorniger Entrüstung eine große Untersuchung angestellt hätte, hätte sich der Täter schon aus Angst nicht freiwillig gemeldet. Wenn ich ihn zufällig direkt gefragt hätte, ob er der Täter sei, würde er sich ganz ohne Frage einer egoistischen Lüge schuldig gemacht haben. Hätte ich Mitschüler von ihm gefragt, die ihn bei der furchtbaren Tat beobachtet hatten, ob sie wüßten, wer der Bösewicht sei, würden sie ganz sicher heroisch gelogen haben. So hätte ich einen ganzen Bandwurm von Schullügen verursacht und den Namen des Täters wahrscheinlich nicht erfahren. Von solchen Erwägungen und von der Ansicht ausgehend, daß das Verstecken des Stockes von seiten eines elfjährigen Jungen im Grunde doch ein ganz harmloser Streich sei, schlug ich, um doch zu erfahren, wer den Stock weggestellt hatte, ein ganz anderes Verfahren ein. Als ich am folgenden Tage das Klassenzimmer betreten hatte, erzählte ich vergnügt lächelnd, was mir Tags vorher mit dem Stock passiert sei. Ich sagte etwa: Ich weiß ja wohl, daß ich so verschiedene Witzbolde und Spaßmacher in der Quarta habe, gestern hat mir aber einer einen ganz besonderen Spaß gemacht. Er hat mir meinen Spazierstock so versteckt, daß ich ihn nicht wiederfinden konnte und ohne ihn den Heimweg antreten mußte. (Allgemeine Heiterkeit.) Wer war denn eigentlich der Spaßvogel? Ich, ruft W. mit dem vergnügtesten Gesicht von der Welt. Du Bösewicht, warte mal! Schade, daß es ein Spazierstock ist und kein anderer, sonst . . . (Heiterkeit.) So hatte ich den Namen des Täters erfahren und keinem meiner Schüler Veranlassung zum Lügen gegeben. Aber vielleicht habe ich das Vergehen nicht schwer genug eingeschätzt und hätte es als groben Unfug betrachten und ahnden sollen. Nun, Gott verzeih's!'

Die Autorität des Lehrers dürfte durch solches Verfahren keinesfalls gelitten, sondern sich im Gegenteil für ernstere Fälle, wo sich Zwang und Vertrauen paaren müssen, gefestigt haben. Ob sich nicht aus dieser halbscherzhaften Schulgeschichte sogar ein weniges fürs ernste Leben lernen ließe?!

r

Zeitgeschichte.

Kolonialgeschichte. Die Kolonialfrage mit ihren Folgen beherrscht und lähmt in gewissem Sinne seit länger als einem Jahre unsere innere Politik. Mehr denn je ist die Wertung unseres überseeischen Besitzes von der Parteistellung abhängig. Es ist daher außerordentlich schwer, einen objektiven Einblick in die tatsächlichen Verhältnisse zu gewinnen. Wir sind nicht einmal imstande, den relativen Wert der einzelnen Kolonien richtig zu beurteilen. In letzter Zeit, seit der Niederwerfung des südwestafrikanischen Aufstandes, ist infolge der Petersprozesse und der Afrikareise Dernburgs unser ostafrikanischer Kolonialbesitz mehr in den Vordergrund des Interesses getreten.

Von den Teilnehmern jener denkwürdigen deutschen Ostafrika-Expedition aus dem Jahre 1884, welche schließlich zur Erwerbung unseres ostafrikanischen Kolonialgebietes führte, leben nur noch zwei: Dr. Karl Peters, der vor ungefähr zwei Jahren über ‚Die Gründung von Deutsch-Ostafrika' schrieb, und Joachim Graf von Pfeil, dessen Buch ‚Zur Erwerbung von Deutsch-Ostafrika'. Ein Beitrag zu seiner Geschichte* im Herbst vorigen Jahres erschien. Man wird seinem Inhalte nur gerecht, wenn man ihn in Zusammenhang mit der Persönlichkeit des Verfassers bringt.

Während Peters es verstand, die öffentliche Aufmerksamkeit seinem zügellosen Ehrgeize dienstbar zu machen, stand von Pfeil in vornehmer Zurückhaltung abseits. Nur ungern, genötigt durch die ‚verleumderischen Angriffe' Peters', hat von Pfeil zur Feder gegriffen: ‚Es scheint mir unwürdig, einen Mann anzugreifen, der, selbst wenn er mir aus tausend berechtigten Gründen persönlich unsympathisch, doch immerhin der Gefährte gewesen ist bei einem Unternehmen, das dem Vaterlande in Gestalt ausgedehnten überseeischen Besitzes, damit hervorgerufenen Handels und vergrößerter Weltmachtstellung nicht unwesentlichen Nutzen einbrachte, das den Höhepunkt der eigenen Lebensarbeit bildet und nun schon der Geschichte angehört.'

Für die Gründung einer deutschen Kolonie in Afrika verfügte von Pfeil über eine Unmenge praktischer Erfahrungen und theoretischer Kenntnisse. Als Farmer in Griqualand East und dem Oranje-Freistaat hatte er die wirtschaftlichen Bestrebungen samt ihren Erfolgen und Mißerfolgen kennen gelernt. Politisches Wissen und Erfahrung eignete er sich im Verkehr mit Bekannten und seinen englischen Nachbarn in Natal an. Dabei wurden die Fragen engster Kolonialpolitik nicht vergessen, war doch das benachbarte Natal geradezu eine Hochschule für praktische

* Berlin 1907, K. Curtius. Mk. 4,80 br., Mk. 6,— geb.

Kolonialpolitik. Auf ausgedehnten Reisen nach dem Transvaal und den Diamantfeldern konnte er die gewonnenen Anschauungen gewissermaßen nachprüfen.

Auf die Kunde, daß inzwischen auch in der Heimat der koloniale Gedanke Wurzel geschlagen habe (Gründung des Frankfurter Kolonialvereins), kehrte von Pfeil nach Deutschland zurück, um durch seine Erfahrung der Sache nützen zu können. Ein Kolonisationsplan, der auf die politische Zugehörigkeit des Landes, auf die wirtschaftliche Bedeutung der großen Seen und auf den Kilimandscharo als Siedelungsgebiet hinwies, lag ausgearbeitet vor. In zahlreichen Vorträgen erweckte von Pfeil Interesse und Begeisterung für die Gründung eines überseeischen Kolonialreichs. Daß es vorerst bei Worten blieb und nicht zu Handlungen kam, daran trägt v. Pfeil, der lange Jahre europäischen Anschauungen entrückt gewesen war und infolgedessen im deutschen Milieu nicht selten anstoßen mochte, zum Teil selbst die Schuld. Um eine wirklich tiefgehende koloniale Bewegung im deutschen Volke zu entfachen, war ein stark entwickeltes organisatorisches Talent notwendig, das fähig ist, Menschen in Bewegung zu setzen, Eigenschaften, die von Pfeil in Peters erkannte, mit dem er damals bekannt wurde. Von Pfeil in die Elemente der südafrikanischen Kolonialverwaltung eingeführt, warf sich Peters mit aller Kraft auf die Verfolgung des kolonialen Gedankens.

Daß er dieses und andere Verdienste von Pfeils, speziell dessen Vorschlag, Ostafrika zum Ausgangspunkte der Expedition zu machen, in seinem Buche nicht anerkennt, sondern ganz allein für sich in Anspruch nimmt, verleiht diesem zweifellos ganz hervorragenden Manne einen Zug ins Kleinliche. Wie ganz anders v. Pfeil! Neidlos anerkennt er die geistige Überlegenheit Peters: ‚Ich habe nie das Knie gebogen, den starren Nacken nie gebeugt, ich tue es auch heute noch nicht, es sei denn freiwillig, und das kann nur da geschehen, wo überlegene Geistesgaben und Charakterkraft gern gewährte Anerkennung von mir heischen. Peters aber war einer der Männer, vor dem ich freiwillig und darum gern mich beugte, begierig das von ihm zu lernen suchend, was ich an mir selbst so vielfach vermissen mußte.‘

Von den vielen Kolonisationsprojekten der neu gegründeten Gesellschaft für deutsche Kolonisation schlug Peters das Mossamedes-Projekt als das erfolgversprechendste zur Ausführung vor. Die dazu nötigen Gelder wurden durch Ausgabe kleiner Anteilscheine und durch Zeichnung größerer Summen aufgebracht. Da aber das Mossamedes-Projekt aufgegeben werden mußte, machte von Pfeil, dem Peters zugunsten des Sofala-Projektes heftig opponierte, den Vorschlag, die Küste Sansibar gegenüber zum Ausgangspunkte des Unternehmens zu machen. Von da an setzt Peters Stellungnahme gegen von Pfeil ein, die umso nachteiliger fühlbar wurde, als von Pfeil von Afrika aus nicht in der Lage war, Gegenmaßregeln zu ergreifen.

Am 24. resp. 25. September 1884 verließ die Expedition Berlin. In Sansibar angekommen, untersagte ihr der deutsche Konsul im Auftrage der Regierung die Expedition auf das Festland. Es ist einzig und allein von Pfeils Verdienst, daß sie trotzdem zustande kam, während Peters, ‚mehr als nötig niedergedrückt‘, vorschlug, umzukehren. Mit Rücksicht auf die in letzter Zeit gegen Peters wegen seiner brutalen Behandlung der Eingeborenen laut gewordenen Anklagen ist von Pfeils Urteil nicht ohne Interesse: ‚Dr. Peters zeigte wenig Talent im Umgange mit Eingeborenen, er vermag ihren Anschauungen nicht Rechnung zu tragen, und seine Herrennatur ist zu wenig biegsam, um im rechten Augenblicke nachgeben zu können. Wenn ihm keinesfalls die Fähigkeit abgeht, in gefährlichen Momenten

ausschlaggebende Entschlüsse zu fassen, seine späteren Reisen zeigen das, so vermag er doch im täglichen Leben den Eingeborenen nicht zu gewinnen, weil er sich ihm weder nähern kann noch will.'

Für die in Afrika errungenen Erfolge sollte Peters in Deutschland Stimmung machen. Von Pfeil unterzog sich der nicht minder schwierigen Aufgabe, den erworbenen Besitz zu behaupten.

Die nun folgende Schilderung vom Leben und Treiben in der jungen Kolonie mit all den Schwierigkeiten und Leiden, mit denen von Pfeil unter vollständig fremden Eingeborenen zu kämpfen hatte, bildet zweifellos den Höhepunkt des Buches. Die Darstellung ist schlicht und einfach und gerade deswegen außerordentlich packend. Manche Partien liest man mit fast verhaltenem Atem. Wir nehmen teil an den Streifzügen nach einem geeigneten Platz zur Stationsanlage, hören von der Faulheit und anderen Charaktereigenschaften der Neger, fühlen mit das Fröfteln des Fiebers, die Hitze der Tropen, die Moskitostiche und Wanzenbisse. ‚Doch wieviel Kraft und Elastizität verleiht nicht unvergeudete Jugend.' Und die Freude, wenn sich einmal ein Europäer in diese Wildnis verirrte!

Mit dem Eintreffen des kaiserlichen Schutzbriefes für die fünf erworbenen Landschaften war die Unterlage für eine wirkliche Kolonialwirtschaft gegeben. Von Pfeil schwebte nicht allein die politische Herrschaft über das neue Land, sondern vor allem der Gedanke an eine Erwerbsgesellschaft mit Hoheitsrechten vor. Siedelung, Plantagenbetrieb und Handel sollten den wirtschaftlichen und politischen Aufschwung herbeiführen, die Besitznahme des Gebietes am Rufidji und den großen Seen das deutsche Gebiet erweitern und abrunden. In der geschützten Bucht von Dar-es-Salam bot sich der jungen Kolonie der natürliche zur kommerziellen Erschließung des Hinterlandes unumgänglich notwendige Hafenplatz.

Die Winke, die von Pfeil für eine praktische Kolonialpolitik gibt, basieren auf jahrelangen persönlichen Erfahrungen, die durch liebevolles Versenken in das Wesen von Land und Leuten gewonnen wurden. Nur mit Hilfe des Negers, unter steter Rücksichtnahme auf die rassischen und intellektuellen Unterschiede ist eine erfolgreiche koloniale Wirtschaftspolitik möglich. ‚Die Leute lieferten mir den Beweis, daß man mit ihnen unendlich viel erreichen kann, wenn man sie als Neger behandelt... Allerdings darf man von ihnen nicht europäische Gleichmäßigkeit der Leistungen erwarten... Der Neger allein kann die von ihm bewohnten Länder nicht verwerten, er hat kein Verständnis für die Schätze, die sie bergen. Wir allein können es aber auch nicht. In dieser einfachen Formel liegt der Kern unserer ganzen Kolonialpolitik.' Dabei ist v. Pfeil durchaus nicht blind gegen die oft widerwärtigen Schwächen und Fehler des Negercharakters. Gewalt empfiehlt er nur da, wo gütliche Unterhandlung nicht zum Ziele führt oder als Schwäche gedeutet werden könnte.

Wir konnten an dieser Stelle die von Pfeil entwickelten kolonialpolitischen Grundgedanken nur andeuten. Um sie recht zu würdigen, ist es notwendig, das Werk selbst gründlich zu studieren.

Daß der kühne Reisende, dem Deutschland seine größte und schönste Kolonie verdankt, keinen Platz in unserer Kolonialverwaltung finden konnte, ist aufs tiefste zu bedauern. Aus dem stolzen Worte, mit dem er seine Betrachtung über die 25jährige Entwicklung der Kolonie beschließt: ‚Ich habe nicht umsonst gelebt, auch wenn ich meinem Volke nicht die Dienste leisten darf, die leisten zu können ich als Privilegium betrachtet hätte', klingt deutlich ein leiser Wehmutston. Wir verstehen es.

Dr. Schmidt.

Religion.

Franz von Assisi als religiöser Erzieher. Die Kirchengeschichte in Form von Lebensbildern führender Persönlichkeiten darzustellen, ist nicht gerade ein neuer Gedanke. Es sei bloß erinnert an das mehr als zwanzig Bände zählende Werk des reformierten Theologen Böhringer, das in zwei Ausgaben kurz vor und nach der Mitte des 19. Jahrhunderts erschien. Nun ist kürzlich wieder von seiten protestantischer Theologen eine ‚Geschichte des Christentums in Lebensbildern' herausgegeben worden. Es wäre sehr lehrreich und fruchtbar an interessanten Ausblicken, diese beiden Werke miteinander zu vergleichen: während z. B. das erstgenannte Werk von Böhringer den Titel führt: ‚Die Kirche Christi und ihre Zeugen' und trotz der großen Bändezahl aus eines Verfassers Feder stammt, nennt sich das neue zweibändige Werk: ‚Unsere religiösen Erzieher' (Eine Geschichte des Christentums in Lebensbildern herausgegeben von Prof. Lic. B. Beß, Leipzig, Quelle nnd Meyer, 2 Bde., 1907), und die einzelnen ‚religiösen Erzieher' sind von ebenso vielen hervorragenden Fachmännern behandelt. So verlockend es ist, mehr von diesem interessanten Werk zu sagen, in dem in bunter Reihe als religiöse Erzieher neben Jesus Paulus, Augustinus und Bernhard von Clairvaux an der Seite von Wicleff, Hus und Luther sowie der anderen Reformatoren, Schiller und Goethe (behandelt von Karl Sell, der schon in Weinels ‚Lebensfragen' über die ‚Religion unserer Klassiker' geschrieben) neben Schleiermacher und Bismarck stehen, so soll doch hier nur auf den Essay über Franz von Assisi hingewiesen werden, der aus der Feder von Professor Wenck in Marburg stammt, den Lesern vom ‚Hochland' wohlbekannt von dem gehaltreichen Aufsatz über die hl. Elisabeth. Diese kurze Skizze von 30 Seiten ist ohne Zweifel unter die bedeutendsten Erscheinungen der fast unübersehbaren Franziskusliteratur der letzten Dezennien zu zählen; sie stellt sich mit selbständigem Wert neben die den letzten Jahren entstammenden, die Resultate weitverzweigter Forschungen zusammenfassenden Lebensbeschreibungen des großen Heiligen von Assisi, welche uns Hegler, Schnürer, Jörgensen und Gratien geschenkt haben. Auf gründlicher Kenntnis der Quellen und Literatur beruhend, bietet sie uns ein schönes und abgerundetes Bild von der Person und dem Wirken des Poverello. In knappen und doch alles Wesentliche berücksichtigenden Zügen ist das Lebensbild des Heiligen entworfen. Mit feinem Takt und sicherem historischen Gefühl sind besonders die Umbildungen der Franziskanergenossenschaft von der Zeit, da Francesco die ersten Jünger um sich sammelte und mit ihnen als Bußprediger und als ‚echter Troubadour Gottes' von Ort zu Ort zog und jedermann den Friedensgruß entbot, bis zur festen Organisation des Ordens durch die Regel von 1223 behandelt. Besonders hervorgehoben sei, daß Wenck im Gegensatz zu Sabatier und vielen andern in objektiver Beurteilung der mittelalterlichen Weltanschauung mit Recht die Ansicht vertritt, daß die Gedankenwelt des Heiligen der Spitze gegen die Hierarchie entbehre. Mit tiefem Verständnis ist die Stellung des hl. Franz zu dem Kardinalprotektor Ugolin von Ostia, dem späteren Gregor IX. behandelt: Gregor hat nicht Francesco hinterlistig umgarnt, um die franziskanische Bewegung zu einer fügsamen und machtvollen Hilfstruppe der Hierarchie gegen Ketzer und Widersacher päpstlicher Machtgebote zu machen, sondern er hat den allzu hochgespannten Idealen gegenüber den gesunden Menschenverstand walten lassen, natürlich unter Wahrung ihrer berechtigten Interessen, aber mit einem vollen warmen Wohlwollen für den Orden.' Überhaupt erscheint Gregor IX., in dem

viele nur den starrköpfigen Hierarchen und unbeugsamen Gegner Friedrichs II. zu sehen gewohnt sind, in einem wertvollen Exkurs, den Wenck der Biographie eingefügt hat, in einer ganz anderen Beleuchtung, die seine geschichtliche Größe keineswegs mindert, aber ihn menschlich anziehender macht. Geistvoll versteht Wenck die scheinbaren Gegensätze in Charakter und Art dieses großen Papstes verständlich zu machen, indem er in großen Zügen zeigt, wie er ‚als der erste Papst die große Kunst des Mittelalters übte, einander Widersprechendes auszugleichen, zu versöhnen (concordare discordantia).' —

Daß Franz von Assisi ein religiöser Erzieher ist, urbildlich und nachahmenswert auch für die Gegenwart, daß das Bild seiner Persönlichkeit ‚ein unvergänglicher Schatz ist allen nachfolgenden Jahrhunderten — weit über das Gebiet religiösen Fühlens und Denkens hinaus' — das klingt hindurch durch die ganze mit wohltuender Wärme und Anteilnahme geschriebene Skizze. So könnte diese kleine Arbeit des Marburger Historikers ein wertvolles Muster sein, wie die Lebensgeschichte eines Heiligen zu schreiben ist; denn sie zeigt, wie sich exakte Forschung sehr wohl auch mit dem Zweck religiöser Erziehung vereinen läßt, daß die schlichte geschichtliche Wahrheit an sich erhebt und zur Erbauung und Nachahmung anregen kann, auch ohne daß sie tendenziös übermalt oder mit moralischen Exkursen verquickt ist; sie zeigt schließlich auch, daß die historische Kritik nicht bloß zerstört und einreißt, sondern daß sie oft genug, indem sie spätere Übermalungen beseitigt, das alte unverfälschte Bild in um so herrlicherem Glanz erstehen läßt, daß das, was eingerissen wird, nur Platz schaffen soll für Schöneres.

In der strengen Wahrhaftigkeit, der Treue gegen sich selbst und sein Ideal, welche Franz auszeichnet, sieht Wenck nur die eine Seite seines Wesens, sie findet ihre Ergänzung in der Sorglosigkeit und Heiterkeit des Gemütes: ‚Er selbst hat gewünscht, auch vorbildlich zu wirken durch die stete Fröhlichkeit, von der sein Empfindungsleben durchzogen war. In ihr sah er den besten Schild gegen die Angriffe des Teufels.' In doppelter Hinsicht war der Heilige von Assisi dem Spätmittelalter ein religiöser Erzieher durch sein Beispiel und durch seine Predigt. ‚Diese Predigt Franzens hat lange nachhaltende Töne in die Frömmigkeit des Mittelalters gebracht.' Die Predigt des Armen von Assisi war Bußpredigt, sie wurde bestimmend für die Art der Franziskanischen Predigt überhaupt, auch für den großen Volksprediger Berthold von Regensburg. Diese Bußpredigt ‚mahnte das Heil zu suchen und Buße zu tun zur Vergebung der Sünden. Sie hat ein ernstes christliches Leben entzündet, das Christentum volkstümlich gemacht in den breiten Schichten des Bürgertums, welche von dem vornehmen oder unfähigen Klerus, den aristokratisch abgeschlossenen Mönchen der älteren Orden unberührt geblieben waren. Franz predigte für die Ungebildeten anders als für die Hochstehenden, aber er wußte auch die Gelehrten zu packen und zu erschüttern. So sind auch andere Franziskaner nach ihm auf die Gebrechen der einzelnen Stände eingegangen, haben auch sie demütigen Sinnes das Heil ihrer Mitbrüder zu fördern gesucht. So war die Franziskanische Predigt bemüht, das Streben nach Frömmigkeit, nach innerer Befriedigung, das bisher nur einzelnen erwählten Geistern eigen war, zum Gemeingut aller zu machen. So hat sie der Religiosität des späteren Mittelalters Wärme und Farbe gegeben.'

Das Interesse und die Verehrung, die heut allenthalben Francesco d'Assisi entgegengebracht werden, drängen zur Frage, worin diese moderne Bedeutung des Heiligen ihren Grund habe. Wenck antwortet hierauf in den Schlußworten

ſeines Eſſays; er zeigt, wie der Heilige unſerer Zeit ein Erzieher ſein kann: ‚Unter allen Mahnungen, welche das Vorbild des Franziskus auch noch der Gegenwart vorhält, iſt wohl die wichtigſte die zu tatkräftiger Liebe. Daß Franz im Verhältnis zu dem Nächſten nichts wollte als helfen und dienen, macht doch ſeinen höchſten Ruhm aus. Indem er in allen Kreaturen Gebilde des Höchſten ſah, fühlte er ſich vom Geiſte der Brüderlichkeit gegen alle geleitet.... Den Menſchen gegenüber wird ſich die tatkräftige Nächſtenliebe nicht nur wie zu Zeiten des Franziskus in Almoſen an Arme und Kranke betätigen, ſondern mehr noch in der ſozialen Fürſorge für die Erhaltung der Erwerbsfähigkeit, gegen Verarmung der durch Alter und Krankheit Arbeitsloſen oder des Ernährers Beraubten, für die Erhebung der Beſitzloſen zur Teilnahme an allem Guten und Schönen.

Daß die Gedanken der Liebe und des Friedens, von denen Franziskus erfüllt war, in unſerer Zeit, wenn auch äußerlich gewandelt, ſo vielfältige, erfolgreiche Pflege gefunden haben und immer mehr finden, iſt vielleicht der tiefſte Grund für das ſtarke und lebhafte Intereſſe, welches die Perſönlichkeit des Franziskus in den letzten Jahrzehnten gefunden hat.‘

Möge Francesco d’Aſſiſis lieblich anziehende Erſcheinung immer mehr als religiöſer Erzieher wirken, damit unſerer Zeit nicht nur Ruhm und Lob gebühre, weil ſie des Heiligen Leben und Tun predigt und preiſt, ſondern was mehr iſt, weil ſie ſeinem Beiſpiel folgt und ſo wirklich wandelt in den Spuren Sancti Francisci.

Dr. theol. F. X. Seppelt.

Literatur.

Jonas Lie. Von den vier großen Norwegern iſt jetzt nur noch Björnſon übrig. Jüngſt ſchied auch Jonas Lie, ſtill und ſanft wie er gelebt.

Es iſt mit Lie eine ſehr ſchöne Dichterperſönlichkeit dahingegangen. Zwei Naturen hatten ſich in ihm wunderbar vermählt — ein ſcharfer Beobachter wie nur irgend einer (Herman Bang iſt in dieſer Beziehung ein Schüler Lies), jedoch mit einem milden Humor, der einen an Dickens erinnert. Und dann ein poetiſcher Träumer, deſſen hellſeheriſches Auge mitten in der modernen ziviliſierten Geſellſchaft die Geiſter und Unholde der Volksmärchen ſpuken ſieht — ein Kind des geheimnisvollen Nordlandes, wo die alten Finnenweiber noch ihre Zauberei treiben. Daß Lie dort oben, in Tromſöe, ſeine Knabenjahre verbracht hatte, gab ſeinem Temperament eine nie ſchwindende Richtung ins Phantaſtiſche, ins Wunderbare. Als Rechtsanwalt zu Kongsvinger, als fallierter Holzſpekulant und demokratiſcher Journaliſt in Chriſtiania hat er ſpäter die Wirklichkeit kennen gelernt. Aber immer wieder iſt er ihr dann durch die elfenbeinerne Pforte ins Land der Träume entwiſcht.

So ſind ſeine vielen Romane wohl realiſtiſche Kunſtwerke, worin das moderne Norwegen lebt und webt wie in Ibſens Dramen oder in den Erzählungen Kiellands. Aber ſein Realismus iſt der eines gefühlvollen, mitleidsvollen Herzens — wie in Livsslaven, wie in Majsa Jons ſo klar zu ſehen iſt. Daher wird auch Lie kein Aufrührer, kein Umwerter der Werte. Er will wohl neues Land — aber auf der neuen Erde errichtet er ſeine Altäre den alten Göttern: der Liebe, der Treue, dem Ernſt, der Arbeit. Dieſe Lebensmächte ſind auch die herrſchenden Mächte in der Welt Lies. Und dies iſt der Sinn ſeines Realismus, ſeiner wirklichkeitstreuen Kunſt. Es geht ein herber Geiſt durch ſeine Werke — aber es iſt die herbe Strenge des Lebens. Sie weiß, daß die Exiſtenz eine ernſte Sache iſt, und er mahnt ſeine Leſer, ſie ſehr ernſt zu nehmen.

Er müßte kein Nordländer, kein Poet von Haus aus ſein, wenn er ohne Kampf

zu einer solchen Lebens- und Kunstauffassung gekommen wäre. Im Gegenteil — auch er hat ganz gut jene Lockung des Naturabgrundes gefühlt, die allem Immoralismus, aller rein dionysischen Dichtung zugrunde liegt. Seine Märchensammlungen Trold, sein Schauspiel Lindelin bezeugen uns das. Selbst als alternder ist Lie noch der Sohn des Nordlandes geblieben. Er kennt genau das Kichern und Kosen der Birkenwälder in den hellen Nächten, er sieht im Mondenscheine die weißen Arme der Elfe, und seine Seele überquillt von der träumenden Wehmut der einsamen Seen und von der dumpfen Schwermut der dunklen Felsenschluchten. Aber vor all dem Spuk der Naturgeister flüchtet sich Jonas Lie immer wieder in seine Menschenwohnung und in sein Menschenwesen. ‚Geist will ich sein, nicht Natur,‘ das verkündet uns seine Dichtung.

Und so ward Jonas Lie, der hellseherische Träumer aus Nordland, der Dichter der Heimat und der treuen, trauten Liebe. Mag es draußen stürmen und schneien, heulen und rasen — oder mag der Himmel golden, die Nächte hell, die Wasser silbern leuchten — mag es Wintersturm oder Sommeridylle sein — in den Werken Lies steht vor allem die Heimat fest, auf dem Boden der Pflicht gegründet und aller bloßen Stimmung, aller nur natürlichen Leidenschaft überhoben. Mögen andere draußen ihr Glück finden — Jonas Lie hat sich seinen Platz gewählt und bis ans Ende gewahrt: im Doppellichte des Herdes und der Arbeitslampe.

Johannes Jörgensen.

Der Kampf gegen die Schundliteratur und namentlich gegen den unglaublich verbreiteten Kolportageroman übelster Sorte ist so dringend notwendig, daß man jede neue Hilfskraft hiefür von vornherein gerne bewillkommnen wird. Bereits sind ja eine ganze Reihe gemeinnütziger Bücher- und Bibliotheksvereine, Stiftungen u. dgl. gemeinsam gegen diesen Gegner am Werk, unter sich oft recht verschiedener Meinung und abweichender Praxis, aber einig doch in dem Bestreben, der Kolportagepest den Nährboden zu entziehen. Die beste, oft nicht nach Verdienst gewürdigte Hilfe haben diese gemeinnützigen Bemühungen bisher schon durch solche Verleger gefunden, die durch Lieferung guter und billiger Literatur auf den Büchermarkt zu deren Massenverbreitung die erste Vorbedingung schaffen. Der eine Name Reclam, dessen Universalbibliothek jüngst die 5000. Nummer ausgab, stehe hier für viele. Es ist noch niemandem eingefallen, in solchen Verlegern reine Idealisten zu sehen, die nicht auch bei diesen billigen Massenauflagen — und hier oft erst recht — ihren kaufmännischen Verdienst suchten und fänden. Das ist so ganz in der Ordnung; und man kann bei kühler Überlegung keineswegs wünschen, daß auf diesem Gebiet der gesunde kaufmännische Wettbewerb irgendwie eingeschränkt werde. Daß trotzdem die besagten Verleger keineswegs des sozialen und ethischen Verdienstes entbehren, leuchtet auch dem oberflächlichen Blick am unmittelbarsten dann ein, wenn man ihr Verfahren kontrastiert mit dem jener Kolportage- und Schundbücherlieferanten, denen es eben einzig und allein ums ‚Geschäft‘ zu tun ist und zwar ums möglichst ‚glänzende‘, gleichgültig mit welch schmutziger Ware.

Leider hat bisher die wachsende Massenverbreitung guter und billiger Literatur der Schundkolportage noch wenig Abbruch getan. Nach Wilhelm Börner* ist die Auflage der Schundromane nie geringer als 10000, oft 100000 und

* ‚Die Schundliteratur und ihre Bekämpfung‘. Wien 1908, Verlag des Zentralverbandes der deutsch-österreichischen Volksbildungsvereine. — Der Verf. weiß trotz aller Betonung seines ‚fortschrittlichen‘, ‚freiheitlichen‘ Standpunktes zur Sache nur genau dasselbe zu sagen wie die von ihm perhorreszierten ‚Dunkelmänner‘. Er hätte also die Ausspielung solcher Gegensätze in seinem sachlich lehrreichen Referat besser unterlassen.

nicht selten sogar 250000. Der Roman ‚Der Scharfrichter von Berlin' hat allein einen Umsatz von drei Millionen Mark erzielt. Nach offizieller Schätzung gibt es in Deutschland 43000 Kolporteure, denen rund 20 Millionen Käufer entsprechen. Nun darf man gewiß die letzteren erschreckenden Zahlen nicht unmittelbar in das Schuldbuch der Schundliteratur schreiben; in gewissem Umfang dient die Kolportage auch der Verbreitung guter und ausgezeichneter Schriften. ‚Das ändert jedoch nichts an der Tatsache, daß die Kolportage der bedeutendste Förderer der Schundliteratur ist.' Gegenüber den eben angeführten Ziffern erscheinen alle von den gemeinnützigen Bücher- und Bibliotheksvereinen erzielten — auch die das erste Hunderttausend bereits weit übersteigende Mitgliederzahl des Borromäusvereins — noch als schwacher Gegentrost. Man hat es offenbar noch nicht verstanden, jene breiten Bevölkerungsmassen, deren bevorzugtes Lesefutter der Kolportageroman bildet, zu erreichen oder dauernd für die besseren Darbietungen zu gewinnen.

Da ist es nun wieder ein Verleger, der ein Mittel zur Abhilfe darbietet. August Scherl, der durch ‚Lokalanzeiger' und ‚Woche' sein praktisches Verständnis für Massenpsychologie bereits ergiebig bewährt hat, entwickelt und verwirklicht den Plan einer universalen Leihbibliothek, der gegenüber alle bisherigen als kleine Winkelinstitute erscheinen. Die ‚Bibliothek August Scherl' wartet nicht, bis der Leser zu ihr kommt, sondern bringt ihm die Bücher — dem Kolporteur gleich — ins Haus und tauscht den gelesenen Band ebenda gegen einen neuen, stets wohldesinfizierten sehr wohlfeil wieder um. Der allerwesentlichste Unterschied gegen die Leihbibliothek und zugleich die größte Ähnlichkeit mit dem Kolportageverfahren besteht aber darin, daß der Leser, sobald er einmal den ersten Band angenommen hat, keine weitere freie Wahl behält. Sondern er muß sich in einer bestimmt vorgeschriebenen Reihenfolge ‚emporlesen'. Mit den spannendsten, aber künstlerisch wertlosen Unterhaltungsromanen eines Montépin und E. A. König fängt es an. Sind diese und dann einige etwas bessere verschlungen, so soll mit dem Appetit auch der Geschmack bereits hinreichend gehoben sein, um Ebner-Eschenbach, Fontane und schließlich als Nummer fünfzig Freytag zu goutieren. Man wird nicht leugnen können, daß an diesem Prinzip der allmählichen Geschmackserziehung etwas Richtiges ist; die bisherigen Volksbildungsbestrebungen auf literarischem und anderem Gebiet sind meist viel zu sehr mit der Tür ins Haus gefallen. Dieser Scherlsche Lesererziehungsgedanke erschien denn auch so bestechend, daß er Befürworter wie Raabe, Schönaich-Carolath, Julius Hart, Ferdinand Avenarius und andere sehr ansehnliche gewann. Aber nicht jeder bestechende Gedanke hält der ruhigen Prüfung stand.

Am mißtrauischsten stimmten uns von vornherein die gar zu stark aufgetragenen ‚idealistischen' Aussprüche in Scherls Volkserziehungsprogramm. Avenarius meint zwar im ‚Kunstwart', die bisherigen minder idealistischen Verlagsunternehmungen Scherls berechtigten nicht zu solchem Mißtrauen gegenüber dem neuen Plan. Scherls Kapitalmacht sei eben jetzt hinreichend gewachsen, um sich ‚zu einem weiteren Stück ihres „sozialen Programms" stark genug zu fühlen'. Wir fragen demgegenüber: Wenn Scherls Kapitalmacht wirklich jenen Sättigungsgrad erreicht hat, daß sie sich ideellere Volkserziehungsbestrebungen leisten kann, warum betätigen diese sich nicht zunächst einmal stärker in der ‚Woche', im ‚Lokalanzeiger' und sonstigen Scherlschen Verlagsunternehmen? Wie leicht wäre es, zunächst einmal in deren Romanfeuilletons und sonstigen Sparten die Praxis des ‚Emporlesens' durchzuproben, hier statt einer der oberflächlichen

Unterhaltung und Sensation dienenden Durchschnittsware immer bessere und anspruchsvollere Geisteskost vorzusetzen. Oder scheint ein solcher Versuch etwa doch zu ‚riskant‘? Müßte Scherl etwa fürchten, daß der geistige Mittelstand, dem er bisher Zeitungen und Zeitschriften lieferte, solchem Erziehungsexperiment die Mitfolge verweigert? Wie kann er aber dann besseres von jener breitesten Unterschicht erwarten, die durch seine Leihbibliothek versorgt werden soll? Es mag sein, daß von vielen bisherigen Kolportageromanlesern — insoweit sie von Scherls Bücherboten überhaupt erreicht werden — die ersten Montépinschen und ähnlichen Machwerke mit Freuden angenommen werden; sobald aber die anspruchsvolleren Werke an die Reihe kommen, wird sie die Mehrzahl gelangweilt beiseite legen; und nur eine Minderzahl wird ausharren, die aber solcher Bevormundung am wenigsten bedarf. Im Gegenteil, es liegt sogar die Gefahr sehr nahe, daß die als Schlußkrönung aufgesetzten, wohlklingenden Namen Ebner-Eschenbach, Fontane usw. als Lockmittel dienen für sehr viele solcher Mittelstandsleser, die sich zwar gerne eines wohlerzogenen Geschmacks rühmen möchten, aber bei gegebenem Rechtfertigungsvorwand doch in praxi das gierige Schmökern vorziehen. Kurzum, nach unserer Überzeugung wird sich die Bibliothek August Scherl trotz einiger aufgesteckter Reklameleuchten rasch zu einer Leihbibliothek auswachsen, im Prinzip wie jede andere, nur dem Umfang nach im großen, im Warenhausstil; sie wird dem Kolportageschund keinen nennenswerten Abbruch tun; sondern, wie die meisten bisherigen Leihbibliotheken für etwas höhere Bildungsschichten dieselbe Rolle spielen. Was ‚Madame‘ aus der Bibliothek Scherl beziehen mag, findet die Köchin entsprechender immer noch beim Kolporteur. — Mit diesem Versagen des idealistischen ‚Volkserziehungsziels‘ ist die schlimmste Gefahr des Scherlschen Unternehmens aber noch nicht bezeichnet. Diese liegt in der drohenden weitgehenden Monopolisierung des Bücherumlaufs, nachdem Scherl für Zeitungen und Zeitschriften bereits ähnliches in erheblichem Umfang erreicht hat. Damit wäre auch eine volkswirtschaftlich sehr gewichtige vermehrte Monopolisierung des Inseratenwesens verbunden. Denn wer wollte Scherl hindern, auch seine Leihbibliothek ausgiebig zu Reklamezwecken zu benützen?

Freilich, kritisieren ist immer leichter als besser machen. Und wenn der Scherlsche Plan uns nicht zusagt, so sind wir gegenüber dem Kolportageunwesen wieder so klug wie am Beginn. Aber ganz so unklug vielleicht doch nicht. Das Scherlsche Unternehmen hat ja nach der technischen Seite, als eine Art Mittelding zwischen Leihbibliotheck und Kolportage, einleuchtende Vorzüge. Hoffentlich können jene zahlreichen gemeinnützigen Institute und Vereine, denen bisher noch kein hinreichender Bücherumlauf und -Absatz geglückt ist, manches von ihm lernen; vor allem müssen sie in den Großstädten — mit ihren weiten Entfernungen und Massenquartieren — die Leser mehr noch aufsuchen und nicht nur auf sie warten. Und noch nach einer anderen Seite ist eine vermehrte Hoffnung vielleicht nicht ganz vermessen. Der Scherlsche Gedanke des ‚Emporlesens‘ wäre nicht nur den Tages- und Wochenblättern seines eigenen Verlags anzuempfehlen, sondern auch sehr vielen anderen. Kein Leihbibliotheks- oder Buchhändlerbote bringt so regelmäßig und stetig belletristischen Lesestoff in die meisten Häuser als der Zeitungsträger; er übertrifft darin sogar den Kolporteur. Leider gilt dieser letztere Vorzug aber oft mehr hinsichtlich der Quantität als der Qualität. Wenn sich die Tagespresse weit mehr als bisher die Hebung ihres eigenen belletristischen Teils angelegen sein ließe, und ferner mit der nachdrücklichen Empfehlung guter,

billiger Volksliteratur eine energischere abwehrende Aufklärung über den Kolportageschund verbände, dann wäre wohl am ersten dessen erhebliche Eindämmung zu erzielen. In jedem Falle gilt für Scherl, wie für manchen anderen Zeitungsverleger, wenn sie als Kämpfer gegen Kolportage- und andere Schundliteratur gelten wollen, zunächst ein Hic Rhodus, hic salta! M. E.

Kunst.

Zu einer Reform der Druckkunst. Noch nicht der tausendste Leser denkt daran, von seinem Lesefutter wirkliche Kunst zu verlangen, d. h. daß es sich ihm in künstlerischer Gestalt darbiete. Er will es ja nur verschlingen, nicht auch typographisch ästhetisch genießen und sammeln, um damit etwa die Kunstformen in seiner täglichen Umgebung zu vermehren. Wohl gibt es, abgesehen von jenen ‚Bibliophilen', die ihren erotischen Sammelliebhabereien diesen besser klingenden Namen geben, zahlreiche Bücherfreunde; aber sie haben an ihren Bibliotheken das Interesse des Gelehrten, des Antiquars, und allenfalls schätzen sie auch den künstlerischen Einband, Vorsatzpapier, Ausstattung und Zutaten, nicht aber den eigentlichen Buchorganismus, die typographische Anlage. Man ist nicht gewöhnt, hierin Kunst zu sehen und zu suchen. Und doch haben die Sammler von alten Büchern unbewußt einen typographisch künstlerischen Besitz, den man durch neue bislang nur schwierig erwerben dürfte. Hierin sind wir einen Krebsgang gegangen, und ein Vergleich, wie ihn Dr. Hagelstange bei einem Vortrag* in der Gutenberg-Gesellschaft zu Mainz über alte und neue Druckausstattung angestellt hat, fällt ganz zugunsten der früheren aus:

‚Sehen Sie sich doch einmal eine gutgesetzte Seite einer alten Inkunabel an: was ist das für ein markiges, mannhaftes Geschlecht von Buchstaben, das da einherschreitet: kernig, fest, sehnig, mit beiden Beinen auf der Erde stehend. Und dann die einzelnen Zeilen: sie kommen daher wie eine enggeschlossene Phalanx sturmbewährter Krieger, und rote Initialen stehen dazwischen wie schmucke Offiziere in der Kolonne. Und wenn Sie dann daneben eine Durchschnittsseite unseres heutigen Buchdruckes halten: was für ein saft- und kraftloses Geschlecht! Wie blutleer, dürr und ausgehungert sehen diese Buchstaben aus. Man möchte ihnen gar nicht zutrauen, daß sie sich allein auf den Beinen halten, noch viel weniger aber zu engen, festgefügten Gruppen aneinanderschließen könnten.' Mangel an Kraft und Mangel an Geschlossenheit sind die beiden Hauptschwächen der heutigen Druckkunst.

Schon das Titelblatt macht selten einen wohl abgewogenen, bildhaften Eindruck. Die Textseiten erscheinen durch die vielen Abschnitte zerpflückt und zerrissen. Vollends unruhig ist der Gedichtsatz, der Satz von Dramen, Katalogen usw. Einen wahren Hexensabbat feiert die typographische Geschmacklosigkeit aber in den Zeitungen, im Text- wie ganz besonders im Inseratenteil. Große und kleine, deutsche und lateinische Typen stehen wirr durcheinander. Dazu kommen noch die in den Inseraten und vielfach auch im Text verstreuten Illustrationen. Allerdings ist die Zinkographie aus dem Drucktext aus ästhetischen Gründen nicht auszuschließen, vielmehr ihrem ganzen Charakter nach wohl einzugliedern. Nicht aber die Autotypie.

‚Von geradezu verheerender Wirkung ist die Verwendung der Autotypie geworden bei der Ausgestaltung unserer Zeitschriften. Unsere illustrierten Familienblätter, diese harmlose geistige Kost für späte Jünglinge und frühe Greise,

* Gutenbergs Erbe und die Pflichten der Gegenwart ihm gegenüber. Von Dr. A. Hagelstange. Mainz.

segeln ja heutzutage fast samt und sonders im Fahrwasser unserer „Woche". ‚Typographisch verspreche ich mir von dieser und ähnlichen Zeitschriften nur dann eine Besserung, wenn man sich entschließt, Text und Bild vollständig von einander zu trennen. Das ist besonders notwendig bei den Familienblättern, die in noch größerem Format erscheinen und in drei oder gar vier Kolumnen gedruckt sind, in die dann die Autotypien wahllos hineingeschoben, ja manchmal sogar zum Teil übereinander gedruckt werden, so daß die einen mit viereckigen, die andern mit kreisrunden Linien eingerahmt erscheinen, um die dann der Text im Bogen herumgeführt werden muß'. Bei den Kunstzeitschriften sieht es in dieser Hinsicht meist so wenig besser aus, daß z. B. die „Jugend" in typographischer Hinsicht geradezu ein Roheitsdelikt genannt werden muß. Die Druckerkunst ist hier vollständig zum Aschenbrödel herabgewürdigt, gerade noch gut genug, um der Malerei die Schleppe zu tragen und die Schuhe zu putzen. Sie werden kaum eine einzige anständig abgesetzte Seite vorfinden, und die Art und Weise, wie in einen typographisch geradezu zuchtlosen Inseratenteil einzelne Textsplitter hineingestreut sind, ist direkt geschmacklos zu nennen. Die anderen Kunstzeitschriften leiden alle unter dem Hauptfehler, der auch den meisten übrigen Kunstpublikationen anhaftet: ich meine das kreidige, gestrichene, gleißende Papier und den dünnen fadenscheinigen Satz, zwischen dem die fleckigen Autotypien stehen wie Pfützen in einer Kiesgrube.'

Zur harmon'schen Ergänzung des Satzbildes hat man schon mit Linienornamenten und Zierstücken nachgeholfen. Doch muß eine radikale Heilung in erster Linie aus der Typographie selbst mit ihren eigenen Mitteln hervorgehen. Die Satzpartien müssen unter sich und zum Ganzen in guten Verhältnissen stehen. Die Lettern selber müssen wieder ein mannhaftes Geschlecht sein. An guten Schriften fehlt es ja nicht. Vor allem besteht kein richtiges Verhältnis der Type zur Seite. Die Buchstaben sind fast durchweg zu klein und kümmerlich. Freilich eine bis ins kleinste künstlerische Ausstattung der Drucksachen, die wir gebrauchen wie das tägliche Brot, ist vielleicht in Utopien möglich. Für uns müßte ein halbwegs erträgliches Niveau der typographischen Ausstattung genügen.

Unser Druckpapier ist übrigens die künstlerische Sorgfalt nicht so wert wie das alte; denn es ist nach seiner Qualität zu baldigem Untergang verurteilt. Dabei geht anscheinend die Tendenz dahin, die verwendete Papierqualität zu verschlechtern statt zu verbessern. Im Kgl. Materialprüfungsamt in Großlichterfelde hat Professor W. Herzberg Prüfungen über die Ausdauerfähigkeit der heutigen Druckpapiere angestellt und dabei z. B. gefunden, daß eine Anzahl von Zeitschriften zu einer schlechteren Stoffklasse ihres Papiers übergegangen sind. Von den vier festgesetzten Stoffklassen, unter denen die erste das dauerhafteste Lumpenpapier enthält, sind einige ansehnliche Zeitschriften auf die dritte gedruckt und der vierten Stoffklasse bedienten sich u. a. ‚das literarische Echo', ‚Kunstwart', ‚Westermanns Monatshefte', ‚Sozialistische Monatshefte'. Bekanntlich sind garnicht genügend Lumpen vorhanden, um lauter dauerhaftes Papier herstellen zu können. Die Bibliotheken verlangen die Pflichtexemplare auf holzfreies Papier gedruckt, um ihre Schuldigkeit der Nachwelt gegenüber erfüllen zu können. Wie man sieht, errichtet sich also der Typograph, der künstlerische Drucke anstrebt, in seinem gewöhnlichen Material kein Denkmal ‚dauernder als Erz'.

* *

Zum Studium von Steinles Persönlichkeit und Werk ist die erste und objektivste Quelle ‚Edward v. Steinles

Briefwechsel mit seinen Freunden',* herausgegeben und durch ein Lebensbild eingeleitet von seinem Sohne Alphons Maria von Steinle. Nicht nur Steinle lernen wir hier kennen, sondern auch die gleichstrebenden Freunde aus dem Nazarenerkreis, neben Veit vor allem Overbeck. Außer dem Briefwechsel mit seinem Vater seien noch als Briefempfänger und -schreiber genannt M. A. Freiherr von Bethmann-Hollweg, Dr. Schlosser und Frau Sophie, Clemens Brentano, die Jesuiten Diel und Kreiten, August Reichensperger. Das ist keine enge Welt, in die uns hier ein Blick verstattet ist. Künstlerische und literarische, persönliche, gesellschaftliche und allgemein menschliche Interessen knüpfen sich und weben sich ineinander. Die Grundfarbe aber zu diesem mannigfaltigen Gewebe gibt die Religion und die allverehrte katholische Kirche. In dieser Zeit, da Katholiken so hervorragend produktiv und führend im Dienst der vaterländischen Kultur standen, wirkt sich der Katholizismus als eine werbende Macht aus, welche die Persönlichkeiten auf individuellen Wegen zum gemeinsamen Ziele leitet. Dieser Gesichtspunkt und seine Fruktifizierung für die Gegenwart legt die Lektüre dieser Briefwechsel doppelt nahe.

Von älteren Werken über Steinle seien nur genannt ‚Ein Madonnenmaler unserer Zeit' von Constant von Wurzbach, ‚Erinnerungen an Edward Ritter von Steinle' von A. Reichensperger. In der Sammlung ‚Kultur und Katholizismus' hat vor einiger Zeit J. Popp ein dankenswertes Bändchen über ‚Edward von Steinle'** herausgegeben.

Von jedermann leicht zugänglichem Bildermaterial verweisen wir auf die ebenfalls von Popp herausgegebene ‚Steinle-Mappe',* zehn Bilder und eine Leiste. Voran geht eine künstlerische Einführung. Die Auswahl ist von der Absicht Popps geleitet, Steinle in erster Linie als Romantiker darzustellen, wodurch er in eine reizvolle Parallele zu Schwind gesetzt wird. Von den ausgewählten Blättern seien nur die poesievolle ‚Märchenerzählerin', die schalkhafte ‚alte Geschichte', der traumklare ‚Zug der Nebenflüsse zum Schlosse des Rhein', das ergreifende und hoheitsvolle Bild des ‚Großpönitentiar' und die naiv-fröhliche Illustration des Sprichworts ‚Wer das Glück hat, führt die Braut heim' genannt. Die Reproduktion in Lichtdruck ist vortrefflich. — Ziemlich billiger und ebenfalls trefflich ausgestattet ist die Mappe: ‚Acht Zeichnungen und Aquarelle von Edward von Steinle.'** Die Formate sind größer. Das Bild ‚Wolfram von Eschenbach' ist mehrfarbig. Wir finden hier u. a. auch das Selbstporträt Steinles in ‚Der Winter', zwei Blätter des Märchens von ‚Schneeweißchen und Rosenrot', das Gleichnis vom ‚Verlorenen Groschen'. Mögen die beiden sich ergänzenden Mappen die Freude an unserem religiösen und deutschen Künstler in viele Häuser bringen. Ein großes, alles Material vereinigendes Werk steht noch aus. Wie wir hören, soll es aber schon in Angriff genommen sein.

* *

Verschiedenes.

Vom ‚Sekundenzeiger der Geschichte.' Der Vergleich Schopenhauers trifft das Wesen der Zeitung im Kern und wird auch noch nicht schief, wenn der grimmige, der Federarbeit besonders boshaft gesinnte Nörgler ihn noch weiter ausdeutet: Der Sekundenzeiger ‚aber ist meistens nicht nur von unedlerem Metalle als die beiden andern, sondern geht auch selten richtig'. Der Vergleich ließe

* Zwei Bände mit 9 und 10 Lichtdrucken und einem Anhang: Chronologisches Verzeichnis der Werke Steinles. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung. Ungeb. 18 Mk., geb. 22 Mk.

** Mainz, Kirchheim, 1,50 Mark.

* München, Allg. Verl.-Gesellsch., 3,50 Mark.

** Frankfurt a. M., Verlag von Heinrich Keller, 2 Mark.

sich noch mannigfach ausspinnen, wenn man bedenkt, daß sich die Zeitung, obwohl großen nationalen und kulturellen Ideen dienstbar, doch nur im engen Kreis der Parteischablone zu bewegen pflegt, daß dieses kleine Teilchen im Organismus des Weltgetriebes den größten Lärm macht, aber auch, wie unerbittlich sich der Zeiger dreht, wie mit brutaler und unaufhaltsamer Regelmäßigkeit die Zeitungen nicht nur die Geschicke einzelner wie der Gesamtheit berichten, sondern auch machen und erfüllen helfen. Würden die Sinne der Mitwelt nicht glücklicherweise mit dem steten Wachsen der Presse gleichermaßen abgestumpft, es müßte dieser Großmacht vor ihrer Gottähnlichkeit bange werden.

Die Presse und ihr Publikum haben wenig Zeit zur Besinnung. Nur manchmal fällt ein ganz grelles Schlaglicht in ihr Milieu über Heil oder Fluch ihrer Wirksamkeit, oder es macht eine Frage ihrer inneren Organisation von sich reden. Dann füllen sich die Spalten für Tage, bis diese Fermente der Entwicklung der Presse wieder untertauchen, wo sie im stillen ihr Werk tun. Das Bedauerlichste am modernen Pressewesen ist, daß der geistige Gehalt nicht mehr das erste Ferment ihrer Lebensäußerung bildet. Mit dem fortschreitenden Industrialismus ist die technische Mache an diese Stelle getreten. Die fünfte Großmacht eines Joseph von Görres und seines ‚Rheinischen Merkur' war etwas anderes als die kapitalistische Großmacht eines Verlegers von heute. Ein Mann wie jener erste große Journalist war noch der ganz persönliche und eindeutige Träger seiner Ideale und seines Blattes. Heute haben wir schon den Fall, daß ein Journalist nur eben eine Nuance eines Blattes verkörpert, der die Nuance eines anderen entgegensteht. Die Redaktion tritt hinter das Komptoir zurück, das Prinzip hinter das Geschäft.

Die Journalisten haben im letzten Jahre wiederholt Gelegenheit bekommen, über sich selbst und ihren Stand zu schreiben. Sie hatten sich insbesondere gegen die Vorwürfe mangelhafter Vorbildung und die zusammengewürfelte Herkunft der Mitglieder ihres Standes zu verteidigen. Daran knüpfen sich Erörterungen über eine gesonderte Hochschulbildung und Journalistenfakultäten. Verschiedentlich finden an Universitäten und anderen höheren Lehranstalten Vorlesungen und in Heidelberg seit ca. 10 Jahren auch Seminarübungen statt. Demgegenüber betonen die bedeutendsten Organe und ihre Vertreter immer wieder, daß der Journalist nicht durch das Examen privilegiert werden kann, sondern geboren wird, daß er sozusagen täglich sein Examen macht. Die Wahl der Fächer im Hochschulstudium richtet sich wie die Wahl des Ressorts nach Anlage und Neigung. Von den staats- und rechtswissenschaftlichen Fächern, Geschichte, Literatur, Kunst mag ein Gebiet die Grundlage abgeben. Die Allgemeinbildung ist dem Journalisten nötiger als jedem anderen Beruf. Das Endziel der speziell journalistischen Ausbildung aber ist die praktische Betätigung und die letzte und beste Schulung kann nur in der Praxis selber erworben werden, im Streit der Zeit und der Parteien. Solch eine Journalistenschule waren die Jahre nach 1848, die Gustav Freytag ‚eine wundervolle Lehrzeit des deutschen Journalismus' nennt und sagt, ‚es ist kein Zufall, daß aus dem Jahre 1848 wieder tüchtige Redakteure unserer größern politischen Zeitungen erwachsen sind, klug, welterfahren, gewandt und von sicherem Urteil in großen Fragen'.

Ein Fehler, der den eigenen Herrn schlägt, ist die Anonymität des Journalisten. Der Brauch, mit seinem Namen einzustehen, sollte nicht nur der parteilosen Presse überlassen bleiben, sondern wie in Frankreich immer allgemeiner üblich werden zur Hebung des Ansehens der Presse, wie auch zur größeren Ehre des

Journalisten und Publizisten. Auch eine dadurch zu erreichende individuellere Färbung des Zeitungsinhaltes könnte nicht schaden.

Ohne Presse ist die heutige Welt nicht mehr zu denken. Aber auch der einzelne, der nicht als Analphabet gelten will, steht heute irgendwie mit ihr in Verbindung als Leser und Mitarbeiter. Die Spezies des köhlergläubigen Lesers schwindet, aber die der Zeitungstiger ist nicht im Abnehmen begriffen. Die Macht der Presse können nörgelnde Outsider nicht ändern. Aber günstig beeinflussen kann sie der Leser und dazu beitragen, Schädlinge auszumerzen.

Zur richtigen Schätzung trägt vor allem eine genaue Kenntnis des Zeitungswesens bei, wie sie neuerdings in unübertroffener Weise in dem Bändchen ‚Das Zeitungswesen'* von Tony Kellen vermittelt wird. Kellen unterrichtet als anerkannter Fachmann über die Geschichte des Zeitungswesens, welche zu den jüngsten Zweigen der Spezialgeschichte gehört. Wir erfahren vom Nachrichtenwesen im Altertum, den römischen acta diurna, von den Berichten der mittelalterlichen Kaufleute, den periodischen geschriebenen Zeitungen, den fliegenden Relationen und Meßrelationen. Mit der Erfindung der Buchdruckerkunst zerstreuten sich die Flugblätter in die Länder. Durch die Post wurde der Vertrieb geregelt und verallgemeinert. Die geschriebene Zeitung mußte sogar, als der Zensur unerreichbar, verboten werden und hielt viel später, als die deutschen Blätter durch Napoleon geknebelt waren, wieder eine kurze Auferstehung. Zeitschriften tauchen auf und gehen in der gleichen Interessensphäre nebenher. Die französische Revolution wies auf die zweischneidige Macht dieses neuen Faktors der Volksstimme hin. Mit der Erklärung der Menschenrechte wurde auch die Preßfreiheit verkündet. Der Karlsbader Kongreß legte durch das Bundespreßgesetz der Entwicklung des deutschen Pressewesens einen starken Hemmschuh an, den die Bundesversammlung 1848 zurücknahm. Mit der Aufhebung der Zensur war die Bahn freigegeben. Die Zeitungen wurden die Organe der öffentlichen Meinung und der politischen Parteien.

Mehr als 10000 Zeitungen und Zeitschriften erscheinen heute in Deutschland, täglich etwa 1500 politische Zeitungen von 4000 im ganzen. Die Zahl der Zeitungen und Zeitschriften auf der ganzen Welt kann etwa mit 70000 angegeben werden.

Nach dieser reichhaltigen Darstellung der Geschichte und Gegenwart des Zeitungswesens, von der wir nur Andeutungen gemacht haben und worunter die katholische Presse besonders behandelt ist, geht Kellen auf die geistige und wirtschaftliche Bedeutung der Presse ein, die innere Organisation, den technischen Betrieb, auf die unmittelbar praktischen Fragen des Verkehrs von Publikum und Mitarbeitern mit Zeitungen und Zeitschriften usf. Dies kleine Kompendium unterrichtet so über den Stand der Presse in den verschiedenen Kulturländern bis ins einzelne mit einer Menge interessanter Einzelheiten, wie es dem praktischen Bedürfnis des literarischen Lebens dient. Trotz des detailreichen Inhaltes, von dem schon das sorgfältige Namen- und Sachregister einen Begriff gibt, ist der spröde Stoff in eine anregende Form gebracht.

W.

* Sammlung Kösel Nr. 17, geb. 1 M., Kösel, Kempten und München.

Bibliographische Genauigkeit. Jeder, der viel mit Büchern und Bücherzitaten zu tun hat, weiß ein Lied zu singen von der bibliographischen Ungenauigkeit. Es ist also nicht eine speziell bibliothekarische, sondern eine wichtige allgemeine literarische Angelegenheit, mit der sich ein vor kurzem in der ‚Zeitschrift für Bücherfreunde' (XII. 1908. S. 40—43) unter dem obigen Titel erschienener Aufsatz von dem Bibliothekar Dr. Christian Ruepprecht

in München befaßt, weshalb hier weitere Kreise darauf aufmerksam gemacht werden sollen. Denn es ist sicherlich nicht bloß Unachtsamkeit, sondern vielfach Unkenntnis der Bedingungen, auf die es bei bibliographischen Angaben ankommt, welche zu so schweren Verfehlungen und dadurch zu so großen Schäden führen können. Es muß nicht allein alles genannt werden, was zur vollen bibliographischen Kennzeichnung und Individualisierung einer Schrift gehört, sondern es muß das alles auch richtig gegeben werden. Im allgemeinen Interesse ist zu fordern, daß die Büchertitel so genau gebracht werden, daß sie ohne weitere Spezialkenntnisse von jedermann und zu jeder Zeit gelesen, in jeder bezüglichen Bibliographie und jedem ordentlichen alphabetischen Bibliothek-Kataloge ohne irgendwelche umständliche Nachforschungen gefunden werden können. Was ist nun zu diesem Zwecke notwendig? Um nur auf das Einfachste und deshalb Unerläßliche hinzuweisen, muß mitgeteilt werden: 1) der Name desjenigen, der die Schrift verfaßt hat, also der oder die Verfasser (richtig geschrieben!) mit dem nächsten Unterscheidungsmerkmal von anderen gleichen Familiennamen, d. i. dem oder den Vornamen, 2) der eigentliche Büchertitel, in dem ersten, allenfalls auch in weiteren Hauptteilen wortgetreu, was immer von Bedeutung, bei anonymen Werken oder solchen mit vielen Mitarbeitern, Sammelwerken oder Zeitschriften aber wesentlich ist, weil diese unter dem sachlichen Schlagwort (gewöhnlich dem ersten Hauptworte im Nominative, oder wenn kein solches da ist, dem ersten Hauptworte oder Worte überhaupt) verzeichnet sind. (Eine Ausgabe oder Übersetzung des Nibelungenliedes beispielsweise nicht unter dem Herausgeber oder dem Übersetzer, sondern: Nibelungenlied, herausgegeben oder übersetzt von . . .; dagegen einer Schrift über das Nibelungenlied unter dem Namen des Verfassers derselben); 3) das Erscheinungsjahr, oder wenn dasselbe nicht genau bekannt ist, jedenfalls eine beiläufige Zeitangabe (aber, wie alles, was nicht auf dem Titelblatt steht, in Klammern, was unsicher ist, mit Fragezeichen. Die Erscheinungszeit ist für alle bibliographische Untersuchungen grundlegend, um so mehr, als man mit deren Hilfe im Notfall leicht das Fehlende ergänzen kann); 4) bei allen Schriften, welche nicht selbständig für sich, sondern in einem anderen Werke (Zeitschrift, Sammelwerk, Festschrift) erschienen, auch der Titel und Teil des letzteren, weil dieselben sonst großenteils nur sehr schwer oder überhaupt nicht herauszubringen sind. Nicht allzu selten muß man solche Nachforschungen nach vielleicht langwierigen, vergeblichen Versuchen schließlich einfach aufgeben, die im anderen Falle im Handumdrehen zu erledigen wären. Soviel zum allgemeinen! Wenn besondere Ausgaben oder Übersetzungen, eine bestimmte Auflage oder sonst Spezielles gemeint ist, muß das natürlich vermerkt werden; schwierigere Titel, vorzüglich von seltenen Büchern, sind noch eingehender zu beschreiben. Um gegen diese Gesetze der bibliographischen Genauigkeit nicht zu verstoßen, muß man sich bei all diesen Fragen der peinlichsten Gewissenhaftigkeit befleißigen und nichts weiter verbreiten, bevor man es auf seine Richtigkeit hin geprüft bezw. ergänzt hat. Das gilt in hervorragendem Maße bei den Bücherbestellungen an unseren Bibliotheken. ‚Meines Erachtens', sagt E. Bernheim in seinem Lehrbuch der historischen Methode 3. Aufl. 1903 S. 253, ‚hat man nicht das Recht, die Zeit anderer Leute für seine Nachlässigkeiten in Anspruch zu nehmen.'

* *

Sozialismus für Millionäre. Von Bernard Shaw. Deutsch von Gustav Landauer. Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt.

Die Tendenz dieses zwischen Scherz und Ernst schillernden Essays besteht darin, daß die Millionäre ihren Überfluß nicht für Wohlfahrts-Institutionen und Almosen, sondern — für die Schaffung neuer Bedürfnisse verwenden sollen; denn der Mann, der aus dem Luxus von gestern das Bedürfnis von heute mache, sei ein ebenso großer Wohltäter, wie derjenige, der bewirke, daß zwei Scheffel Weizen wachsen, wo früher nur einer wuchs. Ich bekenne meine Inkompetenz in dieser Frage schon darum, weil ich nicht herausgefunden habe, wo der Scherz aufhört und der Ernst anfängt; vielleicht ist das die Schuld des Übersetzers, welcher Satzmonstra wie das folgende bildet:

‚Daher haben wir unsere Überwachungsgesellschaften unter allen möglichen Namen, die für alle möglichen Reformen kämpfen — Reform der Sittlichkeitsgesetze, Reform der Grundeigentumseinrichtungen, Reform der Irrengesetzgebung, Reform der (ungeschriebenen) Kleidergesetze und dergleichen, und ihre Mitglieder werden als Störenfriede, schrullenhafte und unmögliche Personen von der besten Gesellschaft des Landes denunziert, gemieden und verunglimpft, denn wir müssen diese distinguierte Stellung denen zugestehen, die trotz all unseren unverbesserten Einrichtungen eine maßgebende Stellung in der Gesellschaft erobert haben, und für die schon das Wort ‚Überwachung‘ nicht den ‚Preis der Freiheit‘ bedeutet, sondern die unbestimmte Androhung einer Einmischung in die heimlichen Vorkehrungen, durch die unsere unmöglichen Institutionen für kluge Leute mit Scheckbüchern auf die Stufe der praktischen Erfordernisse ihrer wirklichen Moral gebracht werden.‘

Wenn wirklich Kürze des Witzes Seele ist, handelt es sich hier vermutlich um eine unendlich ernsthafte Stelle.

-r.

Die Liebe und die Frauen. Von Dr. Helene Stöcker, Bruns, Minden i. W. 2 Mk., geb. 2,50 Mk.

Dies Buch handelt vom Recht auf die Liebe. Es enthält 21 in verschiedenen Zeitschriften erschienene Aufsätze (1897—1905) der bekannten linksradikalen Frauenrechtlerin. ‚Wäre der Mann‘, so sagt H. Stöcker Seite 14, ‚etwas absolut Höheres, wir hielten's nicht aus, nicht Mann zu sein: folglich ist der Mann nichts absolut Höheres. Diesen Nietzscheschen Götterschluß zogen auch wir‘ und weiter: Damit, daß ‚Gott‘, die ‚absulute Wahrheit‘, das ‚Absolute‘ überhaupt fiel: damit fiel auch die absolute Überlegenheit des Mannes. Nach ihr hat die Frau das Recht auf gänzlich freie geistige Entwicklung und wirtschaftliche Unabhängigkeit, ebenso selbstverständlich und notwendig auf Liebe, Ehe und Kind. Der Mann der Zukunft, dessen bessere Erziehung (Reform des Sittlichkeitsbegriffes) der eigentliche Kern der Frauenfrage ist, erkennt die Frauenrechte an, und wenn die Menschheit sich bisher in zwei feindliche Lager spaltete: Mann und Weib, Vernunft und Sinnlichkeit, so werden sie sich nun zu neuem schönen Bunde, in einer höheren Harmonie vereinigen. Die der Ehe der Zukunft drohenden innern und äußeren Konflikte werden nicht geleugnet, aber auch nicht überzeugend gelöst, so gewandt es auch auf Grund Nietzscheicher Weltanschauung und unter Zuhilfenahme des Übermenschen: ‚Wer auf eine durch starke Liebe veredelte und beglückte Menschheit hofft, muß mit Jahrtausenden . . . rechnen‘, versucht wird. Christentum, Kirche, der ideale christliche Ehebegriff, sind ungekannt oder unverstanden, daher die Urteile darüber oberflächlich, leichtfertig: Die Kirchenväter haben dem Weibe die Seele abgesprochen, die Kirche predigt Lebensverneinung. Um die Mutter Gottes von der Erbsünde freisprechen zu können, hat man sie zur jungfräulichen Mutter

umgeschaffen. Die Kirche hat seit Jahrhunderten nur ein Mittel gegen die Leidenschaften gehabt: Die Kastration. Dem ernsten, gereiften Leser mag der Blick in die Geisteswerkstätte der begabten und temperamentvollen Frau und in das Programm ihrer Gesinnungsgenossinnen Interesse gewähren. E. Ernst.

Der Sonne zu. Lieder von Richard Kranz. 35 Seiten. Oskar Hellmann, Jauer i. Schl.

Das Beste in diesem Bändchen ist hervorgegangen aus einem sehr lebhaften und ursprünglichen Mitgefühl für Naturvorgänge. Hier zeigt sich Kranz im Besitze einer Fähigkeit, die, nachdem sie den breiteren Massen fast ganz abhanden gekommen war, zunächst ästhetizistisch verzärtelt wieder auftauchte und erst in der letzten Zeit an urwüchsiger Kraft zunahm. Urwüchsig, wahr und schlicht erscheint sie auch bei Kranz, so schlicht, daß sie manchmal herb, ja den Raffinierten banal erscheinen mag. Aber es stehen doch auch Strophen da, die den Fortschritt an rhythmischer Kraft und Harmonie dartun und mit Spielerei nichts zu tun haben, in denen das malerische und das musikalische Element sich zu prächtiger Anschaulichkeit vereinen.

M. Behr.

Felix Mendelssohn-Bartholdy. Von Ernst Wolf. (Berlin.)

Dies Buch ist eine erfreuliche Erscheinung. Spricht doch aus ihm die liebevolle Hingabe des Verfassers an einen Meister, der, obgleich von unserer Zeit zurückgesetzt, dennoch ein großer Künstler war, einer der Meister, bei denen die Auffassung ihrer Kunst identisch war mit einer hohen, sittlichen Lebensauffassung. Die Darstellung ist trotz des nicht bedeutenden Umfanges des Buches eine gründliche und umfassende und bringt zugleich ein Fülle unbekannten und interessanten Stoffes. Klar und einfach, ohne jede überschwenglichkeit geschrieben, läßt uns das Buch das Bild des Meisters in seiner edlen Eigenart empfinden, daß wir es lieb gewinnen müssen. Hoffentlich trägt es dazu bei, an die Stelle der heutigen Unterschätzung des Meisters eine gerechte Bewertung treten zu lassen.

Dr. Fritz Volbach.

Unsere Kunstbeilagen.

Die Kunstbeilagen unseres Steinleheftes wollen das Bild der Kunst sowohl des ‚Nazareners' als des Romantikers Edward von Steinle, das in den Artikeln dieses Heftes von Justizrat Dr. A. M. Ritter von Steinle, Rudolf Klein und Heinrich Ritter von Wörndle nach seinen verschiedenen Seiten entworfen wird, durch die Anschauung vervollständigen. Die Art des religiösen Malers zeigt sich mehr episch in der figurenreichen Komposition der ‚Auferweckung der Tochter des Jairus', wo die stoffliche Erzählung die monumentale Gliederung überwiegt, wie in ‚Margareta von Cortona'. Monumental in einfacher, schlichter Größe und edler Hoheit der Form verkörpert sich der seelische Gehalt in dem Bilde ‚Heimsuchung Mariä'. Der Poet, Kunst- und Gesinnungsgenosse der romantischen Dichter, besonders Brentanos, zeigt sich in den Bildern zum ‚Märchen vom Rhein und dem Müller Radlauf', ‚Schneeweißchen und Rosenrot', in den Illustrationen des Parzivalzyklus und zu Shakespeare, in ‚Wolfram von Eschenbach', schließlich in der romantischen Stimmungswelt des ‚Violinspielers' und des ‚Türmers'. Das elegische Blatt, ‚Der Winter', zeigt den greisen Künstler selber im Atelier, sein Lebenswerk überdenkend, dem der Gekreuzigte und der malende Engel Programm und Bekrönung ist.

Von unseren drei Schlußvignetten nach Steinle ist ‚nulla fides' eine Zeichnung von Steinle selbst, während die beiden andern für Strichätzung umgezeichnet sind nach Steinles Entwürfen zu Standarten für Goethes hundertjährigen Geburtstag. Sie stellen dar: Goethes Geburt: Das Kind wird durch einen Adler zur Erde getragen; und Goethes Apotheose: der Dichter wird auf einem Greif emporgetragen.

Herausgeber und verantwortlicher Chefredakteur: Karl Muth, München-Solln.
Mitleiter für Musik: Univ.-Musikdirektor Prof. Dr. Fritz Volbach, Tübingen.
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.

Nachdruck sämtlicher Beiträge im Hauptteil untersagt. Der Nachdruck aus den Rubriken Hochland-Echo und Rundschau nur bei genauester Quellenangabe gestattet.

Buchleinenband von Jos. Mösel